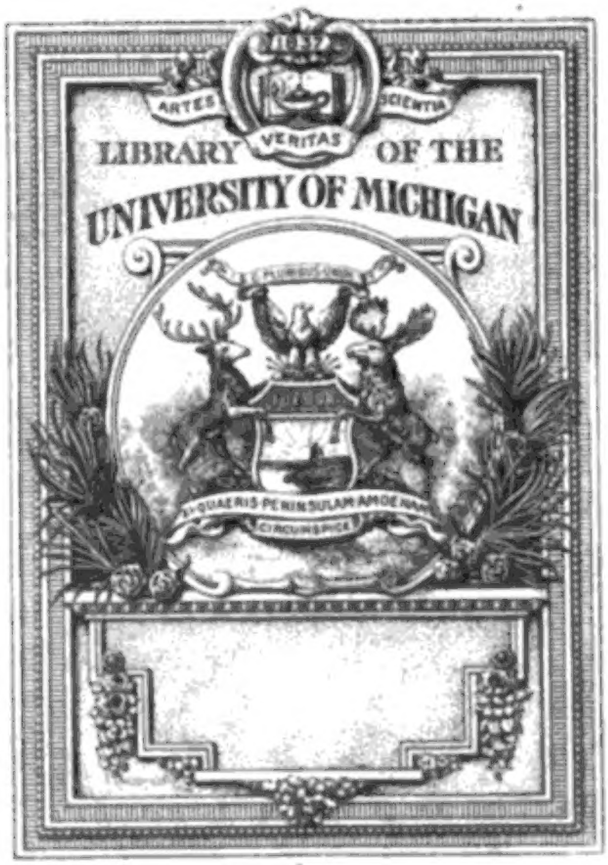
Euphorion

August Sauer, Georg Stefansky, Hermann ...



Digitized by Google

805
D53

Digitized by Google

Digitized by Google

Euphorion

95562

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Fünfter Band

Jahrgang 1898.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1898

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der k. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme

Digitized by Google

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Seite

Die Formen des Refrains. Von Richard M. Meyer 1

Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen. IV. Aller Praktik Großmutter.

1. Vorbemerkungen 25
2. Zur Kalender- und Praktiken-Litteratur des 16. Jahrhunderts . . 26
3. Die scherzhaften Praktiken vor Nas und Fischart 37
4. Die Praktik von Johannes Nas 226
5. Die verschiedenen Ausgaben der Praktik Fischarts 234
6. Fischarts Praktik in beiden Fassungen und deren Quellen . . 237
7. Die Nachwirkung von Fischarts Praktik 253

Zur Geschichte der Straßburger Schulkomödie. Von Adolf Schmidt 48

Ungedrucktes von Abraham Gotthelf Kästner. Mitgeteilt von Moritz Heyne . 63

Wielands Hymne auf die Sonne. Von Bernhard Seuffert 80

Karl Philipp Moritz in Hannover. Ein Beitrag zur Kritik des Anton Reiser. Von Oskar Ulrich 87. 290

Metapher und Subjektivität. Von Emil Stern 217

Frischlins Beziehung zu Graz und Laibach. Von Bernhard Seuffert 257

Die Quellen von Wielands „Musarion". Von J. R. Asmus 267

Ein Jugendgedicht von J. A. Leisewitz. Mitgeteilt von Oskar Ulrich 310

Zu „Don Carlos". Von Otto Harnack 314

Methode und Schablone. Von Johannes Niejahr 433

Höhere Kritik und höhere Kritiklosigkeit. Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus 461

Zur Faustsage. Von Adolf Hauffen 468

Zum Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Von Rudolf Wolkan 470

Zur Lebensgeschichte Joh. Michael Moscheroschs. Von Carl Obser 471

Aus dem Nachlaß der Sophie von La Roche. Briefe von Arndt, G. Forster, W. Heinse, W. von Humboldt, Just. Moeser, C. F. von Moser, G. Konr. Pfeffel und Seume. Herausgegeben von Robert Hassencamp . . 475

Zwei ungedruckte Briefe Goethes. Mitgeteilt von Carl Scherer 502

Ein ungedruckter Brief August Wilhelm von Schlegels an Schleiermacher. Mitgeteilt von Gertrud Bäumer 505

Digitized by Google

Seite

Hermann Wolfrum. (Zu Heine und Börne.) Mitgeteilt von Anton Wallner . 512
Fallmerayer in Wien 1846. Von Julius Jung 529
Zu Halms Gedicht „Die Brautnacht". Von Johannes Bolte 534
Deutsche Litteratur in Schwaben. Von Wilhelm Lang 659
Kleine Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte. Mitgeteilt von Heinrich Borkowski 669
I. Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft 669
II. Opitiana 678
III. Ein Brief A. von Kotzebues an den Buchhändler Nicolovius in Königsberg 679
Friedrich der Große, Prinz Heinrich und Rabener. Von Daniel Jacoby . . 681
Zur Geschichte von Mendelssohns Phädon. Von Jacob Keller 685
Goethes Naturteleologie. Von Paul Nikolaus Cossmann 694
Faustanalekten. Von Veit Valentin 705
Friedrich Hebbel und Arnold Schloenbach. Von Ludwig Loeffler 720

Miscellen.

Zu Goethe-Jahrbuch 15, 236. Von Heinrich Funck 106
Zu Lessings „Emilia Galotti". Von Richard Rosenbaum 107
Zur Romanze vom Grafen Alarcos. Von Richard Rosenbaum 108
Zu E. T. A. Hoffmann. Von Georg Ellinger.
I. Drei Briefe Hoffmanns 109
II. Zum Texte von Lortzings Waffenschmied 114
Der Name Börne. Von Richard M. Meyer 317
Die Biebricher Steine. Von Richard M. Meyer 318
Zu den Schauspielen der englischen Komödianten. Von Rudolf Schlösser . . 536
Kleine Lessingstudien.
1. Eine irrtümlich Lessing zugeschriebene Parodie von Kästner. Von Carl Scherer 537
2. Eine verschollene Recension über Lessings Miß Sara Sampson. Von Richard Rosenbaum 538
3. Zu einem Stammbuchverse Lessings. Von Emil Horner 540
Zu Nicolais Volksliedern. 1. Von Richard Maria Werner. 2. Von Richard Rosenbaum 540
Heines Konversion. Von Hans Hofmann 658
Georg Nigrinus' „Papistische Inquisition" 1582. Von Adolf Hauffen . . . 724
Amor und Tod. Von J. Bolte, August Sauer und Emil Horner 726

Recensionen und Referate.

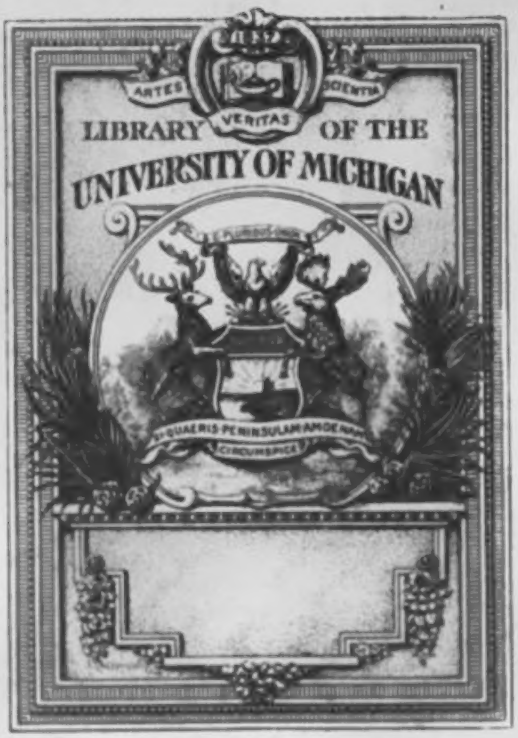
(Mit Einschluß der in der Bibliographie besprochenen Werke.)

Anwand C., Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz . 419
Arneth A. Ritter von, Johann Freiherr von Weissenberg 394
Arnold, Tadeuß Kosciußko in der deutschen Litteratur 647

Digitized by Google

Seite
Barewicz, Goethes Naturgefühl 417
Barnstorff, Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Litteratur (Spiridion Wukadinović) 114
Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848 (Julius Jung) 388
Benezé, Sagen- und litterarhistorische Untersuchungen Nr. 1 und 2 . . . 410
Berzeviczy, Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungarischen Edelmanns im vorigen Jahrhundert 391
Betz, Heine in Frankreich (Ernst Elster) 335
Betz, Heinrich Heine und Alfred de Musset (Oskar F. Walzel) 788
Biach, Biblische Sprache und biblische Motive in Wielands Oberon . . . 421
Bischoff Th. und August Schmidt, Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens (F. Spina) 329
Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Erster Band (Georg Witkowski) 774
Binder, Erinnerungen an Emilie Linder (Reinhold Steig) 572
Bischoff, Ludwig Tieck als Dramaturg (Richard Rosenbaum) 784
Bobé, Efterladte papirer fra den Reventlowske familiekreds i tidsrummet 1770—1827 (Albert Leitzmann) 575
Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert (Rudolf Schlösser) 123
Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Fünfte Auflage 374
Breitner, Litteraturbilder Fin de Siècle. II. 383
Buchheim, Heines Lieder und Gedichte 423
Conrad, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter (Oskar F. Walzel) . . 570
Drechsler, Wenceel Scherffer und die Sprache der Schlesier (H. Wunderlich) 320
Drobisch, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Grundlage (Hugo Spitzer) 643
Ehrlich, Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke 415
Eleutheropulos, Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft (Hugo Spitzer) 565
Fischer H., Erinnerungen an Johann Georg Fischer 422
Frey, Briefe J. V. von Scheffels an Schweizer Freunde 426
Fromm, Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling 644
Geiger, Michael Sachs und Moritz Veit. Briefwechsel 393
Gervinus' Leben (Robert F. Arnold) 160
Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Auflage. 16. und 17. Heft 374
Goethe und Maria Paulowna. Zum 24. Juni 1898 834
Grasberger, Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels (J. W. Nagl) . . 117
Griesbach, Weltlitteraturkatalog eines Bibliophilen 398
Hagen, Die Verschwörung gegen Venedig. Tragödie in 5 Akten von Thomas Otway. Ins Deutsche übertragen 360

Digitized by Google



Digitized by Google

Euphorion

45312

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Fünfter Band

Jahrgang 1898.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1898

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der k. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme

Digitized by Google

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Seite

Die Formen des Refrains. Von Richard M. Meyer 1

Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen. IV. Aller Praktik Großmutter.

1. Vorbemerkungen 25
2. Zur Kalender- und Praktiken-Litteratur des 16. Jahrhunderts . . 26
3. Die scherzhaften Praktiken vor Nas und Fischart 37
4. Die Praktik von Johannes Nas 226
5. Die verschiedenen Ausgaben der Praktik Fischarts 234
6. Fischarts Praktik in beiden Fassungen und deren Quellen . . 237
7. Die Nachwirkung von Fischarts Praktik 253

Zur Geschichte der Straßburger Schullomödie. Von Adolf Schmidt 48

Ungedrucktes von Abraham Gotthelf Kästner. Mitgeteilt von Moritz Heyne . 63

Wielands Hymne auf die Sonne. Von Bernhard Seuffert 80

Karl Philipp Moritz in Hannover. Ein Beitrag zur Kritik des Anton Reiser. Von Oskar Ulrich 87. 290

Metapher und Subjektivität. Von Emil Stern 217

Frischlins Beziehung zu Graz und Laibach. Von Bernhard Seuffert 257

Die Quellen von Wielands „Musarion". Von J. M. Asmus 267

Ein Jugendgedicht von J. A. Leisewitz. Mitgeteilt von Oskar Ulrich 310

Zu „Don Carlos". Von Otto Harnack 311

Methode und Schablone. Von Johannes Niejahr 433

Höhere Kritik und höhere Kritiklosigkeit. Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus 461

Zur Faustsage. Von Adolf Hauffen 468

Zum Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Von Rudolf Wolkan 470

Zur Lebensgeschichte Joh. Michael Moscheroschs. Von Carl Obser 471

Aus dem Nachlaß der Sophie von La Roche. Briefe von Arndt, G. Forster, W. Heinse, W. von Humboldt, Just. Moeser, E. F. von Moser, G. Conr. Pfeffel und Semme. Herausgegeben von Robert Haffencamp . . 475

Zwei ungedruckte Briefe Goethes. Mitgeteilt von Carl Scherer 502

Ein ungedruckter Brief August Wilhelm von Schlegels an Schleiermacher. Mitgeteilt von Gertrud Bäumer 505

Digitized by Google

Seite
Hermann Wolfrum. (Zu Heine und Börne.) Mitgeteilt von Anton Wallner . 512
Fallmerayer in Wien 1846. Von Julius Jung 529
Zu Halms Gedicht „Die Brautnacht". Von Johannes Bolte 534
Deutsche Litteratur in Schwaben. Von Wilhelm Lang 659
Kleine Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte. Mitgeteilt von Heinrich Borkowski 669
I. Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft 669
II. Opitiana 678
III. Ein Brief A. von Kotzebues an den Buchhändler Nicolovius in Königsberg 679
Friedrich der Große, Prinz Heinrich und Rabener. Von Daniel Jacoby . . 681
Zur Geschichte von Mendelssohns Phädon. Von Jacob Keller 685
Goethes Naturteleologie. Von Paul Nikolaus Cossmann 694
Faustanalekten. Von Veit Valentin 705
Friedrich Hebbel und Arnold Schloenbach. Von Ludwig Laistner 720

Miscellen.

Zu Goethe Jahrbuch 15, 236. Von Heinrich Funck 106
Zu Lessings „Emilia Galotti". Von Richard Rosenbaum 107
Zur Romanze vom Grafen Alarcos. Von Richard Rosenbaum 108
Zu E. T. A. Hoffmann. Von Georg Ellinger.
I. Drei Briefe Hoffmanns 109
II. Zum Texte von Lortzings Waffenschmied 114
Der Name Börne. Von Richard M. Meyer 317
Die Brüder Heine. Von Richard M. Meyer 318
Zu den Schauspielen der englischen Komödianten. Von Rudolf Schlösser . . 536
Kleine Lessingstudien.
1. Eine irrtümlich Lessing zugeschriebene Parodie von Kästner. Von Carl Scherer 537
2. Eine verschollene Recension über Lessings Miß Sara Sampson. Von Richard Rosenbaum 538
3. Zu einem Stammbuchverse Lessings. Von Emil Horner 540
Zu Nicolais Volksliedern. 1. Von Richard Maria Werner. 2. Von Richard Rosenbaum 540
Heines Verwerfen. Von Hans Heinmann 658
Georg Rigrinus' „Paynesche Inquisition" 1582. Von Adolf Hasenclever . . . 721
Amor und Tod. Von J. Bolte, August Sauer und Emil Horner 726

Recensionen und Referate.

(Mit Ausnahme der in der Bibliographie besprochenen Werke.)

Anwand C., Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz . . 419
Arneth A. Ritter von, Johann Freiherr von Wessenberg 391
Arnold, Tadeusz Kosciuszko in der deutschen Litteratur 617

Digitized by Google

Seite

Barcwicz, Goethes Naturgefühl 417
Barnstorff, Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Litteratur (Spiridion Wukadinović) 114
Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848 (Julius Jung) 388
Benezé, Sagen und litterarhistorische Untersuchungen Nr. 1 und 2 . . . 410
Berzeviczy, Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungarischen Edelmanns im vorigen Jahrhundert 391
Betz, Heine in Frankreich (Ernst Elster) 335
Betz, Heinrich Heine und Alfred de Musset (Oskar F. Walzel) 788
Biach, Biblische Sprache und biblische Motive in Wielands Oberon . . . 421
Bischoff Th. und August Schmidt, Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens (F. Spina) 320
Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Erster Band (Georg Witkowski) 771
Binder, Erinnerungen an Emilie Linder (Reinhold Steig) 572
Bischoff, Ludwig Tieck als Dramaturg (Richard Rosenbaum) 781
Bobé, Efterladte papirer fra den Reventlowske familiekreds i tidsrummet 1770—1827 (Albert Leitzmann) 575
Bolte, Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert (Rudolf Schlösser) 123
Brandes, Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Fünfte Auflage 374
Breitner, Litteraturbilder Fin de Siècle. II. 383
Buchheim, Heines Lieder und Gedichte 423
Conrad, Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter (Oskar F. Walzel) . . 570
Drechsler, Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier (H. Wunderlich) 320
Drobisch, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Grundlage (Hugo Spitzer) 613
Ehrlich, Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke 415
Eleutheropulos, Kritik der reinen rechtlich gesetzgebenden Vernunft (Hugo Spitzer) 565
Fischer H., Erinnerungen an Johann Georg Fischer 422
Frey, Briefe J. V. von Scheffels an Schweizer Freunde 426
Fromm, Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling 644
Geiger, Michael Sachs und Moritz Veit. Briefwechsel 393
Gervinus' Leben (Robert F. Arnold) 160
Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Auflage. 16. und 17. Heft 374
Goethe und Maria Paulowna. Zum 24. Juni 1898 831
Grasberger, Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels (J. W. Nagl) . . 117
Griesbach, Weltlitteraturkatalog eines Bibliophilen 398
Hagen, Die Verschwörung gegen Venedig. Tragödie in 5 Akten von Thomas Otway. Ins Deutsche übertragen 360

Seite

Hamerling R., Ungedruckte Briefe 423
Hartmann, Uhlands Tagbuch 1810—1820 (Ernst Müller) 787
Hase C. B., Briefe von der Wanderung und aus Paris. Herausgegeben von O. Heine (Robert F. Arnold) 332
Hassencamp, Der Düsseldorfer Philosoph F. H. Jacobi und sein Heim in Pempelfort 835
Heinemann, Goethe (Georg Witkowski) 569
Herchner, Die Cyropädie in Wielands Werken (Gustav Wilhelm) 754
Heyck, Die allgemeine Zeitung 1798—1898 399
Hoffmann Adalbert, Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge. Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner 378
Hoffmann Adalbert, Goethe in Breslau und Oberschlesien und seine Werbung um Henriette von Lüttwitz 650
Hörmann, Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektlitteratur (J. W. Nagl) 119
Hottenroth, Handbuch der deutschen Tracht (Adolf Hauffen) 115
Jagić, Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslaven 819
(Jeitteles A.), Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter . . . 836
Kämmel, Christian Weise 167
Kegel, Oberschlesien in der Dichtung 379
Kern, Kleine Schriften. Zweiter Band 635
Köhler, Volkslieder von der Mosel und Saar. 1. Band (Adolf Hauffen) . 738
Köster, Der Dichter der Geharnischten Venus (Max Rubensohn) 546
Kraus, Schwäbische Litteraturgeschichte (Wilhelm Lang) 659
Legras, Henri Heine poète (Oskar F. Walzel) 149
Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen (Eugen Guglia) 331
Leitzmann, Jugendbriefe Alexander von Humboldts an W. G. Wegener (Oskar F. Walzel) 569
Linden A. von der, Das Heinegrab auf dem Montmartre 421
Lorenz, Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts (Richard M. Meyer) 573
Ludwigs Werke. Herausgegeben von V. Schweizer 653
Macropedius, Rebelles und Aluta. Herausgegeben von J. Bolte (Daniel Jacoby) 543
Meiser, Die Reform des Schulwesens im Kurfürstentum Mainz unter Emmerich Joseph (1763—1774) 167
Meiser, J. J. F. Steigentesch's „Abhandlung von Verbesserung des Unterrichtes der Jugend in den Kurfürstlich Mainzischen Staaten 1771". . 167
Milchsack, Historia D. Johannis Fausti des Zauberers (Georg Witkowski) 741
Mollat, Reden und Redner des ersten deutschen Parlamentes (H. Wunderlich) 344
Muralt, Lettres sur les Anglais et les Français. Herausgegeben von C. von Greyerz (R. M. Meyer) 753

Digitized by Google

Seite

Raſſen, Neue Heine-Funde 424
Ratzmer, Die Jugend Zinzendorfs (Rudolf Fürſt) 134
Rietzki M., Heinrich Heine als Dichter und Menſch (Rudolf Fürſt) . . . 142
Oppenheimer, Detlev von Liliencron. Äſthetiſche Studie 652
Pataky Sophie, Lexikon deutſcher Frauen der Feder (Richard Roſenbaum) 631
Paul, Deutſches Wörterbuch (H. Wunderlich) 733
Paulus, Kaſpar Schatzgeyer (Johann Loſerth) 801
Petzold, Hölderlins Brot und Wein 419
Raatz, Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken (Valentin Pollak) 346
(Rebmann), Der Leipziger Student vor hundert Jahren 415
Renſchild, Aus einer oberſchleſiſchen Kleinſtadt 388
Rentſch, Lucianſtudien (Richard Roſenbaum) 126
Riehemann, Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droſte-Hülshoffs Dichtungen. Zweiter Teil 651
Rückerts Werke. Herausgegeben von G. Ellinger 425
Schleſinger, Johann Rautenſtrauch 420
Schloſſar, Briefwechſel zwiſchen Erzherzog Johann Baptiſt von Öſterreich und Anton Graf von Prokeſch-Oſten 824
Schlöſſer, Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und ſeine Werke (Richard Maria Werner) 320
Schlöſſer, Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne (Franz Spina) 704
Schneider, Spaniens Anteil an der deutſchen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (Wolfgang von Wurzbach) 815
Schopenhauers Geſpräche und Selbſtgeſpräche. Herausgegeben von E. Grieſebach 405
Schrötter und Thiele, Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie (Rudolf Fürſt) 760
Schüddekopf, Briefwechſel zwiſchen Gleim und Heinſe. Erſte Hälfte (Rudolf Schlöſſer) 144
Stenzel K. G. W., Guſtav Adolf Harald Stenzels Leben (O. Weber) . . 792
Streuli, Thomas Carlyle als Vermittler deutſcher Litteratur und deutſchen Geiſtes (Rudolf Fürſt) 588
Tetzner, Dainos. Litauiſche Volksgeſänge (Adolf Hauffen) 540
Thalmayr, Goethe und das klaſſiſche Altertum (Johannes Niejahr) . . . 778
Thon, Die Grundprinzipien der Kantſchen Moralphiloſophie in ihrer Entwicklung (Hugo Spitzer) 327
Tobler, Aus Profeſſor Samuel Schnells Jugendzeit 651
Warkentin, Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Fauſtdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts (Emil Horner) 551
Wegele, Vorträge und Abhandlungen 819
Weilen A. von, Geſchichte des Wiener Theaterweſens von den älteſten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater. 1.—2. Heft 401

Digitized by Google

Seite

Wolff E., Goethes Leben und Werke (Georg Witkowski) 769
Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen (Adolf Hauffen) 735
Wrangel, Sveriges litterära förbindelser med Holland särdeles under 1600-talet 319
Zarncke, Kleine Schriften. 2. Band 385
Zeller, Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß (Friedrich Jodl) 347

Neue Erscheinungen zur Volkskunde (Adolf Hauffen) 735
Bericht über die während des Jahres 1897 in Amerika veröffentlichten Aufsätze über deutsche Litteratur (Max Koll) 356

Bibliographie. Mit Unterstützung von Rudolf Fürst, Adolf Hauffen, Julius Jung, Johann Krejčí, Johann Loserth, Richard M. Meyer, Gideon Petz, Richard Rosenbaum, C. Senil, Bernhard Seuffert, Hugo Spitzer und Wolfgang von Wurzbach bearbeitet von August Sauer.
1. Zeitschriften 168. 361. 591. 795
2. Bücher 373. 631. 814
Nachrichten 216. 429. 651. 838
Gesellschaft für deutsche Litteratur (R. Rosenbaum) 430. 657. 845

Nekrologe.

Franz Xaver Wegele (Bernhard Seuffert) 429
Alexander von Liezen-Mayer (Ludwig Fränkel) 656
Jacob Bachtold (Erich Schmidt) 838

Berichtigungen und Nachträge 431. 657. 845

Register. Von Franz Spina 846

Digitized by Google

Die Formen des Refrains.

Von Richard M. Meyer in Berlin.

Wie völlig unsere Metrik — von den Arbeiten auf altgermanischem Boden abgesehen — trotz aller scheinbaren Rührigkeit thatsächlich stagniert, zeigt sich vielleicht nirgends deutlicher als in der Lehre vom Refrain. Noch immer fährt man fort, den Kehrreim als eine willkürliche Spielerei, als einen Anhang ohne Bedeutung zu behandeln; und selbst der Einzige, der sich von dieser Auffassung frei gemacht hat, Minor, erklärt ihn (Neuhochdeutsche Metrik S. 392) doch immer noch bloß für ursprünglichen Zuruf der Menge zum Gesang des Vorsängers. Meine Theorie, daß es gerade umgekehrt stehe, hat niemand auch nur einer Nachprüfung gewürdigt. Ich suchte in meinem Aufsatz über den Refrain (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1, 34) darzuthun, daß gerade der ursprünglich wesentliche Teil, der naive Gefühlsausbruch, im Refrain fortlebt, daß hier sich zuerst ein wirklicher Rhythmus festigte und dann erst die gleichsam interpretierende Zwischenrede des Einzelnen diesem Rhythmus angeglichen wurde. Ich suchte dann weiter in meinen Grundlagen des mittelhochdeutschen Strophenbaues (Quellen und Forschungen 58) die centrale Stellung, die der Refrain in der Entwicklung des Strophenbaues einnimmt, empirisch aufzuweisen und in meiner Altgermanischen Poesie (S. 340 f.) auch für eine refrainarme Kunstdichtung seine Bedeutung zu erhärten. All diese Bemühungen wurden nicht, wie ich hoffte, weitergeführt, auch nicht, wie ich für möglich hielt, als irrig abgewiesen, sondern sie verhallten unbemerkt: ich schlug mich, wie Annette von Droste gern schreibt, in einer leeren Straße. Höchstens zog ich mir spitze Vorwürfe über unwissenschaftliche Hypothesen zu. Betrübt zog ich, laeso sed invicto militi wenigstens in diesem Punkt vergleichbar, meines Weges ohne Begleitung fort. Und da trifft sie plötzlich ein, aber von ganz andern Pfaden her.

Nachdem aus der Philosophie, Ethnologie, Zoologie heraus sich Werke wie Grosses „Anfänge der Kunst“ und Groos' „Spiele der Thiere“ meinen Anschauungen genähert hatten, kommt glücklich die Vollendung — aus der Nationalökonomie. Die glänzende Untersuchung von K. Bücher „Arbeit und Rhythmus“ (Abhandlungen der philosophisch-historischen Classe der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften 17, 5; S. Hirzel, Leipzig 1896) bestätigt vollauf meine Vermutungen, daß der „sinnlose Refrain“ älter ist als die Texte (z. B. S. 72), daß die Rhythmisierung nicht aus der Sprache kam, sondern von außen her gewonnen ward (S. 77). Freilich bringt sie auch sehr viel neues: das grundlegende Aperçu von der Bedeutung der „Arbeit“ für die rhythmische Form (S. 80 f.), die wichtige Annahme von der vermittelnden Wirkung der Arbeitsgeräusche (S. 81) und genug sonst noch; für mich aber war es die Hauptsache, daß sie den vielverkannten Kehrreim endlich und, wie ich denke, unwiderruflich in seine historischen Rechte einsetzte.

Man verzeihe, wenn ich hier etwas viel von eigenen Arbeiten gesprochen habe und glaube mir, daß es mir viel lieber ist, wenn das Andere thun. Aber ich habe so lange auf Bestätigungen warten müssen, daß ich sie nun auch feiern will. Im übrigen will ich auf das Problem des Ursprungs der Poesie für diesmal gar nicht weiter eingehen, vielmehr einen systematischen Versuch von möglichster „Exaktheit“ über die Formen des Refrains unternehmen.

Eine genaue Eintheilung der vorkommenden Refrainformen scheint mir noch nirgends versucht. In der Regel unterscheidet man nur den „sinnlosen“ vom „verständlichen“ Refrain oder wie sich Minor a. a. O. besser ausdrückt, Ton- und Wortkehrreim; wobei sich dann für den ersteren Unterabteilungen nach der Art des nachgeahmten Schalls ergeben (ebenda). Für den Wortkehrreim hebt man dagegen höchstens die Verschiedenheiten der Ausdehnung hervor (ebenda). Nur gestreift wird ein viel wichtigerer Punkt: die losere oder engere Verbindung mit der Strophe und, damit untrennbar verbunden, seine größere oder geringere Wandelbarkeit. Auch hierüber sagt Minor (S. 395) noch das beste, während die „praktischen Poetiken“ nur etwa versichern: „eine Änderung des Kehrreims kann eintreten“ (Kleinpaul Poetik, 9. Auflage S. 66) oder: „dies ganz freie, zwanglose Stimmungsmittel spielt in der Kunstdichtung als steifer Zeremonienmeister des Strophenganges eine große Rolle“ (Borinski Deutsche Poetik S. 92). Der wortreiche Gottschall verweist (Poetik 5. Auflage 2, 35) wohl auf A. W. Grubes interessanten Versuch, dem Gebrauch des Kehrreimes bei verschiedenen Dichtern individuelle Eigenart abzugewinnen, hat aber für die Formen des gepriesenen Kunstmittels keinen Raum übrig. Aber gerade weil Grube die Be

deutung des Refrains für die dichterische Individualität nachgewiesen hat, bedürfen wir genauerer Kategorien, um seine Verwendung bei Verschiedenen vergleichen zu können. Am meisten hat hierfür noch H. Freericks in seinem Programm „Der Kehrreim in der mittelhochdeutschen Dichtung" (Paderborn 1890) geleistet; vgl. auch Uhland Schriften 5, 197 f.

Ich schicke deshalb einer kurzen Vergleichung des Refraingebrauches bei einigen Dichtern eine möglichst vollständige Übersichtstafel der Formen voraus. Bei dieser habe ich die Beispiele nach Möglichkeit einem und demselben Dichter entnommen, so daß dem Leser das Aufschlagen der citierten Fälle erleichtert ist. Ich mußte natürlich einen Dichter wählen, bei dem die verschiedenen Formen des Refrains in besonders großer Reichhaltigkeit, nahezu vollständig sogar auftreten, und fand hierzu Clemens Brentano besonders geeignet. Alle Refrains oder refrainartigen Erscheinungen seiner Weltlichen Gedichte (Band 2 der Gesammelten Schriften) sind in die folgende Übersicht aufgeteilt.

Ich nehme zu Prinzipien der Einteilung:

1. Die Stellung des Refrains im Verhältnis zu dem übrigen Text;
2. seine formale oder inhaltliche Eigenart;
3. seine Ausdehnung;
4. den Grad der Ausbildung auf dem Wege von den kleinsten refrainartigen Ansätzen bis zur verwickelten Kombinationsform.

Die eben gegebene Reihenfolge entspricht der historischen Bedeutung der vier Prinzipien; die systematische fordert eine andere Folge und Gruppierung der Einteilungsmomente. —

A. A. Unentwickelter oder unfertiger Refrain.

I. Innerhalb einer Strophe.

A. Formal.

1. In der Art des Gegenrefrains:

a) ein Laut am Versanfang wiederholt: Alliteration; z. B. Brentano S. 452. 495. 529:

Lieblich leicht ein Leib, zu Lust und Leben;

b) ein Wort am Versanfang wiederholt: Anaphora; z. B. Brentano S. 225. 351. 533. 555:

Was süß sich in den Tönen wieget,
Was sehnet, seufzet, ringt und schwingt.

Vgl. allgemein meine Altgermanische Poesie S. 315. 500; über das Verhältnis zum Gegenrefrain S. 347;

c) eine Wortreihe wiederholt bis zum Abbruch mit dem Schlußwort: Parallelverſe; z. B. S. 357 f. 550 f.:

Flamme Gottes in dem Krieger!
Flamme Gottes in dem Sieger!
Flamme Gottes in dem Dichter!
Flamme Gottes in dem Richter!

Anaphoriſcher Dreizeiler (vgl. meine Altgermaniſche Poeſie S. 316 f.); z. B. S. 26. Vgl. a. a. O. § 16, S. 327 f.

cc) Unterform: die ganze Strophe aus Parallelverſen zuſammengeſetzt: Kanon, bekannteſtes Beiſpiel Chamiſſos Kanon.

2. In der Art des Innenrefrains:

Wortwiederholung, unglaublich oft bei Brentano; z. B. S. 151 f. 161;

a) mehr zum Anfang:

Treulieb, Treulieb iſt verloren!

b) mehr zum Schluß:

Ich ſehnte mich nach dir, nach dir!

Vgl. a. a. O. § 11, S. 227 f. 501. 522.

3. In der Art des Refrains:

a) ein Laut am Versſchluß wiederholt bei einer Lautgruppe: Endreim:

aa) Unterform: die ganze Strophe durchgereimt S. 164;

b) ein Wort am Versſchluß wiederholt: Epiphora: erſcheint im gereimten Gedicht als rührender Reim (vgl. dazu Hildebrand, Beiträge S. 172 f.).

Über die Epiphora vgl. a. a. O. S. 323 f.

Durchgeführt (in drei von vier Strophen) Brentano S. 111.

bb) Unterform: die ganze Strophe in einem rührenden Reim aufgereimt;

c) die ganze Wortreihe wiederholt mit Ausnahme der Anfangsworte: ergiebt wie 1. c) Parallelverſe:

Ich bin liederlich,
du biſt liederlich. Leipziger Kommersbuch[20] S. 159.

B. Inhaltlich; immer mit fremden Merkmalen kombiniert.

1. In der Art des Gegenrefrains:

Wiederkehr des erſten Verſes in inhaltlich verwandten Verſen; mit Anapher kombiniert: Priamel.

Priamelartige Stücke bei Brentano S. 125. 225. 237. 550:

Ob es in der Seele ſinnet,
Ob es innerlich beſchauet,
Ob es fromm am Rocken ſpinnet,
Ob von Dichter Lippen thauet,

Ob es inniglich ergrimmet,
Oder wie ein Mond erquicket,
Ob es in die Chöre ſtimmet,
Oder einſamlich entzücket!

Über die Priamel a. a. O. S. 86. 434 f. 506; neuerdings W. Uhl, Die Priamel, Leipzig 1897.

2. In der Art des Innenrefrains:

Wiederkehr der gleichen Verſe über die ganze Strophe hin, meiſt in der Form genau gleich, zum Teil nur Parallelverſe: Triolett.

Triolettartig iſt Brentanos Gedicht „Der Spinnerin Lied" S. 176, wenn man es als Einheit faßt. Über das eigentliche Triolett und ſeine Beziehung zum Refrain Minor S. 458.

3. In der Art des Refrains:

Wiederkehr des erſten Verſes an jeder paarigen Stelle und am Schluß, immer mit rührendem Reim kombiniert, oft in Parallelverſen: Ghaſel.

In Brentanos Weltlichen Gedichten keine auch nur ähnliche Form, doch fehlt S. 259 faſt nur das allerdings charakteriſtiſche Reimpaar am Beginn. Über das Ghaſel und ſeine Beziehungen zum Refrain Grube a. a. O. S. 300 f., Minor S. 467 f.

II. Innerhalb einer Strophenreihe, eines ganzen Gedichtes oder epiſchen Abſchnittes.

A. Formal.

1. In der Art des Gegenrefrains: alle unentwickelten Formen des Gegenrefrains können ſich über eine Strophenreihe erſtrecken.

a) Der Alliteration entſpricht die künſtliche Form des Akroſtichons und ſeine Steigerung zum Goldenen *ABC* und ähnlichen Formen: Wiederkehr nicht der gleichen, aber immer beſtimmter, voraus zu berechnender Laute.

b) Anapher kann einander folgende Strophen verbinden, was bei ſtrenger Durchführung aber bereits Gegenrefrain ergiebt.

c) Verſchiedene Strophen können durch inhaltliche Parallelverſe verbunden ſein; vgl. z. B. Burdach, Walther und Reinmar S. 89.

Über typiſche Strophenanfänge meine Altgermaniſche Poeſie S. 367 f.

2. In der Art des Innenrefrains:

Wiederkehr eines Reimes durch verſchiedene Strophen: „Körner".

Geſteigerte Form: durchgehender rührender Reim Brentano S. 380. 447 (beidemal mit dem Wort „wiederſehn").

3. In der Art des Refrains:

a) Silben: Durchführung der gleichen Reime durch das ganze Gedicht Brentano S. 235.

b) Eine Art metrischen Refrains bildet jeder sich stark abhebende Abgesang z. B. beim Sonett und bei der Stanze, die dadurch fast wie eine Priamel wirkt. Bei Brentano z. B. S. 95 mit inhaltlichem Anklang, S. 243 mit wiederkehrender Strophe kombiniert, S. 367.

Über die Verwandtschaft bestimmter Metra mit dem Refrain vgl. Grube S. 127 f.

B. Inhaltlich.

1. In der Art des Gegenrefrains:

Stehende Eingangs- und Übergangsformeln vgl. meine Altgermanische Poesie S. 357 f. 370 f.

2. In der Art des Innenrefrains:

Satzformeln jeder Art vgl. a. a. O. § 20, S. 391 f. 355 f.

3. In der Art des Refrains:

a) Stehende Schlußformeln siehe ebenda S. 363 f.

b) Formen mit vorbestimmtem Endreim: bouts rimés: z. B. Goethes Tagebuch von der Schweizerreise:

Unterm lieben Schweizer Himmel
Ists nicht gut zu seyn ein Himmel
Doch wie bos ist nicht die Luft?
O die macht mich bald zum Schuft. Weimarer Ausgabe 1, 2

Vorzugsweise natürlich bei aufgegebenen Improvisationen.

bb) Gesteigerte Form: vorbestimmter Schlußvers: Glosse, vgl. Minor S. 459 f.

Glossenartige Variationen Brentano S. 415; Wiederkehr eines einzelnen bekannten Verses am Schluß S. 340:

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

Ich habe diese Einteilung der refrainartigen Formen auf eine Zusammenstellung der bekannten mir wichtigsten Fälle beschränkt und zweifle nicht, daß sie mit größerer systematischer Strenge noch weitergeführt werden kann. Für jetzt möge dies genügen. Wir kommen zu der Einteilung der wirklichen Refrainformen.

B. B. Wirklicher Refrain.

I. Stellung in der Strophe.

A. Formal.

1. An der Spitze: Gegenrefrain.

Vgl. allgemein meine Altgermanische Poesie S. 347 f.: Beziehung zum Refrain S. 356 f.

a) Ein Wort bildet den Gegenrefrain: Singet — Brentano S. 143:

Digitized by Google

Strophe I. Singet leise, leise, leise,
Singt ein flüsternd Wiegenlied.
Strophe II. Singt ein Lied so süß gelinde.

Wir treffen hier eine nicht seltene Erscheinung: der Anfang der späteren Strophe faßt den Inhalt der ganzen oder (wie hier) halben ersten Strophe in eine Zeile zusammen:

Die Rose blüht — S. 180.

b) Eine Halbzeile bildet den Gegenrefrain:

O schweig' nur, Herz! Brentano S. 197.
Gut' Nacht, gut' Nacht. Brentano S. 502.
Er wünscht — S. 507 (mit gegenrefrainlosem Vorschlag und nicht durchgeführt).

c) Eine ganze Zeile:

Einsam will ich untergehn S. 201 (mit Refrain verbunden).
Großmutter will S. 471 (aufgegeben).

d) Mehrere Zeilen.
Halbstrophe als Refrain: Brentano S. 314:

Maria liegt nun schlafend da,
Lustig, mein Mädchen, Hopsasa!

Mit Variation S. 93.
e) Eine ganze Strophe.
Bei Brentano nur ein unvollständiges Beispiel:

Wie war dein Leben
So voller Glanz,
Wie war dein Morgen
So kindlich Lächeln. S. 475. 479.

2. Im Innern der Strophe: Innenrefrain.
Hauptfall der starre skandinavische „Intercalarvers" vgl. Grube S. 150, oder auch zwei solche im Wechsel ebenda S. 160. Innerhalb eines stichischen Gedichtes erscheint jeder Refrain als Innenrefrain; vgl. z. B. Grube S. 129.
a) Ein Wort bildet den Innenrefrain.
„Wiedersehn" in der zweiten Zeile, Brentano S. 380; nicht streng durchgeführt; ebenso S. 447 (vgl. oben A. A. II. A. 2).
b) Eine Halbzeile.
Das vorige Beispiel kommt dem nahe; oft:

Sagte er: „Auf Wiedersehn!" u. dgl.

Ferner

Amor, Amor — zweite Zeile S. 362.

c) Eine ganze Zeile:

O willkomm'! willkomm'! willkommen! Brentano S. 86.
Wird der Stern, den ich gesehn S. 201 (mit Variation).
Es könnte wohl was Bessers thun S. 204.

In allen drei Fällen bildet der Innenrefrain eigentlich den Gegenrefrain des Abgesanges, wie in den Fällen unter a und b den Refrain des Aufgesanges.

d) Mehrere Zeilen.

Kein Beispiel bei Brentano, wie bei seinen meist kürzeren Strophenformen leicht begreiflich. — Eine ganze Strophe kann natürlich nicht Innenrefrain sein.

3. Am Schluß der Strophe: Refrain.

Die Hauptform sowohl der historischen Bedeutung als auch der Häufigkeit nach.

a) Ein Wort bildet den Refrain.

Nicht durchgeführt Brentano S. 581:

Strophe I. Nur um ein einzig Er!
II. Treib nicht Verrätherei!
III. Was schiert mich's Ostern!

b) Eine Halbzeile:

— ich bin dir gut! Brentano S. 270 (mit Binnenreim).
. . Lied erklang! S. 178 (nur Schlußkadenz).

c) Eine ganze Zeile:

Treulieb, Treulieb ist verloren! S. 151
O lieb Mädel, wie schlecht bist du! S. 161

oft bei Brentano mit Unterbrechungen:

So ganz allein, allein, allein! S. 272; dafür auch:
Er ist allein, allein, allein! S. 273
Bald, ganz allein, allein, allein! S. 275.

Bei S. 151 wird einmal sogar der Reim aufgegeben:

Treulieb, Treulieb ist verschwunden! S. 153,

was aber, da kein Reimzwang vorliegt, wohl nur Schreibfehler ist.

d) Mehrere Zeilen: bei Brentano die beliebteste Form:

Du hast mir Etwas angethan,
Ich weiß nicht wie ich mit dir dran! S. 132
Gute Ruh', gute Ruh'!
O süße Turtel, wie quälest du? S. 232
Gute Ruh', gute Ruh'!
O, süße Turtel! wie marterst du? S. 239.

(Den Schrei der Turteltaube ahmt auch die Kombinationsform S. 147 siehe unten nach: außerhalb des Refrains begegnet dieser Lieblingsvogel Brentanos noch S. 264. 272. 406. 426. 441. 445.)

Wie Espenlaub mein Herz hat keine Ruh',
O wär später ich geboren oder früher du! S. 264
O wie blinkte ihr Krönlein schön,
Eh' die Sonne wollt untergehn! S. 370 (mit Variation am Schluß).
Huihussa, huihussa!
Die Mägdlein der Libussa! S. 404.

Ähnlich auch, mit Variation der ersten Refrainzeile, S. 526.

e) Eine ganze Strophe:

Er hat ihn nicht verstanden,
Der Wein macht ihn zu Schanden.
Klar, klar, klar, klar, klar
Sei der Wein! S. 552.

Ferner S. 221.

4. Kombinationsformen.

a) Gegenrefrain und Innenrefrain.

Die zweite Zeile der ersten Strophe wird Gegenrefrain S. 199 (zugleich mit Refrain kombiniert):

Strophe I. Schweig Herz! kein Schrei!
Denn Alles geht vorbei!
Strophe II. Ja Alles geht vorbei.

b) Innenrefrain und Refrain.

Die vorletzte Zeile fest (mit einer Variation), die letzte aber mit ihr durch Reim und Sinn eng verbunden S. 147:

Strophe I. Ru lu lu lu luh, Ru lu lu lu luh,
Hast du kein Glas, trink aus dem Schuh!
Strophe II. Glu glu glu glu glu, Glu glu glu glu glu,
Verdrießt dich's, mache die Aeuglein zu!
Strophe III. Ru lu lu lu luh, Ru lu lu lu luh,
Sie weiß nicht, sie weiß nicht, wo drücket der Schuh!

Ganz ähnlich S. 201, vgl. unter c) γ).

c) Refrain und Gegenrefrain.

Die beliebteste Kombination: vgl. meine Altgermanische Poesie S. 351 f.

α) Beide unabhängig voneinander:

Ja Alles geht vorbei . . . . .
Das hat Bestand! (mit Variation:
Reicht mir die Hand! S. 200) S. 199
Säus'le, liebe Myrthe . . .
Schlaf, mein Freund, o schlafe,
Bis ich wieder bei dir bin! S. 441.

β) Beide identisch: Anfangsstrophe kehrt als Schlußstrophe wieder:

Allen, denen in dem Busen
Gott ein heilig Feu'r entflammet,
Ob es von dem Quell der Musen
Oder Moses Dornbusch stammet (mit Variation) S. 530.

Hier sind die beiden Refrainstrophen in ein stichisch geschriebenes Gedicht eingebettet.

Sprich aus der Ferne,
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt! S. 293; ganz ebenso S. 103 und 406.

Fälle, wo Refrain und Gegenrefrain aus identischen einzelnen Versen bestehen, bespricht Grube S. 142. 256.

γ) Beide in innerer Verbindung.

Der Gegenrefrain im Refrain wiederholt, wobei die Schlußzeile sich nur inhaltlich wiederholt, formell variiert vgl. oben unter 6) S. 201:

Einsam will ich untergehn . . .
Will ich einsam untergehn
Strophe I. Wie ein Pilger in der Wüste!
II. Wie ein Bettler auf der Haide!

Ferner, mit Entwicklung (siehe unten) S. 170.

δ) Ein eigentümlicher Fall S. 461: der Schluß der ersten Strophe noch einmal selbständig als Geleit wiederholt, gleichsam Gegenrefrain ohne Text:

Kopf weg! Ich leer den Bierkrug aus
Und werf ihn in die Welt hinaus!

Andere Fälle künstlicher Kombination von Refrain und Gegenrefrain bespricht Grube S. 179. 282. 292.

B. Inhaltlich.

Die Stellung des Refrains zur Strophe kann inhaltlich betrachtet von verschiedener Festigkeit sein:

1. Enge Verbindung mit dem Text; z. B. S. 465, wo die Refrainzeilen metrisch und syntaktisch untrennbar mit dem Rest verbunden sind.

2. Lose Verbindung mit dem Text, der häufigste Fall, beim Refrain des Volksliedes (vgl. Grube S. 103) beinahe der einzige (so Brentano S. 370).

3. Keine Verbindung mit dem Text: der Fall besonders der nordischen Volkslieder vgl. Rask-Mohnike und Grube S. 150 f.

Da jedoch der letztere Fall das Gedicht noch mehr angeht als die Einzelstrophe, so handeln wir unten unter II B 6 besonders über den „Isolierten Refrain".

II. Stellung im Gedicht.

A. Formal.

1. Durchgeführter Refrain.

Die normale oder mindestens als normal geltende Form; thatsächlich öfter als man denkt unter den folgenden Rubriken unterzubringen.

a) Ganz durchgeführt.

Hierher gehören alle oben angeführten Fälle, bei denen nichts anders bemerkt ist, z. B.:

α) Gegenrefrain S. 201.

β) Innenrefrain S. 86.

γ) Refrain S. 132.

b) Am Schluß abgebrochen.

Als durchgeführt muß der Refrain auch dann gelten, wenn er in der Schlußstrophe aufgehoben wird. Solcher Abbruch findet im entwickelnden Refrain (siehe unten) gern statt, so bei Brentano S. 56. 58, beim festen Refrain seltener. Bei Brentano tritt wenigstens einmal, S. 372, am Schluß eine Variation ein, die, weil sie zum ersten Mal die Starrheit des Refrains unterbricht, wie ein Aufheben des Refrains wirkt:

Strophe I—XXI. O wie blinkte ihr Krönlein schön,
Eh' die Sonne wollt untergehn!
Strophe XXII. O wie blinkte mein Krönlein schön,
Eh' die Sonne wollt untergehn!

Doch vgl. auch S. 441, siehe unter 3, d).

2. Periodischer Refrain.

So nennen wir einen Refrain, der nicht in jeder Strophe steht, sondern immer eine Strophenreihe verbindet. Das berühmteste Beispiel ist Rückerts „Aus der Jugendzeit", vgl. Grube S. 284.

Brentano S. 211: jede vierte Strophe hat den Refrain „Ei, dein Glück, — ei, sage wen?", der dann aber am Schluß fortfällt.

Brentano S. 367, ebenfalls beim Refrain: Strophe I, III, V haben den Kehrreim „Gnade mir Gott", II, IV, VI wechselnde Schlußzeilen. Ebenso tritt bei Rückert je nach zwei Strophen die Refrainstrophe ein. Wir haben also beidemal (und ebenso S. 565, siehe unten 3 c) den periodischen Kehrreim:

a) in regelmäßigen Abständen,

woneben er

b) in unregelmäßigen Abständen

auftreten kann. Wenigstens fragmentarisch ist dies der Fall Brentano S. 99, wo der Vers

Dein Hemdlein spielt im Winde

zweimal refrainartig (übrigens S. 99 als erste, S. 100 als dritte Zeile) gebraucht wird.

3. Aufgegebener Refrain.

Wird der Refrain nicht (wie 1 b) am Schluß, sondern inmitten des Gedichtes aufgegeben, so hat dies eine ganz andere Wirkung: es macht den Eindruck nicht berechneter Kunst, sondern bequemer Kunstlosigkeit. Dies läuft eigentlich den Principien des Kehrreims ganz entgegen, viel mehr als der anwachsende Refrain (siehe unten). Dennoch begegnet gerade bei Brentano diese Form recht häufig:

a) Gegenrefrain:

S. 471 Großmutter will Strophe I—IX, fehlt X—XVIII
S. 507 Er wünscht — Strophe II—XIII, fehlt I und XIV—XX;

also zugleich anwachsend.

b) Innenrefrain: kein Beispiel bei Brentano.

c) Refrain S. 565: periodischer Refrain der dritten Strophe durchgeführt Strophe II—XX, dann erst XXXIII, in der vorletzten Strophe, wiederkehrend.

d) Refrain und Gegenrefrain S. 441: trotzdem der Abbruch hier in der Schlußstrophe erfolgt, stelle ich diesen Fall hierher und nicht unter 1 b, weil die Verlängerung der dritten Strophe ein gewaltsames Aufgeben des mit den ersten begonnenen Schemas bedeutet.

4. Anwachsender Refrain.

Der seltene Fall, daß nur die späteren Strophen Kehrreim besitzen, ist S. 507 (siehe oben 3 a) wenigstens annähernd vorhanden: der Gegenrefrain fehlt der ersten Strophe. Auch an den mehrfach erwähnten Fall S. 199 ist zu erinnern, da der Gegenrefrain der späteren Strophen in der ersten noch Innenzeile ist.

Sollte es sich herausstellen, daß das Anwachsen in der Regel mit der zweiten Strophe beginnt, so wären solche Fälle besser unter 1 unterzubringen als Gegenstücke zu denen mit Abbrechen des Refrains am Schluß.

B. Inhaltlich.

1. Fester Refrain.

„Fest" oder „starr" nennen wir den Kehrreim, wenn seine Form in allen Wiederholungen ganz unverändert wiederkehrt. Dies ist inhaltlich wie formal der „durchgeführte Refrain" die normale Gestalt, über der die nicht seltenen Abweichungen oft ganz übersehen werden. — Wiederum gehört hierher die Mehrzahl der schon aufgeführten Fälle, bei denen sonst die Änderungen schon kurz angemerkt sind; also z. B.:

a) Ganz durchgeführt.
α) Gegenrefrain S. 201.
β) Innenrefrain S. 86.
γ) Refrain S. 132.
b) mit Variation am Schluß: siehe oben A, 1 b, Brentano S. 235:

Strophe I—VII. .. Becher .. süßer Huld.
Strophe VIII. Die Lilie, die voll süßer Huld.

2. Unterbrochener Refrain.

Der Kehrreim ist unterbrochen oder intermittierend, wenn er zwar principiell durchgeführt, doch aber gelegentlich im Wortlaut verändert ist. Dies könnte in regelmäßigen Abständen stattfinden, wofür jedoch wenig Wahrscheinlichkeit spricht; denn die Unterbrechung beruht wohl immer nur auf kunstloser Bequemlichkeit.

a) Mit Änderung innerhalb des Verses, der leichtere Fall S. 272: „So ganz allein, allein, allein" wird S. 273: „Er ist allein, allein, allein" und S. 275: „Bald, ganz allein, allein, allein."

b) Mit Änderung am Schluß, der schwerere Fall S. 151: „Treulieb, Treulieb ist verloren" wird S. 153: „Treulieb Treulieb ist verschwunden".

3. Variierender Refrain.

Eine wesentliche Steigerung der vorigen Eigenart liegt vor, wenn die Form des Refrains überhaupt nicht genau festgehalten, sondern nur ein wesentlich gleicher Klang angestrebt wird. Diese Form verhält sich zu der strengeren wie die Assonanz zum Reim.

a) Gegenrefrain. Brentano S. 235:

Strophe I. Ein Becher voll von süßer Huld
II. O Becher, voll von süßer Huld
III. Dich, Becher voll von süßer Huld
IV. Das freut dich, Becher süßer Huld
V. O Becher, voll von süßer Huld (wie II)
VI. Fließ über, Becher süßer Huld
VII. Auf daß, du Becher süßer Huld

Kombiniert mit Abbruch am Schluß:

VIII. Die Lilie, die voll süßer Huld.

Die Wiederkehr des genauen Wortlautes der zweiten in der fünften Refrainzeile erinnert zugleich an den periodischen Refrain.

b) Innenrefrain S. 204:

Strophe I, II, V, VI, IX. Er könnte wohl was Bessers thun
III, VIII, XII. Es könnte wohl was Bessers thun
IV, VII, X, XIII. Sie könnte wohl was Bessers thun
XI. Sie könnten wohl was Bessers thun
XIV. Ich kann ja gar nichts Bessers thun.

Immerhin wirken hier die Variationen der Vorderstrophen so wenig, daß man den Eindruck eines mit Variation am Schluß durchgeführten festen Refrains hat. An einen periodischen Wechsel der Refrainformen ist hier nicht zu denken. Kaum merklich sind auch die Variationen des Innenrefrains S. 201.

c) Refrain S. 465:

Strophe I. die Tochter — der perfekten Köchin bin
II. die Tochter — der perfekten Köchin dran
III. die Tochter — der perfekten Köchin bei
IV. der Tochter — der perfekten Köchin muß
V. als Tochter — der perfekten Köchin dar
VI. die Tochter — der perfekten Köchin kann
VII. du Tochter — der perfekten Köchin kannst
VIII. die kluge Tochter — der perfekten Köchin aus
IX. die Tochter — der perfekten Köchin sehr
X. die Tochter — der perfekten Köchin stieß
XI. der Tochter — der perfekten Köchin führt
XII. die Tochter — der perfekten Köchin setzt
XIII. die Tochter — der perfekten Köchin an
XIV. die Tochter — der perfekten Köchin sein
XV. die Tochter — der perfekten Köchin denkt
XVI. die Tochter — der perfekten Köchin an
XVII. die Tochter — der perfekten Köchin fest
XVIII. einer Tochter — der perfekten Köchin nur
XIX. die Tochter — der perfekten Köchin nimmt.

Die beiden Kehrzeilen variieren, doch die erste fast unmerklich, so daß XVIII und besonders VIII fast als alleinige Unterbrechungen wirken; die zweite dagegen sehr stark im Reim; nur das Schlagwort wird durchgeführt. Auch hier kann von Periodicität keine Rede sein.

Bloße Anklänge, die gar nicht mehr variierte Refrainformen heißen können, bietet das Gedicht „Cypressus er nun heißet" S. 318.

4. Kombinationsform aus festem und variierendem Refrain.

Dieser Gestalt kommt der letzte Fall schon sehr nahe. In ihr ist:

a) die erste Zeile annähernd fest, die zweite variierend: ebenso S. 201 (siehe unten 5 c), dagegen ist

b) die zweite Zeile fest, die erste variierend: S. 526 bei festem Schluß:

Am Söhnungstag des Himmels auf der Erden

die Vorzeile:

Strophe I. Du wirst verrechnet werden
II. Es wird
III. Wird all —
IV. Gleich einem Vogel stirbt, wird all
V. Und wird
VI. Gar streng
VII. Die all

Die Überfüllung der vierten Zeile kann, weil gerade in der mittelsten Strophe, auf Absicht beruhen. S. 565 bei festem Schluß:

Numme ä ganz bescheide Rölleli ze spiele

erfährt die Vorzeile:

Ach nei i denk halt allewil

leichte Variationen:

Strophe XI. Nei, i denk allewil
vorletzte Strophe: I denk halt allewil.

5. Entwickelnder Refrain.

Unter den Formen des „flüssigen Refrains" (Grube S. 173 f., für Goethe S. 213; Freericks S. 28 f.; Minor S. 396) ist die bewußte und beabsichtigte Durchführung bestimmter Veränderungen streng von den lässigen Variationen, die wir unter 3 und 4 trafen, zu scheiden. Grubes und Minors treffende Ausführungen beziehen sich fast nur auf diesen Fall, ohne ihn doch von dem andern ausdrücklich abzuheben. Der entwickelnde Refrain ist durchaus ein Produkt der Kunstdichtung, ja der Reflexion und steht von dem alten und ursprünglichen Kehrreim, insbesondere von dem lautnachahmenden oder „sinnlosen" Refrain der Naturvölker am weitesten ab. Seine bloße Verwendung ist für Dichter wie Rückert oder Herwegh oder („Johanna Sebus" vgl. Grube S. 219) für Goethes Alter charakteristisch. Es ist die Lieblingsform der epigrammatischen „Chanson" bei Béranger und auch schon bei der älteren französischen „poésie fugitive" und ihren Schülern wie Lessing und Bürger. Wenden all diese Dichter die Entwicklung beim Refrain an, so bevorzugt sie dagegen E. M. Arndt beim Gegenrefrain; seine „Definitionspoesie" (Altgermanische Poesie S. 369) giebt in der ersten Zeile den variierten Text, den dann die Strophe ausführt. Sein Gedicht „Wer ist ein Mann" bildet ein genaues Gegenstück zu Brentanos „Th. Körner" S. 56.

a) In der Art der Variation: ungeordnete Folge der absichtlichen Änderungen.

S. 58 Refrainstrophe, die der Reihe nach die Schifferin, Schäferin, des Bergmanns und Kriegers Weib in Sorgen des Gatten gedenken läßt; Abbruch in den beiden letzten Strophen.

S. 443 ebenfalls Refrainstrophe; dritte Zeile fest, Hauptänderung in dem Schlußvers, wo es zuerst heißt:

Kein Tröpflein kommt um,

dann der Reihe nach der Schmerz — der Meineid — der Neid — die Reue — das Mitleid geht um.

b) Annäherung an absichtliche Ordnung.

Vielleicht schon im letzten Falle; deutlich S. 56: Refrainzeile mit Abbruch:

Strophe I. Der kann nicht dichten, der nicht gerne lebt!
II. Der kann nicht leben, der nicht gerne liebt!
III. Der kann nicht lieben, der nicht frei will sein!
IV. Der kann nicht frei sein, der dem Tod erbebt!

c) Deutlich steigende Anordnung vgl. z. B. Grube für Uhlands Glück von Edenhall S. 247, für Rückerts Chidher S. 298.

S. 93 Halbstrophe als Gegenrefrain, periodisch:

Strophe III. Im Mondschein — ganz allein — will sie bei mir sein
Schluß: Im Mondschein — ganz allein — will sie bei ihm sein.

S. 170 Refrain und Gegenrefrain kombiniert; Abbruch des Refrains:

Strophe I. Nach Sevilla, nach Sevilla —
Dahin sehnt mein Herz sich nicht!
Strophe II. Nach Sevilla, nach Sevilla —
Ach, da sehnt mein Herz sich hin!
Strophe III. In Sevilla, in Sevilla
Poch ich, macht die Jungfrau auf!

Besonders kunstvoll S. 201: fester durchgeführter Gegenrefrain kombiniert mit Refrain, der aus einer festen und einer entwickelnden Zeile besteht. Schlußzeile:

Stophe I. Wie ein Pilger in der Wüste
II. Wie ein Bettler auf der Haide
III. Wie der Tag im Abendgrauen
IV. Wie ein Sklave an der Kette
V. Wie ein Schwanenlied im Tode
VI Wie ein Schiff in wüsten Meeren
VII. Wie der Trost in stummen Schmerzen
VIII. Wie mein Herz in deinem Herzen.

Der Reim der beiden Schlußzeilen von VII und VIII deutet gleichsam ein Aufgehen in endlich errungener Harmonie an. — Die wechselnde Schlußzeile ist jedesmal im Aufgesang der nächsten Strophe zum Grundmotiv gemacht, so daß die ganze Strophenreihe eine terzinenartige Verkettung erhält. Eine ganz ähnliche Verkettung zeigt „Der Musikanten schwere Weinzunge" S. 552, wo die ungeordnete Folge der Komponistennamen den Text ausmacht. Beide Gedichte bestehen eigentlich nur aus Refrains, S. 552 hat in den beiden wechselnden Textzeilen einen inhaltlichen Kehrreim, S. 201 überhaupt nur wiederkehrende Verse. Ähnliches gilt von den „Variationen über ein bekanntes Thema" S. 443.

6. Isolierter Refrain.

Steht der entwickelnde Refrain zu dem Gedichtkörper in dem Verhältnis eines Herrn zum Diener (wie das auch Borinskis oben citiertes Wort ausspricht), so ist dagegen der isolierte Refrain, der

in der älteſten Zeit ganz dasſelbe Verhältnis inne hatte, heut zum Diener des Textes herabgeſunken. Wir nennen ſo die Kehrzeilen, die durch ihren Wortlaut (oder ihre „Sinnloſigkeit“) ſich von dem Inhalt der Strophe deutlich abheben. Im allgemeinen erwähnten wir ſie ſchon oben unter II B, 3).

Der iſolierte Refrain hebt ſich durch ſein Sprachmaterial ab. Er kann ſein

a) fremdſprachlich.

Dies liebt das Volkslied (Grube S. 208 f.) und ſeine Nachahmungen beſonders im Trinklied. Ebenſo bei Brentano der dialektiſche Refrain S. 565 im Baſeldütſch, der aber ſonſt mit dem Liedkörper eng verknüpft iſt,

b) „ſinnlos“ (vgl. Freericks S. 18 f.), und zwar

α) Nachahmung von Inſtrumenten vgl. Bücher a. a. O. S. 82 und ſonſt; Minor S. 393, 2. Brentano, der den Klang von Inſtrumenten S. 348 f. 352 f. in ſprachlicher Nachbildung wiederzugeben ſucht, hat ihn nicht direkt im Refrain, was dagegen z. B. bei mittelhochdeutſchen Dichtern ſehr beliebt iſt.

β) Nachahmung von Tierſtimmen vgl. Minor S. 394, 3. Dies liebt Brentano; wir machten ſchon auf ſeine Turteltaubenrefrains aufmerkſam, S. 232. 239 iſt ihr Ruf in artikulierten Worten wiedergegeben, S. 147 dagegen in unartikulierten Lauten: Ru ku ku ku kuh, glu glu glu glu glu.

γ) Andere Schallrefrains vgl. Minor S. 394, 4.

δ) Reine „jûwezunge“ vgl. Minor S. 393, 1.

fehlen beide in Brentanos Weltlichen Gedichten.

Wir haben damit die Überſicht der Refrainformen in Strophe und Gedicht beendet, nur einen kurzen Anhang bilden die über das einzelne Gedicht herausgehenden Fälle.

III. Stellung im Cyklus.

Wo eine Anzahl von Strophenreihen in einen wenn auch nur loſen Zuſammenhang treten, können ſie durch refrainartige Mittel verbunden werden. Doch kann es ſich hier nur um eigentlichen oder Gegenrefrain handeln, da der Innenrefrain, über größere Gebiete verſtreut, unbemerkbar wird. Auch kann für uns hier nur die Rubrik „Formal“ in Betracht kommen, da inhaltliche Reſponſionen, über Gedichtreihen verteilt, ſich von der Art des eigentlichen Kehrreims zu weit entfernen.

1. Gegenrefrain.

a) Abſichtliche Einleitung verſchiedener Gedichte mit dem gleichen Vorgeſang haben wir bei dem ſtudentiſchen „Ri-Ra-Rundgeſang und Rebenſaft“, wie es z. B. Fritz Reuter in der „Stromtid“ umgehen läßt; andere Beiſpiele z. B. im Leipziger Kommersbuch S. 155 f.

b) Unabsichtliche Einleitung verschiedener Gedichte mit dem gleichen Anfang findet sich oft in Volksliedersammlungen, wo die typischen Eingänge (besonders die Natureingänge) oder die Anlehnungen an musikalische Musterstrophen sich wiederholen.

2. Refrain.

a) Absichtlicher Abschluß verschiedener Gedichte mit dem gleichen Nachgesang gehört ebenfalls zum „Hospizlied"; ferner erinnere ich an Fälle wie Dantes kunstvollen Abschluß aller drei Teile der Commedia mit dem gleichen Wort „stelle".

b) Unabsichtlicher Abschluß verschiedener Gedichte mit dem gleichen Endstück findet man oft bei Kunstdichtern, die bestimmte pointierte Schlußworte, Reime, Schlußwendungen bevorzugen. Inhaltlich stehen sich so Brentano S. 179 und 181 die Schlußstrophen sehr nahe.

Vgl. allgemein meine Altgermanische Poesie S. 475 f.

Wir suchen zum Schluß diese Übersicht für eine Charakteristik einiger Dichter nutzbar zu machen, die sich eigenartig zum Refrain stellen. Für das Volkslied, für Goethe, Uhland und Rückert hat schon Grube eine derartige Untersuchung vorgenommen, die freilich besonders für Goethe und das Volkslied noch zu vervollständigen wäre; doch beschränken auch wir uns hier auf das Wesentlichste.

Brentano selbst zeigt sich in seinen Weltlichen Gedichten als ein Freund des Refrains, den er aber selten mit Strenge durchführt. Ungeduldig giebt er ihn öfters plötzlich auf, ohne einen wirksamen Abschluß abzuwarten; er variiert ihn vielfach und bevorzugt Formen, die ein lockeres Umherschweifen gestatten. Wo der Refrain fest ist, steht er meist mit dem Gedicht selbst nur in loserer Verbindung. Doch begegnen daneben überaus künstliche Verschlingungen, deren Virtuosität jedoch mehr auf der Verbindung mehrerer Formen (besonders des Refrains mit dem Gegenrefrain S. 201) als auf gewandter Durchführung einer einzelnen beruhen. — Bezeichnend ist für ihn der Anschluß an das Volkslied, und zwar in seiner jüngeren, durch neuromanischen Einfluß stark aus der alten Bahn gelenkten Art. Die Turteltaubenrefrains haben etwas Italienisch Spanisches und erinnern dadurch schon an die Musik und die Lieder des 17. Jahrhunderts, das die Herausgeber des „Wunderhorns" ja doch immer in erster Linie im Auge hatten. Dahin gehört auch ein Ständchen wie „Nach Sevilla" S. 170. Oft ist der Refrain ganz speciell vom Volksliede eingegeben, so S. 221:

Ich hör' ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Klee,
Ich hör' ein Mägdlein klagen
Von Weh, von bitterm Weh!

Allemal beabsichtigt der Refrain bei Brentano nicht sowohl einen Hinweis auf den eigentlichen Inhalt des Liedes, als vielmehr eine Zusammenfassung seiner Stimmung an einem musikalischen Grundton. In diesem Sinne sind eigentlich all seine Kehrreime musikalisch oder lautnachahmend, so daß die Seltenheit eigentlicher Lautnachahmung in ihnen nicht auffallen kann. Bekanntlich ist diese Wirkung des Refrains auch beim Volkslied vorherrschend. Man lese z. B. das „Lied der Frauen, wenn die Männer im Kriege sind" S. 58. Jeder Aufgesang giebt ein Geräusch, ein unheimliches Lärmen an und der Abgesang artikuliert dies dann in seiner Refrainzeile zu einem dreimal wiederholten Ausruf. Das Stürmen der Wogen übersetzt sich die Schifferin in den Klageruf: „er strandet, er strandet, er strandet!" Oder „Schweig Herz! kein Schrei!" S. 199, wo der innere Kampf zwischen Verzweiflung und Vertrauen in der Gegenbewegung zwischen Gegenrefrain und Refrain Ausdruck findet. Oder das „Lied der Spinnerin" S. 176, zwar ohne eigentlichen Refrain, aber eigentlich triolettartig nur aus wiederkehrenden Versen zusammengesetzt, in denen der süße Schall der Nachtigall und das einförmige Geräusch des Spinnens miteinander und gegeneinander klingen. — Auch Variationen wie S. 443 und absichtliches Umdeuten wie S. 552 verdanken so gut wie die Nachahmungen anderer Dichter S. 338 f. oder die „Symphonie", die „Phantasie", die „Guitarre und Lied" S. 346 f. ihre Existenz und ihre Art dem Bedürfnis, fremde Töne in die eigenen umzusetzen, durch ein musikalisches Umformen sie sich zu eigen zu machen. Brentanos beide auffallende Eigenschaften: die leidenschaftliche Hingabe und die verzerrende Ironie, sie haben ihre Gemeinsamkeit in diesem Bedürfnis, sich das Fremde ganz zu eigen zu machen, durch Liebe oder durch Spott es sich einzuverleiben. Jener Zug zum Übersetzen, der allen Romantikern eignet, findet keineswegs bloß in der direkten Wiedergabe fremder Dichtung bei Schlegel und Tieck, in der Erneuerung veralteter Poesie bei Armin und Brentano, in dem Rückzug in fremde Zeiten bei Fouqué und Zacharias Werner seinen Ausdruck; etwas Übersetzerisches bleibt auch in den unmittelbarsten Leistungen fast aller Romantiker, Eichendorffs glücklichste Momente etwa ausgenommen, während Novalis und Heinrich von Kleist dies nie ganz überwinden. Jene ungeheuere Kluft, die der Geisteshochmut der Schule zwischen sich und der Welt befestigte, trennte sie zuletzt von aller Welt, und doch wollten sie sich in sie einleben, in ihr aufgehen. So entsteht ein Verlangen, die Sprache der Welt in eine gesteigerte, der Musik möglichst angenäherte, der gewöhnlichen Rede möglichst fernstehende Sprache zu übersetzen, ein Verlangen, nicht einfach, was man fühlt, auszusprechen, sondern es erst in eine gesteigerte Rede zu übertragen. Und dies Ver-

langen findet seinen deutlichsten Ausdruck in Brentanos Gebrauch des Refrains. „Quand le cœur chante, c'est toujours un refrain", sagt die geistreiche Comtesse Diane: wo bei Brentano das Herz mitsingt, da wird fast immer ein Refrain laut, oft süß und von wundersamer Wirkung gerade in seiner Unbestimmtheit, fast niemals künstlerisch vollendet.

Um nun das andere Extrem des Refraingebrauches zu sehen, vergleiche man mit Brentanos Refrains gleich die von Georg Herwegh. Der „Lebendige" hat in seinen Liedern beinahe allemal Kehrreim, und zwar streng durchgeführten Refrain, sehr oft aber in Entwicklung. Es kann Ein Wort sein wie „Partei" in dem Gedicht an Freiligrath (Gedichte eines Lebendigen 2, 61), ein Vers wie das bekannte „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied" (1, 14), oder Refrain und Gegenrefrain können sich kontrastierend begegnen wie in „Vive le roi" (2, 57); es kann auch wie im Rheinweinlied (1, 30) eine ganze Strophe den Refrain bilden. Immer aber ist der Refrain rhetorisch, nie musikalisch. Fast ausnahmslos enthält er ein Schlagwort oder besteht auch nur aus diesem: frei 1, 16 heiliger Krieg 1, 24 das freie Wort 1, 32 protestieren 1, 41 Kette 1, 45 Partei 2, 61. Zuweilen ist es auch ein Zuruf, ein Programmwort: Ihr Völker, wachet auf 1, 36 Der Freiheit eine Gasse 1, 55 Vive le roi, vive la liberté 1, 57 vive la république 1, 59 Nimm, deutsche Jugend, nimm dein Lied in Schutz 2, 1 Bewahrt das Feuer und das Licht 2, 32 Ich will ein guter Bürger werden 2, 54 Ich muß Geheimer Hofrath werden 2, 57 Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht 2, 76. Man nehme selbst seine wirksamsten Lieder: das mit dem berühmten Gegenrefrain Reißt die Kreuze aus der Erden 1, 45 oder die tönenden Refrains Wir haben lang genug geliebt und wollen endlich hassen 1, 63 Schenkt ein! schenkt ein! der Rhein, und wärs nur um den Wein, der Rhein soll deutsch verbleiben 2, 11 — sie drücken gewiß eine Stimmung aus, aber in klarem scharfen Ausruf, weit entfernt von Brentanos lyrischer Stimmung. Der hat nur Einmal in solcher Weise Schlagwortrefrain: in jenem humoristischen Gedicht auf die Tochter der perfekten Köchin. Schon das ist bezeichnend, daß er gern die Anfangszeile, Herwegh fast stets das Schlagwort zur Überschrift verwendet.

Freilich sind nicht alle Refrains Herweghs ganz so trocken wie die angeführten. Gewisse Stimmungen tragen eine Art lyrischer Musik untrennbar in sich, die denn auch das bloße Aussprechen erweckt. Von dieser Art ist die Wirkung in dem Reiterlied 1, 28 mit seinem dumpfen Echo Zum Sterben, zum Sterben. Oder das Wort „träumen" als Schlagwort in dem „Gang um Mitternacht" 1, 75 und das von Goethe entlehnte „Schlafe was willst du mehr" 2, 88

führen Stimmung mit sich, die freilich durch den Text nur zu oft paralysiert wird. Inniger ist die Stimmung des Liedes mit der des Refrains verschmolzen in dem „Gott schütze dich Liebchen" 1, 65 und besonders in dem schönen „Heimat" 1, 40: „Ich möcht' zu Hause sein!" Auch das trotzige „Ich habs gewagt" 1, 90 und das grimmige „Dort kommt das Volk zur Welt" 2, 178 versetzen ganz in die Stimmung des Dichters, nur daß diese eben eine lyrische kaum, eine musikalische gewiß nicht zu nennen ist. Nun gar bloße Namen wie Béranger 1, 73 oder der Dom zu Köln am Rhein 2, 18 als Leitmotive — wie können sie vollbringen was etwa der Refrain von Mignons Lied vollbringt?

Man kann nun zwar mit Recht einwerfen, Herweghs Absicht sei eine andere als die Goethes, und gerade die träumerisch-lyrische Stimmung, wie sie etwa Brentano pflegt, wolle er vertreiben; das „Wiegenlied" (2, 88) stellt sich ja in diesem Sinne ausdrücklich zu den Klassikern in Gegensatz. Auch das ist nicht zu bestreiten, daß Herweghs rhetorische Poesie eine ungeheuere volkstümliche Wirkung erzielt hat, während Brentano mit seiner musikalischen Lyrik auf enge Kreise beschränkt blieb. Dies beides hat eben seine gemeinsame Ursache in der Richtung unserer Zeit oder vielmehr (denn wir stehen heute wieder der Romantik näher) in der Richtung der Zeitgenossen Herweghs auf bestimmte Wirkungen, auf bestimmte Erfolge. Die Stimmung einer ganzen, mit Groll und mit Hoffnung geladenen Epoche liegt über den Gedichten eines Lebendigen. Diese Zeit will nicht von sinnlichen Eindrücken harmonisch entbunden werden, sondern sie verlangt deutliches Formulieren der unbestimmt empfundenen Forderungen. Und da will nun Herweghs Refrain wie ein Redner auf die Tribüne und fordert in verstandesmäßiger Anordnung eine Reihe auf seinem Programm verzeichneter Punkte. Der periodische Gegenrefrain „Reißt die Kreuze aus der Erden!" 1, 45 flattert wie eine Fahne über der Entwicklung einer Zukunftsgeschichte. Das Eisen wird auf den Amboß gelegt — folgen zwei Strophen, die über das Holz und das Erz des Amboß handeln. Nun saust das geschmiedete Schwert — Kampf auf dem Lande und in den Städten. Das Eisen hat gesiegt und wird von neuem zum Zeichen einer Religion, deren Priester der Dichter ist. — Oder das Lied vom Hasse: Strophe I, Thema: im Refrain formuliert. Strophe II: Wir haben lang genug geliebt. Strophe III: Wir wollen endlich hassen. Strophe IV: Und heiliger wird unser Haß als unsere Liebe werden — eine Hegelische Synthese der Gegensätze. Man löse den Text der „Amnestie" 2, 76 auf — eine systematische Erörterung tritt aus dem Pomp der Worte heraus: sie lächeln, aber wer glaubt an ihr Lächeln? Der Pöbel, die gebrochenen Veteranen: vielleicht das ganze Volk. Aber uns gilt dies

Lächeln nichts; wir wollen das Jubeln des befreiten Volkes hören. Eine stürmische Schilderung wie in Freiligraths „Wie mans macht" (Dichtungen 3, 128) wirkt poetisch, reißt uns in die Situation hinein; Herweghs Strophen sind nur Totenköpfe, aufgereiht auf den Pfählen des Refrains, und der ganze Text ist nur Vorbereitung für den wirksam herausgedonnerten Kehrreim. Ein Béranger nachahmendes Lied wie „Leicht Gepäck" 1, 14, stillere Lieder wie der „Gang um Mitternacht" 1, 75 und das „Heimweh" 2, 40 werfen wenigstens rasch ein paar leicht skizzierte Bilderchen hin; aber auch hier erlangen wir keine einheitliche Stimmung. Der Refrain, der beim Volkslied gerade die Stimmung des Ganzen wahrt und zusammenhält, zerstört sie hier, weil er zu einer verstandesmäßig geordneten Sammlung von Einleitungen führt. Bei Goethe, bei Brentano, bei dem Volkslied, bei Burns vor allem ist die Stimmung zuerst da und aus ihr erwächst der Refrain; aber E. M. Arndt, Herwegh, Béranger haben erst den Schlagwortrefrain und erfinden dann, wie unsere Kouplet-dichter, Texte dazu.

Wir haben Freiligrath schon im Kontrast mit Herwegh genannt und in der That ist sein Refraingebrauch nicht minder charakteristisch — charakteristisch auch für seine Entwicklung. Er hat in seiner ersten Periode sehr selten Kehrreim; nur begegnet bei ihm gelegentlich die Wiederkehr der ersten Strophe am Schluß: „Ammonium" 1, 148. Hier rahmen zwei gleiche Bilder den Cyklus ein, wie in Schwinds Cyklus von der Melusine: sie geben den Grundton an, aus dem sich nun deutlichere Bilder entwickeln. Aber diese Zwischenstrophen sind eben alle nur poetische Ausmalung des schon in den Führstrophen gegebenen Eindruckes; sie stellen sich nicht als gleichwertige Glieder neben ihn. Es ist fast eine Rückkehr zur chorischen Poesie: wie dort der Text des Vorsängers nur artikuliert, was der Schrei der ganzen Versammlung unartikuliert andeutete, so verdeutlichen die andern Strophen die mit der ersten gegebene Andeutung. Man sieht, wie viel poetischer das ist, obwohl die Entwicklung mehr aus dem Geist der bildenden Künste heraus als aus dem der Lyrik folgt. — Als nun in seiner zweiten, der revolutionären, Periode Freiligrath mehr als er sich eingestehen wollte, unter den Einfluß seines Gegners Herwegh geriet, da ahmte er erst dessen rhetorischen Kehrreim nach. „Die Freiheit! das Recht!" (3, 44) ist ganz so aufgebaut wie Herweghs „Letzter Krieg" (1, 24) oder „Freies Wort" (1, 32). Aber dies erste Gedicht der Art ist auch das einzige, in dem er seine Art ganz aufgiebt. Gleich darauf folgt „Ein Denkmal" (3, 45), mit demselben (nur verdoppelten) Kehrreim wie Herweghs „Alea jacta est" (1, 90), von dem es offenbar beeinflußt ist. Aber man vergleiche beide Gedichte! Herwegh schildert sich als

Hutten und erklärt, er habe nun (Strophe II) den Kampf begonnen mit dem Veralteten (Strophe III), der Unnatur (Strophe IV), der Anmaßung (Strophe V) und Unvernunft (Strophe VI). — Freiligrath versetzt sich in den Anblick Huttens herein und erzählt in rascher Folge sein Leben, immer auf dem Grundakkord des Wagemuts. Dann sieht er im Traum die Spielbank auf der Ebernburg errichtet und führt diese Eindrücke vor. Dort systematische, hier epische Anordnung; dort Worte, hier Bilder — Beide haben Gedichte mit der Kehrzeile „Vive la république" (Herwegh 1, 59, Freiligrath 3, 154). Es ist eins von Herweghs besseren und eins von Freiligraths schlechteren Revolutionsgedichten; der echte Agitationsruf eignete sich mehr für den Agitator. Aber auch hier bei Herwegh lose aneinander geschobene Strophen, die sich zu einer gedankenmäßigen Ausführung aneinanderschließen; bei Freiligrath ein athemloses Hasten der vorgeführten Bilder, die alle nur den Grundakkord variieren: die Republik! Ein Atemzug, ein Wink, ein Blick — nun ist der Wall erstiegen! Noch stehn wir müssig unten! Wir folgen euch! Als Freie treten wir zu Freien. Nur noch Ein Feldgeschrei! Auch hier ist Ordnung, die im Volkslied mangelt; aber es ist, wie schon gesagt, epische, nicht systematische. Noch mehr nähert sich der Art des Volksliedes das Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge" (3, 83), dessen „Rübezahl!" so rührend das Gemisch von Hoffnung und Furcht durch alle Stadien der lyrischen Erzählung hindurchführt. — Oder der Dichter, der sich auf sich selbst besonnen hat, kehrt zu jener Art zurück, das Gedicht in zwei gleiche Strophen einzufassen: „Die weiße Frau" (3, 58), „An Hoffmann von Fallersleben" (3, 110), charakteristisch in dem satirischen „Kinderlied" (3, 67), wirkungsvoll in „Requiescat" (3, 144). Wo er aber den starren Agitationsrefrain beibehält, da dehnt er ihn mindestens so, daß das Schlagwort in lyrischer Fülle untersinkt: „Leipzigs Toten!" (3, 141), „Reveille!" (3, 183), sehr charakteristisch „Schwarz-Roth-Gold" (3, 161). Und so kommt er in seiner letzten Zeit von dem Schlagwortrefrain zu der rein lyrischen Juwezunge des „Hurrah Germania!" (4, 65), in einem Gedicht, das wieder ganz lyrisch-beschreibende Ausmalung eines ersten Eindrucks ist.

Wie wir sehen, steht Freiligraths Refrain zwischen dem Brentanos und dem Herweghs mitten inne. Er ist nicht musikalisch, aber auch nicht rhetorisch; ich möchte ihn demonstrativ nennen, denn „episch" gäbe doch eine falsche Anschauung. Wie bei Brentano ist er minder artikulierter, minder deutlicher Ausdruck der Grundstimmung; aber wie bei Herwegh dient er zur Anordnung der Eindrücke. Ist der Refrain Brentanos ein Musikant, der die Strophen mit seinen wenigen gleichbleibenden Akkorden begleitet, in den Tönen schwelgend wie Grillparzers Spielmann, ist der Refrain Herweghs ein Volks-

tribun, der vom Baumſtumpf herab die Parole dem andrängenden Volk einſchärft, ſo iſt der Refrain Freiligraths ein Maler, der den Charakter eines großen vor uns entrollten Bildes erläutert und dabei immer wieder zu ſeinen Haupteindrücken zurückkehrt. Wieder von anderer Art iſt der Refrain bei Bürger, den wir nur noch raſch in ſeinen Balladen aufſuchen wollen. Sein Kehrreim ſteht wieder etwa zwiſchen dem Brentanos und Freiligraths: teils muſikaliſche Grundſtimmung, teils accentuierender Haupteindruck. Wie Freiligrath bringt er gern Anfangsſtrophen am Schluß wieder, wie in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ oder dem „Lied vom braven Mann“; auch das „Lied von Treue“ hat zum Schluß eine Strophenreihe, die vorher die Erzählung des Zweikampfes abſchloß. Dagegen hat die „Lenore“ ganz volksliedmäßige Kehrzeilen, die die Stimmung und die Entwicklung zugleich malen; ebenſo, in niedriger Sphäre, das „Spinnerlied“ ſeinen von Halem Blüthen aus Trümmern S. 89 nachgeahmten lautnachahmenden Gegenrefrain. „Schön Suschen“ hat periodiſchen Refrain, der die Pointe des weſentlich verſtandesmäßig erzählenden Gedichtes mit lyriſcher Stimmung umkleidet, und ſo wird dieſe Halbſtrophe eigentlich zu dem einzig poetiſchen Teil des trockenen, von dem Poetenfeind Dühring ſo kompromittierend bewunderten Gedichtes.

Es lohnte ſich wohl, über den Gebrauch des Refrains bei anderen Dichtern zu ſprechen; insbeſondere Schiller, Heine, Platen und einige Moderne bieten intereſſante Probleme. Doch laſſen wir dies lieber einer ſpäteren Unterſuchung, die dann über die Formen des Refrains bei ihnen und anderen ſtatt unſerer kurzen Andeutungen eine vollſtändige Überſicht geben müßte. Eine Vergleichung des Refraingebrauches führt raſch zu weiteren Fragen nach der ganzen Art des Dichters. Die Formen des Refrains ſind nur darum ſo mannigfaltig, weil die Formen der dichteriſchen Begabung und Bethätigung ſo mannigfaltig ſind.

Fiſchart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[1])

IV.

Aller Praktik Großmutter.

1. Vorbemerkungen.

Über die in zwei ſehr verſchiedenen Faſſungen vorliegende Schrift Fiſcharts „Aller Praktik Großmutter" iſt bereits eine größere Reihe von Unterſuchungen erſchienen, ohne daß alle bei dieſem Stoff ſich ergebenden Fragen ihre Erledigung gefunden hätten. Hier in den Vorbemerkungen erwähne ich ausführlicher die wichtigeren allgemeinen Abhandlungen, die in den nachfolgenden Abſchnitten, in denen ich eine ſyſtematiſche Darſtellung des ganzen Gegenſtandes zu geben verſuche, nur kurz mit dem Namen des Verfaſſers citiert werden ſollen. Die Litteratur zu den Einzelheiten wird an den entſprechenden Stellen verzeichnet.

Goedeke hat in ſeinem Gengenbach, Hannover 1856 (S. 415 bis 432) die Abſchnitte über die Monate aus Fiſcharts Praktik vom Jahre 1574 abgedruckt, durch Kurſivſchrift gekennzeichnet, wie weit ſie wörtlich mit Nas übereinſtimmen und außerdem die Jahreszeiten aus der Praktik von Nas veröffentlicht. Meuſebach (Wendeler, Meuſebachs Fiſchartſtudien, Halle 1879, S. 194—209) giebt neben bibliographiſchen Bemerkungen, einen Kommentar zu Fiſcharts Abſchnitt über die Monate nebſt dem Vergleich mit einer andern Quelle, der Grilliſchen Laßtafel. Wackernagel (Fiſchart von Straßburg, Baſel 1870, S. 60—72, 131—138) weiſt auf die Quellen Rabelais, Henrichmann und Grill hin und nimmt für Nas und Fiſchart eine gemeinſame Vorlage an. Dem gegenüber hat Goedeke von neuem (Fiſcharts Dichtungen, Leipzig 1880, S. XIV) Fiſcharts Abhängigkeit von Nas behauptet mit Gründen, die Bachtold überſehen haben muß. Schwarz (Rabelais und Fiſchart, Winterthur 1885, S. 79—94) bringt eine minutiöſe Vergleichung zwiſchen Rabelais' Prognostication und beiden Praktiken Fiſcharts. Beſſon (Étude sur Fischart 1889, S. 115—132) giebt eine hübſche Zuſammenfaſſung der älteren Einzelunterſuchungen mit einigen ſelbſtändigen Bemerkungen zur Charakteriſierung der litterariſchen Leiſtung Fiſcharts. Endlich hat Bachtold in der Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte 3, 201—235 (vgl.

[1]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff. und 705 ff.; 4, 1 ff. und 251 ff.

auch Geſchichte der deutſchen Litteratur in der Schweiz S. 279 f., 335 f., Anmerkungen S. 70—72, 87) die Praktiken von Roßſchwanz und Weiermann veröffentlicht und gemeint, Fiſchart hätte dieſe zwei Schriften und nicht Henrichmann und Nas zu Vorlagen gehabt. Gleich nach dem Erſcheinen dieſes Aufſatzes habe ich dem Herausgeber Profeſſor Seuffert die Mitteilung gemacht, daß ich an deſſen Ergebniſſe nicht glauben kann. Inzwiſchen hat auch Roethe in den Jahresberichten für neuere deutſche Litteraturgeſchichte 1, 106 ſeine Bedenken kurz geäußert. Es iſt ſehr leicht gegen Baechtold zu erweiſen, daß Fiſchart nicht Weiermann, ſondern doch Nas benutzt hat, denn er ſchrieb ja auch den Abſchnitt Jahreszeiten aus, der ſich bei Weiermann gar nicht findet, und ſeine Praktik ſtimmt in den Monaten ganze Sätze lang wörtlich mit Nas überein, während ſie zu Weiermann überhaupt keine näheren Beziehungen zeigt. Doch davon unten mehr.

2. Zur Kalender- und Praktiken-Litteratur des 16. Jahrhunderts.

Die Veranlaſſung zu Fiſcharts, ſowie ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen parodiſtiſchen Praktiken gaben die ernſt gemeinten, aber zumeiſt ſehr unſinnigen Kalender, Praktiken, Aderlaßtafeln, Wetterprognoſen u. ſ. w., die von gewiſſenloſen Gelehrten und gewinnſüchtigen Druckern gerade im 16. Jahrhundert in ungeheurer Anzahl auf den Markt geworfen wurden. Eine Geſchichte der Kalender- und Praktikenlitteratur vom Beginn des Bücherdruckes bis zum dreißigjährigen Kriege wäre ſehr wichtig, ſo unerfreulich und innerlich wertlos dieſe litterariſchen Erzeugniſſe ſind, wichtig, weil damals in noch höherem Grade als dies heute der Fall iſt, der Kalender für Hunderttauſende in den breiten Volksſchichten das einzige weltliche Buch war, das ihnen in die Hände kam. Darum haben ſich die in den Kalendern gelehrten abergläubiſchen Anſchauungen, die nicht aus dem heimiſchen Heidentum, ſondern zumeiſt aus dem Orient ſtammen, bis heute ſo zäh im Volke erhalten. An dieſer Stelle kann nur ein flüchtiger Blick auf die Kalenderlitteratur der Reformationszeit geworfen werden, ſoweit ſie für die Scherzpraktiken der Zeit, insbeſondere für Fiſchart in Betracht kommt.

Der von Cäſar eingeführte julianiſche Kalender wurde bekanntlich von den Chriſten übernommen und mit den Gedächtnistagen der Heiligen und Märtyrer verſehen. Durch den Sonntagsbuchſtaben, der zur Berechnung des Datums der Sonntage und durch die goldene Zahl, die zur Beſtimmung der Mondphaſen und der beweglichen Kirchenfeſte diente, wurde der julianiſche Kalender zu einem ſogenannten

immerwährenden (alſo für alle Jahre gültigen und zu gebrauchenden) Kalender. In dieſer Form erſcheinen die verſchiedenen erhaltenen lateiniſchen Kalender des chriſtlichen Abendlandes, in dieſer Form die geſchriebenen deutſchen Kalender, die ſeit 1300 in größerer Zahl erhalten ſind.[1]) Der Bücherdruck bemächtigte ſich auch alsbald dieſes Litteraturzweiges. Der erſte deutſche Kalenderdruck iſt der einjährige Münchener Türkenkalender vom Jahre 1455; ihm folgen zahlreiche meiſt einjährige Einblattkalender und mehrjährige (für eine verſchieden lange Reihe von Jahren berechnete) Kalender in Heftform, bis mit dem Jahre 1546 auch für die Heftkalender die Berechnung für ein einziges Jahr Regel wird.

Die handſchriftlichen, wie die gedruckten Kalender des 15. und 16. Jahrhunderts enthalten nun neben dem Kalendarium und den für die Berechnung notwendigen aſtronomiſchen Beigaben zumeiſt einen mehr oder minder umfänglichen Anhang von abergläubiſchen aſtrologiſchen, meteorologiſchen und mediziniſchen Angaben und Weisſagungen. Die aus dem alten Orient ſtammende, im Mittelalter von den Arabern und jüdiſchen Kabbaliſten zu einem förmlichen Syſtem ausgebildete Aſtrologie gelangte im chriſtlichen Abendlande vom 14. bis zum 17. Jahrhundert an den Univerſitäten und Fürſtenhöfen zu hohem Anſehen. In den Kalendern der Zeit nimmt ſie die erſte Stelle ein. Da die Aſtrologen jedem der ſieben Planeten — einſchließlich Sonne und Mond — beſondere Eigenſchaften und Kräfte beilegten, zogen die Kalendermacher aus dem betreffenden Jahresregenten, aus den in dieſem Jahre eintretenden Konſtellationen (den Stellungen der Planeten zu einander) und den Aſpekten (den Winkeln, die dieſe Stellungen am Himmel umfaßten) vermeintlich ſichere Schlüſſe auf ein Zuſammenwirken oder Gegenwirken der in den Planeten angeblich ſteckenden Kräfte und ſagten danach die Ereigniſſe des Jahres voraus: die Witterungsverhältniſſe, das Gedeihen der Früchte, Unglücksfälle, Kriege und Seuchen, einzelne verworfene oder üble Tage, vor denen man ſich hüten müſſe, glückliche Zeiten, in denen man beſtimmte Unternehmen wagen dürfe u. ſ. w. Den einzelnen Planeten legte man deren „Kinder" bei, das heißt Menſchen, die unter deren Herrſchaft geboren, in Temperament und Beſchäftigung in angeblichem Zuſammenhang mit ihnen ſtehend, dauernd unter deren Einfluß verbleiben ſollten. Die bildlichen Darſtellungen der ſieben Planeten, (mythologiſche Figuren mit beſtimmten Emblemen), ſowie der Zeichen

[1]) Vgl. W. Uhl, Unſer Kalender in ſeiner Entwicklung von den älteſten Anfängen bis heute. Paderborn 1893. Eine Schrift, die der Verfaſſer ſelbſt als „Entwurf" bezeichnet und die in der Darſtellung der Entwicklungsgeſchichte manche Lücke frei läßt.

des Thierkreiſes (mit den Früchten der betreffenden Jahreszeit) und dazu gehörige Verſe ziehen ſich in fortlaufender Überlieferung hin von den aſtrologiſchen Handſchriften des Mittelalters bis in die Kalender des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Albrecht von Eyb hat ſich unter anderm daran betheiligt.[1])

Mit den aſtrologiſchen Weisſagungen im Zuſammenhange ſtehen die Wetterprognoſen, die zumeiſt abergläubiſchen Bauernregeln, die Heilrezepte und die Vorſchriften zum Aderlaſſen. Die letzteren bilden oft die Hauptſache, ſo daß zahlreiche Kalender geradezu den Titel Laßtafel oder Laßzettel führen. Genau werden hier die Tage und Stunden angegeben, die nach der Beſtimmung der Sterne zum Aderlaſſen günſtig oder ungünſtig ſein ſollen und zwar verſchieden für jedes Alter, jedes Geſchlecht und jeden Körpertheil. Zur beſſeren Erläuterung iſt dieſen Anordnungen oft das Bild eines Laßmännleins beigegeben. Über die bekannten mediziniſchen und naturhiſtoriſchen Anſchauungen des Mittelalters geht die Weisheit der Kalendermacher nicht hinaus, weil ſie den Boden der Erfahrung verlaſſend, ganz blindem Aberglauben hingegeben waren.

Ende des 15. Jahrhunderts begann man den eben ſkizzierten Anhang ſelbſtändig ohne Kalendarium aber mit erweitertem und abgerundetem Inhalt zu veröffentlichen. Dieſe Schriften, die alſo in der Regel den Zweck hatten, auf Grund der aſtronomiſchen Erſcheinungen der Zeit, Wetterprognoſen und Prophezeiungen allgemeiner Natur für ein oder mehrere Jahre vorzubringen, nannte man Praktiken, ſeltener Prognoſtiken. Der Name Praktik wurde eben am Ausgang des 15. Jahrhunderts aus dem mittellateiniſchen practica übernommen in der Bedeutung: Ausübung oder Anwendung der Wahrſagekunſt. Und dieſer Titel erhielt ſich als Bezeichnung für Kalender im deutſchen Volke bis zur Gegenwart. Die erſten Praktiken erſchienen in lateiniſcher Sprache. Es war ein internationaler Litteraturzweig, an dem Italien, dem zeitlich der Vorrang gebührt, Frankreich, die Niederlande und Deutſchland regen Anteil genommen haben. (Löwen, Lyon, Nürnberg, Tübingen bezeichnet Rabelais als die wichtigſten Druckorte der Praktiken.) Doch ſchon vor dem Ausgang des 15. Jahrhunderts erſchienen Praktiken in deutſcher Sprache meiſt auch mit dem Titel „Practica teutſch". Ihre Zahl wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt größer und wuchs im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ins Ungemeſſene, um nach der Mitte des 17. Jahr-

[1]) Vgl. M. Hermann, Albrecht von Eyb, Berlin 1893, S. 400—408. Auch die Geſchichte der Monatsbilder, die zumeiſt die entſprechende Beſchäftigung des Landmannes darſtellen, und die ſich daran ſchließenden Gedächtnisverſe müßten einmal vom Mittelalter herauf verfolgt werden. Einiges bringt dazu bei Philipp Strauch im Anzeiger für deutſches Altertum 18, 367 ff.

hunderts allmählich zu erlöschen.[1]) Hellmann schätzt die Zahl der deutschen Drucke des 16. Jahrhunderts auf 500. Und wie viele mögen verloren gegangen sein! Die ganze Richtung der Zeit, die den Aberglauben in allen Formen von neuem kräftig aufleben ließ und den Astrologen an Universitäten und Höfen eine bevorzugte Stellung einräumte, kam auch diesem Litteraturzweige sehr entgegen. Infolge der Druckerkunst konnten diese Praktiken jährlich neu gemacht und in den weitesten Kreisen der Bauern verbreitet werden, die für ihre landwirtschaftlichen Arbeiten, sowie für ihre Hygiene gern diesen allerdings sehr unverläßlichen Ratgeber und Propheten benutzten. Nur auf geringe Erfahrungen gestützt, von schrankenloser Einbildungskraft beherrscht, oft genug mit Absicht lügend und betrügend, beschränkten sich die Praktikschmiede nicht auf Wetterprognosen, sondern sagten alle erdenklichen Dinge, auch politische, soziale und kirchliche Ereignisse voraus. In einer Zeit, in der alte Grundsäulen der menschlichen Ordnung zu wanken begannen und jeder Tag neue Schrecken und Überraschungen darbieten konnte, war man geneigt, auch die unwahrscheinlichsten und drohendsten Weissagungen zu glauben, seine Lebensführung und seine Pläne nach diesen oft auf viele Jahre in vorhinein prophezeihenden Praktiken einzurichten. Eine große Zahl von Geistlichen, Lehrern, Astronomen, Ärzten, namentlich aber die vielen von einzelnen Fürsten angestellten Hofmathematiker nahmen an dieser Litteratur theil. Auch berühmte Namen sind darunter vertreten. Paracelsus[2]) hat am Anfang,

[1]) Über den Namen „Praktik" vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 7, 2052 f. und Schmeller, Bayerisches Wörterbuch[2] 1, 467. Zur Litteratur über die Praktiken überhaupt vgl. man Uhl, Unser Kalender S. 82 ff.; Roskoff, Geschichte des Teufels 2, 322 ff.; Janssen 6, S. 442 ff.; Hellmann, Meteorologische Volksbücher[2] S. 36 ff. Goedeke, Grundriß[2] 2, 94 Nr. 33; 286 Nr. 88. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 3, 195. Wolkan, Bibliographie der deutschen Litteratur Böhmens Nr. 300 („Prognosticon oder Practica auff das 1586. vnd etliche ander nachfolgende Jar . . durch die Jesuiter zu Prag."). Am wichtigsten ist Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie. Leipzig 1883. Hellmann giebt auf Spalte 696—700 ein chronologisch geordnetes Verzeichnis der deutschen Prognostiken vom Jahre 1480—1692, außerdem im alphabetischen Verzeichnis die einzelnen Praktikenschreiber mit ihren Werken. Aus Raummangel giebt Hellmann weder den genauen Titel, noch den Fundort an. Wellers Annalen hat er für sein Verzeichnis verwendet. Sehr viele Praktiken befinden sich auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Der Sammelband Ok 1257 umfaßt allein eine große Zahl Praktiken und Prognostiken des 16. Jahrhunderts. Hellmann 372 soll es heißen: Pistoris, Practica deutsch von vergangenen vnd zukünftigen Dingen. 1524. (Berlin Na 7406.) — Nach der Drucklegung meines Aufsatzes erschien die Abhandlung von A. Richel „Astrologische Volksschriften der Aachener Stadtbibliothek" (Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 19, 49—92), worin 52 deutsche und 3 lateinische Praktiken des 16. Jahrhunderts besprochen werden.

[2]) Practica D. Theophrasti Paracelsi gemacht auff Europen anzufahen in dem nechstkunfftigen Dreyssigsten Jar Biß auff das Vier vnd dreyssigst nachvolgend. Nürnberg 1529. (Berliner Sammelband Nr. 1.)

Kepler[1]) am Ende des 16. Jahrhunderts Praktiken abgefaßt. Fauſt lieferte großen Herren Nativitäten und Prognoſtiken.[2]) Doch auch Litteraten aller Art veröffentlichten ohne jeden Beruf zur Sache nur um des Erwerbes willen ſolche immer eines ſtarken Abſatzes ſicheren Schriften. Fiſchart hat in der Einleitung zu der erweiterten Ausgabe ſeiner „Aller Praktik Großmutter“ dieſe Geſellſchaft in ſeiner draſtiſchen Weiſe ſehr gelungen charakteriſiert.[3]) Er meint, ſeit die lateiniſche Praktik zu Löwen 1507 (die er fälſchlich für die erſte ihrer Art hält) herausgekommen ſei, hätten ſich auch Andere vorgenommen:

„. . . dem Jar ſein Nativitet zu ſtellen . . dieweil ſie gemerkt, das es inn die Kuchen trägt vnd jnen bei Fürſten, Stätten, Schulen vnd Laien ein anſehen erweckt . . Wo dann der ein das ſein auf ein Jar hat geſtreckt, ſo hats der ander auf drei, der dritt auf ſechs: . . bis es endlich jren vil auf Pitagoriſche Jarzeit 88 Vnd biß zum Jüngſten tag vnd hinderſich zur Vorſündflutiſchen conjunction geſtreckt vnd ausgeeckt haben: Vnd ſo nötig gemacht als die Bibel, das man auch on jr Arabatiſch zifermalen kein krig, arznei, heurat, frid vnd bündnus dörf fornemen. Haben ſich alſo an ſtatt der Römiſchen vogelſchauer . . eingeſetzet. Letzlich ſo gemein gemacht, das heut ein ider Luginsland, Meſner, Brennmacher, kälberarzt, Calenderboß vnd Ciſioianusſingler bei dem ſchatten eines glaſes mit weins ſolche kan ſtimpeln vnd durch ein dreieckend kuchenfenſter, drächter vnd leckbrett gar ins ſibend geſtirn auf dem Hexenbock verzukt werden. Kommen daher mit Roter dinten, malen oder feuchttrocken, warmkalt durcheinander auf ein tag, iſt es laug, ſo fält es nicht — —, oder brauchen oraculiſche Watſäckicht, finſtere clypſiſch reden, die jedem ſattel gerecht ſind — — oder entſchuldigen ſich vnd preoccupieren, wie es Got vnd fatum nicht forkommt; alſo müs Got der luckenbüſer ſein vnd das bad austragen.“ Auch Ras beklagt ſich in der Vorrede ſeiner Practica practicarum über die ungeheure Verbreitung der Praktiken und berichtet, daß „etliche anfiengen, die järlichen Practicken der Bibel gleich von nöthen zu ſein fürgeben, jnen amen namen zu machen“.

Beſonders verbreitet waren in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Praktiken des Aſtrologen Johann Liechtenberger[4]) und des Mathemikus beim Kurfürſten Ludwig von Bayern, Virdung von Haßfurt, deſſen Praktiken von 1493—1544 zu Leipzig, Straßburg und Speier in immer neuen Auflagen herauskamen.[5]) In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts aber beherſcht der fränkiſche Pfarrer Georg

[1]) Janſſen, Geſchichte des deutſchen Volkes 7, 315.

[2]) Vgl. Witkowski in der deutſchen Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft. Neue Folge 1, 334 ff.

[3]) In Scheibles Neudruck S. 548. Ich citiere nach dem Original vom Jahre 1574.

[4]) Vgl. Hellmann, Repertorium, Spalte 291 und 608 f.

[5]) Vgl. ebenda, Spalte 507 und 629. Vgl. auch Uhl S. 82. In Berlin befinden ſich: Practica deutſch Meiſter Hanſen Virdung von Haßfurt vff das erſchröcklich Jar 1524 (Königliche Bibliothek Ok 4767) und: Practica deutſch des wirdigen hochgelerten vnd weytberümpten doctor Johanſen Virdungs von Haßfurt vff das 1533 jare gemacht. (Sammelband Ok 1257, Nr. 3.) Im Druckprivileg des letztgenannten Titelblattes heißt es: „Das nyemandt Virdungs Practica, Laßzettel oder andere büchlein in Aſtronomia, ſo er jerlich außgeen leſt, nachdrucke.“

Cäſius den Markt, der von 1561—1601, alſo bis kurz vor ſeinem Tode jährlich Praktiken zu Nürnberg ausgehen ließ.[1])

Die vielen Praktiken ſind einander äußerlich, ſowie in der Anordnung und dem Inhalt ſehr ähnlich. Meiſt in Kleinquart und wenige (6—12) Blätter ſtark. Das Titelblatt oder die erſte Textſeite zeigt die Bilder der Jahresregenten, außerdem finden ſich häufig die übrigen Planeten, die Thierzeichen und Monatsbilder, alle in altüberlieferter Vorführung. Die Praktiken ſind natürlich in Proſa abgefaßt; doch giebt es Einzelne, die den oder jenen Abſchnitt, oder auch den ganzen Inhalt in Reimpaaren vorführen.[2]) In der Regel geht der Praktik eine Vorrede voraus, die einem Fürſten oder ſonſtigen hohen Herrn gewidmet iſt und worin der Verfaſſer die Aſtrologie gegen deren Feinde vertheidigt und rühmt. Es ſei eine unentbehrliche und auch eine gottesfürchtige Kunſt, denn nach dem Willen Gottes hätten die Geſtirne einen beſtimmten Einfluß auf die Erde und deren Bewohner. Gott ſelbſt ſei der Meiſter und Formierer aller Vorzeichen am Himmel. Ohne Aſtrologen gäbe es keine Kalender. Und ſo wie die aſtrologiſche Vorherbeſtimmung der Finſterniſſe und Aſpekte immer einträfe, ſo ſei auch die Weisſagung der menſchlichen Geſchicke begründet und verläßlich. An geſchichtlichen Beiſpielen könne bewieſen werden, daß den Finſterniſſen und Kometen immer unglückliche Ereigniſſe gefolgt ſeien.

Dieſer Rede pro domo folgen in einzelnen Abſchnitten die Berichte über die Jahresregenten, über die Finſterniſſe und die Planeten-Conſtellationen des Jahres oder der Jahre für die die betreffende Praktik gilt. Aus der Stellung der Geſtirne werden nun die zu erwartenden Folgen abgeleitet und wieder in mehreren Kapiteln vorgeführt. Erſt die vier Jahreszeiten und die 12 Monate mit den für ſie vorauszubeſtimmenden Witterungsverhältniſſen, dann einzelne Abſchnitte über Kriege, Aufruhr und Zwiſtigkeiten des Jahres, über Krankheiten, Seuchen und Todesfälle, über das Obſt und die Feldfrüchte, über die gefährlichen Zeiten, an denen beſtimmte Beſchäftigungen zu meiden ſind, über die glücklichen oder unglücklichen Tage und Geburtsſtunden des Jahres, über das Schickſal der einzelnen Nationen, Länder und Städte je nach dem Thierzeichen, unter

[1]) Hellmann a. a. O., Spalte 71. Zahlreiche Ausgaben befinden ſich in dem ebengenannten Berliner Sammelbande. Vgl. Richel S. 84 ff.

[2]) Gemeine Practica oder Weyſſagung der alten weyſen Menner. Von Jar zu jar ymerdar werend. Vor nye alſo zeſamen bracht 1530. Gedruckt zu Lignitz. (Berlin Ok 4300). Ganz in gereimten Verſen. — Der an der Wolfenbütteler Bibliothek (4 Z 6 Ast.) befindliche „Calender, mit alter Feldkunſt, Tagzeit, Jarmärkt, Practica vnd anders mehr ꝛc. durch Johan Raſchen zu Wienn" (München 1578) hat als Anhang ein ſehr umfangreiches, ernſt gemeintes, durchwegs in Reimpaaren abgefaßtes „Prognosticum oder Practica auff das 1578 Jar Geſtellt durch Johan Raſchen zu Wienn"

dem ſie liegen, ſowie der einzelnen Stände je nach dem Planeten, von dem ſie beherrſcht werden. Zuweilen tritt noch ein beſonderes Kapitel über die Gewitter des Jahres hinzu. Die Reihenfolge der Kapitel iſt natürlich nicht immer die gleiche, auch kann ein oder das andere fehlen, im allgemeinen aber zeigen die Praktiken eine ganz gleichförmige handwerksmäßige Herſtellung.

Die Sprache iſt (was ſchon Fiſchart beſpöttelt) ſehr dunkel, mit aſtrologiſchem Krims Krams verſehen, räthſelhaft und ſchwer verſtändlich. Die Weisſagungen über das Wetter ſind ſehr vorſichtig und allgemein gehalten, ſo daß ſie ſchließlich eintreffen mußten. Von Mißwachs, Peſt, Krieg, Todesfällen wird auch nicht genauer geſagt, wo ſie eintreten und wen ſie treffen ſollen. Ohne Krieg und Unheil in Deutſchland aber gab es wohl kaum ein Jahr des 16. Jahrhunderts. Daß die Praktikenſchmiede oft irren oder aufs Gerathewohl ihre Weisſagungen hinſchreiben, „Got geb wie es gerathe, wann es halt nur ein Kalender vnd Praktik iſt", geſteht der Wiener Kalendermacher Johann Raſch, der ſelbſt eine Gegenpraktik verfaßt hat, aufrichtig ein.[1] Bei beſonders ſchrecklichen Prophezeihungen wird nur geſagt: nach dem Stand der Geſtirne oder ſichtbarer Kometen drohe den Menſchen dieſes oder jenes Unheil zur Strafe für die allgemeine Laſterhaftigkeit. So aber die Menſchen ſich warnen laſſen, Buße thun und beten, werde Gott vielleicht in Gnaden das bereits herannahende Unheil abwenden. „Die Ruthe iſt ſchon gebunden, wie denn Jedermann für Augen ſieht." Ausreden und Vorbehalte haben die Verfaſſer immer zur Hand. In der Einleitung zur Praktik auf das Jahr 1586 ſpricht Cäſius von der „ſchönen Kunſt" der Aſtrologie. „Iſt ſie doch, wie lieblich nutzlich, die ſchwerſte unter allen. Darumb kein wunder, daß wir in verkündigung deß Wetters vnnd anderer Zufäll nicht allweg eintreffen, ſondern offt weyt fehlen. Dann der Herr iſt vnaußſprechlich groß vnnd ſeine Macht iſt wunderbarlich oder wie David im 147. Pſalm ſagt: Vnſer Herr iſt groß vnd von großer krafft vnd iſt vnbegreiflich, wie er regiert."[2] So wappneten ſich die Kalendermacher für alle Fälle, und auf dieſem Wege wurde es ihnen möglich, trotz der unausbleiblichen Blamagen die weiteſten Kreiſe ſo lange zu täuſchen und zu betrügen. Als im Februar 1524 die von den meiſten Praktiken der Zeit zum Schrecken von ganz Europa angekündigte große Sündflut nicht eintrat, brachten die Sterndeuter eine Menge Ausreden zu ihrer Entſchuldigung vor und verloren nicht im geringſten an Glaubwürdigkeit und Achtung.[3]

[1] Vgl. Hellmann, Volksbücher S. 41 ff. und S. Günther im Jahrbuch für Münchener Geſchichte 4, 233–256.

[2] Vgl. Berliner Sammelband, Nr. 17.

[3] Hellmann, Volksbücher S. 43 f.

Mit der Zeitgeſchichte beſchäftigten ſich die Praktiker eingehend. Gern bezog man drohende Conſtellationen auf neue Türkeneinfälle und Bauernunruhen. Die Pläne, Fahrten und Kriegszüge des Kaiſers und hervorragender Landesfürſten ſuchte man aus den Sternen zu leſen. Confeſſionelle Angelegenheiten wurden in tendenziöſer Weiſe vorgeführt. „Den Juden wirdt yre narung mit wuchern nit vbel angeen, wenn ſie auffs letzt mit yr behawſunge vnd reichthumb auch diß Jar nit wurden beraubt vnd verſtoßen", orakelt die „Practica deutſch meiſter Johanſen Carion" (Leipzig 1523; Berliner Königliche Bibliothek Yz 2127). Und zu den Weisſagungen, die ſich nicht erfüllt haben, gehört auch der Ausſpruch von Paracelſus für das Jahr 1529 „Die Jüdiſchen werden Teutſchlandt gar rhaumen". Katholiken und Proteſtanten befehden ſich auch in Praktiken auf das Heftigſte. Erſtere deuten die Konſtellationen und Wunderzeichen mit Sicherheit auf den baldigen Untergang der Ketzer, letztere auf den endgültigen Sturz des Papſttums. Die Katholiken bezeichnen die Aſtrologie als die Mutter der Ketzerei, weil ſie die Sterne über Gott ſtelle und den freien Willen des Menſchen durch den Einfluß der Planeten beeinträchtigen wolle, die evangeliſchen Gegner der Aſtrologie wiederum werfen dieſe mit dem katholiſchen Wunderglauben in einen Topf. Aber die Zahl der proteſtantiſchen Praktiken iſt viel größer und ihr Ton viel herausfordernder, darum iſt der Zorn und Eifer des Franziskaners Johannes Nas wider ſie ſehr begreiflich. Namentlich ſeitdem Gregor XIII. den ungenauen julianiſchen Kalender 1582 verbeſſert hatte, wurde er von den proteſtantiſchen Aſtrologen und Kalendermachern heftig angegriffen.[1]) So klagt unter anderem Cäſius in der Vorrede ſeiner Praktik auf 1584. „Alſo regiert itzt wider ein Babſt diß Namens Gregorius XIII, welcher in ſeiner vorfahren fußſtapffen tritt vnd gern allerley vnruhen, meuterey vnd zerrüttung, ſowohl in weltlichen handeln, als in der kirchen Gottes anrichten wolt. Denn dieweil die Ablasbrieffe in Teutſchlandt nicht mehr wie vor vielen jarn gelten wollen, ſo vnterſteht er ſich jetzund einen newen kram auffzuſchlagen vnd will anſtatt der Ablasbrieff Calender feil haben, die wir allein zu Venedig oder ſonſt in Welſchland keuffen ſollen vnd verbeut allen Chriſten bey Straff des banns vnd groſſer ſuma geldts, das niemand kein andern, denn ſeinen newen Bapſtiſchen Kalendern haben vnd gebrauchen ſoll."[2])

Neben den hier ſkizzierten, im weſentlichen untereinander gleichen Praktiken brachte das 16. Jahrhundert in geringerer Anzahl noch andere verwandte litterariſche Erzeugniſſe hervor, ſo die meiſt unter

[1]) Vgl. über den ganzen Kalenderſtreit Janſſen 5, 343—356.
[2]) Berliner Sammelband, Nr. 16.

dem Titel Prognoſtikon oder Prognoſticatio veröffentlichten Schriften, die nicht nach der Eintheilung der Praktiken gute und böſe Weisſagungen auf alle irdiſchen Dinge bezogen, ſondern die für ein oder mehrere Jahre im voraus einige beſonders ſchreckliche Ereigniſſe ankündigten. Schon im Titel möglichſt dräuend gehalten, verkünden ſie für das „ſchreckliche“ Jahr ſo und ſo „ſeltſam und greuliche Veränderungen und Widerwärtigkeiten“, bringen auf dem Titelblatte Bilder von Mißgeburten, ſcheußlichen Naturwundern und merkwürdigen Himmelserſcheinungen. Im Texte ſtellen ſie Theuerung, Hungersnot, Peſt, Krieg, Aufruhr u. ſ. w. in baldige Ausſicht. Sehr bekannt war das mehrfach aufgelegte Prognoſticon historicum vnd physicum des Erfurter Arztes Doctors Johann Hebenſtreit,[1] das Nas in der Vorrede ſeiner erweiterten Praktik ein „narrets gauckelwerk“ nennt, „des Hebenſtreits Narrendant, der yedermann mit Tod vnd Teüffel erſchrecken wöllen vnd meiſt ſehen künnen im finſtern Stern, das er der erſt ſein wurd“ und ferner das ebenfalls von Nas verſpottete „Prognoſticon vnd Weyſſagung der fürnemſten Dingen, ſo vom 1564 jar bis auff das 1607 ſich zutragen werden“[2] von Cyprianus Leovitius, dem Mathematiker des Kurfürſten Otto Heinrich von der Rheinpfalz.

Mit beſonderer Angſt ſah man (worauf ſchon Fiſchart hinweiſt) dem „großwunder Schaltjar“ 1588 entgegen, das Joh. Raſch, Nicolaus Weiß, Georg Urſinus, Johannes Stöffler u. a. als beſonders verhängnisvoll bezeichneten.[3] Andere Praktikenſchreiber verkündigten die Ankunft neuer Propheten[4] oder das goldene Zeitalter[5] oder endlich die baldige Ankunft des Antichriſt und das jüngſte Gericht. Das letztere iſt der Fall in einer Schrift von Virdung von Haßfurth,[6]

[1] Ich kenne zwei Ausgaben 1565 und 1568 (Berliner Königliche Bibliothek Ok 5144, 5177). Hellmann nennt (a. a. O., Spalte 183 und 600) Ausgaben von 1562 und 1565—1568. Vgl. Michel a. a. O. S. 69 und 82 f.

[2] Berliner Königliche Bibliothek Ok 5135.

[3] Vgl. Hellmann, Volksbücher S. 41, Jauſſen 6, 443. Das Prognosticon astrologicum von Nikolaus Weuß (Berliner Sammelband, Nr. 13) citiert den Spruch Stöfflers:

Wenn man zelt 1580 vnd acht
Das iſt das Jar, das ich betracht,
Geht in dem die Welt nicht vnder,
So geſchehen doch groſſe merkliche Wunder.

Ein verwandter Spruch bei Hellmann S. 66.

[4] Vgl. Jauſſen 6, 448 f. und unten.

[5] So die „Prognosticatio. Etliche ſeltſame Prophezeiung von 1550—1563“ (Berliner Sammelband.)

[6] Practica von dem Entchriſt vn dem jüngſten tag, auch was geſchehen ſal vor dem ende der welt. (Berliner Königliche Bibliothek Cz 565.)

ferner bereits in einer Straßburger Praktik des Jahres 1502,[1] in einer Basler „Prophezeihung" des Jahres 1587[2] und in einer Kölner des Jahres 1592.[3]

Den Praktiken verwandte Erzeugniſſe ſind noch die „immerwährenden" Prognoſticationen, für Gebildetere eine Handhabe, um ſich ſelbſt die Prognoſe zu ſtellen und das Wetter zu beſtimmen, Vorläufer des hundertjährigen Kalenders,[4] ferner die Nativitätskalender,[5] die Planetenbüchlein,[6] die gereimten Bauernpraktiken, die einem uralten Glauben zufolge das Wetter der 12 Tage von Weihnacht bis Dreikönig für das Wetter der folgenden 12 Monate ausdeuten und zahlreiche Bauernregeln vorführen,[7] die volkstümlichen Wetterbüchlein, von denen uns Reymann[8] als Quelle Fiſcharts noch beſchäftigen ſoll, endlich die zahlloſen Neuen Zeitungen, fliegende Blätter und Bilderbogen der ſchrecklichen Geſichte und Wunderzeichen am Himmel.[9]

Eine Art Übergang von den aſtrologiſchen Praktiken zu den Gegen- und Spottpraktiken bilden jene Prognoſtiken, die geradezu

[1] Practica dütſch anfohen So man zalt nach gottes geburt Tuſentfünfhundert vnd zwey jor Vnnd würt werren biß zu volendung des ſpruchs Wer helt das gemeint. Vnd zuleſcht von der zukunfft des Enderiſt alſo nit vor gehört die zyt. Vnd iſt geſatz vff XXVII jor lang. (Am Schluß des Textes: Hans Schrotbanck). Straßburg bei M. Hüpfuff. (Berliner Königliche Bibliothek Ok 4554.) Dieſe namentlich zum Schluß ſehr „greuliche" Praktik enthält mehrere gereimte Abſchnitte, die direkt eine komiſche Wirkung beabſichtigen.

[2] Janſſen 6, 443.

[3] Prophezeihung vnd Weiſſagung von erſchrecklichen vnd grewlichen widerwertigkeiten durch arbeit und fleiß Dr. Georgii Jordani Veneti. (Berliner Sammelband, Nr. 18.)

[4] Vgl. Hellmann S. 44 ff.

[5] Vgl. Uhl S. 71, außerdem z. B. „Geburtsſtunden, darin eines jeglichen Menſchen Natur vnd Eigenſchaft . . . auctore Martino Pegio. Baſel 1570. (Berliner Königliche Bibliothek Ok 2504.)

[6] Z. B. Peter Greutzigers Planetenbüchlein, wie man eines jeden Menſchen Art, Natur vnd Complexion, nach dem er vnter einem Planeten geboren iſt, erkennen ſoll. Item der ſieben Planeten Natur vnd Eygenſchafften vnd was man in eines jeden Stücke thun oder meiden ſol, ſehr nützlich zu wiſſen. Frankfurt 1589. 8°.

[7] Hellmann S. 31—35.

[8] Vgl. unten im 6. Abſchnitt.

[9] Eine Reihe von Titeln bringt Hellmann, Repertorium, Spalte 551 ff. Ein von Hellmann nicht erwähntes Bildergedicht erſchien 1573 bei Bernhard Jobin in Straßburg: „Ein Richtiger vnd kurtzer Bericht über den Wunderſternen oder beſonderen Cometen, ſo nun manche Monatszeit biß 72. und 73. Jar zu ſonderem Warnungszeichen dieſer letzſten zeit iſt erſchienen. Sehr fruchtbarlich mit ſeinem Prognoſtico zu betrachten". (Berliner Königliche Bibliothek Libr. piet. 86, Nr. 21.) Obwohl Fiſchart in dieſer Zeit mehrere Bildergedichte für Jobin lieferte, kann das eben genannte Schriftchen nicht von Fiſchart herrühren, weil es in ſeiner Proſaeinleitung die Sterndeutung als Gott wohl gefällig und nutzbringend hinſtellt. Das Gedicht ſelbſt ſagt in 40 gereimten Verſen aus einem Kometen die baldige Ankunft des Herrn voraus.

die Aſtrologie zurückweiſen oder bekämpfen, hingegen ihre Weisſagungen aus der heiligen Schrift ſchöpfen. In der Ausdeutung der Anzeichen aber ſind dieſe Prognoſtiken ebenſo willkürlich und phantaſtiſch wie jene; auch ihre Vorherſagungen ſind oft ein Ergebnis ausſchweifendſter Phantaſie. Gerade dieſe litterariſche Form wurde häufig von Proteſtanten tendenziös verwertet. Bereits im Jahr 1523 erſchien eine Praktica von Heinrich v. Kettenbach, die die „Aſtronomie farn" läßt und aus der Bibel den Sieg der reinen göttlichen Lehre, wie ſie Luther zu Ehren gebracht, weisſagt.[1]) Der „Almanach ewig werend, Teütſch vnd Chriſtlich Practick" von Otho Brunnfels 1526, der wiederholt neu aufgelegt wurde, diente, wie viele ähnliche ſpätere Schriften reformatoriſchen Zwecken.[2]) Nur nebenbei ſei erwähnt, daß auch die Form der Prognoſtiken und Kalender zu konfeſſioneller oder politiſcher Satire verwendet wurde.[3])

Von ungeheurem Umfang iſt ein theologiſches Prognoſtikon vom Jahre 1588. Da es zuweilen Fiſchart zugeſchrieben wird,[4]) muß ich mit einigen Worten näher darauf eingehen. Der Titel dieſer Schrift lautet:

Prognosticon Theologicum, | Das iſt | Gaiſtliche Groſſe Practica auß haili ger Biblifcher Schrifft vnd | Hiſtorien | Von der Welt Raahe vnd Garauß: | Inhaltend die verwunderlichſten Veränderungen im Kir|chenſtand vnd allen Policeyen, ſo in den zwey letſten 2000 Jaren, welche Chri|ſto dem Herren vnd ſeim Euangely vnder den andern 6000 Weltjaren zugeſchriben wer|den durch anſtifftung des Antichriſts beids im Geiſtlich vnd Weltlichen | Regimendt biß auffs Jar Chriſti 327 vngefähr|lich zugetragen. | Vnd von daher wie dieſe beide Regierungen jnnerhalb 1260 | Jaren biß auffs 1587 vngefährlich durch gedachts Antichriſts zwey ſchädlich ſten Häupter als Statthalter den Bapſt vnd Türcken in Orient vnd Occident mit verfäl|ſchung

[1]) Ulrichs von Hutten Schriften, herausgegeben von Böcking 3, 538—541.

[2]) Uhl S. 75. Vgl. auch: Eyn wunder Weyſſagung vom Bapſtumb, wie es yhm biß ans endt der welt gehen ſol 1527. (Brants Narrenſchiff, herausgegeben von Zarncke, S. CXLII.)

[3]) So hat Ulrich von Hutten an Papſt Leo X. ein Carmen in prognosticon ad annum 1516 gerichtet. (Vgl. Strauß, Hutten 1, 163 f.) Als Antwort auf des Schweizers Dr. Joannes Copps Evangeliſchem Kalender für 1527, worin zum erſten Male alle Heiligen, Märtyrer und Feſte aus „des Bapſts Kalender" geſtrichen und an ihre Stelle die bekannteſten Namen und Ereigniſſe des alten und neuen Teſtamentes geſetzt ſind, verfaßte Murner noch in dem gleichen Jahre einen überaus derben „Kirchendieb und Ketzerkalender" mit den Namen bekannter „Ketzer" und zahlreicher Böſewichte aus der heiligen und der profanen Geſchichte. Zum Beiſpiel: Jenner. 1. Judas, der Chriſtum im garten küſſet. 6. Martin Luther, ein ketzer vnd vß geloffener münch. 8. Manichæus, ein vnflat. 12. Nero, ein wieterich. 20. Ulrich Zwingli, ein kirchendieb vnd ein ſtoltzer ſigen freſſer jn der heiligen gſchrifft, ein giger des heiligen evangelions u. ſ. w. Dieſe beiden (illuſtrierten Einblatt-)Kalender ſind neu herausgegeben von E. Götzinger, Zwei Kalender vom Jahre 1527. Schaffhauſen 1865. Murners Kalender auch in Scheibles Kloſter 10, 201—216.

[4]) Vgl. Goedeke, Grundriß² 2, S. 505, Nr. 78.

Gottes Worts vnd vntertruckung der Chriſtlichen Kirchen auch mit Plünderung des | alten Kayſerthum dermaſſen verwüſtet worden, daß ſolche kaum ein | wenig darunder herfür plicken mögen. | Endlich auch was von nun einſtehendem 1588. Jar an biß künfftig auffs | 1600 vnd beuorab das 1635 Jar Chriſti ja biß an Jüngſten tag ſich für | ſchröckliche vnd tröſtliche änderungen begeben werden. | Alles nun erſtmals auß Chriſtlichem eyfer durch den Ehrwürdigen Herren M. Adamum | Nachenmoſer von Brandwälden auß Churland vorgeſtellt vnd | zuſammen getragen. | Getruckt zu Leiden durch Wernher Jobsſon. | Anno MDLXXXVIII. | Folio, 127 Bl. (Die unterſtrichenen Zeilen ſind roth.) (Straßburger Landes- und Univerſitäts-Bibliothek. Eine zweite Ausgabe: Leiden 1595 befindet ſich in Berlin Na 7881.)

Der Verfaſſer verwirft die Aſtronomie und erklärt die Bibel für das „allerbeſte Prognoſticon". Aus den Ausſprüchen und Weisſagungen des alten und neuen Teſtaments ſtellt er ſeine weltgeſchichtliche Überſicht zuſammen. Das 1. und 2. Buch gelten der Vergangenheit, der Erſchaffung der Welt, den erſten Zeiten des Chriſtentums, der römiſchen Kirche des Mittelalters, die aufs heftigſte bekämpft wird. Im 3. Buch werden die Ereigniſſe für 1584—1600 vorausgeſagt. Die weitſchweifigen Weisſagungen laufen darauf hinaus, daß der Türke Rom erobern und die katholiſche Kirche zu Grunde richten, hingegen das proteſtantiſche Deutſchland den Türken beſiegen werde. Das 4. Buch ſchildert die Ereigniſſe von des Papſtes und des Türken Untergang, von der Ausbreitung des Evangeliums über die ganze Erde bis zum jüngſten Gericht. Dieſe endloſen Darſtellungen zeigen nirgends in Stil und Ausführung Spuren Fiſchartiſchen Geiſtes. Im Gegenteil, man ſieht deutlich, daß man es mit einem gelehrten Theologen zu thun hat. Die Bezeichnung „ehrwürdig" vor dem augenſcheinlich pſeudonymen Verfaſſernamen des Titels gebührt auch nur Prieſtern. In der (am 1. Januar 1584 unterzeichneten) Vorrede entſchuldigt ſich der Verfaſſer mit „ſeiner Einfalt und Jugendt", was in jener Zeit nicht mehr für Fiſchart ſtimmen kann. Endlich ſagt der Verfaſſer ausdrücklich, daß er beſchloſſen habe, den Propheten Daniel vorzunehmen und „wöchentlich, wann daß gemeyne Gebet der Lytania gehalten wirt, meinen Pfarr Kindern vnnd Zuhörern meiner ſchlechten ringfügenden einfalt nach erklären vnd auszulegen".

Das Prognoſticon Theologicum hat alſo einen jungen evangeliſchen Pfarrer zum Autor und iſt demnach aus der Reihe der möglicher Weiſe Fiſchart zugehörigen Werke endgiltig zu ſtreichen.

3. Die ſcherzhaften Praktiken vor Nas und Fiſchart.

So verbreitet auch die Praktiken waren und ſo viel Glauben-Beifall und Abſatz ſie auch in den weiteſten Kreiſen finden mochten, ſo waren doch zahlreiche Zeitgenoſſen einſichtig genug, die Unvernunft und Lächerlichkeit, die oft beabſichtigte Täuſchung und die vielfach

unheilvollen Wirkungen dieſer Erzeugniſſe zu erkennen und im Ernſte oder Scherz dagegen anzukämpfen. Die Aſtrologie ſelbſt, der die Praktiken ihr Daſein verdanken, genoß trotz ihrem Anſehen bei Hoch und Nieder im 15. und 16. Jahrhundert durchaus nicht allgemeine Anerkennung. Lauter und kühner als gegen andere Thorheiten der Zeit äußerte ſich der Widerſtand gegen die Aſtrologie. Fiſchart z. B., der dem Hexenwahn blindlings ergeben war, bekämpfte, wo er konnte, die Aſtrologie[1]) und die Alchimie.[2])

Am Ausgang des 15. Jahrhunderts bekämpften in Italien Savonarola und Pico de Mirandula die Aſtrologie in Schriften, die während des 16. Jahrhunderts in Deutſchland wiederholt neu aufgelegt wurden. Michael Behaim bezeichnet bereits in einem Spruche über den Aberglauben ſeiner Zeit den Glauben an den übernatürlichen Einfluß der Sterne und der „Tages-Zeiten" als große „Ketzerei".[3]) Die großen Satiriker vor Beginn der Reformationszeit haben auch dieſe Seite menſchlicher Thorheit nicht unbeachtet gelaſſen. Erasmus reiht in ſeinem Moriae Encomium in die Reihe der Narren auch Verfaſſer und Publikum der Praktiken ein: Neque desunt ex hoc genere, qui futura quoque praedicant consultis astris, ac miracula plus quam magica pollicentur et inveniunt homines fortunati, qui haec quoque credant. Sebaſtian Brant geißelt in ſeinem Narrenſchiff in einem beſondern Kapitel „Von achtung des gſtirns" alle Erſcheinungen des aſtrologiſchen Aberglaubens, die Weisſagungen aus den Sternen, den Glauben an die glücklichen und unglücklichen Tage, an die Kinder der Planeten und anderes als „Heidenkünſte". Er erwähnt auch die ſtarke Nachfrage nach der Kalenderlitteratur:

„Vil practick vnd wiſſagend kunſt
Gatt yetz vaſt vß der drucker gunſt."

Mit dieſem Unweſen wolle man Gott, der allein alles beſtimme, zwingen, ſich nach dem Sternenlauf zu richten und ergebe ſich dem Teufel. Thomas Murner ſchrieb 1499 Invectiva contra astrologos.

Unter den Reformatoren iſt Melanchthon der Aſtrologie, der „pulchra phantasia" nicht abgeneigt, während ſie Luther (übrigens wie jener ein Gegner des Weltſyſtems des Copernicus) heftig bekämpft.

[1]) Vgl. Euphorion 4, 11

[2]) Vgl. Praktik 1584 (bei Scheible S. 561) „denn die Dämpff trocknen darvon gar auß, wie der Alchymiſten Keſſelgold". Eulenſpiegel Reimensweiſe Vers 3264 f. „Dann der Landgraff groß koſten wandt, Auff Alchimey, den armen brandt." In der Dämonomanie S. 463 als Randbemerkung zu einer Äußerung Bodins gegen die Alchymiſten: „Merkt diß Oraculum, ihr Alchymiſten."

[3]) Anzeiger für Kunde der deutſchen Vorzeit 1835, Spalte 448 ff.

Luther will vom Einfluß der Gestirne und den Horoskopen nichts wissen und verspottet die Kalendermacher: „Das aber haben sie gewis in jrem Almanach, das man im Sommer nicht Schnee setzet, noch Donner im Winter, im Lentz pflügen vnd seen, gegen dem herbst einerndten etc. Das können die Bawern auch wol.“[1]) Nas citiert in der Vorrede zu seiner Practica gelegentlich seiner Ausfälle gegen die protestantisch tendenziösen Praktiken zahlreiche Aussprüche Luthers wider den ganzen Kalenderunfug. „Wie das wol der Erzketzer Martin Loder selbst wider solche gauckler ist. — Da seh einer was das für fantasten sein, welche des Luthers lehr auß dem gestirn befestigen wöllen, So der Luther selbst sagt, es sey eitel vergebens närrisch ding.“

Von späteren Gelehrten seien nur einzelne Namen genannt. Dr. Thomas Erastus, der Leibarzt der Grafen zu Henneberg († 1583), trat wiederholt als Schriftsteller gegen die Astrologie auf und übersetzte auch Savonarolas Astrologia confutata (1557). Der Heidelberger Professor Tabernämontanus sagt in seinem „New Kreuterbuch (1. Band 1588): „Es wäre hohe Zeit, daß ein christliche Oberkeit diesen unwissenden Phantasten und Kalendermachern dieses Handwerk niederlegte; ja es sollten sich graduirte Personen dieses Lumpenwerks, das schier ein jeder Bachant thun kann, schämen und ihre doktorische Reputation nicht also verkleinern.“[2]) Der Tiroler Arzt und Sittenschilderer Guarinoni wandte sich in seiner Schrift „ Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts“ 1610 in einem eigenen Abschnitt gegen die „lügenden Wahrsager, betrügenden Planetenleser und Geburtssteller“. Die großen Fortschritte der Astronomie mußten ja allmälig der Astrologie den Boden entziehen, aber noch Kepler sah sich genöthigt, dem „närrischen Töchterlein“ Astrologie der hochvernünftigen Mutter Astronomie zu huldigen und um des lieben Brotes willen Nativitäten und Prognostiken anzufertigen.[3]) Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts bestand die Astrologie wirksam fort.

An dem Tadel ließen es sich die Gegner nicht genügen. Man verfaßte zwar schon früh Gegenpraktiken, die ohne Ironie mit aufrichtigem Ernst die landläufigen, gewissenlosen, unsinnigen Weissagungen bekämpften.[4]) Doch die Lächerlichkeit dieser Erzeugnisse

[1]) Vgl. mehrere Aussprüche Luthers gegen die Astrologie bei Erich Schmidt, Faust und Luther. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 25, 11.

[2]) Janssen 7, 377.

[3]) Ebenda S. 315 f.

[4]) So kenne ich eine „Practica deutsch von vergangenen vnd zukünfftigen dingen auß der heiligen schrifft gegründt vnd gezogen Auff das 1524. Jahr. Christus Jesus ein Herr vnnd Meister diß jar vnnd allezeit.“ (Erfurt. Die Vorrede unterzeichnet: Henricus Pistoris Michaelis 1523. Berliner Königliche Bibliothek

forderte zum Spott heraus und reizte zu ironiſcher Nachahmung. In großer Zahl erſchienen darum Scherzpraktiken, die Form und Inhalt der ernſt gemeinten Praktiken vollſtändig, doch zur Ironie verkehrt, nachbildeten, die ſelbſtverſtändlichſten und lächerlichſten Dinge weisſagten und die bequeme Gelegenheit zu ſatiriſchen Ausfällen gegen die mannigfachen Übelſtände der Zeit benutzten. Da die Praktiken ſelbſt in der Regel haarſträubenden Unſinn vorführen, oder zuweilen mit Abſicht derbkomiſche Abſchnitte und Reime einſchieben, die ironiſchen Gegenpraktiken hinwiederum einen ſcheinbar ernſten Ton feſthalten, ſo ſind die beiden Arten einander ziemlich ähnlich und zuweilen auf den erſten Blick nicht einmal gleich zu unterſcheiden. Auch die Litteratur der Spottpraktiken iſt von langer Dauer, vom Ende des 15. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, auch ſie iſt international. Es giebt italieniſche, franzöſiſche, lateiniſche Scherzpraktiken u. ſ. w., die hier nur ſoweit berückſichtigt werden können, als ſie für die Entwicklung des deutſchen Zweiges in Betracht kommen.

Die älteſten nachweislichen Erzeugniſſe dieſer Litteratur ſind die komiſchen Laßtafeln: vom Jahr 1480 „Las Zetel allweg gerecht“ und vom Jahre 1501 die „Practica deutſch Doctor Gril vom Kittelperg“, im Inhalt nahe verwandt, zum Teil wörtlich übereinſtimmend mit mehreren undatierten Münchener Laßzetteln und mit der in viel ſpätern Drucken (1540 und 1545) vorhandenen „Laßtafel vnnd Practica des weytberümpten Doctor Grillen von dem Narrenſtein[1])“. Sie enthalten komiſche Angaben über die aſtronomiſchen Eigenſchaften des betreffenden Jahres und witzige, zum Teil obſcöne und ab-

Na 7406.) Piſtoris bekämpft hier die zu Speier gedruckte Weisſagung Sibylle u. ſ. w., die gar ſo viel Trübſeliges verkünde. Solche Prophezeihungen ſeien ſündhaft, die Wahrheit ſtehe nur bei Gott und ſein Wille beſtimme auch die menſchlichen Geſchicke. Die Schrift, gegen die ſich Piſtoris wendet, hat den Titel: „Enn auszug etlicher Practica vnd Prophezeyen auff vergangene vnd zukünfftige jar Sibille, Brigitte, Cirilli, Joachim des Apts, Methodij vnd Bruder Reinharts, wirt weren biß auff das 1581. jar. (s. l. et a. Speier, 1515?, Berliner Königliche Bibliothek Na 5691.) — Ebenfalls in Berlin befindet ſich eine „Practica Teutſch Auff das MD vnd XXX Jare durch Jeremiam Arthothomum Aſtrophebum Emptipolitanum dem gemaynen Menſchen zu gutt auffgericht“, die ernſt gehalten iſt, doch die Aſtrologie bekämpft und Gott als den alleinigen Regenten bezeichnet. — Die gleiche Tendenz verfolgt die von Gengenbach gedruckte: „Chriſtliche vnd ware Practica wider ein vnchriſtliche gotleſtrige, vnware practica 1524. (Goedekes Grundriß 2^2, 148.)

[1]) Vgl. über die hier genannten Laßtafeln Wendeler, Meuſebachs Fiſchart-Studien S. 198 ff., 205, Wellers Annalen Nr. 202 f. und Naumanns Serapeum 26, 237. Die Laßtafel vom Jahre 1540 iſt als Privatdruck 1854 unter dem Titel Dicteria Grilli neu herausgekommen. (Goedekes Grundriß 2^2, 473, 17, 3.) — Nebenbei ſei erwähnt, daß der „Bauernkalender“ (Michels Studien über die älteren deutſchen Faſtnachtſpiele S. 131 und 161), ſowie die „Practica teutſch“ von Hans Folz (A. Keller, Faſtnachtſpiele 3, 1273) möglicherweiſe auch den ironiſchen Praktiken zugehören.

ſichtlich unſinnige Beſtimmungen über den Aderlaß und das Wetter in den einzelnen Monaten.

In den Beginn des 16. Jahrhunderts fällt die Practica von Pamphilus Gengenbach. Der berühmte Baſeler Drucker, der ſelbſt ſpäter einen aſtrologiſchen Kalender[1]) verfaßt hat, wendet ſich in ſeiner „Practica zu teütſch vff das XV. c vnd new Jar, gemacht durch Doktor Nemo, Erklerende die groſſen vnd wunderbarlichen geſchichten, antrefend geiſtlich vnd weltlich“[2]) in einer Vorrede, ſowie in dem gereimten Beſchluß gegen die Sterndeuter und Wahrſager. Die irdiſchen Ereigniſſe ſeien nur von Gottes Willen abhängig, die ſieben Planeten aber, die unter den Menſchen ſo viel Böſes ſtiften, ſeien die ſieben Todſünden. Den Zweck ſeiner Arbeit giebt er deutlich an:

Diß practica iſt darumb gmacht
Das man der ander nümme acht.

Ein Ziel das freilich weder Gengenbach, noch ſeine zahlreichen Nachfolger erreichen ſollten.

Nur das kurze Mittelſtück der Gengenbachſchen Praktik iſt ironiſch und zwar ſehr eigenartig, völlig abweichend von Form und Inhalt der übrigen Spottpraktiken. In vier Kapiteln wird mit Witz der Ton der unheilverkündenden Prognoſticationen perſifliert. Das erſte Kapitel berichtet vom Streit der Könige untereinander und dem Unheil, das ſie unter den Menſchen anrichten werden. Gemeint ſind die vier Kartenkönige. Das zweite Kapitel berichtet von Todtenbeinen, die auferſtehen und bei böſen Chriſten Zuflucht finden werden. Gemeint ſind die Würfel. Im dritten Kapitel über die feurigen Zeichen hoch auf den Bergen, ſind die Faſtnachts-, Johannis- und Herbſtfeuer, im vierten Kapitel über die Niederwerfung und neuen Aufſtände des gemeinen Volkes ſind die Kegel gemeint.

Die übrigen Spottpraktiken nun ſtehen faſt insgeſamt untereinander in engerem oder weiterem Zuſammenhang. Sie ſind in Inhalt und Auffaſſung einander nahe verwandt; meiſt hat der jüngere Autor den älteren ausgeſchrieben oder doch frei benutzt. Die älteſte Spottpraktik dieſer Art dürfte die aus der Schweiz ſtammende, 1509 gedruckte „Practica Doctor Johannis Roßſchwanz“ ſein. Der Verfaſſername iſt natürlich, wie dies bei dieſem Litteraturzweig allgemein üblich iſt, ein komiſches Pſeudonym. In 25 kurzen Kapiteln ſpricht Roßſchwanz von den Jahresregenten, von den Fürſten, Geiſtlichen, Rittern, Studenten, Frauen, von verſchiedenen Ländern und Städten und den Schickſalen, die ihnen in dem betreffenden Jahre bevorſtehen,

[1]) Vgl. Uhl S. 70 f.
[2]) Abgedruckt bei Goedeke, Gengenbach S. 160—166.

von dem Gedeihen der Feldfrüchte, des Weines, des Obſtes, von Krankheiten und Kriegen. Lauter ſelbſtverſtändliche Dinge in ſehr volkstümlichem Ton und mit derbem Witz vorgetragen.[1] Dieſe Praktik iſt nun reichlich nachgeahmt, überſetzt, bearbeitet und ausgeſchrieben worden und wirkt mittelbar bis auf Fiſchart nach. Nur nebenbei ſei erwähnt, weil dies aus der Praktikenlitteratur hinausfällt, daß das 1560 zu Freiburg in der Schweiz aufgeführte „Faſtnachtſpil von Aſtrology vnd Warſagen" einzelne Kapitel aus Roßſchwanz frei benutzt hat.[2]

Wörtliche Übereinſtimmung mit Roßſchwanz zeigt die (Straßburg 1509 veröffentlichte) lateiniſche Prognostica von Jakob Henrichmann aus Sindelfingen.[3] In der 1508 unterzeichneten Vorrede erklärt Henrichmann ſelbſt, daß er das Werkchen aus dem Deutſchen überſetzt habe. Pauca etiam ego adieci, quae prius opusculum non continebat. Es iſt augenſcheinlich, daß Henrichmann die Praktik von Roßſchwanz in einer älteren Faſſung kennen gelernt, überſetzt und mit den erwähnten Zuſätzen verſehen hat. Henrichmanns Prognoſtik entſpricht, abgeſehen vom Eingang und dem erſten Kapitel in Bezug auf den Inhalt und die Reihenfolge der Kapitel mit wenig Änderungen genau der Praktik von Roßſchwanz.[4] In der Verdeutſchung von Bebels Facetien: Die Geſchwenk Henrici Bebelii 1558 erſcheint Henrichmanns Latein wieder wörtlich ins Deutſche rücküberſetzt.[5]

Aus dem gleichen Jahre wie Henrichmanns Prognoſtik ſtammt die „Practica deutſch Eſelberti trinck gern in beyden rechten, Trynk auß, Schenk eyn doctoris, auff das Jar Tauſend groſchen, fünffhundert maſs weyns Neun protwurſt. 1509, neu aufgelegt 1527 und 1529".[6] Eſelbert hat ganz ähnliche Abſchnitte wie Roßſchwanz: von den Herren des Jahres, von den geiſtlichen und weltlichen Ständen, von den verſchiedenen Nationen, Städten und Ländern, von Krieg und Krankheit u. ſ. w., und wiederholt wörtliche

[1] Abgedruckt von Bachtold, in Seufferts Vierteljahrsſchrift 4, 203—207.

[2] Vgl. ebenda S. 208—227.

[3] Abgedruckt bei Wackernagel, Fiſchart S. 131—138.

[4] Bachtold, a. a. O. S. 202 und 235. Einzelnes läßt Henrichmann auch weg, ſo Roßſchwanz Kapitel 14, Z. 38 f., vielleicht weil ihm der Satz zu anſtößig erſchien. Kapitel 20 ſagt Roßſchwanz: ſant Vrbans plag, Henrichmann: vrbani plaga, hoc est ebrietas. Mit ein Beweis, daß Roßſchwanz das Original darſtellt.

[5] Henrichmanns Prognoſtik iſt auch mit Bebels Schwänken als Anhang zu Friſchlins Facetien 1600 neu gedruckt. Vgl. Goedekes Grundriß 2², 129, Nr. 32.

[6] Die Ausgabe 1509 befindet ſich in der Berliner Königlichen Bibliothek Yz 2116. Sie ſtimmt wörtlich überein mit der Ausgabe 1527, die Weller in Naumanns Serapeum 26 (1865) S. 238 ff. veröffentlicht hat.

Anklänge.[1]) Eſelberts Praktik aber iſt umfangreicher, womöglich obſcöner und fügt zum Schluß ein beſonderes Kapitel über Neu- und Vollmond mit gehäuftem Unſinn nach Art der Grillſchen Laßtafel hinzu.

Zwiſchen den verſchiedenen Ausgaben Eſelbert Trinkgerns erſchien die „Practica Doctor Schrotentrecks von biſſingen auff das Fünffzehenhundert vnd XXIII jar. In der hochen ſchul Kutzingen, da man die gaiſſen firmett auſſerhalber des hymels lauffs zwen Schuch.“ o. O. 1522. Auf dem Titelbild ein Sterndeuter. 4 Bl. (Berliner Königliche Bibliothek Yz 2125) Kapitel 1—20 dieſer (bisher nicht bekannt geweſenen) Scherzpraktik ſtimmen faſt wörtlich überein mit Roßſchwanz. Die Kapitel 21, 23—25 von Roßſchwanz fehlen bei Schrotentreck. Dieſer ſchließt mit Benutzung des 22. Kapitels ſeiner Vorlage mit folgenden Worten:

„Nach liechtmes wirt ein groſſer auflauff vnder den gemeinen volck vmb die faßnach, vnd werden die narren wolfeyll darnach im Aprillen am nechſten tag nach dem karfreitag wirt ein gros blutvergieſſen vnd werdenn vil kuttel auff der waldſtat bleiben. Auch werden die eyer nachfolgenden yorn vnd bluttvergeſung vber in nemen, dann ſye werdenn dye becken vnnd dye weyber unruwig machen, alſo das im niemants Ein fues entſchlupffen laſt, dan es wirt auff die zeit nit heimlich bleyben bey den ſchwetzigen weybern ym backhaus, ſo ſye dy fladen backen laſſenn. Kurtzlich darnach in den oſterheyligen tagen gelobent ſich etlich magdtt vnd frawen ym Emaus mit jungen knaben, nemenn ſie mit ynn dartzu ein flaſchen mit wein vnd kern yhn nobis haus ein. alſo geth dyßer dantz, eynn jetlicher ſicht auff ſeine ſchantz. Geben vyer wochen hynder ſchrotberg auff der fartzgurgel öber der knyekeln dem ſchwartzwalt, da man dy pfaffen kreps facht ꝛc.

In der zeitlichen Reihenfolge muß nun einer franzöſiſchen Praktik gedacht werden, die auf Fiſchart von weſentlichem Einfluß war. Rabelais, der ſich in jungen Jahren als Arzt und Schriftſteller

[1])

Z. B. Roßſchwanz Kapitel 5.	Eſelbert Kapitel 9.
Aber in ſtarcken veldern, wo die wol gebuwen ſeind vnd gott ſein gnad gibt, würt überflüßig genug aller frucht.	Doch vff den fruchtbaren landen, wo der ewig got ſein genad gibt vnd ſie die ecker woll bawen, ſo werden ſie gut korn kriegen.

Für den geſperrt gedruckten Satz hat Henrichmann: si deus gratiam et auxilium suum non denegaverit. Eſelbert hat alſo augenſcheinlich direkt aus Roßſchwanz geſchöpft.

Roßſchwanz Kapitel 12.	Eſelbert Kapitel 3, vorletzter Abſatz.
Singer, buler, pfeiffer, ſpillent, maler werden diß jar groß glück haben gegen den frawen, an der ſyten, do der ſeckel hanget.	Buler, ſinger, lautenſchlager, pfeyffer, hoffierer werden diß jar groß glück haben vff der ſeyten da dy Taſch hengt.

Weitere wörtliche Übereinſtimmungen finden ſich zwiſchen Roßſchwanz 19 und Eſelbert 4 (zweiter Abſatz), Roßſchwanz 22 und Eſelbert 8, Roßſchwanz 9 und Eſelbert 10.

einen Namen erworben hatte, wurde ſchon früh von Buchhändlern um die Herſtellung von Kalendern und Praktiken beſtürmt und iſt auch dieſem Begehren wiederholt nachgekommen. Fünf Rabelaisſche Almanache werden uns für die Jahre 1533—1550 genannt; mehr als die Titel haben ſich leider nicht erhalten.[1]) Seinem Ärger über dieſe invita Minerva unternommene Arbeit machte er Luft in einer beißenden Satire auf die Kalenderpropheten in ſeiner Pantagrueline Prognostication certaine veritable & infallible pour lan mil DXXXIII nouuellement composee au proffit & aduisement des gens estourdis & musars de nature par maistre Alcofribas architriclin du dict Pantagruel, die zuerſt 1533 als Anhang zum zweiten Buch des Pantagruel veröffentlicht wurde,[2]) zweifellos die launigſte und geiſtvollſte aller Spottpraktiken.

Als Vorbilder Rabelais' bezeichnet man zwei lateiniſche Prognoſtikationen: die uns bereits bekannte von Henrichmann und eine zweite, die Heinrich Bebel (auch im Jahre 1509) aus dem Italieniſchen überſetzt hat.[3]) Doch abgeſehen von der verwandten Auffaſſung und Tendenz, ſtimmen nur wenige Sätze der Prognoſtikationen wörtlich und ein paar Abſätze dem Inhalt nach mit Rabelais überein.[4]) Nachdem Rabelais durch Henrichmann und Bebel im allgemeinen die Anregung zu einer Satire empfangen hatte, dürfte er einen oder mehrere lateiniſche oder franzöſiſche (vielleicht ſeine eigenen) Kalender vorgenommen und in freier Weiſe Kapitel für Kapitel perſifliert haben. Rabelais hat übrigens in ſeiner Praktik den ſatiriſchen Ton durchaus nicht feſtgehalten. In der Vorrede ſind ſchon Scherz und Ernſt gemengt. In den Abſätzen 1, 5 und 8 bekämpft er mit Eifer und Pathos die Praktikenſchreiber, ihre Narrheiten und ihre Gott-

[1]) Rabelais, Gargantua und Pantagruel, herausgegeben von Regis II 1, S. XLIV ff. und 926. Die Prognoſtikation iſt ebenda in Überſetzung abgedruckt I, S. 943—966.

[2]) Vgl. ebenda II 1, S. XLII.

[3]) Bebels Praktik iſt abgedruckt bei Regis II 1, S. 927—930.

[4]) Die Beziehungen zwiſchen den lateiniſchen Prognoſtikationen und Rabelais hat ſchon Schwarz, Rabelais und Fiſchart S. 92 f. angegeben. Aus Henrichmann findet ſich eigentlich nur ein Satz Kapitel XXII: Magna erit sacerdotum penuria, adeo quod quidam tria, quatuorve, aut plura habebunt officia ecclesiastica ziemlich wörtlich bei Rabelais wieder in Kapitel V: Et tant mourra de gens d'esglise, qu'on ne pourra trouver à qui conferer les benefices, en sorte que plusieurs en tiendront deux, trois, quatre & d'avantage. Die direkte Benutzung Bebels durch Rabelais erweiſen namentlich zwei Stellen. Zu Bebel Propositio XI: Civitates Italiae Roma, Florentia, Senae, caeteraeque omnes erunt in iisdem locis, ubi exactis temporibus fuerunt vgl. Rabelais Kapitel 6: Italie, Romanie, Naples, Cecile, demourront, ou elle estoient l'an passé und zu Bebel XX: Sani melius habebunt, quam infirmi; pariter divites, quam pauperes vgl. Rabelais 3: les riches se porteront un peu mieux que les poures, & les sains mieux, que les malades.

loſigkeit. Rabelais wendet ſich im Eingang ſeiner Satire gegen „die närriſchen Aſtrologen zu Löwen, Tübingen, Nürnberg und Lyon". In der letztgenannten Stadt ſind ſeine eigenen Kalender erſchienen. In Nürnberg iſt vor Rabelais unter anderen eine ſo recht typiſche Praktik erſchienen, die uns als Erſatz für ältere franzöſiſche Kalender[1]) dienen kann, um zu zeigen, wie Rabelais in ſeiner Satire Abſatz für Abſatz bekämpft oder ins Lächerliche zieht, was dort mit Ernſt vorgetragen wird. Die in Nürnberg durch Kunigund Hergotin gedruckte „Practica Teütſch Magiſtri Johannis Capiſtoris von Cöllen auff das jar nach Chriſti vnſers Herren gepurt MCCCCCXXXI",[2]) handelt im erſten Abſchnitt „von den Herren dieſes Jars" und kommt zu dem Ergebnis: „ſo wirt Mars erwelt für ein Herren mithelffer diſes jars Mercurio". Rabelais wendet ſich in ſeinem 1. Kapitel mit großer Wärme gegen dieſen Wahn: Quelque chose, que vous disent ces folz Astrologues, ne croyez, que ceste année y aye autre gouverneur de l'universel monde que Dieu le createur ... Et n'aura Saturne, ne Mars, ne Jupiter, ne autre planette. Im zweiten Abſchnitt handeln Capiſtor und Rabelais von den Finſterniſſen, im nächſten beide von den Krankheiten. Hier bringt Capiſtor unter anderem folgende Weisſagungen vor: „In dieſem jar werden auch vil thier ſterben, der die menſchen pflegen zu brauchen, Als vns beſchreibt Albumazar im buch der groſſen Conjunction. ... Vil menſchen werden auch krancken durch weetagen der pruſt, der Lungen, in der blaſen, Nieren vnd am hynderſten vnd auch an den oren vnd an dem halß." Rabelais aber ſpottet: Plusieurs Moutons, Beufz, Pourceaux, Oysons, Pouletz, & Canars mourront & ne sera si cruelle mortalité entre les cinges & dromadaires. Ceux qui seront pleuretiques auront grand mal au coſté. u. ſ. w. Im vierten Kapitel ſpricht Rabelais wie Capiſtor von den Früchten des Jahres und citiert wie dieſer im früheren Kapitel den bekannten arabiſchen Aſtrologen: Je trouve par les calcules d'Albumaser au livre de la grande coniunction & ailleurs, que u. ſ. w. Im ſiebenten Abſchnitt ſpricht Capiſtor „von allen Menſchen" und beſchäftigt ſich zunächſt eingehend mit Kaiſer Karl V. „... Iſt aber ſache, das der Mon verhyndert iſt, das bedeut den Römiſchen Künig vnd der Römer verluſt vnd vnglück vnd ſtarckheyt der feynde. Im anbegin des Jars iſt Mercurius vnglückſam, bedeut den Künig vnd ſeynen ſchreybern vnglück vnd verderb mit ſchaden. Wann die Sonn iſt im XII. hauß, ſo wirt der Künig in dem Jar mit groſſem angſt vnd gedanken beſchwert — — Seyn Kay. Ma. werden auch

[1]) Einige franzöſiſche Kalender und Prognoſtiken des 16. Jahrhunderts aus Lyon nennt die Biographie universelle 35, 17.

[2]) Berliner Königliche Bibliothek Ok 1257, Nr. 2.

mancherley franckheyt beſuchen, durch ſchwere böſe inwendige windt. . ." Rabelais eröffnet ſein fünftes Kapitel De l'estat d'aucunes gens mit dem Zornesausbruch: La plus grande folie du monde est penser, qu'il y ayt des astres pour les Rois, Papes & gros seigneurs, plutost que pour les poures, .. Tenant donques pour certain, que les astres se soucient aussi peu des Rois, comme des gueux . .., je laisseray es autres folz prognostiqueurs à parler des Rois & riches. Capiſtor ſetzt ſein Kapitel fort, indem er die Geſchicke der den einzelnen Planeten zugehörigen Kinder vorführt.[1])

„Saturnus kinder, alte leut, kloſterleut, ackerleut, wucherer, leynweber, zolner vnd alles vngeacht hantwercks volck werden beſucht mit langer vil franckheyt, als mit dem fieber, podagra, zypperlen, waſſerſucht vnd mit dem kreps. Sie werden auch groſſen ſchaden nemen in jren gütern durch die feinde vnd vmbfangen mit angſt des todts.

Jouis kinder, als der Bapſt, Biſchöff, Cardinál, Doctores, Rathßleut, Richter, ehrliche burger durch Jouem, der zurückgehet in seynem circkel, werden vil anfechtung nemen vnd leyden von dem gemeynen volck, die inen nach gelympff werden ſtehen vnd ſie beſuchen durch vnrecht. Etliche nemen eben war von diſen kranckheyten durch geſchwer, fallende ſucht vnd die gele ſucht.

Martis kinder, als Ritter, der Künig räthe, hauptleut, lantzknechte vnd die im feur arbeyten, diſe ſehen wol zu, das ſie nit vbereylet werden durch vnachtſam heyt von dem gemeynen volck, das ſich wirt widerſpennig machen vnnd fürnemen, ſich ober ſie zu vberheben. Haly im achten buch am vierdten Capitel: So die ſonn vnd Mon nicht glückſam gefunden werden, ſo wirt todtſchlag zwiſchen Rittern vnd hilff des künigs erſcheinen. Diſe kinder werden auch benötigt mit kranckheyt des vnfürſichtigen todts vnd mit vil ander kranckheyt vnd auch mit dem fieber.

Venus kinder, als Junckfrawen, Frawen, ſinger, Spyllent, Maler, Appotecker werden durch yre eygen kinder leyden betrübnüſſe, weetag, auch werden ſie vmbgeben mit mancherley vntugenden vnd eyner den andern zu betriegen. vnd hadern, zwitracht, zauberey wirt vnter jn gemein ſein, ſterbliche kranckheyt vnd ſchwanger frawen mügen jr warnemen. Die menner werden mit jren Ehelichen haußfrawen durch zwitracht hadern vnd nicht nach dem geſetz leben vnd werden jre Eheliche haußfrawen von ſich ſchlagen vnd wenig achten den Ehelichen ſtand durch jr vnehelichs leben.

Der Sonnen kinder, als Künige, Herren vnd Fürſten nach anweiſung Guidonis am XCVI Capitel: Wenn die Sonn in der Revolution im XII. hauß gefunden wirdt, bedeut der reychen, der mechtigen, der Edeln erniderung, vnterdrückung vnd jhrn todt vnd verluſt jrer ehre durch den vnedelen. Albumazar im buch der blumen: Der Drachenſchwantz im wider bedeut ein böſe ordinantie der Künig vnd jr erzeugen gegen dem volcke, wirt auch erlangen mancherley feyntſchafft, bedrübnuſſe, haß vnd vntreglich arbeyt im krieg.

Mercurius kinder, als Poeten, Aſtronimi, Meyſter, Arbet, ſchreyber, kauffleut, haußgeſind, vnd alle die mit verſtand der ſinnen arbeyten: Hali im achten buch am XI Capitel der Revolution ſpricht: Mercurius im XII. hauß bedeut, das in dieſem jar die kauffleut vnd weyſen werden niderſteygen. Sie werden beſchwert

[1]) Ich führe dieſen ganzen Abſchnitt aus Capiſtor hier vor, als ein Beiſpiel des Praktikenunſinns. Gerade dieſe Zuſammenſtellung der Planetenkinder iſt von Rabelais und Fiſchart ſpäter ſo ausführlich nachgebildet worden.

mit groſſem angſt vnd vertrucket von jren öberſten, jr etlich gewin vnd lere ſol werden vermyndert. Die Kauffleut, Schiffleut werden beſonder auff dem waſſer durch groſſen ſturm des windes groß verluſt vnd ſchaden leyden.

Des Mondes kinder als potten, Furleut, Müller, Fiſcher, ſchiffleut, haußknecht, vnd geſinde. Diſe werden vnſtät ſein in jrem fürnemen vnd werden vil wandern durch mancherlei anfechten jrer böſen gedancken vnd wenig achten auff Gottes geſetz vnd auff seynen dienſt. Sie werden auch als vns Hali beſchreybet im achten buch am VI Capitel eynen vnglückſamen ſtand haben in verluſt jrer güter, durch verfolgung mit mancherley kranckheyt der hitz vnd des bluts. Sie werden auch mit jren Ehelichen haußfrawen nit fridſam leben haben."

Dieſe Zuſammenſtellung, die in ähnlicher Weiſe in den Praktiken und Kalendern der Zeit ſehr häufig wiederkehrt und von der man kaum glauben mag, daß ſie jemand ernſt nehmen konnte, bot natürlich den Satirikern den beſten Anlaß zur Verſpottung dar. Rabelais hat dies in ſeinem 5. Kapitel weidlich ausgenutzt.

Et premierement des gens souzmis à Saturne, comme gens despoureux d'argent, Jalous, Refueurs, Malpensans, Soupçonneux, Preneurs de taulpes .... n'auront en cest annee tout ce qu'ilz voudroient bient, ne getteront leur lart aux chiens & se grateront souvent là, ou il ne leur demange point. Und ſo fort durch alle ſieben Planeten durch.

Im darauffolgenden Kapitel weisſagt Capiſtor das Wetter der vier Jahreszeiten. Unter anderem citiert er hier wieder den arabiſchen Mathematiker Haly. „Hali im achten buch am XII. Capit.: Wann das teyl des glücks wirt gefunden werden in eynen lüfftigen zeychen, bedeut vil windes." Rabelais ſagt im achten Kapitel, er könne es nicht vorausſehen, was für ein Wetter im Sommer ſein werde. Er wiſſe nur, daß es Wärme und häufigen Seewind geben werde. Sollte es aber anders ſein, ſo dürfe man doch nicht Gott verleugnen, der es beſſer, als wir, verſtünde, „ie vous asseure sur mon honneur. Quoy qu'en ait dit Haly & ses souppostz."

Bemerkungen zu den einzelnen Monaten, wie ſie ſich bei Capiſtor und in anderen Praktiken finden, giebt Rabelais nicht.

Nach einer Pauſe von mehr als 30 Jahren, während der, ſo viel mir bekannt iſt, keine Spottpraktik erſchien, im Jahre 1564 veröffentlichte Dr. Johann Weiermann (wie es ſcheint kein Pſeudonym trotz dem Beiſatze „der ſyben ſulen künſten meiſter") eine „Practica. Uff das MDLXV Jar"[1]) und widmete ſie einem Berner Bürger. Es iſt eine kurze Praktik, die in zwölf Abſchnitten zu den einzelnen Monaten komiſche Weisſagungen über die zu erwartende Witterung, das Gedeihen der Feldfrüchte, über Handel und Wandel und außerdem lächerliche hygieniſche Rathſchläge vorträgt.

(Fortſetzung folgt.)

[1]) Der Druck vom Jahre 1564 befindet ſich in Zürich und Berlin. (Königliche Bibliothek Yz 2188.) Neudruck beſorgt von Baechtold in Seufferts Vierteljahrsſchrift 3, 229—235 mit den Varianten einer ſpäteren Ausgabe.

Zur Geschichte der Straßburger Schulkomödie.

Von Adolf Schmidt in Darmstadt.

Über dramatische Aufführungen durch die Schüler des Gymnasiums und die Studenten der Akademie zu Straßburg im 16. und 17. Jahrhundert liegen zwei umfangreichere Arbeiten vor. August Jundt behandelte in dem Programm des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg 1881 „Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg“ von ihren Anfängen an bis zu der letzten Vorstellung im Jahre 1668. Johannes Crüger brachte in seiner in der „Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des Protestantischen Gymnasiums zu Straßburg“ 1888 1, 305—354 erschienenen Abhandlung „Zur Straßburger Schulkomödie“ auf Grund der Stadtprotokolle interessante Nachträge und Ergänzungen zu Jundts Arbeit, beschränkte sich aber leider auf die Zeit vor 1590. Eine bibliographische Zusammenstellung der meist im Jahr der Aufführung erschienenen Drucke der Dramen findet sich in Goedekes Grundriß 2^2, 551—556. Im wesentlichen aus Jundt und Crüger geschöpft ist die Einleitung, die Oskar Dähnhardt dem ersten Bande seiner Buches: Griechische Dramen in deutschen Bearbeitungen von Wolfhart Spangenberg und Isaac Fröreisen. Tübingen 1896 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart. CCXI.) vorausschickt.

Es freut mich aus einer noch nicht benutzten, seither ganz unbekannten Quelle die Nachrichten über dramatische Aufführungen in Straßburg vermehren zu können. Die Großherzogliche Hofbibliothek zu Darmstadt besitzt eine Sammlung von Schreibkalendern aus den Jahren 1580—1630, die aus Moscheroschs 1669 von dem Landgrafen Ludwig VI. von Darmstadt angekaufter Bibliothek stammen und eine Fülle von interessanten Einträgen der verschiedenen zu Straßburg wohnhaften Besitzer enthalten. Da ich an einem anderen Orte ausführlich über diese Kalender zu berichten gedenke, beschränke ich mich hier auf eine kurze Mitteilung über die früheren Besitzer und einen Abdruck der Aufzeichnungen über dramatische Aufführungen. Die Jahrgänge 1580—1609 gehörten dem M. Paulus Crusius Molendinus Hennebergiacus, der am 12. Juli 1557 in dem damals hennebergischen, jetzt unterfränkischen Orte Mühlfeld geboren wurde, wahrscheinlich als Sohn des Pfarrers Paul Crusius

der später Dekan zu Suhl, 1567 Professor der Mathematik zu Jena, 1570 Pastor und Superintendent zu Orlamünde wurde, wo er am 1. Januar 1572 starb (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 4, 634). Unser Paul Crusius kam frühe nach Straßburg ins Gymnasium, wurde am 17. Juni 1578 Baccalaureus, am 10. November 1579 Magister, studierte Theologie, wurde am 1. Juni 1584 Freiprediger, im Mai 1587 Helfer an St. Wilhelm und starb als solcher am 22. Juni 1609. Durch seinen ältesten Sohn, den Straßburger Gymnasiallehrer und dramatischen Dichter Johannes Paulus Crusius (geboren am 19. Februar 1588, gestorben am 25. Oktober 1629), den Lehrer und späteren Freund Moscheroschs gelangten die Kalender in dessen Hände. Moscherosch selbst ist der Schreiber der Einträge in den Jahrgängen 1619—1622, 1629 und 1630. Die Kalender von 1610—1618, 1623—1628 enthalten keine Bemerkungen über Dramenaufführungen, die Namen der Besitzer sind daher ohne Belang.

Weder Crusius noch Moscherosch nennen leider, vier Dramen klassischer Autoren ausgenommen, die Verfasser der Stücke, doch lassen sich die Namen meist mit Hilfe der Drucke mit Sicherheit feststellen. Überall dagegen ist der bei Jundt oft fehlende Tag der Aufführung genau angegeben, wodurch etwaige Nachforschungen in den Straßburger Schul- und Stadtakten sehr erleichtert werden.

In den Kalendern des Crusius werden folgende Aufführungen erwähnt:

1584 Juni 18. Laurentiadis actio habita fuit publicè.

Es ist das Märtyrerdrama vom heiligen Laurentius des Gregorius Holonius (Jundt S. 41, Crüger S. 321, Goedeke 2^2, 138—139). Daß man in der protestantischen Stadt gerade dieses der Heiligenlegende entnommene Drama aufführte, könnte manchem auffallend erscheinen, die Wahl ist aber leicht erklärlich, mit der Martergeschichte des heiligen Laurentius waren die Straßburger von Jugend auf durch die Bildwerke am Portal der Laurentiuskapelle des Münsters vertraut.

1584 September 11. Phormio agebatur a D. Glasero.

Der Phormio des Terenz war nach Crüger S. 317 am 28. August 1565 gegeben worden, eine Aufführung im Jahre 1584 kennen weder Jundt noch Crüger. Es war wohl nur eine Aufführung in der Klasse. M. Philipp Glaser (geboren zu Straßburg am 29. November 1554, gestorben als Professor der Jurisprudenz und Geschichte am 1. August 1601) war damals Präceptor der dritten Klasse, zu deren Aufgaben es nach Sturms Lehrplan gehörte, die Stücke des Terenz und Plautus auswendig zu lernen und im Auditorium aufzuführen.

1586 September 29. Hecasti Comoedia acta est publicè.

Auch dieſe Aufführung des Hecaſtus von Georg Macropedius fehlt bei Jundt und Crüger. Goedeke, Every-Man, Homulus und Hekaſtus. Hannover 1865 verzeichnet S. 215 einen Straßburger Druck von 1586: Georgii Macropedii Hecastus, fabula non minus pia quam jucunda. Argentorati 1586. 8°. Vgl. auch Grundriß 2^2, 136, 13 f.

1588 Juli 30. Trachiniae Sophoclis publicè actae fuerunt à M. Michaële Bosch.

Jundt hat 1588 keine Aufführung. Durch die genaue Angabe des Cruſius läßt ſich der Irrtum Crügers, der in den Protokollen der XXI für den 30. Juli dieſes Jahres die Aufführung eines Dramas „Hercules" bezeugt fand und dies etwas voreilig für den *Ἡρακλῆς μαινόμενος* des Euripides erklärte, richtig ſtellen. Michael Boſch (1536—1608 Auguſt 27) war damals Präceptor der erſten Klaſſe, vgl. Straßburgiſchen Gymnaſii Jubelfeſt 1638. Straßburg 1641. S. 296, wo von ihm gerühmt wird: sic sese gessit, ut . . . non rarò etiam selectas Comoedias atque Tragoedias, Grajo idiomate conscriptas, in Theatrum produceret.

1590 Auguſt 17. Actio de Eversione urbis Troiae habita.

Es iſt die Tragödie „Equus Troianus" von Michael Hospinius (Jundt S. 41). Crüger fand in ſeiner Quelle für den 17. Auguſt nur die Aufführung einer unbekannten Tragödie erwähnt. Goedeke 2^2, 142, 57 a verzeichnet unter Michael Hospinius einen Druck: Equus Troianus sive de Eversione Ilii tragoedia nova. Argent. Ant. Bertram. 1590.

1591 Auguſt 19. Actio de Didone probata fuit.
Auguſt 31. Actio de Aenea et Didone habita et acta fuit.

Auch dieſes Drama des Hoſpinius wurde im Jahr der Aufführung in Straßburg gedruckt. Goedeke 2^2, 142, 57 b: Dido tragoedia nova. Argent. Bern. Jobin. 1591. 8° (Jundt S. 41).

1594 Auguſt 19. Comoedia de Tobia publicè acta fuit & vivus Camelus introductus.

Bei Jundt fehlt dieſes Drama. Ob es das gleichnamige Stück von Balthaſar Cruſius (Goedeke 2^2, 141, 51 a), Johannes Ment (ebenda 2^2, 141, 52) oder der Tobaeus des Cornelius Schonaeus (ebenda 2^2, 143, 66) war, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich möchte mich für letzteres ausſprechen, da dieſe Bearbeitung ſchon einmal 1583 in Straßburg geſpielt (Jundt S. 41) und im ſelben Jahre dort gedruckt worden war (Goedeke 2^2, 143, 66).

1596 Juli 26. Actio Esther comoedia publicè hic habita.

Des Cornelius Laurimannus Esthera regina Comoedia sacra wurde zu Straßburg bei Anton Bertram 1596 mit deutschem Prolog, Argument und Epilog gedruckt (Goedeke 2², 139, 35 b und 552, 1. Jundt S. 42).

Am 2. Juni dieses Jahres wohnte Crusius einer Aufführung der Passion in Freiburg i. B. bei. (Vgl. E. Martin, Freiburger Passionsspiele des 16. Jahrhunderts in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft in Freiburg 3, 1—208. 1874.)

1597 August 4. Actio de Josepho publicè habita.

Als Verfasser wurde bereits von Jundt S. 42 Aegidius Hunnius nach dem Straßburger Druck des Anton Bertram 1597 bezeichnet. Nach der deutschen Vorrede, Beschluß und Inhalt (Jundt S. 42 Anmerkung 3; Goedeke 2², 552, 2) soll es im Juli gespielt worden sein. Es ergiebt sich daraus, daß die Angaben der Drucke über die Zeit der Aufführung mit Vorsicht aufzunehmen sind.

1598 Juli 7. Medea Tragoedia acta fuit. Elector 100 aureos donavit.

Jundt S. 42 Anmerkung 4 verzeichnet den Druck: Medea Euripidis graeca tragoedia, cum latina versione metrica Georg. Buchanani . . . Pro Theatro et Schola Argentinensi. Argent. typis Joslae Rihelij per Andream Rietschium. Anno 1598, Goedeke 2², 553, 3 die Teutsche Argumenta, Vorrede und Beschluß. Ebenda. Die Aufführung soll besonders prächtig gewesen sein. (Jundt S. 32.) Der Pfalzgraf Friedrich IV. kam nach Crusius am 3. Juli nach Straßburg, hielt am 5. ein Schießen ab und verließ die Stadt am 8. wieder.

1599 August 30. und 31. Tragoedia de Lucretia publicè fuit habita.

(Jundt S. 42.) Goedeke 2², 144, 74 und 552, 4 führt auf: Samuelis Junii Lucretia tragoedia nova . . . in Theatro Argentinensi publicè exhibita Anno 1599 Mense Augusto. Argent. Ant. Bertram. und: Teudsche Argumenta Sampt einer Vorred und beschluß . . der selbigen Tragoedi . . . Gehalten auf dem Theatro zu Straßburg den 31. Augusti 1599. Ebenda.

1600 Juli 8. Actio de Daniele probata.
Juli 28. Actio de Daniele publicè habita.

Fehlt bei Jundt, nach dem (S. 34) die Vorstellungen von 1599 bis 1603 wegen Baufälligkeit des Theaters eingestellt worden sind. Bei dem Fehlen eines Druckes ist der Verfasser

nicht zu ermitteln, es könnte der Daniel des Schonaeus (Goedeke 2^2, 143, 66) oder des Martin Balticus (ebenda 2^2, 141, 45, 2) geweſen ſein.

1603 Juli 29. Actio de Jerèmia publicè habita fuit.

Hier liegt wieder ein gleichzeitiger, bei Thomas Jobin in Straßburg erſchienener Druck des lateiniſchen Originals des Thomas Naogeorg und der deutſchen Überſetzung des M. Wolfhart Spangenberg vor (Jundt S. 42 Anmerkung 5; Goedeke 2^2, 135, 10e, 335, 27 und 552, 5).

1604 Juli 5. Actio de Simsone probata fuit in qua Joannes Paulus Sacerdotis, Joannes Jacobus virginis Hebreae personam sustinuit.

Jundt S. 42 Anmerkung 6 und nach ihm Goedeke 2^2, 144, 82 führen an: Simson, Tragoedia sacra, ... Scripta a M. Andrea Wunstio Ecclesiae Christi olim apud Wimpinates (Wimpfen in der Rheinpfalz) Pastore. Nunc vero ad usum Theatri Argentinensis Episodijs aliquot aucta et publicè exhibita Mense Julio, .. 1604. Argentorati. Ant. Bertram. 1604. und: Simſon. Verdeutſcht von Spangenberg. Straßburg. Joſ. Rihel. 1606 (Goedeke 2^2, 553, 9; Jundt S. 43: 1608).

Johann Paul Cruſius, der älteſte Sohn des Paul Cruſius, war ſeit dem 21. Juni 1604 Baccalaureus, der zweite Sohn Johann Jakob, geboren im November 1589, war damals Schüler der dritten Klaſſe. Die Aufführung ſelbſt erwähnt Cruſius nicht, er hat ihr wohl nicht beigewohnt eines Trauerfalls in der Familie ſeiner Frau wegen oder weil er, wie öfter, an dem betreffenden Tage von Straßburg abweſend ſein mußte. (Damit Jundts Irrtum über die Lage von Wimpfen, der auch in die zweite Auflage von Goedekes Grundriß Eingang gefunden hat, nicht weiter in andere Werke übergeht, bemerke ich beiläufig, daß die frühere freie Reichsſtadt Wimpfen, die jetzt zu der Großherzoglich heſſiſchen Provinz Starkenburg gehört, nicht in der Rheinpfalz liegt.)

1604 Oktober 11. Actiò de *Αρετεγγενεία* à studiosis quibusdam adolescentibus publicè habita fuit.

Jundt kennt dieſe Aufführung des Dramas von Daniel Cramer (Goedeke 2^2, 112, 60) nicht, dagegen führt Paul Franz in ſeiner Diſſertation „Der ſächſiſche Prinzenraub im Drama des ſechzehnten Jahrhunderts". Marburg 1891, S. 33 folgenden in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Druck auf: Teutſche Argumenta ... der Comödien M. Danielis Crameri Aret Eugenia genant. Wie dieſelbige zu Straßburg

im Theatro Academico, lateiniſch agirt worden, im Wein Monat, Anno 1604. Gedruckt zu Straßburg bey Johann Carolo. 8 Blätter 8°.

1605 Juli 8. Actio de Hecuba publicè probata fuit.

Fehlt bei Jundt. Goedeke 2², 553, 7 hat: Hecuba tragoedia Euripidis, verdeutſcht durch M. Wolfahrt Spangenberg. Straßburg bey Joſt Martin. 1605. 8°. Die Aufführung erwähnt Cruſius nicht. Wenn er ſich nicht verſchrieben hat, könnte man aus dieſem Eintrag entnehmen, daß auch die Proben öffentlich waren. Neudruck bei Dähnhardt 1, 163 ff.

1605 Auguſt 8. Actio de Plagio Saxonico publicè habita fuit.

Das Drama Daniel Cramers vom ſächſiſchen Prinzenraub erſchien zu Straßburg bei Ant. Bertram 1605 lateiniſch, eben daſelbſt gleichzeitig die „Deutſche Argumenta", ſamt Prolog und Epilog (Jundt S. 43 Anmerkung 7; Goedeke 2², 142, 60 und 553, 8; Franz a. a. O. S. 24).

1607 Juli 8. Actio de Conflagratione Sodomae publicè acta fuit.

Das Drama des Andreas Saur wurde lateiniſch zu Straßburg 1607 von Conrad Scher gedruckt, Spangenbergs Verdeutſchung ſowie die Teutſche Argumenta mit Prolog und Epilog von demſelben im nämlichen Jahr (Jundt S. 43 Anmerkung 3; Goedeke 2², 142, 61. 389, 302 und 553, 12 und 13).

1607 Auguſt 31. Actio a Magistris Musices de Albico Rege, eiusque praefecto Longino ex Lombardica historia habita fuit.

Dieſes bei Jundt fehlende Drama behandelte wohl die Ermordung des Langobardenkönigs Alboin durch ſeine Gemahlin Roſamunde und deren Ende, in das Longinus, der Präfekt von Ravenna verwickelt war, hatte alſo den nämlichen Inhalt wie Hans Sachſens 1555 gedichtete Tragödie „Die Königin Roſamunde" (Keller 12, 404 ff.). Der Verdrehung des Namens „Alboin" in „Albico", wie deutlich geſchrieben iſt, lege ich keine Bedeutung bei, Hans Sachs nennt in ſeiner „Hiſtori von einer Königin auß Lamparten" 1536 (Keller 2, 271 ff.) nach ſeiner Quelle Paulis Schimpff und Ernſt den König gar „Alkinnus." Cruſius hat vielleicht der Aufführung nicht ſelbſt beigewohnt und nur nach Hörenſagen berichtet. Der grauſige Stoff, deſſen letzte Quelle Paulus Diaconus Buch 2, Kap. 28—29 iſt, war ſeit dem Beginne des 16. Jahrhunderts bis zur Neuzeit bei den Dichtern ſehr beliebt, man vergleiche die Zuſammenſtellung bei Wolfgang Golther,

Hans Sachs und der Chroniſt Albert Krantz in „Hans Sachs-Forſchungen.“ Feſtſchrift . . . herausgegeben von A. L. Stiefel. Nürnberg 1894. S. 270. Noch vor Hans Sachs hatte der Böhme Clemens Stephani die Geſchichte in einer zu Nürnberg 1551 gedruckten deutſchen Tragödie behandelt. (Goedeke 2^2, 383, 281; Allgemeine Deutſche Biographie 36, 87.) Ob Hans Sachs auch dieſes Drama gekannt und benutzt hat, unterſuchte Goltther leider nicht. Johannes Bolte verdanke ich die Mitteilung, daß am 10. Juni 1602 am Hofe des Landgrafen Moritz zu Kaſſel eine lateiniſche Tragödie „de Rosimunda Veronensi“ aufgeführt worden iſt. (Vgl. Johannes Bolte, Schauſpiele in Kaſſel und London 1602, in der „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte“. Neue Folge 2, 360. 1889.) Dieſes Drama ſcheint nicht gedruckt worden zu ſein, oder der Druck iſt verloren gegangen. Es iſt daher leider nicht feſtzuſtellen, ob dieſelbe oder eine andere Bearbeitung 1607 in Straßburg aufgeführt worden iſt.

1607 Oktober 23. Amphitruo Plauti actio Comica publicè a Classicis nostris habita fuit.

Jundt S. 44 zählt den Amphitruo 1608 auf und bemerkt, Strobel (Histoire du Gymnase Protestant de Strasbourg. 1838) S. 123 ſetze die Aufführung irrtümlich in das Jahr 1607. Strobels Angabe iſt aber richtig, und Jundt hat fälſchlich das Erſcheinungsjahr der 1608 bei Antonius Bertram zu Straßburg gedruckten Verdeutſchung Spangenbergs (Goedeke 2^2, 553, 14) als das Jahr der Aufführung angenommen.

1608 Juli 6. Actio Sophoclis de Aiace lorario fuit habita.

Das Stück erſchien verdeutſcht von Spangenberg mit Argumenten, Prolog und Epilog zu Straßburg bei Anton Bertram 1608 (Goedeke 2^2, 553, 16 und 554, 17; Jundt S. 44 Anmerkung 2).

1608 Juli 18. Actio de Coriolano habita fuit.

Bei Jundt fehlt dieſes Drama. Es dürfte der nach Edward Schröder (Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte 5, 329—330) 1591 gedichtete Coriolan des Marburger Profeſſors Hermann Kirchner geweſen ſein.

1608 Oktober 11. Actio de Rebecca publicè habita.

Fehlt bei Jundt. Eine Verdeutſchung von Nicodemus Friſchlins Rebecca durch vier Straßburger Studenten, die dort im Jahr 1608 gedruckt worden ſein ſoll, erwähnt Goedeke 2^2, 140,42 b und 386, 291 1 c.

Moſcheroſch berichtet in ſeinen Schreibkalendern nur an zwei Stellen von dramatiſchen Aufführungen.

1620 Juni 20. heißt es: man würdt vber 14 tag hie ein tragediam von Aemon vndt Antigone halten, ſo man die ander wochen probieren würdt. iſt ſchon auf 33 mahl gehalten worden. Am 23 Juni aber ſchreibt er: iſt die action wider hinder ſich geſtellt worden wegen deß grieß geſchrey ſo hin v. wider in die Pfaltz fallen ſolle.

Bei der großen Zahl von 33 Aufführungen, die ſonſt nicht bezeugt ſind, kann es ſich natürlich nur um Aufführungen in der Klaſſe handeln.

1621 Auguſt 16. hat man die Comedi de exitu Israelitorum solenniter gehalten im beyſein Etlicht 1000 menſchen, auch fürſten vnd herren.

Auguſt 17: wert die Commedi noch.

Mit dieſer Aufführung des „Moſes“ von Caſpar Brülovius, womit man den Feſtlichkeiten bei der Erhebung der Akademie zur Univerſität beſonderen Glanz verlieh, erreichte die Schulkomödie zu Straßburg, gerade als ſie in den Dichtungen des Brülovius ihre ſchönſten Blüten trieb, ein vorzeitiges Ende. In der Not des Krieges, der im Elſaß hauſte, ſchwand der Sinn für ſo weltliche Luſtbarkeiten: ſtatt ſich an den Worten der Dichter zu erfreuen, ſuchte man den erzürnten Himmel durch allwöchentlich ſtattfindende Bettage zu verſöhnen. Recht bezeichnend für die Gemütsſtimmung zu Straßburg in jenen Tagen iſt ein Eintrag, den Moſcheroſch, ein 21jähriger Student, in ſeinem Schreibkalender machte, als im Juli 1622 der Herzog Chriſtian von Braunſchweig-Halberſtatt ein „baleth“, einen „köſtlichen Abendtanz“, wie der Chroniſt Walther ſagt, in der Stadt angeſtellt hatte. In moraliſcher Entrüſtung ſchreibt er, die ganze Stadt ſei davon voll, ſogar von den Kanzeln habe man es durch ein Mandat geſtraft, es ſei eine Schande.

Den Aufzeichnungen der Kalender, durch die die Geſchichte der Straßburger Schulkomödie doch weſentlich verändert wird, laſſe ich noch einige anderen Quellen entnommene Mitteilungen über dramatiſche Aufführungen zu Straßburg und an anderen Orten folgen.

Crüger bemerkt S. 319, Tragödien Senecas ſeien nicht geſpielt worden, und auch bei Jundt wird kein Stück Senecas erwähnt. Goedeke 2^2, 144, 77 verzeichnet aber folgenden Druck: L. Annaei Senecae Cordubiensis Hercules furens. In usum theatri Argentinensis separatim editus et publicè exhibitus. anno MDXCIX mense Julio. Argentorati. Excudebat Antonius Bertram. 29 Bl. 8^{0}. (Hannover.)

Dagegen möchte ich die Frage aufwerfen, ob die beiden Dramen des Georgius Calaminus „Helis“ und „Rudolphottocarus“, deren Aufführung Jundt in die Jahre 1591 und 1594 ſetzt, wirklich in Straßburg dargeſtellt worden ſind?

Herr Dr. Johannes Bolte machte mich darauf aufmerkſam, daß in dem Aufſatze Alexander Nagys „Schulkomödien in der Bibliothek des Ungariſchen Nationalmuſeums“ in der „Ungariſchen Revue“ 5, 120. 1885 die Handſchrift eines Dramas beſchrieben wird, bei dem die Namen ſicher nach Straßburg weiſen, nämlich: Lazarus. Historia de Divite. Widenmanni Augustini Comoedia versibus senariis concinnata. Actus V. „Acta laudis vernis, ad idus Maias, Joanne Bockio Vrbis praefecto. Mathia pfarrero tercium consule, Jacobo Sturmio. Nicolao Kniebsio. Jacobo Meiero Scholarchis.“ MS. Sec. XVI. in 4°. Fol. 158. [754. Quart. Germ.] Meine Vermutung, daß die Handſchrift das am 15. Mai 1538 zu Straßburg aufgeführte Drama „Anabion. sive Lazarus redivivus“ von Joannes Sapidus enthalte, bei dem in den Drucken (die Hofbibliothek beſitzt den Coloniae bei Joa. Gymnicus 1541 erſchienenen) vor dem Prologus ebenfalls die Worte „Acta ludis vernis etc.“ ſtehen (vgl. auch Jundt S. 19 Anmerkung 1) wurde mir durch die Verwaltung der Bibliothek des Ungariſchen Nationalmuſeums, an die ich eine Abſchrift der Aktanfänge geſchickt hatte, beſtätigt. Auf das Drama folgt „Historia de divite et de egeno Lazaro“ und auf dem letzten Blatte ſteht: Frater Augustinus Widenman zw Ottenpeyrren scripsit hanc comediam. Ich glaube, die Vorlage Widenmans war der zu Wolfenbüttel befindliche, bei Goedeke 2², 135 aufgeführte Druck, deſſen genauer Titel nach gütiger Mitteilung des Herrn Oberbibliothekars Dr. O. von Heinemann folgendermaßen lautet: Anabion | sive Lazarus redi- | uiuus. Comoedia noua & sacra Johanne Sapido | autore. | Item Historia de Divi- | te et de egeno Lazaro Lucae 16 reddita | uersibus a quodam studioso. | M.D.XL. Am Ende: Argentorati apud Cratonem Mylium, An. M.D.XL., Mense Martio. Zu der Überſchrift des in Diſtichen abgefaßten Gedichtes ſteht „a quodam studioso Alb.“

Die Hofbibliothek beſitzt außer der lateiniſchen Ausgabe des Dramas von Sapidus von 1541 eine deutſche Überſetzung, die ich in der neueren einſchlägigen Litteratur nirgends erwähnt finde, obgleich der Überſetzer eine hervorragende Perſönlichkeit war. Der Titel lautet: Ein Euangeli | ſche, vnd gantz tröſtliche | Comedia, oder Spil, | vom Lazaro, den Chriſtus wi | der vom todte erwecket, | Johannis 11. Cap. | Vormalß, durch den weytberümbten Poeten, Johan | nem Sapidum, im Latein beſchri- | ben, yetzt aber im Teutſche | reymen gebracht. | Am Schluß: Gedruckt zu Nürmberg, durch Johan vom | Berg, Vnd Vlrich Neuber. | Das mit Schwabacher Lettern gedruckte Büchlein zählt 40 Blätter in 8°, ohne Blatt- oder Seitenzahlen, mit Signaturen Ajj — Ev. Das Darmſtädter

Exemplar ist mit Papier durchschossen und unbeschnitten, es stammt aus der Bibliothek des Landgrafen Philipp von Butzbach, eines Enkels Philipps des Großmütigen. Aus der Widmung „Nicolao Kleusingen, Reyngräuischen Secretarien ꝛc. Datum Lore am Mayn, den 20. Octobris 1557" ergiebt sich, daß der Übersetzer Johannes Conradus Vlmerus Scaphusianus ist, der am 7. Mai 1519 zu Schaffhausen geboren wurde, 1537—1541 zu Basel und Straßburg studierte, dann nach Wittenberg gieng, 1543—1566 Prediger zu Lohr am Main in der Grafschaft Rieneck war, 1566 Pfarrer in seiner Vaterstadt wurde und dort am 7. August 1600 gestorben ist. Weder Baechtold, Schaffhauser Schulgeschichte in „Beiträge zur Vaterländischen Geschichte". 5. Heft S. 88 ff. Schaffhausen 1884, noch die „Allgemeine Deutsche Biographie" unter „Ulmer" 39,209, noch Goedeke wissen etwas von dieser Übersetzung, nur Knod erwähnt sie in der Biographie des Sapidus (Allgemeine Deutsche Biographie 30, 371), aber aus dem irreführenden Titel: „Anabion, deutsche Übersetzung. 1557. Nürnberg bei Jo. Conr. Ulmer" ergiebt sich, daß er den Druck nicht selbst gesehen hat. Ältere Biographen Ulmers dagegen nennen ihn als Übersetzer. Melchior Adamus, Vitae Germanorum theologorum. Heidelbergae 1620, S. 699 berichtet z. B.: Joh. Conr. Ulmer .. Germanicis rhytmis comoediam Mariae Magdalenae reddidit: & ex Sapido comoediam de Lazaro redivivo: quae Scaphusii acta publicè, anno 1596.

Da der Druck sehr selten zu sein scheint, mache ich noch einige weitere Angaben. In der Widmung erzählt Ulmer, die Schüler zu Lohr hätten vor zwei Jahren „ein feine kurtze Comediam" zuerst vor dem Grafen zu Rieneck, dann vor dem Rath und der Bürgerschaft gespielt. Es könnte dies die bei Adamus erwähnte Maria Magdalena in deutschen Versen gewesen sein. Der Graf hätte so großes Gefallen an der Aufführung gefunden, daß er ihn und den Schulmeister beauftragt hätte, im folgenden Jahre wieder eine Comedia darzustellen. „Dieweyl wir vns nun etwas lang nach einem feinen geystlichen spile vmbgesehe, ist vns endlich die Comedia Johannis Sapidi, vnsers lieben Preceptoris (Sapidus war 1538 Praeceptor der vierten Klasse am Gymnasium zu Straßburg und Ulmer hat jedenfalls der dortigen Aufführung in diesem Jahre beigewohnt) vom Lazaro rediuiuo eingefallen, Doch mit beschwerd, das nemlich das selbige gantz artige spil, nicht zu vnserer gelegenheyt, in Deutscher, sondern in Lateinischer sprachen beschriben war. Bin derhalb verursacht worden, genande Comediam auff etliche müssige stunde, in Deutsche reimen zubringen, in willens, mit den knaben, auff des selbigen Jars Osterliche zeyt, die selbige zu spilen." Aus verschiedenen Gründen sei die Actio aber unterblieben, er habe daher das Spiel

„andern knabe, die villeicht an anderen orten zu solchem werck sonderlichen lust vnd geschicklichkeit haben möchten, zu gefallen in den druck gegeben". Als 77jähriger Greis hatte Ulmer noch die Freude, seine Übersetzung 1596 in seiner Vaterstadt Schaffhausen dargestellt zu sehen. (Vgl. Adamus a. a. O. und Jak. Baechtold, Geschichte der Deutschen Litteratur in der Schweiz. Frauenfeld 1892 S. 61: 1596 Schaffhausen: „Auferweckung des Lazarus" [nach Sapidus].)

Ulmer giebt die wechselnden Versmaße des Originals durchweg in deutschen Reimpaaren wieder, bald sich eng an den lateinischen Text anschließend, bald kürzend, oder häufiger erweiternd. Die Reime machten ihm oft Schwierigkeiten, so daß er sich vielfach mit bloßen Assonanzen begnügt; aber im ganzen liest sich die Übersetzung in ihrer einfachen, treuherzigen Sprache recht hübsch und fließend.

Komödianten auf der Schneekoppe.

Von Johannes Bolte in Berlin.

Eine kleine Notiz über die fahrenden Schauspielertruppen des 18. Jahrhunderts, deren Geschichte namentlich in der ersten Hälfte jenes Zeitraumes noch sehr der Aufhellung bedarf, liefern die Fremdenbücher der Schneekoppe, aus denen 1736 ein Hirschberger Anonymus, vermutlich der durch seine fleißige Opitzbiographie bekannte Stadtphysikus Caspar Gottlieb Lindner,[1] einen umfänglichen Auszug bekannt gemacht hat: „Vergnügte und Unvergnügte Reisen auf das Weltberuffene Schlesische Riesen Gebirge, welche von 1696 biß 1737 . . . von allerhand Liebhabern angestellet worden sind, die sich denn zu einem beständigen Andenken in die daselbst befindlichen Schneekoppen-Bücher . . . eingeschrieben haben. Hirschberg, D. Krahn 1736. 4°."

Das Buch ist namentlich durch die angehängten „Historien von dem abentheuerlichen und Weltberuffenen Rieben Zahl," 83 an der Zahl, für die Sagenforschung[2] von Wert, doch auch einiges litterar-

[1] Wenigstens findet man Lindner (geboren 1705, gestorben 1769) dreimal während der Jahre 1734—1736 unter den Koppenbesuchern mit Gedichten (auf S. 289. 294. 327) vertreten. Auch an die Verfasser des Schlußgedichtes auf S. 346, Immanuel Krahn und Johann Heinrich Zipfel, könnte man denken.

[2] Vgl. die Arbeiten von Richter, Böhm, v. Schulenburg und Schranka in: Rübezahl, seine Begründung in der deutschen Mythe, seine Idee und die ursprünglichen Rübezahlmärchen (Hohenelbe 1884).

historische Interesse vermag es zu erregen durch die Eintragungen der schlesischen Dichter Benjamin Schmolck,[1] Daniel Stoppe[2] und Gottfried Lincke,[3] sowie mehrerer fahrenden Komödianten.

Am Laurentiustage,[4] dem 10. August 1725 fand sich auf der Koppe eine muntre Gesellschaft zusammen: neben dem Grafen Karl Gotthard von Schaffgotsch und seiner Begleitung ein paar Studenten, ein Papiermacher und endlich mehrere Schauspieler, nämlich der Vater des bekannten Kurz-Bernardon mit andern Mitgliedern seiner Truppe, die vielleicht unmittelbar zuvor im gräflichen Schlosse zu Warmbrunn ein paar Vorstellungen gegeben hatte. „Joann Felix Kurz,[5] Principall einer panda Comödianten", schreibt [S. 161]:

Wer hier will essen Holtz und Stein,
Kan reicher alß ein Hertzog sein.
Ich bin ein arme Wurst,
Ein Wurst, ich muß gestehen,
Ein solche Wurst wie ich
Hab ich mein tag nicht gesehen.

Ferdinandus Binck, Comicus, improvisiert:

Du stoltzer Riesen-Berg, erhabne Schlesier-Spitze,
Mit Müh erstieg ich dich, und zwar in gröster Hitze.
Doch wann dein hoher Ruhm recht Wunderschön soll sein,
So schenck ein anders mahl statt Nebels Sonnenschein.
Symb. Quo me Fata trahunt.

Der darauf folgende Franz Bentsch, der später als Prinzipal einer eigenen Truppe mit Kurz konkurrierte,[6] läßt sich etwas mürrisch vernehmen: „Fuit in isto monte Franciscus Bentsch Anno 1725.

---

[1] S. 15 (1702).
[2] S. 83. 102 und 268 (1716, 1718 und 1732).
[3] S. 194 (1727).
[4] Wahrscheinlich fand in der 1668 vom Grafen Schaffgotsch errichteten und dem heiligen Laurentius geweihten Kapelle auf dem Koppengipfel alljährlich am Laurentiustage eine kleine Feier statt
[5] Felix Kurz, geboren 1690 zu Landshut, spielte in den Jahren 1725 bis 1743 vielfach in Brünn und Olmütz (Chr. d'Elvert, Geschichte des Theaters in Mähren 1852, S. 42; Rille, Geschichte des Brünner Stadttheaters 1885, S. 7—10), 1734—1746 in Prag (Teuber, Geschichte des Prager Theaters 1883, 1, 147. 186), 1744 in Dresden und Leipzig (Wustmann, Quellen zur Geschichte Leipzigs 1, 486: „Felix, Comödiant"), 1747 in Preßburg (Heinrich, Ungarische Revue 7, 89. 1887). In Breslau trat er 1731 im blauen Hirsch auf und gab im September bis November 1737 40 Vorstellungen, im Oktober bis November 1738 26 Vorstellungen (Theaterakten auf der Breslauer Stadtbibliothek).
[6] Franz Bentsch spielte in Breslau vom September bis zum November 1734 36mal, im Januar und Februar 1735 14mal, im September und Oktober 1736 21mal. (Akten der Breslauer Stadtbibliothek.) In Brünn trat er 1736 mit sieben Männern und drei Frauen auf (d'Elvert 1852, S. 44; Rille S. 8).

Die 10. Augusty, non adeo fessus, sed tamen defatigatus, in nulla quidem pluvia sed aura tamen pessima." Zweifelhaft bleibt nur, ob wir in dem gleich dahinter verzeichneten „Johann Joseph Bernardus Klapper p. t. Page" etwa den berühmten Bernardon, Joseph Felix Kurz (1715—1784), zu erkennen haben. Die dann folgenden Studenten C. Stiller und J. C. Böhme haben offenbar nichts mehr mit den Schauspielern zu thun.

Wiederum haben sich am 6. September 1735 mehrere im Dienste des Grafen Schaffgotsch befindliche Schauspieler im Brockenbuche (S. 314 f.) verewigt, nämlich Joseph Hadwich,[1] Johann Georg Geißler,[2] Carl Miller,[3] Heinrich Pieron[4] und Johann Georg Joseph Mauller. Ihre dürftigen Verse lauten:

Hanß Wurst von Schafgotsch ritt den schwartz und grossen Hunger
Im Riesen-Berg herum mit allen seinen Fleiß,
Doch litte er dabey aus Mangel grossen Hunger,
Und die gedachte Lust wurd mir zum sauren Schweiß.
So ist es, wenn ein Narr nicht sehen wil den fahl:
Ich schiß dir auf den Kopf, du Teuffels Riebezahl.

Hans Wurst von Wursteshausen
Josephus Hadwich, Comicus.

Und Riepel schrieb dazu, doch bitt ich zu verharren:
Ich war in dieser Zunfft der gröste bey den Narren.

Der Riepel bey Stessesdorff in grösten Nöthen.
Joh. George Geißler, gebürthig von Liegnitz.

Ich reist zum Ripezahl, die Herrschafft zu besehen;
Die Beine waren matt und wolten nicht mehr gehen.
Ich muß den lieben Schlaf in Kummer wiegen ein,
Weil Ripezahl bey mir ein Schelme wolte seyn.

Carl Miller, von Olmitz, ein Tantzmeister.

[1]) Joseph Hadewig gab am 16. Februar 1733 eine Vorstellung in Breslau (Alten) und spielte 1738 zur Ostermesse in Leipzig (Wustmann, Quellen 1, 485).

[2]) Vermutlich mit dem S. 225 erwähnten Musicus George Geißler von Liegnitz, der 1729 die Koppe bestieg, identisch. Nicht zu verwechseln mit Anton Joseph Geißler, der 1706 mit Christoph Benjamin Horn und 1708 mit Gabriel Möller in Leipzig auftrat, 1714 mit Heinrich Rademin, 1716 mit J. H. Brunius vereint in Prag und 1721 in Breslau und Brünn erschien (Wustmann 1, 481; Teuber 1, 102; d'Elvert S. 41); seine Kinder waren vermutlich die aus Prag gebürtigen Fridericus und Francisca Geisler, die sich 1726 zu Augsburg in der Truppe des F. T. Herrgans befanden (Trautmann, Jahrbuch für Münchener Geschichte 3, 356).

[3]) Ein „Müller" trat im Herbst 1730 zusammen mit dem Prager Komödianten Joh. Friedr. Pevoldt in Breslau auf.

[4]) Als Haupt einer eigenen Truppe erschien Heinrich Bieron 1762 in Iglau (d'Elvert S. 151).

Der Weg zum Riebenzahl hat mir die Schuh zerriſſen,
Doch hab ich noch dabey groß Mangel leiden müſſen;
An Eſſen, Trincken und was ſonſt erquicken kan,
Traff ich an dieſem Orth den gröſten Mangel an.
Allein ich acht es nicht, weil ich einſchreiben ſoll,
So macht der vierdte Narr doppler Figure voll.

Heinrich Pieron, gebürtig von Strahlſund.

Ein Comicus hat hier aus Warmebad geſchrieben.
Wer er von dieſe Müh in Ruh zu Hauß geblieben!
Daß Pferd ward müd und matt, kein Futter vorzuſchütten,
Drum muſt ich ſelbiges die gantze Nachte hütten.
Ich wünſche dieſes nur: ſo lang der Berg wird ſtehen,
Soll Schafgotſch hoher Ruhm niemahlen nicht vergehen.

Joh. Georgius Josephus Mauller, Hoff Comœdiant
bey Jhro Hoch-Reichs Gräfl. Excell. v. Schafgotſch.

Erwähnung verdient noch, daß auch der bekannte Prager Theatermäcen, Graf Franz Anton von Sporck,[1]) am 18. Auguſt 1729 (S. 227) die Schneekoppe beſtieg.

Unter den Verſen, die das übliche Thema ſolcher Fremdenbücher, müde Beine und ſchlechtes Wetter, bis zum Überdruß abhandeln, mögen endlich einige Proben der ſchleſiſchen Mundart (S. 11. 83. 96. 112. 166. 205. 248. 336. 339) und einige von Handwerkern herrührende Zeugniſſe der Volkspoeſie[2]) hervorgehoben werden.

So beginnt 1732 ein wandernder Geſelle (S. 260):

Ich Gottlieb Salomon Uhlich von Bautzen aus Sachſen,
Allwo die junge hübſche Mädchen auf den Bäumen wachſen[3]) — — —

Ein Müller ſchreibt 1734 (S. 293):

Johann Anthon bin ich genand,
Die Grafſchafft Glatz iſt mein Vaterland.
Die Wanderſchafft in Sachſen
Verſchaffte mir ein Weib
Zum Luſt und Zeitvertreib,
Wo die ſchönen Mägdgen wachſen.
Wenn der Müller ehrlich mühlt, ſo füllet er die Säcke,
Und wenn der Schäffer Wolle ſtiehlt, ſo treibt er in die Hecke.
Wenn die Mühle ledig ſteht, der Fuhrmann aber müßig geht,
Und der Kauffmann ſitzt und ſpinnt, da iſt wenig Geldgewinſt.

[1]) Geboren 1668, geſtorben 1738. Vgl. Teuber 1, 111. — Sporks italieniſche Operntruppe gab 1725—1734 auch in Breslau Gaſtſpiele (Kahlert, Schleſiſche Provinzialblätter 105, 513; 106, 3; 1837).

[2]) Dagegen zeigt 1732 ein ungenannter Schmiedeberger (S. 266) ſchon die in gebildeten Kreiſen übliche Verachtung des Meiſterſingers Hans Sachs: „Daß dieſe Compagnie ſtets grüne, blüh und wachſe, Diß wünſcht hertzinniglich ein Freund, der heiſt — Hannß Sachſe.“ — 1736 begegnen Verſe in der Manier des radebrechenden Deutſchfranzoſen Trömer (S. 322, vgl. 180).

[3]) Vgl. Fränkel, Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht 10, 153.

Ein Glasſchneider aus Voigtsdorf wiederholt 1736 einen alten Spruch (S. 340; vgl. 121).

Allzeit fröhlich iſt gefährlich,
Allzeit traurig iſt beſchwerlich,
Allzeit glücklich iſt unmüglich,
Eins ums andre iſt vergnüglich.

Ein Hirſchberger Kürſchner trägt als Wahlſpruch (S. 342) ein:

Ein reines Hertz, ein gut Gewiſſen,
Ein guter Trunck, ein guter Biſſen,
Ein weiches Bett, ein hübſches Weib
Erfreut den Mann ſein Seel und Leib.

Eine Stelle aus einer weitverbreiteten Scherzrede der Tiſchler bei ihrer Geſellenweihe[1]) wird 1734 (S. 292) angeführt:

Als ich war einsmals auf meiner Wanderſchafft, da kam ich in das Land Höſſen,
da giebet es viel zu ſauffen und wenig zu freſſen.
Darnach kam ich nach Öſterreich, da macht ich 7. Meiſter gleich:
Der Eine ſtarb, der Andre verdarb,
der Dritte lag in Hoſpithal, der Vierte nichts hatte überall,
der Fünffte muſte Hauß und Hoff verkauffen,
der Seckſte muſte zum Thor hinaus lauffen.
Ihr meine Vielgeliebte, habt ihr nicht vernommen, wo der 7. iſt hingekommen?
Doch wo ich recht habe vernommen, ſo ſitzt er in Riebezahls Kraut Garten
und thut der andern 6. warten.

Nachſchrift. Bei einem ſeither unternommenen Beſuche der reichsgräflich Schaffgotſchſchen freiſtandesherrlichen Bibliothek in Warmbrunn konnte ich das dort aufbewahrte Koppenbuch von 1710—1734, in dem ſich auf S. 315 die oben erwähnten Eintragungen aus dem Jahre 1725 befinden, mit Lindners Abdruck vergleichen und einige Kleinigkeiten danach berichtigen. Der nächſte Band (1735—1758) iſt nicht mehr auf der Bibliothek vorhanden; dagegen kann ich aus dem Koppenbuche von 1758—1774 zwei weitere öſterreichiſche Schauſpieler anführen, die 1764 den Berg beſtiegen:

Ich will gerne ein Fauller bleiben
Alß hier dieſen Berg noch ſteigen.

Geſchrieben Johann Gottlieb Weiß, Comicus natus Warschauviensis, die dum nuptiae non procul desunt, d. 22 Julij Anno 1764.

---

[1]) Stephan Egls Regensburger Schreinerſpiel von 1618 (Hartmann in Bayerns Mundarten 2, 5. 17. 42. 51). Hamburger Tiſchlerſpiel von 1696, S. 16. Schade, Weimariſches Jahrbuch 4, 294. 319 (nach Friſius; ebenſo Uhland, Schriften 3, 301. Scherble, Schaltjahr 3, 30. 34. 4, 94. Jonas, Zeitſchrift der hiſtoriſchen Geſellſchaft für die Provinz Poſen 1, 87. Kehrein, Volksſprache und Volksſitte in Naſſau 2, 152 (1862).

Ex tempore ſchreib ich nur dieſes heute ein:
Dort, wo die Kuppe ſteht, da ſolt ein ſchuſter ſein.

H. Huber Aust : Viennensis jucundus tragicus, den 22 Julij 764.

Im reichsgräflich Schaffgotſchen Archive hat Herr Archivar Dr. Nentwig, dem ich für ſein liebenswürdiges Entgegenkommen zu Dank verpflichtet bin, keinerlei Nachrichten über jene Schauſpieler aufgefunden.

Ungedrucktes von Abraham Gotthelf Käſtner.

Mitgeteilt von Moritz Heyne in Göttingen.

Im Jahre 1823 veröffentlichte der Subkonrektor Volckmar in Göttingen im Neuen Vaterländiſchen Archiv, oder Beiträge zur allſeitigen Kenntnis des Königreichs Hannover wie es war und iſt, herausgegeben von Ernſt Spangenberg, Band 3, S. 279 bis 294 eine Reihe von ungedruckten Sinngedichten und Einfällen Käſtners, ſowie Stücke der Käſtnerſchen Korreſpondenz, aus Handſchriften, die ſich in ſeinem Beſitze befanden. Wie er ſie erlangt, berichtet er in einem Briefe vom 5. März 1823 an den Herausgeber Spangenberg: „Ich benutze den noch übrigen Raum, Ihnen anzuzeigen, wie ich an dieſen Käſtnerſchen Nachlaß gekommen. Der Herr Direktor Kirſten hierſelbſt [gemeint iſt der Magiſter Ad. Fr. Kirſten, zuerſt Lehrer am Göttinger Gymnaſium, ſpäter Direktor desſelben, Vater eines Patenkindes Käſtners, und ſonſt in näheren Beziehungen zum Letzteren, vgl. Käſtners ſchönwiſſenſchaftliche Werke 3, 185 f. 4, 206] hatte alle geſchriebenen Sachen Käſtners an zwei hieſige Kaufleute ſchon vor mehreren Jahren verkauft, um ſie zum Einwickeln ihrer Waaren und zu Düten zu verbrauchen. Bei einem dieſer Kaufleute fand ich zufällig im vorigen Sommer etwas von Käſtner auf dem Laden, und erfuhr, daß noch mehreres da ſey. Ich ſehe nach und finde mehrere Briefe, Epigramme ꝛc. an und von Käſtner. Es wurde mir geſtattet, hiervon nach meinem Belieben zu nehmen und geſagt, daß ſchon mehrere Kiſten voll dieſer geſchriebenen Sachen ſeit einigen Jahren als Düten und auf andere Weiſe weggekommen ſeyen. Voll Betrübniß hierüber, ſuchte ich alles durch und fand Mehreres, das wohl ein beſſeres Schickſal verdiente, als auf dieſe Weiſe unterzugehen. Auch der Brief Käſtners an Leſſing, welchen Sie jetzt er-

halten [abgedruckt Vaterländiſches Archiv 3, 287 f.] war eine Düte, wodurch vieles darin ſo unleſerlich geworden und auch die Fortſetzung desſelben verloren gegangen iſt."

Volckmar hatte alles ſo von Käſtner Gerettete an Spangenberg zur Ausleſe und Veröffentlichung geſchickt; Spangenberg iſt dieſem Verlangen durch die oben angeführten Abdrücke nachgekommen, denen eine Fortſetzung folgen ſollte, die aber nicht erſchienen iſt. Die Papiere gingen an Volckmar zurück, der ſich ſpäter mit der Abſicht trug, eine Biographie Käſtners zu ſchreiben und ſie darin möglichſt vollſtändig zu verwerten; nach ſeinem Tode lagen ſie unbeachtet in einer Rumpelkammer des Hauſes und wurden verzettelt. Als ich das erhalten Gebliebene vor einigen Jahren durch die Güte eines hieſigen Bürgers, eines Seitenverwandten des Volckmarſchen Hauſes, geſchenkt erhielt, trug das ſpärliche Päckchen die Aufſchrift: „Reſte von Papieren des ſel. Vaters, Käſtner betreffend."

Das Nachfolgende, das Spangenberg in ſeiner Auswahl übergangen hat, mag wohl bei dem Forſcher in der Litteraturgeſchichte des 18. Jahrhunderts einigen Anteil erwecken. Namentlich werden die Gedichte intereſſieren, die auf Politiſches anſpielen, und das ſcharfe Urteil modificieren helfen, das Minor in der Allgemeinen Deutſchen Biographie 15, 450 gefällt hat.

Ein zum Schluſſe beigegebener Brief Käſtners von 1750 entbehrt der Adreſſe, aber dem Inhalte nach kann er an niemand anders gerichtet ſein, als an ſeine damalige Braut Johanne Roſine Baumann in Leipzig, die, nach einem langen Brautſtande, erſt 1756 ſeine Gattin wurde (auf ſie geht wohl auch das Epigramm unten Nr. V). Es iſt hübſch, wie die rixae amantium bei einem ſolchen Brautpaare ſich zeigen.

Gedichte.

I.

Im May 1755. Eroterica.

1. Antianakreontiſche Ode.

Von Hörnern ſingt der Tejers
Und endigt mit der Schönheit,
O Gleim auf unſre Zeiten
Des Tejers Lied zu bringen
Muſſt Du die Ordnung ändern.
Dem zärtlichen Geſchlechte
Gab die Natur die Schönheit,
Das zärtliche Geſchlechte
Gab drauf den Männern Hörner.

2. Die Heldendichter.

Wir, Nachwelt, ſehn ein Paar das Maros Lorbeer krönt,
Der kürzt Hexameter, wenn der Trochäen dehnt;
Entſcheide wer für uns der größte Geiſt geweſen,
Der wird mehr kritiſirt; der weniger geleſen.

3. An Hrn. Leſſing.

Freund Du ſchreibſt für Knaben nicht die ſich mit dem Naſo tragen (*)
Aber die das ABC rückwärts ſo wie vorwärts ſagen
Kleinre Jungen noch als jene, haſt Du nicht an die gedacht?
Ihnen gleicht an Witz der Reimer der aus Leſſing Gniſſel macht.

(*) Ich ſchreibe nicht für kleine Knaben
Die voller Stolz zur Schule gehn
Und die Ovid in Händen haben
Den ihre Lehrer nicht verſtehn. Leſſing.

4. Auf St. Evremonds Sinngedichte auf die Ninon v. Lenclos. (*)

Weil Reiz und Jugend ſie erhebt
Weiß ſie den Epikur zu wählen
Doch wenn ſie neunzig Jahre lebt
Wie kann ihr Catos Tugend fehlen?

(*) L'indulgente et sage nature
A formé l'ame de Ninon
De la volupté d'Epicure
Et de la vertu de Caton.

Die weiſ' und fröhliche Natur
Verband in Ninons edlen Herzen
Die Tugend mit der Wolluſt Scherzen
Den Cato mit dem Epicur.

cf. der Ninon v. Lenclos Leben u. Briefe, aus dem Franz. überſ. L. 1755. 173. S.

5. Auch auf die Ninon.

Wo Ninon Catos Tugend zeiget,
Iſt was, das Evremond verſchweiget,
Ihm zur Gemahlinn taugte ſie,
Die Cato ſeinen Freunden lieh.

6. Auf einen Mann.

Erſt bey der zweyten Frau wird er jetzt Vater ſeyn:
Liebt' er die erſte nicht? Ja! doch nur er allein.

1—6, mit dieſer Numerierung, auf einem Quartblatte. Die Schlußzeile von 2 lautete in der urſprünglichen, durchgeſtrichenen Faſſung:

Man tadelt jenen mehr, der bleibt mehr ungeleſen.

Die Gedichte 2. 4. 5 auch auf dem Quartblatte unten Nr. V.

II.

Fritz
ein Jungen Gedicht.

Erstes Buch

Im October

1757.

Mit allergnäd. röm. Kais. und
churfl. Sächs. Privilegien.
In Comission zu finden, bey dem
Kais. Notarius April

I.

Sing Göttinn mir, die vom Achill gesungen
Vom wilden Fritz, dem Schrecken aller Jungen;
Dem Gustel jüngst zu schwach die Fäuste wies;
Wie froh war Der! als Fritz ihn laufen ließ.

II.

Das dritte mahl balgt Fritz sich mit Marien;
Auch mußte sie bereits den Kürzern ziehen;
Ihr lieber Schatz, Franz, wollte zwar nicht ruhn;
Doch schimpft er nur: sonst wußt er nichts zu thun.

III

Er lachte noch, der bosheitsvolle Fritze.
Als Gustel lief, verlohr er Wamms und Mütze
Da hüllte sich nun Fritz vortreflich ein,
Und schonte nichts, denn beydes war nicht sein.

IIII.

Als er nun oft die Mütz in D . . geschmissen;
Das gute Wamms durchlöchert und zerrissen;
Da kam zuletzt, auf Franzens Mordgeschrey,
Vom ganzen Brühl (*) die Jugend spät herbey.

(*) Eine grosse Gasse in L. die meistens vom Pöbel bewohnt wird.

V

Ein Bubenschwarm kam von der Eselswiese,
Es wälzte sich heran die dicke Liese;
Und neben ihr, lief ihres Nachbars Sohn
Ein böses Kind, es sprach den Eltern Hohn

VI.

Den ſollte nun die Heldenthat gelingen;
Den einzgen Fritz zuſammen zu bezwingen.
So wird ein Stier, wenn ſich das Volk ergötzt,
Zehn Hunden ſtark, von zwanzigen gehetzt.

Nachricht.

Wofern dieſe Arbeit Beyfall findet, wird der Verfaſſer zur Ehre des deutſchen Witzes noch mit zwey Heldengedichten erſcheinen. Das verlohrne Sachſen ein Heldengedicht in einer Stanze, und: das wiedereroberte Sachſen ein Heldengedicht in vier und zwanzig Geſängen; Mit einer Epiſode von dem Manne der ſein Feld durch ſeine Freunde und Verwandten abernten laſſen wollte. Wer darauf pränumeriren will, zahlt auf das erſte einen kupfernen Friedrichsd'or und auf das andere ein eiſernes churſachſchs. 2/3 Stück.

In einer doppelten Niederſchrift erhalten; die ältere und ausführlichere auf einem doppelten Quartblatte, von welchem der Titel die erſte Seite füllt, die zweite leer, der Text auf der dritten und vierten Seite; die zwei letzten Zeilen der VI. Strophe und das Übrige mit Bleiſtift ausgeſtrichen. Die jüngere und gekürzte Niederſchrift auf den drei erſten Seiten eines doppelten Quartblattes iſt offenbar als Manuſkript für den Druck beſtimmt geweſen und ſo geſchrieben, wie es Käſtner ſeinem Verleger ſchildert („da haben Sie endlich, was ich Ihnen noch zu meinen Schriften ſenden kann, Alles auf weiß Papier geſchrieben, und keine leeren Plätze von Briefen oder Converten dazu gebraucht" an Richter in Altenburg, vgl. Käſtners ſchönwiſſenſchaftliche Werke Berlin 1841, 4, 35), nachher aber doch wohl aus ängſtlicher Erwägung, wie andere Gedichte mit politiſchen Anſpielungen (unten Nr. III. VI.) unterdrückt. Varianten: (Überſchrift) Fritz Ein Jungen gedicht 1758. (Strophe III) entfiel ihm Wamms und Mütze. (Anmerkung zu Strophe IV) Eine lange Gaſſe in Leipzig, wo nicht lauter reiche Leute wohnen. (Nr. V, 1) Knabenſchwarm. Nach Nr. VI, 2 abgebrochen mit der Bemerkung: „Das Uebrige fehlt." Auf Fritz und Guſtel iſt Käſtner gegen 1778 in einem Epigramm noch einmal zurückgekommen (Werke 1, 97).

III.

Maria Theresia
Rex Hungariae.

Des Ungarn Stolz, dient keiner Königinn,
Als König wird von ihm die Tochter Karls verehrt,
Auch iſt Ihr Geiſt, den Männernahmen werth,
Und ihr Gemahl, was iſt Der? Kaiſerinn.

* *

Drey Religionen in einer Perſon.

Der Preuſſen König bleibt dem alten Luther treu,
Der Churfürſt Brandenburgs, fällt Zwingels Lehren bey,
Dieß ſetzt das Staatsrecht auſer Zweifel,
Was aber Friedrich glaubt? Das weiß kein Menſch.

Auf der letzten Seite der ſpäteren Niederſchrift von II. Beide Epigramme noch einmal auf dem Doppelblatte, das die Nr. VI. enthält, das erſte ohne Variante, das zweite mit der Änderung der letzten Zeile: Das weiß der Himmel.

IV.

Anwendungen aus Pſalmen im ſiebenjährigen Kriege.

Umſonſt kämpft wieder Dich Europens ganze Macht,
Wenn ihrer Der im Himmel lacht (*)
Doch Leipzig wird von Dir o König nicht zerſtöret,
Weil Gottes Huld noch täglich währet. (**)

(*) 2. Pſ. 4. V. (**) 52. Pſ. 3. V.

Auf einem Papierſtreifen.

V.

Die curirte Katze.

Woher der Katze Krankheit rühre
Sah Hannchens Scharfſicht glücklich ein:
Sie ſetzt der Katze drey Klyſtire:
Ich möchte ſelbſt die Katze ſeyn.

Als die Franzoſen in Göttingen Katzen brieten u. aſſen

1757.

Wie werden ſich die Mäuſe mehren!
Weil die Franzoſen uns die Katzen jezt verzehren;
Doch weil ſie uns auch Scheun und Boden leeren,
So können ſich die Mäuſe nicht mehr nähren.

An den Verfaſſer eines komiſchen Heldengedichtes.

Wie Hexen in der Sabbathsnacht
Von ungenoſſner Luſt bis zum Entzücken träumen,
So freuſt Du Dich bey Deinen Reimen
Und träumſt, als hätteſt Du ein herrlich Lied gemacht.

Neujahrswünſche.

Zu einer Sammlung dergleichen für 1756 zu Leipzig eingerückt.

1. Den Ueberſetzern der Romane:

Die ihr den Franzen und den Britten
Manch ſinnreich Mährchen habt im Deutſchen nacherzählt
Euch wünſch ich, was zu oft bey eurem Fleiſſe fehlt
Der Sprachen Kenntniß und der Sitten.

Quartblatt, das außerdem noch einmal die Gedichte auf die Ninon (oben I 4 und 5), ſodann die Heldendichter (I 2) ohne Variante enthält, ferner: bey Anhörung eines muſikaliſchen Vorſpiels auf dem Leipziger Theater 1755, ſchon gedruckt in den Vermiſchten Schriften (Altenburg 1783) 2, 478. — „An den Verfaſſer eines komiſchen Heldengedichtes" iſt geändert aus: an den Verfaſſer der Walpurgisnacht" (durch Ausſtreichen der letzten beiden Worte und Überſchreiben des Geänderten). Verfaſſer der 1756 erſchienenen Walpurgis Nacht iſt Johann Friedrich Löwen (geboren 1729, geſtorben 1771), vgl. über ihn Goedekes Grundriß² 4, 27. — Eine Fortſetzung der Neujahrswünſche iſt nicht erhalten.

VI.

Ephraimiten.

Du, die erſt frey Regenten lobt und ſchilt
O Nachwelt, ſieh wie Friedrich klug geweſen;
Voltärens Vers, ließ Er für ſeinen leſen,
Auf böſes Geld, ſetzt Er des Nachbars Bild.

* *

Auf Rammlers mythologievolle Lobgedichte.

Daß Rammler ſeines Königs Lob
Durch Fabeln alter Götzen hob
Das kann ich nicht für tadelnswerth erkennen;
Bey Friedrichen, durft er nicht Chriſtum nennen.

*

Die Fr. Karſchinn verglich eine Churfürſtin die nach Berlin reiſte, mit der Königin aus Arabien.

Gedruckt in den Vermiſchten Schriften S. 467 unter dem Titel: Ueber ein Gedicht der Frau Karſchinn; dort in der zweiten Zeile: Zum großen Friedrich; hier in der Handſchrift: Zum weiſen Friedrich.

Als beſagte Churfürſtin, in einem Jahre da Hungersnoth in Sachſen war, Opfer nach Rom ſandte.

Die ohne Gold zum Salomo gekommen,
Hat Völkern ohne Brot, noch Centner Golds genommen,
Daß Sie damit den Schatz Baal Peors mehrt,
Das hatte Salomo gewiß Sie nicht gelehrt.

*

An einen Verächter der Sinngedichte.

Du willſt dem Epigramm die Ewigkeit nicht gönnen;
So wie ſein Gegenſtand muß es bald untergehn.
Doch meinen Witz, den ſoll die Nachwelt noch verſtehn:
Denn, Friedrichen wird ſie ja kennen?

Antwort, im Nahmen des Verächters.

Ja ja, die Nachwelt lieſt von Dir manch Sinngedicht,
Verbrennt es nur zuvor der Henker nicht.

*

Dichter unterſchiedner Zeit.

In Auguſtens güldnen Zeiten
Sangen Flaccus u. Virgil
Unter Friedrichs eiſern Scepter
Dichten Rammler und Gleim;
Aber der Kaiſer Auguſt
Kannte den Flaccus und den Virgil.

Auf einem Doppelquartblatte, auf dem außerdem ſteht: Maria Theresia, Rex Hungariae (oben III), wiederholt, ohne Variante; Auf ein Gedicht von Gleim, abgedruckt Vermiſchte Schriften 3 515; Die königlichen Dichter, abgedruckt Werke 4, 189; Drey Religionen in einer Perſon, wiederholt, mit der unter III angegebenen Variante; endlich: An gute Freunde die ich 1756 in Leipzig ließ, zuerſt gedruckt in A. G. Käſtners zum Theil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle. Erſte Sammlung. Frankfurt und Leipzig o. J. (ohne Käſtners Willen erſchienen 1781) S. 36 mit der Ueberſchrift: An einige gute Freunde 1754, wiederholt in den Werken 1, 69; der Text aber lautet in der Handſchrift:

Zween Wege ſind, euch zu erheben
Dem Hymen nur entziehn ſie euch.
Verſchnittnen, weiß Auguſt zu geben
Für Pfaffen iſt Joſepha reich.

Joſepha iſt die Gemahlin Friedrich Auguſts des Zweiten, Kurfürſten von Sachſen und Königs von Polen († 1763), Maria Joſepha, Tochter des Kaiſers Joſeph I. Die Anſpielung gegen den Kurfürſten bezieht ſich auf deſſen Vorliebe für italieniſche Muſik und Caſtratengeſang.

VII.

Herr! Kraft und Trieb hebt mich vor ſchlechten Geiſtern
Verdrückſt Du ſelbſt was ich von Dir erhielt?
Zwar ſoll der Thon nicht ſeinen Töpfer meiſtern,
Doch dürft er auch nicht klagen wenn er fühlt?

Wenn, fein genug zum edlen Porcellane
Sein Meiſter ihn mit grobem Leimen mengt
Schmerzt es ihn denn aus ſtrafbarſtolzem Wahne?
Empfindungslos bleibt er nur ungekränkt.

Auf ein Quartblatt in flüchtiger Schrift hingeworfen. Papier und Schriftzüge weiſen auf die frühe Göttinger Zeit des Dichters.

VIII.

Abendgedanken.

Dort ſeh ich meinem Blick der Sonne Glanz entgehen
Hier ſteigen hundert Sonnen auf:
Stolz wie ein Menſch, heiß ich den Himmel drehen
Und fühle nicht des Erdballs Lauf.

Auf einem Papierſtreifen, aus derſelben Zeit wie VII.

IX.

Charakter eines wahren Gelehrten.

Der Schönen flüchtger Reiz, der Weltbezwinger Wuth
Erregen allzuoft o Dichter eure Glut.
Ein andrer Gegenſtand iſt den ich mir erwähle
Des wahren Weiſen Bild erfüllet meine Seele.
Das nicht auf ſeine Pracht des Pöbels Auge lenkt
In ſanft Entzücken nicht ein weichlich Herz verſenkt
Doch dem dem es gefällt ein ſolches Glücke zeiget
An welches nie der Wunſch gemeiner Seelen ſteiget.

Auf einem Quartblatte; wol aus derſelben Zeit, der die Lehrgedichte Käſtners: Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſeyn (Vermiſchte Schriften 83) und: Ueber einige Pflichten eines Dichters (ebenda 89) entſtammen. Urſprüngliche, ausgeſtrichene Lesart von Zeile 6: Nicht voller Zärtlichkeit ein weichlich Herze kränkt.

X.

Recht und Schlecht.

Der alte Freund, verzeiht Stalenen,
Reicht ihm die Doſe, beym Verſöhnen,
Das macht Er recht;
Doch, Schnupftabak zu präſentiren,
Wenn Brutus ſterbend ſollte rühren,
Den Hut darüber zu verlieren,
Und den Autor faſt zu verführen,
Das macht Er ſchlecht.

D. 8. Febr. 1769. AGR.

Auf einem Quartblatte. Ueberſchrift durchſtrichen: Er, und ein andrer Er.

XI.

Erklärung des Unbegreiflichen.

Walch, ehrlich, orthodox, und M*** Freund!
Wenn Euch dieß unbegreiflich ſcheint;
Denkt nur, daß Lavater, der eifrig fromme Mann
Selbſt für den Teufel beten kann.

Quartblatt, Rückſeite eines Briefes, Göttingen den 4. Juni 1771, in welchem der Profeſſor der Botanik und Medicin Johann Andreas Murray Käſtner um Darleihung eines Holländiſch-deutſchen Lexicons bittet. Das Epigramm iſt bereits gedruckt im Neuen Vaterländiſchen Archiv 3, 281 und danach in den Werken 4, 190; es wird hier wiederholt weil nunmehr wol mit Sicherheit der Name Murrays zu ergänzen iſt. Chriſtian Wilhelm Franz Walch war ſeit 1766 Primarius der theologiſchen Facultät an der Univerſität Göttingen; er ſtarb 1784.

XII.

Carl. Die uns der Jugend Fröhlichkeiten
Gefällig, liebreich nie verwehrt
Und uns die Pflichten ernſter Zeiten
Durch Wort und Beyſpiel rührend lehrt:
Die, ſahn wir jüngſt, mit ängſtlichem Bemühn,
Gepreſſt, entkräftet, Odem ziehn;
Und blutend aus beklemmter Bruſt:
Doch, mehr noch blieb uns unbewuſſt;
Was wir nicht ſahn; die Ausſicht gröſſrer Schrecken,
Das ließ Sie uns aus Mitleid nicht entdecken.

Noch diesmahl ward Sie uns geliehn,
Und froh begeht nun Der durch den wir leben
Mit ihr den Tag der ihn der Welt gegeben.

O Schweſtern! wenn wir uns an dieſem Tage freun,
Erhebt zuerſt zum Himmel das Gemüthe;
Gefühlvoll für der Vorſicht Güte,
Fromm, werden wir auch gute Kinder ſeyn.

Thereſe. Du hörſt mit gnädigen Gefallen
Unmündger Andacht herzlich Lallen
O Schöpfer hör auch auf mein Flehn
Der Eltern weiſe Zärtlichkeiten
Gönn uns, uns Schwache noch zu leiten
Und Ihnen gönne lang', uns ihrer werth zu ſehn.

Mariane. Noch kann ich nicht, wie ihr Geſchwiſter ſingen;
Doch, ſo wie euch, ſoll mir auch was gelingen;
Aufmerkſam ſeyn, auf das was man uns lehrt
Und willig thun was man von uns begehrt:
So laſſt uns Den, die für uns wachen,
Nicht Freude wünſchen; Freude machen.

Auf drei Seiten eines Quartdoppelblattes; mit mehrfachen Correcturen. Der Anfang lautete urſprünglich:

Carl. Bey muntrer Spiele lauten Freuden
Denkt Schweſtern manchmahl auch an überſtandne Noth
Denkt an der treuen Mutter Leiden
Und die Gefahr die ihr gedroht.

Auf der vierten Seite der Anfang eines andern Gedichts:

Carl. Thereſe! ſinnreich wie Du biſt
Was machen wir, um den Papa zu ehren?

Thereſe. Sieh doch! mein Bruder voller Liſt
Laß Du mich Deinen Einfall hören.

Damit bricht es ab. Das erſte iſt augenſcheinlich ein Geburtstagsgedicht für die Heyneſche Familie, den drei Kindern Chriſtian Gottlob Heynes, Thereſe, Karl und Mariane in den Mund gelegt, wahrſcheinlich zum 25. September 1773, nachdem die Frau Thereſe Heyne geb. Weiß bei heftigem Blutauswurf ſchwer erkrankt geweſen war. Vgl. Chriſtian Gottlob Heyne. Biographiſch dargeſtellt von Arn. Herm. Lud. Heeren (Göttingen 1813) S. 167. Auch das kleine folgende Fragment wird ſich auf den Geburtstag Heynes beziehen.

XIII.

Nimm Blumen gütig von mir an
Bis ich einſt Deiner Huld auch Früchte zeigen kann.

Auf einem Papierſtreifen.

XIV.

Hippokrates zu Abdera.

Sein Aufenthalt iſt zu Abdera ſehr kurz,
Dem Senat empfiehlt er Nieſewurz;

Müſſt' er da als Profeſſor bleiben
Dürft' ers nicht den Herrn Collegen verſchreiben.

Auf einem Quartblatt, deſſen Rückſeite ein durchſtrichenes Stück von Käſtners lateiniſcher Gedächtnisrede auf Johann Chriſtian Polykarp Erxleben (geſtorben 1777) enthält.

XV.

An Madem. L. B.

Als Sie erſchrack, daß ich Sie unfriſirt antraff.

Nie ſeh ich, ob Dein Haar, ſchon der Friſeur verſtellt,
Wenn mir was Gott Dir gab, Geſicht und Herz gefällt.

D. 21. Oct. 1780.

Auf einem Papierſtreifen.

XVI.

Eine ungeſchickte Benennung.

Wo unter hochgelehrten Fragen,
Die Candidaten ſtotternd zagen,
Den Ort des Schreckens, und der Quaal!
Den nennet Ihr den Freudenſaal?

D. 28. April
1781. K.

Auf einem Quartblatte. Auf den großen Hörſaal der Univerſität bezüglich, der ſowol für Abhaltung der academiſchen Feſtlichkeiten, als für Examina diente.

XVII.

Wie? M— ſäh keinen Helden gleich?
An Buckeln war ja ſelbſt nicht Luxenburg ſo reich.

d. 8. Jan. 1783.

Auf einem Papierſtück.

XVIII.

Das tümmſte, das Du mir geſandt,
Schrieb nicht des lötgen Weibes Hand,
Für mein Geſchlecht muß ich erröthen,
Der Biſchof und die Facultäten. K.

Auf einem Papierſtreifen, deſſen Rückſeite das Epigramm in geänderter Faſſung bringt:

Das tümmſte, was Du mir geſandt,
Schrieb leider! nicht die lötge Sie,
Der fehlte meiſtens Orthographie,
Den Theologen*, Menſchenverſtand.

* Waren Katholiſche. K.

XIX.

Faullenzend, Tagelang, den weichen Sofa drücken,
Statt Weines mit Caffee und Scherbet ſich erquicken,
Das Kunſtwerk Göttingens, die dicke Wurſt, verſchmähn,
Auch noch ein Bart ehrwürdig anzuſehn;
Iſt die Diät wohl Chriſten zu vergeben?
Nun fehlt noch der Tabak ſo wärs ein türkiſch Leben.

Auf einem Quartblatt.

XX.

Was thut Ardelio das euch zu lachen macht?
Weil er noch nie was that wird über ihn gelacht

21 März 1791 Käſtner

Auf einem Papierſtreifen. Urſprüngliche Lesart der 2. Zeile, 1. Hälfte: Weil er nichts thut.

XXI.

Ein freyer Frankenſchwarm, geleitet von Borellen,
Flog bey Andromeden am Himmel ſich zu ſtellen;
Denkt wie ihm ward als er dem Platze nah
Darauf den Sieger Roßbachs ſah.

7. Nov. 91.

Auf einem Papierſtreifen. Das Epigramm wird beſonders beißend durch die Anſpielung auf die Schrift des Piſaner Profeſſors Giovanni Alfonſo Borelli de motu animalium (1680), in welcher die Körperbewegungen durch mechaniſche Geſetze erklärt werden.

XXII.

Der Churfürſt von Mainz ward als er in Mainz wieder einzog, von Leuten gezogen die ſich an ſeinen Wagen anſpannten. Man ſagt aber er habe dieſe Leute dazu gedungen und bezahlt. Es iſt folgendes darüber gemacht worden, das mir ein Student aus Jena vorſagte

Von einer Eſelinn getragen
Zog Chriſtus einſt zu Salem ein
Sein Oberknecht, muß wohl was Beſſers ſeyn
Denn, zwanzig Eſel zogen ſeinen Wagen.

Auf einem Quartblatte. Gemeint iſt der letzte Kurfürſt von Mainz, Friedrich Karl Joſeph, der, nachdem er am 4. October 1792 Mainz flüchtig verlaſſen, im October 1793 zu kurzem Aufenthalte (bis Neujahr 1794) wieder dort erſchien; ſeine dauernde Reſidenz von da ab war Aſchaffenburg.

XXIII.

Von dem Verfaſſer der dramatiſchen Sprüchwörter.

Ein Drama das er giebt möcht ich noch lieber ſchaun
Als Eſſen das er giebt verdaun

Auf einem Quartblatte, mit Schriftzügen aus Käſtners letzter Zeit. Gemeint wird ſein das Buch: Dramatiſche Sprüchwörter, das in neuer Auflage Mannheim 1801 erſchienen iſt. Wann die erſte Auflage herauskam, iſt mir unbekannt, ebenſo der Verfaſſer.

XXIV.

Ciuium tremendorum in miseros greges
Ciues in ipsos, imperium est Dei.
Fürs Vaterland, fiel mancher Held,
Doch Nelſon fiel, fürs Wohl der Welt.

23. Aug. 1798. Käſtner.
Vorm. 9..10 Uhr in meinem Garten

gleich nachdem ich die Nachricht von dem Siege der engliſchen Flotte über die Franzöſiſche erfahren hatte.

Fürs Vaterland fiel ſiegend mancher Held
Doch Nelſon, für das Wohl der Welt.

Auf einem Quartblatte. Mit der Nachricht von der Seeſchlacht bei Abukir (1. und 2. Auguſt 1798) war auch das falſche Gerücht von Nelſons Tode verbreitet worden.

XXV.

Vier groſſe Städte.

Als Citoyen ſah Er Paris
Auf Wien iſt ſein Falkenblick gegangen
Von Rom, das er geplündert ließ
Kömmt er nach London und gefangen.

29 Aug 1798 Käſtner
Vormitt 9..10 Uhr.

Auf einem Quartblatte. Die letzte Zeile lautete zuerſt: Sieht er nun London als gefangen. Man glaubte daß nicht nur die franzöſiſche Flotte, ſondern auch das franzöſiſche Heer vernichtet und Napoleon kriegsgefangen ſei.

Bemerkungen und Einfälle in Proſa.

I.

Zweyerley Paroriſmen.

Ein Fieberparoxyſmus fängt ſich mit Froſt an, und endigt ſich mit Hitze.
Bey der Liebe, die nur Paroxyſmus iſt, findet ſich gerade das Gegentheil.
Alſo wäre die Liebe ein umgekehrtes Fieber.
Das Wertherfieber paſſt freylich nicht hieher, das iſt aber ein hitziges.

Auf einem Quartblatte.

II.

Wenn Pilatus ein Chriſt geweſen wäre;
hätte er wohl Chriſtum hinrichten laſſen?

Die Frage iſt nicht ſo ſpielend als die Einkleidung die ich ihr gegeben habe. Pilatus wuſſte, bekannte ſelbſt, Chriſtus ſey unſchuldig. Dieſen Unſchuldigen, ließ er hinrichten, blos weil es ein Volk haben wollte das er beherrſchte, das er durch ſeine Krieger zwingen konnte. So biſt Du des Kaiſers Freund nicht. Darüber konnte er lachen, wenn es ihm ſolche Leute ſagten. Papinian hörte ſo was aus einem furchtbarern Munde, und blieb gerecht.

War alſo, einen Menſchen ohne Urſache umzubringen, im geringſten was Bedenkliches für den Pilatus: und überwand er dieſe Bedenklichkeit nur aus Furcht vor den Jüden; ſo war Pilatus der verzagteſte Schurke den der Erdboden getragen hat.

So wollte ich doch nicht gern von dem Römer denken, den alle Chriſtenkinder zu nennen wiſſen, wenn ſie auch ihre Kenntniſſe nie zum Julius Cäſar und Cicero erheben.

Einem Römer, der Gladiatoren und Gefechte mit Thieren zur Luſt anſah, dem war einen Menſchen umzubringen, nichts mehr, als ein Vieh ſchlachten. Alſo fühlte Pilatus dabey nichts wiedriges, Juden, einen Juden den ſie todt haben wollten zu überlaſſen.

Hat man ein Beyſpiel, daß je ein Richter, der ein Chriſt hieſſe ſo gehandelt hat wie Pilatus?

Auf drei Seiten eines Doppelquartblattes.

III.

Wodurch die jezige Befeſtigungsart entſtanden iſt.

Daß wir ſtatt hoher Mauern mit Zinnen, dicker Thürme u. ſ. w. niedrige Wälle, geräumige Bollwerke u. d. g. brauchen, das nahm bekanntermaſſen ſeinen Urſprung in den Kriegen durch welche die Niederländer ſich von der ſpaniſchen Herrſchaft befreyeten.

Dieſe Kriege, wurden aber vornähmlich durch die Verfolgung derer die ſich nicht zur römiſchen Kirche bekannten veranlaßt.

Und ſo iſt die heutige Fortification durch die Reformation entſtanden.

Quartblatt.

IV.

Pezzl, Oeſterreichiſche Biographie . . Erſter Theil Joſephs II Leben, 174 Seite meldet „Catharina ſey vollkomne Frau der Tartaren geworden." Er meynt: Beherrſcherinn.

Die öſterreichiſchen Schriftſteller haben manchmahl Ausdrückungen, die uns nordlichen Deutſchen nicht ſo feyerlich klingen als Ihnen. So ward auf Joſeph II zweyte Vermählung, ein Gedicht gemacht, das ſich . . ich weiß nicht wie lange vor ſeiner Geburt anfing, denn es ſtand darinn:

Du kamſt! Mit tauſend Freudenthränen
Ward Deine Wiege naßgemacht!

Als wenn die Wuge nicht ohne Thränen naß geworden wäre?

Ein anderer Wiener Dichter, declamirt über den Tod eines Mägdchens, eine Klage, dabey er ſich vorſtellt: Er ſtehe an Ihrem Grabe. Endlich beſchließt er aufzuhören, weil ja alles umſonſt ſey:

Sie wird doch nicht wieder da unter mir warm!
Ward Sie das ſonſt?

Drei Seiten eines Doppelblattes in Quart.

V.

Beweis daß die Offenbarung Johannis nicht bis auf unſre Zeiten geht.

Denn ſonſt wäre der Fluch am Ende ſeines Buches etwa folgendergeſtalt abgefaſſt:

Und ſo iemand nicht glauben will den Worten dieſes Buches, ſoll er an Luftſalz und Goldmachen glauben.

Auf einem Quartblatte.

VI.

Ich hatte ein Gefäß voll Unreinigkeit, die ich aus meinem Hauſe los ſeyn wollte. Ich hielt es zum Fenſter hinaus, und ließ dem Innhalte die Freiheit zu fallen wohin er wollte. Freylich konnte er nirgends anders hinfallen als in des Nachbars Hof.

Die Juriſten nennen das: Landesverweiſung.

Quartblatt.

VII.

Vorzug von Euklids Elementen vor der Bibel.

Euklids Elemente, enthalten nichts als lauter Wahrheit. Ein Vorzug der in dem Grade, vielleicht keinem ſo großen Buche zukömmt.

Als der Bibel werden wenigſtens noch manche Theologen ſagen, ich weiß nicht ob alle?

Ja, aber bey Euklids Elementen haben ſogar Abſchreiber Ueberſetzer Exegeten und Commentatoren keine Unwahrheiten hinein bringen können, und keine Wahrheiten heraus.

Käſtner.

Erſte Seite eines Doppelblattes in Quart; mit vielfachen Correcturen. Die Ueberſchrift lautete urſprünglich: Euklids Elemente und die Bibel; der zweite Abſatz kurz nur: Doch wohl der Bibel?

VIII.

Ueber Toleranz.

Wenn jemand ſagte: dreymahl ſieben ſey vier und zwanzig; könnte er wohl mit Rechte fodern daß Leute die anders dächten ſeinen Satz nicht für ungereimt erklären, ihm ſeine Gewiſſensfreyheit laſſen, ſelbſt keine Unzufriedenheit bezeigen ſollten, wenn er mehr Leuten eben das bereden, und eine Secte der: Dreymahlſieben iſt vierundzwanziger ſtiften könnte?

Wäre denn auch ſein Irrthum blos theoretiſch, ganz unſchädlich? Seine Secte gäbe ja einen meisniſchen Gülden für einen Thaler aus, und das müſſte überall gelten wo ſie die herrſchende würde. Freylich ſollte ſie auch wiederum einen Gülden für einen Thaler nehmen, nach der Regel quod quisque juris in alterum statuerit ut ipse eodem utatur, aber, die ganze Kirchenhiſtorie zeigt, daß Secten dieſe Regel nicht beobachten; Und dann würden ſich zu dieſer Secte alle ſchlagen die

auszuzahlen haben, aber nichts einzunehmen, wie in Frankreich, alle die nichts zu verlieren haben zu der Secte der Ohnehoſen.

Quartblatt.

IX.

Drey bürgerliche Lebensarten bey denen ſich unrechtmäſſige Vortheile machen laſſen.

Man giebt bekanntermaaſſen ſo was den Müllern, Schneidern, und Leinwebern ſchuld. Und alle drey, haben mit Anwendung arithmetiſcher, geometriſcher, mechaniſcher Kenntniſſe zu thun, wenn ſie auch nur ſolche ausüben, ohne Theorie davon zu wiſſen. Alſo ſind alle die ſo angeſchuldigten, praktiſche Mathematiker.

Und können betrügen, wenn ſie wollen. Das Thun mag ihnen allgemein ſchuld geben wer Luſt hat ſich Injurienproceſſen auszuſetzen.

So enthält die Beſchuldigung nur folgende Wahrheit:

Der Mathematiker iſt klüger, als die Leute welche keine Mathematik verſtehen, und kann ihnen Unrecht thun, wenn er ſeine vorzügliche Klugheit misbrauchen will.

Weitläuftig auf drei Seiten eines Doppelquartblattes geſchrieben.

X.

Etwas aus der Geſchichte meiner Bibliothek.

Ich wollte in mein theologiſches Repoſitorium ein Buch eines neuen Theologen ſetzen: Es fiel ein paarmahl heraus: Als ich nachſahe warum es nicht ſtehen bleiben konnte, ſteckte ein klein Neues Teſtament dahinter, das wollte dem Buche nicht Platz machen.

Quartblatt.

XI.

Zweyerley Leute die zur Beförderung der Wiſſenſchaften ungleich nothwendig ſind.

Daß Wiſſenſchaften blühen und wachſen können, ohne von Mächtigen und Reichen ſehr unterſtützt zu werden, das beweiſt ſich aus dem metaphyſiſchen Canon: ab esse ad posse valet consequentia. (*)

Aber ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Europa, hat man kein Beyſpiel, daß im ganzen Occidente etwas beträchtliches in irgend einem Theile der Gelehrſamkeit wäre gethan worden, ohne Papier dazu zu brauchen.

Und alſo ſind, wenigſtens dieſſeits des Helleſponts, zum Flore der Wiſſenſchaften, Haderlumpe nöthiger als Mecänen.

(*) Vom Seyn darf man aufs Können ſchlieſſen.

Auf einem Quartblatte, mit XII bezeichnet.

XII.

Julius Cäſar, der ein neues Wort wie eine Klippe vermied, wie hätte der im Latein von Friedrichs Kriegen geſchrieben?

Auf einem Papierſtreifen.

XIII.

Püttero Reichsgeſch. für die Königinn.

Manche Leute verhalten ſich bey der Satire wie mein Hund. Wenn der was thut, das er nicht thun ſoll, und ich ihn gelinde ſchlage ſo meynt er das iſt Spaß und macht es noch ärger.

Auf einem Papierſtreifen. Die Bemerkung mag ſich beziehen auf die von Pütter nach dem Wunſche der Königin Sophie Charlotte von Großbrittannien, geborenen Herzogin zu Mecklenburg verfaßte und derſelben gewidmete „Hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des Deutſchen Reichs", 3 Teile, 1786.

Ein Brief.

Sie wiſſen daß die Jgfr. M. nicht nur verächtlich von mir geurtheilet ſondern auch wenn Sie derſelben Geſellſchaft verlangt haben, mit mir ſpazieren zu gehen ſolches abgeſchlagen hat. Jhre und meine Ehre iſt dadurch verletzt, und wenn Sie für beyde ſo empfindlich ſind als es unſere Liebe erfodert, ſo müſſen Sie mit derſelben nicht mehr Complimente machen als ſie mit Jhnen macht. Wenn ſie Jhnen melden läſſt Sie ſollen mich nicht mitbringen, ſo iſt es höchſt ungereimt, daß Sie auf ihrem Heimführen mit dem Lichte warten laſſen. Wenn die Jgfr. M. eine Zuſammenkunft anſtellen will, dazu Sie zum Schandendeckel dienen ſollen, ſo ſind Sie bereit, aber wenn jene Jhnen Geſellſchaft leiſte mich dabei zu haben da iſt niemand zu Hauſe. Leute die ſich ſo von anderen gebrauchen laſſen, ohne daß andere Jhnen wieder dienen heiſſt man treuherzig, auf deutſch einfältig.

Jch opfere Jhnen allen meinen Umgang zum Vergnügen und faſt auch den den die Noth erfodert auf, alſo kann ich wohl mit einigem Rechte verlangen, daß ſie mir zeigten, mein Umgang habe einigen Wehrt bey Jhnen. Sie haben mir vorgerückt Bertholds begegneten mir nicht mit der gehörigen Hochachtung, aber die Urſachen die Sie davon anführen können ſind lange nichts gegen die Art wie die Jgfr. M. Jhnen und mir begegnet hat. Wenn ich einen Bekannten hätte, der an meinem Glücke ſo wenig Theil hätte als die Jgfr. M. an dem Jhrigen, und derſelbe hätte von Jhnen ſo geurtheilt wie die Jgfr. M. von mir, und Jhre Geſellſchaft nicht haben wollen, ſo wäre dieſes genug für mich allen Umgang mit ihm aufzuheben. Seyn ſie verſichert daß die unnöthigen Complimente die Sie mit der Jgfr. M. machen mich überführen, Sie müſſen es entweder nicht empfinden wie ſehr die Jgfr. M. Sie und mich beleidigt hat, oder Sie müſſen ſich daraus nichts machen. Das erſte bringt Jhrem Verſtande, das andere Jhrem Herzen keine Ehre.

Daß ich aber mir alles wie Sie es für gut befinden gefallen laſſen ſoll, daß ich ohne die geringſte Entſchuldigung, oder etwas das zu meiner Beruhigung dienlich wäre von Jhnen zu hören, mir noch dazu ſtachlichte Reden von Jhnen ſoll geben laſſen, das iſt zu viel von iemanden gefodert, der Jhnen das zu Gefallen thun muß was ich thue, der kein Vergnügen auſer Jhnen kennt, Jhnen den gröſſten Theil ſeines Glücks aufopferte und dafür Verachtung und nichtswürdiges Begegnen zum Lohne erhält. Anſtatt daß Jhr Umgang mir dienen ſollte die verdrüßlichen Umſtände in denen ich mich befinde, mir zu verſüſſen, ſo wenden Sie ihn nur an mir immer neuen Verdruß zu machen, und Sie geben ſich ſeit einiger Zeit ſo wenig Mühe mir zu gefallen, und das zu thun wovon Sie wiſſen daß ich es wünſche, daß ich befürchte alle Hochachtung die Sie ſonſt für mich gehegt haben, ſey verlohren. Jch will indeßen ſo lange bis Sie mir befehlen mich anders zu nennen, mit eben der Zärtlichkeit und Hochachtung die ich für Sie gehegt habe, ehe ich noch Jhre verächtliche Aufführung ertragen habe, verbleiben

Jhr getreuer

den 18. Jenner 1750. Käſtner.

Vier Seiten Quart. Die Schriftzüge zeugen von der tiefen Erregung des Schreibers.

Wielands Hymne auf die Sonne.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Im Juli 1754 erschienen im Orellischen Verlage zu Zürich „Hymnen. Von dem Verfasser des gepryften Abrahams". Die 28 Quartseiten starke Schrift Wielands enthält zwei Hymnen auf Gott und dazwischen eine (oder wie er nach damaligem Gebrauche schreibt: einen) auf die Sonne. Diese Zusammenstellung, in dieser Ordnung ist gewiß auffällig. Denn es hatte zwar Brockes, Wielands erster Lehrmeister der Poesie nach dessen eignem Zeugnisse, Gott als die Sonne der Sonnen gepriesen und auch die sichtbare Sonne wiederholt belobt und betrachtet;[1] aber er war so wenig wie Thomson zu einer Auffassung gekommen, die es ihm ermöglicht hätte, mit Wieland die Sonne als die Seele der Erde, als Mutter der Schönheit, als Verweser der Gottheit anzureden. Ja Brockes hat in einer eigenen Dichtung[2] ausdrücklich die persische Sonnenlehre verworfen. Wie gelangte nun Wieland dazu, die Sonne äußerlich wenigstens Gott gleich zu stellen? Weder in der „Natur der Dinge" noch im „Frühling" hatte er sich dazu bekannt: er lebte doch mehr im sanften Mondesglanz und in den kühlen Schatten der Anakreontik.

Die Antwort auf die Frage giebt seine Lektüre. In Bodmers Haus hat er einen anonymen Staatsroman in die Hand bekommen: „Histoire des Sevarambes, Peuples qui habitent une Partie du troisiéme Continent, communément appellé la Terre Australe. Contenant une Relation du Gouvernement, des Moeurs, de la Religion, et du Langage de cette Nation inconnuë jusques à present aux Peuples de l'Europe."[3] Sein Verfasser ist Denis de Veiras oder Vairasse d'Allais, ein französischer Grammatiker des 17. Jahrhunderts. Der Roman soll 1677 78 zuerst erschienen sein; 1689 wurde er ins Deutsche übersetzt; und noch 1783 erschien eine neue Übertragung von Johann Gottwerth Müller in Itzehoe. Morhof verzeichnet das Werk im „Polyhistor" unter den libris prohibitis. In der Verkleidung eines Reisenden geißelt Vairasse d'Allais ver vergangene und gegenwärtige staatliche, religiöse und sociale Ein

[1] Irdisches Vergnügen in Gott, besonders Band 1 (1737) S. 116—140; Band 2 (1739) S. 430—439.

[2] Ebenda, Band 5 (1736), S. 140.

[3] Mir liegt davon vor: „Nouvelle Edition Corrigée et Augmentée. A Amsterdam. Chez Pierre Mortier, Libraire, chez qui l'on trouve toute sorte de Musique." Ohne Jahr; zwei Bände mit durchlaufender Paginierung.

richtungen Europas unter fremdländiſchen Namen, entwirft auch utopiſche Bilder von Idealverhältniſſen.

Aus dieſem Werke griff Samuel Henzi, wenn er der Verfaſſer der von Bodmer 1744 deutſch veröffentlichten Streitſchrift gegen Gottſched iſt,[1] den Namen Strukaras auf, der nach Vairaſſe (S. 168) „fourbe ou imposteur" bedeutet; ſo läßt Bodmer ſeinen litterariſchen Gegner ſich unterſchreiben: „Strukaras, magnus Impostor et peccator."[2] Strukaras, den Melchior Goeze in den Streitſchriften gegen Leſſing als den religiöſen Betrüger anführt,[3] der er bei Vairaſſe iſt, auf das litterariſche Gebiet zu verpflanzen, gab der Staatsroman eine gewiſſe Anregung, indem ſeine Gegner, die Preſtaramben, nachmals Sevaramben geheißen, mit dem Autor entſchiedene Feinde des Reimes ſind.[4] Und wie der intolerante Strukaras für ſeine falſche Lehre, er ſei der Sohn der Sonne, Gläubige gewann, ſo wußte auch Gottſched, der ſich als der alleinige Vertreter der wahren Kunſt gebärdete, Anhänger für ſeine poetiſche Irrlehre zu werben. Unmittelbar konnten auf ihn und die Seinigen die Worte übertragen werden, die Vairaſſe von Strukaras und den Strukaramben gebraucht: „La Populace grossiere . . . le suivoit par tout, et . . . lui rendoit une obeïssance aveugle . . . . . Et pour se mieux faire valoir parmy le Peuple, il s'associa quelques-uns d'entr'eux qui alloient parlant de ses miracles et de sa sainteté, et qui ne manquoient pas d'exagerer toutes choses à son avantage."[5]

Wieland nun knüpft zunächſt in ſeiner „Abhandlung von den Schönheiten des epiſchen Gedichts der Noah" 1753 S. 40 an dieſen Strukaras-Gottſched an; damals muß er das Urbild noch nicht gekannt haben. Eine Erwähnung des Staatsromanes durch ihn finde ich erſt in einem Briefe vom November 1758.[6] Aber daß er ſchon im Juni 1753, als er (nach dem Zeugniſſe in Bodmers Tagebuch) die Hymnen auf Gott und auf die Sonne dichtete,[7] das Werk kannte, ergiebt ſich aus deren Anlehnung daran zweifellos.

[1] Baechtold, Geſchichte der deutſchen Litteratur in der Schweiz S. 560 und Anmerkungen S. 177.

[2] Sammlung kritiſcher, poetiſcher und andrer geiſtvollen Schriften, Stück 12 S. 79.

[3] Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Heft 43/45, S. 76.

[4] Histoire des Sevarambes S. 386 f.

[5] Ebenda S. 302. — Bodmers „Waldheim" S. 57, 81, als Sitz der Gottſchedianer geht auf die Nachricht des Vairaſſe S. 303 zurück: „Dans un bocage épais . . . . Stroukaras fit une espece de Temple de bois."

[6] Ausgewählte Briefe 1, 309.

[7] Sie kamen erſt im Juli 1754 aus der Preſſe. Sulzer ſpendet Beifall: Körte, Briefe der Schweizer S. 221. Ein Teil des Sonnenhymnus wurde in Edward Grandiſons Geſchichte in Görlitz aufgenommen (Hirzel, Wieland und M. und R. Künzli S. 77), auch dies ein Beweis, daß man im Züricher Lager ihn hoch bewertete.

Vairaſſe hat S. 161—165 eine „Oraison de Sevaris au soleil" und S. 356—358 eine „Oraison du grand Dieu" eingerückt, beide in Proſa, und ſagt S. 160: „Un grand Poëte nommé Kodamias ... l'a depuis mise en Vers métriques." Darunter ſind freirhythmiſche Syſteme verſtanden (S. 386), zu denen ja Wieland dann für ſeine zu Ende des gleichen Jahres 1753 entſtehende Weihnachts- und die nachfolgende Oſter-Ode überging. Jetzt hielt er noch am Bodmerſchen Hexameter feſt, obwohl er S. 386 des Romanes leſen mußte: „les Sévarambes se moquent des Poëtes qui ... fatiguent l'oréille avec leurs Exametres perpétuels."

Daß nun Wieland aus den proſaiſchen Stücken Vorſtellungen und Wendungen entnahm für ſeine Hymnen, vorzüglich der Anbetung der Sonne für ſeinen Sonnenhymnus folgte, mag die Gegenüberſtellung verwandter Ausdrücke beweiſen.

Wieland.	**Vairaſſe.**
S. 12 Dich, o göttliche Sonne (vgl. unten zu S. 18), ... Seele der Erden.	S. 162 Vous (Soleil) estes l'ame du monde.
S. 12 Mutter der Schönheit und ſelber das ſchönſte aller ſichtbaren Dinge. (Vgl. S. 13 du biſt ſchön und herrlich!)	S. 161 bel Astre ... nous ne voyons rien de si glorieux que vous, lors que nous jettons la veüe de tous costez sur les objets charmans que vous seul nous rendez visibles. Vous estes souverainement beau par vous même, vous embellissez toutes choses.
S. 12 Verweſer der Gottheit.	S. 163 Le grand Estre, dont vous estes le Ministre glorieux. (Vgl. S. 39 Le Dieu Eternel ... le Soleil son grand Ministre. S. 357 [Soleil] Lieutenant de Dieu.)
S. 13 o Sonne .. Schöpfer.	S. 161 Source feconde de lumiere et de vie.
S. 13 der dir die Herrſchaft der Sterne übergeben, von welchem dein Glanz ein einzelner Strahl iſt. (Vgl. S. 14 die Erden ſind nachahmende Schattenſonnen größer und minder belebt und minder dem Sonnenkreis ähnlich.)	S. 161 Tout ce que les corps lumineux soûmis à vostre empire ont de brillant et de splendeur, ils l'empruntent des vos rayons.
S. 13 Von dir ... nehmen wir Farbe und Licht. Du giebſt dem Auge, zu ſehen.	S. 161 les objets ... que vous seul nous rendez visibles .... Ce sont ces [vos] beaux rayons qui peignent .... de mille couleurs differentes ... qui leur [aux animaux] font voir tous les objets.
S. 13 Ohne dich würde die ewige Nacht, die Schweſter des Todes, auf der verödeten Flur in ſtummer Traurigkeit ſchmachten. Aber	S. 162 Vous arrachez les humains appesantis dans leurs couches d'entre les bras du frère de la mort, comme pour leur annoncer une nouvelle vie. (Vgl. den vorhergehenden Satz S. 161 Lors que vous commen

du giebſt uns das Leben.

S. 13 Zu deinen Schimmer gekleidet reizt die ſchöne Natur unſterbliche Geiſter zur Liebe.

cez à paroistre sur nostre horison toutes choses ... rompent leur morne silense.)

S. 162 Vous animez toutes choses.

S. 164 A vous seul nous devons ... la vie.

S. 161 Vous estes infiniment aymable et rien n'est aymable sans vous.

Beide Dichter kommen auf die Jahres- und Tageszeiten zu ſprechen. Wieland übergeht den Winter, Vairaſſe den Sommer. Wieland läßt den Frühling mit Blumen, den Herbſt mit Früchten in Perſonificationen auftreten; auch Vairaſſe verbindet dieſe enger: S. 162 Alors la terre se couvre de verdure et vous la parsemez de fleurs et la remplissez de fruits.

Wieland.

S. 16 f. (Als Frühling und Herbſt da waren, da waren) Waſſer und Erde und die blühende Luft mit wimmelndem Leben beſeelet.

S. 18 Göttliche Sonne.

S. 18 f. (Nach dem Sündenfall der erſten Menſchen:) Izo fiengeſt du an, dein heiliges Antliz in Wolken zu verbergen; izt donnerteſt du, die Sünder zu ſchrecken, Aus den Wolken herab, und ſchärfteſt die lieblichen Blicke zu verzehrenden Stralen. Da ſtürzten Meere von Fluten über den ſeufzenden Frühling; die Hügel ſchwankten wie trunken da dein Sturm ſie behauchte, die Haine ſtunden entblättert. Damals ſchüzte die Ceder nicht ihr ätheriſcher Gipfel, nicht die Fichte daß ſie die Ehre des Waldes genennt ward.

Vairaſſe.

S. 162 Les animaux des champs, les oyseaux du Ciel et les poissons des eaux .... ont reçeu la vie de vôtre bonté celeste ... vous animez toutes choses ...

S. 161 les Divins regards (du soleil). S. 162 vostre chaleur Divine. S. 164 und 165 Vostre divinité. S. 165 Divine lumière.

S. 163 f. Lors que nos ingratitudes et nos crimes vous ont irrité contre nous, vous avez cent verges pour nous chastier .... Quelquefois vous convertissez vostre chaleur benigne, qui fait croître et meurir nos fruits, en feux ardents qui les havissent et les brûlent. D'autres fois vous changez les douces rosées du Ciel en pluyes impetueuses et en grêles bruyantes qui détruisent les richesses de nos arbres et de nos guerets. Vous tournez les douces haleines des Zephirs en tourbillons et en orages redoutables. Vous entassez les nuës obscures les unes sur les autres, vous élevez des broüillards épais pour nous dérober vostre lumière, et au lieu de vos regards propices, vous envoyez des éclairs terribles, et faites gronder le Tonnere épouvantable .... Quelquefois vous lancez vos foudres redoutables et en frapez les arbres les plus orgueilleux, et les monts les plus superbes.

Dieſe Übereinſtimmungen zwiſchen Wielands Sonnenhymne und Vairaſſes Oraison au Soleil dünken mich bezeichnend genug, um ein zufälliges Zuſammentreffen auszuſchließen. Vor allem wird hierdurch allein erklärt, wieſo Wieland in ſeiner chriſtlichen Periode, die freilich dem Kirchenweſen gegenüber noch aufgeklärt genug war, die Sonne ſo weit als Gottheit preiſen konnte, daß er einen Hymnus auf ſie zwiſchen zwei Hymnen auf Gott einzureihen vermochte. Der Sonnenkult des Sevaris gilt für Vairaſſe durchaus als reiner Kult. Übrigens hat Wieland natürlich dieſe Auffaſſung nicht völlig gewahrt. Er hat die Begründung des Sonnendienſtes (Vairaſſe S. 164 f.) ausgeſchaltet, er hat auch im geraden Gegenſatz zu Sevaris, der (S. 165) jeden andern Gottesdienſt als „vains phantômes de folles pensées des esprits" bezeichnet, ſeinen Glauben bekannt, wenn er (S. 19) von den reinen Ideen der ewigen Wahrheit ſpricht, zu denen die Seele aus den Flammen der Sonne unverſengt hervorblüht, und wenn er (S. 20) das Anbrechen der zweiten Aone ſchildert, wo die ſtolze Sonne verſchwindet und Jehovah ſelber die Sonne, die enthüllete Gottheit wird (S. 21). Und er hat überhaupt Bibliſches beigemengt, auf die Schöpfungszeit zurückgegriffen, das Glück Adams und Evas (mit Milton), die Schönheit der Töchter Siphas (mit Bodmer im erſten Geſang des „Noah") gezeichnet.

Wird ſchon hierbei ſichtbar, daß er ſich das entlehnte Gut angeeignet hat, ſo wird ſeine perſönliche Verwachſung mit den fremden Vorſtellungen noch deutlicher durch die Erwähnung Serenas, ſeiner Braut. Und recht auffällig iſt endlich, wie er bei der Wirkung der Sonne auf die Natur an die ihm geläufigen, halb anakreontiſchen Motive erinnert wird: die Haine der Dichter grünen durch die Sonne, ſie winkt aus der Roſe, duftet aus der Blüte des Weins, lockt den zärtlichen Jüngling, daß er im Roſengebüſche eine Tochter der Liebe findet, ein Mädchen mit Lilienhals und weißen Armen und zierlichen Gliedern, von friſcher Anmut (S. 13). Ja die Sonne ſelbſt küſſet den jungen Frühling in kühlen Hainen, während die Nachtigallen ſingen und in junge Schatten ſchlüpfen, die Weſte ſich mit den errötenden Blumen miſchen, die glühenden Lüfte von bunten unzähligen Flügeln und Scherzen der Liebe rauſchen. In ſolchen Worten ſpricht der echte Wieland.

Überhaupt iſt der Hymnus auf die Sonne der weltlichſte von den dreien. Verſtehe ich ſie recht, ſo bilden ſie eine Stufenleiter: im erſten ſucht der Menſch metaphyſiſche Erkenntnis Gottes und wird darauf zurückgewieſen, Gott in ſeinem eigenen Gefühl zu finden; im zweiten wird Gott in der irdiſchen Natur angebetet, aber auf ein künftiges reineres Gottesreich vorgedeutet; der dritte gipfelt in Chriſtus Meſſias. Ob dieſe Trias nicht im Wetteifer mit Klopſtocks „Drei

Gebeten eines Freigeiſtes, eines Chriſten und eines guten Königs" entſtanden iſt? Dieſe haben Wieland ja ſo ſtark beſchäftigt, daß er ihnen im Juli und September 1753 die „Gebete eines Deiſten" und „eines Chriſten" entgegenſetzte.[1]) Und es ſcheint, daß die Veröffentlichung dieſer unmittelbaren Erwiderung die Drucklegung der rivaliſierenden etwas älteren Stücke, der Hymne eben, aufgehalten hat.

Wieland hat ſpäterhin den erſten Hymnus auf Gott und die Sonnenhymne verworfen; er erklärt in den Poetiſchen Schriften 1762 Band 3 Seite 75: „eine Begeiſtrung, woran der ſpielende Wiz, und eine ſchwärmende Phantaſie mehr Antheil hat, als ein wahrhaftig gerührtes Herz" mache ihren Charakter aus, und wiederholt

[1]) Der erſte Druck des „Gebet eines Deiſten" hat auf S. 2 folgende ſpäter unterdrückte Erklärung: „Ich könnte verſchiedene Beweiſe hervorbringen wenn es nöthig wäre zu zeigen, daß mein Deiſt kein Hirngeſpinſt ſondern nach der Natur gezeichnet iſt. Hingegen ſcheint mir der Freygeiſt, deſſen Gebet man ohne Zweifel fälſchlich dem Hrn. Klopſtok zuſchreibt, ſo übel im Kopf beſchaffen zu ſeyn, daß man uns mit ſeinen Schwärmereyen wohl hätte verſchonen können. Weder ein Deiſt noch ein Zweifler noch ein Libertin redet eine ſolche Sprache. Wenn der Verfaſſer, wie es ſcheint, der Chriſtlichen Religion mit dieſem Freygeiſt hat ein Compliment machen und zu verſtehen geben wollen, daß man ohne die beſondere Offenbarung auf ſolche Ausſchweifungen des Verſtandes und Herzens gerathen müßte, ſo hat er ſich betrogen. Der Deiſt den ich hier einführe, will die Ehre der menſchlichen Natur, und alſo auch ihres Schöpfers, retten." — Der hier ausgeſprochene Zweifel an Klopſtocks Verfaſſerſchaft iſt natürlich nur vorgegeben, es ſteht dahin, ob mehr aus Schonung für den einſt ſo warm verehrten Dichter oder um ihm recht empfindlich zu ſagen, wie wenig die Züricher das „Gebet" ſeiner würdig hielten. — Der Verlagsort der Wielandiſchen „Gebete" Berlin iſt fingiert; er wurde hinzugefügt, weil die Publikation in Zürich verboten worden war. Bodmer ſchrieb darüber, Juli oder Auguſt 1753, an Zellweger: Ich muß ihnen die drey Gebete, die er [Klopſtock] für den Freigeiſt etc. gedrukt hat, überſchiken. Sie dienen zu ſeinem Charakter und haben folgende Geſchicht verurſacht. Hr. Wieland hat gefunden, daß der Freigeiſt ein unſinniger kopfverükter Menſch ſey, Gott und Seele Verleugner, welcher lauter nonsens und contradictionen betet. Er hat dafür das Gebet eines Deiſten, deſſen gröſtes Verbrechen iſt daß die Offenbahrung nicht bis zu ihm gekommen, aufgeſetzet, und bey Orell druken laſſen. Man hat den erſten Probbogen Junker Obmann Blarer als Cenſor der Bücher geſchikt, dieſer Herr hat den Bogen auch H. Antiſtes zur Cenſur communicirt. Und beide haben richtig und ſichtig ausgemacht, es ſey ein unanſtändiges, ärgerliches und gottvergeſſenes Gebete, weches viel heilſuchende Seelen übel verführen könnte. In dieſen guten Gedanken haben ſie auch die Publication verboten." Vgl. auch Hirzel, Wieland und M. und R. Künzli S. 70 Anmerkung 1. — Die beiden „Gebete" ſind bekanntlich dann in den Proſaiſchen Schriften 1758 unter dem Titel erſchienen: „Zwey Selbſtgeſpräche eines tugendhaften Heiden; Das erſte, da er dem Licht der Natur überlaſſen geweſen; Das andere, nachdem ihm die nähere Offenbarung mitgeteilt worden." Nimmt man dazu, was Wieland in ſeiner „Abhandlung von den Schönheiten der Noah" S. 330 ſagt: In Hujan „ſehen wir einen Menſchen, der von der Offenbarung nichts gehört hat, aber durch eine richtige Abwendung [!] ſeiner Naturkräfte, den Schöpfer erkennen, anbeten, und die Tugend aus Wahl lieben gelernt hat", ſo ſieht man in Bodmers „Noah" Geſang 10 Vers 280 ff. den Ausgangspunkt für den Deiſten.

dieſe Erklärung in der neuen Auflage der Poetiſchen Schriften von 1770 und, gekürzt, in den Sämtlichen Werken 1798 Supplemente Band 3. Warum er die zweite Hymne auf Gott immer wieder zum Abdruck brachte, erläutert er am letzten Orte ausführlicher: ſie habe es nicht ſowohl ihrem poetiſchen Werte zu danken, als dem größern Anteil, den wahres Gefühl des Herzens, und alſo wirkliche Begeiſterung, an ihrer Entſtehung hatte.

Auch in den beiden Gotthymnen ſind übrigens Spuren des Vairaſſe zu finden, wenn auch ſelbſtverſtändlich das Gebet vom großen Gott weniger auf ſie gewirkt haben kann, als das Gebet zur Sonne auf die Sonnenhymne. Ich ſtelle gegenüber:

Wieland.	**Vairaſſe.**
I. Hymne.	
S. 1 Vater der Geiſter.	S. 356 Roy des Esprits.
S. 4 Hier (im Sonnenkreis) giebet die Natur ihre Geſeze.	S. 357 Le soleil nous a donné des loix.
S. 7 Die ſchnellſten Gedanken der Geiſter finden ihn [Gott] nicht.	S. 357 Et plus nous méditons pour vous [Dieu] connoître, et moins nous devenons sçavans.
S. 7 Die Natur iſt die ſichtbare Gottheit.	S. 357 Vous [Dieu] nous l'avez donné [le soleil] pour Dieu visible.
S. 8 So ſteht der ätheriſche Himmel . . . vor unſerm Geſichte, aber wir ſehen ihn nicht.	S. 356 Nous aveugles mortels, qui vous entre-voyons sans vous bien voir.
II. Hymne.	
S. 22 Groß und erhaben biſt Du . . . . Wir gleichen den Träumen die . . . . ums Haupt des Schlummernden ſchweben. Deine Gegenwart hält die Welten in ihrem Gehorſam, Winkt dem Cometen. . . . Du ſenkeſt . . . einen Stral . . . und er gerinnt zur Sonne, die Leben . . . über junge zu ihr ſich drängende Welten verbreitet.	S. 356 Toutes choses . . . . nous font admirer vostre grandeur et vostre sagesse: et ces Astres . . . que durant la nuit nous voyons briller sur nos testes, nous témoignent assez . . . . que c'est vostre main toute puissante qui les guides et qui les soutient. Mais le brillant Astre du jour . . . (S. 357) est le miroir . . . (de) vostre gloire . . . . C'est luy qui . . . nous vivifie . . . Vous avez soumis plusieurs vastes Globes à son empire.

Hier iſt die Übereinſtimmung nicht ſo eigenartig, daß ſie zu einem Vergleiche zwänge, wenn nicht die Nachbarſchaft des Sonnenhymnus auch dazu aufforderte; die Ausdrücke ſind zur Einverleibung in die andersartige Auffaſſung ſtärker umgebogen. Zur Sonnenhymne kam die Anregung, die Grundvorſtellung aus der Histoire des Sevarambes, ſie wurde nur Wielandiſch ergänzt und fortgebildet; für die Gotthymnen wurden höchſtens ein paar Einzelwendungen frei benutzt. —

Noch viel später mag in Wieland die Geschichte der Sevaramben nachgewirkt haben, bei dem „Goldenen Spiegel", in dem ja auch der wohl ebenfalls von Vairasse beeinflußte „Noah" Bodmers noch nachlebte. Wie dort die Entwicklung eines fernen Reiches durch verschiedene Generationen hindurch dargestellt ist, so ist es auch in der Geschichte der Könige von Scheschian der Fall. Hier wie dort wird ein vortrefflicher junger Mann den Verfolgungen seiner Feinde entrückt, durch einen ausgezeichneten Lehrer zum Fürstenberuf erzogen, wird auf Reisen erfahren, und danach ein hervorragender Herrscher und Gesetzgeber. Auch die Einteilung der Bewohner des Tifanschen Reiches entspricht in ihren zwei ersten Klassen, nach denen Wieland abbricht, der im Sevarambenland: 1. Landbewohner, 2. Handwerker. Und so wäre noch manches wohl zu bemerken. Doch bleibt, wie ich es schon in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte Band 1 S. 415 Anmerkung aussprach, bei Wielands eklektischem, vermischendem Verfahren ein zuverlässiger Nachweis seiner Quellen schwer zu erbringen, zumal ja auch die ihm vorliegende Litteratur unter sich enge vergliedert ist. Es gilt eben auch hier der an dem Sonnenhymnus neu belegte Satz des Philosophen Danischmende: daß von Erschaffung der Welt an kein einziger großer Mann gelebt hat, der sich ohne Anführer, ohne Beispiele und ohne Gehilfen bloß durch die Stärke eines eigenen Genius gebildet hätte.

Karl Philipp Moritz in Hannover.

Ein Beitrag zur Kritik des „Anton Reiser".

Von Oskar Ulrich in Hannover.

Gleich seinem großen Vorbilde Rousseau bietet Karl Philipp Moritz in seiner Autobiographie eine „so wahre und getreue Darstellung eines Menschenlebens bis auf seine kleinsten Nüancen, als es vielleicht nur irgend eine geben kann".[1] Betrachtet er es auch als seine Hauptaufgabe, „die innere Geschichte des Menschen zu schildern",[2] so beschränkt er sich doch keineswegs auf die Darstellung seelischer Vorgänge; jeder, auch der geringfügigste Umstand, der seine Entwicklung beeinflußt, wird mit behaglicher Breite erzählt. Mag er

[1] Anton Reiser (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 23) 105, 6; vgl. die ersten Sätze von Rousseaus Confessions.
[2] Anton Reiser 3, 9.

anfangs auch klein und unbedeutend erscheinen, so kann er doch in dem künstlich verflochtenen Gewebe eines Menschenlebens, das aus einer Menge von Kleinigkeiten besteht, äußerst wichtig werden.[1] Dieser liebevollen Kleinmalerei und der strengen Gewissenhaftigkeit, mit der Moritz jede Falte seines Innern bloßlegt, ist es vor allem zu danken, wenn der Roman noch heute auf uns den Eindruck macht, daß wir es mit der wahrheitsgetreuen, lückenlosen Lebensgeschichte eines Mannes zu thun haben, dem das Ringen nach Selbsterkenntnis Gewissenssache und bei dem der Verdacht einer absichtlichen Entstellung ausgeschlossen ist.

Hält dieser erste Eindruck einer genaueren Prüfung stand? Oder stellt sich bei tieferem Eindringen heraus, daß diese oft so genauen Angaben bei unbedeutenden Dingen der Phantasie des Schriftstellers entsprungen sind und der Wirklichkeit nicht entsprechen? Eine allseitige Beantwortung dieser Frage wird wohl nie gegeben werden können. Ob die Gedanken- und Gefühlswelt des Knaben und Jünglings, deren Darstellung der Schriftsteller als seine Hauptaufgabe betrachtet, durch die Erfahrungen des Mannes erweitert und vertieft ist, diese Frage kann nur mit einem mehr oder minder hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entschieden werden. Die folgende Untersuchung beschränkt sich darauf, die Angaben des Romans über die Erlebnisse und die äußeren Lebensverhältnisse Anton Reisers während des wichtigsten Abschnitts seiner Jugendgeschichte mit Hilfe der aus Kirchenbüchern, Archivalien und Drucksachen gesammelten Nachrichten einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen, um dadurch für die Lösung jenes psychologischen Problems den Boden zu bereiten.

Gehen wir zuerst auf Moritzens Familienverhältnisse ein.

Nach Ausweis des Kirchenbuchs der Garnisongemeinde zu Hameln ist Karl Philipp Moritz am 15. September 1756, nicht, wie bisher angenommen wurde, 1757, zu Hameln geboren und zwei Tage später in der Garnisonkirche daselbst getauft. Einzige Gevatterin war das Stiftsfräulein von Halcken aus dem unweit Hameln gelegenen Damenstifte Fischbeck. Weder der Tag noch das Jahr der Geburt wird im Roman erwähnt; nur daß der Geburtstag in den September fällt, erfahren wir gelegentlich.[2] Hinweise auf das Alter Antons finden sich namentlich im ersten Teile des Romans mit ziemlicher Regelmäßigkeit; dieselben kommen aber hier nicht in Betracht, da sich die Zeitangaben über die ersten 14 Lebensjahre zu wenig durch anderweitige Nachrichten kontrollieren lassen. Erst mit dem Eintritt Antons in die „Große Schule", Ostern 1771, haben wir festen Boden unter

[1] Anton Reiser 105, 10.
[2] Anton Reiser 311, 23

den Füßen. Wenn Moritz nun erwähnt, daß er im Spätherbst seines dritten Schuljahres, also 1773, etwas über 16 Jahre alt gewesen sei,[1] so trifft das ebenso wenig zu, als wenn er im Herbst des Jahres 1776, wo er Hannover verlassen hatte, sein 19. Lebensjahr vollendet haben will.[2] In Widerspruch mit diesen beiden Stellen und in Übereinstimmung mit dem Kirchenbuche steht dagegen die wiederholte Angabe, daß er im Herbste seines vorletzten Schuljahres, also 1775, sein 19. Jahr vollendet habe.[3]

Der Vater von Karl Philipp Moritz, der Hautboist Johann Gottlieb Moritz,[4] war 1724 als Sohn eines preußischen Soldaten in Halle geboren und stand im Jahre 1756 als Hautboist des Infanterieregimentes von Post zu Hameln. Nachdem eine erste, frühgeschlossene Ehe durch den Tod der Frau bald gelöst war, heiratete er am 1. April 1755 Dorothea Henriette Könige. Aus dieser Ehe entsprangen außer Karl Philipp vier Kinder: eine früh verstorbene Tochter, Julchen, über welche keinerlei Nachrichten aufzufinden gewesen sind, und drei Söhne. Der erste, Johann Christian Conrad, wurde am 9. August 1764, die beiden andern, die Zwillinge, August Friedrich und Johann Simon Christian, von denen der erste in frühster Jugend starb, wurden am 22. November 1767 zu Hannover geboren.

Das Regiment, in welchem der Hautboist Moritz die Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitmachte, stand, nachdem der Oberst von Post befördert und sein Nachfolger, de Sancé, gefallen war, seit 1761 unter dem Befehle des Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, der in die Dienste seines Schwagers Georgs III. getreten war und nach Beendigung des Krieges in Hannover residierte.[5] Sechs Kompagnien des Regimentes lagen in der Calenberger Neustadt in Bürgerquartieren, und von 1763 bis zum 1. Mai 1770 findet sich der Name des Hautboisten Moritz in den Servicegeldlisten der Kompagnie de Polier. Das Haus des Schusters Nikolaus Schantz, bei dem Moritz in den ersten fünf Jahren seines Aufenthalts in Hannover wohnte, liegt in der Calenberger Neustadt, an der Bergstraße, jetzt Nr. 7.[6] Es ist ein zweistöckiges, gegen das Ende des 17. Jahrhunderts errichtetes Fachwerkgebäude. Vor der Erbauung der neuen Synagoge (1864), die jetzt die Aussicht beschränkt, konnte man von den Fenstern des Hauses

[1] Anton Reiser 217, 35.
[2] Anton Reiser 372, 11; 399, 14.
[3] Anton Reiser 291, 2; 311, 23.
[4] Nach dem Kirchenbuche der Garnisongemeinde zu Hannover und der nach Holtorf eingepfarrten Gemeinde Erichshagen-Wölpe bei Nienburg.
[5] v. Sichart, Geschichte der Königl. Hannoverschen Armee III, 1. Abteilung 44. 63.
[6] Schlichtegroll, Nekrolog 1793, 2, 177. Serviceregister der Calenberger Neustadt im Hannoverschen Stadtarchiv.

über dem Garten des Osnabrücker Hofes die Neustädter Kirche und den Kirchhof sehen.

Die Einnahmen eines Hautboisten waren knapp.[1] An Gage erhielt er monatlich 1 Th. 33 Ngr. 6½ ₰, dazu 30 Brote, jedes zu 6 ₰,[2] und außerdem einen Anteil an der „für die Hautboistenbande" aus der Regimentskasse ausgeworfenen Summe; das Servicegeld betrug bei Verheirateten höchstens 20 Th. jährlich. Und die Stellung eines Regimentsmusikers wurde wohl meist nur als Durchgang zu einer einträglicheren Civilstellung angesehen. Zu Ostern 1771 erhielt der Hautboist Moritz die Stelle eines Licentschreibers in dem nach Holtorf eingepfarrten Dorfe Erichshagen-Wölpe bei Nienburg, dorthin siedelte er mit Frau und zwei Söhnen über, und dort hat er sein Leben beschlossen. Nachdem seine Frau ihm am 19. September 1783 im Tode vorausgegangen war,[3] starb er am 5. Mai 1788 am „faulen Gallenfieber."[4]

Die Angaben des Romans über Antons Familie stimmen in der Hauptsache mit den dürftigen Nachrichten der anderen Quellen überein. Moritz erzählt uns, daß sein Vater, nachdem die erste Frau früh gestorben sei, sich zum zweiten Male verheiratet, daß er in Hameln in Garnison gelegen und mit seinem Regimente die Feldzüge mitgemacht habe. Während der beiden letzten Jahre habe er Frau und Kinder auf dem Lande bei Verwandten untergebracht, und erst nach dem Frieden sei die Familie in Hannover wieder zusammengekommen. Dort gebar Antons Mutter, kurz bevor Anton sein achtes Jahr vollendete,[5] am 9. August 1764, den zweiten Sohn, der Anton des letzten Restes väterlicher und mütterlicher Liebe beraubte. Auch die Geburt der beiden andern Brüder wird im Roman erwähnt. „Zu Anfang des Jahres", wo er bei dem Hutmacher L. in Braunschweig in die Lehre kam,[6] war seine Mutter mit Zwillingen niedergekommen, während das Kirchenbuch der Garnisongemeinde zu Hannover die Geburt am 22. November 1769 verzeichnet.[7])

[1]) v. Eichart, a. a. O. III. 193, II. 178, III. 207.

[2]) Anton Reiser 144, 34.

[3]) Ein Gedicht auf den Tod der Mutter siehe „Fragmente aus dem Tagebuche eines Geisterſehers" S. 57.

[4]) Kirchenbuch zu Holtorf.

[5]) Anton Reiser 10, 30.

[6]) Anton Reiser 44, 4.

[7]) Über das Treiben des Herrn von Fleischbein und der ihm anhängenden separatistischen Quietisten ist weder im Archive der Pyrmonter Pfarre noch in dem des fürstlichen Konsistoriums zu Arolsen irgend welche Nachricht aufzufinden gewesen. Schlegel, Kirchen- und Reformationsgeschichte, Band III bietet nichts darauf bezügliches. Siehe auch Heppe, Geschichte der quietistischen Mystik in der katholischen Kirche, S. 514 f.

Über die acht Jahre von 1763 bis 1771, die Anton teils in Hannover, teils in Braunschweig verlebte, sind außer den angeführten Kirchenbuchnotizen nur wenige, den Roman ergänzende Nachrichten aufzufinden gewesen. Bald nach der Übersiedlung nach Hannover kam bei Moritz die Krankheit skrophulöser Natur zum Ausbruch, die ihm in Verbindung mit den unleidlichen Verhältnissen des Elternhauses seine Jugend verbitterte. Aufwachsend ohne den Segen eines geordneten Hauswesens und ohne den Verkehr mit Altersgenossen, gewöhnte er sich daran, in der Einsamkeit und in den Freuden der Phantasie Entschädigung für die Wirklichkeit des Lebens zu suchen. In der Nähe der elterlichen Wohnung lag der Neustädter Kirchhof,[1] sein erster Spielplatz; und als ihn die schmerzhafte Krankheit jahrelang ans Lager bannte, fand er seine Freude darin, von dem Fenster der väterlichen Wohnung den Neustädter Kirchturm zu betrachten; besonders das Zifferblatt, die Glocken und die Galerie, von der die Neustädter Stadtmusikanten ihre Choräle ertönen ließen, boten dem Knaben eine unerschöpfliche Quelle für das Spiel seiner regen Einbildungskraft.[2]

In seinem 10. und 11. Jahre, also im Sommer 1766 und 1767, nahm ihn sein Vater zur Kur mit nach Pyrmont,[3] und die drei Monate, die er hier im Sommer 1766 zubrachte, rechnete er zu den glücklichsten seiner Jugend, hauptsächlich, „weil er das Glück hatte, diese kurze Zeit von seinen Eltern entfernt zu sein". Über den Zweck der jährlichen regelmäßigen Reisen seines Vaters nach Pyrmont spricht Moritz in unbestimmten Ausdrücken. Es unterliegt aber nach dem, was oben über dessen Stellung und Beschäftigung mitgeteilt ist, keinem Zweifel, daß derselbe zu der „sehr geschickten Gesellschaft Hautboisten" gehörte, die sich die ganze Kurzeit hindurch in Pyrmont aufhielt und in der großen Allee „des Morgens während des Brunnentrinkens und auch den übrigen Tag hindurch das Ohr durch gute Musik ergötzte". „Diesen für das Vergnügen der Gesellschaft unermüdeten Leuten" pflegten die Kurgäste bei ihrer Abreise eine „Erkenntlichkeit" zu reichen.[4] Hierdurch und durch die Mitwirkung bei größeren Musikaufführungen in Hannover[5] suchte der Hautboist Moritz seine knappen Einnahmen zu verbessern.

Als Moritz, kurz nachdem er von seinem zweiten Pyrmonter Aufenthalte zurückgekehrt war, in sein 12. Jahr trat, ging ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung, er kam in eine öffentliche Schule.[6]

[1] Anton Reiser 23, 13.
[2] Anton Reiser 83, 13.
[3] Anton Reiser 19, 17; 33, 21.
[4] H. M. Marcard, Beschreibung von Pyrmont 1, 49.
[5] Anton Reiser 33, 4.
[6] Anton Reiser 34, 10.

Lesen hatte er schon vier Jahre früher bei seinem Vater gelernt, und auch im Schreiben hatte er seit einiger Zeit Unterricht bei einem Schreibmeister. Jetzt aber kam er zum ersten Male in eine öffentliche Schule. Das Haus, in dem sich die Stadtschule der Calenberger Neustadt damals befand, war „ein altes Gebäude mit dicken Mauern und dunkeln, gewölbten Gemächern."[1]) Es hatte ursprünglich als Kapelle gedient; 11 Jahre nach der Zerstörung der Burg Lauenrode durch die Bürger Hannovers (1371) war an Stelle der St. Gallenkapelle der Burg eine Marienkapelle erbaut als Bethaus für die zwischen der Altstadt und Linden ansässigen Bewohner der Calenberger Neustadt. Später war sie erweitert und 1389 zur Pfarrkirche erhoben.[2]) Als aber im Jahre 1670 die oben erwähnte Neustädter Kirche eingeweiht war, wurde die Marienkapelle zur Schule eingerichtet. Die dicken Mauern mit den gothischen Fenstern, die gewölbte Decke und einige an der Wand befestigte steinerne Grabbildnisse von Rittern, die in der Kapelle beigesetzt waren, erinnerten noch im vorigen Jahrhundert an die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes.[3]) An der Schule unterrichteten zwei Lehrer, der Rektor Sellenstedt und der Konrektor Hoffmann; bei diesem letzteren lernte Moritz die Anfangsgründe des Lateinischen.[4])

Im Herbst 1768 „eröffneten sich für Anton auf einmal ganz neue Aussichten". Am 22. November 1767 war seine Mutter mit Zwillingen niedergekommen. Der Hutmacher Johann Simon Lobenstein,[5]) der zu einem derselben Gevatter war, hatte sich erboten, Moritz in die Lehre zu nehmen, dessen Vater war froh, sich seine Familiensorgen auf diese Weise erleichtern zu können, und brachte ihn noch im Herbst 1768 zu seinem Lehrherrn nach Braunschweig. Das Haus, in welchem Moritz hier $1\frac{1}{2}$ Jahre zugebracht hat, ein noch jetzt stehendes, düsteres zweistöckiges Fachwerkgebäude, fünf Fenster breit, liegt „Hintern Lieben Frauen" Nr. 7, Katasternummer 2384. Ihm unmittelbar gegenüber liegt die Waisenschule, die im Laufe der Zeit aus einer Lateinschule, dem Ägidianeum, zur Trivial- und Waisenschule gesunken war. Die Angabe des Romans, daß[6]) dem Hause des Lehrherrn eine Lateinschule gegenüber gelegen habe, beruht also auf einem leicht erklärlichen Irrtume des Schriftstellers. Der auf

[1]) Anton Reiser 34, 26.

[2]) A. Ulrich, Bilder aus Hannovers Vergangenheit, 105 f.

[3]) Das Provinzialmuseum zu Hannover besitzt ein Bild von Giesewell (Nr 113), welches das Innere der Neustädter Schule darstellt.

[4]) Hannoverscher Staatskalender 1768.

[5]) Die Nachrichten über Braunschweiger Verhältnisse verdanke ich der freundlichen Mitteilung Herrn Professor Dr. Haenselmanns daselbst.

[6]) Anton Reiser 51, 1.

alten Karten verzeichnete Okerarm, der damals hart hinter den Häusern herfloß, ist samt der „Langen Brücke", die man überschreiten mußte, um in die Straße zu gelangen,[1] längst verschwunden.

Den tiefsten Eindruck machten auf Moritz während seines Braunschweiger Aufenthalts die Predigten des Pastor Johann Ludwig Paulmann[2] an der Brüderkirche, auf den er durch seinen Mitlehrling aufmerksam gemacht war. Paulmann besaß eine ungewöhnliche Gabe pathetischer Beredsamkeit. Seine Predigten pflegte er mit selbstverfaßten Versen zu beginnen und zu schließen;[3] zwei Sammlungen singbarer geistlicher Dichtungen, die sich eng an den Inhalt der Predigten anschlossen, veröffentlichte er im Jahre 1776 und 1790. Moritz hörte ihn zuerst am 3. und 4. Adventssonntage über „die Vortrefflichkeit der Lehre Jesu" und „wider den Mißbrauch der Eidschwüre unter den Christen" und darauf an einem der Weihnachtstage „über die Liebe gegen die Brüder" predigen.[4] Kurze Zeit darauf warf ihn die unnatürliche Anspannung seiner Seelen- und Körperkräfte aufs Krankenlager, und als er am Feste der Reinigung Mariä, am 2. Februar 1769,[5] wieder in die Kirche kam, hörte er zu seinem Schrecken eine Predigt über „das wohlthätige Christenthum in Absicht der Todesfurcht",[6] die er trotz aller angeführten Trostgründe gegen die Schrecken des Todes als eine Bestätigung seiner Befürchtungen betrachtete.

Wiederholt erwähnt Moritz, daß er $1\frac{1}{2}$ Jahre in Braunschweig gewesen sei.[7] Wenn er also im Herbst 1768 hingekommen ist, so muß er zwei Winter dort zugebracht haben; während es nach dem Roman scheint, als sei er im Herbst angekommen und im folgenden Frühling wieder nach Hannover zurückgekehrt. Nachdem er einige Zeit in Braunschweig ist, kommt der Winter heran,[8] der ihm harte Arbeit bringt. Er hat eine schwere Krankheit durchzumachen, und erst

[1] Anton Reiser 60, 26; 46, 35.

[2] Goedeke, Grundriß 5, 380, 14, wirft ihn mit einem Joh. Erich Ludwig Paulmann, einem Herzoglich Braunschweigischen Kommissionsrat und Domvikar zu Halberstadt, zusammen. Nur die bei Goedeke unter 1 und 2 angeführten Liedersammlungen gehören dem Prediger Paulmann. (Freundliche Mitteilung des Herrn Oberbibliothekar Professor Dr. von Heinemann.)

[3] Von Paulmanns Predigten ist mir nur eine zu Gesicht gekommen: „Die gerechten Anfoderungen Gottes auf die Bezahlung der Sündenschuld unsers Landes", Braunschweig 1762. (Stadtbibliothek zu Hannover.)

[4] Anton Reiser 63, 7; 66, 12; 69, 4. J. L. Paulmann, Neue Sammlung geistlicher Lieder (Königl. Bibliothek zu Berlin), S. 9. 11. 15. 18.

[5] Oder, wenn der Besuch der Paulmannschen Predigten gegen das Ende von Moritzens Aufenthalt in Braunschweig fällt, 1770.

[6] Anton Reiser 76, 1. Paulmann, a. a. O. S. 40.

[7] Anton Reiser 76, 37; 79, 32; 80, 10.

[8] Anton Reiser 60, 13.

die Ankunft des Frühlings erweckt neue Lebenskraft in ihm, sie erweckt aber auch zugleich die Sehnsucht, aus der Knechtschaft befreit zu werden,[1] und im Frühling holt ihn auf Verlangen des Lehrherrn sein Vater nach Hannover zurück.[2]

Wie ist es gekommen, daß sich das Bild seines Aufenthaltes in Braunschweig in der angegebenen Weise verschoben hat? Die Braunschweiger Episode hebt sich als ein sorgfältig abgerundeter Teil von Moritzens Jugendgeschichte vorteilhaft von ihrer Umgebung ab. Mit hochgespannter Erwartung und froh, dem Elternhause zu entrinnen, geht Moritz auf seines Vaters Vorschlag ein; aber nur zu bald sieht er, daß er sich bitter getäuscht hat. Anfänglicher Annäherung an den Lehrherrn, die eine zeitweilige Erleichterung seines Loses zur Folge hat, folgt die Qual des Winters, wo der dreizehnjährige Knabe oft die Nacht zum Tage machen und in der mit giftigen Gasen gefüllten Trockenstube arbeiten oder die aus dem siedenden Färbekessel herausgeholten Hüte in dem eisigen Wasser der Oker waschen muß. Einen Trost bieten ihm nur die Gespräche mit seinem Mitlehrlinge, sein durch die harten Arbeiten gesteigertes Selbstbewußtsein und vor allem die Predigten des Pastor Paulmann. Ein Selbstmordversuch, zu dem er durch Todesgedanken und wiederholte, seinem krankhaften Ehrgefühl unerträgliche Demütigungen getrieben ist, führt die Entscheidung herbei.

Kaum in einem andern Abschnitte des Romans zeigt sich die Kunst des Schriftstellers in so hellem Lichte wie in der Braunschweiger Zeit. Die Charakteristik des frömmelnden, hartherzigen Lobenstein, die Abwechslung von Erzählung und allgemeiner Betrachtung, die von Moritz selbst hervorgehobene dramatische Steigerung der Ereignisse und ihre Entwicklung zur endlichen Katastrophe,[3] alles dieses zeigt die Hand des Schriftstellers, der den vorliegenden Stoff nach einem künstlerischen Gesichtspunkte anordnet, ohne sich darum Sorge zu machen, daß seine Darstellung mit seiner eigenen Zeitangabe nicht im Einklang steht.

Nachdem Moritz im Frühjahr 1770 von Braunschweig nach Hannover zurückgekehrt war, trat die Frage, wie sich seine Zukunft gestalten werde, immer dringender an ihn heran. Die Muße der ersten Wochen benutzte er zu „Reisen" auf dem Walle,[4] der sich

[1] Anton Reiser 76, 27; 80, 22.
[2] Anton Reiser 87, 25
[3] Anton Reiser 56, 30.
[4] Anton Reiser 91, 21. Von 1767 bis 1770 war ein Teil der Festungswerke um die Neustadt abgetragen und das neue Holzthor an der Leine errichtet; 1780 wurden alle Außenwerke geschleift und die Wälle abgetragen. Grotefend, Geschichte des Lyceums von 1733 bis 1833, S. 45.

damals noch fast um die ganze Stadt zog. Auch hörte er eifrig die hannoverschen Prediger, die freilich nach seinem Urteil den Vergleich mit dem Braunschweiger Lieblingsprediger nicht ertragen konnten. Von den vier Predigern, die er bei dieser Gelegenheit nennt, ist M. der Garnisonprediger Marquard, U. Pastor Uhle an der Ägidienkirche, L., dessen Abschiedspredigt einen tiefen Eindruck auf ihn machte, ist Pastor Lesemann, der im Oktober 1770 an die Schloßkirche berufen wurde; der Name des vierten, Pastor N., der ihm von allen hannoverschen Predigern dem Braunschweiger Paulmann am nächsten zu kommen schien, ist nicht aufzufinden, da ein Pastor N. damals in keiner der sechs hannoverschen Parochien im Amte gestanden hat. Wahrscheinlich ist N ein Druckfehler für S, und es verbirgt sich darunter Pastor Schlegel von der Marktkirche, dessen ergreifende Predigten auch in Iffland den Wunsch erweckten, sich dem Predigerstande zu widmen.[1])

Noch im Laufe des Sommers 1770, nicht, wie es im Roman heißt, nach Vollendung seines 14. Jahres, wurde Moritz von seinem Vater in die mit dem Lehrerseminar verbundene Freischule geschickt, die er fast ein Jahr, bis kurz vor Ostern 1771, besuchte.[2]) Dieselbe war im Jahre 1751 von dem menschenfreundlichen hannoverschen Kaufmann Böttcher als Ausbildungsanstalt für Volksschullehrer und als Freischule für die Stadt Hannover in drei Häusern der kurz vorher angelegten Ägidienneustadt, am sogenannten Hundemarkte, eingerichtet und stand im Jahre 1770 unter der Oberaufsicht des Hofpredigers und Konsistorialrats Götten. Die Leitung des Seminars und der Schule, die vier Haupt- und eine Nebenklasse umfaßte, lag von 1766 bis Martini 1771 in den Händen des ersten Inspektors, Pastor Koch; sein Nachfolger war der bisherige zweite Inspektor Dannemann. Die Schule wurde namentlich von den Kindern der niederen Hof- und Marstallbedienten und aller derer, die kein Gewerbe trieben, besucht und zählte zeitweilig 400 Schüler. Den Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben, Singen, Rechnen und „gemeinnützigen Kenntnissen" erteilten die Seminarältesten und Seminaristen, nur der Katechismusunterricht der ersten Klasse, sechs Stunden wöchentlich, war dem Inspektor vorbehalten. Bei diesen sechs Stunden „Religion und Sittenlehre nach Anleitung des Landeskatechismus" mußten sämtliche Seminaristen, die nicht durch eigenen Unterricht verhindert waren, gegenwärtig sein, und der Inspektor ließ es sich

[1]) Höpfner, Kirchliche Nachrichten aus der Stadt Hannover 1533—1883. Iffland, Meine theatralische Laufbahn (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 24), S. 14, 10.

[2]) Salfeld, Geschichte des Königlichen Schullehrerseminars und dessen Freyschule zu Hannover 1800, siehe besonders S. 293 f.

angelegen sein, „diesen allerwichtigsten Jugendunterricht auf eine Art zu ertheilen, daß er sowohl den in der Anstalt zu bildenden Jugendlehrern zum Muster dienen, als der Jugend selbst, für welche er eigentlich und zunächst bestimmt seyn soll, wahrhaftig nutzbar werden" könnte. Außer diesen sechs Stunden Katechismuslehre hatte die erste Klasse, welche Moritz besuchte, noch sechs Stunden Religionsunterricht, nämlich drei Stunden praktisches Bibellesen und drei Stunden Religionsgeschichte. Ein vom Lehrer gesprochenes Gebet und der gemeinsame Gesang einiger Choralverse schloß morgens und nachmittags den Unterricht. In der ersten Klasse durfte der Lehrer es einem Schüler überlassen, das Gebet zu sprechen. Die Disciplin der Anstalt war durchgreifend, aber, entsprechend den neueren pädagogischen Bestrebungen, getragen von dem Geiste der Humanität. Im Gegensatz zu der oft barbarischen Strenge, die selbst in den oberen Klassen höherer Schulen herrschte, war in der Seminarschule körperliche Züchtigung eine seltene Ausnahme. Von der Ausbildung der Seminaristen sei hier nur erwähnt, daß sie die Predigten der Stadtprediger nachschreiben und ihre Ausarbeitungen dem Inspektor einliefern mußten, der dieselben dann eingehend mit ihnen besprach.

Die Schilderung, welche Moritz von der Schule entwirft,[1] entspricht, wie eine Vergleichung der betreffenden Abschnitte des Romans mit den obigen, der Schulgeschichte entnommenen Nachrichten ergiebt, genau der Wirklichkeit. Er erwähnt die von dem Inspektor in Gegenwart der Seminaristen abgehaltenen Katechismusstunden, das Bibellesen, die Durchnahme der biblischen Geschichten, das Gebet am Schluß des Unterrichts und auch das Nachschreiben der Predigten durch die Seminaristen, das manchem von ihnen große Schwierigkeiten verursachte.

Kurz vor seinem Abgange von der Seminarschule eröffnete Moritz dem Inspektor Tannemann seine Sehnsucht nach dem Studium, und auf dessen Verwendung erbot sich der Konsistorialrat Götten, ihm freien Unterricht in der Neustädter Lateinschule zu verschaffen und ihn mit Büchern zu unterstützen. Einige Wochen vor Ostern 1772 besuchte Moritz nun den Konfirmandenunterricht des Küsters St. E. Antonius[2] und des Pastor Marquard von der Garnisonkirche. Dieser letztere nahm sich des Knaben besonders an und verschaffte ihm durch seine Fürsprache bei dem Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz, dem Chef des Regimentes, bei dem der Hautboist Moritz gestanden hatte, ein Stipendium, welches ihm ermöglichte, die Hohe Schule der Altstadt zu besuchen. Gleichzeitig ließ er ihm durch seinen

[1] Anton Reiser 93, 18.
[2] Hannoverscher Staatskalender 1771.

Sohn, Friedrich Wilhelm Marquard,[1]) der damals die Prima dieser Schule besuchte, Unterricht im Lateinischen geben.

Für seinen Unterhalt war Moritz, da sein Vater im Frühjahr 1771 die Stelle als Licentschreiber in Wölpe-Erichshagen bei Nienburg erhielt und ihm keinerlei Unterstützung gewähren konnte oder wollte, auf fremde Mildthätigkeit angewiesen. Der Hautboist Filter[2]) vom Regimente des Prinzen erbot sich, ihm freie Wohnung zu geben und ihn an einem Wochentage zu beköstigen. Außerdem erhielt er einen Freitisch von seinem Vetter, Perückenmacher Lampe (Neustadt Nr. 106),[3]) von dem Garnisonküster Antonius, vom Schuster Schantz,[4]) dem früheren Hauswirte seiner Eltern, und von vier andern Bekannten seines Vaters, einem Seidensticker, einem Hofmusikus, einem Garkoch und einem andern Hautboisten. Über die beiden letztern mag eine Vermutung hier Platz finden. Wahrscheinlich war es der Garkoch Krüger, der Nachbar des Friseur Lampe,[5]) und der Hautboist August Andreas Wiele, der mit Moritzens Familie in näherer Beziehung gestanden zu haben scheint.[6])

Nachdem Moritz in der Woche nach seiner Konfirmation vom Direktor Ballhorn geprüft war, wurde er am folgenden Montage in die zweite Klasse des Lyceums eingeführt. Die „große Schule der Altstadt Hannover“[7]) lag im Mittelpunkt der Stadt, auf der „Wedeme“ der Marktkirche, in unmittelbarer Nähe der Predigerhäuser. Es war ein zweistöckiges Fachwerkhaus mit hohem Giebel, über der Thür befand sich das bunt bemalte Stadtwappen mit zwei „Wildemännern“ als Wappenhaltern. Uber demselben war die Jahreszahl 1583 eingemeißelt. Am 10. Dezember dieses Jahres war das Gebäude, nachdem das frühere kurz vorher durch Feuer zerstört war, eingeweiht. Eine Freitreppe von sechs Stufen,[8]) neben welcher „ein in Stein gar künstlich gehauenes Bild von Jakobs im Traum gesehener Himmelsleiter“ eingemauert war, führte zur Thür hinauf. Über der Thür lief eine lateinische Inschrift friesartig an der Vorderseite des Gebäudes entlang, die wohl schon zu Moritzens Zeit schwer zu entziffern war,

---

[1]) Verzeichnis der Primaner unter verschiedenen Gelegenheitsgedichten. (Königl. Bibliothek zu Hannover.)

[2]) Anton Reiser 116, 13. Die Serviceliſten des Regimentes (Stadtarchiv zu Hannover) weisen nur diesen Hautboisten F . . . auf.

[3]) Anton Reiser 126, 14; Nekrolog 180.

[4]) Anton Reiser 124, 13; Nekrolog 177.

[5]) Inquilinenregister der Neustadt. (Stadtarchiv zu Hannover.)

[6]) Er war Pate zu einem von Moritzens Brüdern. (Kirchenbuch der Garnisongemeinde.)

[7]) Nach Redekers Chronik von Hannover (handschriftlich im Stadtarchiv). Darin eine Abbildung des alten Schulgebäudes.

[8]) Anton Reiser 128, 14

da er sonst sicherlich einen Trost für sich darin gefunden und sie in seinem Romane erwähnt hätte. Der Anfang derselben lautete nämlich, falls der hannoversche Chronist sie richtig überliefert hat,

> Non casus sed cura Dei de pulvere tollit
> Sorte hominem tenui, et duris quem in rebus egenis
> Urget, ab illuvie vehit ad fastigia.

Die nach Süden zu gehenden, hohen, schmalen Fenster der Schule hatte der Magistrat im Sommer 1770 mit neuen Rouleaux und Vorhängen versehen lassen, wofür er 14 Th. 21 Ngr. bezahlt hatte. Von der innern Ausstattung der Schule erwähnt Moritz außer den „grünen Vorhängen" vor den Fenstern der ersten Klasse „den zierlich gebauten, doppelten Katheder von schöngebohntem Nußbaumholz".[1] Dieses Rednerpult war im Jahre 1769, zwei Jahre bevor Moritz in die Schule aufgenommen wurde, auf Befehl des Magistrats an Stelle „des veralteten und morschen hölzernen Katheders" für die erste Klasse angefertigt. Es war von „reinem und trocknem Eichenholz nach der Zeichnung, vor und über sich krumm ausgearbeitet" und muß ein kunstvolles Stück gewesen sein; denn der Tischleramtsmeister Gersting empfing für seine Arbeit 80 Thaler, mehr, als das jährliche Gehalt des Schuldirektors betrug. Außerdem befand sich noch für 9 Thaler 12 Groschen Bildhauerarbeit daran, und die Kosten des Anstrichs mit „Bernsteinfirniß" beliefen sich auf 20 Thaler.

Hauptlehrer der zweiten Klasse war, als Moritz in dieselbe aufgenommen wurde, Konrektor Dr. J. F. G. Grupen,[2] der zugleich als Lazarettprediger und von Ostern 1771 an als Gehülfsprediger des Senior Pollmann an der Marktkirche angestellt war. Er war im Jahre 1765 an die hannoversche Schule berufen und stand im Jahre 1771 in seinem 28. Jahre. Neben ihm unterrichtete in sieben Stunden wöchentlich der Hauptlehrer der dritten Klasse, der Kantor J. C. Winter, der damals 53 Jahre alt war.[3] Über die Amtsthätigkeit dieser beiden sind außer der lebensvollen Darstellung im „Anton Reiser" keinerlei Nachrichten aufzufinden gewesen.

Der Unterricht an der hohen Schule[4] suchte damals, wo es „Mode geworden war, über den Verfall der Schulen zu sprechen und zu schreiben", durch maßvolles Eingehen auf die Forderungen der

[1] Anton Reiser 160, 7. Geistliches Lehnregister im Stadtarchiv.

[2] Anton Reiser 110, 4; 131, 18. Grotefend, Geschichte des Lyceums von 1733 bis 1833, S. 30.

[3] Anton Reiser 131, 16; 142, 3. Grotefend, a. a. O. S. 31.

[4] Grotefend, a. a. O. S. 31. Vallhorn, Nachricht von der jetzigen Verfassung des Unterrichts 1771. Fortgesetzte Nachricht von der jetzigen Verfassung 1773. Schumann, Bemühungen der Lehrer in der großen Schule der Altstadt Hannover 1776.

Neuerer den Anforderungen der Gegenwart gerecht zu werden, ohne den Kern der alten Lateinschule aufzugeben. Noch stand das Lateinische im Mittelpunkte, von den 30 Unterrichtsstunden der zweiten Klasse wurden 15 auf diese Sprache verwandt.[1]) Der Kantor gab zwei Stunden Grammatik und eine Prosodie.[2]) Nachdem er in der ersten Stunde die Regeln besprochen hatte, diktierte er in der folgenden ein Exercitium über dieselben, „in welchem nach Möglichkeit alle in derselben vorgekommenen merkwürdigen Dinge angebracht" wurden. Die andern 12 Stunden Latein, die in den Händen des Konrektors lagen, wurden auf die Erklärung von Cäsar, Ciceros Briefen, Terenz, Phädrus und Cornelius Nepos verwandt. Bei dem Cornelius wurde „die besondere Übung angestellt, daß das explicierte und erklärte Capitel von den jungen Leuten auswendig gelernt und nachher eine Imitation darüber geschrieben" wurde.[3]) Den Unterricht im Griechischen, den Moritz nur beiläufig erwähnt,[4]) erteilte der Konrektor. Der „Unterricht im Christenthum"[5]) war so unter die beiden Lehrer verteilt, daß der Konrektor zweimal wöchentlich die „Glaubenswahrheiten im Zusammenhange nach dem Leitfaden der bekannten Starkischen Tabellen" vortrug, während der Kantor einmal wöchentlich den Katechismus des Gesenius erklärte. Der Geschichte[6]) waren wöchentlich drei, der Geographie[7]) zwei Stunden gewidmet. Jener wurde die „kurze Holbergsche Universalhistorie", dieser der Krebelsche neue Auszug aus der Hübnerschen Geographie zu Grunde gelegt. Französisch,[8]) Englisch, Mathematik und Rechnen[9]) wurde überhaupt nicht gelehrt, und selbst der Unterricht im Deutschen in Verbindung mit praktischen Übungen war dem Privatunterrichte vorbehalten, den der Konrektor erteilte.[10])

Es bestand überhaupt damals in Hannover wie an andern Orten die Einrichtung, daß eine Reihe von Unterrichtsstunden, die für alle Schüler unentbehrlich waren, nicht mit in dem Schulgelde einbegriffen waren, sondern besonders bezahlt werden mußten.[11]). Die nächstliegende Erklärung dafür ist wohl in der kläglichen Besoldung der Lehrer zu suchen, die auf alle Weise ihre Lage zu verbessern

[1]) Anton Reiser 132, 26.
[2]) Anton Reiser 132, 31; 135, 29.
[3]) Anton Reiser 134, 15.
[4]) Anton Reiser 131, 31.
[5]) Anton Reiser 131, 31; 132, 6.
[6]) Anton Reiser 132, 23
[7]) Anton Reiser 132, 24.
[8]) Anton Reiser 227, 9.
[9]) Anton Reiser 225, 7.
[10]) Anton Reiser 136, 19.
[11]) Anton Reiser 163, 18.

suchten. Belief sich doch das feste Gehalt des Konrektors damals auf ungefähr 60 Th. und das des Kantors gar auf 20 Th. jährlich. Dazu kamen gelegentliche „Subsidiengelder“ von seiten des Magistrats und andre mehr oder weniger schwankende Nebeneinkünfte.[1]) Die Haupteinnahmequelle aber war das Schulgeld, das dem betreffenden Klassenlehrer zufloß. Das Bestreben, diese letztere Quelle möglichst ergiebig zu machen, führte dazu, daß jeder Lehrer möglichst viele Schüler in seine Klasse zu bekommen suchte, und daß bei der Aufnahme weniger auf die Vorbildung der Schüler als auf den Wunsch der Eltern gesehen wurde. So konnte es kommen, daß in derselben Klasse Schüler des verschiedensten Alters[2]) und von völlig ungleicher Bildung saßen, ein Umstand, der gewiß nicht dazu beitrug, die Disciplin zu erleichtern. Unter diesen Umständen ist es den Lehrern nicht zu verargen, wenn „ihr Blick in der Schule immer auf die künftige Pfarre gerichtet war“. Nur derjenige, den Mangel an Begabung oder Gönnern dazu zwang, blieb sein Leben lang bei der Schule; die meisten aber, die sich „zu den Schulämtern entschlossen, thaten es aus Not, um dadurch den Dienst in bequemere Bedienungen sich zu eröffnen.“[3])

Ein Vergleich dieser den Schulberichten und einigen gleichzeitigen Aufsätzen im „Hannoverischen Magazin“ entnommenen Nachrichten über den Unterricht“ und die Lehrer der zweiten Klasse mit den angeführten Stellen des Romans beweist, wie lebhaft dem Schriftsteller sein erstes Jahr auf der Hohen Schule vor Augen stand, als er seine Jugenderinnerungen niederschrieb.

Von dem, was Moritz sonst aus seinem ersten Schuljahre berichtet, ist nur weniges aus andern Quellen zu belegen. Daß der Rektor des Lyceums kurz vor Weihnachten 1771 abgegangen ist, erfahren wir gelegentlich.[4]) Gegen Ende des Jahres erhielt der Rektor J. C. Greve, der erste Lehrer der Anstalt, einen Ruf als dritter Stadt und adjungierter Garnisonprediger in Harburg, und am 28. November 1771 nahm er in einem öffentlichen Schulaktus feierlich vom Lyceum Abschied.[5])

Besonders ausführlich erzählt Moritz von zweien seiner Mitschüler, mit denen ihn teils schon damals, teils in seinen letzten

[1]) Geistliches Lehenregister im Stadtarchiv zu Hannover.

[2]) Das Alter der Primaner schwankte zwischen 13 und 23 Jahre, unter den Choristen, die gleichfalls die Prima besuchten, gab es mehr als einen, der über 30 Jahre alt war. Grotefend, a. a. O. S. 32.

[3]) Hannoverisches Magazin 1775, 71. Stück.

[4]) Anton Reiser 157, 16.

[5]) Grotefend, a. a. O. S. 30. Ballhorn, Nachricht von der jetzigen Verfassung des Unterrichts, insbesondere von den letzten Arbeiten eines verdienten Lehrers. Hannover 1771 (Programm).

Schuljahren eine enge Freundschaft verband, von A. W. Iffland, dem späteren Schauspieler und Dichter, und von dem Erfurter Mitschüler Reiser. Iffland[1] besuchte, nachdem er durch Privatunterricht vorbereitet war, die zweite und kurze Zeit die erste Klasse, bis ihn sein Vater im Sommer 1772, um seinem überhand nehmenden Hange zum Theater zu steuern, dem Pastor Richter in Springe zur Erziehung anvertraute. Die Bekanntschaft des Erfurter Reiser[2] machte Moritz in der Kurrende, in die er im Sommer 1772 eingetreten war. Diese Kurrende war hervorgegangen aus der schon im Mittelalter gebräuchlichen Beteiligung des Schulchors am Gottesdienste, bei Begräbnissen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten.[3] Nach der Reformation neu geordnet und mit einem eigenen corpus bonorum ausgestattet, war sie hauptsächlich dazu bestimmt, ärmeren Schülern eine Gelegenheit zum Erwerbe zu verschaffen.[4] Über die Aufnahme entschied nach Begabung und Würdigkeit der Direktor und der Kantor. Jener führte die Oberaufsicht und hatte das Kurrendengeld zu verteilen, dieser leitete die Einübung der Gesänge. An zwei Wochentagen zogen die Kurrendaner in ihren fast bis auf die Erde reichenden blauen Mänteln unter Leitung eines ältern Primaners, des sogenannten Präfekten, durch die Hauptstraßen der Stadt und ließen vor den Häusern der Wohlhabenden ihre Arien und Motetten ertönen. War der Gesang beendet, so sammelte einer der Schüler die Almosen ein. Auch bei dem Gottesdienste der Marktkirche wirkten die Currendaner mit. Die Verteilung des Geldes fand am Sonnabend nach der Vesper statt; der Präfekt erhielt wöchentlich 14, der Primaner 11, während der Quintaner sich mit 3 Groschen begnügen mußte. Doch scheint es nach der Schilderung des „Anton Reiser", als wenn bei bestimmten Gelegenheiten das Chorgeld mehr betragen hat.[5] Den Präfekten des Chors schildert Moritz als „einen alten versoffenen Kerl", den er an seiner Mundart als einen Thüringer erkannte.[6] Es war Johann Kaspar Greßler aus Sachsen-Gotha, den die Verzeichnisse der Primaner[7] von 1768 bis 1772 als den ältesten Schüler der Klasse aufführen. Nach den beiden Gedichten zu urteilen, welche er bei seinem Abschied von Hannover verfaßte und

---

[1] Iffland, Meine theatralische Laufbahn, S. VIII.
[2] Anton Reiser 149, 36.
[3] H. L. Ahrens, Geschichte des Lyceums zu Hannover. (Jahresbericht des Lyceums zu Hannover 1869/70.)
[4] Kurrenderegister im Stadtarchiv. Stadt-Hannoversche Schulordnung 1717, S. 61: De officio symphoniacorum.
[5] Anton Reiser 219, 10, 36.
[6] Anton Reiser 150, 10; 180, 19; 169, 37.
[7] Königliche Bibliothek zu Hannover.

seinen Gönnern widmete,[1] muß es ein sonderbarer Kauz gewesen sein, der sich mit einem gewissen Galgenhumor in sein Geschick zu finden wußte. Das erste der beiden lautet:

Hannover sag' ich gute Nacht.
Wer wird die Zeit mir wieder bringen,
Die ich zufrieden hier mit Singen
Auf allen Gassen zugebracht?

Mich lockte dieser schöne Ort,
Doch in der Welt ist alles eitel,
Ich kam hierher mit vollem Beutel
Und geh mit leerem Beutel fort.

Doch bleibt die Zeit mir immer werth,
Kaum daß ich meinen Thränen wehre,
So mancher Gönner, den ich ehre,
Ist hier und bleibe stets verehrt.

Auch Du[2] warst immer mein Mäcen
Und sollst noch meinen Dank empfangen.
Wirst Du den Lohn nicht hier erlangen,
Im bessern Leben wirds geschehn.

Einen scharfen Gegensatz zu diesen Versen bildet die fromme Ergebung, die aus einem vierstrophigen Gedichte spricht, das, nach der Überschrift „Bei meinem Abschiede" zu urteilen, zu gleicher Zeit verfertigt ist. Die erste Strophe lautet:

Dir Gott und Vater Deiner Kinder,
Dir weih' ich jetzo Dank und Ruhm.
Denn Du erhörest ja den Sünder
und nimmst ihn in Dein Heiligthum:
Wenn er durch wahre Buß und Reu
sich machet aller Fehler frei.

Greßlers Nachfolger, der Präfekt C.,[3] der bald nach Moritz heimlich aus Hannover fortging, um sich dem Theater zu widmen, war Johann Michael Christoph Ahlhorst aus Halberstadt.

Der zweite der von Moritz oft erwähnten Mitschüler, der diesem durch seine Lebhaftigkeit und Gewandtheit und durch „seine wohl gesetzten Ausdrücke im obersächsischen Dialekte" auffiel, der Erfurter Reiser,[4] hat wirklich um diese Zeit die Prima des Lyceums besucht. Von 1770 bis 1774 findet sich in den Listen der Primaner, die unter verschiedenen Gelegenheitsgedichten jener Zeit zusammengestellt

[1] Das erhaltene Exemplar ist an den Bürgermeister und Scholarchen E. A. Heiliger adressiert.
[2] Anton Reiser 146, 19.
[3] Anton Reiser 149, 36.

ſind, ein Peter Iſrael Reißer aus Erfurt. Daß dies der im Roman erwähnte Reiſer iſt, unterliegt keinem Zweifel.

Damit iſt die Frage nach dem Urſprunge des Namens Anton Reiſer, zu deren Beantwortung Geiger die weitabliegende Vermutung Deninas erneuert hat,[1]) zur Hälfte beantwortet. Den Familiennamen nahm Moritz von ſeinem beſten Schulfreunde, und er nahm gerade dieſen Namen an, weil ihm derſelbe am treffendſten den einen Grundzug ſeines Weſens zu bezeichnen ſchien. Raſtlos umhergetrieben von einem Geiſte, „dem keine Gegenwart genügte," liebte es Moritz, wie Goethe in der Wertherzeit, ſich unter dem Bilde eines Wanderers zu denken,[2]) der ruhelos die Welt und die Weiten des Denkens durchſtreift. Dieſe Luſt am unſtäten Umherſchweifen beherrſchte Moritz auch ſpäter noch, als er in der Theaterleidenſchaft längſt eine Verirrung ſeiner Jugend erkannt hatte.

Und der Zuname Anton? Auch darüber hat Moritz ſich deutlich genug geäußert.[3]) Eines der erſten Bücher, welches dem Knaben in die Hände fällt, iſt Arnolds Leben der Altväter. Dieſes Buch genoß in den Kreiſen der Pietiſten ein großes Anſehen. Sie ſahen in den Altvätern, die über die Verſuchungen und Bedürfniſſe des Lebens erhaben waren und ſich in das reine Anſchauen Gottes verſenkten, die Muſterbilder echter Frömmigkeit.[4]) Der heilige Antonius ſtand ihnen mit Paulus und Abraham auf einer Stufe. Auch der Hautboiſt Moritz ſchätzte das „Leben der Altväter" ſehr hoch und pflegte ſeine moraliſchen Reden mit den Worten zu beginnen: „Madame Guion ſpricht, oder der heilige Makarius oder Antonius ſagt." Bald war es Antons Lieblingswunſch, dem heiligen Antonius ähnlich zu werden und wie dieſer Vater und Mutter zu verlaſſen und in die Wüſte zu gehen. Bezeichnet alſo der Name Reiſer jene Wanderluſt, durch die Moritz bis an ſein Ende umhergetrieben wurde, ſo deutet der Vorname auf den dieſer nur ſcheinbar widerſprechenden Trieb zur Abſonderung von den andern Menſchen und zu grübelnder Selbſtbetrachtung und Selbſtquälerei, die Moritz auch in ſpäteren Jahren eigen blieb.[5])

---

[1]) Anton Reiſer, S. XIV f.

[2]) Fragmente aus dem Tagebuche eines Geiſterſehers: Vorrede, S. 19, 114.

[3]) Anton Reiſer 14, 32; 37, 16.

[4]) Der heilige Antonius war auch Jung Stillings Vorbild, ſiehe H. Stillings Jugend. (Stuttgart, Spemann.) S. 63: Heinrich aber ſah in ſeiner Seele wieder die ägyptiſche Wüſte vor ſich, worinnen er gern Antonius geworden wäre. Siehe auch S. 108.

[5]) Noch im Jahre 1787 ſchreibt er in den „Fragmenten aus dem Tagebuche eines Geiſterſehers", S. 59: Iſt nicht die, unbeſchadet ihrer Fortdauer und Fortpflanzung höchſtmögliche Vereinzelung der Menſchen vielleicht der einzige Zuſtand, worin ſie noch glücklich ſeyn könnten?

Die Bedeutung, welche Peter Israel Reißer für Moritz im Laufe der Schulzeit gewonnen hat, mag es rechtfertigen, wenn wir hier noch einen Blick auf sein weiteres Leben werfen. Moritz erzählt, daß sein Freund, der völlig mittellos war, sich durch Chorsingen und durch Anfertigung von Klavieren seinen Unterhalt erwarb.[1] Um die Schule kümmerte er sich schon in den letzten Jahren, wo sich sein Name noch im Verzeichnis der Primaner findet, sehr wenig. Später scheint er sich ganz auf die Klavierfabrikation geworfen zu haben; wenigstens erscheint im Inquilinenregister der Altstadt von 1778 bis 1788 ein Tischler Philipp Jakob Reiß, der als Steuer 1 Groschen monatlich, den niedrigsten Satz für Männer, zahlt, und vom Jahre 1788 bis 1807 erscheint derselbe als Philipp Reinhard Reiß in den Schoßregistern als Besitzer des Hauses Nr. 59 der Ägidienneustadt. Über seine Familienverhältnisse belehrt uns das Kirchenbuch der Ägidienkirche. Danach heiratete er am 15. Februar 1779, drei Jahre, nachdem Moritz in die Fremde gezogen war, Magdalene Mannfeld, und aus dieser Ehe entsprangen fünf Kinder.

Bei der Sorglosigkeit, mit der man damals selbst in amtlichen Listen in solchen Dingen verfuhr, hindern die Abweichungen in Vor- und Zunamen keineswegs, in dem Philipp Reinhard Reiß, der nachweislich aus jenem Philipp Jakob Reiß entstanden ist, den Freund Moritzens, Peter Israel Reißer, wiederzufinden. Danach scheint es also, als wenn derselbe trotz seiner von Moritz oft erwähnten romanhaften Überspanntheit, zuletzt noch in den Hafen einer bürgerlichen Existenz eingelaufen ist.

Nachdem Moritz die Osterferien nach seinem ersten Schuljahre bei seinen Eltern in Wölpe Erichshagen zugebracht hatte, wurde er am Tage nach seiner Rückkehr vom Direktor Ballhorn geprüft und, ohne daß dieser mit dem Klassenlehrer der Sekunda Rücksprache genommen hatte,[2] für würdig befunden, unter die Studierenden der ersten Ordnung aufgenommen zu werden. Diese Prüfungen fanden zu Ostern und Michaeli in Gegenwart der Mitglieder des geistlichen Ministerii statt. Zur Belohnung und Ermunterung des Fleißes pflegte der Magistrat dem Direktor alljährlich einmal 25 Thaler zur Anschaffung von Büchern zu bewilligen, die bei dieser Gelegenheit als Prämien verteilt wurden.[3] Leichtere lateinische und griechische Moralschriftsteller, wie „Catos" Distichen und Epiktets Handbuch, griechische Grammatiken, der Antibarbarus des Cellarius, Baumanns Gelehrtengeschichte, Batteux' ‚schöne Wissenschaften' in der Schlegelschen

[1] Der Brief in den „Fragmenten aus dem Tagebuche eines Geisterſehers", S. 27, ist an ihn gerichtet.

[2] Anton Reiser 169, 17; 163, 11; vgl. Kriegk, Deutsche Kulturbilder, S. 141.

[3] Geistliches Lehnregister im Stadtarchive zu Hannover.

Ausgabe, gelegentlich auch eine französische Übersetzung des Terenz[1]) wurden den Fleißigen als Prämien zuteil; die Erzeugnisse der deutschen Litteratur wurden dabei nicht berücksichtigt.

Der Unterricht der ersten Klasse[2]) lag in den Händen des Direktors und des Rektors. Jener lehrte Theologie, Logik, Universalhistorie, Beredsamkeit, Hebräisch und lateinischen Stil,[3]) dieser Geographie, deutsche Sprache, Griechisch und Englisch; die Erklärung der lateinischen Schriftsteller war zwischen beiden geteilt. Die Mathematik hatte der Direktor Ballhorn, „um zu seinen anderweitigen, besonders historischen Arbeiten desto mehr Muße zu gewinnen, einem geschickten Privat-Docenten" überlassen; und Schumann, Ballhorns Nachfolger, der den Unterricht in Mathematik selbst übernahm, glaubte dieses Unternehmen in seinem ersten Programm (1776) ausführlich rechtfertigen zu müssen. Auch der Unterricht im Französischen blieb „geschickten Sprachmeistern" überlassen, die denselben für ein billiges Monatsgeld erteilten. Dem Vortrage über Geschichte und Geographie lagen dieselben Lehrbücher zu Grunde wie in der zweiten Klasse. Sehr groß war die Zahl der Schriftsteller, die nebeneinander gelesen wurden. Außer Horaz, Vergils Aeneis und Georgika, den Tristien des Ovid wurden ausgewählte Briefe und Reden Ciceros und die Tuskulanen gelesen; ferner wurden Livius, Sueton, Vellejus, Cäsar und die Briefe des Plinius und von griechischen Schriftstellern Xenophons Memorabilien, Plutarch, Herodot und Thukydides, die Ilias und das Neue Testament teils im öffentlichen Unterricht, teils in Privatstunden behandelt. Und Ballhorns Nachfolger Schumann, erklärte außerdem noch in Privatstunden Plautus, Lukrez, Lukan, Juvenal und Claudian. Wöchentlich wurden zwei lateinische Aufsätze angefertigt; dieselben wurden von dem Lehrer, nachdem er sie „zu Hause scharf ausgebessert" hatte, „öffentlich, ohne jedoch den Namen des Urhebers bekannt zu machen", besprochen. In den beiden dem deutschen Stile gewidmeten Privatstunden verband der Direktor die Theorie, der hauptsächlich der Batteux in der Ramlerschen Übersetzung zu Grunde lag, mit praktischen Übungen. Bei der Beurteilung der Aufsätze wurde „sowohl auf den Plan des Ganzen als vorzüglich auf die Richtigkeit, Reinigkeit und Schönheit des teutschen Ausdrucks gesehen". Auch suchte der Rektor die Schüler in dieser Stunde in die zeitgenössische deutsche Litteratur einzuführen. Ob Moritz an dieser Privatstunde teilgenommen hat, ist zweifelhaft; wenigstens erwähnt er sie nicht ausdrücklich. Auf den Unterricht in

[1]) Anton Reiser 227, 9.
[2]) Ballhorn und Schumann, a. a. O.
[3]) Anton Reiser 182, 35; 224, 36.

der Beredsamkeit und die Deklamationsübungen von Ballhorns Nachfolger, die im „Anton Reiser“ ausführlich geschildert werden, wird weiter unten in anderm Zusammenhange eingegangen werden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Zu Goethe-Jahrbuch 15, 236.

In der biographischen Darstellung Carl Mathaeis im Goethe Jahrbuch Band 15 (1894) lesen wir S. 236, daß Frau von Branconi bei Zürich den Hoppelberg besessen habe, und in der Anmerkung dazu heißt es: „Siehe Gleim an Chr. H. Müller, Halberstadt, den 5. Sept. 1786, und M. an Gl. Berlin, den 8. Oct. 1786. (Gleimstiftung. Verschiedene Briefe. Band 8 Der Hoppelberg ist in Zürich unbekannt.“

Nun schreibt aber Gleim an der citierten Stelle: „Ich sagte zu Lavater:

Dich, Glaubensriesen, Dich bitt ich, der Glaubenszwerg,
Versetze diesen Hoppelberg,
Es macht ja Dir so wenig Müh,
Doch heute noch nach Sanssouci!

Der Hoppelberg gehört der schönen Frau von Branconi. Die Frau von Branconi, sagte Lavater, würde mirs nicht danken! I nun, der setzen Sie eine von Ihren Alpen wieder her!“ Und an dem andern oben angeführten Orte antwortet Chr. H. Müller dem Halberstadter Dichter: „Danken Sie in meinem ihr unbekannten Namen der schönen und geistreichen Frau von Branconi für die Gelegenheit zu Ihrem artigen Epigramm auf Lavater und den Hoppelberg.“ Es ist klar, Gleim und sein Briefgenosse sprechen hier nicht von einem Hoppelberg in der Schweiz, sondern von dem Hoppelberg, der bei Halberstadt auf dem Wege nach Blankenburg unfern von dem Dorfe Langenstein liegt. Dieser Berg mußte den Züricher Propheten bei seinem Besuch von Halberstadt im Sommer 1786 als Besitztum seiner schwärmerischen Anhängerin ganz besonders interessieren. Die im Gespräch mit Lavater damals entstandene Gleimische Reimerei ist, wie mir eine liebenswürdige Halberstädterin mitteilt, dort sehr bekannt und wird oft erwähnt im Anblick des Hoppelberges, der ein beliebtes Ziel für die Ausflüge der Halberstädter bildet. — Wie Frau von Branconi, die Gutsherrin von Langenstein, den Hoppelberg besaß, so gehört auch heutzutage der in Rede stehende Berg dem Besitzer des Gutes des Dorfes Langenstein.

Noch sei mir gestattet zu erwähnen, daß Frau von Branconi allerdings in der Schweiz eine Zeitlang Grundbesitzerin gewesen ist. Gegen Ende des Jahres 1786 kaufte sie, wie ich einer interessanten, reichlichen handschriftlichen Quelle über das Wanderleben der schönen Frau entnehme, das Landgut Chanet bei Neufchatel. Doch davon ein andermal mehr!

Gernsbach (Murgthal). Heinrich Funck.

Zu Leſſings „Emilia Galotti".

Es iſt längſt bekannt, in welcher Art Leſſing arbeitete. Erich Schmidt hat in ſeiner Biographie dafür das Wort „muſiviſch" gebraucht. Erſt jüngſt hat er wiederum in ſeinem Aufſatze „Die Quellen der Comiſchen Einfälle und Züge' Leſſings" (Sitzungsberichte der Königlich Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, philoſophiſch-hiſtoriſche Klaſſe, 22. April 1897) eine Reihe prägnanter Beiſpiele für dieſe Behauptung aufgeführt. Dieſer Fülle darf ſich vielleicht ein Beitrag ſelbſtändig anſchließen, weil er eine vereinzelte Beziehung zum Spaniſchen zeigt. Leſſings Verhältnis zu den Spaniern iſt noch nicht endgiltig behandelt. Die Unterſuchungen, die gelegentlich beſtimmter Werke darüber geführt worden ſind, ſuchte B. A. Wagner (Zu Leſſings Spaniſchen Studien. Programm, Berlin 1883) zuſammenzufaſſen. Auch ihm entging der Name eines Dramatikers, deſſen Bekanntſchaft ſich bei Leſſing aus einer epigrammatiſchen Sentenz vermuten läßt. Es iſt Guillen (auch Guillem) de Caſtro y Belvis mit dem Drama „El Conde Alarcos".[1]) Darin findet ſich im 3. Aufzug (Fol. 32ᵇ der in Deutſchland einzig zugänglichen Ausgabe) folgendes Geſpräch zwiſchen der Infantin Soliſa und dem Grafen Alarcos:

Inf. Buelue, señor, en tu acuerdo,
que como loco has quedado
desde entoces.
Con. Y he mostrado
solo en esso que soy cuerdo.
Que quien el seso, y el ser
no pierde, si es graue el mal
que le sucede, es señal
que no tuuo que perder.

Dem Inhalt der geſperrt gedruckten Zeilen entſpricht der Ausſpruch der Gräfin Orſina in Leſſings „Emilia Galotti", den ſie im 7. Auftritt des 4. Aufzuges Odoardo gegenüber thut: „. . . . wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." Auf dieſe Übereinſtimmung hat bereits J. J. Eſchenburg in der Ausgabe von „J. Schiebelers Auserleſenen Gedichten" (Hamburg 1773) aufmerkſam gemacht. Seither iſt ſie nicht beachtet worden. Unter Schiebelers nachgelaſſenen Werken fand Eſchenburg nämlich auch ein Epigramm, dem offenbar die Quelle beigefügt war. Sonſt dürfte es ihm nicht ſo leicht geworden ſein, ſie aufzufinden. Es iſt die gleiche Stelle aus Guillen de Caſtros Drama, die wir für Leſſings Diktum in Anſpruch nehmen. Schiebelers Epigramm findet ſich in der genannten Sammlung S. 300 und lautet:

Daphnens Schönheit.

Mit ſoviel Reitz, als meine Daphne ziert,
Ward keine noch gebohren;
Und wer für dieſen Reitz nicht den Verſtand verliert,
Der hat ihn ſchon verlohren.

Von Schiebeler wiſſen wir, daß er ſich viel mit dem Studium fremder Sprachen abgegeben hat. Sein Freund und Biograph Eſchenburg beſtätigt und beweiſt es an verſchiedenen Stellen der Lebensbeſchreibung (S. XXII, XXVII und ſonſt), Schiebeler ſelbſt bezeugte es durch eine Fülle von Überſetzungen aus dieſer Sprache. Schon als Göttinger Student hatte er das Spaniſche unter Diezes Leitung

[1]) Über ihn ſiehe Schack, Ticknor-Julius und andere.

zu treiben begonnen. Diese selbst ist der erste Schriftsteller in Deutschland, soviel ich ersehen kann, der den Namen des Dichters Guillen de Castro in seiner Übersetzung des Velazquez vor dem deutschen Publikum nennt. Von dem Drama „El Conde Alarcos" spricht er allerdings ausdrücklich nicht, ebensowenig wie sein Gewährsmann. Aber der Umstand, daß das einzige Exemplar des spanischen Dramas sich auf der Hamburger Stadtbibliothek befindet, und zwar als Einzeldruck an der Spitze eines 26 verschiedene dramatische Einzeldrucke umfassenden Sammelbandes, für dessen gütige Überlassung ich der genannten Bibliothek zu größtem Danke verpflichtet bin, zusammen mit dem Hinweis, daß Lessing in der Zeit seiner Arbeit an den Anfängen der „Emilia Galotti" noch in Hamburg lebte, daß auch Schiebeler, ein gebürtiger Hamburger, einen großen Teil seines Lebens dort verbrachte, bieten die Handhabe für die Annahme, daß beide Dichter nur dem Hamburger Sammelband die Kenntnis des spanischen Dramas verdanken können. Daß sie gerade dem ersten der darin enthaltenen Stücke vornehmlich ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben mögen, ist um so begreiflicher aus der Natur der Sache ebensowohl als auch deshalb, weil ihnen die Romanzen vom Grafen Alarcos durch Diezes schon genannte Übersetzung des Velazquez wenigstens dem Namen und Inhalte nach nicht ganz unbekannt sein konnten.

Die Frage nach der Abhängigkeit der beiden Dichter von einander ist allerdings schwer zu lösen. Ich finde nämlich bereits im 2. Bande von Eschenburgs Zeitschrift „Unterhaltungen" (5. Stück, S. 406) vom November 1766 das Schiebelersche Epigramm — abgesehen von zwei orthographischen Veränderungen — genau so abgedruckt, wie es Eschenburg sieben Jahre später in die „Auserlesenen Gedichte" Schiebelers aufnahm. Offenbar hatte er es nicht mehr im Gedächtnis, daß er das Gedichtchen seinerzeit bereits abgedruckt hatte, sondern er fand es im Nachlaß des Freundes und nahm es von da aus neu auf. Ich schließe das daraus, weil er in einer Anmerkung die Quelle des Vierzeilers angiebt und beidruckt, was eine Neuerung gegenüber dem ersten Druck ist, die nur auf einen Fund im Nachlaß zurückgehen kann. Aus der verschiedenen Verarbeitung und Wendung des de Castroschen Gedankens bei Lessing und Schiebeler ist die Annahme berechtigt, daß beide Dichter selbständig die Pointe des spanischen Verses aufgegriffen und zum eigenen Zweck ausgedacht und umgestaltet haben. Möglich wäre es der Zeitbestimmung nach immerhin, daß Lessing in den „Unterhaltungen" das Epigramm Schiebelers las, oder daß er später von Schiebeler darauf aufmerksam gemacht wurde. Eine genauere Durchforschung nicht allein dieses spanischen Dramas, sondern auch der damit vereinigten Schauspiele dürfte eine korrektere Antwort auf diese Frage bringen. Der Zweck dieser Zeilen ist es, auf jenen Sammelband der Hamburger Stadtbibliothek aufmerksam zu machen und im Zusammenhang damit eine erneute Untersuchung über das Verhältnis Lessings zu den Spaniern anzuregen. Auffällig bleibt es ja, daß Lessing, so oft er auch von spanischen Dramatikern spricht, den Namen Guillen de Castros niemals nennt, soweit ich gesehen habe. Offenbar war er ihm auch zur Zeit der Abfassung der Hamburgischen Dramaturgie noch ganz fremd. Daraus ergäbe sich, daß ihm der Sammelband erst nach 1768 in die Hände fiel, ein Beweis mehr, daß er durch Schiebeler darauf aufmerksam gemacht wurde, da Schiebeler seit 1768 dauernd in Hamburg wohnte.

Prag Richard Rosenbaum

Zur Romanze vom Grafen Alarcos.

Bei dieser Gelegenheit sei es gestattet auf einen Irrtum aufmerksam zu machen, der seit Koberstein[5] 4, 823, Anmerkung 43 sich in die Litteraturgeschichte eingeschlichen hat. Und zwar konnte eine ungenaue Ausdrucksweise leicht

dazu verleiten. Die Romanzen vom Grafen Alarcos und der Infantin Solisa, die bekanntlich die Anregung zu Friedrich Schlegels „Alarcos“ gegeben haben, werden seither immer auf die Rambachsche Übersetzung zurückgeführt. Trotz aller erdenklichen Mühe und der liebenswürdigen Beihilfe vieler Fachgenossen ist es mir nicht möglich gewesen, des Rambachschen Textes[1]) habhaft zu werden. Es ist aber als höchstwahrscheinlich anzusetzen und aus dem Wortlaut Koberſteins auch zu interpretieren, daß Rambach selbst nicht der Übersetzer der Romanzen gewesen ist, sondern bloß der unberechtigte Nachdrucker jener Übertragung, die bereits in Bertuchs „Magazin der Spanischen und Portugiesischen Litteratur“, Dessau und Leipzig 1782, 3, 102—120 (wörtlich stimmend mit Bertuchs „Theater der Spanier und Portugiesen“, Dessau und Leipzig 1782, 1. Band) sich findet. Sie werden dort im Anschluß an eine ausführliche Inhaltsangabe des Schauspieles von Lope de Vega „La fuerza lastimosa“ gegeben, dem derselbe Stoff zu Grunde liegt wie dem Conde Alarcos des Guillen de Castro. Diese Übersetzung, die ohne Zweifel von Rambach einfach herübergenommen worden ist, ist bei Bertuch „B. v. S.“ unterzeichnet. Dahinter darf man den Weimarer Freiherrn von Seckendorff vermuten, trotzdem der Vorname nicht stimmt. Von ihm ist ja bekannt, daß er sich vielfach mit Übersetzungen aus dem Spanischen beschäftigt hat, die fast alle zuerst in Bertuchs „Magazin“ veröffentlicht wurden. Vielleicht gelingt es einem Leser dieser Zeitschrift, den Rambachschen Text nachzuweisen und dadurch dazu beizutragen, daß der Herr „B. v. S.“ wieder zu seinem Eigentum und Verdienst kommt. — Auch schon Ludwig Tieck (Schriften 6, 184) bringt die richtige Darstellung, die seit Koberstein aber unbeachtet blieb.

Prag. Richard Rosenbaum.

Zu E. T. A. Hoffmann.

I.

Drei Briefe Hoffmanns.

Durch die Freundlichkeit des Herrn Premierlieutenants Schmidt-Neuhauß ist mir eine Reihe von Briefen E. T. A. Hoffmanns zugänglich gemacht worden. Da die beiden ersten derselben das biographische Material in einigen nicht ganz unwichtigen Punkten vermehren, der letzte aber für Hoffmanns Persönlichkeit ungemein charakteristisch ist und zugleich ein interessantes Bild der litterarischen Neuigkeiten des damaligen Berlins entwirft, so wird es wohl gerechtfertigt sein, die Stücke in extenso hier mitzuteilen. Der erste Brief ist während der trübsten Zeit in Hoffmanns Leben geschrieben; der Dichter hatte durch den Einzug der Franzosen in Warschau seine dortige Staatsanstellung verloren und suchte von Berlin aus lange vergeblich sich einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Daß er zu diesem Zwecke auch mit der Firma Peters in Leipzig unterhandelte, wie aus dem Briefe und den Notizen Kühnels hervorgeht, war bisher nicht bekannt — Der hier mitgeteilte Brief Hoffmanns an den Besitzer der Petersschen Buchhandlung, Kühnel, war, wie aus dem Notizen Kühnels hervorgeht, nicht der erste; ihm muß ein Schreiben Hoffmanns (vor dem 4. November 1807) vorangegangen sein, in welchem Hoffmann

[1]) Es handelt sich um Friedrich Rambachs „Graf Mariano, oder der schuldlose Verbrecher. Schauspiel in 5 Aufzügen aus dem Spanischen. Leipzig 1798“ oder Rambachs „Vaterländische Schauspiele“, worin das Stück nach Goedeke[2] 5, 294 wiederholt sein soll.

sich unter Beziehung auf den wohl mit Kühnel bekannten Hitzig (damals noch Itzig) um die Stelle eines Korrektors in der Petersschen Buchhandlung beworben hatte. Auf einen zweiten Brief Kühnels vom 26. November (der Entwurf dazu unten!) scheint Hoffmann nicht geantwortet zu haben, worauf Kühnel in einem neuen Briefe auf eine entscheidende Antwort drang. Ob Hoffmann eine solche geschrieben hat, ist nicht bekannt; jedenfalls scheiterte die ganze Angelegenheit an dem von Kühnel ausgesetzten geringen Gehalte für die Stelle (14 Thaler; doch wahrscheinlich monatlich).

1.

Berlin, Friedrichsstraße No. 179.
d. 14. November 1807.

P. P.

Ganz gewiß würde ich Ihnen sogleich das nähere über meine persönlichen Verhältnisse geschrieben haben, wenn ich nicht voraussetzen dürfte, daß Sie durch H: Itzig ganz genau davon unterrichtet wären. — Ich bin, wie Sie Sich wohl nach dem Verzeichniß der von mir componierten Sachen, welches ich meinem letzten Brief beylegte, vorstellen können, in der Setzkunst ganz erfahren, welches eine genaue Kenntniß der Instrumente voraussetzt.

Ich spreche außer dem Teutschen französisch und italiänisch, und bin sowohl litterarisch als künstlerisch ausgebildet. Daß Sie es mit einem redlichen, thätigen Manne zu thun haben, darf daraus folgen, daß ich bis jetzt den wichtigen Posten eines Rathes bey der Preuß: Regierung in Warschau bekleidete, den mir die Abtretung der Provinz an Sachsen geraubt hat. Nächstdem war ich, wie es auch durch die Leipziger Musikalische Zeitung bekannt geworden ist, Direktor und Capellmeister des großen Musikalischen Instituts in Warschau, und hatte als solcher das Amt, die großen Musiken zu dirigiren. Ich bin jetzt 30 Jahr alt und verheyrathet aber ohne Kinder.

Hier haben Sie nun alles wahr und offen über meine Persönlichkeit. —

Zum Correktor würde ich allerdings taugen und es sollte mir höchst erfreulich (sein) mit einem humanen Manne wie Sie in Verbindung zu treten, aber aufrichtig gesagt, das Gehalt von 14 rh ist so geringe, daß es selbst bey den eingeschränktesten Ansprüchen nicht möglich ist es annehmbar zu finden. Bin ich von 8 bis 12 und von 2 bis 7 Uhr beschäftigt, wenn soll ich dann noch für mich etwas verdienen durch Componiren und andere Arbeiten? — Zum Componiren bedeutender Sachen braucht man mehr als ein übriges Stündchen. — Ich fühle, daß ich mit meinen Kentnißen einer Musikhandlung als Correktor äußerst nützlich seyn, und daß ich daher wohl auf etwas mehr Anspruch machen könte, als auf einen Gehalt der mich nicht nährt. Ganz ihrer Humanität, und ihrem Zutrauen zu den Zeugnißen des H. Itzig und anderer sachkundiger Männer in Berlin, überlaße (ich) es aber, in wie fern Sie mir ein (sie) etwas annehmlicheren Antrag machen wollen, indem ich nur bemerke, daß sich mir Aussichten in Lucern und Bamberg zu einer Musikdirektorstelle geöffnet haben, wie wohl ich es vorziehen würde in Leipzig zu bleiben, und um so mehr mit Ihnen in Verbindung zu treten (wünsche), als Sie allgemein den Ruf einer ausgezeichneten Liberalität haben. — Sie schweigen ganz davon, ob Sie es nicht mit einem Werke von mir als Verlags Stück versuchen wollen — wenigstens bitte ich Sie mir zu schreiben, ob ich Ihnen nicht wenigstens eine Sinfonie oder ein paar Sonaten schicken darf — urtheilen Sie dann selbst, ob es wohl verlohnen würde die Compos. in Verlag zu nehmen oder nicht. — Recht dringend erbitte ich mir die baldige gütige Antwort um meine Maßregeln darnach nehmen zu können. Sollten Sie geneigt sein eine Verbindung mit mir anzuknüpfen, so würde ich vielleicht selbst nach Leipzig kommen um das nähere mündlich zu verabreden. Noch bin ich in Teutschland unbekannt, indeßen wird es mir über

kurz oder lang gelingen durchzudringen. — Dann hätten Sie die gerechteſten Anſprüche auf die Werke des bekannten Componiſten, da Sie es waren, der das Werk eines zur Zeit unbekannten Comp. der Welt vorlegte.

Hat H. Rochlitz meinen Brief erhalten, noch habe ich keine Antwort erhalten

Ihr ergebener

(Adreſſe.) Hoffmann.

Herrn
Buch- und Muſikhändler Kühnel
in
Leipzig.

Ich laſſe die Entwürfe Kühnels zu ſeinen Briefen an Hoffmann folgen, da ſie immerhin manchen intereſſanten Einblick in die damaligen Verhältniſſe im Buchhändlerweſen gewähren:

D. 4. Nov.

Hoffmann in Berlin.

Eigenſchaften des Correktors. — Stunden ausgenommen Meſſe und Geſchäfte. — Verd. comp(onieren) oder arran(gieren) — extra.

Gehalt ohne Meßgeſch — 14 rh. Ihnen etwas zulegen. fernere Zulage, ſobald Sie ein Jahr gearb. haben.

Meine Begrenzung —

Ich gebe nicht Koſt und Logis. — Sie können Sie auf andere Art erwerben.— Ihre Beſchäftigung, Stand, Alter, Belege.

D. 26. Nov.

Ob kaufm. Kenntniſſe? 20 rt. Buchhalter oder Diener — Erforderniſſe — Ordnung — viele Arbeit.

D. 30. Dec.

Ich wünſche Antwort, da die Stelle nun offen wird. An Leuten fehlt es nicht, ich muß einen Mann haben, den ich an die Spitze der Geſchäfte ſtelle. Je nützlicher, je mehr als Freund, je vortheilhafter ſoll ſein Gehalt werden. — Einige Auskunft über Sie durch Maurer etc. würde in der Regel ſeyn.

2.

Der Adreſſat des folgenden Briefes iſt nicht bekannt; am nächſten würde die Vermutung liegen, daß er an Rochlitz gerichtet wäre; dem ſcheint aber der Titel zu widerſprechen, mit welchem Hoffmann ihn anredet:

Wohlgeborner Herr Hofrath!

Es iſt eine lange Zeit verfloſſen, ſeit ich von Ew. Wohlgebor. die freundliche Zuſicherung Sich meines Bekantwerdens in der Künſtlerwelt gütigſt anzunehmen, erhielt; ich habe in dieſer Periode mit den drückendſten Verhältniſſen gekämpft und (bin) beynahe erlegen, bis ſich denn nun endlich ein Unterkommen für mich als Künſtler fand. Das Theater in Bamberg wird den Sommer neu organiſirt und ich bin, empfohlen durch die Compoſition einer Oper, deren Dichter der Reichsgraf von Soden iſt, als Muſik Director angeſtellt worden, gedenke auch in kurzer Zeit dahin abzugehen. Auch mit meinen Compoſitionen glückt es mir endlich hervorzutreten:

H. Naegeli in Zürich nimmt Sonaten von mir, welche durchgehends thematisch gearbeitet sind, in das repertoire de clavecinistes auf, und eben jetzt ist auch eine Kleinigkeit von mir bey Werkmeister erschienen. Es sind drey Canzonetten mit italiänischem und teutschen Text welche ich Ew. Wohlgeboren zu überreichen die Ehre habe.

Glauben Ew. Wohlgeb. nicht, daß ich auf diese Compositionen einen besonderen Werth lege indeßen scheint es mir, daß der Gesang faßlich und die Begleitung einfach sey, ich daher gewöhnliche Fehler jetziger Componisten, welche in baroken Gesange und überhäufter Begleitung Originalität suchen, vermieden hätte. Sollten Ew. Wohlgeboren an diesen Canzonetten einigen Gefallen finden, und sie vielleicht der Bekantwerdung durch die musikalische Zeitung werth achten, so würde mein innigster Wunsch befriedigt. Ew. Wohlgeboren versprachen mir gütigst daß meine Kompos: einen der Sache kundigen unpartheiischen Rezensenten finden sollten, und dieses Versprechen begreift alle meine Wünsche in sich und hebt jeden Zweifel, jede Besorgniß, die ich während meines Auftretens hatte. Möchten Ew. Wohlgeboren nur überzeugt seyn, daß ich von jedem Eigendünkel weit entfernt bin und mich ein wahrer Eifer für die Kunst, der den gerechten Tadel nicht scheut, beseelt. Verzeihen Ew. Wohlgeb., daß ich schon jetzt den Wunsch offen äußere, deßen Erfüllung ich erst dann, wenn mein Künstler Ruf durch wichtige Werke begründet ist, hoffen darf; es ist kein anderer als daß Ew. Wohlgeb. sich einst entschließen möchten mir ein von Ihnen gedichtetes Singspiel zur Composition anzuvertrauen. Wie sehr würde ich mich beeifern, meine Musik einem Texte, der sich gewiß so sehr von den gewöhnlichen Machwerken auszeichnen würde, an die schöne Musik verschwendet wurde, anzugleichen.

Erlauben Ew. Wohlgeb. daß ich ein kleines Lied, deßen Melodie ich so, wie sie gesezt ist, gleich bey dem Lesen der höchst interessanten Verse dachte, beylege, auf der Rückseite habe ich die Anfangs Säze der 3 von mir komponirten die H. Naegeli ins repertoire einrücken will hingesezt um jedem Mißverständniß vorzubeugen.

Vielleicht habe ich in kurzer Zeit das Vergnügen Ew. Wohlgeb. persönlich die unbegränzte Hochachtung zu versichern mit welcher ich die Ehre habe zu zeichnen

Ew. Wohlgeboren ganz ergebenster Diener

Der Musikdirektor Hoffmann.

Berlin d. 10. May 1808.

3.

Der nachfolgende Brief ist an den mehr durch sein Mäcenatentum als durch seine eigenen litterarischen Arbeiten bekannten Karl Schall (geb. 1780) gerichtet, von dem uns Holtei in seinen Lebenserinnerungen so charakteristische Züge mitgeteilt hat. „Der Strahlower Fischzug" von Julius von Voß wurde zuerst am 18. Oktober 1821 aufgeführt und zum großen Verdrusse König Friedrich Wilhelms III. vom Publikum lebhaft abgelehnt. Hoffmann war frühzeitig mit J. von Voß bekannt geworden und hat eine sehr charakteristische Porträtskizze Vossens entworfen; über ihr späteres persönliches Verhältnis ist mir nichts näheres bekannt. — Conteßa war mit Houwald befreundet; er hat deßen „Romantische Akkorde (1817)" herausgegeben; nach Conteßas Tode besorgte Houwald die Gesamtausgabe der Werke seines Freundes. Daß Conteßa Houwald vielfach beeinflußt hat ist bekannt, wenn Hoffmann hier die Behauptung aufstellt, daß Conteßa sich direkt mit an der Abfaßung von Houwalds Dramen beteiligt habe, so darf diese Nachricht, da sie von einem mit Conteßa nahe befreundeten Manne kommt, wenigstens nicht ganz von der Hand gewiesen werden. — Ludwig Robert war mit Schall befreundet; die Bemerkung über „Die Macht der Verhältnisse" bezieht sich auf die erste Aufführung des Stückes

30. November 1815, die wenig Beifall fand. — Der zuletzt erwähnte Karl Gottlieb Kapf (1772—1839) lebte zuletzt als Kreiskalkulator und Regierungsrat in Breslau. Von seinen bei Goedeke 3^1 172 verzeichneten Schriften habe ich leider nichts benutzen können; ich konnte von ihm nur das prosaische „Taschenbuch für patriotische Bürger" (Breslau 1804) einsehen. Das Büchlein verrät löbliche Gesinnungen und sucht in gehobener Sprache zu zeigen, wie eine allgemeine Erziehung der Bürger zum wahren Patriotismus sich herbeiführen lasse. — Die Besprechungen, die Kapf Hoffmanns Arbeiten in der Abendzeitung hat zuteil werden lassen, kann ich leider nicht nachweisen, da mir die betreffenden Jahrgänge der Abendzeitung nicht zugänglich waren. Das Citat aus Zerbino am Schluß (S. 310 der ersten Ausgabe) Nestor: (zu Arioſt) ... Mensch, Mensch, wie habt ihr so manches beim Durchfeilen können stehen lassen .... Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Berlin den 19. Januar 1822.

Hochverehrtester Herr!

Um aller Wunden willen, die sämtliche Litteratur Blätter jemals Schriftstellern und Dichtern geschlagen haben, bitte ich Sie Hochverehrtester Herr! benehmen sie unserm guten Kaiser das unseelige Vorurtheil, daß ich an der schriftstellerischen Diarrhoe leide und daß mir bey jeder schicklichen Ausleerung ganz leicht und anmuthig ein Histörchen, ein Romänchen abgeht! — Besagter Kaiser weiß, daß ich eben den Meister Floh beendigt, daß zu Ostern Murrs dritter und letzter Theil erscheinen muß und doch verlangt er nichts geringeres als daß ich, wohl bestallter und mit Akten genugsam überhäufter Kammergerichts Rath zu Johannis d. J. das fertige Manuskript von Schnellpfeffers Flitterwochen vor der Hochzeit, bestehend in Funfzig Druckbogen abliefern soll! — Bloß das mechanische Schreiben! — man müßte vier Hände haben wie der Floh und da zu vier Händen zwey Köpfe gehören, so würd es nöthig seyn, daß der Kopf einen Vizekopf ernenne als Vizekönig, Lieu-tenant oder wenigstens umsichtigen Departements Rath. Und auf wen anders könte die Wahl fallen als auf den Theil der gewißermaßen die geringer geprägte Rückseite der besseren Antlitzseite ist. Doch wie die Arbeit vertheilen? I nun! Der unten bekäme die Taschenbücher! — Doch ganz blamiren will sich kein Mensch gern, geschieht es dann und wann auch ein bischen! —

Aus diesem Lamentoso werden Sie, Hochverehrtester! wohl schon entnehmen, daß ich mich Rücksicht des in Rede stehenden Beitrages auf kein bestimmtes Versprechen einlassen kann; ich bitte mir aber den spätsten Termin zu nennen, bis zu dem der Beitrag eingehen müßte und inspirirt mich der Himmel mit einem recht ordentlichen Gedanken so will ich sehen daß ich ihn fein ausspinne, denn zwischen Euch, Ihr Herren, muß man sich wohl tüchtig zusammennehmen.

Der Stralower Fischzug hat den allergröbsten Fehler den ein solches Stück haben kan und der auch den frühen Tod herbeigeführt hat, denn sanft ruht es im Grabe, seit die Leute sich satsam haben auf der Hintergardine zeigen lassen wie Stralow und Treptow aussieht. Der Fehler besteht darin daß es — nicht lustig ist sondern höchst ernst ja bisweilen melancholisch. Faustdicke Sentimentalität — knolligter Patriotismus — Blinde Bänkelsängerinnen und Musikanten die sich heirathen um den dunklen Pfad des Lebens mitsammen zu wandeln! — Ein begeisterter Chausseeeinnehmer ruft: O ich bin den Deutschen so gut, daß ich wollt' sie wären alle Preußen!!! Doch genug von dieser Misere.

Contessa le Cadet war hier und zu meiner großen Freude von recht korngesunder Munterkeit! — Ist es nicht ein Jammer, daß er sein treffliches Talent vergeudet um dem Hou: [Howald] seine gut gemeinten aber Kraft und saftlosen undramatischen Tragödien anfertigen zu helfen? Diesen Schaafställen fehlt der Wolf! (Ich meine nicht den Schauspieler sondern den wirklichen lupum)

Robert ist, so viel ich weiß in Carlsruhe und läßt sich bewundern. Nach Berlin komt er nicht wieder, denn er kan es den Berlinern noch immer nicht verzeihen, daß die Schlacht bey Bellalliance sie mehr inspirierte als seine Macht der Verhältnisse. Bekanntlich wollte er den Feldzug mitmachen und sich im Nachtrab der Arrieregarde des Landsäuselns anstellen lassen; es reute ihn aber nachher wieder. — Was um des Himmelswillen wird Herr Kapf sagen über den Meißner Floh! — Hopfen und Malz ist an dem Menschen verloren — nichts als verdammte Verirrungen, abgeschmacktes Zeug ohne Sinn und Verstand! So wird er zornig rufen und die Zuckermilch bereuen, mit der er mich in der Abendzeitung gepappelt * hat, damit ich nur nicht trostlos ganz verzagen sollte. Sans Comparaison versteht sich, fällt mir die Stelle aus dem Zerbino ein als der ganz erboste Nicolai (zu Ariost oder Cervantes?) [sagt:] Mensch! — Mensch! — wie habt ihr so was schreiben können.

Behalten Sie fein lieb und in stetem wohlwollenden Andenken

Adresse: Ihren innig ergebenen
Herrn Hff.
Carl Schall
Wohlgeb.
Durch Güte. Breslau.

Am Rande
(*) Serapionsbrüder, IV[b])

II.

Zum Texte von Lortzings Waffenschmied.

In meiner Biographie Hoffmanns habe ich S. 190 die Vermutung ausgesprochen, daß der Text von Lortzings Waffenschmied durch Hoffmanns Meister Martin angeregt sei. Diese Aufstellung läßt sich nicht halten. Lortzings Text geht vielmehr zurück auf ein Lustspiel von F. W. J. Ziegler: Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person. Wien. (1790?) Goedeke, 5 [2], 291. A. Mir hat von dem Stück die, wie es scheint, im wesentlichen unveränderte zweite Auflage. Wien. 1834. vorgelegen. Lortzings Text weicht in einigen Einzelheiten von Ziegler ab, bei dem natürlich sich keine Texte zu Gesängen finden; das Freifräulein von Kapenstein, das bei Lortzing nur hinter der Bühne witsam ist, wird uns bei Ziegler unmittelbar vorgeführt. Vor allen Dingen aber finden wir bei Ziegler keine Spur von der stillen Behaglichkeit, die bei Lortzing auch über dem Texte liegt; sein Machwerk ist plump, unpoetisch, stellenweise frivol.

Nun ist Zieglers Stück bereits durch K. F. Hensler zu einem Operntexte verarbeitet worden, das F. Kauer komponiert hat. Da die Oper denselben Titel trägt wie die Lortzingsche: Der Waffenschmied. 1797, so liegt die Vermutung nahe, daß der Text hier schon die Fassung erhalten hat, in der wir ihn bei Lortzing finden. Leider war mir das Textbuch ebensowenig wie die Musik zugänglich, so daß ich darüber nichts Näheres feststellen konnte; vielleicht ist einer der in Wien lebenden Mitarbeiter dieser Zeitschrift so freundlich darüber Auskunft zu geben.

Muß man nun auch die litterarische Kombination mit Hoffmanns Meister Martin fallen lassen, so ergiebt sich doch für den Freund der Musik ein anderer Zusammenhang. Geschichtlich erscheint Lortzing als ein Fortsetzer der von Wenzel Müller und Ferdinand Kauer vertretenen volkstümlichen Form, die er nur noch tiefer und reicher durchbildete und mit innigerem Gehalt erfüllte; es ist hübsch, daß wir ihn nun auch hier nach dem gleichen oder doch sehr nahe verwandten Textbuche greifen sehen, das schon Ferdinand Kauer zur Komposition gereizt hatte (Vgl. auch Riehl, Musikalische Charakterköpfe, 1, 277.)

Berlin. Georg Ellinger

Recenſionen und Referate.

Hottenroth F., Handbuch der deutſchen Tracht. Mit 1631 ganzen Figuren und 1391 Teilfiguren in 271 ſchwarzen Textilluſtrationen, 30 Farbentafeln und einer Titelvignette. Stuttgart, G. Weiſe (1896).

Dieſes umfängliche Handbuch, das ein wichtiges Gebiet der deutſchen Kulturgeſchichte vortrefflich und in der Hauptſache erſchöpfend behandelt, ſei in dieſer einem anderen Fache gewidmeten Zeitſchrift wenigſtens inſoweit berückſichtigt, als es für Litteraturhiſtoriker unmittelbar in Betracht kommt. Denn ſo wie Hottenroth namentlich für die ältere Zeit hauptſächlich Litteraturdenkmäler als Quelle verwendet, ſo wird andererſeits ſeine Materialſammlung, ſeine Darſtellung der geſchichtlichen Entwicklung jedem Philologen bei der ſachlichen Kommentierung älterer Werke die beſten Dienſte erweiſen.

Neben litterariſchen Quellen hat Hottenroth natürlich auch Gräberfunde, erhaltene Reſte der Kleidung und Bewaffnung, bildliche Darſtellungen (Miniaturen, Gemälde, Statuen) und anderes verwertet. Seine Trachtenbilder ſind mit wenigen ausdrücklich bezeichneten Ausnahmen nicht Kombinationen des Verfaſſers, ſondern genaue Nachbildungen urkundlicher Vorbilder.

Das Werk erſtreckt ſich auf Deutſchland, Deutſchöſterreich und die Schweiz, nur in den älteren Partien auch auf die übrigen germaniſchen Stämme. Es beginnt mit der Darſtellung der „urtümlichen“ Germanentracht in vorrömiſcher Zeit und der früh romaniſierten Tracht der germaniſchen Stämme bis zur Gründung des deutſchen Reiches. Die germaniſchen Epen, die lateiniſchen Dichter und Chroniſten Deutſchlands ſind hier ſorgfältig benutzt worden. Das zweite Buch ſchildert die nach romaniſchem und morgenländiſchem Muſter umgewandelten Trachten und das Koſtüm in der Blütezeit des deutſchen Rittertums. Hier kommen Nibelungen, Kudrun

und die höfischen Epen zu Worte, Neidharts Lieder werden für die Bauerntrachten des 13. Jahrhunderts herangezogen. Die Beilage (S. 256—260 über die mittelalterlichen Kleiderstoffe giebt einen zusammenhängenden Kommentar zu zahlreichen Stellen mittelhochdeutscher Dichtungen.

Das dritte Buch verfolgt die Umwandlung der morgenländischen Modeformen in die französischen und burgundischen während des 14. und 15. Jahrhunderts. Die zahlreichen Kleiderordnungen, fürstlichen Erlässe, geistlichen Strafpredigten der Zeit lassen erkennen, wie rasch der Luxus überhandnimmt, wie die niederen Stände es den vornehmen in Kleiderpracht gleich thun wollen, wie die Bauern sich Trachtenstücke und Formen anzueignen suchen, die nur Bürgern oder Adeligen zukommen. Die vielfältigen, rasch wechselnden, stutzerhaften, närrischen Moden des 15. Jahrhunderts sind ein Spiegelbild der Unruhe und Zerfahrenheit der ganzen Zeit. Ihre Auswüchse werden auch an zahlreichen (von Hottenroth beigebrachten) Stellen der Fastnachtspiele und Satiren (besonders von Brants Narrenschiff) gerügt und verhöhnt.

Das vierte Buch schildert den kaiserlichen Ornat und sonstige Kleinodien, das fünfte die Tracht im Zeitalter der Reformation und ihre Umwandlung nach spanischem Muster in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das sechste die Trachten in den Epochen des Lederkollers und der Staatsperücke. Die ernste Zeit der konfessionellen Kämpfe zu Beginn des 16. Jahrhunderts verscheuchte die Modethorheiten und schuf in staunenswert kurzer Zeit eine würdevolle, ehrbare, kleidsame Tracht, die allgemein als die „deutsche" bezeichnet und von den Nachbarvölkern nachgeahmt wurde. In Deutschland wurde die bürgerliche Tracht allerdings bald phantastischer, indem sie den abenteuerlichen Vorbildern, die die Landsknechte abgaben, folgte. Mit der zunehmenden Macht der Spanier in der Politik eroberte sich auch die steife Grandezza der spanischen Trachten allmählich den deutschen Boden. Während des dreißigjährigen Krieges tauchen in schönen malerischen Kleidungen wiederholt Versuche auf, die Tracht zu nationalisieren; allein nach dem Kriege kam das geschwächte Deutschland völlig in den Bannkreis der französischen Mode, in der es dauernd verbleiben sollte.

Das letzte, siebente Buch behandelt das Kostüm im Zeitalter der französischen Revolution und im 19. Jahrhundert bis zur Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches. Hieraus sei Seite 801 f. hervorgehoben, wo Hottenroth die Kleidung der Kraftgenies, der Stürmer und Dränger in den Siebzigerjahren des 18. Jahrhunderts, ferner das Werther-Kostüm dem Ursprung nach die Tracht englischer Landedelleute bespricht und nebenbei zeigt, wie mit den englischen Romanen und mit dem wachsenden Einfluß der englischen Litteratur und Politik überhaupt auch die englische Mode in Deutschland am Ausgang des 18. Jahrhunderts immer mehr um sich griff. Dann S. 872 f. über die nach den Befreiungskriegen von

Männern und Frauen versuchte Einführung einer deutschen Nationaltracht, eines besonderen patriotischen Kostüms.

Jedes der zeitlich gegliederten Bücher hat eine Reihe abgerundeter Kapitel: „Allgemeines", worin der Zusammenhang der Tracht mit dem Zeitgeist, den Ereignissen, den geistigen Strömungen, der jeweiligen Geschmacksrichtung und Lebensauffassung der Nation und der Bedeutung der fremden Einflüsse scharf hervorgehoben wird, ferner besondere Abschnitte über die bürgerlichen, ständischen, amtlichen, kriegerischen und über die Volkstrachten der Zeit. Die letztgenannten sehr ausführlichen und mit vielen Bildern versehenen Abschnitte verleihen dem Buch einen ganz besonderen Wert. Sie geben (so viel ich weiß) zum ersten Male eine zusammenhängende Geschichte der deutschen Volkstrachten, das heißt jener Trachten, die von der allgemeinen städtischen Weltmode abweichend in einer bestimmten Gegend vom ganzen Landvolke gleichmäßig getragen werden. Seit dem 14. Jahrhundert haben wir von ihnen genauere Nachrichten und reichhaltige Abbildungen erhalten. Auf Grund dieser Zeugnisse verfolgt Hottenroth ihre mannigfaltigen Veränderungen in den verschiedenen deutschen Landschaften bis in die neueste Zeit herein, wo die Volkstrachten zum größten Teile schon geschwunden sind.

Den Beschluß bildet ein reichhaltiges Sachregister. Man vermißt aber ein Inhaltsverzeichnis und eine Zusammenstellung der Quellen. Da die Darstellung klar und übersichtlich ist, so fällt die Benutzung dieses überaus inhaltreichen Werkes zu praktischen und wissenschaftlichen Zwecken trotzdem nicht schwer.

Prag. A. Hauffen.

Grasberger H., Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Eine litterarische Studie. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer 1896.

Im ersten der 11 Kapitel erinnert uns Grasberger daran, wie das „Schnaderhüpfel" heute sich Geltung verschafft in verschiedenen, ihm früher verschlossen gewesenen Sphären. Es ist „zu hohen Ehren gekommen", und zwar deshalb, weil es, neben den heutigen, sich bekämpfenden und ablösenden litterarischen Richtungen, der ungetrübten „Felsenquelle" gleicht, an der wir uns gern laben. Im 2. Kapitel wird, unter Hinweis auf Herder, auf „Des Knaben Wunderhorn", auf Uhland, Frommann, Firmenich, erwähnt, daß erst im „Deutschen Liederschatze" von Erk und Böhme „dem Schnaderhüpfel das geworden, was ihm gebürt, rückhaltlose Anerkennung um seiner selbst willen nämlich". Ein touristisches Zeitalter habe dieses Liedchen, das sich von selbst nicht hervorwagte, aus den Bergen geholt. Im 3. Kapitel wird das Alter und das Wesen des Schnaderhüpfels behandelt. Interessant sind die inneren Gründe, welche da für das Alter einzelner „G'setzel" angeführt werden: so die Beziehung

auf das Opfern eines roten Hahnes, auf den Rosengarten der Mythe, auf die spanischen Klingen, auf das Fürstentum in Bayern, auf den Freiherrn von Paar. Die Anführung der Namen des Schnaderhüpfels folgt erst im 6. Kapitel, S. 57. Das 4. Kapitel handelt in anziehender Weise von den Kunstmitteln der äußeren Form, die im Schnaderhüpfel Anwendung finden: von der Metrik, den Reimen, dem Kettensatz, Wanderversen, stereotypen Ausdrücken ꝛc. Das 5. Kapitel bringt die Einteilung des Schnaderhüpfels in verschiedene litterarische Gattungen (Erzählende Stücke, Situationsbildchen, Gleichnisse, Sinnsprüche, rätselartige Naturbilder), welche Grasberger in etlichen Liedchen zu deuten sich bemüht. Im 6. Kapitel von der Syntax und der Stilistik des Schnaderhüpfels kommen auch die Priameln zur Sprache. Das 7. Kapitel legt Beziehungen des Schnaderhüpfels zu unseren nationalen Gelehrten und Dichtern bloß: neben Jakob Grimm und Lachmann werden da Lenau, Goethe, Luther, Grillparzer, Staub, P. Pichler und G. von Leitner erwähnt. Im 8. Kapitel werden die landschaftlichen Verschiedenheiten des Schnaderhüpfels hervorgehoben, welches übrigens vorzüglich dem bajuvarischen Stamme eigen sei. Einzelnes, was hier über den bayerischen Dialekt im allgemeinen angeführt wird, ist überflüssig, weil es hinter dem, was wir bereits wissen, zurückbleibt. Daß ein folgender Doppelkonsonant den Vorvokal verlangsame (S. 74), ist dem Referenten neu und wird ihm erst nach eigenem Hören glaublich werden. Das 9. Kapitel registriert der Reihe nach die modernen Schnaderhüpfelsammlungen, besonders die der österreichischen Länder, welche von Professor Welcker in Bezug auf Sangeslust vor alle anderen deutschen Länder gesetzt werden (S. 83). Das 10. Kapitel bespricht künstliche Nachahmungen des Schnaderhüpfels von Kobell, Stieler, Stelzhamer, Kaltenbrunner, Seidl, Castelli, Rosegger. Im 9. Kapitel erbringt Grasberger zu unserem Schnaderhüpfel interessante Parallelen aus dem Spanischen, dem Nordischen, Italienischen, Persischen und — Chinesischen:

Wie glänzt der Pfirsichbaum,
Wie leuchten seine Blüten!
Edle Mädchen, welche frei'n,
Wie sorglich werden ihr Haus sie hüten.

oder:

Eine Schaar von Turteltauben,
Weilet im Elsternneste
Sieh doch, hundert Wagen eilen
Zu der Tochter Hochzeitsfeste

Mit einem charakteristischen heimischen Liedchen und dessen Erklärung schließt Grasberger seine lehrreiche Schrift.

Es ist selbstverständlich, daß ein Gegenstand, welcher soweit in unsere Kulturanfänge zurückreicht und eine solche Kraft und Zähigkeit bis heute an den Tag legt, in einem Schriftchen von 102 Seiten nicht nach allen

Seiten erschöpfend behandelt werden kann. Die Metrik des Schnaderhüpfels müßte im Zusammenhang mit der Otfridstrophe, ja mit der alten alliterierenden Langzeile (acht Hebungen) durchgeführt und ihre Entfaltung zu verschiedenen Abarten — von denen die Nibelungenstrophe noch heute im oberösterreichischen Volksmunde nachgewiesen worden ist — begründet werden. Die Sammlungen dialektischer Volkslieder wird die Zeitschrift „Deutsche Mundarten" in nicht ferner Zeit mit der Litteratur der Dialektdichtung vollständiger bringen. Aber Grasberger hat das Verdienst, nach den verschiedensten Richtungen nicht nur anregend gewirkt, sondern in großen Zügen die Grenzen des Stoffes umschrieben zu haben. Was an dem Büchlein am meisten Lob verdient, ist das tiefinnere Verständnis, welches der Verfasser — eben selbst ein Dichter — seinem Gegenstande entgegenbringt, und die anziehende, stilistische Form, mit welcher er das Liedlein vor unseren Augen das werden läßt, als was wir es im Gedächtnisse behalten sollen. Die Schrift ist eine anziehende, wenn auch knappe Biographie des Schnaderhüpfels.

Wien. J. W. Nagl.

Hörmann L., Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialektlitteratur. Dresden, Leipzig und Wien, E. Pierson's Verlag 1895.

„Studienhalber trieb ich mich damals gern in so'chen Lokalen herum, um die Nuancen meiner heimatlichen Mundart und die Anschauung des Volkes aus erster Quelle kennen zu lernen." L. Hörmann, „Gut aufg'legt" (ebenda 1895, S. 38). Unter „solchen Lokalen" sind „halbländliche Gasthäuser gewöhnlicher, jedoch nicht ordinärer Sorte" gemeint.

In vino veritas ist gewiß ein richtiges Sprichwort, jedoch nicht, wo es sich um Erkenntnis alter Überlieferungen, konventioneller Formen und Anschauungen oder anderer Dinge handelt, welche zum bäuerlichen Wesen notwendig gehören. Man muß mit dem Bauer arbeiten oder ihn doch bei der Arbeit beobachten, muß mit ihm hadern, von ihm kaufen, kurzum, die verschiedensten realen Thätigkeiten an ihm erschauen, wenn man ihn richtig beurteilen will: im Wirtshause kommt viel eher die gemeinmenschliche Natur in ihrer Auflehnung gegen den äußeren Überlieferungs- und Manierenzwang zum Ausdrucke, als anderswo. Auch die Sprache der Bauern weicht im Wirtshause ab von dem althergebrachten Dialekte, der im Hause und bei der Arbeit treu festgehalten wird. So spricht man z. B. um Neunkirchen in Niederösterreich zu Hause „is gwē'n" (Perfektum), do^{n}, gsogg für „war" „da" „gesagt"; im Wirtshause woa^{r} (Imperfektum), dâ, gsâgt.

Dies muß vorausgeschickt werden, um zu begreifen, daß ein Kritiker, welcher die Dialektformen nur im ganzen richtig spricht und schreibt, auch bei Beurteilung des inneren Wertes der Dichtungen zuweilen fehlgehen kann.

Hörmann läßt übrigens in seinen Dialekt ganze hochdeutsche Wendungen mit einfließen: die Vögel singen ihm „voll süaßlich'n G'fühl", die Sterne „schimmern" statt blecketzen, Dienstboten „malen sö dö Zuakunft aus", Hörmanns Bauer bezeichnet eine städtische Tanzgesellschaft als „z'samm-g'würfelt", der Dichter selbst läßt sich „vom Alter" belehren, Rosegger ist ihm „voll Reichthum ön Herzen" und was es derlei Redensarten mehr giebt, die einem städtischen Leser viel geläufiger sind als einem bäurischen Sänger.

Dennoch hat Hörmann in seinen „Beiträgen" besonders über die älteren Dialektdichter (Lindemayr, Stelzhamer, Kaltenbrunner, Schosser, Misson) das Richtige fast überall ausgesprochen; freilich haben eben auch andere schon über diese Namen ihr fachmännisches Urteil gefällt, vor Hörmann; und es hätte diesem nicht entgehen sollen, was schon längst über Lindemayrs Verhältnis zu den Bauern gesagt worden ist. „Ihre Leiden sind auch die seinen" — diese Behauptung hätte Hörmann sonst nicht aufgestellt. Es ist betont worden, daß die Bauern durch Vorlesung namentlich der kürzern Gedichte Lindemayrs sich beschämt, angegriffen, „gefrozzelt" fühlen: thatsächlich hat Lindemayr als Lehrerssohn zwar Gelegenheit gehabt, mitten unter Bauern zu verkehren, hat aber stets seinen gesellschaftlich überlegenen Standpunkt auch als Dichter durchempfinden lassen; daß z. B. die Leiden des „kranken Bauers" auch des Dichters Leiden seien, wird selbst Hörmann nicht behaupten wollen. Lindemayr dichtet zwar für echte Bauernsöhne oder doch wirkliche Kenner seines Landvolkes, aber für solche, welche froh sind, über das gemeine Niveau sich hinaufgerungen zu haben, und daher geneigt sind, sich an den Schwächen und Leiden der überwundenen Kulturstufe zu weiden. Für den Kulturhistoriker ist auch dieses Genre von höchster Bedeutung.

Kaltenbrunner hätte sollen mit Lindemayr als symmetrisches Seitenstück verglichen werden. Auch er dichtet nicht für Bauern, sondern für Städter bäuerlicher Abkunft, die sich aber nach der Einfachheit des Landlebens und nach der Schönheit der Natur zurücksehnen. Ist daher Lindemayr sarkastisch, so ist Kaltenbrunner sentimental: weil aber Lindemayr mit seinen detailreichen, lokaldialektisch gehaltenen Bildern seitens der Leser mehr Kenntnisse voraussetzt als Kaltenbrunner mit seinen allgemeinen Motiven, so folgte der Haufen dilettierender Dialektfreunde dem letzteren, so daß dieser auf weit größere Kreise gewirkt hat.

Bei Stelzhamer trifft Hörmann das richtige Wort: seine „Gedichte sind .... bei aller Subjektivität doch der natürliche und getreueste Ausdruck seines Volkes". Stelzhamer denkt eben an kein bestimmtes Publikum; sind es Bauern, gut! die müssen die seltensten Sparpfennige der Mundart, die er auslegt, verstehen, müssen seine eigenen sprachlichen Schöpfungen (z. B. „dridamidumm" und dergleichen) nachempfinden, mit ihm die eigenartigsten Stimmungen, die sich oft aus den dreistesten äußeren Kombinationen ergeben,

verstehen können. Sind es Herren — auch gut! Die mögen in der Seele des Dichters allein lesen, was ihnen bisher fremd blieb, und wie von selbst gliedert sich ihnen die notwendige äußere Ausstattung an den innern Gang der Stelzhamerschen Dichtung. Selbst die schwierige Sprache klärt sich nach dem zweit- oder drittmaligen Lesen, weil sie eben auf den ältesten Traditionen beruht. So geht denn in jedem städtischen Leser der Stelzhamerschen Dichtungen ein Regenerationsprozeß vor sich: er wird schließlich in dem urwüchsigen Bauerntum durch Stelzhamers starken Geist mit den Wurzeln unseres nationalen Wesens wieder in Fühlung gebracht.

Hörmanns Schrift hat sich weiters dadurch verdient gemacht, daß sie zuerst den interessanten „Sängerstreit" zwischen Stelzhamer und Kaltenbrunner ausführlicher (S. 22—32) beleuchtet und nach Anton Schosser auch noch den Salzburger Sänger August Radnitzky (den „Finken von Mattsee") hervorhebt, dessen Dichtungen bisher noch nicht gesammelt sind. Bei Misson (S. 49 f.) hätte der innere Grund hervorgehoben werden müssen, aus welchem die Dichtung „Da Naz" (Hörmann nennt ihn S. 55 „Badhuiber" gegen „Bahhuiber" des Originals) notwendig unvollendet blieb. (Vgl. „Über den gegenwärtigen Stand der bayerisch-österreichischen Dialektforschung" vom Referenten, Wien 1886, bei Gerold, S. 17 ff., wo auch Strobls Fortsetzung ausführlicher gewürdigt ist als bei Hörmann).

Von neueren Dialektdichtern hebt Hörmann S. 58 ff. die Namen H. Grasberger, H. Fraungruber und M. Schadek mit Recht hervor. Ob ihm die neue Umdichtung der Tiersage in die niederösterreichische Mundart („Fuchs Roaner", Neunkirchen 1889) einfach unbekannt geblieben ist, oder ob er sie entgegen den Urteilen Roseggers, Grasbergers, der Professoren Schönbach, Brenner und anderer als nicht erwähnenswert hält, ist nicht zu entscheiden.

Auch dem Referenten haben viele Dichtungen Schadeks einen erquicklichen Genuß bereitet; doch heißt es dessen Können weitaus überschätzen, wenn Hörmann S. 59 ihm den Rat giebt, „ganz in der Dialektdichtung aufzugehen," und meint, „von ihm könnten wir das Schönste erwarten, Dichtungen, wie Missons . . . ‚Naz'." Hierzu fehlt Schadek alles Rückgrat. Zunächst ist er in der Mundart nicht fest. Formen mit a und oa (< althochdeutsch, mittelhochdeutsch ei) wechseln in einem und demselben Gedichte ganz nach Belieben (z. B. „A bisserl was" S. 24 ane, Gasbock neben koan und kloanst, die letztere Form [auf S. 37] lautet bei den Bauern übrigens klean(ə)st); es giebt aber nur Dialekte ausschließlich mit a oder ausschließlich mit oa; daneben freilich ein paar Touristen und Handwerksburschen, welche je nach Bedarf oder Einfall mit a oder oa wechseln. „Eigen" statt ong'n (z. B. S. 16) ist städtisch, nicht gut bäurisch; Gmoar'n für Gmoan'n, S. 28, ist wohl nur ein Druckfehler; „Fehler" und „Keller", S. 31, giebt einen Augenreim, denn ersteres heißt

bei den Bauern „Fahler“; S. 37 ist „an Monat“ männlich gebraucht, im Dialekt aber sächlich; S. 80 ist „Fichten“ aus der Schrift in den Dialekt übersetzt (statt „Feichtn“). Auch der Stil ist oft unecht: S. 11 geht ein Engel um „grüblat wia Nauerl“; man steht öfter betroffen da „wia a Nauerl“, nicht aber kann man grübeln „wia Nauerl“; die Auslassung des unbestimmten Artikels erinnert an Czechen, die schlecht deutsch können. „A Schrecka und Banga“ (S. 28) ist ganz die abgeleierte Schriftphrase „mit Schrecken und Bangen“. Der Dialekt kennt „Schracka“, aber ein Hauptwort „Banga“ gar nicht. S. 34 soll „fest sein“ so viel bedeuten als „wohlbehalten sein“, nur wegen des Reimes! Der arme Teufel spielt auf der Welt „die schlechtast Roll'“ (S. 91). Endlich läuft man als Bauer „nicht den Dirndln nach“ (S. 24), wie die Städter in ihren Gassen. Das Bauernleben kennt Schadek doch nur von außen her, nicht in dem gleich einleitend betonten Sinne. Daher bewegen sich seine Stoffe gern an der Peripherie des bäuerlichen Lebens, wo gemeinmenschliche Motive vorherrschen. In diese Sphäre fallen auch Schadeks anerkennenswerte Leistungen (z. B. „Da Gstudierte“ S. 9, „Die Teufelsnacht“ S. 50, „Da Übernachtige“ S. 77). Auch Wirtshausfabeln gehören hierher (S. 18 „Dö Buam in Strenghofen“). Dabei betont aber Schadek oft zu sehr das Pathologische (S. 15 „Da Ähnl“, S. 23 „Da Trauminöt“, es fehlt ihm mit der wahren inneren Sympathie für die Bauern auch die Grenze, bis zu welcher der Spott gehen soll. Daß wir aber, ähnlich wie in Missons „Naz“ oder in Stelzhamers „Ahnl“, auch nur ein einigermaßen kontinuirliches Stück echtesten Bauernlebens aufgerollt fänden, das begegnet uns bei Schadek nicht. Und wie vergleicht sich zu Missons Pietät und ehrlicher Frömmigkeit der störend frivole Ton, den Schadek S. 57 anschlägt:

'n Herrn Jesus hab'n dö Judenleut
Dös wißt's ja, recht schirt,
Da hat er auf an Dunnerstag
Am Ölberg g'lamatirt
Was er can than hat, Wunder gnua,
A ganze Butt'n voll,
Es hat nix gnutzt, grad weil's (sie) er kann,
So hab'n's auf eam an Grol“ (sie) ....

und das wird endlich

Sogar an'n Herrgott z'dumm u. s. w.

Spricht aus solchen und ähnlichen Dingen ein Bauerngemüt? oder der reine Odem der Missonschen Muse?

Immerhin hat Leopold Hörmann durch sein Schriftchen, in dem er ja besonders die hervorragenden älteren Dialektdichter richtig gezeichnet hat, das Verdienst, in weiteren, auch litterarischen Kreisen auf die Dialektdichtung wieder hingewiesen zu haben. Der kurze Anhang freilich über das Schnadert-

hüpfel (S. 68 „Wie das Volk dichtet") ist seither durch Hans Grasbergers oben besprochenes treffliches Büchlein „Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" weitaus überholt.

Wien. J. W. Nagl.

Volte J., Das Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XII.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1895.

Volte, der schon im 7. Hefte der „Theatergeschichtlichen Forschungen" seine gründliche und wertvolle Arbeit über die „Singspiele der englischen Komödianten" veröffentlicht hatte, tritt in dem vorliegenden Bande mit einer noch wesentlich umfangreicheren Vorarbeit zu seiner Geschichte des Dramas und Theaters im 16. und 17. Jahrhundert ans Licht. Archiv und Bibliothek in Danzig haben ihm eine trotz aller Lückenhaftigkeit erstaunliche Fülle des Materials an die Hand gegeben und bei Voltes längst bekannter weitreichender Bücher- und Aktenkunde haben natürlich auch zahlreiche auswärtige Bücher- und Schriftensammlungen zu seinem Werke beisteuern müssen. Auf eine Verarbeitung seines Materials hat er, wenigstens im vorliegenden Buche noch, verzichtet: er teilt die gesamten Aktenstücke, die von 1522—1730 reichen, in chronologischer Reihenfolge mit. Im Anfang macht dies Verfahren den Leser ungeduldig, ja unwillig, und es ist in der That kein Vergnügen, von der Notiz einer Chronik zur Inhaltsangabe eines Schuldramas, von da aus zu einem Bruchstückchen zeitgenössischer Selbstbiographie und weiter zu einer Bemerkung im Kämmereibuche, einem Ratsaktenstücke oder was es sonst sein mag, überzuspringen. Aber je weiter man vordringt, um so mehr weiß man Volte für die Vollständigkeit seiner Mitteilungen Dank: immer häufiger entdeckt man nun auch im Kleinsten Dinge, die man nicht gern vermissen möchte, immer leichter wird es dem Leser, in diesem Gewirre seinen Weg zu entdecken, und zu beurteilen, wo hinaus er führt. Vor allem aber wird Volte des Dankes seiner Mitforscher gewiß sein, da er sie zu den Quellen selbst weist und darauf verzichtet, das Wasser lediglich auf seine Mühle zu leiten.

Das Bild des Danziger Theaterlebens, welches man aus diesen Urkunden gewinnt, hat Volte selbst in seiner Vorrede mit wenigen Strichen, aber mit sicherer Hand entworfen. Zu den Fastnachts-Aufführungen und Umzügen der Handwerker tritt mit dem Jahre 1560 die Schulkomödie und um die Wende des Jahrhunderts das Schauspiel der Wanderbühnen. Von diesen drei Arten dramatischer Darstellungen hat die humanistische Schulkomödie die geringste Lebenskraft; sofern sie sich der deutschen Sprache bediente, scheint sie schon unmittelbar nach ihrer Entstehung infolge von Anfeindungen, wenigstens für das 17. Jahrhundert, aus dem Gymnasium verbannt worden zu sein und in anderen Schulen eine Zuflucht gesucht

zu haben. Immerhin muß sie sich im Anfang ziemlicher Beliebtheit erfreut haben, denn im 8. Jahrzehnt erfährt man fast alljährlich von derartigen, bald wirklich ins Werk gesetzten, bald wenigstens geplanten Aufführungen; sogar das schöne Geschlecht wagte sich 1572 mit einem vereinzelten Versuche hervor. Doch beweist schon eine 1591 erschienene und kurz zuvor aufgeführte Komödie des Professors Philipp Waimer, daß die eigene Triebkraft der Schulkomödie im Sinken ist: während bisher nur antike und biblische Stoffe zur Darstellung gelangt waren, neben denen nur zweimal eine „Griseldis" erscheint, dramatisiert Waimer Bandellos Novelle von Eduard III. und der Gräfin von Salisbury, in den komischen Szenen bereits an ein Singspiel der Englischen Komödianten anlehnend. Anfeindungen im Rate 1601 vermochte die Schulkomödie nicht Stand zu halten; ihre einzige bemerkenswerte Leistung im 17. Jahrhundert ist ein lateinisches Prosastück „Aeneas und Lavinia", von Professor Johann Raue verfaßt, das bereits mit dem ganzen prunkvollen Apparat der italienischen Bühne arbeitet.

Dürftiger fließen die Nachrichten über die Spiele der Bürger, wenigstens insofern wirkliche Komödien in Betracht kommen. Jedenfalls aber hat die Handwerkerkomödie eine ziemlich zähe Lebenskraft bewiesen, denn lange Jahre geht sie völlig ungestört neben den Aufführungen der Berufsschauspieler her. Erst 1631 macht uns die Versicherung der dramatisch regsamsten Zunft der Kürschner stutzig, daß sie „engelsche Commedien" aufzuführen gedenke, und in der That scheint auch hier der Verlust der Eigenart der Anfang vom Ende gewesen zu sein: in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts hören wir im wesentlichen nur noch von Aufzügen.

Die englischen Komödianten und ihre Nachfolger behaupteten also schließlich das Feld. Wann die Engländer zuerst nach Danzig gekommen sind, steht nicht fest. Volte vermutet, daß schon 1587 die älteste englische Truppe, die fünf „instrumentister och springere", die zuvor dem Dänischen und Kursächsischen Hofe gedient hatten, in Danzig erschienen seien. Ohne dem unbedingt zustimmen zu wollen, glaube doch auch ich, daß die Englischen Elemente in Waimers „Elisa" die Anwesenheit einer Truppe vor 1591 zum mindesten wahrscheinlich machen. Ihre Herrschaft beginnt genau mit dem Anfang des Jahrhunderts, 1601, und bleibt mindestens fünf Jahrzehnte unbestritten. Zwar melden sich schon im ersten Jahre, aus Bergen kommend, deutsche Rivalen, aber der Rat hatte für deren Appell an sein Nationalgefühl kein Ohr und schlug ihr Spielgesuch ab; er that wohl daran, denn die halb hochdeutsche, halb niederdeutsche Sprache des Gesuchs war ein übler Empfehlungsbrief. Sonst zeigen sich deutsche Komödianten für lange Zeit nur zweimal: die 1615 erscheinenden Kurbrandenburgischen waren sicher unmittelbar von Engländern geschult und und hatten mit Engländern gemeinsam agiert (S. 11, Anmerkung), durften aber trotzdem nur siebenmal spielen, während der Engländer Green im

gleichen Jahre über einen Monat verweilte. 1623 mußte eine deutsche Truppe gar mit 6 Aufführungen zufrieden sein.

Inzwischen waren die Engländer zum Dominiks-Markt im August gern gesehene Gäste und spielten zu Preisen, die nach und nach von zwei auf neun Groschen stiegen; allerdings stiegen die ihnen auferlegten Abgaben mit. Wir finden bei Bolte eine ganz beträchtliche Anzahl von Aufenthalten der Engländer erwähnt, die bisher größtenteils unbekannt waren: von bekannten Prinzipalen erscheint Green nicht weniger als dreimal (1607, 1615, 1616), das letztemal gemeinsam mit Reynolds; auch Spencer hat einmal oder zweimal (1609? und 1611) mit Erfolg, einmal (1619) ohne Gehör zu finden, in Danzig um Spielerlaubnis gebeten. Später, 1636 erscheint Arend Ärschen, der 1640 noch einmal, gemeinsam mit Reynolds, vergeblich an den Thoren Danzigs anpocht, 1643 dagegen angenommen wird. Andere Truppen spielen 1605, 1619, 1647. Von ihrem Repertoire wissen wir leider so gut wie nichts.

Nachdem schon 1651 Andreas Gärtner mit Königsberger Studenten aufgetreten, geht 1669, als Paulsen mit seinem Schwiegersohne Velten in Danzig erscheint, die Herrschaft endgiltig in deutsche Hände über: wie in Danzigs Theatergeschichte, so ist auch in Boltes Buch dieser Aufenthalt Paulsens der Glanzpunkt. Durch Aufzeichnungen des Ratsherrn Georg Schröder sind wir über den Inhalt von 8 Stücken, die Paulsen aufgeführt hat, gründlich unterrichtet; Bolte weiß diese Dramen zum größten Teil auf ihre deutschen, englischen, französischen und holländisch-spanischen Quellen zurückzuführen. Er schließt daran eine Besprechung von Paulsens Dresdner Repertoire (1674 und 1679), sodaß nunmehr über die Leistungen der Truppe, soweit sie bekannt sind, ein abschließender Überblick gegeben ist, dessen interessantes Ergebnis ist, daß anfangs die Stücke englischer Herkunft überwiegen, später jedoch Spanier und Franzosen stärker zur Geltung kamen. Im einzelnen scheinen Boltes Erläuterungen über die Herkunft der Stücke zweimal der Verbesserung zu bedürfen. Daß Monfleurys „Fille Capitaine (S. 120 Nr. 39) mit Figueroas „La dama capitan" nichts als den Titel gemein hat, habe ich bereits an einer anderen Stelle dieser Zeitschrift nachgewiesen (4, 824); auf welches der beiden Stücke die deutsche „Jungfer Capitain" zurückgeht, bleibt aber fraglich. Ferner hat Schwering („Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Drama in Deutschland", S. 607) gezeigt, daß der „Jodelet" (S. 121, Nr. 54) nicht auf Th. Corneilles „Geôlier de soi-même" und Calderons „Alcaide de si mismo", sondern auf ein holländisches Lustspiel und weiter über Scarron auf F. de Rojas zurückgeht. — Im Anhang teilt Bolte zwei vollständige Stücke mit, die aus Georg Schröders Nachlaß stammen und aus Paulsens Repertoire herrühren mögen; die Handschrift ruht auf der Danziger Stadtbibliothek. Beide tragen unverkennbar den Charakter der Schauspiele englischer Komödianten und sind zudem schon

von Creizenach Schauſpiele der engliſchen Komödianten, S. XLVI ff., XLVIII, der ſie aus einem Auszuge im Jahrgang 1865 der „Altpreußiſchen Monatsſchrift“ kannte, auf engliſche Stücke von John Marſton und Lewis Machin zurückgeführt worden. Bolte giebt namentlich zu dem zweiten Stück, „Der ſtumme Ritter“, einen weiteren Quellennachweis, der auf Bandello führt, vergleicht es eingehend mit Ayrers engverwandtem Stücke und legt in der Beſprechung des Zwiſchenſpiels, das dem bekannten vom unſichtbar machenden Steine entſpricht, einen glänzenden Beweis ſeiner internationalen Litteraturkenntnis ab. Auch das erſte Stück, Tiberius und Anabella, prüft er ſorgſam auf ſeine Abweichungen von Marſton.

Paulſens Erfolg in Danzig war ſo durchſchlagend, daß ſchon im nächſten Jahre der Engländer Benteley ſich bewogen fühlte, ausdrücklich den Namen eines Principals hochteutſcher Comoedianten anzunehmen. Er war der letzte ſeines Volkes: von nun ab erſcheinen nur deutſche Truppen, neben ihnen nur zweimal Holländer, 1685 Sammers (Näheres über ihn bei Schwering a. a. O. S. 37) und vermutlich 1703 Rijndorp. Von Deutſchen ſeien die Witwe Velten (1694 und 1695), Uhlich (1700), Hacke (1714) und Eckenberg (1718) genannt.

Merkwürdig gering iſt die Rolle, die in Danzig die Oper ſpielt: 1646 wurde gelegentlich eines Hoffeſtes von der Königlich Polniſchen Kapelle italieniſche Oper geſpielt, aber ohne jede Nachwirkung. Ebenſo vereinzelt bleiben zwei Verſuche des einheimiſchen Komponiſten Weber, 1695 mit einem „Nero“, 1698 mit einer „Coelia“. Bei der Beliebtheit, welche dieſe Kunſtgattung anderwärts genoß und dem Reichtum der Stadt iſt dies immerhin merkwürdig. — Um endlich auch der lebloſen Darſteller zu gedenken, ſo tauchen, wie am Ende des 16. Jahrhunderts die Puppenſpieler mit geiſtlichen Aktionen, ſo zu Ende des 17. die Policinell-Spieler auf.

Die Forſchung iſt Bolte für ſeine ſchöne Gabe zu großem Dank verpflichtet. Jede Arbeit, die ſich mit der Bühne und Bühnentechnik, der dramatiſchen Litteratur oder der Kulturgeſchichte der einſchlägigen Zeit beſchäftigt, wird auf ſein Buch ſorgſame Rückſicht zu nehmen haben. Soweit er mit ſeinem verdienſtvollen Vorgänger Hagen (Geſchichte des Theaters in Preußen, 1854) den gleichen Weg geht, hat er ihn weit überholt. Gleich eingehende Theatergeſchichten anderer großer Städte, ſoweit ſie nicht bereits vorliegen, wären dringend zu wünſchen.

Jena. Rudolf Schlöſſer.

Rentſch J., Lucianſtudien. Wiſſenſchaftliche Beilage zu dem Programme des Königlichen Gymnaſiums zu Plauen i. V. Oſtern 1895.

Das Programm enthält zwei Abhandlungen verſchiedenen Wertes. Die Parallele „Lucian und Voltaire“ (S. 1—14) kann höchſtens An

ſpruch darauf erheben, als eine ſtiliſtiſch gelungene Zuſammenfaſſung der oft und oft betonten Ähnlichkeiten beider Schriftſteller zu gelten. Was K. G. Jacob in ſeiner Charakteriſtik Lucians von Samoſata (Hamburg 1832) geleiſtet hat, wie dieſe Leiſtung von K. F. Hermann aufgenommen und beurteilt wurde, das anerkennt und verarbeitet Émile Egger in ſeiner knappen und vortrefflichen Parallele De Lucien et de Voltaire (Journal général de l'instruction publique du 10 sept. 1845; wiederholt in den Memoires de littérature ancienne Paris 1862, S. 472–486) und ſchließt, ſollte man meinen, in dieſer Form und in dieſen Ausmaße die Akten über den Gegenſtand. Denn in wenigen Sätzen zuſammengeſtellt liegt bei ihm das Körnchen unbeſtreitbarer Wahrheit, das aus der Vergleichung der faſt zwei Jahrtauſende auseinander liegenden Zeitumſtände und der jeweilig von ihnen beeinflußten und auf ſie wieder einwirkenden Geiſter ſich ergiebt. Es iſt doch nur ſelbſtverſtändlich, daß ſich Übereinſtimmungen im einzelnen auch dort finden müſſen, wo ein ähnlicher Ideengehalt in die gleiche Form gegoſſen wird. Und ſo ſcheint denn Rentſch dieſe Studie mehr als Muſteraufſatz für ſeine Schüler, denn aus wiſſenſchaftlichem Bedürfnis geſchrieben zu haben. Diejenigen Motive übrigens, auf die ſeine bereits angeführten Vorgänger noch nicht hingewieſen hatten, ergänzte Maurice Croiſet an den verſchiedenſten Stellen ſeines umfangreichen Essai sur la vie et les oeuvres de Lucien (Paris 1882), mehr andeutend als ausführend. Und nun gar ein Buch über Voltaire aufzuſchlagen, in dem Lucian nicht auch zur Vergleichung herangezogen würde, dürfte recht ſchwer fallen. Rentſch hat alſo, wie geſagt, wohlgegliedert und wohlſtiliſirt ausgeführt, worin ihm von anderen bis zum Überdruß vorgearbeitet worden war. Einzelheiten hier zu erörtern oder über Grundanſchauungen zu ſtreiten, wie die, ob für Voltaire wirklich die Moral der feſte Boden war, der ihm Halt gab, oder gar ob Philoſophie des praktiſchen Lebens und Moral identiſche Begriffe ſind, würde zu weitläufig ſein. Ganz unerfindlich blieb mir der Zweck der gegen Schluß der Parallele (S. 13) zwiſchen zwei Gedankenſtriche eingekeilten Folgerung: „Man wird zugeben, daß beide eine dichteriſche Ader haben.“ Unter „beide“ ſind nämlich die Dichter Lucian und Voltaire zu verſtehen. Iſt dies vielleicht das Endergebnis der neuangeſtellten Vergleichung? Oder ſoll das Ironie ſein? Und iſt es auch ironiſch gemeint, wenn Rentſch uns mit dem Bedauern entläßt, daß Voltaire in ſeinem bekannten Totengeſpräch, in dem Erasmus von Rotterdam, Lucian, Rabelais und Swift ſich unterreden, keinen deutſchen Satiriker der Aufnahme in dieſen Kreis würdigte? Einer ſei deſſen doch vollends würdig geweſen, meint Rentſch, nämlich — Leſſing!? —

Die zweite Studie handelt vom Totengeſpräch in der Litteratur (S. 15–44). Es iſt dies meines Wiſſens der erſte Verſuch, einen Überblick über das weite Stoffgebiet zu gewinnen. Lucians Vorgänger werden

ganz kurz abgethan, ſeine eigenen Totengeſpräche in Gruppen geordnet und jede Gruppe in einem typiſchen Vertreter vorgeführt. Bezeichnend iſt die Beobachtung, daß die rein litterariſche Satire in den Lucianiſchen Totengeſprächen fehlt. Schon der Hinweis auf Ariſtophanes allein drängt uns die Frage nach den Gründen auf. Rentſch hält dafür, daß „die zeitgenöſſiſche Litteratur einer Kritik in ſo künſtleriſcher Form nicht wert“ war. Dieſe Begründung ſoll nicht beſtritten werden. Es kommt aber hinzu, daß Lucian zu litterariſcher Kritik überhaupt wenig Neigung hatte, daß der Kampf gegen Afterphiloſophie und Unmoral, gegen Aberglauben und ſociale Mißverhältniſſe ſein Denken und Schaffen ganz ausfüllte. Denn der Ton ſeiner Satire iſt immer auf den dröhnenden Kriegsruf gegen die Allgemeinheit geſtimmt, und wenn er ſchon die Menſchen ſcheidet, ſo geſchieht es aus dem Geſichtspunkte des Gegenſatzes heraus, wie Arm und Reich, Tyrann und Sklave, Zufrieden und Unzufrieden, ſelten nach Ständen oder anderen Einteilungsmotiven, die auch der Rüſtkammer Satire wider den Erbfeind irdiſchen Glückes entnommen ſind, wie der Paraſit, der Schmeichler, der Erbſchleicher u. a. (Vgl. darüber auch Croiſet a. a. O. S. 236.) — Ganz kurſoriſch überblickt Rentſch weiter die Entwicklung unſerer Litteraturgattung bis an den Schluß des 17. Jahrhunderts. Eine treffliche Vorarbeit ſtand ihm hier zu Gebote, ein Vortrag Richard Förſters über Lucian in der Renaiſſance (Schnorrs Archiv 14 [1886], 336—363), deſſen Ergebniſſe ſich Rentſch in nur allzu knappen Zügen angeeignet hat. Aber gerade hier, bei der einfachen Aufzählung der ſchon bei Förſter verzeichneten Überſetzungen und Nachahmungen, fragt man ſich, wozu Rentſch das ſchöne Wort Hettners an die Spitze ſeiner Studie geſtellt habe, daß die Litteraturgeſchichte nicht Geſchichte der Bücher, ſondern der Ideen und ihrer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Formen ſei, wenn er ſelbſt ſich dieſen Gedanken nicht aneignet. Daß Lucian „begreiflicherweiſe“ die Schriftſteller der Renaiſſance anzieht, wollten wir ſo gern erörtert hören. Wie deutlich ſpricht es doch ſchon Förſter am Beginn ſeiner Rede aus! — Das 16. Jahrhundert in ſeinen hierhergehörigen Vertretern erfährt eine gebürende Berückſichtigung. Ich frage hier wiederum, wieſo es kommt, daß man verhältnismäßig ſo ſelten Gebrauch machte von einer Litteraturgattung, für deren Aufblühen alle Bedingungen gegeben waren? Für Deutſchland kommt neben Huttens bekanntem Dialog und Hans Sachſens Tragödie „Der Caron mit den abgeſchidnen Geiſten“ bloß noch ein gereimtes Geſpräch von Joh. Schradin aus Reutlingen, einem Zeitgenoſſen Luthers, in Betracht. Der Hinweis auf Ayrers Faſtnachtſpiel vom Lazarus und auf die Totentänze in der bildenden Kunſt hat ſeine Berechtigung; dennoch darf hierbei nicht überſehen werden, wie viele und bedeutendere Faktoren anregend und ausgeſtaltend wirkten. Ich vermiſſe an dieſer Stelle einen Seitenblick auf erdichtete fremde Welten. Ein Wort über die Montesinoshöhle im Don Quixote oder über Nicolai Klimii

ter Subterraneum von Holberg hätte den Zusammenhang mit den Lügenromanen, den Robinsonaden und Münchhauseniaden des 16. und 17. Jahrhunderts einerseits, mit den Utopien und den Beschreibungen des Schlaraffenlandes andererseits andeuten können. Manche Werke Lucians böten einen bequemen Punkt zur Anknüpfung.

Die Sache gewinnt an Wichtigkeit durch den Ausblick auf die Verwertung der Unterwelt und der erdichteten Welten in den komischen und satirischen Dichtungen des 18. Jahrhunderts. Ich erinnere nur an die komischen Heldengedichte „Der Dichterkrieg" und „Das Meisterspiel im Lomber" in den Belustigungen des Verstandes und Witzes, an Zachariaes „Murner in der Hölle" u. a. Es braucht nicht erst betont zu werden, daß die Totengespräche weder das einzige noch das wichtigste Glied in der Kette dieser Zusammenhänge bilden. Vielleicht läge in dem Hinweis auf diese beliebten Formen der Didaktik und Satire eine teilweise Antwort darauf, weshalb das Totengespräch in seiner reinen Form vor dem 18. Jahrhundert so selten erscheint. —

Über Rabelais, Quevedo und Moscherosch hinweg bricht sich das Totengespräch mit dem Auftreten Boileaus neue Bahn. Ihm folgen Fontenelle und Fénelon — den ich übrigens nicht mit Rentsch den „Herder Frankreichs" nennen möchte — nach und leiten mitten in die Bewegung unglaublich fruchtbarer Nachahmung deutscher Autoren, meist niederen und niedersten Ranges, hinein. Der Mittelpunkt der Betrachtung gebürt unstreitig den Faßmannschen Totengesprächen, jenen 15 dicken Quartbänden, angefüllt mit der Summe des ganzen Wissens aus der politischen Geschichte der damaligen Gegenwart und ihrer Vergangenheit. Was da alles zu finden ist, davon geben Rentschs Notizen nur einen schwachen Begriff. Es ist keine Überschätzung dieser von Historikern vielfach zu hoch bewerteten Gespräche, wenn man sie mit Rücksicht auf die Fülle des gebotenen Stoffes und der manchmal nicht ohne Sorgfalt aus Quellen gezogenen Nachrichten über Geschichte und Kultur der verschiedensten Völker und Zeiten, über Aberglauben, Sagen, Mythen und Trachten und Münzen und Bibliotheken und tausend andere Dinge wirr nebeneinander nur als ein Magazin der damaligen Volksbildung betrachtet. In der Einleitung zum 15. Bande giebt Faßmann einen ausführlichen Bericht über sein Leben und seine Werke und verweist mit gerechtem Stolze darauf, daß von einem seiner ersten Totengespräche (1718) „über 15.000 Exemplare distrahiret worden sind, massen man es fünfmal auflegen lassen, und der Verleger ist gesonnen, auch noch zur sechsten Edition zu schreiten". Wahrhaftig ein schöner Erfolg für die damalige Zeit! Schon auf S. 996 des zweiten Bandes durfte Faßmann von seinen Totengesprächen bekennen, „daß sie von vielen Tausend Personen hohen und niederen Standes, ohne Ruhm zu melden, geliebet und ästimiret werden". Rechnen wir noch hinzu, mit welchem Eifer bald nach dem

ersten Erscheinen in allen Teilen Deutschlands Scribenten und Verleger sich auf die Nachahmung dieser periodischen Zeitschrift stürzten, so beweist dies mindestens, daß Faßmanns Angaben nicht übertrieben sind. Abgesehen von dem vorwiegend historisch-politischen Inhalte sind die oben angedeuteten kulturgeschichtlichen Massen sicherlich einer Andeutung wert. Am allerwenigsten wird der Litterarhistoriker unachtsam vorbeigehen dürfen an dem ungewöhnlichen Behagen, mit dem der Autor — beiläufig gesagt, ein Mann, der stets nur darauf bedacht ist, den Geschmack seiner Leser zu treffen — bei gewissen historischen Figuren verweilt, wie bei Wallenstein, Maria Stuart, Don Carlos, Tell, dem falschen Demetrius u. v. a., daran, wie häufig er auf die Salzburgischen Emigranten zurückkommt, daß auch er hervorhebt, welch große Bewegung in der Unterwelt entstand bei der „Ankunft eines alten Greises von mehr als hundert Jahren, desgleichen einer Frau, welche hochschwanger abgereiset, und unter Wege in das Kindbette gekommen" (169. Entrevue). Und welche Fülle gar von Einzelheiten, wie die ausführliche Bemerkung darüber, „was die Oriflamme bey denen alten Franzosen gewesen" (5, 572), die Überlieferung eines alten Liedes über den sächsischen Prinzenraub (8, 599; über die historischen Vorgänge, die dem zu Grunde liegen, auch in vielen anderen Gesprächen), eine interessante Parodie des bekannten Nachtwächterliedes ins Politische; „Hört, ihr Herrn, lasst euch sagen, Der Kaiser hat die Franzosen geschlagen . . ." (13, 87), die Bemerkung, daß damals von vielen Seiten gegen jede Art von Dialog heftig Opposition gemacht wurde (13, 1111), daß im 17. Jahrhundert unter den Soldaten der Blutsegen noch üblich war (15, 686), Übersetzungen aus französischen Schäferpoesien in Prosa (4, 385), eingehende Notizen über das Kammergericht in Wetzlar (4, 56) u. s. w., u. s. w. Nicht unwichtig wäre es gewesen, hervorzuheben, wie unbedeutend die seltenen Anmerkungen über die zeitgenössische Litteratur sind, welche Schriftsteller diesem ausgedehnten Leserkreise nahegerückt werden. Abraham a St. Clara ist ein Mitunterredner in der langen 73. Entrevue und führt in extenso seine bedeutendsten Werke dem Leser vor. Außer ihm ist nur noch Scarron ein Totengespräch gewidmet, worin er „in glücklicher Zusammenstellung", wie Rentsch hervorhebt, mit seiner Madame Maintenon confrontiert wird. Dieser glückliche Gedanke ist nun Faßmanns Eigentum ganz und gar nicht. Sollte es doch Rentsch bekannt sein, daß der Franzose Habert auf die Originalität des Gedankens Anspruch erheben kann. Ob Habert wieder der Schrift: Scarron a paru à Mme de Maintenon . . . . Cologne 1694 als Schuldner gegenübersteht, bleibe dahingestellt. Überhaupt sei bei dieser Gelegenheit ganz allgemein betont, daß der Verfasser die litterarische Bewegung im Auslande nur in ihren Gipfeln überschaut. Und es zeigt sich aus dem oben angeführten Beispiel ganz unzweifelhaft, daß die Hauptanregung für Deutschland aus den Niederungen französischen Schrifttums auf diesem Gebiete kam.

Was nun die Nachahmungen der Faßmannſchen Totengeſpräche betrifft, ſo pflichte ich dem Verfaſſer bei, daß er ſo ſummariſch in der Behandlung vorgieng. Er hat auf die Zuſammenſtellung hierhergehöriger Schriften bei Heinſius verwieſen und ganze Reihen der ihm bekannt gewordenen Totengeſpräche, nach ſachlichen Geſichtspunkten geordnet, in den Anmerkungen zuſammengeſtellt. Aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek in Berlin, aus gelegentlichen Aufzeichnungen und aus dem Verzeichnis in Hayns Bibliotheca Germanorum Erotica ließe ſich manche Ergänzung beibringen. Ich unterlaſſe dies, da auch meine Sammlungen keinen Anſpruch auf Vollſtändigkeit erheben können. Ich will nur zur Anmerkung 50 bei Rentſch nachtragen, daß der im vorigen Jahrhundert vielgenannte Räuber Lips Tullian, der namentlich in der komiſchen Litteratur häufig genannt wird, eine trockene, aber offenbar nach Kriminalakten gearbeitete Beichte dem nicht minder berüchtigten Nickel Liſt anvertraut. Ja, es haben ſich verſchiedene Autoren den Mordgeſellen zum Haupthelden eines Totengeſpräches gewählt, und dieſe Machwerke erlebten ſogar mehrere Auflagen. — Solche Entrevuen bieten neben anderem inſofern auch ein ſprachliches Intereſſe, als viele Ausdrücke im Diebsjargon eingeflochten ſind. In dem mir vorliegenden Exemplar finden ſich z. B. auch „Bauernreime", eine Art litterariſchen Geſellſchaftsſpiels, mit den bekannten Leberreimen zu vergleichen. Denn, daß die ſeichten Nachahmungen der Totengeſpräche an ſich unſere Aufmerkſamkeit nicht zu feſſeln vermögen, liegt klar zu Tage, wiewohl auch darin Unterſchiede zu machen ſind. So mag eine bei Rentſch gar nicht erwähnte Gruppe von Geſprächen, die als Totengeſpräche im engſten Sinne nicht mehr bezeichnet werden können, nämlich die Geſpräche lebloſer Gegenſtände in der Unterwelt den Kulturhiſtoriker beſonders anziehen. Ich verzeichne die mir leider unzugänglich gebliebenen: Curiöſes Geſpräche in dem Reiche derer Todten, zwiſchen der Contuſche und Adrienne. o. O. 1731. 8° (Geſpräche zwiſchen Kleidungsſtücken giebt es ſonſt noch viele, aber nicht in der Unterwelt); Geſpräch im Reiche der lebloſen Sachen zwiſchen Steifrock und Kopfzeug, Eventaille und Schreibfeder. 2 Teile, Cöln 1738, 4°; Geſpräch im Reiche der lebloſen Sachen zwiſchen unterſchiedlichen Stücken des galanten Frauenzimmerputzes. 2 Entrevuen. Leipzig bei Deer, etwa 1738. Dann ſtehe hier der Merkwürdigkeit halber: Geſpräche im Reiche derer Todten unter den Münzen. Entrevue I. o. O. 1728, 4° Faßmann ſelbſt wird ſieben Jahre nach ſeinem Tode zum Mitunterredner gemacht in einer freundſchaftlichen Entrevue ſeiner Seele mit der des Th. Hobbes, „durch welche beyder Charaktere moraliſch zergliedert werden", Wieſenthal und Malmesburg (laut Wellers Index Pseudonymorum III: Malmesbury) 1751, und die Zugkraft ſeines Namens iſt ſo wirkſam, daß noch 1757 ein Ungenannter ein Geſpräch zwiſchen den Königinnen von Polen und Preußen unter dem Namen: Faßmann der Jüngere in die Welt ſendet. (Vgl. dazu Rentſch S. 34.) — Zur Zeit Maria

Thereſias und Friedrichs des Großen erlebt die Gattung faſt eine neue Blüte, ſo zahlreich ſind die Geſpräche, in denen beide Machthaber einander gegenübertreten. Und daß auch in unſerer Zeit das Totengeſpräch noch nicht ausgeſtorben iſt, mögen die unten verzeichneten Werke beweiſen, die mir mehr durch Zufall als durch Auswahl in die Hände gerieten.[1])

Wenigſtens in den Anmerkungen wäre es geboten geweſen, einige Verfaſſernamen dieſer meiſt anonym erſchienenen Totengeſpräche des 18. Jahrhunderts bekannt zu machen. Außer Faßmann und dem auch bei Rentſch angeführten Gleichmann ſind mir folgende Autoren bekannt geworden: Joh. Adam Braun (Kochems hypochondriſche Stunden im Reiche der Todten. o. O. 1782 — gerade dies fehlt bei Goedeke), Joh. Conr. Fäſi (Allgemeine Deutſche Biographie 6, 578), Joh. Friedr. Mayer der Jüngere (Allgemeine Deutſche Biographie 21, 107), Chrph. Gottl. Richter, Dav. Chph. Seybold, Joh. Friedr. von der Trenck (Pater Pavian, Voltaire und Ich in der Unterwelt. Berlin und Leipzig 1784; ein anderes Totengeſpräch von ihm bei Wurzbach 47, 147, wo unſeres aber nicht vermerkt iſt) und Jacob Wegelin. Allen gemeinſam iſt, daß ſie faſt durchweg vergeſſen ſind. Nicht als ſelbſtändige Erſcheinungen, ſondern an andere Erzeugniſſe angegliedert, findet man noch drei kurze Totengeſpräche in der Sammlung: Abendſtunden in lehrreichen und anmuthigen Er-

[1]) Walther Savage Landor, Männer und Frauen des Wortes und der That, im Geſpräche zuſammengeführt. Auswahl und Überſetzung aus: Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen durch Eugen Oswald. Paderborn 1878. (Scheint allerdings ſchon aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zu ſtammen.)

Geſpräche aus der Unterwelt zwiſchen Machiavelli und Montesquieu oder die Politik Machiavellis im 19. Jahrhundert. Von einem Zeitgenoſſen. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1865.

Lukianos Demosthenes (= Reinhold Baumſtark), Fegfeuergeſpräche. 6. Aufl. Freiburg i. B. 1873. Neue Folge, ebendaſelbſt 1876.

Moderne Totengeſpräche von Lucian dem Jüngeren. Berlin, o. J. [1889].

Einen kleinen Nachtrag bietet auch R. F. Arnold, Der deutſche Philhellenismus, Euphorion, 2. Ergänzungsheft, S. 79 Anmerkung. Arnold verweiſt mich auch auf Lord Byrons The vision of judgement, das nur im gewiſſen Sinne hierher gehört. Dieſe Satire Byrons wurde bekanntlich durch Robert Southeys gleichnamiges Gedicht angeregt. Southey beruft ſich zur Entſchuldigung der gewählten Einkleidung auf Quevedo — er nennt ſich auch Quevedo redivivus — und auf Fieldings Reiſe aus dieſer in jene Welt. Arnold verdanke ich auch den Hinweis auf Ruges: Goethes Ankunft in Walhalla.

Das neueſte hierhergehörige Erzeugnis dürfte ſein: A Houseboat on the Styx by John Kendrick Bangs. New York, Harper 1896. Ich verdanke den Hinweis Georg Herzfeld, deſſen jüngſt erſchienene Studie über William Taylor (Halle, Niemeyer 1897) den Einfluß der Wielandiſchen Totengeſpräche auf die engliſche Litteratur aufzeigt. Daß die Gattung auch jetzt noch in Deutſchland lebenskräftig fortwirkt, davon überzeugte mich jüngſt ein Blick in das Reiſetagebuch eines jungen Schriftſtellers, der ſeine Neapolitaniſchen Erlebniſſe in Form eines Totengeſpräches aufzeichnete.

zählungen, 14. Teil, Breslau 1774, S. 117 f., 141 f. und 160 f.[1]) und ſchließlich eine dramatiſche Scene als Beſchluß einer Erzählung von Julius von Voß „Begebenheiten eines ſchönen Officiers, der wie Alkibiades lebte und wie Cato ſtarb", Berlin 1817, worin S. 246—316 der Held Sall (das ſoll laut handſchriftlicher Eintragung des von mir benutzten Exemplars ein Herr von Schack geweſen ſein) mit Alcibiades, Brutus, Cato, Caſſius, Antonius, Cleopatra, Heliogabalus, Papſt Johann XIII., Monaldeschi, Richelieu, Potemkin, einem Prinzen ***, einer Schauſpielerin ***, dem Kapellmeiſter Himmel, dem Virtuoſen Duſſek und einem Erzkriegsgenie zuſammengeführt wird. Dieſe ausführliche Angabe ſoll jeden Unbeteiligten vor der Lektüre des platten Machwerkes, das eine chronique scandaleuse aller Zeiten in nuce ſein möchte, warnen.

Durch die letzten Bemerkungen bin ich von dem Weg, den Rentſch genommen hat, ſtark abgeirrt. Doch es bleibt nunmehr wenig zu ſagen. Deſto mehr wäre zu fragen. Abgeſehen von der ebengenannten Scene aus der Erzählung Julius von Voß iſt nur das vielbeſprochene Luſtſpiel aus der Zeit der Neuberin noch als Dramatiſierung eines in der Unterwelt ſpielenden Stoffes bekannt, und dies nur dem Titel nach. Ich meine die bekannte unbekannte Poſſe: Das Geſpräche im Reiche derer Todten (bei Rentſch S. 36). Sollte dieſe Dramatiſierung wirklich ſo vereinzelt daſtehen? Man könnte daraus den Schluß wagen, daß das Luſtſpiel niemals gedruckt worden iſt, und des weiteren die Folgerung ziehen, daß dieſem Umſtande wieder allein die Iſolierung des einſt vielgenannten Stückes zuzuſchreiben ſei.

Rentſch ſtreift ſchließlich Wielands Geſpräche im Elyſium und Schillers Unterweltrenien. Wielands Eifer für Lucian wird hier ebenſo wenig wie an anderer paſſenden Stelle geziemend hervorgehoben. Da ſind ſelbſt franzöſiſche Schriftſteller ſeinen Bemühungen doch viel gerechter geworden!

Ich verſage es mir nur ungerne, im Anſchluß an dieſe kleine Studie, für deren Vorzüge ich keineswegs blind bin, eine methodiſche Erörterung anzuſchließen. Nur dies! Der Verfaſſer hatte offenbar das Beſtreben, ſo knapp als möglich einen Überblick über das noch unbebaute Gebiet zu geben. Er hat das ihm zugängliche Material nach wichtigen Geſichtspunkten geordnet und in ſachlicher Weiſe beſprochen. Ob dies nun auch das Ziel einer litterarhiſtoriſchen Unterſuchung iſt? Entſpricht dies auch dem Sinne der ſchon oben angeführten Worte Hettners? Eine Gattung litterariſcher Erzeugniſſe aus dem ganzen Gefüge ihrer örtlichen und zeitlichen Nachbarſchaft löſen, die Entwicklung nur in chronologiſcher Folge betrachten und feſtſtellen, was ſich aus dieſer Betrachtung ergiebt, das kann der Sinn der Worte nicht ſein. Rentſch hat ſich nur vor einer Aufzählung der Bücher gehütet, ja fehlerhaft ſorgſam es gemieden, nach links

[1]) Dieſe Notiz verdanke ich meinem Freunde Rudolf Fürſt.

oder nach rechts auszublicken. Er hätte sonst nicht versäumt, das ganze Gebiet der Heroiden, das von altersher formell und inhaltlich den Totengesprächen recht nahe steht, vergleichsweise heranzuziehen (vgl. die zahlreichen Sammlungen von Briefen der Toten im vorigen Jahrhundert, er hätte die Fülle direkter Anregungen wahrgenommen, die aus Übersetzungen Lucianischer Werke flossen (namentlich im 18. Jahrhundert wieder; vgl. Degen, Litteratur der Griechen im 2. und 3. Bande; Blankenburgs Litterarische Zusätze, 3. Band im Artikel: Satire) und hätte schließlich auch jenes Stoffgebiet in den Kreis seiner Betrachtung ziehen müssen, worin Personen nach langem Schlaf aufwachen und ihre Betrachtungen über die Mitwelt auf Grund der Vergleichung zwischen Früher und Jetzt satirisch aufputzen. (Vgl. R. Batka, Altnordische Stoffe und Studien in Deutschland. Euphorion, 2. Ergänzungsheft, S. 47 Anmerkung.)

Die angestrebte Knappheit hat den Verfasser entschieden zu unbarmherziger Vereinsamung des Totengespräches in der Litteratur verleitet. Und es ist unmöglich auch nur anzudeuten, inwiefern seine Ergebnisse sich anders gestaltet hätten, wenn er nur die aufgezählten Faktoren mit in Rechnung gezogen hätte.

Die Darstellungsform ist alles Lobes wert. Bloß auf S. 29_{14} fehlt zu einem Entweder das entsprechende Oder. Der Name Goedekes sollte doch von einem Litterarhistoriker richtig gedruckt werden.

Nach dem Erscheinen von Rentschs Programm brachte Th. Distel die schon vor Jahren versprochene Mitteilung über „Die erste Verdeutschung des 12. Lukianischen Totengespräches nach einer urtertlichen Handschrift von J. Reuchlin u. s. w." in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge 8, 408—417. — Ferner erschien die Habilitationsschrift von S. Chabert, **L'Atticisme de Lucien.** Poitiers 1897, das Gebiet der ersten Studie von Rentsch in manchen Punkten streifend.

Prag. Richard Rosenbaum.

Raymer G. E. von, Die Jugend Zinzendorfs im Lichte ganz neuer Quellen. — Eisenach, M. Wilckens 1894. 4.60 M.

Albrecht Ritschl, dessen „Geschichte des Pietismus" wir bei aller polemischen Schärfe wohl das klarste Bild von Zinzendorfs Person und Wirken verdanken, sieht 3, 195 in einer nach psychologisch theologischen Gesichtspunkten durchdachten Biographie des Grafen eine noch unerfüllte Vorbedingung für eine gedeihliche Geschichtschreibung des Pietismus. Thatsächlich flossen bis vor kurzem die Quellen zu einer wissenschaftlichen Darstellung des Gründers von Herrenhut durchaus nicht reichlich: man blieb fast ausschließlich auf die naturgemäß getrübte Überlieferung der Zeit- und Streitgenossen beschränkt, über die auch Varnhagen (Biographische

Denkmale V) kaum wesentlich hinauskommt. Das letzte Jahrzehnt brachte eine Reihe von kleineren Beiträgen zur Charakteristik Zinzendorfs: Kramer behandelte 1884 in der Kirchlichen Monatsschrift die Jugend Zinzendorfs und seinen Aufenthalt auf dem Pädagogium, Dechent in „Didaskalia" 1891 auf Grund von Consistorialakten und Protokollen die Beziehungen zu Frankfurt am Main, Roy 1892 in der Allgemeinen Missionszeitung Inhalt und Methode seiner Versuche der Heidenbekehrung. Vor allen lieferte Nathmer selbst manchen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis Zinzendorfs. Auf Grund von Familienpapieren wußte er wertvolle „Lebensbilder" (Gotha, Perthes 1892) aus dem Kreise der Familie Nathmer zu zeichnen, der Zinzendorf durch seinen Stiefvater, den General von Nathmer, angehört. Diese Publikation brachte auch viel Wissenswertes über die Herrenhuter Religionsbewegung. Schon früher (Conservative Monatsschrift 1890) hatte er sich auch mit Zinzendorf selbst beschäftigt und Einzelheiten aus der Wittenberger und der Reise-Zeit, über sein frühestes Glaubensbekenntnis, seinen Eintritt in die Beamtenlaufbahn, die Liebe zu seiner Base, das Verhältnis zu Mutter und Bruder mitgeteilt. Nathmers vorliegendes Buch, eine Sammlung von Tagebüchern und Briefen, konnte also aus mannigfachen Gründen begrüßt werden. Zu seiner Arbeit sah er sich zunächst durch zwei Umstände veranlaßt: einmal glaubte er Kramers Aufsatz als eine den Grafen schädigende Darstellung seiner Schulzeit berichtigen zu müssen, anderseits stand ihm eine größere Anzahl von Dokumenten aus dem Herrenhuter Archive zur Verfügung. So dankenswert nun auch die neue Einsicht in die Gedankenwelt und den sprachlichen Ausdruck des Epheben ist, so wenig kann die Auffindung neuer oder sonderlich fördernder Momente für die Entwicklung Zinzendorfs der in vier Bücher geteilten Publikation nachgerühmt werden. Daß man ihn auf dem Pädagogium auf Wunsch seiner Mutter „niedrig hielt", weil er zum „Hochmut incliniere", ist bekannt; wie die Mutter zu einer für ein zehnjähriges Kind nach Ritschels Meinung doch etwas allzu harten Beurteilung kam, erfahren wir auch hier nicht, wohl aber, daß sie nicht müde wird, ihn der Strenge seiner Lehrer zu empfehlen, wovon diese auch ausreichenden Gebrauch gemacht zu haben scheinen. Nachdem ihn sein erster Hofmeister verlassen, wird Zinzendorf einem gewissen Crisenius übergeben, von dem Nathmer eine sehr üble Meinung hat. Trotzdem wir das Ausführlichste über seine Bestallung, die Zweifel, die von vielen Persönlichkeiten in seinen Wert gesetzt werden, über die oft vorkommenden Mißhelligkeiten mit seinem Zögling erfahren, ergiebt sich doch kein ganz klares Bild von dem Charakter des Mannes und seiner Mitschuld an dem schlechten Verhältnis zu seinem Schüler. Die Frage, ob Zinzendorf von allen verkannt, oder in der That ein Kind von gefährlichen Anlagen war, wird nicht gelöst. Sicher ist, daß die Großmutter, die Mutter, alte Hausfreunde der Familie, wie Canstein, wenig Erfreuliches von der Auf-

führung des Knaben zu berichten wußten. Bosheit und Narrheit wird ihm vorgeworfen. Im Mittelpunkt des Interesses stehen die obersten Leiter von Zinzendorfs Erziehung, allen voran die Mutter, der in der That ein weit bestimmenderer Einfluß auf die Entwicklung ihres Sohnes zuzumessen ist, als bis nun bekannt war. Durch lange Jahre wird sie nicht müde, den Sohn in ihren Briefen zur Besserung in beschwörendem Tone zu ermahnen, ihn, so oft er mit seinen Erfolgen oder seiner Beliebtheit zu prunken versucht, von Grund aus „niedrig zu machen", mit gutgemeinter Härte seinen Wünschen und Forderungen entgegenzutreten und ihn auf seine reifere Zeit zu vertrösten. Auch den General weiß sie zu manch kräftigem Billet an den Stiefsohn zu veranlassen. Noch schroffer steht Canstein dem Kinde gegenüber; er verfaßt die absprechendsten Urteile über sein Betragen und sieht nur Schlechtes in ihm. Das weichere Element vertritt die Großmutter, Frau von Gersdorf, deren Briefe an Francke doch immer vor allem das Wohl des kleinen Lutz vor Augen haben und die mehr Verständnis für die Gefühle des hochstrebenden Knaben verrät, als die in ihrer eintönigen Strenge trotz Ratzmers begeistertem Urteil doch etwas beschränkte Mutter. Auch wünscht sie weit weniger, daß der Knabe „sévèrement gestraft werde, daß es rechten Nachdruck hat", wie dies die Mutter gern fordert, sondern sie bittet stets um „treue Ermahnung und Unterweisung" an den „armen Lutz". Sie ist es auch, die für den bei aller Strenge doch cavaliersmäßigen Aufwand des Enkels eine offene Hand hat. Als Selectaner veranstaltet er im Kreise seiner Gefährten gemeinsame Betversammlungen und entfaltet eine Thätigkeit, die mit Recht als der Beginn seiner späteren Propaganda betrachtet wird, kommt auch kurz darauf in Großhennersdorf unter den Einfluß seiner Tante Henriette, der als höchst bedeutend für seine ganze Zukunft angesehen wird. Neben vielem Unwesentlichen bringt sein Tagebuch hierüber manches Wissenswerte. Hier entsteht auch sein erstes lateinisches Gedicht. Ein Aufenthalt in Dresden führt den Sechzehnjährigen in die große Welt ein. Das zweite Buch enthält die Wittenberger Aufzeichnungen. Wir erfahren von seiner angestrengten Thätigkeit, seinen theologischen Studien, von dem nach Spener eingerichteten täglichen Gebet, den Büchern, die er kaufte und studierte, den Collegien, die er hörte, von den Disputationen, denen er als geschätzter Opponent beiwohnte; dabei blieb ihm noch immer Zeit für reichliche körperliche Übungen und für die viel bestrittenen, von Francke verpönten Adiaphora, wie Spiel und Tanz, denen er mit Vorbehalt huldigte. Wir erfahren ferner von seiner bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, seinem wachsenden Einfluß auf seine Mitschüler, auf die er bessernd einwirkte und deren Eltern ihn zu seiner großen Genugthuung gern zum Schiedsrichter anriefen — alles in allem wenig Neues. Auch die gewohnten Ermahnungen der Mutter nehmen — deutsch und französisch — ihren Fortgang und wiederholen sich bis

auf den Wortlaut. In Geldsachen wird er beständig zu größter Sparsamkeit gemahnt, selbst ein so harmloser Wunsch, wie der Besitz eines Schreibtisches, wird ihm abgeschlagen. Mitunter fällt ein Streiflicht auf allgemeine Vorgänge, wie auf die Wittenberger Studentenhändel. Eine Kritik der von ihm besuchten Prediger ist von Wert für die Geschmacksrichtung des Jünglings. Das dritte Buch bringt die Fortsetzung: Zinzendorf sucht sich mit aller Macht von Crisenius zu befreien, bringt aber diesmal seine Großmutter sehr gegen sich auf und trachtet, nach dem Tode seines Onkels und Vormundes, entweder seinen Stiefvater als Vormund zu erhalten oder mündig gesprochen zu werden. Das eine wie das andere erregt aber die Entrüstung der Mutter. So bekommt er den Hofrat Ritter zum Vormund. Das vierte Buch berichtet von dem immer schärfer werdenden Konflikt mit Crisenius und von dem berühmten Vermittelungsversuch zwischen dem Wittenberger Orthodoxen Löscher und den Hallischen Pietisten (Ritschel 2, 407), wobei man den 19jährigen Zinzendorf als Mittelsperson erwählte. Eine Zusammenkunft des Wittenberger Prorektors Weresdorf und Franckes in Halle sollte durch Zinzendorf herbeigeführt werden, doch scheiterte dieser Plan sowohl an Franckes Widerwillen gegen Löscher und die Wittenberger, ganz besonders aber am Widerstande von Zinzendorfs Eltern, die ihm die Einmengung in derartige seiner Jugend nicht geziemende Angelegenheiten zum Vorwurfe machten, ja schließlich die Reise nach Halle ganz direkt untersagten. Immerhin bietet der Schriftenwechsel in dieser Angelegenheit manches Interessante. Schließlich wird ein Reisetagebuch Zinzendorfs nach seinem Abgang von Wittenberg veröffentlicht, in dem er in der Art der Staatsromane seine Umgebung unter falschen Namen auftreten läßt und über die wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit, darunter über den gescheiterten Vermittelungsversuch, Aufschluß giebt. Vor seinem Abgang vereint er die zurückgebliebenen Freunde zu einer Art Orden und giebt in seinem Tagebuch die Charakteristik jedes einzelnen. — Vielleicht hätte Natzmer besser gethan, sein Material, das er durch verbindenden Text verständlich zu machen sucht, zu einem Aufsatz oder sonst einer knapperen Darstellung zu verwenden. Daß er von seinen Lesern viel voraussetzt, kann man nicht behaupten: in einer Anmerkung stellt er Penelope als die „Gemahlin des Ulysses, Muster einer keuschen Frau" vor.

Prag. Rudolf Fürst.

Barnstorff J., Youngs Nachtgedanken und ihr Einfluß auf die deutsche Litteratur. Mit einem Vorwort von Franz Muncker. Bamberg, C. C. Buchner Verlag Rudolf Koch. 1895.

Dem früh verstorbenen Verfasser der vorliegenden, durch F. Muncker herausgegebenen Arbeit war es nicht mehr vergönnt, die letzte Feile an sein

Werk zu legen. Ohne sorgfältige Überprüfung und Überarbeitung hätte er es gewiß nicht in die Öffentlichkeit hinausziehen lassen. Die jetzige Gestalt ist noch unfertig, das Material zu wenig verarbeitet und — was am fühlbarsten ist — die Darstellung zu wenig historisch. Wir erfahren nichts über die Gründe, warum Young in Deutschland Eingang und Verbreitung fand, nicht viel mehr darüber, warum sich die Vorliebe für ihn allmählich wieder verlor. Und doch möchte es zunächst interessieren, welches die Bedingungen für das Bekanntwerden Youngs in Deutschland waren. Hier wäre wohl darauf hinzuweisen gewesen, daß jene Zeit in ihrer Poesie nicht so sehr ihr Spiegelbild suchte, als vielmehr den Ausdruck ihrer Bestrebungen, ihrer Sehnsucht, ihres Wollens. Sie suchte in der Poesie Youngs und verwandter Geister eine Abkehr von der philiströsen Kläglichkeit ihres täglichen Daseins, das dem Bürger jener Tage wahrlich nicht viel Gelegenheit zu idealem Aufschwunge bot. Die Unzufriedenheit mit den socialen Verhältnissen schaffte sich einen Abfluß vorwiegend in jener verschwommenen Sentimentalität, wie sie in vielen Erzeugnissen der Poesie damals zum Ausdrucke kam. Goethe hat im 13. Buch von Dichtung und Wahrheit diese Zeitstimmung charakterisiert und diejenigen Dichter — unter ihnen auch Young — genannt, welche den Werther vorbereiten halfen. Ein Hinweis auf diese Stelle hätte nicht fehlen sollen. Sie hätte den Verfasser auch zu einer bestimmteren Aussage über Goethes Bekanntschaft mit Young veranlaßt (S. 74).

Das alles war aber, wie gesagt, nur die Stimmung, die der Verbreitung Youngs in hohem Grade förderlich war, der Boden, auf dem er sich ungehindert entwickeln konnte. Thatsächlich verbreitet und bekannt wurde er erst durch Eberts Übersetzung, und daher hat Barnstorff ganz recht, wenn er mit dieser einsetzt. Doch steigen hier einige methodische Bedenken auf. Der Verfasser giebt drei Stichproben des Originals und der entsprechenden Übersetzung und fügt dann einige ganz allgemein charakterisierende Worte hinzu. Ein anderer Weg scheint klarer und ergebnisreicher: eine ausführliche Charakteristik der Übersetzung zu geben, und diese durch passend gewählte Beispiele zu belegen. Doch darüber wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Es ist eine in neuerer Zeit sehr bevorzugte — jedenfalls sehr bequeme — Methode, das rohe Material nebeneinander zu stellen und dessen Verarbeitung dem Leser zu überlassen. Ob der Verfasser dieser Methode gehuldigt, oder ob der Tod ihn an der feineren Ausarbeitung dieses Theiles gehindert, läßt sich nicht entscheiden. Wichtiger ist aber folgendes: Der Verfasser nimmt in dieser „Einleitung" die Übersetzungen von Ebert und Kayser (nicht Kaiser!) und die eines Unbekannten voraus, während er den übrigen von ihm besprochenen ein eigenes Schlußkapitel „Übersetzungen" einräumt, ohne irgend einen Grund für diese Trennung anzugeben, und ohne daß ein solcher ersichtlich wäre. Ein Vorteil erwächst daraus nicht, dagegen leidet unter dieser Scheidung die Übersichtlichkeit der Darstellung. Gleich hier sei bemerkt, daß die Zahl der in diesem Schlußabschnitte angeführten Übersetzungen sich aus den gangbaren

bibliographischen Compendien leicht verdreifachen ließe. Als ältesten Nachdruck der Ebertschen Übersetzung — von denen nur drei aufgezählt werden — führt der Verfasser einen Schaffhausner Druck vom Jahre 1776 an; ich besitze einen solchen Schaffhausner Nachdruck vom Jahre 1765. Auch über die Werthschätzung der einzelnen Übersetzungen möchte man mit Barnstorff nicht immer gleicher Ansicht sein.

Der zweite Abschnitt: „Die englische Litteratur zur Zeit Youngs" scheint mir in seiner jetzigen Gestalt ganz verfehlt. Nicht als Philosoph, sondern als Dichter hat Young auf die deutsche Litteratur eingewirkt, und so wäre neben Pope, der hier allein mit Berechtigung genannt wird, nicht auf den englischen Deismus (Toland, Shaftesbury) hinzuweisen gewesen, sondern auf jene mit Young geistesverwandten englischen Dichter, die wie er Tod, Unsterblichkeit und Vergänglichkeit des irdischen Daseins zum Gegenstande ihrer Betrachtung gemacht haben. Der von den Engländern noch heute gelesene Sherlock war Young mit seinem in Prosa abgefaßten „Practical discourse concerning death" und dem „Future judgement" vorausgegangen. Frau Rowes Todtenbriefe, Ogilvies „Jüngstes Gericht", Wartons „Vergnügungen der Melancholie", Priors „Salomon", Gray, Collins, Akenside u. a. wurden in Deutschland im Original und in Übersetzungen gelesen. Auch ein Hinweis auf Montaigne wäre nicht unangebracht gewesen.

Den dritten Abschnitt, der trotz Thiels „A critical analysis of Edward Youngs nightthoughts (Berent 1890) eine zehn Seiten lange Inhaltsangabe der Nachtgedanken bringt, glaube ich übergehen zu dürfen.

Der nun folgende wichtigste Theil, welcher den Einfluß der Nachtgedanken auf die deutsche Litteratur behandelt, nimmt den größten Raum ein und zerfällt in drei Unterabtheilungen: a) Die Bremer Beiträger und ähnliche Dichter, b) die Popularphilosophen, c) die jüngere Generation.

Im Interesse einer zusammenhängenden Darstellung wäre es wohl gelegen gewesen, die zweite Gruppe zum Schluß zu behandeln, und nicht sie zwischen die beiden Dichtergruppen einzukeilen. Auch ist bei den letzteren die Zweiteilung unzureichend. Die Folge davon ist, daß einzelne Dichter ganz künstlich in dieses System hineingepreßt sind, oder daß ein Dichter, wie Wieland, von dem eine Äußerung aus dem Jahre 1773 citiert wird, unter den Bremer Beiträgern zu finden ist, während z. B. Lessing, von dem nur die Lehrgedichtfragmente angeführt werden, der „jüngeren Generation" zugezählt wird und unmittelbar vor Schubart und Lavater zu stehen kommt. Derlei hätte sich durch eine passende Eintheilung leicht vermeiden lassen. Es würde zu weit führen, auf den Inhalt dieses Kapitels genauer einzugehen, und so mögen einige Beispiele in die Arbeitsweise des Verfassers Einblick gestatten. Barnstorff beginnt auch hier wieder mit Ebert und führt als Beweis von dessen Wertschätzung Youngs Eberts Brief an diesen an. Wer die Art und Weise kennt, mit der man im vorigen Jahrhundert in litterarischen Kreisen brieflich die Bekanntschaft litterarischer Größen zu suchen pflegte, wird einem solchen Dokumente

gegenüber ſich ſehr vorſichtig verhalten, und der Verfaſſer muß auch ſelbſt zugeben, daß Ebert in dieſem Briefe „ſeine Lobeserhebungen auf die Spitze treibt.“ (S. 23.) Um Eberts wahre Anſicht über Young zu erfahren, wird man vielmehr ſeine Urteile in Briefen an die Freunde nachſchlagen müſſen, und da zeigt es ſich, daß der deutſche Dichter ſich über die Fehler ſeines engliſchen Vorbildes durchaus nicht im Unklaren war. So ſchreibt er z. B. über die Nachtgedanken an Hagedorn (15. Januar 1748. Hagedorns Werke, herausgegeben von Eſchenburg, 5, 261): „Es ſind einige wenige Stellen darin, da ſich dieſer außerordentliche Kopf, meiner Meinung nach, von ſeiner heftigen und heißen Einbildungskraft hat hinreißen laſſen. Ich möchte ſie herauskaufen können. Ich habe ſie lange bei mir zu rechtfertigen geſucht. Allein ich kann doch nicht allenthalben einen geheimen Widerwillen überwinden, ſo ſehr ich auch ſchon der engliſchen Kühnheit gewohnt bin“. Ja es ſcheint beinahe, als ob Ebert Pope über Young geſtellt habe, wenn er gleich darauf von jenem ſagt, daß er ihn „jetzt entzückt, und noch auf dem Todbette entzücken ſoll“. Eine derartige Äußerung verſchiebt das Bild, das Barnstorff uns von Eberts Verhältnis zu Young entwirft, weſentlich. Bei Leſſing begnügt ſich Barnstorff damit, auf deſſen philoſophiſche Jugendgedichte hinzuweiſen, in denen „ähnliche Gedanken wie bei Pope und Young“ zu finden ſeien (S. 68). Mir ſcheint, daß dadurch für Leſſings Stellung zu Young herzlich wenig gewonnen wird. Daß derjenige, der das Wort „empfindſam“ für die deutſche Sprache geprägt, zu der überempfindſamen Poeſie Youngs kein Verhältnis gewinnen konnte, ſcheint von vornherein erklärlich. Beſtätigt wird dies noch durch Äußerungen Leſſings ſelbſt. In ſeiner Beſprechung der Kayſerſchen Überſetzung der Nachtgedanken (die neben Hallers Recenſion, S. 5, wohl auch zu nennen geweſen wäre) nennt er dieſe das „Meiſterſtück eines der ehrbarſten Dichter“ (Voſſiſche Zeitung vom 10. Februar 1753. Hempel 12, 489). Eine etwas froſtige Anerkennung, wenn man ſie mit anderen Urteilen Leſſings aus jener Zeit vergleicht. Aber noch hat der jugendliche Kritiker nicht den Mut mit ſeiner Überzeugung offen herauszutreten; erſt der Verfaſſer der Litteraturbriefe weiſt die überſpannte Bewunderung Youngs, wie ſie etwa in den Urteilen eines Cramer zum Ausdrucke kommt, als Übertreibung zurück. (48. Litteratur-Brief. Hempel 9, 181). Von Goethe meint Barnstorff, er werde ſich in Straßburg wohl auch wieder(?) mit Young beſchäftigt haben (S. 74). Der Verfaſſer hätte nur Goethes Briefe aus der Straßburger Zeit zu leſen brauchen, um ſich darüber Gewißheit zu verſchaffen. Ich verweiſe hier beſonders auf den Brief an ſeine Großmutter Anna Margarethe Textor vom Februar 1771 anläßlich des Todes des Großvaters (Briefe, Weimarer Ausgabe 1, 254), und auf das echt Youngſche Bild in Goethes Brief an Salzmann (Sommer 1771. Briefe 1, 263): „Ich bin zu ſehr wachend, als daß ich nicht fühlen ſollte, daß ich nach Schatten greife“ (vgl. Nachtgedanken 1, 203). Zu erwähnen wäre auch — mindeſtens mit demſelben Recht wie die „Wertherie“ — das apokryphe Gedicht Goethes (Schnorrs Archiv 14, 185 ff.), welches ſtark unter dem Einfluſſe Youngs ſteht.

Bei Schiller werden einfach alle Stellen des Aufsatzes „Über naive und sentimentalische Dichtung“ angeführt, in welchen der Name Young vorkommt. Dabei kann nicht viel herauskommen, umsomehr als Schiller damals der Einwirkung Youngs gewiß schon entwachsen war. Dagegen scheint mir in seinen Jugenddichtungen der Einfluß Youngs unzweifelhaft, nur dürfte er durch das Medium Klopstocks gegangen sein. Der Verfasser hätte hier eine Stelle aus einem Briefe Waiblingers an Wurm vom 5. März 1821: „Schiller ist eine Art von Young, Goethe ein Proteus in allen Gestalten“ (Goethejahrbuch 12, 320) zum Ausgangspunkt nehmen können, um sie auf ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung zu prüfen. — Für die Oden Klopstocks (S. 37), in denen der Gedanke „Wenn ich einst todt bin“ die Grundlage bildet, wäre passender die Frau Rowe heranzuziehen gewesen. In der Ode „Selmar und Selma“ (früher „Daphnis und Daphne“) weist schon die Namensänderung auf Ossian hin. Sie ist übrigens nichts anderes, als eine der vielen Umbildungen des Horazischen Donec gratus eram tibi, und der Wunsch des gemeinschaftlichen Todes, auf den Barnstorff großes Gewicht legt, wird schon dort am Schlusse ausgesprochen: tecum vivere amem, tecum obeam libens. Der Verfasser geht schließlich so weit, daß er eine ganze Reihe von Citaten aus Klopstocks Oden, in denen die Thränen des Dichters fließen, zusammenstellt, offenbar um Young dafür verantwortlich zu machen! Überhaupt ist er in der Feststellung des Eigentumsrechtes viel zu wenig kritisch. Er bringt Stellen aus Gellerts Gedichten und fügt selbst hinzu, daß sie Gedanken enthalten, „die sich in manchem Schriftsteller finden lassen, ja die das Gemeingut fühlender Herzen sind“ (S. 32). Geistesverwandtschaft zweier Dichter und Beeinflussung des einen durch den andern sind doch zwei grundverschiedene Dinge. Barnstorff führt selbst (S. 30 Anmerkung) eine Stelle aus Zachariaes Gedicht „Die Nacht“ an, das sich mit Young auffallend berührt, obwohl Zachariae damals nachweislich den englischen Dichter nicht gekannt hat. Auch auf Haller, dessen bedeutendste Gedichte vor Youngs Nachtgedanken entstanden, verweist der Verfasser (S. 57). Solche Thatsachen hätten ihn manchmal zur Vorsicht mahnen sollen. Auf der andern Seite thut Barnstorff wieder des Guten zu wenig. Von einer Grabrede Herders (S. 73) und einigen Versen bei Uz (S. 47) heißt es einfach: „Das hätte auch Young sagen können“. Zu Klopstocks Aufsatz: „Von der besten Art über Gott zu denken“ werden Verse aus Young citiert, die man „als Motto vorsetzen“ könnte (S. 42). Die Stellung von Lenz zu Young wird folgendermaßen charakterisiert: „Auch bei J. M. H. (!) Lenz lassen sich in den ‚Landplagen‘ Youngsche Anklänge nicht verkennen“, und bei Matthisson weiß der Verfasser nichts anderes zu sagen, als daß seine schwermütigen Gesänge an Youngs Klagen mahnen (S. 76). Ich glaube, von einer Specialuntersuchung über den Einfluß der Nachtgedanken auf die deutsche Litteratur kann man mehr verlangen. Zu H. L. Wagner (S. 74) sei noch bemerkt, daß die Stelle über Young in der Lessingschen Bearbeitung der „Kindesmörderin“ fehlt (E. Schmidt, H. L. Wagner[2] S. 99).

Einige Namen, die man hier ſicher erwartet hätte, vermißt man. Auffallend iſt z. B., daß der Göttinger Hain, deſſen geiſtiges Oberhaupt doch Klopſtock war, nicht genannt wird. Und doch iſt der jüngere Stolberg ein Verehrer Youngs und beſonders der Nachtgedanken (An Voß, 28. März 1776. Hellinghaus S. 41). Auch Voß zählt ihn unter ſeine Lieblinge (Herbſt, Voß 1, 52). Der einſame Hölderlin ſchwärmt als Jüngling für ihn (Litzmann, Hölderlin S. 18), und der mit Young gleichgeſtimmte Jung-Stilling hält, wie Mirabeau, die Nachtgedanken für das beſte Troſtbuch im Unglück. (An Sophie von Laroche 27. November 1793, Euphorion 2, 585.) Dieſe Liſte ließe ſich natürlich leicht vermehren.

Am Schluſſe des Abſchnittes führt Barnstorff zwei Dichter an, die ſich zu den Nachtgedanken abweiſend verhalten – „als Beweis, daß in damaliger Zeit jeder Schriftſteller und Kritiker mit Young rechnete“: J. G. Jacobi und Tieck. Die Aufgabe einer geſchichtlichen Darſtellung wäre es geweſen, die Reaktion gegen Young und ſeine Nachahmer näher ins Auge zu faſſen und ihre Urſachen zu ergründen. Auf Oſſian weiſt Barnstorff ſelbſt hin (S. 82), aber mit viel zu wenig Nachdruck. Oſſian ſcheint mir deshalb für Young ſo gefährlich geweſen zu ſein, weil er aus der gleichen Zeitſtimmung hervorgegangen war und ſo die Youngſche Sentimentalität ganz unvermerkt in ein anderes Fahrwaſſer hinüberlenkte. Dazu kommt noch, daß eine Poeſie, die wie die Youngs faſt ausſchließlich metaphyſiſche Betrachtungen zum Gegenſtande hatte, den Keim des Todes ſchon in ſich trug, und daß die Nachahmer hier mehr als anderswo in die Gefahr kamen, der Lächerlichkeit anheimzufallen. Gegen die Nachahmer richtete man auch zunächſt ſeine Angriffe. Barnstorff führt ſelbſt (S. 6 f.) eine Stelle aus Herder an, in welcher dieſer von der „überſpannten Verehrung“ Youngs in Deutſchland und den „Übertreibungen des engliſchen Originals“ ſpricht, ferner eine Recenſion von Klotz (Deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften 1769, S. 636 ff.), die Young ſehr ſcharf zu Leibe geht und ſeinen Einfluß geradezu als ſchädlich bezeichnet. Aber der Verfaſſer weiß daraus kein Kapital zu ſchlagen. Auf Leſſings Stellungnahme gegen die übertriebene Bewunderung Youngs wurde bereits aufmerkſam gemacht. Gegen die „Nachtgedankenmacher“ und „Nachtgedankenſchmierer“ wenden ſich auch Nicolai und Gotter (Gedichte 1787, 3, 292). Michaelis ſagt in der zweiten ſeiner Satiren:

> Young klagt — kein Jüngling iſt, der nicht ſogleich ſich härmt,
> Etwas von Gräbern lallt, etwas vom Tode ſchwärmt.

Manvillon und Unzer machen Gellert für den Beifall verantwortlich, den die „nächtliche, übermenſchlich-melancholiſche Poeſie“ Youngs in Deutſchland hervorrufe (Briefe über den Wert einiger deutſchen Dichter 1, 308). Jacobi, der gegen die Nachahmer Youngs als die „Dichter von der traurigen Geſtalt, die Nachtwandler und ſchwarzen Propheten“ die Pfeile ſeines Spottes richtet, iſt gegen den Urheber dieſer Poeſie doch toleranter („Über die Wahrheit“. Vgl.

Hallers Gedichte, herausgegeben von Hirzel, S. 474 der Einleitung). Aber auch dieser selbst blieb nicht verschont. Nikolai tadelt im 183. Litteraturbrief die „affectierte Scheinheiligkeit" der Youngschen Poesie. Ein Recensent der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" setzt aus, daß Young alle Moralität auf die einzige Betrachtung des Todes und der Ewigkeit gründe (Deutsche Litteratur-Denkmale 7—8, S. 17 f.), und ist daher der Ansicht, daß dieser in Sachen der Moral keinen competenten Richter abgeben könne, weil er gewohnt sei, „alles durch das Medium einer düsteren Melancholey anzusehen" (a. a. O. S. 335). Der nüchterne Möser steht ihm, wenn auch nicht ablehnend, so doch kühl gegenüber. Der anakreontisch angehauchte Heinse fühlt zwischen sich und Young eine Kluft. Ihm ist Gleims Lied über das Dasein Gottes „lieber und mehr wert, als aller Youngscher und Senecascher und auch Platonischer Unsinn" (An Gleim 18. Juli 1772. Schüddekopf 1, 82), und offen sagt er heraus, was so mancher vielleicht nicht auszusprechen wagte:

> Young und Plato eurer Schwärmerei
> Stimmet man nur mit dem Munde bei. (A. a. O. 2, 255.)

Daß der märkische Heinrich von Kleist sich der Bewunderung Youngs nicht anschloß (Werke, herausgegeben von Zolling 4, 289), darf nicht Wunder nehmen.

Den Schluß dieser Ausführungen, die natürlich nicht im mindesten Anspruch auf Vollständigkeit erheben, möge eine interessante und wichtige Stelle aus Herders „Briefen zur Beförderung der Humanität" bilden (Werke, herausgegeben von Suphan 18. 106): „Mich wundert, daß man Young je für einen tiefsinnigen Dichter gehalten hat; ein äußerst witziger, parenthyrsisch-beredter, nach Originalität aufstrebender Dichter ist er auf allen Seiten. Reich an Gedanken und Bildern, wußte er in ihnen weder Ziel noch Maß... Wenige Dichter sind daher mit so viel Vorsichtigkeit, wie Er, zu lesen; in seinen Nachtgedanken, wie der Name sagt, ist er als ein Denker zu prüfen, und jede Coquetterie des Witzes für das zu halten, was sie ist, wenn sie auch die heiligsten Sachen beträfe". Herder war in gewisser Beziehung eine mit Young verwandte Natur und ist mitunter selbst von den an ihm gerügten Fehlern nicht frei; aber er besaß andererseits jenen kritischen Scharfblick für die Litteratur seiner Zeit und das, was ihr not that, den man von einem gewiegten Staatsmanne für die geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit beansprucht. Daher kommt es, daß er den Dichtungen Youngs gegenüber sich abweisend verhält, dem Schreiben „on original composition" volle Bewunderung zollt. Youngs Nachtgedanken haben die deutsche Poesie nach einer bestimmten Seite hin vertieft, aber sie haben sie nicht nach vorwärts gebracht. Die Schrift über das Originalgenie hingegen hat ihr neue Provinzen erobert. Hamann, Gerstenberg und Herder wurden die Rufer im Streit, die Losung hieß — Shakespeare. Erst eine Darstellung, welche beiden Richtungen der Thätigkeit Youngs gerecht wird, kann das Bild seines Einflusses auf die deutsche Litteratur zu einem ein-

heitlichen Ganzen abrunden und die richtige Schätzung dieses Einflusses ermöglichen. Sie bleibt trotz Barnstorffs Vorarbeiten immer noch eine dankenswerte Aufgabe.

Graz. Spiridion Wukadinović.

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. Erste Hälfte. Weimar, Felber 1894. Zweite Hälfte 1895. [= Quellenschriften zur neueren Deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte, herausgegeben von Albert Leitzmann, II. Band und IV. Band.]

Heinses Briefwechsel mit Gleim ist bereits 1806 von Wilhelm Körte im 2. und 3. Bande der „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleims litterarischem Nachlasse" veröffentlicht worden. Da der Herausgeber die Gleimschen Briefe dem Testamentsvollstrecker Heinses, Sömmering, in ziemlich heimtückischer Weise abgelockt und von Fritz Jacobi ebenso hinterlistig die Erlaubnis erschlichen hatte, auch die an ihn gerichteten Briefe Heinses zu veröffentlichen, so legten die beiden gegen das wenig noble Verfahren von Gleims Neffen lebhafte Verwahrung ein, und namentlich Jacobi beklagte sich bitter über den Mangel an Takt, den Körte bei der Redaktion der Briefe bewiesen habe. Die Akten dieses unerquicklichen Prozesses sind in Jacobis Gelegenheitsschrift: „Was gebieten Ehre, Sittlichkeit und Recht in Absicht vertraulicher Briefe von Verstorbenen und noch Lebenden" niedergelegt. Zweifellos waren die Beschwerden Jacobis und Sömmerings vollauf berechtigt, aber die Nachwelt, für welche persönliche Rücksichten fortfielen, hatte im Gegensatz zu ihnen Anlaß, sich über die mangelhafte Vollständigkeit der von Körte herausgegebenen Briefe zu beklagen. Diesem Übel abzuhelfen unternahm 1877 Hermann Pröhle, indem er in seinem Buche „Lessing, Wieland, Heinse" reichhaltige Mitteilungen aus dem im Gleimarchiv zu Halberstadt beruhenden Originalbriefwechsel machte. Leider muß man ihm aber das Zeugnis ausstellen, daß seine Arbeit (selbst noch in der 2. Auflage von 1879) ein Muster von Liederlichkeit und Unübersichtlichkeit ist, und ob sein Nachfolger, Johannes Schober, in seiner Heinse-Biographie (1882 seine Aufgabe wesentlich besser gelöst hat, muß man nach dem Urteil Berufener über dieses Buch mindestens bezweifeln; das Werk selbst ist mir leider nicht zugänglich gewesen. So hat denn Schüddekopf, der uns nun den Briefwechsel auf Grund der Originale in vollständiger und vielfach verbesserter Fassung vorlegt, einem unleidlichen Zustande ein Ende gemacht. Schade nur, daß er die Briefe Heinses an Fritz und Betty Jacobi ausgeschlossen hat: für sie ist man noch immer auf Körte und Pröhle angewiesen; bei beiden fehlt zudem ein Brief Heinses an Jacobi vom 10. September 17[illegible] aus Bern, der nach des letzteren Zeugnis („Was gebieten Ehre" ꝛc. S. [illegible] Anmerkung) im Jahrgange 1805 von Georg Jacobis Taschenbuch „Iris" abgedruckt ist.

Nur an einer Stelle bietet Schüddekopf weniger als Körte: die beiden Briefe Heinses über die Düsseldorfer Gemäldegallerie, die 1776 und 1777 in Wielands „Teutschem Merkur" erschienen sind, hat er ausgeschlossen, da sie nicht an Gleim abgeschickt worden seien und seinen Namen nur im Sinne einer Widmung trugen. Gewiß mit Recht. Nur fragt es sich, ob nicht auch der große Brief Heinses aus „Rom, vor dem Peterstage 82" (2, 130 ff.) besser der von Schüddekopf geplanten Ausgabe der Werke Heinses vorbehalten geblieben wäre; er ist ja zwar wirklich an Gleim abgegangen, läßt aber in jeder Hinsicht den persönlichen Charakter vermissen und erscheint so gut wie die Gemäldebriefe als eine geschlossene litterarische Arbeit. Doch setzt man sich über dies Bedenken leicht hinweg, da gerade dieser Brief zu den schönsten Perlen der Sammlung gehört. Im übrigen bringt Schüddekopf wesentlich mehr als Körte: über dreißig Briefe fehlen bei diesem vollständig, worunter mehrere, die auch Pröhle nicht eingesehen hatte, da sie sich in Halberstadt nicht im Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, sondern in dem gesondert aufbewahrten über Gleims „Halladat" befanden. Auch sonst hat Pröhle manchen unbeachtet gelassen, beispielsweise den ergötzlichen Brief Gleims vom 17. Juni 1786 (2, 179 ff.), in welchem der ehrliche alte Grenadier, ähnlich wie gleichzeitig Herder gegenüber, wegen Jacobis „Etwas das Lessing gesagt hat" Zeter und Mord schreit: „Wie, um Gotteswillen, noch einmal, konnte der liebe Mann [Jacobi] so staarblind seyn, um nicht zu sehn, daß Lessing ihn zum Besten halte mit seinem Spinoza, besonders mit dem so sehr gepriesenen Prometheusgedicht, an welchem doch so ganz und gar nichts höchstvollkommnes zu finden ist." Heinse seinesteils hatte schon auf eine frühere Anzapfung Gleims am 13. Juni schonend, aber entschieden erwidert: „Seine [Jacobis] Lessingiana sind nun geschehene Dinge; auch die besten Freunde sind oft nicht einerley Meinung. Ich für mich habe einen Schatz von Menschenkenntnis dabey gesammelt; so wie noch bei keiner Begebenheit in meinem Leben." — Die Stelle steht schon bei Pröhle, gewinnt aber im Zusammenhang des Briefwechsels erhöhte Bedeutung. — Auch die Öffnung der zahlreichen Striche, die Körte innerhalb einzelner Briefe vorgenommen hatte, bringt manches Anziehende, so über Heinses finanzielle Nöte, über sein Verhältnis zu Wieland, den Brüdern Jacobi, Goethe u. s. w., wovon Vieles allerdings schon durch Pröhle bekannt gegeben war. Minder erfreulich ist die Vermehrung der zahlreichen süßlichen Liebenswürdigkeiten, mit denen die Briefsteller sich gegenseitig bedenken. Verbessert ist endlich auch die Anordnung der Briefe: verschiedene (Schüddekopf 1, Nr. 74 und 84, 2, Nr. 115 und 117) hatte Körte falsch eingereiht, zwei andere (Schüddekopf 2, Nr. 86 und 88) irrtümlich zusammengeworfen. Schüddekopf berichtigt diese Versehen im 2. Bande von vornherein, im 1. nachträglich (S. IX). Kurz, seine Ausgabe erscheint durchaus sorgsam und gewissenhaft und giebt an Stelle der Körteschen Auswahl und der Pröhleschen Mosaik ein klares und festes Gesamtbild.

Was ihren ideellen Nutzen anbetrifft, so ist der hohe Wert der Briefe für die Feststellung von Heinses Lebensgang nie bestritten worden, und ohne

Frage bilden ſie, wenigſtens bis zu Heinſes italieniſcher Reiſe, eine Quelle allererſten Ranges. Dagegen ſind gegen ihre Bedeutung für Heinſes inneren Entwicklungsgang ſchon früh Zweifel erhoben worden; bereits Sömmering (Jacobi, „Was gebieten Ehre“ ꝛc. S. 62) meinte von Heinſes Jugendbriefen: „Der gute Jüngling Heinſe mußte wohl manches ſeinem damals einzigen Wohlthäter ſchreiben, worüber er anders dachte und empfand. Was er aus Gefälligkeit mitunter Gleimen ſchrieb, hätte — — Heinſe, als Mann, ſchwerlich drucken laſſen. Wir, die wir ihn und ſeine wahren Geſinnungen kannten, brauchen freylich nicht uns erſt deuten zu laſſen, was von mancher Stelle zu halten iſt.“ Noch nachdrücklicher betont Laube (Heinſes ſämtliche Schriften, 1838, 1, S. IX), daß der überſchwängliche Preis, den Heinſe Gleims Dichtungen ſpende und der forcierte Ton ſeiner Jugendbriefe, die „nicht viel mehr als unbegründete Ausrufungszeichen“ ſeien, in Heinſes unfreiem Dankbarkeitsgefühl gegen Gleim ihre Erklärung fänden. — Gewiß ließe ſich für dieſe Anſicht dies und jenes anführen. Wer die beiden Briefe Heinſes an ſeinen Freund Schwarz von 1771 und 1772 lieſt, die Seuffert neuerdings im Euphorion (3, 727 ff.) veröffentlicht hat, wird dem Herausgeber ſicher darin zuſtimmen müſſen, daß Heinſes Freigeiſtertum ſich hier unverhüllter ausſpricht, als Gleim gegenüber. Ob die Aufforderung Gleims, Heinſe möge Dorats „Cérises“ überſetzen, dieſem ſonderlich willkommen war, ſcheint mir auch die Frage; wenigſtens mühte ſich der ſonſt ſo ſchnell fertige und formgewandte Dichter über einen Monat mit der Fertigſtellung ab (Schüddekopf 1, 77, 233). Schwerlich kann ſich ferner Heinſe lange darüber getäuſcht haben, daß er bei Gleim auf volles Verſtändnis nicht rechnen konnte; welchen Eindruck mußte es ihm machen, als Gleim in ſeinem Briefe vom 28. Juni 1772 (Schüddekopf 1, 71 ff.) ein ſo rührendes Unverſtändnis für ſeine Sehnſucht nach Italien bekundete! Eine gleich merkwürdige Erfahrung machte er, wie ſchon Jacobi bemerkt hat („Was gebieten Ehre“ ꝛc. S. 105), etwas ſpäter mit ſeinen Briefen über die Düſſeldorfer Gallerie: Gleim findet ſie zwar pflichtſchuldigſt „herrlich“, „noch aber lange nicht herrlich genug, über den Verluſt Ihres [geplanten, aber aufgegebenen Rom:mes] Apelles den Vater Gleim zu tröſten“ (Schüddekopf 2, 50). Das iſt alles, was er zu ſagen hat, und warum Heinſe ſein verfehltes Romanprojekt aufgab, hat er überdies nie begriffen. — Endlich muß es wohl jedem unverwehrt bleiben, ſich über Heinſes merkwürdigen Abſchied von Halberſtadt im April 1774 ſeine eigenen Gedanken zu machen und daraus Schlüſſe auf Heinſes inneres Verhältnis zu Gleim zu ziehen; das äußere freilich blieb vollkommen ungeſtört.

Trotz alledem betont Schüddekopf in ſeiner Vorrede (1, XIV) nachdrücklich die Bedeutung der Briefe als Zeugniſſe für Heinſes Entwicklung, und zwar meines Erachtens mit vollem Recht. Was zunächſt Sömmerings Meinung anbetrifft, ſo glaube ich gern, daß er in Heinſes Jugendbriefen ſeinen Freund nicht wieder erkannt hat; aber er hatte den jungen Heinſe überhaupt nicht gekannt und legte in unkritiſcher Weiſe die Anſchauungen des gereiften Dichters

als Maßſtab an die brieflichen Ergüſſe des Jünglings, wobei er denn freilich auf anſcheinend unlösbare Widerſprüche kommen mußte. Nicht viel beſſer hat es Laube gemacht: Schüddekopf weiſt ihm gegenüber treffend darauf hin, daß der von Laube getadelte forcierte Ton nicht nur in den Briefen an Gleim, ſondern in allen Jugendbriefen Heinſes herrſcht. Die beiden oben erwähnten Briefe an Schwarz, die Schüddekopf noch nicht benutzen konnte, ſind wohl der ſchlagendſte Beweis für die Richtigkeit dieſer Anſicht. Übrigens macht es ja gar keine Schwierigkeit zu ermitteln, wie der junge Heinſe zu ſeiner wort- und blümchenreichen, aber gedankenleeren Schreibart gekommen ſei: ſolche Dinge lernte man in Erfurt, wenn nicht bei Wieland, ſo doch ſicher bei Riedel, dem Buſenfreunde des edlen Klotz. Zur anderen Hälfte — darin ſtimme ich gleichfalls mit Schüddekopf überein — erklärt ſich das „Forcierte" aus Heinſes Charakter. Sagt doch auch Fritz Jacobi, deſſen Charakteriſtik („Was gebieten Ehre". ꝛc. 47 ff.) noch immer das Beſte iſt, was wir über den Menſchen Heinſe beſitzen: „Seine Schwachheit war, daß er gern ungemein ſeyn, und dafür gehalten ſeyn wollte". — Über Heinſes wahre Anſichten von Gleims Dichtungen ſpricht ſich Schüddekopf nicht näher aus. Ich möchte im Gegenſatz zu Laube annehmen, daß Heinſes Lob wenigſtens in den erſten Jahren zwar durch die Zuneigung zum Verfaſſer unbewußt beeinflußt, aber durchaus ehrlich war. Warum ſollte derjenige, der ſelbſt einen Riedel ernſt nahm (1, 52), nicht unkritiſch genug geweſen ſein, um auch an Gleimſcher Poeſie Gefallen zu finden? Und wäre denn überhaupt beiſpielsweiſe Heinſes Freude am „Halladat" ein Zeichen groben Ungeſchmacks?

Unſchwer ſind auch die andern oben gegen Heinſes Aufrichtigkeit vorgebrachten Bedenken zu zerſtreuen. Daß er ſich einem Gleichaltrigen wie Schwarz gegenüber in der Wahl ſeiner Ausdrücke weniger ängſtlich zeigt als gegen Gleim, iſt gar nicht zu verwundern; die Anſichten über Religion, die er äußert, ſind dagegen im weſentlichen hier wie dort die gleichen: das zeigt gleich ſein erſter Brief an Gleim (1, 4). Wenn er ferner die „Cérises" auch aus bloßer Gefälligkeit überſetzt haben mag, ſo folgt daraus noch keineswegs eine allgemeine Befangenheit Gleim gegenüber; läßt ſich doch Heinſe beiſpielsweiſe durch Gleims kurioſe Auffaſſung ſeiner Reiſepläne durchaus nicht davon abhalten, immer und immer wieder auf Italien zurückzukommen, wodurch wiederum eines der oben angeführten Bedenken beſeitigt wird. Selbſt dem merkwürdigen Abſchiede von Halberſtadt, der als Beweis für die geringe Feſtigkeit des Bandes zwiſchen Heinſe und Gleim noch am meiſten Beſtand haben könnte, ſtehen ſo gewichtige Zeugniſſe für das gegenteilige Verhältnis gegenüber, daß man ihm nicht viel Bedeutung beilegen kann. Wie unbefangen macht Heinſe den älteren Freund in zahlreichen Briefen zum Vertrauten ſeiner ſtillen Neigung zu der „Grazie Maſſow", wie gern ſchwärmt er ihm von ſeinen muſikaliſchen Liebhabereien vor! Das Verwunderliche an dieſen Briefen ſcheint mir nicht ſowohl Heinſes Zurückhaltung als vielmehr im Gegenteil die große Unbefangenheit zu ſein, mit welcher er dem Alten immer und immer

wieder von Dingen redet, von denen Heinse sich sagen mußte, daß Gleim sie nicht verstünde. — Dies Verhältnis ändert sich erst nach Heinses Übersiedlung nach Düsseldorf, und auch dann noch nicht gleich: entscheidend wirkt hier erst die Berührung Heinses mit den „Stürmern und Drängern", seit 1774, meines Erachtens überhaupt der wichtigste Wendepunkt in seinem Leben, wichtiger noch als die italienische Reise. Je enger Heinses Fühlung mit den „Genies" wird, um so mehr lockert sich sein Verhältnis zu Gleim. Schon zwischen November 1776 und November 1777 stockt der Briefwechsel ein volles Jahr, vielleicht diesmal doch wegen der geringen Beachtung, die Gleim einer Heinseschen Arbeit, nämlich den Gemäldebriefen, geschenkt hatte; und aus Italien schickt Heinse 1782 nur einen litterarischen Aufsatz, der bloß schandenhalber an Gleim gerichtet ist (2, 130 ff.), nebst einem ebenso wenig für Gleim passenden Geleitsbrief (2, 159 ff.). Später schreibt er fast nur noch, wenn der alte Freund ihn mahnt, und mit dem Jahre 1799 schläft der Briefwechsel ganz ein. Heinse hatte sich innerlich von Gleim völlig gelöst, und so möchte ich dem zweiten Teile des Briefwechsels der beiden eine wesentlich geringere Bedeutung zusprechen, als dem ersten, abgesehen nur von dem einzigen Briefe Heinses aus Rom. Zum vollen Verständnis des späteren Heinse können nur seine Briefe an Jacobi und Sömmering oder die von Klinger und Maler Müller an ihn gerichteten führen. Seinen Werdegang dagegen erklären die Briefe an Gleim vortrefflich, und wir dürfen hoffen, daß Schüddekopf, der dies zuerst nachdrücklich betont hat, sie in seiner versprochenen Biographie des Dichters in diesem Sinne ausgiebig benutzen wird.

Den Briefen läßt Schüddekopf in beiden Bänden kenntnisreiche Anmerkungen folgen, zu denen ich hier einige Ergänzungen und Berichtigungen gebe. Der „Blifil" 1, 78, ist eine Figur aus Fieldings „Tom Jones", die „Palmblätter", welche 1, 34 (vgl. 223) unter Wielands Werken erscheinen, sind die „Fünf Palmblätter" in den „Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens". 1, 226, schließt sich Schüddekopf der Ansicht älterer Forscher an, Heinse habe in einem Briefe Gleims den Namen „Pankow" verlesen und daher in den „Kirschen" diesen Vorort Berlins „Pankon" genannt. Wäre es aber nicht möglich, daß die Formen „Pankon", „Pankons" in den „Kirschen" (Laube, Heinses Schriften 10, 37, 39) als Akkusativ und Genetiv nach Analogie etwa von „Heinsen", „Heinsens" zu fassen wären? Das stumme w würde doch in der Flexion ganz natürlich verschwinden. Auch die Form „Pankon" in einem Briefe Heinses (1, 83) ist Akkusativ. — Den Namen „Wunderbau" (1, 191) führt in Elberfeld bis auf den heutigen Tag ein nahe an der Wupper gelegenes, an den Fels angebautes Haus der Berlinerstraße ungefähr gegenüber dem Landgericht.[1]) — Das Gemälde „Johannes in der

[1]) Nach Abschluß dieser Zeilen erfahre ich über den „Wunderbau" aus Elberfeld noch Folgendes durch die Güte seines jetzigen Besitzers, Herrn E. Aders: Erbauer und Besitzer des „Wunderbaues" war dessen Großvater Jacob Aders (Gründer des „Kornvereins", späteren Bürgerkrankenhauses an der Au), ein Freund

Wüste" in der damaligen Düsseldorfer Gallerie schreibt Schüddekopf (2, 210) mit Heinse dem Raffael zu. Diesen stolzen Namen führt es jedoch längst nicht mehr. Nachdem es längere Zeit auf den Namen des unbedeutenden Florentiners Salviati gegangen ist (ich weiß nicht genau, ob auf den des Francesco, 1510 1563, oder seines vorwiegend in Rom und Venedig thätigen Schülers Giuseppe, 1520—1575; wahrscheinlich wohl das Letztere), verzeichnet es von Reber im Katalog der Münchener Pinakothek jetzt unter „Römische Schule um 1560" und glaubt es einem niederländischen, längere Zeit in Italien ma enden Nachahmer Raffaels, vielleicht dem Frans Floris de Vriendt zusprechen zu dürfen. Das Bild verdient übrigens keineswegs den schlechten Ruf, der dem übermäßig guten in Folge natürlicher Reaktion gefolgt ist: es ist entschieden eine ganz achtenswerte Leistung. — Der Name „Maritorne" (2, 24, vgl. 212), zur Bezeichnung einer schmutzigen Magd, stammt aus dem Don Quixote.

Als Anhang giebt Schüddekopf seinen Briefen eine Anzahl Heinsescher Gedichte bei, die meist aus der Halberstädter „Büchse" stammen, auch hier wesentlich mehr Sorgfalt und Urteil bekundend als sein Vorgänger Pröhle. Der Gesamtausgabe von Heinses Werken mit einleitender Biographie, die Schüddekopf vorbereitet, darf man mit schönen Hoffnungen entgegensehen. Seine Bemühungen um den eigenartigen Dichter sind um so dankenswerter, als gerade an ihm durch Pröhle, Schober, Rödel viel gesündigt worden ist.

Jena. Rudolf Schlösser.

Legras J., Henri Heine poète. Paris, Calmann Lévy. 1897. 3 frcs. 50 c.

Legras' Buch gehört ohne Zweifel zu den feinsinnigen und geistreichen Arbeiten der Heinelitteratur. Und da an Studien dieser Art gerade kein Überfluß herrscht, muß es gewiß mit Freude begrüßt werden. Unter den französischen Äußerungen über Heine, deren fast erdrückende Menge durch P. L. Betz eindringliche Analyse erfahren hat, nimmt Legras' Monographie eine besondere Stellung ein. Er hat in Frankreich zum ersten Male versucht, sich mit der „école allemande des Heine-Forscher" auseinanderzusetzen. Mancher Gewinn ist für ihn auf diesem Wege abgefallen, zuweilen setzt er sich mit Recht, oft mit Unrecht zu ihr in Gegensatz.

Ich gehe sofort auf die Haupttendenz des Buches los. Es ist neuerdings, nachdem man die Milieutheorie glücklich fast zu Tode gehetzt hatte, Mode geworden, das Milieu beiseite zu schieben. Mag Legras

Jacobis. Die Überlieferung, daß Goethe im „Wunderbau" geweilt, hat sich in der Familie erhalten (schon nach Heinses Briefen war dies wahrscheinlich). Der Name „im" oder „am Wunderbau" rührt wohl daher, daß der Bau am Berge gelegen, durch seine massiven Mauern der damaligen Zeit, wo fast nur Fachwerkhäuser erbaut wurden, als besonderes Bauwerk gelten mußte. Die Straße, jetzt Berlinerstraße, hieß früher (im Volksmunde noch vor 20 Jahren) „Vikarie".

dieſer Mode huldigen oder nicht, ſicher iſt, daß er ausdrücklich die Berückſichtigung des Milieu ablehnt und Heines menſchliches und dichteriſches Naturell ausſchließlich aus den ihm erblich überkommenen Prädispoſitionen ableitet. Den Begriff des Milieu aber faßt er im weiteſten Sinne; mit ihm fallen bei Legras alle oder faſt alle Einwirkungen und Einflüſſe, die vor allem die Dichtung anderer auf Heine genommen zu haben ſcheinen. „Nous renonçons à la facile satisfaction de construire de toutes pièces l'histoire morale d'un grand poète en nous servant, comme matériaux, que de l'étude de son milieu et des contemporains." So erklärt Legras ausdrücklich S. 112, und ebenſowenig wie aus dem Menſchen möchte er aus dem Dichter Heine, dem er den Titel des poète le plus original de l'Allemagne contemporaine giebt, ein notwendiges Produkt ſeiner Umgebung machen. Er wirft den deutſchen Heineforſchern vor, daß in ihrer Betrachtung Heine als ein mélange subtil aus Bürger, Hoffmann, Goethe, Wilhelm Müller, Novalis, Fouqué, Chamiſſo, Uhland Brentano u. a. erſcheine. Das heißt: eine der wichtigſten Forderungen litterarhiſtoriſcher Methode wird mit einem Federſtrich beſeitigt, die Erforſchung des Verhältniſſes eines Dichters zu ſeinen Vorgängern.

Leider wird ja unſere Methode gelegenheitlich ſchablonenhaft angewendet. Aber ich meine, ſoweit iſt die Litteraturhiſtorik heute doch ſchon gekommen, daß ſie gegen den trivialen Anwurf geſichert ſein könnte, ſie wolle den Dichtern ihre Originalität rauben. Wenn ein auf die zweifelhafte Neuheit ſeiner Leiſtungen ſtolzer Dichterling in dieſem Sinne eine journaliſtiſche Lanze bricht, kann man ihn ruhig überſehen. Hier aber ſingt ein in Deutſchland geſchulter Gelehrter, der wiſſenſchaftliche Forderungen an ſich und an andere ſtellt, das alte Lied in neuer Tonart! Glaubt Legras wirklich, daß der Litterarhiſtoriker nichts anderes macht als wie ein Häftelmacher aufzupaſſen und, wenn er eine Entlehnung glücklich entdeckt, laut aufzujubeln, daß er's glücklich ſo weit gebracht habe? Nein! Wir wollen das Neue kennen lernen, das in dem Werke des Dichters ſteckt. Und um dieſes ſo ſchwerfaßbare Neue feſtzuhalten, müſſen wir erſt wiſſen, was der Dichter vorgefunden hat, insbeſondere aber, wie er das Vorgefundene umgeſtaltet. Die Litterarhiſtorik begnügt ſich nicht, auf einem Gefühlsurteile fußend, auszurufen: Heine iſt der originellſte Dichter des 19. Jahrhunderts! Sie iſt ſich wohl bewußt, daß dieſer Ausruf Phraſe iſt und Phraſe bleibt, ſolange ſie überhaupt nicht weiß, was eigentlich an Heine originell iſt. Leicht genug macht ſie ja Legras den Nachweis, daß er im Rechte, die deutſche Litterarhiſtorik im Unrechte ſei. Er greift die wenigen Worte auf, die Scherer bethin in ſeiner Litteraturgeſchichte über Brentano und Heine ſagt. Die Stelle iſt eine der wenigſt glücklichen, die Scherer geſchrieben hat. Ihr Inhalt iſt längſt überholt, berichtigt, verbeſſert. Legras kann ſie natürlich leicht in ſchiefes Licht bringen. Daß Heine Brentanos Lorelei-ſchöpfung benutzt hat, kann er ja wohl nicht leugnen. Aber er meint

Heine wäre auch ohne Brentano, also wohl ohne die romantische Ironie zu der chute ironique de certaines poésies gekommen. Diese ironischen Schlußwendungen, die man wohl unter dem Begriffe der Stimmungsbrechung zusammengefaßt hat, entsprächen getreu dem Kampfe, der sich in Heines Seele abspiele. Ganz richtig! Heine hat die Stimmungsbrechung nicht äußerlich seinen Dichtungen aufgeheftet; sie stimmte so völlig mit seinem ganzen Wesen überein, daß er sie bei seinen schönsten Dichtungen nicht meidet. Tannhäuser und Deutschland, zum Teile der Atta Troll, sind auf ihr künstlerisch aufgebaut. Ja ich möchte fast bezweifeln, daß derjenige Heine ganz versteht, der ihm diese Stimmungsbrechungen nicht nachfühlt (vgl. Legras S. 116 oder 290). Ich gedenke auch nicht auseinander zu setzen, wie ich mir die Entstehung dieser Heine so lieben Form denke und möchte nur beiläufig auf die ironischen G'stanzeln der Alpenländer hinweisen; sie hängen einem stimmungsvollen Natureingang eine derbsarkastische Zote an und Heine hat nach dem eigenen Geständnisse einer oft citierten, aber nie interpretierten Briefstelle an Schottky gerade diese G'stanzeln sich zum Vorbild genommen. Doch all dies sei jetzt beiseite gelassen. Der obigen Ausführung Legras' aber stelle ich folgende Thatsachen gegenüber: romantische Ironie hat es vor Heine gegeben; diese romantische Ironie liebt es, conventionellen Gefühlsausdruck und derbe Wirklichkeit auf der einen Seite, auf der anderen phantastisch-übersinnliches Fühlen und die einengenden Formen gesellschaftlicher Konvention in komisch wirkende Gegensätze zu bringen. Der dem Menschen und Dichter Heine kongenialste Romantiker Brentano gefällt sich gern in dieser Form und Heine ist, wie seine „Romantische Schule" bezeugt, dieser Thatsache sich wohl bewußt gewesen. Kann nach diesen Praemissen noch weiter fraglich sein, ob Heine hier nur ein von der Romantik und von Brentano überkommenes Stilmotiv weiter ausgestaltete oder nicht? Und ferner, daß das Neue der Heineschen Verwertung nicht in dem Motiv an sich, sondern nur in der Art seiner Verwendung liege? Daß aber Neues hier vorliege, daran zweifelt auch die Litterarhistorik nicht, denn zu der Kühnheit des Tannhäuser und des Wintermärchens Deutschland hat die romantische Verwertung der Stimmungsbrechung sich nicht vorgewagt.

Allerdings, einige Kenntnis der Romantik, der deutschen Litteratur überhaupt ist nötig, um genauer die dichterischen Anregungen zu umschreiben, die Heine hat auf sich wirken lassen. Dem Franzosen Legras sei um so weniger ein Vorwurf gemacht, wenn er die Anreger übersieht, als ja auch die deutsche Heineforschung in ihren Nachweisen nicht immer sehr erfolgreich ist. Wenn Legras in seiner Betrachtung der beiden Nordseecyklen böse vom rechten Wege abirrt, so fällt die Schuld zum Teil auf seine deutschen Wegweiser. Ehe ich an die Erörterung dieses Teiles seiner Arbeit gehe, sei festgestellt: Legras kennt nicht Karl Hessels Büchlein „Die Nordsee. Meerdichtungen von Heinrich Heine" (Norden, 1893). Ich

kann ihm kaum einen Vorwurf machen; denn warum versteckt Hessel, heute wohl der beste wissenschaftliche Heinekenner, seine stets anregenden und belehrenden Gaben an unzugänglichsten Orten? Seine ungewöhnlich anziehende Vermutung, das „Seegespenst" des ersten Cyklus sei auf Heines Religionswechsel zu deuten, hätte Legras mächtig gefördert. Denn die Stellung, die den beiden Cyklen im Buche der Lieder angewiesen ist, dann ihre Bedeutung in der Entwicklung Heines, beides hat Legras vortrefflich und feinsinnig entwickelt (S. 76 ff.). Auch über ihre gedankliche Technik sagte er (S. 81) Wohlerwogenes, wenn er Schillers und Heines „Götter Griechenlands" vergleicht. Nur sollte er das eine Gedicht nicht „une ballade de Schiller" nennen.

Die folgende Darlegung kann ohne weiteres an Legras anknüpfen, da auch die deutsche Heineforschung ihr nicht vorgegriffen hat, es sei denn in beiläufigen Notizchen.

Legras meint, nicht Goethe, sondern Novalis hat die Form und zum Teil den Inhalt der „Nordseebilder" veranlaßt. Die „Hymnen an die Nacht" ließen sich leicht in Verse abteilen, und zwar en vers analogues à ceux de Heine. Was Novalis für die Nacht gethan hat, das that Heine für das Meer. Legras knüpft an diese Vermutung das Aperçu: C'est à de moindres esprits qu'est souvent réservé le soin de transmettre aux générations nouvelles le germe fécond de la pensée ou de la forme (S. 168). Daß man gar nicht nötig hat, mit Wörner die „Hymnen an die Nacht" in Verse abzuteilen, daß Novalis sie vielmehr von Anfang an in Versen geschrieben hat, das wissen wir durch Minor (Deutsche Litteraturzeitung 1888, Nr. 12). Gleichwohl sind noch viel kleinere Geister als Novalis der Anlaß für Heines Dichtung geworden. An Moser schreibt Heine am 14. Dezember 1825 (Karpeles 8, 460) über die „Seebilder": „Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht . . . . Ich bin also doch nicht auf eine bloß lyrisch-malitiöse zweistrophige Manier beschränkt." Gemeint sind Tiecks Cyklen „Reisegedichte eines Kranken" und „Rückkehr des Genesenden", die zuerst im 3. Bande seiner „Gedichte" (Dresden, 1823) erschienen sind. Ferner Ludwig Roberts „Promenaden eines Berliners", zuerst veröffentlicht im Morgenblatt von 1824 (Gedichte, Mannheim 1838, 2, 107—152). Roberts Dichtung wird von Hessel einmal beiläufig als Vorbild Heines in Anspruch genommen (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 5, 563 f.). In seinem oben citierten Büchlein nennt er Robert und Tieck nicht.

Tiecks beide Cyklen geben Bilder seiner italienischen Reise; nach eigenem Bekenntnis hat er sie als flüchtige Andenken in seinem Tagebuche aufgezeichnet. Er hatte die Absicht, sie zum Drucke zu überarbeiten; Krankheit hinderte ihn. „Vielleicht," meint er, „ist der Ausdruck des Moments frischer und lebhafter, als es bei mehr Fleiß die Ausbildung

des Verſes oder der hinzugefügte Reim und die geordnete Strophe zugelaſſen hätten.“ Die Gedichte ſind nur ſelten ſtrophiſch und gereimt; die Mehrzahl macht den Eindruck freier Rhythmen. Allerdings merkt der Leſer auf Schritt und Tritt, daß hier keine glücklich durchgeführten freien Rhythmen vorliegen, ſondern daß Tieck nur die ihm ſo lieben frei und wechſelnd gereimten ungleich langen Verſe einmal reimlos gelaſſen hat. Trotz dieſer halbſchürigen, von Arnold Ruge ſchlimm karikierten Form ſcheinen die Gedichte wenigſtens in engerem Kreiſe großen Beifall gefunden zu haben. Begeiſtert dankt Rahel den 13. Auguſt 1823 (Holtei, Briefe an Tieck 4, 142 ff.) dem Dichter für den Genuß. Sie iſt närriſch vor Jubel, ſie iſt ſo entzückt, daß Tieck Italien ſo individuell nimmt. „Ich ſehe alles, rieche alles: Jede Stille breitet ſich in mir aus; jeder Lärm plagt mich: ich ſehe, ich kenne die Italiener. Laſſen Sie ſie reden, ſo iſt Ihr Deutſch Italieniſch; ſie ennuyiren mich mit, bringen mich aufs Äußerſte: machen mich lachen, ich ſehe Wände, Frescos, Markt, Alles! Und ſie fügt hinzu: „Ich glaubte an ſo etwas nach Goethens Elegien nicht.“ Rahels Bruder Ludwig Robert aber erwidert die Gabe Tiecks mit ſeinen „Promenaden eines Berliners“. Mit Bewußtſein erhebt er die Form Tiecks über gereimte und geleimte Verskünſtelei und ruft ihm in derſelben Form zu (a. a. O. S. 113):

Solch ein lebendiger Erguß der Laune,
Solche bewegliche Bildchen,
Drollige Abenteuer,
Solche allerliebſte Kleinigkeiten,
Voll plaſtiſcher Wahrheit,
Sinnreicher Auffaſſung
Und tauſendfacher Beziehung
Verſchmähen des Reims klingenden Gleichklang,
Wie des pomphaften Metrums
Stolze Wiederkehr.

Wider Willen und unbewußt ſeien ſie erhabener „Als alle die hohen Rieſengeſtalten Mühſam emporgethürmt Zu Luſt und Schrecken der ſtier anſtaunenden Neugier“.

Robert ſelbſt fand ſich wohl zumeiſt von den ironiſch-humoriſtiſchen Gedichten angezogen, die mit immer neuen Zügen das Bettelunweſen Roms, dann die ganz ſtädtiſche Mißwirtſchaft zeichnen. In gleichem Ton gloſſiert er die Schattenſeiten des damaligen Berlin; das enge, ſchlecht gebaute Schauſpielhaus, die ſchlechte Straßenbeleuchtung, das elende Pflaſter, die Langweile der Berliner „Thee-Einladungen“. Wir hören von Stehely, von Lutter und Wegener und von Jagor, wo einmal ein „blutjunger Mann — oder vielmehr nicht blutjung, ſondern ein blaſſer Jüngling“, in dem Heſſel unſeren Heine erkennen will, eine ſarkaſtiſche Lobrede auf Berlin hält. . . Den ganzen Cyklus lieſt man heute noch mit größtem

Intereſſe; es iſt eine der amüſanteſten Leiſtungen berliniſch-romantiſcher Selbſtperſiflage.

Heine alſo bekennt, von Tieck und Robert gelernt zu haben. Ich meine, nach allem Mitgeteilten iſt der Vorgang wohl ſo zu denken: im Kreiſe Rahels hört er Tiecks Gedichte preiſen; man legt ihm ſpöttiſch nahe, daß er, auf eine „bloß lyriſch-malitiöſe zweiſtrophige Manier beſchränkt", mit Tieck nicht wetteifern könne. Heine nimmt den Wettkampf auf; er betont ſtärker als Tieck das Ironiſche, er übertrifft Robert an Selbſtperſiflage, aber mit Tieck giebt er zugleich großgezeichnete Landſchaftsbilder und intime Detailſchilderungen. So ſtark auf Tieck Italien gewirkt hat, ſo ſtark fühlt er ſelbſt die Nordſee. Und wenn Tieck nur ſelten, etwa in Livorno, uns Meerluft atmen läßt, ſo durchtränkt Heine ſeine beiden Cyklen mit kräftigſtem Meergeruch.

Ich bliebe hier ſtehen, wenn ich, wie Legras und Bölſche, der wohl ſein Gewährsmann iſt, annähme, daß Heine als erſter Deutſcher das Meer beſungen hat, oder wie Heſſel nur von Goethe und Schiller zu reden wüßte. Schier unglaublich iſt es, daß ſolche Unwahrheiten von Gelehrten ohne weiteres hingeſchrieben werden. Legras verſteigt ſich gar zu der Behauptung: „On s'étonne que Goethe, qui a tout chanté, n'ait pas chanté la mer." Und „Meeresſtille" und „Glückliche Fahrt" und „Nauſikaa"? Aus der Fülle deutſcher Meerdichtungen hebe ich zunächſt Tiecks obenerwähntes „Livorno" heraus, dann W. Müllers „Lieder vom Meere" (Herbſt 1824), ſeine „Muſcheln der Inſel Rügen" (Herbſt 1826); auch Müller, Heines Meiſter in der volksliedartigen Behandlung deutſcher Lyrik, bindet Meer und Liebe. Varnhagen beſingt das Meer. Rügen wird von dem Dichter der „Jukunde" immer wieder geſchildert, der eine lange Reihe von Rügendichtern zum Gefolge hat (vgl. Wolfgang Menzel „Deutſche Dichtung" 3, 89; ich füge Chamiſſo hinzu). Insbeſondere aber hat Friedr. Leopold von Stolberg das Meer zu lyriſchen Effekten zu verwerten verſtanden. In Boies Ausgabe der Gedichte des centauriſchen Brüderpaares (1779) ſtehen folgende Meerdichtungen: S. 53 „Kain am Ufer des Meeres", S. 161 „Hellebeck, eine ſeeländiſche Gegend", S. 190 „Badelied zu ſingen im Sunde", S. 208 „An das Meer", insbeſondere S. 226 „Die Meere". Das letzte Gedicht iſt in echt klopſtockiſchem Stil geſchrieben; eine Probe:

Ich ſah die Kiele
Blitzgewafneter Schiffe,
Eilen über ihr hin,
Wann die Flagge ſank,
Und der züngelnde Wimpel ſank
Und das Säuſeln in Hellebecks Buchen ſchwieg.

Wie nennet dich mein Geſang!
Nordmeer, Weltmeer, Göttin, Unendliche,

Erdumgürtende, Wiege der Allerleuchtenden
Sonne, des Himmelwandelnden
Mondes und zahlloser
Sterne, die in melodischem
Tanze sich spiegeln, wenn steiget die Well' und hinab sich senkt.

Meerpoesie also, freie Rhythmen, dann die Diktion, diese blitzgewaffneten Schiffe, diese allerleuchtende Sonne, dieser himmelwandelnde Mond — all diese Momente hat Stolberg den Nordseecyklen vorweggenommen. Wer vielleicht noch zweifelt, daß Heine die pathetische Note jener Dichtungen ebenso Stolberg dankt, wie er die ironische intim schildernde von Tieck und Robert hat, der muß wenigstens zugestehen, daß Heines Originalität hier nicht, wenigstens nicht in den einzelnen angeführten Momenten liegt. Kein Verständiger wird leugnen, daß Heines Nordseebilder trotz alledem einen Ton anschlagen, der aus den genannten Dichtungen uns nicht entgegenklingt. Aber weder hat er das Meer für die Lyrik entdeckt, noch ist ihm die Form von Novalis allein überliefert worden, noch sind freirhythmische Nordseebilder, noch endlich die sarkastischen Zusätze seine Erfindung.

Ich fühle mich nicht veranlaßt, an dieser Stelle das Neue, Heine allein Eigene der Nordseebilder in feste Formeln zu bringen. Schließlich ergiebt schon Legras' Analyse eine Menge von Zügen, die als Heines unbestreitbares Eigentum zu bezeichnen sind. Nur über die Vorzüge seiner freien Rhythmen sei ein Wort gewagt. Legras sucht französischen Lesern dieses Maß zu erklären (S. 158 ff.). Er glaubt alles gesagt zu haben, wenn er behauptet, die freien Rhythmen beruhten auf demselben Principe, wie die Verse des „Intermezzo", nur hätten sie statt vier (?) Accenten derer bald einen, bald zwei, bald drei oder vier. Hätte er ein, wie mir scheint, doch nicht gar so fernliegendes Buch, nähmlich Minors Metrik aufgeschlagen, er hätte (S. 315 ff.) weit klarere und förderlichere Bestimmungen gefunden. Ich hebe zwei Momente hervor: 1. die freien Rhythmen fordern, daß die Hebungen schon in der natürlichen Betonung stark und deutlich hervortreten. 2. Die Taktdauer ist beim Vortrage streng zu beobachten; kein Takt darf länger gehalten werden, als ein anderer; mehrsilbige Takte sind in schnellem, einsilbige in langsamstem Tempo zu sprechen. Tiecks und zum Teile Roberts Rhythmen verstoßen gegen diese Grundsätze, vor allem gegen den ersten, weil ihre Sprache sich zu stark der Umgangssprache nähert; in dieser sind wir für die Quantität empfindlicher (vgl. Minor S. 483) und werden auf ein nichtssagendes Wort keinen starken Accent gern legen, noch ein solches Wort anstandslos dehnen. Hätte Legras dann die Reihe deutscher Dichter, die freie Rhythmen vor Heine geschrieben haben, und die Minor (S. 319 ff.) anführt, gemustert, er hätte erkannt, daß fast bei Keinem jene beiden Forderungen so glücklich erfüllt sind wie bei Heine. Dieser darf es kühnlich mit Goethe und mit Hölderlin aufnehmen. Gerade er, der sonst so gern der Umgangssprache im Verse sich bedient, hat hier,

und zwar mit weit besserem Erfolge, zu der gehobenen Diktion der Traumbilder und der Freskosonette zurückgegriffen, die Umgangssprache aber ausschließlich zu Effekten der Ironie aufgespart. Diese prächtigen Klangworte, diese großartigen, himmelstürmenden Bilder, sie geziemen den freien Rhythmen, ihre Anwendung ermöglicht, jene beiden von Minor festgestellten Grundsätze zu befolgen.

Das Originelle, das Neue der Dichtung Heines kann also — das glaube ich wahrscheinlich gemacht zu haben — schärfer abgegrenzt werden, als Legras' Methode gestattet. Er selbst scheut sich übrigens, diese Methode bis in ihre letzten Konsequenzen zu verfolgen. Trotz seinen gegenteiligen prinzipiellen Behauptungen ist auch er formalen und stofflichen Vorbildern Heines nachgegangen. Ja er versucht einmal geradezu einen Quellennachweis: Höltys Hexametergedicht „Der arme Wilhelm" wird als Vorbild der „Wallfahrt nach Kevlaar" in Anspruch genommen (S. 58 ff.). In Höltys Gedichte finde sich der traurige Wilhelm mit seiner Weigerung an dem Spiele der Genossen teilzunehmen, seine plötzliche Frömmigkeit, seine geheimnisvolle Befreiung. Heine hat selbst über die Entstehung des Cyklus einen Bericht gegeben (Elster 1, 527 f.), der sich mit Legras' Annahme gut vereinigen läßt, um so mehr, als der schmucklosen Erzählung Höltys das Motiv des Marienkultus fehlt. Und nur über dieses Hauptmoment, das Heine dem Boden seiner Heimat entpflückt hat, berichtet der Dichter selbst.

Ferner erwägt Legras gern Heines Verhältnis zum Volksliede: nicht Goethe?, und nicht Schiller, sondern das Volkslied sei Vorbild der Heineschen Ballade (S. 29 ff.). Wie das Volkslied schreite Heines Dichtung von Gipfel zu Gipfel; la brusquerie instinctive de la composition sei beiden gemein, doch die höhere Kunst Heines überlasse dem Volksliede den Wortreichtum. Nur die Tendenz nach Klarheit und Einfachheit wird von ihm dem Volksliede abgelauscht. Heines Kürze und Knappheit sei dem Wunderhorn fremd (S. 53 ff.). Die Traumbilder ahmen noch die etwas geschwätzige Rhetorik des Volksliedes nach (S. 63). Aber der Reichtum von Bildern setze Heines Lyrik in Gegensatz zum Volksliede. Etwas Orientalisches liege in der Kühnheit dieser Bildersträuße; hebräische Poesie habe da eingewirkt (S. 131 ff.). Auch auf anderem Wege entferne er sich von der Art des Volksbildes. Zwar vergleicht auch er das junge Mädchen der Blume, die weißen Hände der Lilie, die roten Lippen der Rose, die blauen Augen mit Veilchen und Sternen. Allein er belebt diese ganze Natur: die Bäume bemitleiden ihn, die Veilchen kichern. Das sei nicht der Romantik abgelernt. Er hat sich nicht mystisch in die Natur versenkt, nicht den großartigen Traum einer geheimnisvollen Einheit von Mensch und Natur mitgeträumt; wenn Novalis sich selbst neben der Natur vergißt, und schließlich die Wirklichkeit nicht mehr zu schauen vermag, so denkt Heine so sehr an sich selbst, daß er die Wirklichkeit zuletzt aus dem

Auge verliert. Das Resultat, eine künstliche Natur, ist beiden gemeinsam; der Ausgangspunkt ist ein verschiedener (S. 88 ff.).

An diesen Beobachtungen und Distinktionen ist gewiß viel Feines und Durchdachtes. Gleichwohl scheinen auch sie mir nicht unanfechtbar. Den Volksliedern des Wunderhorns fehlt Knappheit nicht immer, dem Volksliede überhaupt schon gar nicht. Wiederum muß ich auf die G'stanzln der Alpenvölker und auf jenen Brief an Schottky hinweisen. Heine dankt nach eigenem Geständnisse seine „kurze Manier" diesen österreichischen Tanzreimen, die übrigens auch im Wunderhorn nicht fehlen. Sie wissen nichts von der rhétorique bavarde der historischen Volkslieder. Der Gegensatz ferner, den Legras zwischen Romantik und Heine aufstellt, deutet sicher Richtiges an; und doch möchte ich ihn anders formulieren, möchte mich insbesondere dagegen verwahren, wie Legras Eigenheiten einzelner Romantiker der ganzen Romantik zuzuschreiben. Kein Zweifel: bei Heine ist mancher echt romantische Zug nur mehr Kunstmittel, Dichtungsrequisit, während er den eigentlichen Romantikern nur letztes Resultat einer Weltanschauung war. So etwa das Traummotiv. Für G. H. Schubert ist das Traumleben ein zweites, höheres Leben, der Traum die Offenbarung einer anderen Welt; und gleichen Glaubens ist sein Schüler Hoffmann, wie Hoffmanns Vorbild Novalis. Heines „Traumbilder" verzichten auf diese esoterische Bedeutung des Traumgesichts. Ihm dient Traum und zwar fieberhafter Traum lediglich als künstlerische Form, um ein äußerlich allzu karges Erlebnis, das farbloseste der Motive, unglückliche Liebe nämlich, in ein dichterisches Kostüm zu kleiden. Ebenso verfährt er mit der Natur. Eine symbolische blaue Blume hätte in Heines Dichtung nie erstehen können. Das Gedankliche dieser Blumen- und Tierwelt ist ihm gleichgültig. Er verwendet als echter Künstler bald deutsche Natur, also Veilchen und Nachtigallen, ein andermal indische, also Lotusblumen und Gazellen, um den Feenpalast seiner Dichtung zu schmücken. Nicht Symbole, nur Arabesken bringt er an, Farben und Töne, an deren stimmungsvollen Nüancen er seine Freude hat. Bisher glaube ich mich mit Legras in Übereinstimmung. Ein anderes ist freilich, ob diese rein künstlerische Freude an Blumenpracht, an Naturstimmen der Romantik völlig fremd ist. Ich meine nicht. Gerade Brentano holt sich Blumenkult aus der Dichtung des 17. Jahrhunderts; schon früh durchschreitet seine Schöpfungen der Schnitter, der Tod heißt, und alle die Lilien und Narcissen und Levkojen abmäht. Nachtigallenstimmen erklingen immer wieder im Wunderhorn, und nicht selten sind diese Arabesken von den Herausgebern in die schlichteren Linien der Originale erst hineingezeichnet worden.

Wenn ich hier einschränkte, so möchte ich auf Legras' Betonung der hebräischen Züge von Heines Dichterart um so mehr Accent legen. Leider wird es uns ja schwer gemacht, über das Jüdische Heines zu sprechen. Viel zu stark wütet heute noch ein konfessionell-nationaler Kampf um

den Dichter, als daß nicht auch der objektivste Forscher auf diesem Felde Mißverständnissen ausgesetzt wäre. Nur schüchtern ist man in letzter Zeit an die Erörterung dieser Frage herangetreten, die doch für die Erkenntnis Heines von grundlegender Bedeutung ist. Um so mehr muß Legras' Bestreben anerkannt werden, der mehrfach das Thema berührt (S. 132 ff. 277. 362 ff.) und förderlich behandelt. Was er über Betty Heine und über ihren Einfluß auf den Sohn sagt, darf wohl hierher gerechnet werden (S. XVII ff.). Le tranchant de sa raison und la passion de la nature et du naturel habe Heine von der Mutter geerbt, nur sei alles bei ihm auf die höchste Spitze getrieben. Ich weiß nicht, was Legras da unter „naturel" versteht; deutet er auf die scharfen, unbeirrbaren Blicke, mit denen Heine die Schwächen seiner Gegner erspäht, dann hat er gewiß Recht. Wenn er indes erklärt, nur eine critique superficielle könne meinen, daß Heine sich von der Natur entferne, so kann ich ihm nicht zustimmen. Für mich ist und bleibt Heine ein Künstler, der immer wieder Kunst für Kunst und um der Kunst willen treibt, ein echter Romantiker, der sich in der Mitte derber Wirklichkeit nicht wohl fühlt.

Doch genug der Einwände und Bedenken. Gerade weil der geistreiche Franzose so viele neue Gesichtspunkte, zuweilen freilich bloß blendende Paradoxen aufstellt, käme ich auf dem bisherigen Wege nicht zum Ende. Wagt er doch selbst Heines Weltschmerz zu leugnen (S. 17 ff.)! Hier sei nur noch angeführt, was Legras für die Pariser Zeit an Neuem und Belehrendem bringt. Er bespricht die Vorteile, die Heine, wie jeder Fremde, in Paris hatte, das wohlwollend-neugierige und tolerante Entgegenkommen der Pariser, und wiederum den Nachteil, daß Heine wie fast alle Fremden das stillere Pariser Familienleben nie kennen gelernt hat (S. 174 ff.). Heine habe in Paris mit einer Menge hervorragender Menschen verkehrt, allein ein stilles häusliches Glück ist ihm aus diesen Bekanntschaften nicht erflossen (S. 176 f.). Zwei Frauen haben bestimmend auf ihn gewirkt: die Prinzessin Belgiojoso und Mathilde Mirat (S. 178 ff.). Die Beziehungen zur Prinzessin zu charakterisieren, werden die Dokumente verwertet und zum Teil wieder abgedruckt, die Legras im Juni- und Juliheft der Deutschen Rundschau 1894[1] veröffentlicht hatte: ihr Gegensatz zu Mathilde, ihre Vermittlung der Pension von 4800 Franken wird erörtert, Heines Brief an sie vom 30. Oktober 1836 (S. 400 ff.; vgl. S. 219. 373) tritt als Glaubensbekenntnis ersten Ranges in die Mitte der Darstellung. Sehr schlecht kommt Mathilde weg, hier wie später (S. 291). Über die politischen Tendenzen der Pariser Zeit sprechend, verweilt Legras des Längeren beim St. Simonismus (S. 195 ff.) und stellt fest, daß Heine diese Lehre

[1] Legras druckt S. 399 ff. die französischen Originale der a. a. O. mitgeteilten Briefe ab. Der (Deutsche Rundschau 80, 90) unvollständig veröffentlichte Brief an Thiers erscheint in vollem Umfange. Neu ist nur der Brief an Michel Chevalier vom 18. Februar 1855 (S. 414).

mißverſtanden habe, da er nicht ihren praktiſchen Vertretern, ſondern den abenteuerlichen Träumern vom Schlage Enfantins folgt. Von einer poſitiven und praktiſchen Lehre blieben ihm lediglich nur ein paar hohle, aber rhetoriſch wohl verwendbare Formeln über. Die in der Pariſer Zeit veröffentlichten Dichtungen beſprechend, unterſchätzt Legras die freie Meiſterſchaft des „Neuen Frühlings“ (S. 203), ſucht das Verletzende in der Erotik der „Verſchiedenen“ aufzudecken (S. 212), ſtellt das Jahr 1836 mit Hilfe jenes Briefes an die Prinzeſſin Belgiojoſo als wichtige Epoche feſt (S. 219), geht der Technik der Zeitgedichte nach (S. 236), bezeichnet Schärfe der Beobachtung als Prinzip Heineſchen Witzes und ſucht dieſen Witz in ſeinen einzelnen Erſcheinungsformen feſtzuhalten (S. 239 ff.). Atta Troll wird mit Treitſchke nicht als romantiſcher Sang, ſondern als Tendenzgedicht gefaßt (S. 264); Heines Plänkelei mit Freiligrath erſcheint unſerem Kritiker als ironie d'écolier si mediocre que j'en souffre au lieu d'en rire (S. 269), als ob die größten Satiriker aller Zeiten ihre Lanzen nicht gegen Unbedeutendere oft gebrochen hätten; ſelbſt die metriſche Form des Atta Troll findet Legras Beifall nicht (S. 278). Das Wintermärchen Deutſchland veranlaßt ihn, Heines Stellung zu Frankreich und zu Deutſchland in neue Beleuchtung zu rücken; Heine ſtehe auf dem Standpunkte des Patriotismus, aber nicht des „nationalisme“ (S. 286). Der Schluß des Cyklus findet Legras' Beifall nicht; er ſchreibt ihn dem ſchlechten Einfluſſe Mathildens zu: ah! comme Mathilde devait rire, lorsque son mari lui racontait pareils bons mots (S. 291). Zum Romanzero unterſucht Legras die Balladentechnik Heines; die typiſche Ballade ſei nur im Buch der Lieder zu finden (S. 315). Heine baue aber auch jetzt ſeine Balladen dreiteilig auf (S. 317), ebenſo wie den Tannhäuſer, der an dieſer Stelle beſprochen und mit Hilfe des mehrfach erwähnten Briefes an die Prinzeſſin Belgiojoſo vom 30. Oktober 1836 (S. 325) originell gedeutet wird. Seit dem Tannhäuſer beginne die einſtige Knappheit Heineſcher Diktion zu ſchwinden, il glisse sur la pente de la loquacité (S. 320). Die gewaltigen Viſionen des Romanzero möchte Legras auf den ſtarken Opiumgenuß der letzten Lebensjahre zurückführen; halb blind und ganz lahm bekommt er plötzlich einen ganz außerordentlichen Farbenſinn, ſieht er in heftigſtem Wirbel hintollende Geſtalten (S. 330 f.). Endlich wagt Legras in fünf Versgruppen aus der „Heimkehr“, der „Nordſee,“ dem „Tannhäuſer,“ dem „Mohrenkönig“ und dem „Enfant perdu“ die Entwicklung von Heines lyriſchem Stil von 1824 bis 1851 zu bannen (S. 349 f.). Fein wird zuletzt der innere Zuſammenhang der Lazarusgedichte und der an die Mouche gerichteten Verſe aufgedeckt (S. 377).

Sicherlich liegt ſchon in dieſen kurzen Andeutungen eine Fülle von Anläſſen zu Kontroverſe und Diskuſſion vor. Ich freilich muß es mir verſagen, an dieſer Stelle auf jene Anläſſe einzugehen. Legras hat, unvoreingenommen und ſcharfſichtig, gewiß manchen Gewinn eingeheimſt; er

ſcheut nicht zurück, ſeinen Helden ſcharf und abfällig zu kritiſieren. Wenn nach ſeiner Anſicht Heine irre geht, ſo ſucht Legras nach der Veranlaſſung. In knappſter Formulierung faßt er zuletzt die Urſachen der zwieſpältigen Erſcheinung Heines zuſammen (S. 383 ff.): eine ſolide, auf Natur und Wirklichkeit gerichtete Grundlage, ein normaler verſtändiger Charakter, das Erbſtück ſeiner Mutter iſt in Heine mit einer krankhaften Überempfindlichkeit zu einem Ganzen verbunden. In dieſer widerſpruchsvollen Miſchung trägt die Poeſie zwar immer den Sieg davon: aber verſtandesmäßige Proſa miſcht ſich leicht ein und tritt um ſo derber auf, je heftiger der Kampf geweſen iſt. Goetheſches Gleichgewicht war dem unruhigen Juden nicht gegönnt, deſſen Vorfahren von Stadt zu Stadt und von Beruf zu Beruf geirrt hatten (S. 38 f.). Seine Lyrik iſt nicht ſo voll und geſund wie die Goethes, aber ſie rührt, dank Heines Senſibilität, uns dauernder und ſchmerzlicher, ſie iſt dem heutigen Geſchlechte verwandter: L'évolution du lyrisme de Goethe correspond exactement à celle de son merveilleux esprit; l'histoire du lyrisme de Heine ne note guère que les crispations successives d'une sensibilité dans laquelle la nôtre retrouve son image agrandie (S. 394). Bei dieſem Reſultate können wir vorläufig ſtehen bleiben.

Bern. Oskar F. Walzel.

G. G. Gervinus' Leben. Von ihm ſelbſt. 1860. Mit vier Bildniſſen in Stahlſtich. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1893.

„In einer Zeit, die ihre Evolutionen in einer nie zuvor gekannten Bewegungsſchnelle macht, iſt es nur zu natürlich, daß ein einzelner gelehrter Forſcher durch die zuſammengeſchoſſene Thätigkeit eines rührigen Geſchlechtes von Mitbewerbern in kürzeſter Zeit überholt wird; daß Geſchmack und Bedürfnis des Tages ſich bald in weitem Abſtand von einem Schriftſteller findet, der eine ungewöhnlich lange Lebensbahn durchlaufen hat; daß man die Beziehung ſeiner Werke zu der Periode ihrer Entſtehung vergißt und den Wert überſieht, der vielleicht vorzugsweiſe in dieſen Verhältniſſen gelegen war.“

Auf niemanden finden dieſe bitteren Worte heute beſſer Anwendung als auf Gervinus ſelbſt, der ſie mit Bezug auf Schloſſer, den bewunderten und geliebten Lehrer, niedergeſchrieben hat. Nur eine Thatſache zur Charakteriſierung der Verhältniſſe: bis heute entbehrt der Hiſtoriker der Reſtaurationszeit, der Begründer der deutſchen Litteraturgeſchichte, der Herold des Reiches deſſen mit deutſcher Geſchichte, deutſcher Wiſſenſchaft und Kunſt ſo eng verknüpfter Lebenslauf doch förmlich gebieteriſch eine Darſtellung verlangt, einer würdigen Biographie, und die Gervinus-Litteratur, welche Bartſch im Jahre nach dem Tode des Gelehrten (Germania 17, 462) ſorgfältig verzeichnete, hat nur ſehr wenige, allerdings bezeichnende Bereicherungen erfahren. Unter dem unmittelbaren Eindrucke des Todes freilich des in ſchroffer Abkehr von ſeiner

heißgeliebten Nation geſchiedenen Mannes nahmen Männer von höchſtem Anſehen das Wort. Der Sohn eines der Sieben von Göttingen, Herman Grimm (Preußiſche Jahrbücher 27, 475 ff.), der noch kurz vorher in Sachen ſeines Vaters öffentlich gegen Gervinus aufgetreten war, widmete dem intimen Freunde der beiden Sprachgewaltigen einen warmen formgewandten Nachruf; Rankes Rede zur Eröffnung der 12. Plenarverſammlung der Münchner hiſtoriſchen Commiſſion ehrte das Gedächtnis des Geſchichtſchreibers (Hiſtoriſche Zeitſchr. 27, 134 ff.); Julian Schmidt (Allgemeine Zeitung Nr. 147 ff.) und Karl Bartſch (Germania 16, 247—250), in deſſen bewahrende und vermehrende Hand ein Teil des Gervinusſchen Lebenswerkes übergieng, würdigten den Litteraturhiſtoriker, und kein geringerer als Eduard Zeller ſprach am offenen Grabe des Collegen (20. März 1871) Worte, die mit Fug der Vergeſſenheit entriſſen worden ſind (Heidelberg, Groos, 1871). Aber durch alle dieſe Reden und Nekrologe wehte ſtatt freudiger Anerkennung ein Hauch der Apologie, des Entſchuldigens und Verzeihens; Ranke ſenkte ſelbſt jetzt die Waffen vornehmer Polemik gegen den Verächter archivariſcher Studien, den Lobredner der Demokratie, den Tagespolitiker nicht, und Carl Braun-Wiesbadens witzige, von den Erfolgen und der ſiegestrunkenen Stimmung jener Tage getragene Streitſchrift „Gegen G. G. Gervinus“ (1871) fand ohne Zweifel auch nach dem Tode des Inkulpaten mehr Leſer als die ſchlichten treuherzigen kleinen Biographien, mit denen Richard Goſche (Leipzig 1871) und Emil Lehmann (Hamburg 1871) ziemlich gleichzeitig in die Öffentlichkeit traten. Doch wer endgiltig den Ton für die Bewertung Gervinus' in den folgenden zwei Dezennien angab, war Karl Hillebrand (Preußiſche Jahrbücher 1873, Band 32; Zeiten, Völker und Menſchen 2, 205—290), der, ſelbſt ein Meiſter der Form wie wenige vor und nach ihm, von rein formellen Fragen ausgehend zu völliger Negation der Verdienſte Gervinus' gelangte. Und das war eben nicht allzu ſchwer, wenn man nur zweifelloſe Fehler ins Ungemeſſene vergrößerte, vor Leiſtungen erſten Ranges die Augen verſchloß. Man kann nicht fordern, daß allen Bäumen eine Rinde wachſe: ſo darf auch niemand bei einem Autodidakten, bei dem Schöpfer einer Wiſſenſchaft, bei dem politiſchen Vorſtreiter Eigenſchaften und Leiſtungen höhniſch vermiſſen, wie ſie dem in lückenloſer Folge akademiſch Durchgebildeten, dem ſiegreichen Vollender in Lehre und Politik, der ohne jenen nicht denkbar wäre, freilich eignen. Es muß eine mehr nervös als logiſch gerechtfertigte tiefe Abneigung gegen Gervinus geweſen ſein, die einen ſonſt ſo feinfühligen und gerechten Urteiler wie Hillebrand zu Behauptungen hinriß, wie etwa die: Gervinus habe überhaupt nichts für die Menſchheit gethan (S. 269 a. a. O.), oder: „nun ſind aber ſämtliche Werke von Gervinus Arbeiten zweiter Hand“. Aber die Litteraturgeſchichte mindeſtens, eine auf ſchier unglaublich intenſivem Quellenſtudium beruhende Arbeit, deren Bedeutung Hillebrand ſelbſt nicht leugnen kann (S. 243), nehmen wir doch hoffentlich von jenem Urteile aus? Und ſollte nicht ſchon bloß die Auflagenzahl derſelben eine beredte Sprache auch gegen die erſte Behauptung Hillebrands führen? Die Angriffe des Eſſayiſten

gegen den Politiker Gervinus können hier nicht widerlegt werden; Hillebrand war blind gegen die großartig und tragisch zu nennende unbelehrbare Konsequenz, die den Doktrinär notwendig in Gegensatz zum neuen Reiche von 1871 bringen mußte, zu dessen Schöpfung er selbst weit mehr mitgewirkt hat, als Hillebrand wohl zugegeben hätte. Gilt doch Gervinus selbst thörichten Wiener Lokalpossen der fünfziger Jahre als Vertreter der Idee von Kaiser und Reich. Das einzige Feld, wo Hillebrand gegen Gervinus recht behält, ist das der Form, und auch nur hier erscheint er wirklich zum Richter berufen, übersieht indes, daß eben die direkt aus den Quellen schöpfende Forschung, welche er freilich Gervinus absprechen möchte, notwendigerweise Mangel an Übersichtlichkeit, eine gewisse Schwerfälligkeit und bisweilen übergroße Ausführlichkeit im Gefolge haben mußte; der eigentümliche herbe Reiz der Gervinusschen Sprache, die Eindringlichkeit und spartanische Kraft seines Ausdruckes ist weder von Hillebrand, noch meines Wissens sonst je nach Gebühr gewürdigt worden. Bestünde nun alles das zurecht, was die lange, glänzend geschriebene und vielgelesene Abhandlung Gervinus vorhält, dann müßte allerdings das starke, übrigens sozusagen unpersönliche und immer nur der vertretenen Sache geltende Selbstbewußtsein des Mannes, auf dessen anspruchslose Bescheidenheit im Verkehre Eduard Zeller ausdrücklich hinweist, allerdings Eitelkeit, Professorendünkel u. dgl. genannt werden; und das ist's, was Hillebrand am häufigsten nachgesprochen, womit den Thatsachen am grellsten widersprochen wird.

Nicht vor der Öffentlichkeit zwar, aber vielleicht mit mehr Recht als Hillebrand wendet sich Grillparzer trotz vieler Berührungspunkte (Jean Paul, junges Deutschland!) in zahlreichen privaten Aufzeichnungen vornehmlich vom Standpunkte des schaffenden Dichters gegen den nüchternen Prosaiker und die von diesem gepredigte Abkehr von der Litteratur;[1]) er hat nicht nur zahlreiche, immer spitzer stechende Epigramme gegen das als Plus gelten wollende Minus, den klugredner Polonius, den politischen Professor, den „Narren vom Untersberg" geschmiedet, sondern auch die Litteraturgeschichte von der ersten bis zur vierten Auflage reich glossiert, bisweilen mit unzulänglichem Wissen einzelne Details angreifend und häufig den Gegensatz zwischen der eigenen dynamischen und der mechanischen (wir würden heute sagen „evolutionistischen" oder auch „materialistischen") Lebens- und Geschichtsauffassung des Gegners betonend, im Tone des Wissenden zum Laien, wo es sich um Wesen und Ziel der Poesie handelt. Auch Hebbel, dem wir übrigens eine glänzende Charakteristik der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" (1862; Bd. 11, 85) verdanken, hat sich nicht enthalten können, dem „rückwärts gekehrten Propheten" eins zu versetzen (8, 181). Da sich unsere Bemerkungen nun schon zu einer

[1]) Vgl. Band 2, 99 (1842), 183 f. (1840); 3, 174 ff. (1849—50), 178 (1851), 225 (1862); 18, 12—24 (1835—49), 67 (1837), 141 (1843). Leise Polemik Immermanns Nationallitteratur 2, 1, 108. Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen; Bernays, Zur Lehre von den Citaten und Noten: Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1892, 160 ff. Gervinus' Briefwechsel bleibt hier bei Seite. A. Sauer.

Skizze der Gervinus-Litteratur[1]) abrunden, sei noch der sorgfältigen und daher zu gerechten Resultaten gelangenden Studie August Thorbeckes gedacht (Allgemeine Deutsche Biographie, Band 9; 1879), so wie der Abschnitte, welche Treitschkes Deutsche Geschichte dem Forscher (5, 417) und dem Politiker Gervinus (4, 658; 5, 339, 689) widmet; man wird die ablehnende Haltung des großen Historikers begreiflich finden, obwohl er seinerzeit als Herausgeber der Preußischen Jahrbücher den oben besprochenen Aufsatz Hillebrands nur mit einer redactionellen Verwahrung zu veröffentlichen wagte.

Hillebrand hat es (S. 272 a. a. O.) vornehm und kühl abgelehnt, sich damit zu befassen, „wie Gervinus als Mensch im Verkehr mit Menschen war". Er konnte nicht wissen, zu welch anziehendem und wertvollem Werk die schon 1860 abgeschlossene, Kinder- und Jünglingsjahre umfassende Selbstbiographie Gervinus' sich entfaltet hatte, da sie dem Publikum letztwilligen und leicht begreiflichen Gründen zufolge erst 1893, nach dem Tode der Gattin des Autobiographen, zugänglich geworden ist.[2]) Es ist das vierte Mal, daß Gervinus sich als Historiker des eigenen Lebens bethätigt hat. Bald nach dem Tode des Jugendfreundes und Schulkameraden veröffentlichte G. L. Kriegk in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1872, Nr. 60, Beilage) eine Skizze, in der jener einst als 22jähriger mit großer Objektivierungskunst die Krisis seiner Jugend geschildert hatte: die angeführten Fakta ergänzen das uns vorliegende Werk in erfreulicher Weise und liefern zugleich einen ungesuchten Beweis für die Zuverlässigkeit der Erinnerung des 55jährigen Mannes. Ein anderer, vollständigerer Abriß der Lebensgeschichte, ursprünglich 1848 niedergeschrieben, dann bis 1866 erweitert, kam durch Victoria Gervinus an Bartsch (Germania 17, 125); und in den posthumen „Hinterlassenen Schriften" (Wien 1872) enthält die apologetische „Selbstkritik" reiches biographisches Material. Über das „Leben" selbst berichtet der Herausgeber (J. K.?) einleitend, er habe durch Vergleich mit der Originalhandschrift den durch das Zwischenstadium einer Abschrift hindurchgegangenen und stellenweise korrumpierten Text gereinigt und das (allerdings nicht ganz lückenlose) Register angelegt: gewiß dankenswerte Bemühungen.

In der Selbstbiographie besitzen wir ohne Zweifel das menschlichste und liebenswürdigste Werk des strengen und nüchternen Gelehrten; der Stil erhebt sich namentlich in der Vorrede an die treffliche Lebensgefährtin, der das Buch zugeschrieben wird, dann in den kulturhistorischen Ausblicken zu einfacher edler Schönheit; Töne warmer Herzlichkeit klingen, wo von Mutter, Lehrer, Braut die Rede ist, fast wider Willen des Autors durch, und die rücksichtslose Offenheit gegen sich und andere, mit der Gervinus die Geschichte seiner Ausbildung

[1]) Durch die Indices der „Jahresberichte" leicht zu vervollständigen.

[2]) Unsere verspätete Berichterstattung fällt äußeren Umständen zur Last. Man vergleiche die „Jahresberichte" für 1893 unter I, 2 : 25 (W. Golther), IV, 1 c : 137 (F. Muncker), IV, 5 : 319 (R. M. Meyer), woselbst sich andere Besprechungen des Werkes verzeichnet finden.

geschrieben hat, berechtigt ihn zu der Charakteristik eben dieses Werkes: „Ihre Bekenntnisschrift und kein Roman und nicht Dichtung und Wahrheit, sondern klare, einfache Geschichte.“ Von dem hier abgelehnten großen Vorbilde hat er sich gleichwohl nicht völlig zu emancipieren vermocht; die ganze Entwicklung der eigenen Persönlichkeit aus dem elterlichen, dann dem zeitgeschichtlichen Milieu, die an Herders Mission gemahnende Rolle, welche Schlosser zugewiesen wird, die objektive, hin und wieder leicht ironisch gefärbte Erzählung und viele andere Umstände weisen deutlich auf Goetheschen Einfluß hin.

Im Folgenden sei kurz nur und flüchtig auf die wichtigsten Momente des Buches hingewiesen: so gleich zu Beginn auf das mit wunderbarer Zartheit ausgeführte Gemälde der schlichten Mutter, „deren tiefster Charakterzug Ergebung und Bescheidenheit war, der die Pflichterfüllung für eine selbstverständliche, des Lobes nicht werte Sache galt.“ Der Widerhall der napoleonischen Kriege in dem einfachen Darmstädter Bürgerhause, die fast als etwas Normales zu betrachtenden theologischen Ambitionen des Knaben, Einwirkung der teutonischen Bewegung, dann der zeitgemäßen Geheimbündelei auf die wilde Gymnasialjugend, uferlose Lektüre, in der gleichwohl neben schalen Romanen der Belletristen Homer bereits eine Hauptrolle spielt — dies einige der hervorstechendsten äußeren Bedingungen, unter denen der trotzige, selbstgenügsame, nachdenklich reflektierende Knabe heranwächst, völlig im Banne einer Litteratur, welche seine Zeit gleichsam auf endlosem Papierstreifen erzeugte, jener Schriftstellerei, die später in ihm ihren Erzfeind finden sollte, als er in den Vorreden und den Schlußworten der deutschen Litteraturgeschichte das politische Leben gegen das ästhetische in die Schranken rief. Könnte etwas diese Zeit besser charakterisieren, als die Thatsache (S. 40), daß zwei kleine etwa 14jährige Jungen, deren einer Gervinus selbst, einem Frankfurter Verleger eine belletristische Zeitschrift, natürlich „Euterpe“ genannt, zum Verlage anboten und der Mann darauf einging? 1820 durfte der allzu jugendliche Redakteur, nun an der Schwelle des Greisenalters, mit gutem Rechte schreiben: „Wenn einmal in deutscher Kulturgeschichte die Rede sein wird von dem Ringen der Zeit, in der das deutsche Volk den schweren Übergang vom geistigen zum praktischen Leben suchte, so wird mein Name nicht ungenannt bleiben.“

Als Buchhändlerlehrling in Bonn hält Gervinus nicht länger aus, als später Rosegger unter gleichen Umständen in Laibach; 1820 tritt er in der Vaterstadt in ein Manufakturwarengeschäft ein, das den fest von seinem Lichterberufe überzeugten Knaben nun ein halbes Jahrzehnt hindurch festhält. In diese Zeit fällt seine schwärmerische Verehrung des nachher so scharf bekämpften Jean Paul, dessen Werke ihn im „Nebeln und Schwebeln“ zwischen Wirklichkeit und Traumwelten erst recht bestärken. Daneben eingehendes Studium fremder Sprachen, namentlich des Spanischen, welches später der aragonischen Geschichte zugute kommen sollte. Was S. 77, 83, 271 ff., 290, 293, 300, 314 über poetische Thätigkeit Gervinus' mitgetheilt wird, stelle ich gleich hier zusammen, schon des stofflichen Interesses wegen. Von seinen lyrischen Gedichten

hat ein vertrauter Freund, F. M. Heſſemer, in jener Zeit einiges in einem Mannheimer Blatt zum Drucke befördert; man ſollte doch die „Charis“ (1821) oder den „Phönix“ (1825—1830) einmal daraufhin durchſehen. Auch ſein Liebesfrühling (1833—1835) hat manches unverächtliche Gedicht gezeitigt. Inez de Caſtro, ein Lieblingsſtoff poetiſcher Anfänger, und Robert Guiscard wurden in Romanzencyklen, Szenen aus den ſüdamerikaniſchen Freiheitskriegen, Heinrich IV. von Deutſchland und der von Frankreich dramatiſch bearbeitet; ein utopiſcher Roman ſollte die Geſchichte eines Phalanſtère (Madách „Tragödie des Menſchen“!), ein philoſophiſches Gedicht die Sage vom Ewigen Juden behandeln. Wir hören von Streckverſen nach Art Jean Pauls und von einem großen ſatiriſchen Roman; zweierlei endlich, beides aus gereifteren Jahren des Forſchers, bietet die Autobiographie ſelbſt neugedruckt: S. 337 eine Reihe politiſcher Xenien mit deutlicher Anlehnung an die weimariſchen, zuerſt erſchienen in H. Baumgartens „Gervinus und ſeine politiſchen Überzeugungen“ 1853, S. 20 ff.; ein Vergleich mit den litterariſchen Xenien des Philhellenen K. J. Curtius (1825) oder den ſpäteren politiſchen von D. Sanders und A. Glaßbrenner iſt nicht ohne Intereſſe; für litterariſche und politiſche Herzensſachen bleibt das diſtichiſche Xenion noch tief in unſer Jahrhundert die beliebteſte Form. (Vgl. Grillparzer 3, 89 ff.; Hebbel 7, 185—238; Halm 9, 252). S. 336—352 der Autobiographie ein Wiederdruck des ſeparat erſchienenen hexametriſchen Probegeſanges der „Gudrun“; ein früherer epiſcher Verſuch einer „Theſeide“ war von J. H. Voß durch Stillſchweigen gerichtet worden.

In jenen Jahren ohnmächtigen poetiſchen Ringens ſtehen ihm vertraute Freunde treu zur Seite. Gervinus muß zu allen Zeiten auf gleichgeſtimmte Naturen geradezu feſſelnd gewirkt haben; was wir aus den Freundesbriefen erfahren, zeigt, wie ernſt und zielbewußt nicht nur Gervinus ſelbſt, ſondern eine größere Zahl von Mitſtrebenden das Leben ſchon in jungen Jahren auffaßten. Nun beginnen die Feſſeln, in die der jugendliche Phantaſt von ſich ſelbſt und der Außenwelt eingeſchnürt worden, zu fallen. Erſt wird ein Liebesroman zu Thereſe Grüner (nicht Gruner, Allgemeine Deutſche Biographie 9, 78), Tochter des aus Goethes Schule hervorgegangenen, früher und ſpäter in Wien lokaliſierten Schauſpielers (Allgemeine Deutſche Biographie 10, 49), überwunden, zugleich auch der Plan, zur Bühne zu gehen, und der Schnittwarenladen mit den Hörſälen von Gießen und Heidelberg vertauſcht. Und faſt gleichzeitig mit dem auch ſonſt geiſtig vielfach verwandten Immermann bricht Gervinus mit der Romantik: die Wiſſenſchaft zuerſt, und zwar nach der Philologie bald die Hiſtorik, dann das politiſche Leben haben hier hilfreich mitgewirkt; im Zeichen der Wahrheit, welche Immermann Schirmherrin der Männer und Athem der Seele nennt, befreit Gervinus ſich von dem wie Lawrence Sterne im Vorjahrhunderte eine ganze Generation beherrſchenden Jean Paul, und ſein Kampf gegen die eigene Theatro- und Poetomanie wird vorbildlich für ſeine ſpäteren Fehden gegen die Verlitterariſierung der ganzen Nation.

An dieser Stelle hat Gervinus den 1861 erschienenen Nekrolog auf Friedrich Christoph Schlosser, unter dessen Auspicien solch eine gedeihliche Wandlung in seinem Innenleben sich vollzog, in die Selbstbiographie eingefügt, oder genauer: der Nekrolog war ein mit kurzer Einleitung versehener Abschnitt des (siehe oben) 1860 bereits vollendeten Werkes. Ich wüßte dieses Denkmal der Dankbarkeit und Liebe des Schülers und späteren Kollegen nur mit Scherers Müllenhoff-Biographie zu vergleichen. Gervinus hatte es darin weniger auf genetische Entwicklung seines Helden als auf Charakterisierung des völlig vollendeten Mannes und Forschers abgesehen.

Je mehr wir uns dem Ende der Jünglingsjahre Gervinus' nähern, desto rascher wird das Tempo der Erzählung. Pädagogische Thätigkeit an einem Frankfurter Erziehungsinstitute,[1]) dann in einem Heidelberger Privathause, daneben rastloses und vielseitiges wissenschaftliches Lernen und Schaffen, die ersten Schritte in die Öffentlichkeit, die Habilitation an der Heidelberger Universität füllen die Jahre 1827—1830 aus. In die Jahre 1832–1833 fällt eine italienische Reise. Bis nach Neapel dringt er vor; in Florenz tritt ihm zum ersten Mal Machiavelli, der treueste Begleiter seines ferneren Lebens, nahe, und gleich so vielen, denen erst das Ausland volles Volksbewußtsein verleiht, kehrt er, der als Kosmopolit ausgefahren war, als Deutscher heim. Das folgende Jahr bringt die ersten journalistischen Waffengänge in den freilich kurzlebigen „Deutschen Jahrbüchern"; hier erscheint (1835) die höchst bedauerliche Rezension der „Briefe aus Paris" Börnes, fast so ungerecht als Hillebrands Anti-Gervinus; damit ist der Bruch Gervinus' mit der zeitgenössischen Schriftstellerei besiegelt. Gleichzeitig zieht er in der originellen, heute fast vergessenen Studie „Über den Göthischen Briefwechsel" gegen die „Goethomanie" (stammt das Wort von ihm her?) zu Felde. Freunde, wie der jüngere Hegel, G. Beseler, Dahlmann, schließen sich ihm an; die trefflichen, erst später 1837 und dann wieder im Anhang zur Selbstbiographie, S. 353–396, gedruckten „Grundzüge der Historik" entstehen, fast ungesucht stellt sich die Heidelberger außerordentliche, die Göttinger ordentliche Professur ein; zugleich werden die äußeren und inneren Veranlassungen zur Entstehung der deutschen Litteraturgeschichte, des von dem 28jährigen mutig begonnenen Monumentalwerkes, wirksam. Und die Liebe beflügelt die freudige Arbeitskraft des Historikers: durch Leid und Lust führt sie ihn zur Hausgründung mit Victorie Schelver (September 1836) in Göttingen, der Stätte, von wo schon nach Jahresfrist der Name Gervinus die Runde durch Deutschland und Europa machen sollte. Hier, mit dem Ende der Lehrjahre, bricht das an Belehrung und sittlicher Erhebung gleich reiche Werk ab.

Der Anhang, dessen sonstigen interessanten Inhalt ich oben an verschiedenen Stellen gestreift habe, enthält überdies S. 333–335 Übersetzungen aus arabischen Dichtern, die in der ersten Heidelberger Zeit entstanden und hier

[1]) Widerspruch zwischen S. 221 und 241.

zum erſten Mal gedruckt erſcheinen; auch dieſe Sprache hatte der Unermüdliche ſich zu eigen gemacht. Ein Fachmann, Herr Dr. Rudolf Geyer, weiſt mir freundlich ihre Quellen in der Hamâſa (ed. Freytag) S. 8, S. 4 und S. 382 nach; die Übertragungen können ſich nach dem Urteile desſelben Gelehrten recht wohl neben den Rückertſchen (Hamaſa 1, 4; 1, 3; 1, 299) ſehen laſſen. Das letzte Gedicht von Taabbabta Scharran iſt identiſch mit jenem, welches Goethe in den Abhandlungen zum Divan (Weimariſche Ausgabe I, 7, 12) citiert. — Der angemeſſen vornehmen Ausſtattung des Buches, zumal der vier trefflichen Porträts ſei anerkennend gedacht.

Wien. Robert F. Arnold.

Kämmel Otto, Chriſtian Weiſe, ein ſächſiſcher Gymnaſialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. Der XLIV. Verſammlung deutſcher Philologen und Schulmänner zu Dresden gewidmet von den höheren Schulen Sachſens. Leipzig, Teubner.

Die liebevolle Schrift erzählt Weiſes Bildungsgang, ſeine Profeſſur in Weißenfels, die Zittauer Schulverhältniſſe und Weiſes Lebensart und Lebenslauf bis zum Tode. Beſonders wertvoll iſt, was über ſein elterliches Haus, über die Einrichtungen der Stadt und Schule in Zittau und Weiſes Schulreform vorgetragen wird. Es bildet in vielem die Grundlage für das Verſtändnis ſeiner Schriften und Dichtungen und die Kenntnis der Schrift Kämmels iſt deshalb auch dem Litterarhiſtoriker nötig, wenn ſie ſich auch nur vornimmt, Weiſe „als praktiſchen Schulmann im vollen Leben ſeiner Schule zu zeichnen".

Die Reform des Schulweſens im Kurfürſtentum Mainz unter Emmerich Joſeph (1763—1774). Nach ungedruckten amtlichen Akten dargeſtellt von Dr. Auguſt Meſſer, Lehrer am Großherzoglichen Gymnaſium zu Gießen. Mainz, Franz Kirchheim 1897.

Joh. Joſ. Friedr. Steigentesch's „Abhandlung von Verbeſſerung des Unterrichtes der Jugend in den Kurfürſtlich Mainziſchen Staaten 1771". Herausgegeben und mit einer Einleitung verſehen vom proviſoriſchen Gymnaſiallehrer Lehramtsaſſeſſor Dr. Auguſt Meſſer. Beilage zum Programm des Großherzoglichen Gymnaſiums zu Gießen 1896 97.

Beide gründlichen aktenmäßigen Darſtellungen verdienen nicht nur die Aufmerkſamkeit der Geſchichtsſchreiber der Pädagogik, ſondern auch der Litterarhiſtoriker. Sie zeigen, wie der Geiſt der Aufklärung in die Schule eindrang und damit proteſtantiſche Dichter in die katholiſche Schullektüre aufgenommen wurden. Hier iſt der Boden, in dem der für den Weimariſchen Kreis ſo wichtige Karl Theodor von Dalberg wurzelt. Die Mitteilungen Euphorion 3, 376 ff. 722 ff. bekommen durch Meſſers Ausführungen erſt ihren bedeutenden Hintergrund. B. S.

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Indogermanische Forschungen. Band 7. Heft 3 und 4.

Streitberg W., Schleichers Auffassung von der Stellung der Sprachwissenschaft.

Berliner Philologische Wochenschrift. Nr. 36.

Rubensohn M. Zur griechischen Anthologie. XIII. Der Schild des Achilleus. Fünf Metamorphosen. Andreas Alciatus (1531), Eilhardus Lubinus (1604), Herder (1785).

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 18. Jahrgang 1896. Erste Abteilung.

I. Hartmann F., Allgemeine Lexikographie. — II. Hartmann F., Namenkunde. — IV. Böttticher, Neuhochdeutsch. — V. Seelmann, Deutsche Mundartenforschung (außer niederdeutsch). — VI. Böttticher, Litteraturgeschichte. — VIII. Mann P., Kulturgeschichte.

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.**

5. Band (Jahr 1894). 3. und 4. Abteilung. I. Allgemeiner Teil. I, 8 Minor J., Metrik 1893, 1894. — I, 9. Gurlitt C., Kunstgeschichte. — I, 10 Reimann H., Musikgeschichte. — I, 11. Bolte J., Stoffgeschichte. — I, 12. Rehbach R., Geschichte des Unterrichts und Erziehungswesens. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 2. Zusätze a) Sauer A., Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zu den Freiheitskriegen. b) Elias J., Von den Freiheitskriegen bis zur Gegenwart. — IV, 3. Rosenbaum R., Epos 1893, 1894. — IV, 5 Meyer R. M., Didaktik. — IV, 6. Schmidt Erich, Lessing. — IV, 7. Naumann E., Herder. — IV, 8. Valentin V., Heinmann R., Pniower O. und Witkowski G., Goethe. — IV, 9. Köster A., Schiller. — Nr. 10. Walzel O. F., Romantik.

6. Band (Jahr 1895). 1. Abteilung. I. Allgemeiner Teil. I, 1. Munker F., Litteraturgeschichte. — I, 2. Golther W., Geschichte der deutschen Philologie. — I, 4. Schultz A., Kulturgeschichte. — I, 5. Hauffen A., Volkskunde. — I. 6. Naumann

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1897 zu ergänzen.

E., Die Litteratur in der Schule. — I, 7. Golther W., Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. — I, 8. Saran F., Metrik. — III. Vom Anfang des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. III, 1. Reifferscheid A., Allgemeines. — III, 2. Drescher K., Lyrik. — III, 3. Reifferscheid A., Epos. — III, 4. Bolte J., Drama. — III, 5. Pariser L., Didaktik. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. IV, 4. Weilen A. von, Drama und Theatergeschichte 1894, 1895. —

Zeitschrift für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 41.

Heft 2. Seemüller J., Lied auf König Friedrich und Christof Wolfsauer (1441).

Prem S. M., Ein Spottlied auf die Bauern aus dem 15. Jahrhundert.

Heft 4. Meyer R. M., Kürenbergerparodien? Stellt aus der Weltlitteratur eine Reihe von Fällen zusammen, in denen ernstbaft gemeinte Werke fälschlich für Parodien erklärt wurden. — S. 374 Anmerkung. Nachtrag zu Kraus und Jellineks Widersprüchen in Kunstdichtungen aus Auerbachs Spinoza.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 23.

Heft 2. Hermann M., Bahlmann: Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts 1480—1550. Mit reichen Nachträgen. S. 171 f. Anmerkung. Neuerwerbungen der Königlichen Bibliothek in Berlin auf diesem Gebiete.

Michels B., Schnorr von Carolsfeld: Erasmus Alberus. Ansätze zu einer tieferen Charakteristik des Alberus.

Heusler A., Spina: Der Vers in den Dramen des Andreas Gryphius. Mit wichtigen Bedenken und Ratschlägen.

Harnack O., Düntzer: Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz.

Köster A., Kettner: Schillers dramatischer Nachlaß. Mit wichtigen Ergebnissen.

Wrede F., Berichte über G. Wenkers Sprachatlas des deutschen Reichs.

Heft 3. Socin A., Charles Schmidt. Wörterbuch der Straßburger Mundart.

Prellwitz W., E. L. Fischer: Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preußischen Samlande.

Weilen A. von, Bahlmann: Jesuitendramen der niederheinischen Ordenspropinz.

Hoenig B., Th. Vetter: Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzents seines Todes.

Köster A., Carl Müller-Fraureuth: Die Ritter- und Räuberromane.

Schweizer B., Schriften über Schillers Ästhetik (Berger, Gneiße).

Heft 4. Schüddekopf K., Lauchert: Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit. Nachträge zu Lichtenbergs Briefen.

Köster A., Baumgart: Goethes „Geheimnisse" und seine Indischen Legenden.

Fielitz W., Jonas: Schillers Briefe.

Walzel O., Karl Immermann, eine Gedächtnisschrift.

E. Sch. [Edward Schröder], Ein Brief Dedekinds an den Kölner Stadtrat, Hannover 12. November 1550, der die Zusendung eines Exemplars des Grobianus begleitet haben wird.

R[oethe], „Schwing dich auf, Frau Nachtigall!" im Volkslied nachgewiesen.

R[oethe], Faust I, 2634. „Gesetz" Schreibfehler für Gefetz oder Gepetz?

Zeitschrift für **deutsche Philologie.** Band 30.

Heft 1. Meier John, Unsere volkstümlichen Lieder. Böhmes Text ist nur mit größter Vorsicht zu benutzen, weil er selten auf die echten Quellen zurückgeht. Beweise dafür und Nachträge.

Düntzer H., Mercks Anfänge bis zur Rückkehr nach Darmstadt und zur ersten Anstellung. Wertvolle Ergänzungen unserer bisherigen Kenntnisse.

Heft 2. Kettner G., Zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie (Lessing und Rapin). Lessing kannte und benutzte wahrscheinlich René Rapins Reflexions sur la poétique d'Aristote et sur les ouvrages des poètes anciens et modernes 1671, den er auch zu Beginn der Abhandlung über das Epigramm citiert.

Luft W., Ein Brief Gleims an Klopstock, Halberstadt 10. Januar 1771

Dietze J., Homunculus in Goethes Faust.

A. Zeitteles, Jammerschade. Entstellung und Umdeutung aus älterem iemer schade.

Neumann A., Zu Fr. Hebbels Drama Agnes Bernauer. Hebbel scheint eine anonyme deutsche Bearbeitung des Chronicon Boioariae von Veit Arnpeck (gedruckt bei M. von Freyberg, Sammlung historischer Schriften und Urkunden 1827) gekannt zu haben.

Jellinek M. H., Über die Schrift des Hieronymus Wolf De orthographia Germanica, ac potius Suevica nostrate.

Zarrazin G., Wukadinovic: Prior in Deutschland. Mit kleinen Ergänzungen.

Zeitschrift für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Neue Folge

Band 10. Heft 5 und 6. Band 11. Heft 1. Krause G., Gottsched, Schönaich und der Ostpreuße Scheffner. (Briefe Schönaichs und Gottscheds an Scheffner: Gottsched über die von Friedrich dem Großen geschenkte Tabatiere S. 457. Scheffners Gedichte S. 458; Schönaich: der König habe seine „Oden Satiren u. s. w. durchblättert S. 461; Scheffner bei Gottscheds S. 464; charakteristischer Brief Schönaichs voller historisch mythologischer Anspielungen S. 466; „Wäre ich Gellert, so würde ich Ihnen über ein Nichts noch tausend artige Sache sagen: wäre ich Klopstock und Lessing: so ließ ich Sie meine Zärtlichkeit fühlen und setzte einen langen Strich — dazu; das Übrige möchten Sie hinzu denken. Da ich aber der trockene Schönaich bin —" S. 468; gegen die „undeutschen" Neologismen „jugendlich, Genie, abendlich, Einsamkeit" S. 470; Kritik Scheffnerischen Metaphern S. 471; „Nur nicht neologisiret! . . . Gleim haselirt (sic) nur gar zu sehr: Gellert ist zu andächtig" ebenda; Schönaich über seine Stellung zu Klopstock, Wieland und Anderen, sehr bezeichnend S. 474; zu Lessing S. 475. 477, „Den Messias finde ich so schön, als Sie, exceptis excipiendis. Hätte er nur deutsch, sonderlich in seinen Oden, geschrieben! S. 481. Gottsched über den Tod seiner Frau S. 481; Schönaich über Gottscheds Biographie derselben S. 483; Mag. Uhse schon bei Schönaich parodiert S. 485; über Zachariae S. 486; die neueren Kunstrichter und ihre Opfer S. 488; J. E. Schlegel „in Tragödien groß; aber in den Lustspielen langweilig" S. 489; gegen Gellerts Briefstil. „Gottsched kann nicht scherzen, das ist bewiesen wahr" S. 77; Schönaich würde Gottscheds Gedichte „noch mehr einschmelzen als Lichtwehr ist eingeschmelzet worden; aber alsdann sollte es Gold im Ofen sein" S. 75; die Gedichte im einzelnen durchgenommen: „Im Cato besitzt er doch so viel Eigenes als Viele, die Griechen, Engelländer, Wälschen und Franzosen plündern" S. 79; Schönaichs eigene Verbesserungen, mit Beispielen S. 79 f.; Brockes S. 81; Schönaich bei General von Mellendorff: „mein rohter Bart glänzte noch" S. 83; „Mein Herrmann hatte die Gemüter vortheilhaft für mich eingenommen" S. 84; Neue Ausgabe: „nullus dies sine linea (sic) S. 86; die Karschin und ihr Phöbus: „jaime Mr. Rammler à cause de la pureté" S. 87; Verbesserungen in seinem Trauerspiel „Montezum" S. 89 Moses Mendelssohn (sic) S. 89. 91; italienischer Brief S. 91; „il immortale Sign. Haller" S. 92; „nulla dies sine linea" S. 92; über Systeme und Regeln S. 93.

Band 10 Heft 5 und 6 Clarke Karl H., Lenz' Übersetzungen aus dem Englischen. II. Coriolan Pericles. Oldcastle. (1. Vorfragen. 2 Vergleich mit

dem Original S. 388.) III. Die Ossian-Übersetzung. Pope. Yarrows Ufer (Goethes Ossian S. 407). Rückblick.

Stilgebauer E., Wieland als Dramatiker. II. Der Dichter des Singspiels (Wielands Sehnsucht nach einem lyrischen Theater S. 420 f.; seine Forderungen und seine dramatische Praxis S. 422 f.; „Lyrische Veranlagung, Empfindung und nicht Handlung ist die eine, Sinn für das Mystische, Wunderbare, Romantische die andere" Wurzel seines Dramas S. 425). III. Wielands Einfluß auf Goethe und Schiller S. 426 (das lyrische Element bei Schiller; Johanna Gray — Maria Stuart, Jungfrau von Orleans S. 426 — Clementine von Poretta ohne Einfluß S. 429 — Alceste und Iphigenie ebenda — Die Wahl des Herkules und Faust S. 433; Wielands andere Dramen S. 435).

Günther C., Unbekannte und vergessene Autographen (großer Brief Lessings vom 17. März 1775 S. 438; sehr charakteristisch; an J. J. G. L. von Kuntsch gerichtet?). — Brief Schillers an Griesbach in Jena 15.—18. Juni 1802. Nachweis anderer Briefe von Goethe, Kästner, Lichtenberg, Jean Paul, Schiller, K. M. von Weber, Wieland und A. von Klein, in der „Neuesten Weltkunde" 1846, S. 444. — Ramler an Phil. Er. Reich S. 444: zu Wernicke, den Fabeldichtern. — Wieland an Reich S. 446: scherzhafte Erwähnung von Bodmers Klingiör aus Ungarland; zur Subskription seiner Werke. — Kästner an den Ober Konsistoral Präsidenten von Holtzendorff in Dresden S. 447: verteidigt in würdigem, zum Teil scharfem Ton seinen Übertritt aus dem sächsischen Dienst; über seine Beziehungen zu Leipzig S. 449 f.)

Geiger L., Noch einmal eine deutsche Zeitung in Frankreich S. 493 f. aus Briefen Schölls an Böttiger.

Wurzbach W. von, Farinelli: Grillparzer und Lope.

Schnabel B., Streuli: Carlyle als Vermittler deutscher Litteratur und deutschen Geistes: ohne wissenschaftlichen Wert.

Golther W., Chamberlain H. St.: R. Wagner (Verhältnis zu Schopenhauer S. 505 — Bayreuth S. 506).

Band 11. Heft 1. Warkentin R., Gemeinsamkeit der Quellen für Goethes Paralipomena zur Walpurgisnacht und Heines Faust. (Prätorius' Bücher. — Vor Goethe hat nur Löwen den Faust auf den Blocksberg gebracht.)

Wünsche A., Zwei Dichtungen von Hans Hachs nach ihren Quellen (der 230. Schwank, „Der Mönch mit dem Kapaun", und „Das Gold im Stab des Lydias". Der Schwank geht auf den Talmud zurück; später unter anderen bei Harsdörffer S. 46, die Erzählung über Stobäus auf den Grammatiker Konon: später unter anderen bei Cervantes S. 57).

Tistel Th., Die zweite Verdeutschung des 12. Lukianischen Totengesprächs durch Ringman (von 1507; Ringmans Übersetzung mit der Reuchlins zu vergleichen).

Bolte J., Zu den Schwankstoffen im Meisterliede (zahlreiche Nachträge zu Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 7, 449 f.; dabei ein Gedicht von Dietrich Mahrold aus Schmalkalden 1608 S. 67 und Rosenplüts Spruch vom Hasengeier S. 73).

Muncker J., Weißenfels: Goethe im Sturm und Drang (trotz der Übertreibungen in Motivjagd und Ableitung jugendlich-selbstverständlicher Gesinnungen sehr gelobt).

Heft 2 und 3. Kohler J., Dante-Übersetzung oder Nachdichtung (verteidigt seine Absicht, eine freiere Nachdichtung des Purgatorio zu veranstalten, und giebt über seine Änderungen — meist kulturhistorischer Natur — Rechenschaft.

Lobeck C., 16 Briefe des Flavius Blondus, herausgegeben und untersucht.

Geiger L., Weimarer Analekten. 1. Lateinische (und deutsche) Verse des Ministers von Voigt auf zeitgenössische Ereignisse 1797/98 (sehr charakteristisch; mehrfach von Anagrammen ausgehend). 2. Zu Böttigers Abschied von Weimar

1803 4 (Kirms als Böttigers Vertrauensmann: von Voigt über Böttigers Abschiedsrede; aufgeregter Nachruf von Peucer). 3. Redaktionsnöte beim Teutschen Merkur 1804 (veranlaßt durch einen Artikel Radlofs gegen Adelung, den Campe empfohlen hatte). 4. Zur Geschichte eines Artikels der Allgemeinen Zeitung 1806 (die von Goethe an Cotta 24. Dezember 1806 gerügten Klatschartikel stammen von Fernow). 5. Noch einmal die deutsche Zeitschrift in Frankreich (Benjamin Constant von Villers zur Mitarbeit aufgefordert).

Reichl A., Ein Bürgersches Motto und eine Bürger-Reminiscenz (das *Λαμόνις* vor dem Gedicht „An Friedrich Grafen Stolberg", Citat aus Ilias 6, 407). Der angeblich „fast wörtliche" Anklang an „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" im „Erbförster" V 7 kann doch wohl aus volkstümlichen Wendungen stammen.

Biese A., Zur Litteratur der Geschichte und der Ästhetik des Naturgefühls (französische, englische, schottische Litteratur; Shakespeare, Milton, Tennyson; spanische Litteratur; Natursinn der Malaien).

Röttecken H., Kühnemann: Herders Leben (sehr gelobt; nur zuweilen sei es zu wortreich).

Landau M., Boccaccio de claris mulieribus, herausgegeben von A. Dreicher (einige Bedenken).

Heft 4. Bolte J., Der Teufel in der Kirche. Teilweise nach R. Köhlers Kollektaneen. (Das Schreiten übers Wasser und das Aufhängen von Kleidern u. s. w. als Heiligkeitsproben S. 251 f.; Sachen über den Teufel, auch bildlich dargestellt S. 258; der Teufel Titivillus S. 262 f.).

Valentin V., Zur Formenlehre der französischen Dichtung (Einfluß der französisch-bürgerlichen auf die deutsch-bürgerliche Dichtung S. 267; Referat über Tissen Modestes observations sur l'art de versifier S. 265 f.; Polemik gegen den Ausgangspunkt von Minors Neuhochdeutscher Metrik S. 271; Nachahmung antiker Maße S. 275 f.; zum Reim S. 280 f.; eine Bearbeitung des Liedes „Zu Straßburg auf der Schanz" in Sonettform! S. 282; R. Westphals „verdienstlicher Überblick" S. 284).

Jantzen H., Das Streitgedicht bei Hans Sachs (Streit der Jahreszeiten S. 258 f.; Wasser und Wein S. 290; disputierende Tiere S. 291; zum Liebesleben S. 291; keine Streitfragen rein geistlichen Inhalts S. 293; Leben und Tod S. 293; disputierende Eigenschaften und andere moralische Abstrakta S. 293 f.; Wettlieder S. 299; gelehrte Gespräche S. 303; Dramen, die dem Streitgedicht nachstehen S. 306 f. — Ueberall Parallelen unsystematisch herangezogen).

Sulger-Gebing E., Die französischen Vorgänger zu Heinses „Kirchen" (Vorgänger Dorats; Heinse ist diesem genau gefolgt).

Landau M., Altes mit neuem Namen (zum modernen Realismus S. 355. Beobachtungen des Kostüms S. 357).

Bolte J., Hundert ostpreußische Volkslieder, aus H. Frischbiers Nachlaß, herausgegeben von Sembrzycki (mit Nachträgen).

Zimmer H., Zimmermann: F. W. Zachariae in Braunschweig (zu Zachariaes Briefen S. 369).

Biedermann W. von, Bücher: Arbeit und Rhythmus (mit Bedenken und Belegen). Richard M. Meyer.

Monatsblätter für **deutsche Litteraturgeschichte.** Band 1.

Heft 8. Wilms W., Eine wunderbare Kritik von F. W. Webers Dreizehnlinden.

Heft 10. Knodt K. E., J. G. Fischer als Lyriker.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.** Jahrgang 11.

Heft 2 und 3. Söhns F., Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben

Bonſtedt E., Zu Schillers Tell II, 2, 317 (vgl. Jahrgang 10, S. 501 ff.).

Heft 4. Rinn H., Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon.

Glöde O., Die Genieperiode in der deutſchen Litteratur und das Programm ihrer Vertreter.

Heft 5. Zart G., Der geologiſche und litterariſche Hintergrund in Rückerts Parabel „Chidher".

Andreae A., Zu Goethes „Zauberlehrling".

Heft 6. Briefwechſel Gottſcheds mit Bodmer und Breitinger. Nach den Originalen der Züricher Stadtbibliothek und der Leipziger Univerſitätsbibliothek herausgegeben von E. Wolff in Kiel. Die Briefe Gottſcheds ſind bis auf verſtreute Citate ungedruckt, die von Bodmer und Breitinger teilweiſe im Auszug bei Danzel (Gottſched und ſeine Zeit) veröffentlicht.

Le Mang R., Aus Staatsſchriften und Fürſtenbriefen des 16. Jahrhunderts.

Knaack G., Zu Mörikes Schön Rottraut. Hinweis auf hiſtoriſche Vorausſetzungen des Gedichtes, die eine beſtimmte Quelle annehmen laſſen.

Heft 7 und 8. Roſt J., Bemerkungen zur Behandlung der Goetheſchen „Iphigenie auf Tauris" im Unterricht und im Aufſatz.

Heft 7. Kettner G., Leſſings Emilia Galotti und Richardſons Clariſſa. Weiſt nach, daß Leſſings Drama tief im Boden des Richardſonſchen Romans wurzle, daß Richardſon den Grundcharakter des ganzen Werkes beſtimme, daß erſt unter ſeiner Einwirkung aus einer „Virginia" eine „Emilia Galotti" wurde.

Prem S. M., Jung: Goethes Briefwechſel mit Antonie Brentano. Mit Berichtigungen.

Heft 8. Waſſerzieher E., Ein Beſuch bei Guſtav Freytag.

Andreae A., Zu Goethes „Zauberlehrling". Verwandte Sagen.

Braune Th., Über „knebeln" in der ſeltenen Bedeutung „gehen". Goethes Schweizerreiſe von 1797, 23. September.

Kin B., Ein Beitrag zur Äſthetik. Heinrich Viehoffs Anſichten über den Bau und Abſchluß lyriſcher Gedichte.

Fraedrich Fr., Hat Goethes Oreſt die Ermordung des Vaters auf beſondern göttlichen Befehl an der Mutter gerächt?

Eickhoff R., Zu Schillers Wilhelm Tell. Mythenſtein. Wieviele Eidgenoſſen haben auf dem Rütli getagt?

Heft 10. Ebeling A., Iſt Paul Gerhardt der Verfaſſer der gemeiniglich der Kurfürſtin Louiſe Henriette zugeſchriebenen vier geiſtlichen Lieder? Gegen R. Bilz' Aufſatz, Jahrgang 1893, S. 521. Abdruck der Lieder.

Windel R., Zur Würdigung der Sprichwörterſammlung des Johann Agricola.

Müller Ernſt, Seume und Leſſing.

Englert A., Zu dem Evarätſel. Zeitſchrift 4, 84; 6, 847.

Ohneſorge F., Zu Uhlands Ludwig der Baier: „Die Säule im Wappen" der Zollern.

Heft 11. Matthias Th., Zur Geſchichte der deutſchen Mittelwortfügungen.

Gneiße K., Wie wird Oreſt in Goethes Iphigenie geheilt?

Unbeſcheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1896—97.

Seidl A., „Fauſt"-Erklärungen auf der Hochſchule.

Damköhler E., Das iſt die rechte Höhe. Dialektiſch = „Das ſchickt, geziemt ſich nicht, das iſt nicht die rechte Geſinnung, Art."

10. Ergänzungsheft. Hildebrandt R., Beiträge zum deutſchen Unterricht. Aus Otto Lyons Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht.

Zeitſchrift für deutſche Sprache. Jahrgang 10.

Heft 10. Schrader H., Wie geht's? Eine völkerpſychologiſche Studie.

Sanders D., Geister und Menschen. Ein Roman in 3 Bänden von Ad Wilbrandt. Fortsetzung.

Landau A., Einige Bemerkungen zum 9. Jahrgang der Zeitschrift.

F. D[üsel], Von der modernen Lyrik. Besprechung von P. Bornsteins: Aus Dämmerung und Nacht.

Frug oder fragte.

Solinger R., Friedrich List, gestorben 30. November 1846. Sein Stil

Heft 11. Sanders D., Kleinere Schriften Goethes zur Kunst und Litteratur.

Schrader H., Kiesätig. Mit einer Schlußbemerkung des Herausgebers. Schrader leitet das Wort ab von Kiesen und dem niederdeutschen äten = essen, daher: lecker haft auswählend.

Sanders D., Bis in die Puppen. Gegenüber der geläufigen Erklärungsart, die sich auf die Knobelsdorffschen Figuren im Großen Stern des Berliner Tiergartens bezieht, soll der Ausdruck der Landwirtschaft, und zwar dem Getreidebau entstammen: Es regnet bis in die Puppen. Puppen sind die im Feld aufgerichteten Garben. — Die Halligen. Über die Biegung des Wortes. — Zu meinem Ergänzungswörterbuch. — Altertümliche und mundartliche Ausdrücke. — Sprachliche Bemerkungen zum 22. Hefte des 8. Jahrgangs der Illustrierten Familien Zeitung „Zur guten Stunde" von Rich. Bong.

Heft 12. Sanders D., Mitteilung. Der Herausgeber, der inzwischen am 11. März 1897 gestorben ist, kündigt den Entschluß an, von der Leitung seiner Zeitschrift zurückzutreten. — Ältere Mitteilungen aus meinem Schreibpult. Greift im allgemeinen zurück auf seine bekannte Kritik des Grimmschen Wörterbuchs — Wort- und Sprachreichtum.

Schrader H., Das Alter. Dem alten Meister zum Gruß von dem alten Freunde.

Rosenbaum R., Schwager Postillion. Deutet auf die zwei ältesten litterarischen Stellen der eigentümlichen Ausdrucksweise hin.

Sanders D., Zwischen. — Schatten der Vergangenheit. Roman von Reinh. Ortmann.

Kurz nach Vollendung dieses Heftes schied Daniel Sanders aus dem Leben. Ein langes Leben, entsagungsvoll, typisch für den deutschen Gelehrten hat er geführt (1819—1897). In dem Bereiche, auf das er von Jugend auf sein Augenmerk gerichtet hatte, errang er sich eine herrschende Stellung. Sanders' Wörterbücher fehlen in der Handbibliothek keines deutschen Schriftstellers. Aus ihnen sich Rats zu holen in zweifelhaften Fällen ist jedermann gewöhnt. Und reichte einmal auch dieses Auskunftsmittel nicht aus, da half eine direkte Anfrage bei dem allzeit hilfsbereiten Forscher, der über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus als ein Meister der deutschen Sprache in grammatischen und lexikalischen Fragen betrachtet und verehrt wurde. Dem Zwecke der allgemeinsten Unterweisung in diesen Dingen diente auch seine „Zeitschrift für deutsche Sprache", die im großen Ganzen immer wieder in den Einzelfragen zurückgriff auf das vom Herausgeber in seinen Wörterbüchern kodificierte Gut, teilweise es erläuternd, teilweise bereichernd, selten nur verbessernd. Und diesen Mangel gerade empfand die aufstrebende lexikalische Forschung am meisten. Deshalb that sich eine Kluft auf zwischen dem alten Meister und den jüngeren Meistern, die nicht zu überbrücken war, selbst wenn von einer Seite der Versuch gemacht worden wäre. Aber niemals haben die Jungen vergessen, nach dem alten Wegweiser mit Ehrfurcht hinzublicken. Sie blieben sich bewußt, was sie ihm dankten. An dieser Stelle ist es nicht nötig, den engumschriebenen Kreis seiner Verdienste um die deutsche Lexikographie zu preisen, unstatthaft mit kritischem Tone die Enge besonders hervorzuheben. So lange die verschiedenen Wörterbücher, Katechismen, „Hauptschwierigkeiten" uns auf dem Gebiete des Sprachlich-Richtigen und Unrichtigen kurz und deutlich zu belehren vermögen, so lange hat der Name Daniel Sanders Anspruch darauf, verehrungsvoll von uns genannt zu werden. Und so

einmal Gelegenheit hatte — sei es auch nur schriftlich — dem greisen Gelehrten näher zu treten, wird den Eindruck liebevollsten und nachgiebigsten Entgegenkommens erhalten haben, das auch den stürmischesten Dränger zu milder Umkehr hätte bezwingen müssen. In den letzten Lebenstagen erfreute sich Sanders noch an dem Erscheinen der ersten Lieferung des lange vorbereiteten encyklopädischen Wörterbuchs der englischen und deutschen Sprache von Muret, an dessen deutsch-englischen Teil er als Mitherausgeber regsten Anteil nahm. Der raschen Förderung dieses Werkes opferte er sogar die ihm so lieb gewordene „Zeitschrift", über deren Heimgang er sich nur mit der Hoffnung auf ein gedeihliches Fortschreiten des neuen Unternehmens tröstete. Sanders beabsichtigte die „Zeitschrift" jüngeren Händen zu überlassen, die sich durch sein plötzliches Hinscheiden allerdings von dem Unternehmen zurückgezogen zu haben scheinen. R. Rosenbaum.

Zeitschrift des **allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Band 12.

Nr. 2. Kluge F., Zur Geschichte des Wortes Schwindler. Lichtenberg kennt das deutsche Wort noch nicht.

Nr. 3 und 10. Pietsch P., Sammlung deutscher Volkswörter durch den allgemeinen deutschen Sprachverein.

Nr. 4. Jahnke R., Johann Lauremberg und die Fremdwörter.

Nr. 6. Weise O., Die sogenannte Ellipse.

Nr. 8. Wunderlich H., Daniel Sanders.

Nr. 10. Frank J., Die Heimat des Schiffsnamens „Jacht".

Nr. 11. Heyse Th., Karl Wilhelm Ludwig Heyse.

Deutsche Mundarten Band. 1. Heft 2.

Mentz F., Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1890 bis 1895, nebst Nachträgen aus früherer Zeit.

Landau A., Bibliographie des Jüdisch-Deutschen.

Gradl H. und E. Pistl, Zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart. I. Aus den Schuldprotokollen. II. Aus den Stadtbüchern.

Grienberger Th. von, Partikeln und Interjektionen.

Jahrbuch des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Jahrgang 1895. XXI. 1896.

Walther C., Erinnerung an Wilhelm Mielck. Vortrag,

Mielck W. H., Über Dialektforschung im Niederdeutschen.

Krause G., Ortsmundarten der Magdeburger Gegend.

Seelmann W., Der Berliner Totentanz. Verhältnis des Berliner Totentanzes zu seinem Vorbilde. — Das Vorbild. — Die Anordnung des Berliner Totentanzes. — Maler und Dichter. Alter. Die Übersetzung des Textes. — Text des Berliner Totentanzes.

Seelmann W., Der Lübecker Totentanz. Text des Lübecker Totentanzes von 1520.

Sprenger R., Zum Volksbuche von Eulenspiegel. Einzelheiten.

Sprenger R., Zu niederdeutschen Dichtungen.

Bolte J., Zu der Warnung vor dem Würfelspiel.

Hölscher L., Satire auf die katholische Messe vom Jahre 1529.

Jacob H. und W. Schröer, Westpreußische Spracheigenheiten.

Seelmann W., Zur Farbendeutung.

Abhandlungen herausgegeben von der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** in **Zürich.** Heft 1.

Ehrenfeld A., Studien zur Theorie des Reims. Erster Teil.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** in **Zürich.** Heft 1.

Haggenmacher O., Wahrnehmungen am Sprachgebrauch der jüngsten litterarischen Richtungen.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.**

Briefe aus B. G. Niebuhrs Nachlaß. 4. Karl Joh. Friedrich Roth an Niebuhr. 6 Briefe aus den Jahren 1817 bis 1827. Zum ersten Brief eine Nachschrift von Fr. H. Jacobi. Der dritte Brief 31. Mai 1819 handelt ausführlich über Jacobis Tod und die Gesamtausgabe seiner Werke; der vierte über Jacobis Nachlaß und Briefe. Die Ausgabe der Werke Hamanns wird mehrfach erwähnt. Sonst viel Interessantes zur politischen und Gelehrten-Geschichte der Zeit.

Jahresbericht der **Litteraturarchiv-Gesellschaft** in Berlin für 1896.

Gekauft wurde der Nachlaß der Helmine von Chezy: 2800 Briefe (darunter der Briefwechsel mit dem Grafen von Loeben und mit Ernst von Malsburg, die Briefe der Karoline Klencke und des Sanskritologen Chezy) und etwa 32 Konvolute Schriften der Chezy.

Goethe-Jahrbuch. Band 18.

Schmidt Erich, Sophie, Großherzogin von Sachsen, Prinzessin der Niederlande.

I. Neue Mitteilungen. I. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. 1. Fresenius A., Sieben Briefe Goethes aus den Jahren 1806, 1807, 1810. 1. An den Herzog Carl August. 2. An Steffens. 3 und 6. An C. G. von Voigt. 4. An den Fürsten Lichnowsky. 5 und 7. An Cotta. — 2. Leitzmann A., Briefwechsel zwischen Goethe und Lichtenberg. 5. Briefe Goethes, 5 Briefe Lichtenbergs aus den Jahren 1792—1796. — 3. Schüddekopf C., Briefe aus der Wertherstadt 1778—79. Von dem Hamburger Johann Arnold Günther (geb. am 9. April 1755) an zwei Hamburger Jugendfreunde. — 4. Wahle J., Brief Pius Alexander Wolffs an Rühle von Lilienstern. Weimar, 20. Februar 1812. Über Goethes Bearbeitung von Romeo und Julia. — 5. Gräf H. G., Drei Briefe von Johann Heinrich Voß D. J. an Goethe. März und April 1804. — 6. Schüddekopf C., [Sieben] Briefe August Wilhelm Schlegel an Goethe 1797 und 1798. — II. Ruland C., Mitteilungen aus dem Goethe-National-Museum. 1. Ein Urteil über Weimar und Goethe aus dem Jahre 1776. Aus einem Brief von Moritz Ulrich Graf und Herr zu Putbus, der von 1775—1776 am Weimarischen Hofe als Oberhofmeister der Herzogin Anna Amalia lebte. — 2. Goethe und die Dresdener Gallerie. Goethes Bemerkungen über 375 Gemälde der Dresdener Gallerie in Band 47 der kleineren Ausgabe S. 368—387 beruhen auf erhaltenen Notizen Meyers. III. Verschiedenes. 1. Geiger L., M. Grunwald, C. Schüddekopf, Vier Briefe Goethes. a) An Adam Friedrich Oeser 19. Dezember 1782. b) An Wieland 24. Dezember 1796. c) An? 29. Oktober 1802. d) An Klinger 1824. — 2. Bobé L., L. Geiger, M. Grunwald, Mitteilungen von Zeitgenossen über Goethe 1772—1832. I. Mitteilungen. Verschiedener. I. Gotter an Heyne 1772. 2. Tagebuchaufzeichnungen des Bischofs F. Münter 1781—91. — 3. Fr. Jacobi an Böttiger 1796. — 4. Reinhard an Villers 1807. — 5. Caroline Schelling an? 1808. — 6. F. L. Stolberg an Friedrich Perthes 1812. — 7. Manso an Fr. Raumer 1821 und 1822 (aus: Schlesische Provinzialblätter 1828, S. 355. 363. 552). — II. Therese Huber über Goethe 1783—1824. An ihre Eltern, an Emil von Herder, an Böttiger, an Reinhold, an ihre Tochter Therese, an Usteri, an Cotta, an Conz, an Karoline Pichler. Eine Stelle an Böttiger 7. Dezember 1811 sei hier erwähnt S. 131: „Wär es denn so toll, wenn man an Universitäten Schiller ein Collegium widmete und Goethe? Lessing ja Bürger? sie als Dichter verstehen lehrte? — freilich mit der Critik, mit der Voß, Heyne, Wolf die Unsterblichen der Vorwelt erklären, mit dem Geschmack, der unbegreiflichen Zusammenstellungsgabe, mit der Sie uns das Leben dieser Vorwelt ins kleinste Detail beleuchten — um Gottes willen nicht mit der ekelhaften Spannung der ausschließenden Bewunderung — würde der Geschmack unsrer männlichen Jugend nicht dadurch gebildet und ihr Charakter gestärkt werden? Kann wer Goethe

verſtehen und — wem denn? — nachlaufen?“ — III. Garve an Schiller (1797). Ein ſehr bedeutender Brief über Manſo und die Xenien. — IV. Aus dem Briefwechſel zwiſchen C. A. Böttiger und Fr. Rochlitz 1801—1832. Nach Goethes Tod ſchreibt Böttiger: eben gehe ein Brief von ihm an den Großherzog von Weimar ab. „Natürlich auch über Goethe. Da berühr ich mit Delicateſſe verſteht ſich, den Umſtand, den ich oft beſprechen hörte, daß auf Koſten des Staats Goethes Haus als die von ihm in allen ſeinen Teilen und köſtlichem Inhalt tauſendfaches Zeugnis geben, gekauft und zu einem bleibenden Heiligtum geweiht, unter conſervatoriſcher Beſchränkung Einheimiſchen und Fremden, wie eine Kapelle, wo ein Gnadenbild waltet, geöffnet ſein möchte .... Natürlich muß das Eigentumsrecht der Hinterlaſſenen mit größtem Zartgefühl berückſichtigt und geſchont werden. Aber die geringſte Zerſtückelung wäre doch wahrlich die ſchmerzlichſte Profanation“. — V. Nachtrag: Goethe an Kirchhoff 1826.

II. Abhandlungen. 1. Scheidemantel E., Neues zur Entſtehungsgeſchichte von Goethes Torquato Taſſo. Mit Benutzung der Handſchriften. — 2. Braß Fr., Zu Goethes philoſophiſchem Aufſatz (Goethe-Jahrbuch XII). — 3. Morris M., Goethes Gedicht: Flieh Täubchen flieh. Sucht eine Beziehung auf Gleim und Jacobi nachzuweiſen. — 4. Bey L. P., Goethe und Gérard de Nerval. Eine vergleichende Studie aus der franzöſiſchen Romantik. — 5. Sulger-Gebing E., Das Stadtbild Roms zur Zeit Goethes. — 6. Arnold R. F., Goethes Tod und Wien. Bei dem Überblick über die Wiener Aufführungen Goethiſcher Dramen hätte die Aufführung des Götz im Jahre 1808 berückſichtigt werden müſſen (Theaterzeitung 1808, Nr. 34; Kilian, Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 246; Goethe-Jahrbuch 14, 276 ff.).

Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Kern O., Baubo in der Walpurgisnacht. — 2. Henkel H., Zu Goethes Lied „An den Mond“. — 3. Henkel H., Zur früheren Sonetten Dichtung Goethes. — 4. Schüddekopf C., Zu Goethes Tagebüchern 5, 92. Prete Ulivo bezieht ſich auf die Novelle des Padre Atanaſio da Verrocchio (Domenico Batacchi): La vita e la morte di prete Ulivo. — 5. Morris M., Zu den Invectiven. — 6. Morris M., Zum Divan. — 7. Richter P. E., Alles in der Welt läßt ſich ertragen, Nur nicht eine Reihe von ſchönen Tagen. — 8. L. G. [Geiger], Goethes Plan einer illuſtrierten Ausgabe der Italieniſchen Reiſe. Goethes Brief an den Maler Jak. Wilh. Roux 29. Januar 1815 (zuerſt gedruckt: Münchener Neueſte Nachrichten 14. Januar 1897). — 9. L. G., Zu einem kleinen Goethiſchen Kunſtaufſatze. — 10. Schwalbe J., Zu „Goethe und die plaſtiſche Anatomie“. — 11. L. G., Huber über die Xenien. Aus Briefen an Paulus Ufteri, an den auch die in Hubers „Kleinen Schriften“ 1810. 2, 12—66 ohne Namen des Adreſſaten abgedruckten Briefe gerichtet ſind. — 12. L. G., Ein Vetter Goethes als Frankfurter Lokaldichter. — 13. L. G., Heun (Clauren) als Förderer der Jenaer Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Brief Heuns, Jena 29. September 1803. — 14. Meyer Conrad Ferdinand, Eine Goethe-Anekdote. — 15. Meyer R. M., Zu dem Aufſatz J. P. Eckermann (Goethe-Jahrbuch 17, 105 ff.)

L. G., Nekrologe: Otto Roquette. — Michael Bernays. — J. W. Apell. Bibliographie.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins.

Band 10 und 11. Burckhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handſchriften. Mit Facſimilien von Handſchriften Goethiſcher Hilfsarbeiter.

Die „Chronik des Wiener Goethe-Vereins“ hat es unternommen dieſe ſeit dem Jahre 1892 im Manuſkript abgeſchloſſene Arbeit, welche bisher nur in den Räumen des Weimarer Goethe-Archivs zugänglich war, zu veröffentlichen und ſo der allgemeinen Benutzung zu übergeben. Wie erinnerlich ſein dürfte, ſind es 51 knappe, auf Grund des dem Verfaſſer in reicher Fülle zu Gebote ſtehenden archi

valischen Materials sorgfältig gearbeitete Biographien jener Personen, in deren Handschrift uns die Texte der Goethischen Werke, Briefe und Tagebücher überliefert sind. Jeder der Biographien ist eine in natürlicher Größe vorzüglich reproducierte, in den meisten Fällen mit der Namensunterschrift versehene größere Probe der Handschrift beigegeben, welche es ermöglicht, bei vorhandenen oder neu auftauchenden Goethe-Handschriften, die sich nun doch einmal nicht an einem Orte — in Weimar — vereinigen lassen, durch Vergleichung der Schriftzüge den Schreiber festzustellen. Die Veröffentlichung dieses für die philologische Behandlung Goethischer Texte so unentbehrlichen Hilfsmittels ist dem Wiener Goethe-Verein nur dadurch ermöglicht worden, daß Regierungsrat Dr. Eder, der hochverdiente Direktor der k. k. graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, die zahlreichen Clichés, welche einen integrierenden Bestandteil der Publikation bilden, als Schülerarbeiten unter seiner Leitung herstellen läßt. Die vorzügliche Ausführung derselben stellt der Leistungsfähigkeit der Anstalt ein glänzendes Zeugnis aus. Bisher sind erschienen die kurzen Biographien von Seidel, Suter, Goetze, Wiener, Ambrosius, Louise von Gochhausen (der die erste Seite des Urfaust als Facsimile beigegeben ist), Rentsch, J. A. Rühl, Rost, Krafft, Vogel, Mittelsdorf, Schumann, Geist, Vulpius, Meyer und Rötsch; es wäre sehr zu wünschen, daß die Publikation etwas rascher fortschreite und bald abgeschlossen zur Benutzung vorliege.

Band 10. Nr. 11—12. Witkowski G., Goethe und Wolfram von Eschenbach.

Band 11. Nr. 1—2. Mandyczewski E., Goethes Gedichte in Franz Schuberts Werken.

Witkowski G., Die Ode an den Schlaf.

Ilwof F., Goethe und das unsichtbare Orchester.

Nr. 3—4. Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach †.

Meringer R., Ein sprachliches Thema, das Goethe zuerst gestellt hat. Vortrag. Goethes Aufsatz über „Hör-, Schreib- und Druckfehler".

Witkowski G., Zwei Parallelstellen Wielands zum Faust.

Nr. 5—6. A. E. M., † Ludwig Blume. — † Karl von Lützow.

Aus dem Botanischen Garten in Padua. Zwei Bilder zur italienischen Reise.

Nr. 7—8. Schmidt Erich, Minna Herzlieb. 1. Johanna Fromman an Friedrich Johannes. 29. November 1823 über Goethes „Paria". — 2. Minna an den Vater. 24. April 1820. Gespräch Minnas mit dem Hofgärtner Sarres über Goethe.

Jodl Fr., Goethes Stellung zum religiösen Problem. Nach einem Vortrage.

Ilwof F., Goethes Philine und der Kleiderkünstler Worth.

9—10. Spiegl E. von, † Charlotte Wolter.

Murko M., Goethes Beziehungen zu Böhmen. Vortrag. (Vollständig abgedruckt: Prager Politik 20., 23. und 26. Januar 1897.)

Nr. 11. Ilwof F., Goethe und die industrielle Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Jahrgang 7.

Sauer A., Proben eines Komentars zu Grillparzers Gedichten. 1. Abschied von Gastein. 2. „Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom" und die übrigen in Italien entstandenen Gedichte. 3. Bretterwelt. Anhang 1. „Sei mir gegrüßt mein Österreich?" 2. Nachtrag zu dem Gedicht „Lösche die Lampe" (zu Jahrbuch 5, 292). — Ich benutze die Gelegenheit zu kleinen Nachträgen. Wann das Blatt mit dem Gedicht „Abschied von Gastein" aus dem Gasteiner Fremdenbuche herausgeschnitten worden ist, wissen wir nicht; aber im Jahre 1837 fanden die Brüder Arneth die Eintragung noch vor; vgl. Arneth, Aus meinem Leben

S. 207. — Auf S. 29 hätte ich mir Heines Vergleich „Die Poesie ist vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austerthier leidet" nicht entgehen lassen sollen (Betz, Musset und Heine S. 48). — Eine besondere Vorliebe für das Bild von der Muschel und der Perle sowie für das vom blitzversengten Baum hat Betty Paoli, vgl. Werner, Betty Paoli S. 23. 25. — S. 51 hätte ich unter den älteren Gedichten verwandten Stoffes anführen sollen: „Der Götterraub" in dem Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1801 herausgegeben von Christoph Rösler S. 98 ff., unter der Chiffre ?); von späteren Dichtern wäre Pichler zu erwähnen gewesen, der am 12. April 1846 schrieb (Zu meiner Zeit S. 209): „Ich habe ein Gedicht, ‚Das Colosseum' fertig. Es ist zu lang zum Abschreiben." — R. M. Meyer macht mich auf eine interessante Stelle in Jakob Grimms Akademieschrift aus dem Jahre 1844, „Italienische und skandinavische Eindrücke" aufmerksam (Kleinere Schriften 1, 73): „Kindisch erschienen mir auch die von den Christen bei solchen Denkmälern überall angebrachten Kreuze, oder gar die in der Mitte des hehren Colosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer Hervorbringung oder ihres Geistes sich zu bemächtigen; auch war das Umwandeln heidnischer Mauern in christliche Kirchen (wie beim Pantheon schreiend an Tag tritt) des Christentums, das sich nicht erst ein solches Bett oder Nest zu suchen brauchte, unwürdig." — Zu S. 81. Ein vollständiges Lebensbild der Marie Rizy hier zu zeichnen, war nicht meine Absicht. Material dazu enthält Harringers Buch über Hofbauer; Briefe von ihr stehen in Nordmanns Buch über die Liguorianer S. 287. Harringer verlegt ihren Entschluß ins Kloster zu gehen und ihre Berührung mit Hofbauer ungefähr ins Jahr 1812.

Probst E., Johann Baptist von Alxinger. Zur Erinnerung an seinen Todestag, 1. Mai 1797. Lebensvolle Charakteristik.

Schlossar A., Zwei Briefe von Zedlitz an Joseph von Hammer-Purgstall. Zwei umfangreiche und wichtige Briefe, München, 14. und 30. Januar 1830.

Glossy C., Zur Geschichte der Wiener Theatercensur. Aktenmäßige Geschichte der Wiener Censur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Am ausführlichsten Sonnenfels' und Hägelins' Thätigkeit. Von letzterem wird eine umfangreiche höchst wertvolle Denkschrift auszugsweise mitgeteilt, „die er im amtlichen Auftrage 1795 als Leitfaden für die Theatercensur in Ungarn verfaßt hatte, und zwar mit Verwertung aller Grundsätze, die bis dahin für die Wiener Bühne maßgebend waren" S. 298—340.

Americana Germanica. Vol. I.

No. 1. Faust A. B., Charles Sealsfield's Place in Literature.

Schmidt F. G. G., Theatrum Crucis et Passionis Domini Jesu Christi. Nach einer Maihinger Handschrift aus dem 17. Jahrhundert.

Learned M. D., Ferdinand Freiligrath in Amerika.

Seidensticker Clara, Unpublished Letters of Ferdinand Freiligrath to Dr. George F. Seidensticker.

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.**

Band 98 und 99. Bolte J., Die Wochentage in der Poesie. Angeregt durch einige Zettelnotizen R. Köhlers. Anhang I. Hans Rosenblüts Spruch von den sieben Tagen.

Band 98. Hausknecht E., Das Glück von Edenhall. Abdruck eines englischen Gedichtes von J. H. Wiffen wahrscheinlich aus dem Jahre 1825.

Englert A., Zu dem Lied „Kleine Blumen, kleine Blätter". Abdruck nach dem Liederbuch einer Bäuerin aus Hoyern.

Schmidt Erich, Volksschauspiele aus Tirol. Don Juan und Faust. Texte.

Band 99. Heft 1 und 2. Schmidt Erich, Lesefrüchte. 1. Ein Goethisches Epigramm. Parallelen zu dem Elogium eines treuen Hundes. Weimarer Aus-

gabe 4, 121. — 2. Der Kuß- und Schafhandel. Zu Hagedorn „Die Küſſe" Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen 1738, S. 134.

Herzfeld G., Ein Schotte über Weimar und Goethe. John Ruſſel aus Edinburgh war 1820 in Weimar und berichtet darüber in dem Buche A Tour in Germany and some of the southern Provinces of the Austrian Empire (Edinburgh 1824).

Jahrbuch der deutſchen **Shakeſpeare-Geſellſchaft.** Jahrgang 33.

Dem Gedächtnis der Großherzogin Sophie von Sachſen.

F. A. L. [Leo], Kuno Fiſchers Hamlet.

F. A. L. [Leo], Shakeſpeare und Börne. Stellt die Äußerungen Börnes über Shakeſpeare zuſammen.

Koch M., Michael Bernays. Nekrolog.

G., Eine Shakeſpeare-Bearbeitung Fouqués. König Heinrich IV. wurde 1817 von Fouqué für Berlin eingerichtet.

Moſen R., Palleskes Einrichtung von Shakeſpeares Wintermärchen.

Maunz A. von, Honorificabilitudinitatibus. Vgl. Euphorion 1, 283.

Wechſung A., Statiſtiſcher Überblick über die Aufführungen Shakeſpeareſcher Werke auf deutſchen und einigen ausländiſchen Bühnen im Jahre 1896.

Cohn A., Shakeſpeare Bibliographie 1894, 1895 und 1896. (Mit Nachträgen zur Bibliographie in Band I—XXX des Jahrbuchs.)

Modern Language Notes.

Volumen XII. No. 2. Gerber, Raphael's Poesy and Poesy in Faust Wood, Schnörkel.

No. 7. Francke, Immermanns „Merlin".

No 8. Meyer E., Verſteckens ſpielen.

Volumen XIII. No. 2. Gerber A., Goethes Homunculus.

Fauſt A. B., Theodor Mügge: An Inquiry Concerning the Author's Biography. Zwei Briefe von Müggges Witwe, aus denen hervorgeht, daß er keinen Briefwechſel hinterlaſſen hat.

No. 3. Furſt C. B., The Walpurgisnacht in the Chronology of Goethe's Faust.

Publications of the Modern Language Association. Vol. XI

Marſh The comparative study of literature.

Hatfield, John Wesley's Translations of german Hymns.

Gruener, The Nibelungenlied and Sage in Modern Poetry.

Schmidt, Hiſtorie von Einem Ritter, Wie er Bueſſet.

Schipper J., Über Goethes Sonette.

Voß E., Antwurt und klag mit Entſchuldigung Doctor Murners wider Bruder Michel Stifel.

Harvard Studies and Notes. Vol. V.

Francke K., Cotton Mather and August Hermann Francke.

Franzöſiſche Studien. Neue Folge. Heft 2.

Betz L. P., Die franzöſiſche Litteratur im Urteile Heinrich Heines

Revue de l'Enseignement des Langues vivantes.

Büchner A., Die ſchwachen Seiten der deutſchen Sprache.

Revue d'histoire littéraire de la France IV. 1.

Joret Ch., Deux lettres de Goethe à Mounier.

Revista critica de **Historia y Literatura Españolas, Portuguesas e Hispano-americanas.** Año II, Numero 1.

Farinelli A., Morel-Fatio: Études sur l'Espagne. Die Recenſion nimmt mehrfach auf deutſche Litteratur Bezug.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 48. Jahrgang.

Heft 4. Szanto E., Zur Helena im Faust. Goethes Auffassung des Polygnotischen Bildes hat die „Helena" in mehreren Punkten beeinflußt. Beziehungen zu Euripides.

Hannack E., Lamprechts deutsche Geschichte und die neue Richtung in der Geschichtswissenschaft.

Heft 10/11. Walzel O., Zur neueren deutschen Litteraturgeschichte. Unter andern Anzeigen Ergänzungen zu Arnolds Aufsatz über den deutschen Philhellenismus.

Heft 10. Weiß A., Zur Biographie von Charles Sealsfield-Postl. Auf Grund der Gestionsprotokolle der Prager und der Wiener Polizeidirektion und von Akten des Prager Statthaltereiarchivs und des Archivs des Ministeriums des Innern wird Postls Flucht aus dem Kloster ausführlich erzählt.

Österreichische Mittelschule. Jahrgang 10. 1896.

Jerusalem W., Die Psychologie im Dienste der Grammatik und Interpretation.

Scheich R., Die nachklassische deutsche Litteratur im Obergymnasium.

Egger-Möllwald E., Neuere Beiträge zur österreichischen Schulgeschichte.

Zeitschrift für das **österreichische Volksschulwesen.** Band 8. Heft 6.

Branky Fr., „Im voraus" und „Zum voraus" sollen nicht schriftdeutsch sein?

Blätter für das **Gymnasialschulwesen** herausgegeben vom **bayerischen Gymnasiallehrerverein.** Band 33.

Heft 1 und 2. Höger Chr., Nochmals Schillers Tell IV, 1, 27—29.

Heft 3 und 4. Keiper Ph., Zur Geschichte des Gymnasiums zu Trarbach.

Heft 5 und 6. Reisert K., Zu Karl von Holteis Mantellied: „Schier dreißig Jahre bist du alt." Gedichtet nach Bérangers Mon habit (1819).

Heft 7 und 8. Schneider H., Uhlands Ludwig der Baier und die Preiskonkurrenz in München vom Jahre 1818. Nach den im Archiv des k. k. Finanzministeriums erhaltenen Akten über die Preiskonkurrenz.

Heinisch H., Aus Schulordnungen des Gymnasium poëticum zu Regensburg aus den Jahren 1595 und 1654.

Zeitschrift für das **Gymnasialwesen.** Jahrgang 51 (der neuen Folge 31. Jahrgang).

Januar. Gruhl E., Erinnerungen aus dem Leben des Geh. Ober-Regierungsrats und Kurators der Universität Bonn Dr. Otto Gandtner (1822—1895).

Juli. Biese A., Das Problem des Tragischen und seine Behandlung in der Schule.

Zeitschrift für das **Realschulwesen.** Jahrgang 22. Heft 8 und 10.

Nagele A., Über die erste Strophe des Nibelungenliedes. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte.

Neue Jahrbücher für **Philologie** und **Pädagogik.** 67. Jahrgang. 155. und 156. Band.

Heft 4—7. Plaumann E., Der Mythos von Admet und Alkestis und die Sage vom armen Heinrich. Berücksichtigt auch die neueren Bearbeitungen beider Stoffe.

Heft 4. 5. Biese A., Zum deutschen Unterricht. II.

Heft 6. Fiebiger O., Ein Gutachten Gottfried Hermanns. Ein Teil des Gutachtens über die Verbesserung der Thomasschule Februar 1818.

Heft 8. Schwabe E., Zur Geschichte der deutschen Horaz-Übersetzungen. 3. D Dresdner Übersetzung der vier Odenbücher (von M. Johannes Bohemus) 17. Jahrhundert.

Vogel P., Tropsch: Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** 1. Jahrgang 1898. I und II. Bandes 1. Heft.

Wunderlich H., Die deutsche Philologie und das deutsche Volkstum.

Schwabe E., Lateinische und griechische Prüfungsaufgaben sächsischer Sekundaner vor siebzig Jahren.

Gläßer P., Das Volkslied im Gymnasialunterrichte.

Dörwald P., Zur Behandlung von Schillers kulturhistorischer Lyrik im Unterrichte.

Biese A., Zum deutschen Unterricht.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.**

Jahrgang 5 (1895). Heft 4. Reifferscheid A., Der Schulkomödiendichter Simon Roth als Lexikograph. Würdigung seines Wörterbuches: „Ein Teutsch Dictionarius (Augsburg 1572).

Bruder P., Das Schulwesen in Bingen am Rhein (1655—1800). Vgl. Jahrgang 4 (1894) S. 85. Reform durch Bartholomäus Holzhauser und die Holzhausersche Volksschule. Holzhauser als Gründer und Förderer von Lateinschulen und Gymnasien. Die von Holzhauser gegründete Lateinschule zu Bingen. Ihr Name, Lehrer, Ziel, Unterrichtsplan, religiöse Übungen, Schulfeste, Prämienbücher, Schülerstipendium, Frequenz, Unterhaltungspflicht, Erfolge.

Widmann S., Zwei Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens von Niederlahnstein aus dem 18. Jahrhundert. 1. Anstellung des Schullehrers zu Niederlahnstein im 18. Jahrhundert (1787). 2. Freiheit der Lehrer von Fronden.

Widmann S., Ein Schönschreibheft des Prinzen Wilhelm von Nassau aus dem Jahre 1807.

Felgel A. V., Instruktion Kaiser Ferdinands für den Hofmeister Grafen Leonhard von Harrach zur Erziehung des Erzherzogs Karl aus dem Jahre 1550.

Felgel A. V., Hofmeister-Instruktion Kaiser Ferdinands für die Erziehung der Edelknaben König Maximilians von Böhmen aus dem Jahre 1548.

Jahrgang 6. 1896. Seyffarth L. W., Pestalozzi über die Idee der Elementarbildung und über seine Erziehungsversuche. Zum ersten Male veröffentlicht.

Israel A., Eine Schilderung der Feier des 67. Geburtstages Pestalozzis am 12. Januar 1813 in Iferten von Karl Justus Blochmann. Nach den Aufzeichnungen in Blochmanns Tagebuche zum ersten Male veröffentlicht.

Hunziker C., Ein Brief Pestalozzis an K. V. von Bonstetten aus dem Jahre 1801.

Aron R. und A. Israel, Ergänzungen zu A. Israels Pestalozzi-Bibliographie. (Vgl. Mitteilungen, Jahrgang 5, S. 64.)

Bauch G., Die Anfänge des Studiums der griechischen Sprache und Literatur in Norddeutschland. 1. Erfurt. 2. Wittenberg. 3. Frankfurt a. O. 4. Leipzig. 5. Greifswald und Rostock.

Windhaus G., Zur Geschichte der Lateinschule zu Laubach (Hessen) im 16. Jahrhundert. I. Schulordnungen. II. Schulprüfungen. S. 216 Gedicht: Der Jagung, gesprochen von Johannes Terhell aus Lauterbach.

Schrauf K., Des P. Gratian Marx ursprünglicher Entwurf für die Reform der österreichischen Gymnasien vom 7. Juli 1775.

Buchmann J., Der Schulſtörenfried (Turbator scholarum). Der geiſtliche Elementarlehrer Theodor Meyer in Hillesheim wehrt ſich gegen die Errichtung des Gymnaſiums 1704 und 1705.

Thiele R., Zur älteſten Geſchichte von Schulpforta. Drei Briefe des Johannes Rivius aus den Jahren 1543 und 1544. An Cyriacus Lindemann und Caſpar Huzler.

Deiters und Jürgen Bona Meyer, Abhandlungen zur Geſchichte der rheiniſchen höheren Lehranſtalten in den Programmen derſelben. Ergänzungen und Berichtigungen dazu S. 223.

Ilken J. Fr., Die Bremiſche Schule von der Reformation bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Vortrag. Vorbemerkung von K. Melchers.

Sello G., Zur Geſchichte der proteſtantiſchen Schulen in den Ämtern Vechta und Cloppenburg (Niederſtift Münſter oldenburgiſchen Anteils).

Becker H., Von der schola trivialis zu Cöthen-Anhalt kurz vor Ratichius.

Endl Fr., Die Serie der Schuldramen und Komödien, der Deklamationen ſowie anderer Darſtellungen beim Kollegium und Gymnaſium der Piariſten zu Horn in den Jahren von 1659—1735. Ein Beitrag zur Beleuchtung der Kloſter- und Schulbühne Öſterreichs im 17. und 18. Jahrhundert.

Kvacsala J., Die deutſchen Mitarbeiter an der pädagogiſchen Reform des Comenius. Ein Vorſchlag zur Herausgabe einer hiſtoriſch angelegten Sammlung aus ihren bedeutenden Briefen und Schriften.

Jahrgang 7. Heft 1 (Bayern-Heft). Günther S., Geographiſcher Unterricht an einer Nürnberger Mittelſchule in der Zeit vor Melanchthon.

Die Beziehungen Philipp Melanchthons zu Bayern nach M. Hartfelders Melanchthon als Praeceptor Germaniae.

Schmidt Friedrich, Bayeriſche Edelknabenordnung vom Jahre 1576.

Krallinger J. B., Über den Bau des Jeſuitengymnaſiums zu Landsberg am Lech in den Jahren 1688—1692.

Marſchall G. N., Ein Streifzug durch die deutſchen Schulen Münchens zur Zeit der „Schuelhalterzunft". (17. und 18. Jahrhundert).

Heigenmooſer J., Die Schullehrerfamilie Thoma in Tutzing am Würmſee.

Thalhofer Fr. X., Joſef Anton Schneller als Direktor der Normalſchule zu Dillingen 1774—1787.

Bach J., Reformbeſtrebungen der bayeriſchen Benediktiner auf dem Gebiete des Gymnaſialweſens um 1708. Auszug aus dem Protokoll der Sitzungen der Benediktiner der bayeriſchen Kongregation, welche im Jahre 1708 in Scheyern gehalten wurde.

Heft 2. Kaißer B., Die Lateinſchule in Schwäbiſch Gmünd. Schulordnung vom Jahre 1674.

Knod G., Ein Urteil der Philoſophiſchen Fakultät der alten Univerſität Straßburg aus dem Jahre 1636 über Thomas Murners Chartiludium Logicae.

Reichling D., Bartholomaei Coloniensis epistola mythologica. Eine Schul-Humoreske aus der Zeit des deutſchen Frühhumanismus. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen verſehen. Auch überſetzt.

Weniger L., Weimariſche Schulordnung von 1562.

Heft 3 (Sachſen-Heft). Stübel B., Über die älteſten Vorleſungsverzeichniſſe der philoſophiſchen Fakultät an der Leipziger Univerſität.

Meyer Paul, Chriſtoph Schellenberg de visitationibus seu inspectionibus anniversariis scholae illustris Grimanae (1554—1575) mit den amtlichen Berichten der Viſitatoren. Herausgegeben.

Bartuſch P., Die Feier des Gregoriusfeſtes an der Annaberger Lateinſchule im 16. Jahrhundert. Ein quellenmäßiger Beitrag zur Geſchichte dieſes Feſtes.

St., Aus Heinrich von Treitſchkes Schülerzeit.

Müller Georg, Zur Geschichte deutscher Fürstenerziehung. Zur Geschichte der Prinzenerziehung der Wettiner. Die Herzoge Johann Ernst und Friedrich von Sachsen-Weimar auf der Universität Jena 1608 bis 1610.

Monatshefte der **Comenius-Gesellschaft.** 6. Band.

Heft 1—6. Ellinger G., Philipp Melanchthons Frühzeit. Beiträge zu einer neuen Biographie.

Heft 1 und 2. Seeger, Des Comenius Schrift „Eins ist not!" (Unum necessarium).

Heft 3—6. Kühr Th., Johannes Duraeus. Sein Leben und seine Schriften über Erziehungslehre.

Heft 3. 4. Keller L., Neuere Urteile über Hans Denck († 1527).

Heft 5. 6. Keller L., Grundfragen der Reformationsgeschichte. Eine Auseinandersetzung mit litterarischen Gegnern.

Heft 7 und 8. Lasson A., Jacob Böhme. Rede.

Tollin, Des Johann Duraeus Empfehlung des Comenius an den schwedischen Hofprediger D. Joh. Matthiae.

Vorträge und **Aufsätze** aus der **Comenius-Gesellschaft.** 4. Jahrgang 1. und 2. Stück.

Keller L., Die Anfänge der Reformation und die Keyerschulen. Untersuchungen zur Geschichte der Waldenser beim Beginn der Reformation.

Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Bibliographisches Verzeichnis, Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft nebst Mitteilungen über Lehrmittel. Jahrgang 1. 1896. Heft 1—10.

Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Außerdem enthält jeder einzelne Abschnitt auch die geschichtliche Litteratur der einzelnen Disciplin.

Pädagogisches Archiv. 39. Jahrgang.

Nr. 3. Landmann K., Goethe und die Festvorträge der Goethe-Gesellschaft.

Nr. 1 8. Valentin V., Die Behandlung des dichterischen Kunstwerkes in der Schule. Einer Selbstanzeige der von ihm und Schiller herausgegebenen Schulausgaben schickt Valentin einige methodische Bemerkungen über den deutschen Unterricht voraus, die sich gegen Schulausgaben deutscher Klassiker mit geschichtlicher und litterargeschichtlicher Einleitung wenden. Ich habe keine Veranlassung mich für oder gegen eine alleinseligmachende Unterrichtsmethode an höheren Schulen zu erklären, weil Valentin aber grade meine Schulausgabe des „Götz von Berlichingen" als Muster dafür, wie man es nicht zu machen hätte, heranzieht, so will ich bemerken, daß ich mich bei deren Ausarbeitung soviel als möglich an die für die Freytagschen Ausgaben aufgestellten Grundsätze gehalten habe, ohne aber das Ästhetische darüber zu vernachlässigen, wie man aus Valentins Polemik glauben möchte. Weite Kreise von Schulmännern sehen eben mit mir das Ideal des deutschen Unterrichts in der Verbindung der ästhetischen mit der litterarhistorischen Behandlung der deutschen Litteratur, wollen sich aber in letzterer Beziehung des eigenen Urteils nicht völlig entschlagen. In Valentins Ausgaben drängt sich aber die individuelle Auffassung des Herausgebers von dem Aufbau, der Gliederung und der ästhetischen Wirkung des Kunstwerkes dem Schüler schon in der Kolumnenüberschrift so entschieden auf, daß sie ihn von wirklichem Verständnis und Genuß weit mehr ableiten als eine bescheidene, die bisherige Forschung zusammenfassende und gelegentlich ergänzende den Boden des Thatsächlichen nirgends verlassende litterarhistorische Einleitung oder Anmerkung. A. Sauer

Pädagogisches Magazin.

Heft 74. Mann F., Die soziale Grundlage von Pestalozzis Pädagogik. Nr. 150. Wiederkehr von Pestalozzis Geburtstag.

Heft 85. Beyer C. W., Zur Geschichte des Zillerschen Seminars. Mit einem Anhang: Praktikantenverzeichnis des Zillerschen Seminars.

Heft 91. Keferstein H., Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae.

Sammlung pädagogischer Vorträge.

Heft 7. Rebe A., Philipp Melanchthon, der Lehrer Deutschlands.

Heft 11. Drewke H., Dittes. Eine Gedächtnisrede.

Pädagogische Abhandlungen. Heft 30.

Scherer H., Melanchthons Leben und seine Bedeutung für die Schule.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Geschichte** der **Philosophie.** Band 10. Neue Folge. Band 3.

Heft 2 und 3. Jahresbericht. Deutsche Litteratur der letzten Jahre über vorkantische neuere Philosophie. Unter Mitwirkung von P. Hensel besprochen von W. Windelband.

Heft 3. Grunwald M., Miscellen. 17. Varia zur Geschichte des Cartesianismus und Spinozismus. Aus der Wolfschen Briefsammlung. A. Spinoza. B Tschirnhausen. C. Cartesius. D. Speeth (Mose Germanus). E. Leibniz. F. Stolle. G. Clauberg. H Geulinx. I. Phil. Jos. de Jarriges. K. Colerus. L. Joh. Chr. Edelmann. M. Lau und Stosch. N. Chr. Wolff. O. Bayle. P. Karl Ludwig v. d. Pfalz. Q. Oldenburg. R. Malebranche. S. Jac. Thomasius. T. Poiret. U. Naturalisten, Atheisten u. A.

Archiv für **systematische Philosophie.** Band 3.

Heft 2. 3. Marty A., Über die Scheidung vom grammatischen, logischen und psychologischen Subjekt, respektive Prädikat.

Heft 2. Erdmann B., Die psychologischen Grundlagen der Beziehungen zwischen Sprechen und Denken. II.

Dessoir M., Beiträge zur Ästhetik. I. Seelenkunst und Psychognosis.

Vierteljahrsschrift für **wissenschaftliche Philosophie.** Jahrgang 21

Heft 1—3. Krebs O., Der Wissenschaftsbegriff bei H. Lotze.

Heft 3. Riehl A., Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst. (Erster Artikel.) Die Grundbegriffe der Kunstlehre A. Hildebrands werden in dem vorliegenden Artikel entwickelt und erläutert, um in dem folgenden auf das Formproblem in der Poesie angewandt zu werden.

Zeitschrift für **Psychologie** und **Physiologie** der **Sinnesorgane.** Band 14. Heft 3 und 4.

Lange K., Gedanken zu einer Ästhetik auf entwicklungsgeschichtlicher Grundlage. Gleichzeitig als Bericht über Karl Groos „Die Spiele der Tiere" (Jena 1896). Sehr wichtig.

Berner Studien zur **Philosophie** und ihrer **Geschichte.** Band 7.

Rubin S. [Suzanne Rubinstein], Die Erkenntnistheorie Maimons in ihrem Verhältnis zu Cartesius, Leibniz, Hume und Kant.

Kantstudien.

Band 1, Heft 3 und 4. Staudinger F., Kants Traktat: Zum ewigen Frieden Ein Jubiläumsepilog

Vorländer K., Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwicklung. III. Die Zeit der Verbindung mit Schiller 1794—1805.

Adickes E., Die bewegenden Kräfte in Kants philosophischer Entwicklung und die beiden Pole seines Systems. 4. Die transscendentale Dialektik. II. Die Glaubensseite.

Reicke R., Zu Kants Brief an die Kaiserin Elisabeth, betreffend die Kantsche Professur.

Band 2. Windelband W., Kuno Fischer und sein Kant.

Höffding H., Rousseaus Einfluß auf die definitive Form der Kantischen Ethik.

Watson J., The Cartesian Cogito ergo sum and Kant's Criticism of Rational Psychology.

Schwarz H., Der Rationalismus und der Rigorismus in Kants Ethik. Eine kritisch-systematische Untersuchung. I.

Tocco F., Dell' opera postuma di E. Kant sul passaggio dalla Metafisica della Natura alla Fisica.

Sickenberger O., Kants Lehre von der Quantität des Urteils.

Grunwald M., Ein Brief Fichtes [an Appia, Berlin, 23. Juni 1804] über sein Verhältnis zur kantischen Philosophie. (Hamb. Mscr. IV. p. 50.)

Waterman W. B., A New Letter of Kant's. (An Genfichen, 19. Juni 1791.)

Fromm E., Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling. Nebst Mitteilungen über Kants Beziehungen zum gräflich Keyserlingschen Hause.

Vorländer K., Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwicklung. III. Die Zeit der Verbindung mit Schiller. IV. Von Schillers Tod bis zu Goethes Ende (1805—1832).

Vorländer K., Publikationen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv und dem Goethe-Nationalmuseum zu Weimar, Goethes Verhältnis zu Kant betreffend. (Anhang zu der vorstehenden Abhandlung.) A. I. Verzeichnis der Kant-Autographen des Goethe und Schiller-Archivs. II. Kurze Vorstellung der Kantischen Philosophie von D. F. V. R. (= Dr. Franz Volkmar Reinhard, vgl. Nachtrag S. 388.) Abschrift. B. I. Goethes philosophische Bibliothek. II. Die in Goethes Besitz gewesenen Schriften Kants. III. Auf Kant bezügliche Schriften.

Creighton J. E., The Philosophy of Kant in America.

Duncan G. M., English Translations of Kant's Writings. (A supplement to the preceding article.)

Menzer P., Der Entwicklungsgang der Kantischen Ethik in den Jahren 1778 bis 1785.

Bergmann J., Zur Lehre Kants von den logischen Grundsätzen.

Wwedenskij A., Russische Litteratur über Kant aus den Jahren 1893—1896.

H. V. [Vaihinger], Ein Kantbibliographisches Kuriosum. Die kurze bündige Darstellung der gesamten kritischen Philosophie nach ihren Hauptresultaten für Anfänger und Freunde der Philosophie. Mit einer Vorrede von D. Johann Kar. Wezel (Leipzig 1801) enthält die Vorlesungen von F. V. Reinhard.

Etwas über Kants Vorfahren.

Theologische Zeitschriften.

Theologischer Jahresbericht. 16. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1896. 2. Abteilung.

Historische Theologie, bearbeitet von Lüdemann, Krüger, Ficker, Löfche, Heyd, Kohlschmidt und Fürrer.

Zeitschrift für Kirchengeschichte. Band 18.

Bauch G., Andreas Carlstadt als Scholastiker.

Bauch G., Melanchthoniana. 1. Anschlag, betreffend die Verbrennung der päpstlichen Dekretalien. 1520. Dezember 10. — 2. Brief Melanchthons an

Petrus Burckhard. Wittenberg, 1518. Dezember. — 3. Textausgabe der Klagelieder des Jeremias. 1524. Praefatio. — 4. Etliche Spruch. 1527. — 5. Promotionsrede Melanchthons zur Graduierung des Andreas Winkler. 1535.

Tschackert P., Ungedruckte Melanchthon-Handschriften des Göttinger Stadtarchivs, Korrespondenz zwischen der Stadt Göttingen und Melanchthon, ein Gutachten der Leipziger Theologenfakultät vom 28. Januar 1551 und 2 Briefe von und an den Leipziger Juristen Stromburger.

Jürges P., Ein Autographon Melanchthons über den Begriff der Kirche.

Friedensburg W., Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter. Aus italienischen Archiven und Bibliotheken mitgeteilt. IV. Johannes Cochlaeus. Briefwechsel zwischen Cochlaeus und Aleander. Cochläus an Vergerio, an den Bischof von Wien Johann Fabri, an Ottonello Vida, an P. Paul III., an Morone, an Kardinal Alessandro Farnese, an Kardinal Gaspare Contarini, an Kardinal Simoneta, an Robert Wauchop, Erzbischof von Armaghan, an Cervini.

Knod G., Eine Bologneser Juristenmatrikel auf der Biblioteca Estense in Modena. Abschrift aus der verlorenen Matrikel. S. 135 Alamani 1553—1609; deutsche Namen unter den Pruteni et Livoni 1560—1602.

Clemen O., Zur Geschichte des Socinianismus. Überschrift und Einleitung des Bekenntnisses der siebenbürgischen Unitarier (verfaßt von Benedictus Wissowatius).

Müller K., Parallele zu den drei Mauern Luthers, die die Romanisten um sich gezogen haben bei Wiclif de ecclesia (ed. Loserth 357, 29 ff.).

Pape P., Bibliographie der kirchengeschichtlichen Litteratur. Vom 1. Oktober 1895 bis 1. Januar 1897.

Walther, Brief Leonhard Käsers (an Michael Stiefel, 9. März 1527) und Martin Luthers (an Lambertus Hemertus, 12. Juni 1527).

Clemen O., Hinne Rode in Wittenberg, Basel, Zürich und die frühesten Ausgaben Wesselscher Schriften. I. Quellen und Litteratur. Voruntersuchungen. II. Der wahrscheinliche Sachverhalt.

Bauch G., Zu Luthers Briefwechsel. Ergänzungen zu Enders' Kommentar.

Köster, Zur Verlobung Caspar Peucers mit Magdalene Melanthon. Urkundliche Mitteilung.

Zeitschrift für katholische Theologie.

2. Quartalheft. Michael E., Lebensende Luthers.

3. Quartalheft. Horn E., Die Promotionen an der Dillinger Universität (1555—1760).

Zenner J. K., Das Autograph von Carl Grimmings Palästinareise im Jahre 1625. (In der Bibliothek des Jesuiten-Kollegiums Valkenburg.)

4. Quartalheft. Duhr B., Ungedruckte Briefe des Erzbischofs Dr. Wauchop und seines Gefährten, des Jesuiten P. Claudius Jaius. 1542 (aus Regensburg) —1550.

Duhr B., Aus den Anfängen des Innsbrucker Jesuiten-Kollegiums 1838—1845. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichischen Ordensprovinz. Briefe von Jacob Pierling, Petrus Jacobs, Beckx, Friedrich Rinn an Erzherzog Franz IV. von Modena.

Theologische Quartalschrift. Jahrgang 79. 4. Quartalheft.

Sägmüller, Zur Erinnerung an Professor Dr. Franz Quirin von Kober.

Studien zur Geschichte der Theologie und der Kirche. Band 2, Heft 1.

Lang, Die Bekehrung Johannes Calvins.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benedictiner-** und dem **Cistercienser-Orden.** Jahrgang 18. Heft 1.

Leistle D., Wissenschaftliche und künstlerische Strebsamkeit im St. Magnusstifte zu Füßen. (Fortsetzung.)

Wittmann P., Johannes Nibling, Prior in Ebrach und seine Werke (Fortsetzung.)

Renz G. A., Beiträge zur Geschichte der Schottenabtei St. Jakob und des Priorates Weih St. Peter (O. S. B.) in Regensburg. (Fortsetzung.) 1452—1479.

Grillnberger C., Kleinere Quellen und Forschungen zur Geschichte des Cistercienser-Ordens. Auszug aus einem Werke des Wilheringer Priors Augustinus Kempff (gest. 1671): Parvum archivium sacri Cisterciensis ordinis.

Hofer E., Nachrichten über ein merkwürdiges Rituale Ord. Cist. mit besonderem Bezuge auf die Abtei Altenberg.

Römische Quartalschrift für christliche **Altertumskunde** und für **Kirchengeschichte.**

5. Supplementheft 1896. Finke H., Die kirchenpolitischen und kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters nach der Darstellung K. Lamprechts. Eine Kritik seiner „Deutschen Geschichte".

Jahrgang 11. Heft 1—3. Merkle S., Kardinal Gabriel Paleottis literarischer Nachlaß. Quelle ersten Ranges für die Geschichte der dritten Tridentiner Synode.

Ehses St., Ein Fürbittschreiben an Kaiser Rudolf II. für den Abt Balthasar von Fulda.

Beiträge zur Förderung **christlicher Theologie.** Jahrgang 1. Heft 2.

Nathusius M. von, Die christlich-socialen Ideen der Reformationszeit und ihre Herkunft.

Stimmen aus **Maria-Laach.** Ergänzungsheft 67.

Schmitt L., Der Kölner Theologe Nikolaus Stagefyr und der Franziskaner Nikolaus Herborn.

Kunstzeitschriften.

Repertorium für **Kunstwissenschaft.** XX. Band.

Heft 1. Zucker, Zu Dürer.

Nehring A., Hirsfogels Beziehungen zu Herberstains (1486—1566) Werken.

Friedländer M. J., Georg Pencz, Jörg Pencz, der Meister „JB".

Heft 3. Bauch A., Der Aufenthalt des Malers Sebald Beham während der Jahre 1525—1535.

Heft 4. Hirsch F., Hans Morinck.

Pauli G., Der Meister J. B. und Georg Pencz.

Heft 5. Wölfflin H., Jakob Burckhardt †.

Friedländer M. J., Hans der Maler zu Schwaz. Nachtrag.

Daun B., Noch etwas über Adam Krafft.

Kunst für Alle. Jahrgang 12. Heft 7 8.

Schmidkunz H., Wechselwirkungen zwischen Litteratur und bildender Kunst um die Wende des vorigen Jahrhunderts.

Zeitschriften für Musikgeschichte.

Kirchenmusikalisches Jahrbuch für das Jahr 1897.

Riemann H., Der Mensural-Codex des Magister Nikolaus Apel von Königshofen. Aufgefunden und beschrieben.

Haberl Fr. X., Die sechs Trienter Mensuralcodices.

Werra E. von, Beiträge zur Geschichte des katholischen Orgelspieles.

Walter K., Zur Geschichte der Singknaben-Institute.

H[aberl] Fr. X., Josef Victor von Scheffel über Erhart Oeglins Liederbuch von 1512.

H[aberl] Fr. X., Über Abraham Megerle, Kapellmeister und Komponist, zuletzt Stiftscanonicus in Altötting.

Personen- und Sachregister zu den ersten 10 Jahrgängen (1886—1895).

Monatshefte für Musikgeschichte. Jahrgang 29.

Nr. 1. 2. Rade O., Adrian petit Coclicus (1500—1555/56). Ein Beitrag zur Musikgeschichte im 16. Jahrhundert.

Nr. 2. Liliencron R. von, Eine alte Sapphische Melodie.

Nr. 3. Bohn P., Eine Trierer Liederhandschrift aus dem Ende des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts.

Rade O., Die Organistenfamilie Mors im 16. Jahrhundert nach urkundlichen Aktenstücken der Geh. Haupt Staatsarchive zu Dresden und Schwerin.

Nr. 3. 4. 5. 7. Eitner R., Adam Krieger (1634—1666).

Nr. 4. Nagel W., Zur Biographie Joh. Stadens und seiner Söhne.

Nr. 5. Nagel W., Miscellanea (gesammelt bei dem Versuche, eine Biographie von Hans Joachim Quantz zu schreiben). I. Die Familie Quantz. II. Georg Schalle 1670—1720. Pirnaer Stadtmusikus. III. Gottfried Heyne, gestorben 1738.

Nr. 7. Thamhayn W., Zur Lebens- und Familiengeschichte Fr. Wilhelm Marpurgs.

Eitner, Johann Philipp Krieger 1649—1725.

Beilagen: Kuhn Fr., Beschreibendes Verzeichnis der Alten Musikalien, Handschriften und Druckwerke des Königlichen Gymnasiums zu Brieg.

Waldner, Nachrichten über die Musikpflege am Hofe zu Innsbruck nach archivalischen Aufzeichnungen.

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Beiträge zur Theorie und Praxis des Buch- und Bibliothekswesens (Sammlung bibliothekswissenschaftlicher Arbeiten, Heft 8 und 10).

Heft 2 (1895). Meyer Karl, Niederländische Volksbücher. 1. Die sieben weisen Meister. 2. Mandeville. 3. Jean de Paris. 4. Huon de Bourdeaux. 5. Melusine. 6. Les evangiles des quenouilles. 7. Richard sans peur. 8. Bruder Rausch. 9. Den vryen kost (Repues franches). 10. Jan cot den vergiere.

Spirgatis M., Kirchheim i. E. eine bisher unbekannte Druckstätte des 15. Jahrhunderts.

Losch Ph., Spiegelabdruck eines unbekannten Einblattes von G. Zainer in Augsburg (ein Calendarium liturgicum für 1473).

Schwenke P., Zur altpreußischen Buchdruckergeschichte 1492—1523. Ein liedt wie der Hochmeister in Preußen Mariam anruft (Faksimile). — Kunz Löffels Lied (Wackernagel 3, 387 f.) in abweichender Fassung.

Schorbach K., Nachträge zu H. Knoblochtzers Drucken.

Franke J., Ein Gutachten Joh. Matth. Gesners über die Anforderungen des bibliothekarischen Berufs. Göttingen, 3. 4. Mart. 1748.

Nörrenberg C., Der Drucker des Flugblatts über die Schlacht bei Terouenne

Heft 3 (1896). Eichler F., Die Autorschaft der akademischen Disputationen. I. Teil.

Dziatzko K., Bibliographische Untersuchungen: 1. Mönch am Kreuze (Einblattdruck). 2. Der Absatz dreier Verlagsartikel Franz Behems von Mainz auf der Frankfurter Fastenmesse von 1548.

Spirgatis M., Die Nürnberger Molière-Übersetzungen und ihr Verleger Johann Daniel Tauber.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.** Jahrgang 14.

Heft 1. Schmidt Adolf, Untersuchungen über die Buchdruckertechnik des 15. Jahrhunderts.

Heft 2 und 3. Reifferscheid A., Zwei Anträge auswärtiger Bibliothekarkollegen für George Friedrich Benecke. 1. Zur Leitung der Bibliothek des Fürsten Adam Kasimir Czatorynski (G. F. Benecke an G. E. Groddeck, Göttingen, 12. Januar 1791). 2. Als Oberbibliothekar an der Advocates library in Edinburg (Benecke an seine Tochter Auguste. 26. März, 24. April, 25. Juni 1820; Fr. Hoppenstedt an Benecke, Hannover, 25. März 1820 und der Entwurf von Beneckes Antwort, 7. April 1820.)

Roth F. W. E., Jakob Theodor von Bergzabern (Tabernaemontanus) Bio-bibliographisch geschildert.

Heft 6 und 7. Hartwig O., Karl Adolf Verner als Bibliothekar.

Werminghoff A., Die Bibliothek eines Konstanzer Officials aus dem Jahre 1506.

Heft 9. Willems, Trierer Heiligtumsbücher. Drei Schriften aus dem Jahre 1512.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der königlich **preußischen** Akademie der Wissenschaften zu **Berlin.**

XXI. Schmidt Erich, Die Quellen der „Comischen Einfälle und Züge" Lessings (Lachmann Muncker 3, 496—500). Mit Benutzung von P. Albrechts Nachlaß. — Nachtrag dazu S. 644.

Rechenschafts-Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in **Böhmen** im Jahre 1894.

S. 18. Aus einem Briefe Gottfried Kellers an Heinrich Krzyżanowski.

S. 22 f. Nekrologe auf Josef Rank (mit einer Briefstelle) und auf Clemens Graf Zedwitz-Liebenstein.

Übersicht über die Leistungen der Deutschen **Böhmens** auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und Litteratur im Jahre 1894.

III. Humanistische Wissenschaften. — IX. Dichtung.

Mitteilung Nr. VII der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in **Böhmen.**

Hauffen A., Dritter Bericht über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft eröffneten Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch-Böhmen.

Berichte des **Freien Deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt am Main.** Neue Folge.

13. Band. Heft 2. Rehorn K., Was bedeutet uns Platen heute? Zur Platenfeier. 25. Oktober 1896.

Köster A., Die Xenien. Zur Schillerfeier. (7. November 1896.)

Junker, Die Entstehung der großen Männer. Eine Untersuchung auf dem Gebiete der französischen Litteraturgeschichte.

Koch M., Neuere Goethe- und Schiller-Litteratur. XIII. S. 180 eine Anregung, Schillers Gespräche zu sammeln. S. 192 wird der Wunsch ausgesprochen, „aus dem Goethe-Schiller-Archiv möge nun auch ein musikalischer Schillerband recht bald hervorgehen. S. 193 wird der Gedanke angeregt, „ob es sich nicht verlohnte, daß die in den früheren Jahren gehaltenen und an verschiedenen Orten verstreut gedruckten [Weimarer] Festreden noch nachträglich in einem Bande gesammelt den Mitgliedern [der Goethe-Gesellschaft] zugänglich gemacht würden". S. 197 eine Notiz Westenrieders über die (damals noch ungedruckte) Goethesche Iphigenie aus dem Jahre 1786. — S. 199 f. Nekrolog auf Bernays.

Heft 3/4. Blümlein C., Zur Geschichte der maccaronischen Poesie. Überblick über die deutsche maccaronische Poesie. Von einer bisher unbekannten freien Bearbeitung der Floia gedenkt Blümlein in Kürze an anderer Stelle einen Neudruck zu geben.

Koch M., Neuere Goethe- und Schiller-Litteratur XIV.

Band 14. Jahrgang 1898. Heft 1. Valentin V., Das Jahr 1797 in seiner Bedeutung für die dichterische Entwicklung Goethes. Vortrag.

Valentin V., Der Grundunterschied des französischen und des deutschen Verses.

Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu **Göttingen.** Geschäftliche Mitteilungen 1897, Heft 1.

Hilbert D., Zum Gedächtnis an Karl Weierstraß.

Leo F., Ernst Curtius.

Wallach O., Gedächtnisrede auf Aug. Kekulé.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Jahrgang 158. 1896. Nr. 12. Kolde, D. Martin Luthers Werke. 14. Band.

Jahrgang 159. Baur, Johann Eberlin von Günzburg, ausgewählte Schriften.

Bezold, Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. Vierter Band, erste Abteilung.

Kolde, Köhler: Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation.

Luschin von Ebengreuth A., Hofmeister: Die Matrikel der Universität Rostock III. — Album Academiae Vitebergensis II. Mit Verbesserungen.

Meyer W., Nürnberger Faustgeschichten. Selbstanzeige, Auseinandersetzung mit Milchsack.

Abhandlungen der philologisch-historischen Classe der königlich **sächsischen** Gesellschaft der Wissenschaften zu **Leipzig.** Band 16.

Foerster R., Johann Jacob Reiskes Briefe. 441 Briefe von Reiske an F. L. Abresch (?), J. Ch. Bartholomaei, J. St. Bernard, G. L. Bianconi, Vice-Kanzler Born, E. F. Boysen, J. Brucker, A. J. Büsching, J. Capperonnier, J. G. Cober, Ober-Konsistorium in Dresden, Curatoren der Stadtbibliothek in Augsburg, Curatoren der Universität Leiden, J. E. Faber, König Friedrich August II., Eleonore Katharine Funcke, Ober-Konsistorialpräsident von Globig, R. M. van Goens, A. Gronov, Ph. L. Hanneken, Herausgeber der „Briefe die Neueste Litteratur betreffend", Ch. G. Heyne, Ch. A. Klotz, Professor J. B. Köhler, Kaufmann J. B. Köhler, L. Kulenkamp, G. E. Lessing, G. J. Lette, G. Meerman, Christoph Meißner, Mercier de Saint-Léger, J. D. Michaelis, Pastor August Müller (?), Propst Gottlieb Müller, Kammerpräsident von Münchhausen,

Chr. G. von Murr, die Mutter, A. F. von Oefele, J. C. C. Oelrichs, Jakob Philipp D'Orville, Johannes D'Orville, Rat von Leipzig, Ph. E. Reich, H. S. Reimarus, J. G. Richter, D. Ruhnken, Ch. Saxe, E. Scheichius, J. A. Schläger, F. Ch. Schmincke, A. H. Schultens, J. J. Schultens, J. Ch. Stemler, L. C. Valckenaer, P. Wesseling, Professor Johann Christian Wolf, Pastor Johann Christoph Wolf, Kandidat Wolf (?), D. Wyttenbach, Unbekannte. II. Briefe an Reiske von G. Meerman, Ch. Saxe, L. C. Valckenaer. III. 42 Briefe von Ernestine Christine Reiske an J. St. Bernard, B. G. L. Boden, Professor J. B. Köhler, Kaufmann J. B. Köhler, E. Th. Langer, J. Meermann, Ch. G. von Murr, D. Ruhnken, J. A. Schläger, J. G. Schneider, F. A. Stroth, D. Wyttenbach. IV. Brief an Ernestine Reiske von Lessing (nach dem Original genauer als bisher abgedruckt). V. Briefe von F. O. Menke an A. Schultens, E. Th. Langer an D. Wyttenbach, Ch. F. Schnurrer an J. Schweighäuser.

Berichte über die Verhandlungen der königlich **sächsischen** Gesellschaft der Wissenschaften zu **Leipzig.** Philologisch-historische Classe. 1896. II. III.

Hantzsch V., Über Georg Marggraf (Naturforscher und Geograph des 17. Jahrhunderts).

Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen Classe der königlich **bayerischen** Akademie der Wissenschaften zu **München.**

Heft 2. Riggauer H., Ein unbekannter Numismatiker des 16. Jahrhunderts: Johann Baptist Fickler, geboren 1533 zu Backnang in Württemberg.

Heft 3. Christ W. von, Nekrolog auf Ernst Curtius.

Riezler S., Der Karmeliter P. Dominikus a Jesu Maria und der Kriegsrath vor der Schlacht am Weißen Berge.

Mitteilungen aus dem **Germanischen Nationalmuseum** in **Nürnberg.** Jahrgang 1897.

Bezold G. von, Wissenschaftliche Instrumente im Germanischen Museum.

Bösch H., Ein süddeutsches bürgerliches Wohnhaus vom Beginne des 18. Jahrhunderts.

Hampe Th., Nürnberger Ratsverlässe Joachim Deschler betreffend.

Braun E., Zwei Handzeichnungen des Wolf Huber im Germanischen Museum.

Schaefer K., Deutsche Bauernstühle.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift für **Ethnologie.**

Jahrgang 28. Heft 5. Treichel A., Giebelverzierungen und anderes aus Westpreußen.

Virchow R., Die Bastian-Feier. („Mit den Forsters beginnt eigentlich erst die wissenschaftliche Reisen und die Verwertung der Ergebnisse zu einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Deutschland kann sich rühmen, mit die ersten Arbeiten erzeugt zu haben, welche diese Verwertung in ausgedehntem Maße unternommen haben. Auf dem philosophischen Gebiete war dies Herder, auf somatischem Blumenbach.")

Heft 6. Besprechungen. La vie d'un homme Carl Vogt par William Vogt. Von R. Virchow. — Die Klosterausstellung in Stein am Rhein eines von der Herzogin Hedwig des Scheffelschen Ekkehard gestifteten Klosters. — J. A. Jentsch, Tüssel (= Pantoffel) und Kurkel (= Holzpantoffel).

Jahrgang 29. Heft 2. Sagen vom Schloßberge Mehlken in Westpreußen. Sagen, welche an vorgeschichtliche Gräber anknüpfen S. 117): [illegible]

Drachen-Sage von Seddin in der West Priegnitz S. (119); Sagen der Umgegend von Trebichow, Kreis Crossen S. (120).

Heft 3 und 4. Nachruf an Aug. von Heyden, Sohn des Dichters und selbst Dichter. Richard M Meyer.

Zeitschrift des **Vereins** für **Volkskunde.** Band 7.

Heft 1. Schwartz W., Eine Gewitteranschauung Jean Pauls mit allerhand mythischen Analogien (Siebenkäs Werke, Berlin 1841, 12, 360. — Ein Kinderlied S. 8. — Lenau Frühlings Tod S. 10).

Kück Ed., Die Bauernhochzeiten in der Lüneburger Heide (Litteratur der niederdeutschen Bevölkerung S. 31; Einladungsverse S. 34; ihre Metrik S. 33 Anmerkung; „köstlichen Humor und urwüchsige Lebensfreudigkeit" konnte ich in den Reimereien nicht entdecken. — Küchenlied S. 37).

Haase R. Ed., Volksmedizin der Grafschaft Ruppin und Umgegend (Besprechungsverse).

Hartung Oskar, Zur Volkskunde aus Anhalt (mit allerlei Volksversen — ein Tanzspiel S. 88; ein anderes, Umzüge mimischer Art S. 89 f.).

Bolte Joh., Der Schwank vom Esel als Bürgermeister bei Thomas Murner (auch orientalisch, aber vielleicht dorthin erst gewandert S. 96).

Kleine Mitteilungen. Schäfergruß, nach R. Köhlers Kollektaneen S. 97. Über volkstümliche Namengebung S. 100. — „Jägermesse" (zu Uhland, Fischart, Kirchhoff) S. 101. — Schlesische Sagen S. 101.

Bücheranzeigen. Hauffen: Einführung in der deutsch-böhmischen Volkskunde. — Köhler: Volkslieder von der Mosel und Saar.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins S. 110; Bartels, Der Mann im Mond; Weinhold, Heribert von Saturn (Kapuziner, 1637 geboren, in seinen Predigten viel Volkstümliches; Mielke, Der Stuhl in der Volksanschauung; Bolte, Die Wochentage in der Poesie (niederdeutsche Gedichte; Goethe, Hagedorn ꝛc.); Lemke, Volkstümliches aus Danzig.

Heft 2. Sartori P., Glockensagen und Glockenaberglaube S. 113 (Uhlands Glockenhöhle S. 128; dagegen Andersen und Gerhard Hauptmann nicht erwähnt).

Andree R., Sagen aus dem Boldecker und Knesebecker Lande.

Kaindl R. F., Allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt S. 136 (Mephistos Zauberspruch in Auerbachs Keller S. 137, 3; Wunderhorn S. 137, 4; Kinderverse).

Hartung O., Zur Volkskunde aus Anhalt S. 147 (Anbindesprüche S. 153).

Weinhold K., Zu dem (indischen, S. 153 von K. Klemm mitgeteilten) Märchen von Tod und Begräbnis des Sperlingsweibchens S. 159 (deutsche Parallelen).

Haase R. Ed., Volksmedizin in Ruppin und Umgegend (Zaubersprüche) S. 162.

Winter A., „Mein Bruder freit um mich" S. 172 (indischer und lettischer Mythus im Sinne Max Müllers verglichen, ohne deutsche Entsprechungen).

Ilwof Fr., Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark S. 184 (Hexenprozesse S. 187 f., mit Analogien aus Grimms Mythologie u. s. w.; Joh. Nep. Vogl S. 196).

Hauser Chr., Rätsel aus Paznaun (in Tirol) S. 197; Sprüche und Redensarten aus Paznaun S. 199.

Zingerle O., Zum altdeutschen Bauwesen S. 202.

Kleine Mitteilungen. Die drei Alten, nach R. Köhlers Kollektaneen (K. Simrock und Hebel, aber nicht Brentano Haus Staarenberg für die Altershäufung angeführt; man hätte auch Bret Harte, V. Hugos Burggraves und andere citieren können). Der Schneider im Himmel, von C. Dirksen; Harzer Köhlerlied, mitgeteilt von R. Andree; Ostfriesischer Schneckenspruch, von C. Dirksen; Liedeln aus dem Wippthal in Tirol; J. Bolte zum Schäfergruß: Patenscheine, mit Versen; K. W., Zur Heilkraft gewisser Familien.

Bücheranzeigen. Wossidlo: Mecklenburgische Volksüberlieferungen I. (interessante Anordnung der Rätsel S. 213) von K. W.; Blätter für Pommersche Volkskunde; Siegerländische Kinderliedchen; P. Arfert: Das Motiv von der untergeschobenen Braut, von J. Bolte.

Heft 3. Schwarz W., Der Schimmelreiter und die weiße Frau (Citat aus W. Raabe S. 236 Anmerkung).

Ilwof Fr., Hexenwesen und Aberglauben in Steiermark. Fortsetzung. (Teufelsnamen S. 245; allerlei Sagen).

Zingerle Osw., Zum altdeutschen Bauwesen.

Sartori P., Glockensagen und Glockenaberglaube. Fortsetzung. („Die Sauglocke läuten" S. 275; vier volkstümliche Verse S. 284 f.; Heine S. 285.)

Haase K. Ed., Volksmedizin in Ruppin und Umgegend (Heilsprüche).

Raff Helene, Hexengeschichten aus Bayern.

Kaindl R. Fr., Lieder u. s. w. aus der Kinderwelt.

John Alois, Alte Sitten und Bräuche im Egerland (charakteristische Verordnungen des 17. Jahrhunderts).

Bünker J. R., Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen (alte Ziege S. 315 K. W.).

v. Wedem J., Ostpreußische Volksgebräuche (Liedverse S. 316 f.).

Kleine Mitteilungen. Maurer K., Zur Namengebung (die Namen als Beweise kultureller Einflüsse; „Olga" durch Turgenjew und Tolstoi populär?); Bolte J., Zum Schwanke von den drei lispelnden Schwestern (Wanderungen europäischer Fabeln in fremde Weltteile: Hans im Glück; der Schwab, der das Leberlein gegessen hat; wozu jetzt zu vergleichen Koegel, Geschichte der deutschen Litteratur I 2, 264, woselbst auch S. 254 zu Platens Erzählung vom Schneekind im Romantischen Ödipus; zu Goetheschen Sprüchen S. 174 Anmerkung, S. 182 Anmerkung u. s. w.); Schukowitz H., Geschichten aus dem Marchfelde (Spottverse S. 323); Gaidoz H., Die drei Alten; Hoffmann Krayer E., Blaue Kleidung der Hexen; Heilig O., Zwei Sagen aus dem nördlichen Breisgau (1 Tannhäuser in Altdorf; Pfingst und Johannisfeier ebenda [mit Sprüchen]); K. W., Der Verein für Egerländer Volkskunde beabsichtigt das handschriftlich erhaltene Werk von Goethes Korrespondenten Rat Grüner über Egerer Volkskunde herauszugeben.

Bücheranzeigen. J. Vols: Honderd oude vlaamsche liederen, von J. Bolte mit deutschen Liedern verglichen; Fr. M. Böhme: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, von K. W. als fleißig anerkannt; Reiser: Sagen, Gebräuche, Sprichwörter des Allgäus, von K. W.; Pitrè: Indovinelli etc. del popolo Siciliano, wozu K. W. deutsche Parallelen bringt.

Sitzungsprotokolle: Volkstümliche Naturanschauungen S. 337; Hero und Leander S. 335; Brandl, über englische Balladen und Fontanes Uebersetzungen S. 333. Richard M. Meyer.

Forschungen zur **deutschen Landes-** und **Volkskunde.** Band 10. Heft 4

Witte H., Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß und im Vogesengebiet.

Der Urquell. Eine Monatschrift für Volkskunde. Neue Folge. Jahrgang 1. Heft 1–7.

Das Kind in Glaube und Brauch der Völker. Eine Umfrage. — III. VII. IX. XII. Haase K. E., Kinderlieder. Wiegenlieder. (Aus Bleicherode in der Grafschaft Hohnstein.) IV. Erlich J. und O. Elstein, Kettenreime. Aus Böhmen. V. Kulke E., Aus Süd-Mähren. VI. Heilig O., Aus der Bruchsaler Gegend. VIII. Beitrag von Fr. König.

Schaffer V., Volksüberlieferungen deutscher Juden.

Benczer B., Sprichwörter galizischer Juden.
Schell O., Todvorbedeutungen im Bergischen.
Moderner Hexenglaube. Eine Umfrage. Beiträge von K. Knauthe und K. E. Haase.
Volkstümlicher Spiritismus. Eine Umfrage. 1. Beitrag von Ph. Goldberger. 2. Beitrag von Kraus. 3. Beitrag von K. Popp.
Kraus, Geheime Sprachweisen. Eine Umfrage. 188. Beitrag von Karoline Lehner.
K., Beiträge zur Geschichte der Volkskunde. 1. Ein Brief Wilhelm Mannhardts an H. Frischbier. Danzig, 18. August 1864.
Heilig O., Ein gudt Jüden plaster von Jherusalem zu offen alten wunden. Aus Cod. Pal. germ. 264.
Höfler M., Der Bilwiz-Baum.
Branky Fr., Übernamen aus dem Egerlande.
Kulke E., Refrain eines judendeutschen Hochzeitliedes aus Süd-Mähren.
Robinsohn J., Tierglaube bei Juden Galiziens.
P., Judendeutsche Sprichwörter und Redensarten.
Erlich J. und O. Elstein, Judendeutsches Kinderlied aus Böhmen.
Merkens H., Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes. V. Beitrag von J. Cornelissen. VI. Beitrag von A. de Cock. VII. Beitrag von L. Fränkel.
Sprenger R., Von der Hand, die aus dem Grabe herauswächst. Eine Umfrage. I. Beitrag von A. Haas. II. Sprenger macht auf die Verse in Schillers Tell III 3. 40 (1758) aufmerksam.
Treichel A., Sankt Andreas als Heiratsstifter. I.
Ehrlich J., Volksüberlieferungen deutscher Juden.
Kulke E., Judendeutsche Sprichwörter aus Mähren, Böhmen und Ungarn.
Treichel A., Lispelnde Schwestern. Eine Umfrage. XIII. Mittelmann A., Aus Ost-Galizien.
Heilig O., Mittel aus dem 16. Jahrhundert gegen Geilheit der Pferde.
Höfler M., Das Kleid. Eine Umfrage. I.
Sprenger R., Der Nobelskrug. Eine Umfrage. I.
Weiß C. Th., Volksmedizin.
Heilig O., Spielrufe. Eine Umfrage. I.
Ehrlich J., Judendeutsche Sprichwörter und Redensarten.
Mittelmann A., Zwei jüdische Hochzeitmelodien aus Galizien.
Heilig O., Segen aus Tauberbischofsheim.

Mitteilungen und Umfragen zur **bayerischen Volkskunde.**
2. Jahrgang (1896). Nr. 4. Spiegel K., Wie ich einmal Sagen erfuhr. Aufgeschrieben für angehende Sagensammler.
Freiherr Löffelholz von Colberg und C. Brenner, Aus unseren Sammlungen. (Sagen.)
3. Jahrgang. Nr. 1. Beyhl J., Wie das Volk den Frühling begrüßt. H.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. 1. Jahrgang. Nr. 1.
John A., Egerländer Festkalender. H.

Blätter für **Pommersche Volkskunde.** Jahrgang 5. Nr. 3 bis 8.
Haas A., Ein pommerscher Hexenprozeß aus dem Jahre 1676.
Knoop O., Neue Volkssagen aus Pommern.
Knoop O., Allerhand Scherz, Neckereien, Reime und Erzählungen über pommersche Orte und ihre Bewohner.
Renn, Wiegenlieder aus Treblin.
Volkstümliches aus der Tierwelt. (Mit Sprüchen.) — Neujahrsgebräuche. — Zum Diebsglauben in Pommern.

Brunk A., Volkslieder aus Pommern.

Karbe A., Volksmärchen aus Pommern. 2. Vogel Fenuß.

Haas A., Volkstümliche Tänze und Tanzlieder aus Pommern.

Vier Sagen von der Marienkirche zu Stargard. — Volkstümliches aus der Tier- und Pflanzenwelt. — Kleine Beiträge zu Volkshumor, Aberglauben, Namenkunde u. s. w. H.

Mitteilungen des Vereins für **sächsische Volkskunde.** Jahrgang 1897. Heft 1.

Mogk E., Die Bestrebungen auf dem Gebiete der Volkskunde in ihrer geschichtlichen Entwicklung. H.

Mitteilungen der **schlesischen** Gesellschaft für **Volkskunde.** Heft 4.

Nr. 1. Wendriner R., Das italienische Volkslied. Hübsche übersichtliche Charakteristik auf Grund der Sammlungen von Pitré. Mit vielen Proben.

Nr. 2. 3. Patschowsky W., Beiträge zur schlesischen Volkskunde aus dem Liebauer Thal.

Namenkunde und Mundartliches. Kinderlieder und Jahreslieder. Christkindelspiel. Gesellschaftslieder. Bauernregeln. Gespenster. Ortssagen. Bräuche. Weissagung. Zauber. Volksheilkunde. Hausbau (mit Abbildung und Plan). Volkstracht. H.

Schweizerisches Archiv für **Volkskunde.** 1. Jahrgang. Heft 2.

Ithen A., Volkstümliches aus dem Kanton Zug (Fortsetzung). S. 124 f. Über geistliche Volksschauspiele aus dem 15.—18. Jahrhundert.

Hoffmann Krayer E., Die Fastnachtsgebräuche in der Schweiz.

Keßler G., Sagen aus dem untern Teile des St. gallischen Fürstenlandes.

Zindel A., Volksgebräuche in Sargans und Umgebung. H.

Ethnologische Mitteilungen aus **Ungarn.** Band 5. Heft 5—10. Jahrgang 1896.

Thirring Waisbecker Irene, Zur Volkskunde der Hienzen. III. Mundartliches. 1. Sprichwörter. 2. Redensarten. 3. Eigentümliche Ausdrücke. 4. Nachtrag zum Geschichtlichen. Vgl. S. 243 (Z. Kurz), S. 244 (J. Hanvay).

Finaczy Weiß Josefine, Deutsche Volkslieder aus Ofen (Budapest).

Sigerus Emil, Sächsische Inschriften aus Möbeln und Geräten in Siebenbürgen.

Küffer W., Sprichwörter und Redensarten in Gründner Mundart. Aus Merény (Wagendrüssel).

Schön J., Volksglaube und Brauch der Juden in Ungarn. A. Das Kind. II. Heilmittel. III. Wiegenlied.

A. H., Legenden vom Kronprinzen Rudolf.

Zeitschriften für Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Zeitschrift für **Kulturgeschichte.**

Band 4. Heft 3. Günther S., Zur Kalenderkunde S. 145 (Schweizer Kalender seit 1446).

Otto Ed., Wehrverfassung einer kleinen deutschen Stadt im späteren Mittelalter S. 155 (der Name „König" von den Schützenkönigen stammend S. 162 Anmerkung 93).

Bömer A., Die deutschen Humanisten und das weibliche Geschlecht S. 177 (Frivolität in den Briefen der Dunkelmänner S. 176; Ulrich von Hutten S. 178 f.; Hermann von dem Busche S. 181; Reuchlin S. 183; Zasius S. 184; Aventin; Euricius Cordus S. 185; Wimpheling S. 186; Beatus Rhenanus S. 188; Alex.

Hegius S. 189; Rudolf von Langen; Murmellius S. 190; Erasmus S. 191; Rückblick S. 196).

Gerbing L., Ein Schloßinventar des 17. Jahrhunderts.

Moser Joh., Eine Sammlung Odenwälder Segen S. 213 („Beſprechen" im heſſiſchen Kreiſe Neuſtadt: intereſſante Zauberſprüche).

Mitteilungen und Notizen. Was iſt Kulturgeſchichte? S. 220. — IV. Hiſtorikertag. — Bibliotheca geographica germanica S. 222.

Beſprechungen. O. Willmann: Geſchichte des Idealismus (nach F. Erhardt katholiſche Tendenzſchrift); O. Doering: Beziehungen Phil. Hainhofers zu Philipp II. von Pommern (von Steinhauſen); A. Böe: Kulturbilder aus Deutſchlands Vergangenheit (derſelbe); W. Stahlberg: Die Humanität nach ihrem Weſen und ihrer Entwicklung (von demſelben gelobt); W. Bode: Kurze Geſchichte der Trinkſitten in Deutſchland (Steinhauſen).

Band 4. Heft 4—5. Grupp G., Anfänge der Geldwirtſchaft I.

Różycki H. von, Der Humanismus in Polen (Conrad Celtes in Polen S. 225; Laurentius Corvinus aus Neumarkt in Schleſien S. 156; Joh. Rhagius Aeſticampianus S. 256).

Burkhardt C. A. H., Beſchreibung der geleitlichen Annahme eines Fürſten an der thüringiſch-heſſiſchen Landesgrenze 1680.

Menne K., Die Schlacht am Birkenbaume. Freiligrath, J. Seeber S. 280 Anmerkung: Berichte über die Zukunftsſchlacht ſeit 1701 S. 283 f.; Erklärung aus urgermaniſcher Überlieferung (der Weltkampf in der Edda) S. 289; Der Kaiſer im Berge S. 293; Chamiſſo S. 294. 296; Erklärung aus Fata morgana S. 298.

Adam K., Kulturgeſchichtliche Streifzüge durch das Jahr 1848/49 (Venedey S. 301; K. Biedermann S. 303; Beſeler S. 305; Schwegler S. 307; Gagern S. 310; Köchly S. 311; E. M. Arndt S. 313; Wahl des Reichsverweſers S. 314 f.; Waldeck S. 319; Die Berliner gegen den Reichsverweſer S. 322; Oberſt von Griesheim S. 326; Die Grundrechte S. 329 f.; Freiligraths „Lied vom Tode" S. 333; Blums Hinrichtung S. 336; Sitz des Parlaments S. 338; Friedr. Wilhelm IV. an Arndt S. 341; Bismarck S. 342; Arndts Gedicht „Aus Frankfurt weg" S. 345).

Beſprechungen. Kretſchmer: Einleitung in die Geſchichte der griechiſchen Sprache (R. M. Meyer hebt die kulturgeſchichtlichen Reſultate hervor); H. Baas: Die geſchichtliche Entwicklung des ärztlichen Standes; Osborn: Die Teufellitteratur des 16. Jahrhunderts (F. Kauffmann findet das Biographiſche zu breit, die Quellenunterſuchung nicht ausreichend); Liebe: Das Kriegsweſen der Stadt Erfurt; Otto Weddigen: Weſtfalen (zum Teil von dem Prediger P. F. Weddigen, einem Freund Juſtus Möſers, verfaßte Aufſätze; am Schluß Sprachproben); Urkundenbuch zur Geſchichte des Geſchlechts von Oppen (eine Majeſtätsbeleidigung von 1606); Eug. Wolff: Gottſcheds Stellung in dem Bildungsleben Band I (Lob mit allerlei Ausſtellungen von H. St.); E. Koſchwitz: Franzöſiſche Volksſtimmungen 1570 bis 1571; K. Schöppe: Das alte Naumburg.

Heft 6. Pfeiffer E., Zwei vermeintliche Templerdenkmale.

Varges W., Ein ſozialer Aufſtand am Schluß des Mittelalters (1513 in Braunſchweig; Antitheſe des „gruppende wulffe" und „bequeme lemmer" S. 432).

Mähly J. nach Sieber L., Inventarium über die Hinterlaſſenſchaft des Erasmus (Geſchenkgeber S. 466 f. Anmerkung; der Siegelring S. 439, 28).

Sommerfeldt G., Juliane Sophie von Wiersbitzki (Witwe eines preußiſchen Generals; Briefe biographiſchen Inhalts).

Miscellen. Tille Ar., Die Feldkrankheit. Kerbholz; Liebe G., Einlagerkoſten.

Beſprechungen. J. von Falke: Aus alter und neuer Zeit, von G. St.; Riezler S.: Geſchichte der Hexenprozeſſe in Bayern; Ch. Fr. Rinck: Studienreiſe 1783/84, Mitteilungen von G. St.; Krieg und Sieg 1870/71. Teil II: Kultur-

geschichte von G. St.; Ph. Achelis: Moderne Völkerkunde (auch Forster, Chemnitzo, Voltaire, Rousseau, Buckle, Herder, Schiller erwähnt) von R. Petsch; R. Andree: Braunschweiger Volkskunde (am schwächsten der Abschnitt über Volksdichtung S. 469) von demselben.

1 Ergänzungsheft. Meier John, Der Hallische Studentenaufstand vom Jahre 1723 S. 1 (ein Kirchenlied parodiert; Abschiedslied der Studenten S. 13; Charakteristischer Brief Friedrich Wilhelms III. S. 15; Gedichte zu dem Tumult S. 19 f.; Ein Dialog S. 87; Berichte an die Minister S. 90 f.).

Schüddekopf C., Ein Scherzgedicht auf die Einweihung der Universität Halle (das von Herder erwähnte Gedicht von Canitz; besprochen S. 106 f.).

Band 5. Heft 1/2. Krones Fr., Aus den Jugendjahren Herrn Wilhelms von Slawata 1572—1604 (Studien in Padua S. 3 f.; Siena will nur einen deutschen Adeligen zum Rektor S. 12).

Meyer Rich. M., Zur Geschichte des Schenkens S. 18 (Kinderreim S. 20).

Köberlin Alfr., Reiserechnung und Gesandtschaftsbericht Leonhards von Egloffstein. (Aus dem Jahr 1499. Bamberger Humanist. Genaue Preisangaben.)

Rosenbaum R., Die Tirolerin in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. (Zur Tiroler Volkskunde S. 43 f.; Guarinoni, J. Möser S. 44. Die improvisierte Scene in Wilhelm Meister, Kapitel IX, S. 45; Jahrmarktsfest zu Plundersweilern S. 46; Die Tirolerin in der epischen Literatur: „Trutschele" S. 46 f.; ein Citat in Ossenfelders „Frauenzimmer Pantoffel" S. 52; W. von Thümmel S. 53; „Leben der schönen Österreicherin [Engelländerin, großmütigen Holländerin und dergleichen]" S. 53 Anmerkung; Wochenschrift „Die witzige Tyrolerin" S. 54; Lieder der Tyroler: Nicolai, Bürger; Tiroler Sänger: Arnim, der Firlifimini-Schulz, J. Rohrer S. 57 f.; L. Steub S. 60; Nachträge S. 61 Anmerkung.)

Khull Ferd., Beschreibung des Salzbergwerkes zu Aussee, von Leo Pronner. I. Teil. (Verfaßt 1595; der Autor ein Kleinkünstler aus Kärnten S. 63, Text S. 65 f.)

Roth F. W. E., Aus der Kulturgeschichte des Rheingaues. I. Teil. (Statistisches. Juristisches. Die Abtei Eberbach S. 97 f.; Abtei Johannisberg: Weinthümer S. 110.)

Mitteilungen und Notizen. Kulturgeschichte im Schulunterricht — Nachtrag an J. Burckhardt S. 115: Vergleich mit G. Freytag in der „Kunst der epischen Menschenschilderung"

Besprechungen S. 117: Rieder, Das österreichische Marschallamt im Mittelalter; Erichson, Das Collegium Wilhelmitanum (in Straßburg); Stammbaum von Caspar Hedio; Verteidigung des Gebrauchs der Muttersprache gegen Joh. Sturm; Studienordnung; Disputationsthemata. Richard M. Meyer

Historisches Jahrbuch. Band 18.

Schnürer G., Lamprechts Deutsche Geschichte.

Jostes F., Meister Johannes Nellach, ein Bibelübersetzer des 13. Jahrhunderts. (Gegen Walthers Aufsatz: Neue kirchliche Zeitschrift 7, 195.)

Kopp K. A., Petrus Paulus Vergerius der Ältere. Ein Beitrag zur Geschichte des beginnenden Humanismus.

Schmid A. von, Der geistige Entwicklungsgang Johann Adam Möhlers.

Knöller E. A., Wann erschien zum erstenmal der große Katechismus des seligen Petrus Canisius?

Lauchert Fr., Der Dominikaner Wigand Wirt und seine Streitschriften gegen Sebastian Brants. S. 773 f. Abdruck eines Carmens gegen Brant aus einer Sammelschrift vom Jahre 1503. S. 776 f. Analyse seiner zweiten Schrift: Dialogus apologeticus.

Duhr B., Der erste Jesuit auf deutschem Boden, insbesondere seine Wirksamkeit in Köln. Der Savoyarde P. Petrus Faber (Faure) in den Jahren 1540—1544. Beilagen.

Müller Anton, Zur Geschichte Jamnitzers. Briefe des Nürnberger Goldschmieds Wenzel Jamnitzer an die Äbtissin des Stifts Obermünster in Regensburg Wandula Schaumburg und deren Kaplan Jörg Straßer aus den Jahren 1745 und 1746.

Historische Zeitschrift. Neue Folge. Band 44.

Mirbt C., Ignatius von Loyola.

Zeumer K., Wilhelm Wattenbach †.

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der Historischen Zeitschrift.

Band 2. Gigas E., Samuel Pufendorfs Briefe an Christian Thomasius (1687—1693). Herausgegeben und erklärt.

Band 3. Sybel H. von, Vorträge und Abhandlungen. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. — Chronologisches Verzeichnis der von Sybel veröffentlichten Schriften. — Aus dem Inhalt: Zur Erinnerung an Jakob Grimm (1885). — Hans Daniel Hassenpflug (1893). — Aus den Berliner Märztagen 1843 (1889). — Gedächtnisrede auf Leopold von Ranke (1886). — Georg Waitz (1886). — Worte der Erinnerung an Julius Weizsäcker (1889). — Giesebrecht und Döllinger (1890). — Die Gründung und die ersten Unternehmungen der Historischen Kommission (1883). — Pariser Studien (1886).

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Neue Folge. Jahrgang 1. (Der ganzen Folge 7. Jahrgang.)

Vierteljahrsheft 4. Brandenburg E., Luther, Kursachsen und Magdeburg in den Jahren 1541 und 1542. Mit sechs ungedruckten Briefen Luthers (an Dr. Brück und an den Kurfürsten).

Witkowski G., Der historische Faust.

Jahrgang 2. Vierteljahrsheft 1. Wolf G., Das Augsburger Interim. Nach handschriftlichen Quellen.

Vierteljahrsheft 2. Clemen O., Über Leben und Schriften Johanns von Wesel. Kapitel I. Wesels Leben. II. Wesels Schriften.

Priebatsch F., Ein Empfehlungsbrief für Ulrich Zasius. Bürgermeister und Rat zu Constanz an Bürgermeister und Rat des Städtchens Buchhorn 3. August 1485.

Vierteljahrsheft 3. Hollaender A., Der Theologe Matthias Flacius Illyricus in Straßburg in den Jahren 1567—1573.

Monatsblätter 1897/98. Nr. 1/2.

Finke H., Erklärung.

Lamprecht K., Gegenerklärung.

Revue historique.

Tome soixante-quatrième. Pirenne H., Une polémique historique en Allemagne (Lamprecht).

Tome soixante-cinquième. Stern A., Charles Engelbert Oelsner. Notice biographique accompagnée de fragments de ses Mémoires relatifs à l'histoire de la Révolution française. Suite.

Blondel G., Le congrès des historiens allemands à Innsbruck et la science de l'histoire en Allemagne.

Hallesche Abhandlungen zur neueren Geschichte. Heft 34.

Schmidt H. G., Fabian von Dohna.

Geschichtsblätter des deutschen Hugenottenvereins. VI. Zehnt.

Heft 3 und 4. Märlt, Zur Geschichte der Waldensergemeinde Pinache in Württemberg.

Heft 5—7. Tollin H., Das Bürgerrecht der Hugenotten zu Frankfurt a. d. Oder.

Heft 8. Denkinger H., Die französisch-reformierte Kolonie zu Friedrichsdorf.

Heft 9. Brandes D., Die Hugenotten-Kolonie in Braunschweig.

Heft 10. Tollin H., Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland.

Mitteilungen aus dem **reichsgräflich Schaffgotschschen Archiv.** Heft 1.

Neutwig H., Geschichte des reichsgräflichen Theaters zu Warmbrunn. Mit einem Holzschnitt des Theaters nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers und fünf Rissen.

Bismarck-Jahrbuch. Band 4.

Briefe von Bismarck an die Redaktion der Kreuzzeitung, an Minister Dalwigk, an Minister Fr. Eulenberg, Minister v. d. Heydt, Edwin von Manteuffel, Regierungsrat Rudloff, Graf Stolberg, Graf St. Vallier, an König und Kaiser Wilhelm I.; an Bismarck von Andrássy, Pastor Becker, Minister Dalwigk, Max Duncker, Clément Duvernois, dem Minister Fr. Eulenburg, Leopold von Gerlach, Ludwig von Gerlach, Graf R. v. d. Goltz, Julius Hansen, Lassalle, H. Leo, Edwin von Manteuffel, Otto von Manteuffel, J. L. Motley, Leopold von Ranke, Rudloff Graf von Seckendorff, Graf Stolberg, Graf Thun, Uhden, B. von Unruh, von Viedom und Wagener.

Meyer R. M., Bismarck und die Dichtkunst.

Schwetschke, Bismarck und die Dichtkunst.

Geographische Zeitschrift. 3. Jahrgang

Heft 1. 3. 4. Hahn F., Der gegenwärtige Standpunkt der landeskundlichen Forschung in Deutschland und einigen Nachbargebieten. 1. Darstellungen des ganzen Gebietes. 2. Norddeutschland. 3. Mitteldeutschland. 4. Süddeutschland. 5. Österreich Ungarn.

Heft 9—11. Hantzsch V., Die deutschen Geographen der Renaissance. 1. Die Reisenden. 2. Die Kosmographen. 3. Die Kartographen.

Globus. Band 71. Nr. 1 und 2.

Teyner F., Sauerwein, ein neuer Mezzofanti.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Zeitschrift des **Aachener Geschichtsvereins.**

Band 18. 1896. Pauls E., Der Lousberg bei Aachen. I. Geschichtliches. II. Der Lousberg in Sage und Dichtung. a) Der Lousberg, der Wolf und die Pinie am Aachener Münster. Der Münsterbau in Aachen. b) Ludwig der Fromme im Lousberg; Gedichte über den Lousberg.

Bellesheim A., Der päpstliche Nuntius Bononi, Bischof von Vercelli, in Aachen im Jahre 1585.

Bellesheim A., Nachtrag zu Nr. 17, 252 ff. Namen einiger aus Aachen stammenden Studenten des deutschen Kollegs in Rom, welche in Steinhubers Geschichte des Kollegs übergangen wurden (16.—18. Jahrhundert).

Litteratur. Pauls E., Pick: Aus Aachens Vergangenheit. Nachträge. S. 377 ff. Zur Geschichte des Aachener Theaters.

Band 19. Festschrift aus Anlaß der Eröffnung des Bibliothekgebäudes der Stadt Aachen. Fromm E., Geschichte der Stadtbibliothek. Einleitung. I. Die Ratshandbibliothek im 17. und 18. Jahrhundert. II. Die Lantzenbergsche Schen-

lung III. Die Stadtbibliothek von ihrer Eröffnung (1831) bis zum Jahre 1889. IV. Die Verwaltung der Stadtbibliothek seit dem Jahre 1889.

Richel A., Astrologische Volksschriften der Aachener Stadtbibliothek.

Richel A., Zur Geschichte des Puppentheaters in Deutschland im 18. Jahrhundert. Zwei Anschlagzettel aus dem Jahre 1779.

Pauls E., Zur Geschichte des Roerdepartements in Aachen.

Bellesheim A., Beiträge zur Geschichte Aachens im 16. Jahrhundert. I. Die Stadt Aachen in den Nuntiaturberichten aus Deutschland im 16. Jahrhundert. II. Zwei ungedruckte Briefe des Nuntius Girolamo Aleandro. Aachen, 24. Oktober 1529.

Schmid M., Zur Geschichte der Familie von Trier. Glockengießerfamilie.

Brüning W., Aachen während der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege.

Bellesheim A., Der Prämonstratenserabt Simon Braunmann aus Aachen (1673—1747).

Brüning W., Das „Liedtlein" des Stadtbuches von Gangelt. Abdruck eines Liedes auf die religiösen Kämpfe in Gangelt aus dem Jahre 1612: „ein liedtlein, so ich von des blinden Jans von Birgden [Dorf bei Gangelt] erben bekommen und er selbst vielleicht gemacht hat."

Alemannia. Jahrgang 25.

Heft 1. Goetz A., Volkskunde von Siegelau im Amt Waldkirch in Baden nebst Mitteilungen aus Ottenheim bei Lahr und anderen Orten, nach dem Fragebogen zur badischen Volkskunde bearbeitet. Mit Abbildungen nach Aufnahmen von F. Pfaff. Auch Volkslieder, Kinderreime u. s. w.

Schneider J., Beiträge zur Geschichte Neckarsteinachs und der Landschaden von Steinach.

Weiß K. Th., Bäcker-Alphabet aus Tübingen. — Zunftgebrauch in Ettenheim.

Holder A., Bäuerlicher Sängerkrieg in Schwaben.

Heilig O., Doktor Fraßus (Nachtrag zu Alemannia 24, 156).

Bolte J., Zwei Bilderbogen aus der Reformationszeit. — Variarum nationum proprietates (Andreas Sutor, Latinum Chaos, Augsburg 1716, S. 113).

Beck P., Ein origineller Leichendichter. Michael Jung (geboren zu Saulgau 1806 und gestorben 1858 in Tettnang).

Argovia. Jahresschrift der historischen Gesellschaft des Kantons Aargau. Band 26. 1895.

Rüscheler A., Die Argauischen Gotteshäuser in den Dekanaten Hochdorf, Mellingen, Aarau und Willisau, Bistum Basel. 1. Dekanate Hochdorf und Mellingen.

Badische Neujahrsblätter, herausgegeben von der badischen historischen Kommission. 7. Blatt.

Wille J., Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert.

75. Neujahrsblatt, herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. **Basel.**

Huber A., Die Refugianten in Basel.

Zeitschrift des **Bergischen** Geschichtsvereins. 32. Band (Halbband), der neuen Folge 22. Band. Jahrgang 1896.

Mörath A., Beiträge zur Korrespondenz des Kurprinzen Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit dem Grafen Adam zu Schwarzenberg (1634—1640).

Breve Papsts Paul V. in betreff der religiösen Haltung des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, 1612, 22. Dezember.

Harleß W., Bericht über die Heimfahrt des Kurprinzen Georg Wilhelm von Braunschweig nebst Gemahlin nach Cleve im Juli und August 1616.

Wolter J., Chronologie des Theaters der Reichsstadt Köln. Regesten von 1553—1793 mit Berichtigung der Veröffentlichungen Ennens. Vorarbeit zu einer Geschichte des Kölner Theaters.

Pauls E., Kulturgeschichtliches. Fortsetzung. 5. Eine Geisterseherin in der Clever Gegend im Jahre 1682. 6. Jahres Küchenzettel des Sepulchrinessen Klosters zu Jülich. (Ende des 17. Jahrhunderts.) 7. Ein alchimistisches Geheimmittel gegen Krankheiten aller Art. (Erste Hälfte des 16. Jahrhunderts.) 8. Ein Todesurteil gegen ein Tier (1582).

Harleß W., Ein [lateinisches] Gedicht auf die Gründer des Kreuzbrüderklosters zu Düsseldorf. Nach einer Niederschrift aus dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich einer Kopie einer in den ersten Dezennien des 16. Jahrhunderts entstandenen Urschrift.

Schriften des Vereins für die Geschichte **Berlins.** Heft 33.

Holtze F., Ein Leichenbegängnis zu Berlin im Jahre 1588.

Bolte J., Andreas Tharäus: Klage der Gerste und des Flachses.

Brendicke H., Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Auf Grund der Sammlungen des † Oberpredigers C. Kollatz und des Kapn a. D. P. Adam bearbeitet.

Neujahrsblatt der litterarischen Gesellschaft in **Bern** auf das Jahr 1897.

Strickler J., Franz Rudolf von Weiß (1751—1818)

Neujahrsblatt, herausgegeben vom historischen Verein des Kantons **Bern** für 1897.

Mülinen W. F. von, Christoph von Graffenried, Landgraf von Carolina, Gründer von Neu-Bern. Zumeist nach Familienpapieren und Kopien seiner amtlichen Berichte.

Schriften des Vereins für Geschichte des **Bodensees** und seiner Umgebung. Heft 25. 1896.

Martin, Bruchstücke aus der Geschichte der Stadt Konstanz.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.**

Jahrgang 35. Nr. 3 und 4. Menčík F., Lieder aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. I. Lied von dem Rückzug Banniers von Prag im Jahre 1639. II. Lied über Olmütz im Jahre 1642. III. Ein Pamphlet aus dem Jahre 1636.

Nr. 4. Müller Rudolf, Kunstgeschichtliches aus dem Bezirke Aussig.

Wolkan R., Deutsche Volkslieder des 16. und 17. Jahrhunderts aus Böhmen. I. Das Mädchen und der Tod.

Horčička A., Eine Dorfschul-Prüfungsordnung aus dem Jahre 1786.

Jahrgang 36. Nr. 1. Klimesch J. W., Die Herren von Rosenberg und die Geschichtschreibung.

Urban M., Das Passionsspiel in der Stadt Plan. (Zwei Texte von 1766 und 1770.)

Horner E., Wilhelm von Mariano.

Mitteilungen des **nordböhmischen** Exkursionsklubs. 20. Jahrgang. Heft 1.

Kögler A., Aus Großmutters Munde. (Zum Aberglauben.)

Klapper Mirza, Gespenster. (Sagen.) H.

Bonner Jahrbücher. Heft 100. 1896.

Renard E., Die Bauten der Kurfürsten Joseph Clemens und Clemens August von Köln. Ein Beitrag zur Geschichte des Rococo in Deutschland.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen** Geschichte. Band 9. 2. Hälfte.

Schmoller G., Zum Andenken an Albert Naudé.

Schmoller G., Gedächtnisrede auf Heinrich von Sybel und Heinrich von Treitschke (vgl. Allgemeine Zeitung vom 2. und 4. Juli 1896).

Arnheim F., Sind die „Petits fragments des Mémoires du Roi de Prusse, écrits de sa main" ein Bruchstück der ersten Redaktion der „Histoire de mon temps" Friedrichs des Großen? Eine kritische Studie. Arnheim hat in Abschrift eine Schrift Friedrich des Großen „Petits fragments" ꝛc. aufgefunden, deren Original höchst wahrscheinlich in Petersburg ist und von der er nachweist, daß sie ein Bruchstück der ersten Redaktion des „Histoire de mon temps" sei und höchst wahrscheinlich, abgesehen von wenigen Abschnitten zu dem Vorwort gehöre, welches Friedrich am 21. Mai 1743 an Voltaire übersandte.

Stern A., Aus dem Briefwechsel des Fürsten Wittgenstein 1808, 1809. Vgl. Revue historique 60, 333—336.

Wachler Fr., Bericht des Grafen Beugnot, kaiserlichen Kommissars in Düsseldorf, an Savary, Herzog von Rovigo, über die allgemeine Stimmung in Preußen im Jahre 1811.

Bremisches Jahrbuch. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins. Band 17. 1895.

Iken J. Fr., Die niederdeutsche Sprache als Kirchensprache zu Bremen im 16. Jahrhundert.

Iken J. Fr., Die früheren Kirchen- und Schulvisitationen des Bremer Rats im Landgebiete. 16.—18. Jahrhundert.

Bippen W. von, Luthers Brief an Jacob Probst vom 10. Juli 1529.

Bippen W. von, Bericht des Bürgermeisters Dietrich Vasmer an den Rat aus Frankfurt, 24. Dezember 1545.

Bippen W. von, Bericht Daniels von Büren über die bremischen Vorgänge im Januar 1562.

Band 18. 1896. Bippen W. von, Heinrich Kreffting und das engere Bündnis der sechs korrespondierenden Hansestädte.

Lonke A., Niederdeutsche Handschriften der Stadtbibliothek zu Bremen.

Carinthia. Mitteilungen des Geschichtsvereins für **Kärnten.** Jahrgang 86. 1896.

Heft 1. Jakisch A. von, Der erste Plan zur Gründung eines Landesmuseums in Klagenfurt (1821).

Schüttelkopf B., Deutsche Volksrätsel aus Kärnten (Schluß). 3. Rechnungsrätsel. 4. Verschiedenes.

Heft 2. Hann F. G., Die Barockkanzel im Gurkerdome nach dem Gedankengehalt ihrer Bildwerke.

Waizer R., Schloßsagen von Liebenfels im Glanthale. — Die Sage von der bösen Kirche bei Gradenegg.

Heft 3—6. Khull F., Aus dem Tagebuche des Grafen Bartlmä Khevenhüller-Frankenberg. 1549—1562. I. Studienzeit und Familienverhältnisse. II. Reisen nach Rom und Neapel. III. Reise nach Jerusalem.

Heft 3. Schüttelkopf B., Hälterſegen. Aufgezeichnet in Zweinitz bei Weitensfeld, mittleres Gurkthal.

Heft 4. Schüttelkopf B., Aus den Tagen des „Ersamben Handtwerchs". Protokollbuch der Schuhmacher aus dem Salzburgischen Markt Huettenberg 1666—1746.

Franziszi F., Kärntner-Sagen. Aus dem Volksmunde mitgeteilt.

Heft 5. 6. Harm F. G., Beiträge zur neueren Kunstgeschichte des Gurker Domes nach archivalischen Aufzeichnungen im Archive des Domkapitels zu Gurk.

Khull F., Reste einer prosaischen Chronik Klagenfurts (über die Jahre 1511—1730).

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu **Eisenberg.** Heft 12.

Weise C., Der Orientalist Dr. Reinhold Rost (1822—1896) sein Leben und sein Streben. — S. 62 f. Ein Gedicht Rosts.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur **Elsaß-Lothringens**, herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs. Jahrgang 13.

Helmer P. A., Die Postverbindung zwischen Barr und Straßburg in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Walter Th., Niedermagstatt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Ortschaften im Sundgau.

Kassel, Die Adelsverhältnisse zu Jugweiler im 16.—18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des elsässischen Adels.

Schöll Th., Pfeffel und Sarasin. Auf Grund von 63 unveröffentlichten Briefen Sarasins an Pfeffel, aus dem Jahre 1784. I. Entstehung des Freundschaftsbundes. II. Cagliostro. III. Therese Paradis und Ramond de Carbonnière. IV. Kolmarer Lesezirkel und Helvetische Gesellschaft. Gegenseitige Dienstleistungen. V. Das Ende des Jahres 1784. VI. Anhang. Sieben Briefe Sarasins aus den Jahren 1800—1802.

Bolte J., Unbekannte Gedichte von Moscherosch. I. Warhafftige Relation Von Arcetusa und Mansarius, Auff die weise: Coridon der gieng betrübet. Vermutlich aus den Jahren 1645—1646. II. Melanders Abscheid vnd Philanders Glückwünschung in Straßburg den 19. Jenner 1652. An Melchior Erhard, geboren 1607 oder bald danach zu Augsburg, gestorben ebendort am 30. Dezember 1661. Die Dichtung Moscheroschs erweckt nach verschiedenen Seiten hin Interesse. Der Biograph des Dichters erfährt hieraus von einem vor 1630 fallenden Aufenthalt in Tübingen und von seinen Beziehungen zu schwäbischen Gelehrten wie Andreas Lanius, Zeiller, Henisch, Wieland. Für Moscheroschs lebendigen Patriotismus und treue Heimatsliebe legt seine Klage über die auch nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges fortdauernden Unruhen im Elsaß und über die Verwüstung seines Geburtsortes Wilstät ein neues Zeugnis ab; und zugleich auch das warme Gefühl, das aus der Klage um den scheidenden Augsburger Freund spricht, die anmutige Vergegenwärtigung der Winterreise über den Knebis und die zierliche Mischung antikisierender Mythologie und alemannischer Mundart der Verlein weit über die große Masse der gleichzeitigen Gelegenheitspoeme." III. Zu Moscheroschs Köpfkram (Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 79—84). Das Sprichbild dafür ist der Meister Lustucru im Recueil des plus illustres proverbes des Pariser Stechers Jacques Laquiet 1657. Drei verwandte deutsche Flugblätter werden abgedruckt: A. Weiberhaupt Arzt. B Unartigen Weiber Haupt Schul. C. Ein New auffgethanener Köpffkram.

Faber C. W., Zur Judensprache im Elsaß. Wörterverzeichnis.

Menges H., Das Suffix — i in der Mundart von Rufach.

Martin E., Beiträge zur elsässischen Philologie. I. Daniel Martin ein französischer Schriftsteller in Straßburg, geboren um 1594 in Sedan, gestorben 1687. Seine Schriften sind eine Fundgrube für das Wörterbuch der elsässischen Mundarten. — II. Isaac Habrecht. Verfaßte eine Anleitung zur leichteren Erlernung der fremden Sprachen, die in 2 Ausgaben von 1624 und von 1629 vorliegt. — III. Volks- und Modebücher zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Drei Bücherverzeichnisse. — IV. Stammbuch mit Einträgen von Friederike und Sophie Brion. — V. Wilhelm Scherer.

B. und R., Die Tracht von Mietesheim.

Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu **Emden.** Band 12. Heft 1 und 2.

Sundermann Fr., Die Oſtfrieſen auf Univerſitäten. Zweiter Beitrag. Roſtock 1419—1694.

de Vries J. Fr., Der Vater des David Fabricius.

de Vries J. Fr., Schreiben des Landsknechts Hans Bloemhoff aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges an Bürgermeiſter und Rat der Stadt Emden

Beſoldungsklage eines Predigers in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Mitteilungen des Vereins für die Geſchichte und Altertumskunde von **Erfurt.** Heft 18. 1896.

Zichieſche P., Der Erfurter Waidbau und Waidhandel, ein kulturgeſchichtliches Bild aus der Vergangenheit. In den Beilagen alte Ordnungen der Waidläufer.

Martens C., Die Erfurter evangeliſchen deutſchen Meſſen 1525—1543.

Abdruck der älteſten erhaltenen Erfurter Gottesdienſtordnung („Kirchenampt") vom Jahre 1525 mit den Abweichungen ſpäterer Ordnungen.

Oergel G., Die Bursa pauperum zu Erfurt. Abdruck einer Urkunde aus dem Jahre 1418 De Fundatione Bursae pauperum.

Erzgebirgs-Zeitung. 18. Jahrgang. Heft 2.

Hahn J., Sagen aus Schlaggenwald und Umgebung.

Heft 4 und 5. John A., Egerländer Rockenſtubenlieder.

Krauß J., Ein Weihnachtsſpiel aus dem Erzgebirge.

Krauß J., Kinderſprüche aus dem Erzgebirge.

Ankert H., Erzgebirgiſche Baſtlöſereime. H.

Jahrbuch des Hiſtoriſchen Vereins des Kantons **Glarus.** Heft 32.

Müller, Oberſt Caſpar Gallati (1535—1619).

Zeitſchrift des **Harz-Vereins** für Geſchichte und Altertumskunde. Jahrgang 30.

Jacobs E., Die Wiederherſtellung des evangeliſchen Kirchenweſens im Erzſtift Magdeburg und im Hochſtift Halberſtadt durch König Guſtav Adolf von Schweden im Jahre 1632.

Müller C., Nordhäuſer Schulverhältniſſe an der Hand der Schulordnungen von 1583, 1640 und 1658 mit beſonderer Berückſichtigung der von 1658.

Moſer J., Thomas Bocke, der erſte evangeliſche Paſtor zu Dietersdorf.

Neue Heidelberger Jahrbücher. Jahrgang 7. Heft 1.

Hausrath Ch., Philipp Melanchthon.

Du Moulin Eckart R. Graf, Treitſchke und das Elaß. Vortrag.

Arnſperger W., Leſſings Beſchäftigung mit der Leibniziſchen Philoſophie.

Waldberg M. Freiherr von, Briefe von Jakob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und Joſeph von Laßberg an F. J. Mone. Vorerſt kommen 17 Briefe Jacob Grimms (aus den Jahren 1817—1841) zum Abdruck, an denen neben zahlreichen wertvollen Ausſprüchen die große Aufrichtigkeit hervorzuheben iſt, mit der er ſich über die Grenzen von Mones Begabung und die Mängel von deſſen Methode ausſpricht.

Heſſenland. X, 20.

W. G., Zwei Briefe von Jakob und Wilhelm Grimm.

Archiv für vaterländiſche Geſchichte und Topographie. Herausgegeben von dem Geſchichtsvereine für **Kärnten.** Jahrgang 18.

Wichner J., Verzeichnis der zu Admont ſeit 1708 ſtudierenden Kärntner.

Khull F., Die Reimchronik von Klagenfurt. Die Chronik des ſogenannten Paul Kepitz. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts

Festschrift zum hundertjährigen Geburtstage Gottliebs Freiherrn von Ankershofen und zur fünfzigjährigen Jubelfeier 1896 des Geschichtsvereins für **Kärnten.**

Jaksch A. von, Der Geschichtsverein 1844—1894.

Hann F. G., Über Gottlieb Freiherrn von Ankershofen und über Zweck und Aufgaben des Geschichtsvereins.

Mitteilungen der Gesellschaft für **Kieler** Stadtgeschichte. Heft 14 und 15.

Reuter Chr., Das Kieler Erbebuch (1411—1604).

Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von **Köln.** Heft 28.

Hansen J., Arnold Mercator und die wiederentdeckten Kölner Stadtpläne von 1571 und 1642.

Sitzungsberichte der **kurländischen** Gesellschaft für Litteratur und Kunst und Jahresbericht des kurländischen Provinzialmuseums aus dem Jahre 1896.

Diederichs H., Das herzogliche Archiv in Mitau.

Seraphim A., David Gergles Bericht über das Kirchenwesen im Grobinschen Kreise ... an Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg, Administrator von Preußen, den 20. Juli 1587.

Otto G., Die ältesten Kirchenvisitationsrecesse des Selburgschen und Dünaburgschen Distrikts vom Jahre 1596.

Otto G., Die Balten auf der Universität Rostock. Aus der Matrikel der Universität Rostock ausgezogen. 1611—1694.

Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums **Lauenburg.** Band 5. Heft 2.

Scheffel war C. Welckers Sekretär während seines Aufenthaltes in Ratzeburg. Vielleicht rührt ein handschriftlich erhaltenes Gedicht aus dem Jahre 1848 über eine Rede Welckers in der Ständeversammlung („Als sich Deutschland machte frey Von des Erbfeinds Tyrannen") von Scheffel her.

Neues Lausitzisches Magazin.

Band 72. Heft 2. 1896. Bohnstedt und Schmidt, Mitteilungen über die in der Ratsbibliothek zu Löbau i. S. befindlichen Chroniken.

Hiltmann H., Die Meffersdorfer Recepte von 1526.

Band 73. Heft 1. Helbig J., Regesten zur Geschichte des Lehenadels der Herrschaften Friedland und Seidenberg.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land **Magdeburg.**

31. Jahrgang 1896. 2. Heft und 33. Jahrgang. 1. Heft. Wittich K., Aus den ungedruckten Papieren des Administrators Christian Wilhelm (17. Jahrhundert).

31. Jahrgang 1896. 2. Heft. Dittmar M., Die „Amtsordnung" des Administrators Joachim Friedrich vom Jahre 1595.

Kawerau W., Magister Kindleben. Ein Sittenbild aus dem 18 Jahrhundert. Im Anschluß an Burdachs Neudruck der Studentenlieder von 1781 und in Ergänzung der Einleitung dazu entwirft Kawerau eine Skizze von Kindlebens Biographie und analysiert mehrere der weniger bekannten Werke dieses verkommenen Litteraten, insbesondere den Roman: „Leben und Abenteuer des Küsters zu Kummersdorf Wilibald Schluterius" (1779).

Sitzungsberichte. 13. Februar 1896 Setzepfandt, Über die Aufnahme der vertriebenen Salzburger in Magdeburg und anderen Städten in der Umgegend. — 12. März und 16. April 1896. Schumann, Über Hexenglauben im 16. Jahrhundert und Fausts Höllenzwang.

32. Jahrgang. Heft 1. Kawerau W., Das Magdeburger Spiel vom reichen Mann und armen Lazarus. Überblick über die Lazarusdramen des 16 Jahr-

hunderts. Analyse und Würdigung des Magdeburger Spiels von Joachim Lonemann (1590 durch Georg Rollenhagen gedruckt).

Zeitschrift des Vereins für die Geschichte **Mährens** und **Schlesiens.** 1. Jahrgang.

Loserth J., Bilder aus der Reformationszeit in Mähren. 1. Dr. Martin Göschl, Propst des Frauenstiftes Kanitz. 2. Oswald Glayt.

Krones F. von, Bertha (Perchta) von Liechtenstein, geborene Rosenberg († 1476), und die Sage von der „weißen Frau" zu Neuhaus, Teltsch u. s. w. Studie.

Soffé E., Das Raigerner Liederbuch. Handschrift: Cantilenae diversae pro Distractione Animi adhibendae 1745 begonnen, 15 deutsche und 8 lateinische Lieder, von denen 3—4 höchstens bis ans Ende des 17. Jahrhunderts zurückreichen, die anderen jünger sind. Darunter eine Art Patriarchade in Alexandrinern; zwei volkstümliche Lieder: „Gesang der Wachtel auf dem Felde" und „Schäffer-Gesang"; zwei saftige Spottlieder auf Luther, eine Variation des Canapéliedes und mehrere historische Lieder.

Janetschek Cl., Das Augustinerstift St. Thomas in Brünn während des dreißigjährigen Krieges. Abschnitt aus einer umfangreichen Arbeit über die Geschichte des Augustinerordens in Mähren.

***, Zur Geschichte der Stadt Znaim während der Gegenreformation. (Nach den gleichzeitigen Znaimer Stadtbüchern.)

Schram W., Neue urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Brünn. Auszüge aus den Stadtrechnungen 1550—1699.

Loserth J., Die litterarischen Widersacher des Hus in Mähren. Mit zwei noch ungedruckten Briefen Stephans von Dolein. 1. Stephan von Dolein.

Stoklaska O. H., Deutsche Dichterinnen aus Mähren.

Kux J., Die „Königs- und Marschallsgehänge" der Littauer Schützengesellschaft. Einige mit gereimten Inschriften.

Mannheimer Altertumsverein. 1897.

Baumann A., Zur Geschichte Mannheims und der Pfalz. Pläne und Bilder aus der Sammlung des Mannheimer Altertums-Vereins.

Mansfelder Blätter. Jahrgang 11.

Größler H., Die Karten der Grafschaft Mansfeld.

Größler H., Die ältesten Abbildungen der Stadt Eisleben.

Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld. Beiträge zur Reformationsgeschichte.

Thonemann C., Gräfin Agnes von Mansfeld, die „schöne Mansfelderin".

Größler H., Hausinschriften in Lodersleben bei Querfurt. 1738. 1764

Könnecke, Ein Brief (nebst Zeitungsauszug) des Pfarrers Johann Aurifaber an die Gräfin Barbara von Mansfeld. 1569.

Größler H., Siebente Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und deren nächster Umgebung. I. Sagen. II. Sitten, Brauch und Aberglaube A. Bolzenessen. B. Sitten, Bräuche und abergläubische Vorstellungen aus Tanckerode (O. Schröder). III. Auszählreime, Kinderlieder und Spiele.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt **Meißen.** 4. Band. 3. Heft.

Markus P., Meißen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. 3. Aus der Zeit von 1633 bis zu der Katastrophe von 1637. Meißens Zustand nach dem schwedischen Brande von 1637.

Schmidt O. E., Kaiser Joseph II. in Meißen. Nachtrag (Auszüge aus Josephs Reisejournalen).

Leicht A., Ein Antwortschreiben des Superintendenten Nymann an das Domkapitel zu Meißen 1637.

Lebensläufe verdienter Meißner. 7. Weinhold A., Wilhelm Adolf Becker geboren am 16. August 1796 in Dresden, gestorben zu Meißen am 30. September 1846. Beilagen: I. Zeugnis Gottfried Hermanns, 13. November 1821. — II. Litterarische Arbeiten Beckers. — III. Verzeichnis der Vorlesungen W. A. Beckers.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für **mekklenburgische** Geschichte und Altertumskunde. Jahrgang 23.

Hofmeister A., Die mecklenburgischen Mitglieder der „Fruchtbringenden Gesellschaft".

Annalen des historischen Vereins für den **Niederrhein**, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln.

Heft 60. 2. Abteilung 1896. Bone E., Register zu den Annalen. Heft 41—59.

Heft 62. 1896. Hüffer H., Die Gemäldesammlung der Brüder Boisserée im Jahre 1810. Auf Grund eines alten Verzeichnisses.

Hüffer H., Sechs Briefe des Freiherrn Joseph von Laßberg an Sulpiz Boisserée. 1. 1820. 2. 1821. 3. 1825. 4. 1825. 5. 1826. 6. 1827.

Esser J., Das Dorf Kreuzau. Auch Geschichte der Kirche, Verzeichnis der Pfarrer ꝛc. Unter den Beilagen Nr. 37: Aus den Visitationsprotokollen des Dekanats Zülpich 1698. — Nr. 39. Vor 1700. Aus dem Testament des Pfarrers Martin Heister in Kreuzau.

Roth F. W. E., Handschriften zu Darmstadt aus Köln und der alten Erzdiözese Köln.

Roth F. W. E., Johannes Curvello O. S. B. Ein vergessener Humanist des 16. Jahrhunderts. Stammte aus Enskirchen in Rheinpreußen, legte Profeß in der Abtei Johannisberg im Rheingau ab, wirkte dort 1505 bereits als Dichter, 1513 war er noch am Leben. Seine Arbeiten blieben ungedruckt.

Beiheft I. Tille A., Übersicht über den Inhalt der kleineren Archive der Rheinprovinz. I. Die Kreise Köln Land, Neuß, Krefeld Stadt und Land, S. Goar. Herausgegeben von der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde.

Beiträge zur Geschichte des **Niederrheins.** Jahrbuch des **Düsseldorfer** Geschichtsvereins. Band 11.

Haffencamp R., Karl Immermann. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag.

Schaarschmidt F., Fürstliche Bildnisse in der Gemäldesammlung der Königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf.

de Loe, Paulus Maria, Ord. Praed. Reformationsversuche im Dominikanerkloster zu Wesel in den Jahren 1460—1471.

Redlich C., Französische Vermittlungspolitik am Niederrhein im Anfang des 16. Jahrhunderts.

Pauls E., Tauf- und Heiratsurkunden mehrerer dem Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelm nahestehender Persönlichkeiten (1697—1716).

Zeitschrift des Historischen Vereins für **Niedersachsen.** Jahrgang 1897.

Uhlhorn G., Herzog Ernst der Bekenner. Vortrag.

Jürgens C., Die Quellen der stadthannoverischen Geschichte. (Fortsetzung.)

Jürgens C., Die ältere Geschichte Hannovers

Verhandlungen des historischen Vereins der **Oberpfalz** und **Regensburgs.**

Band 48. 1896. Binder G., Geschichte der bayerischen Birgittenklöster. I. Kloster Gnadenberg in der Oberpfalz. II. Kloster Maihingen im Ries. III. Kloster Altomünster in Oberbayern.

Nekrologe Dr. Ferdinand Janner [geboren 4. Februar 1836 zu Hirschau † 1895, 1 November, Kirchen und Kunsthistoriker Will E., Joseph

Mayer, F. Thurn und Taxisscher Kollegialdirektor. — Dglr. A., Joh. Bapt. Hofweber, Pfarrer in Pilsting. † 7. Dezember 1895. — Haberl Fr. X., Joseph Renner, Musikdirektor. † 11. August 1895.

Band 49. Will C., Verzeichnis der Schriften des Fürsten-Primas Carl von Dalberg.

Zeitschrift für die Geschichte des **Oberrheins.** Neue Folge. Band 12.

Bossert G., Die Reformation in Kürnbach bei Eppingen.

Dehio, Versuch einer neuen Erklärung des Namens Straßburg (die Neustadt an der via strata).

Ludwig Th., Ein wieder aufgefundener Band der Mainzer Erzstiftschronik des Grafen Wilhelm Werner von Zimmern.

Funck H., J. C. Lavaters Aufzeichnungen über seinen ersten Aufenthalt in Karlsruhe im Jahre 1774. Ergänzung der Mitteilungen Georg Geßners aus Lavaters Tagebuch.

Marckwald E., Elsässische Geschichtslitteratur der Jahre 1894 und 1895.

Kalkoff P., Jakob Wimpfeling und die Erhaltung der katholischen Kirche in Schlettstadt.

Albers B., Pistorius und Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach. (Nach Briefen von Pistorius im Vatikanischen Geheimarchiv.) Beilagen.

Schriften des **Oldenburger** Landesvereins für Altertumskunde und Landesgeschichte. Heft 9.

Bröring J., Das Saterland. Eine Darstellung von Land, Leben, Leuten in Wort und Bild. 1. Teil.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde in **Osnabrück.** 21. Band. 1896.

Meurer H., Franz Wilhelm, Bischof von Osnabrück. (Schluß.) 17. Jahrhundert.

Mitteilungen des Instituts für **österreichische Geschichtsforschung.** Band 18.

Fester R., Bossuet und Kaiser Josef I. Johann Hieronymus Imhof, Bamberg. Geheimrat und Pfleger zu Vilseck (1624—1705) soll für den Unterricht Josefs I. Bossuets Discours sur l'histoire universelle übersetzt haben. Die Übersetzung ist bisher noch nicht nachgewiesen.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des **Protestantismus** in **Österreich.** Jahrgang 18.

Loesche G., Zu Melanthons vierter Säkularfeier. Melanthons Beziehungen zu Österreich-Ungarn. Akademische Festrede.

Bibl V., Melanthon und Nidbruck. Aus den Handschriften 9737 i und k der k. k. Hofbibliothek in Wien. 11 Briefe aus den Jahren 1553—1556.

Menčik F., Caspar Nydbrucks Verhältnis zu den Calixtinern in Böhmen.

Buchwald G., Beiträge zur Kenntnis der evangelischen Geistlichen und Lehrer Österreichs aus den Wittenberger Ordinirtenbüchern seit dem Jahre 1573. (Fortsetzung.) 1587 Nr. 282 — 1589 Nr. 382.

Becker H., Böhmische Pastoren, in Anhalt ordiniert 1583—1609. (Schluß.) Anlagen.

Unger Th., Über eine Wiedertäufer-Handschrift des 17. Jahrhunderts. Die Täufer-Lieder nach Ländern geordnet. (Fortsetzung.)

Schmidt A., Das Evangelium in Trautenau und Umgebung.

Skalsky G. A., Zur Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Österreich. (Bis zum Toleranzpatent.) Mit Benutzung handschriftlicher Quellen.

Frank G., Die im Auftrage der Staatsbehörde verfaßten Religionslehrbücher der evangelischen Kirche A. C. in der Toleranzzeit. Auf Grund der Akten des k. k. evangelischen Oberkirchenrates.

Bibl V., Der Briefwechsel zwischen Flacius und Nidbruck. Aus den Handschriften 9737 h, i und k der k. k. Hofbibliothek in Wien. Nr. 9—22. 1554.

Blätter des Vereins für Landeskunde in **Niederösterreich.** Neue Folge Jahrgang 31.

Nr. 1—4. Frieß G. E., Der Aufstand der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 16. Jahrhunderts.

Nr. 5 und 6. Dachler A., Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung.

55. **Jahresbericht** des Museums Francisco-Carolinum **(Österreich ob der Enns).**

Nicoladoni, Dr. Adolf Dürrnberger, geboren am 4. Juni 1838, gestorben am 26. Oktober 1896.

Czerny A., Der Einfall des von Kaiser Rudolf II. in Passau angeworbenen Kriegsvolkes in Oberösterreich und Böhmen (1610—1611). Von Franz Kurz. III. Teil. Beilagen.

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz **Posen.**

Jahrgang 11. Heft 3 und 4. 1896. Zechlin H., Die Schlacht bei Fraustadt. Eine militärgeschichtliche Studie. (Schluß.) IV. Thätigkeit der von König August II. eingesetzten Untersuchungskommission. Unter den Anlagen Nr. XII. S. 261: Das Schwedische Sieges-Lied oder der von dem Königl. Schwedischen General Rheinschild bey Reigersdorf in Groß-Pohlen gegen die Sachsen und Russen den 12. Februar 1706 umb Mittag befochtene Sieg. In zwey neuen Liedern vorgestellet. a) Der Nordische Herkules („Auf! lustig erschallet ihr Pauken, Trompeten") b) Der Siegende Norden-Löw („Sa! Sa! Sa! ihr Schweden Brüder"). Nr. XIII. S. 266. „Comoedia, so von der Sächsischen Niederlage bey Frauenstadt in Breßlau ist gespielet worden." Prosa.

Beheim Schwarzbach M., Geschichte der Stadt Filehne und ihres Gebietes. Vortrag.

Prümers R., Eine Simultan-Bürgerschule in südpreußischer Zeit

Prümers R., Ein Brief [von Johann Christian von Engel an Gedicke, Wien, 22. September 1802] über Samuel Linde.

Tietz P., Der letzte Stadtmusikus von Birnbaum Johann Gottlieb Hoene 1796—1846.

Sitzungsberichte. 12. Mai 1896. Prümers R., Über Posener Zeitungswesen und Zeitungsberichte aus dem Jahre 1794. Ankündigung einer neuen Südpreußischen Zeitung 1794. Reproduktion der ersten Nummer vom 2. August 1794.

Jahrgang 12. Heft 1—2. Kohte J., Geschichte des protestantischen Kirchenbaues in der Provinz Posen.

Prümers R., Eine Lissaer Kollektenreise. Reisebeschreibung des Pastors der reformierten deutschen Gemeinde in Lissa, abgefaßt 1709.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge.

33. Band. 1896. Heft 5 und 6. Conrad G., Über die Entstehung des evangelischen Kirchspiels Mühlhausen (Kreis Preußisch Holland) mit historisch topographischen Nachrichten über seine ehemaligen und jetzigen Bestandteile

Töppen M., Kleine chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte Preußens im 16. Jahrhundert.

Band 34. Heft 1—5. Freytag H., Zur Geschichte des Latermannschen Streites. Abdruck des von D. Johann Behm angeschlagenen Programmes (Königsberg, 23. September 1647).

Treichel A., Von der Pielchen oder Bellrafel (einem deutschen Spiele).

Liebenthal R., Kantischer Geist in unserm neuen bürgerlichen Recht. Tischrede.

Teyner F., Christian Donalitius. I. Quellen. A. Handschriften bereits gedruckter Werke von Donalitius. B. Quellen seiner Lebensgeschichte. C. Akten zu Tolminkemen. II. Zeitangaben. III Separationsstreit. IV. Aktenstücke des Donalitius.

Arnold E., Beiträge zu dem Material der Geschichte von Kants Leben und Schriftstellerthätigkeit in Bezug auf seine „Religionslehre" und seinen Konflikt mit der Preußischen Regierung. 1. Wer erteilte das Imprimatur für Kants „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft?" — 2. Das Manuskript der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft."

Beilageheft zum 33. Band. Altpreußische Bibliographie für 1895, nebst Ergänzungen zu früheren Jahren.

Aus vergangenen Tagen des **Reußenlandes** und der Stadt **Schleiz.**

Böhme W., Durchzug der Salzburger Emigranten durch das Reußenland. 1732 und 1733.

Schmidt B., Aufzeichnungen des Fürsten Heinrich XLII. Reuß-Schleiz über den Aufenthalt Napoleons in Schleiz und die Durchzüge der großen Armee. 1806—1810.

Neues Archiv für **sächsische** Geschichte und Altertumskunde. Band 18.

Geß F., Die Anfänge der Reformation in Schneeberg.

Richter A., Die „Raserey bey den Poeten" in Leipzig 1724 und Gottscheds „Deutscher Persius". Ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Lebens in Leipzig im 18. Jahrhundert. Datierung und Analyse von Picanders „Nouvellen", einer poetischen Nachahmung der damaligen Leipziger Zeitung, und der übrigen ähnlichen Versuche. Macht auf eine bisher übersehene Quelle zu Henricis Biographie aufmerksam: Gerckens Historie der Stadt- und Bergvestung Stolpen 1746.

Schmidt L, Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern. 1. Altzelle.

Bauch G., Wittenberg und die Scholastik.

Schmidt O. E., Die Katzenhäuser. Ein Beitrag zur Geschichte des siebenjährigen Krieges. (Vgl. Minna von Barnhelm I, 12.)

Neujahrsblätter. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz **Sachsen.** 21.

Jacobs E., Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch mit besonderer Beziehung auf die thüringisch-sächsische Provinz.

Schriften des Vereins für **Sachsen-Meiningische** Geschichte und Landeskunde. Heft 23.

Trinks, Die Kriegsereignisse bei Saalfeld im Jahre 1640 nach den Aufzeichnungen des Jan Hektor von Sturnbrich.

Trinks Fr., Das Testament der Margarethe von Grefendorf in Saalfeld vom 14. Juni 1589. Als Nachtrag zu den Saalfelder Stiftungen und Vermächtnissen mitgeteilt.

Human A., Carl Joseph Meyer und das Bibliographische Institut von Hildburghausen-Leipzig. Eine kulturhistorische Studie.

Human A., Johann Peter Uz und dessen Freundschaftsverhältnis mit Hofadvokat Rat Johann Peter Grötzner zum Römhild.

Human A., Hofrat Dr. med. Gottlieb Jacob.

Heft 24. Human A., Weltreise Johann Caspar Röhrings von Birkenfeld bei Hildburghausen in den Jahren 1768—1776.

Heft 25. Liebermann B., Geschichtliches aus Judenbach. Studien und Bilder aus Thüringen.

Mitteilungen der Gesellschaft für **Salzburger** Landeskunde. 36. Vereinsjahr.

Lehner T., P. Simon Rettenbacher, salzburgischer Rat.

Pirckmayer Fr., Graf Tilly an den Fürsten-Erzbischof Paris (16. August 1630). Des Erzbischofs Antwort vom 23. August 1630.

Wagner H. F., Archivalische Beiträge zur Geschichte des Salzburgischen Schulwesens (16.—19. Jahrhundert).

Pirckmayer F., Hochzeitladung (1599).

Wichner J., Das Benediktinerstift Admont in seinen Beziehungen zum Erzstifte und Lande Salzburg. Fortsetzung und Schluß. S. 197 Über alte Salzburger Drucke aus den Jahren 1550—1554. — S. 240 Stift Admont in seinen Beziehungen zu den Salzburger Unterrichtsanstalten.

Pirckmayer Fr., „Neue" Malefiz-Ordnung für die Stadt Salzburg (1664).

Pirckmayer Fr., Verbotene Fastnachtspiele (Hoffgerichts-Befelch). 17. Februar 1730.

Engl J. E., Die Familie Engl in Salzburg. Ein Salzburger Lebens und Sittenbild aus vergangener Zeit.

Hanthaler W., Cardinal Matthäus Lang und die religiös sociale Bewegung seiner Zeit. Zumeist nach Salzburger Archivalien. II. Teil. Vom Religionsmandat des 22. Juli 1523 bis zur Publikation der Beschlüsse des Regensburger Konventes (September bis Oktober 1524).

Nekrologe: Dr. Carl Marquard Sauer (1827—1896).

Neujahrsblatt des historisch antiquarischen Vereins und des Kunstvereins in **Schaffhausen** für 1897.

Meyenburg-Rausch F. A. von, Lebenserinnerungen (1785—1859). II. Hälfte.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum **Schlesiens.** Band 31.

Geiger L., Briefe C. F. Mansos an K. A. Böttiger. 35 meist sehr inhaltsreiche Briefe aus den Jahren 1795 bis 1825. Vieles über die Breslauer Universität. Neben vielem Litterarischen manches Politische. S. 45 Anmerkung: Über die „Bibliothek der redenden und bildenden Künste" (Leipzig, 1806—1811). — S. 49 Anmerkung: Über Chr. A. Wolke. — S. 61 Anmerkung: Über die Turnhändel von 1818/19.

Zeitschrift der Gesellschaft für **Schleswig-Holstein-Lauenburgische** Geschichte. Band 26.

Posselt, Christoph Genisch von Breitenaus Leben und Thätigkeit mit den über die Einverleibung des Herzogtums Schleswig im Jahre 1721 erstatteten Gutachten.

Beck R., M. Christian Taums Beziehungen zu den gelehrten Kreisen Schleswig Holsteins während der zweiten Hälfte des 17 Jahrhunderts. I Erste Anknüpfung mit dem Norden. Marquard, Gude, Friedrich Helm. II. Die Universität Kiel. Jodocus Laurentius Boe. Taums Kieler Professur. III. Die Briefe Peter Axens an Christian Taum. I.—V. Beilage. Martin Fogelius an Taum, 27. Juni 1674.

Hille G., Zur Geschichte des Herzoglich Gottorpschen Archivs auf Gottorp.

Boor A. de, Zur Geschichte der Großfürstlichen Archive in Holstein.

Wetzel A., Schleswig-Holsteiner auf der Universität Padua.

Zeitschrift des Historischen Vereins für **Schwaben** und **Neuburg.** Jahrgang 23. 1896.

Buff A., Die Anfänge der Stuccaturkunst in Augsburg bis in das 18. Jahrhundert.

Werner L., Eine Sammlung von Portraits „bekannter und berühmter Augsburger". Der Sammler ist Benedikt von Paris 1781–1838.

Joachimsohn P., Augsburger Schulmeister und Augsburger Schulwesen in vier Jahrhunderten (16.–19. Jahrhundert). Zwei Vorträge auf alter mäßiger Grundlage.

Anzeiger für **Schweizerische** Geschichte. 28. Jahrgang.

Nr. 1. Küchler A., Von anfang Der Statt Lucern Vndt Jrem Namen Rimeswiß. Gedicht aus einem 1633 geschriebenen Kodex, wahrscheinlich von dem Stadtschreiber Renward Cysat verfaßt.

Nr. 3. Muoth J. C., Ein Brief des Abtes Theodor Schlegel von St. Luzi in Chur an Ludwig Tschudi von Glarus (1526. Juni 6).

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug **(Schweiz).**

Band 51 (1896). Bachmann H., Karl Nicolaus Lang, Dr. phil. et med., 1670—1741. Lang war Naturforscher und Begründer des Luzerner Naturhistorischen Museums. I. Biographisches. II. Langs Werke. S. 261 f. Gedicht eines Herrn Olearius.

Kopp K. A., Zur Biographie des Chorherrn Ludwig Helmlin (1596 bis 1640). Ergänzung zu Geschichtsfreund 31, 336 ff. Darunter Abdruck einer Predigt Helmlins aus dem Jahre 1623.

Brandstetter J. L., Litteratur der V Orte von den Jahren 1894 und 1895. (Schriften über die V Orte und aus den V Orten.)

Band 52. Grüter S., Der Anteil der katholischen und protestantischen Orte der Eidgenossenschaft an den religiösen und politischen Kämpfen im Wallis während der Jahre 1600—1613.

Wymann E., Aus der schweizerischen Korrespondenz mit Kardinal Carl Borromeo Erzbischof von Mailand. Bibliotheca Ambrosiana F 135 – F 175, 1576—1584.

Korrespondenzblatt des Vereins für **siebenbürgische** Landeskunde. XX. Jahrgang.

Nr. 1. O. N. und Ss., Zur St. L. Roth-Biographie.

Sommitsch O., Wie die Schlangen zuweilen Glück ins Haus bringen. — Eine Sage, welche in Bistritz als ein wahres Ergebnis erzählt wird.

Nr. 2. Schullerus A., Kleine Studien zur siebenbürgisch-deutschen Litteraturgeschichte. I. Zum Rosetum Franckianum.

Nr. 2. 3. 4. Kinderspiele und Kinderreime. 33. St. und M. Schuster jun., Kätslöch. 34. „Käp" oder „rants". 35. Kegelspiele. 36. Ballspiele. 37. Ratespiele mit Gesang. 38. Gesangspiele. 39–42.

Nr 3. Aus alten Stammbüchern der Siebenbürger Sachsen. II. W. Br. jun., Stammbuch von Andreas Czekelius von Rosenfeld (1706—1750). Angelegt Leipzig 1727, Eintragung von Thomasius. — II. Nn., Stammbuch des späteren Pfarrers in Stolzenburg Jakob Michaelis, angelegt 1776. Eintragungen von Griesbach, Semler, Ernesti, Spalding, Schroeckh, Felbiger, Nicolai, Goethe (28. November 1777: „Die Furcht des Herrn ist Weisheit, und meiden das Böse Verstand"), Herder, Wieland.

Nr. 4. Seraphin Fr. W, Alte Volksbräuche und Sagen aus dem Burzenland.

Zur Volkskunde (Unglückstage, Heilmittel ꝛc).

Mitteilungen des historischen Vereins für **Steiermark.**

Heft 44. 1896. Khull F., Bericht über eine Jerusalemfahrt zweier Franziskaner aus Friedau im Jahre 1527. Auszugsweise mitgeteilt.

Loserth J., Die Reise des Erzherzog Karls II. nach Spanien (1568—1569). Ein Beitrag zur Geschichte des Don Carlos. Aus gleichzeitigen Briefen und Akten.

Mell A, Der windische Bauernaufstand des Jahres 1635 und dessen Nachwehen.

Heft 45. Ilwof F., Zur Geschichte der Steiermark im Jahre 1848. 1. Franz Ritter von Kalchbergs Entwurf einer Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat. 2. Das Projekt eines „Kongresses" der österreichischen Alpenländer.

Khull F, Aus der alten Landschaftsschule in Graz. Reste eines Schülerheftes 1557—59.

Ilwof Fr., Briefe Erzherzog Johanns an die Grafen Ferdinand und Ignaz Attems. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben. 1810—1838

Gasparitz A., Reun im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Zeitschrift des Vereines für **thüringische** Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. 10 Band (der ganzen Folge 18. Band). Heft 1 und 2. 1896

Binder C., Das ehemalige Amt Lichtenberg vor der Rhön. 3. Die Amtsbewohner und Amtsorte.

Weniger L., Ratichius Kromayer und der Neue Methodus an der Schule zu Weimar. Ein Beitrag zur thüringischen Gelehrten und Schulgeschichte. Typus lectionum Scholae Vinariensis anno 1610 — Historica relatio de introductione novae methodi, duorum collegarum et examine (über die Jahre 1618—1630). Erläuterungen dazu sollen im nächsten Jahrgang folgen. — Typus lectionum Scholae Vinariensis anno 1644.

Dobeneder O., Übersicht der neuerdings erschienenen Litteratur zur thüringischen Geschichte und Altertumskunde.

Schmidt H, E. Einert. Ein Gedächtniswort

Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch antiquarischer Forschungen Im Namen des ... **Thüringisch-Sächsischen** Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums und Erhaltung seiner Denkmale. Band 19 Heft 3

Schöppe K., Zur Geschichte Naumburgs während des Thüringer Bauernkrieges 1525. Nach dem Rats Kopialbuche.

Neubauer, Briefe aus dem Stadtarchiv zu Zerbst. Übersicht.

Bauch G., Zu Christoph Scheurls Briefbuch. Ergänzungen

3. historisches Neujahrs-Blatt, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertümer des Kantons Uri auf das Jahr 1897.

Arnold J. A., Geschichtliche Notizen über die Pfarrgemeinde Unterschächen

Die Schulberichte aus dem Kanton Uri von 1799. (Aus dem Bundesarchiv.)

Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde. Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde **Westfalens.** Band 54. 1896.

Zurbonsen Fr, Kriegs und Schlachtengesichte in Westfalen.

Landmann F., Die westfälischen Prediger aus den Mendikantenorden zu Ende des Mittelalters

Offenberg H., Der Münstersche Münzmeister Peter Köplin (16. Jahrhundert)

Nordhoff, Friedrich Westhoff, gestorben am 12 November 1896.

Bocholtz Asseburg Graf von, Beiträge zur Geschichte der Ortschaften und Sitze des Corveyer Landes

Wiener Almanach. Jahrbuch für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben Jahrgang 6

Frimmel Th. von, Lose Blätter aus dem Buche der Kunstphilosophie.
Hamerling Robert (aus dessen Nachlaß), Herbstliches Scheiden.
Schier B., Die Wiener Volksbühne. (Ihre Entstehung und Entwicklung.)
Plöhn R., Litterarisches Leben in Wien (1895—1896).

Wiener Neujahrs-Almanach. 1897.
Glossy K., Das Wiener Aufgebot im Jahre 1797.
Böck L., Zum Jubiläum der österreichischen Volkshymne.
Kosch H., Franz Schubert.
Englmann W., Joseph Danhauser.
Trost A., Der Brunnen auf der Freyung.

Alt-Wien. Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. Jahrgang 6. Nr. 1 bis 10.
Mazin E., Wiener französisch.
Mareta H., Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache.
Stöger B., Zum sogenannten Schikaneder-Theater im Freihause.
Nagl J. W., Wesentliche Spuren der altdeutschen Heldendichtung in unseren Ortsnamen.
Stieböck L., P. P. Piaristen in Wien.
Podlaha Wilhelm, Aus „Erzählungen des Pfarrers von Kirchthal.
Wurzbach W. von, Wiens erste Türkenbelagerung (1529) in der spanischen Litteratur.

Alt-Wiener Litteraturblatt.
Aphorismen. Aus „Selam". 3. Jahrgang 1814.
Beith E., Schicksale eines verliebten Tabakrauchers. Ebendaher. — Jahrhundertfeier der Volkshymne. Die fünf Texte. — Rollett H., Die Braut im Apollo-Saale. — Gräffer Fr., Abenteuer auf dem Apollo-Saale. Aus „Neue Wiener-Tabletten und heitere Novellchen" (Wien 1849). — Trimmel E., Die Thorwarte Wiens zur Zeit Heinrichs Jasomirgott. Aus „Wiener Zustände im Mittelalter" (1. Bändchen 1855).

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte Neue Folge. 5. Jahrgang 1896.
Joachimsohn P., Frühhumanismus in Schwaben. Auf Grund des neu aufgefundenen, teilweise abgedruckten Briefwechsels von Ludwig Rad und von Niclas v. Wyle wird ein Bild dieser beiden Männer, ihrer litterarischen Thätigkeit und ihres Freundeskreises (hervorzuheben besonders: Steinhöwel) entworfen.
Merkle J., Briefwechsel der Großfürstin Katharina Paulowna, Königin von Württemberg, mit Johann Georg Müller in Schaffhausen.
Lang W., Rudolf Lohbauer (1802—1873) mit Benutzung seiner Nachlaßpapiere. S. 153 ff.: aus einem Briefe an Mörike; S. 156 Anmerkung: über Mörikes Sonett „Seltsamer Traum"; S. 157: über Mörikes „Feuerreiter"; S. 159: Mörike an Mährlen; S. 163 f.: E. F. Kauffmann an Mörike; S. 172: Lohbauer über Heine in Paris 1839; S. 173: über Uhland in Paris; S. 184 f.: F. Vischer über Lohbauers Bearbeitung von Goethes Faust 1859.
Loeffler E. von, Die Ulmer Gartengesellschaft und der Gesellschaftsgarten.
Schilling A., Ein Justizbild aus alter Zeit (17. Jahrhundert).
Ernst B., Bericht über die Arbeit an den Archiven in Biberach.
Josenhans J., Gespräch zwaier guther Freundt. Satire auf den österreichischen Statthalter Grafen von Sulz und die Beraubung des Schlosses zu Stuttgart. 1638.
Klaus B., Gmünder Künstler II. Maler. Nachtrag zu den Baumeistern.
Winterlin A., Der Bildhauer Georg Konrad Weitbrecht. Ein Beitrag zur Geschichte des württembergischen Kunstgewerbes. 1796—1836.
Leibius O., Württembergische Geschichtslitteratur vom Jahre 1895.

Neujahrsblatt, herausgegeben von der Stadtbibliothek in **Zürich** auf das Jahr 1897.

Zeller-Werdmüller H., Zürcher Briefe aus der Franzosenzeit von 1798 und 1799. Mitgeteilt aus den Papieren von alt Ratsherr J. C. Werdmüller-Ott.

Neujahrsblatt auf das Jahr 1897. Zum Besten des Waisenhauses in Zürich von einer Gesellschaft herausgegeben. 60. Stück. Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube Nr. 119.

Lebensbild von Pfarrer Johann Rudolf Zimmermann (1792—1867).

Mitteilungen des Altertumsvereins für **Zwickau** und Umgegend. Heft 5. 1896.

Göhler G., Cornelius Freundt. Ein Beitrag zur Geschichte des Cantorats zu St. Marien zu Zwickau. I. Cornelius Freundt als Komponist. 1. Die äußeren Lebensumstände Freundts. 2. Die Kompositionen Freundts. S. 28. Das Weihnachtsliederbuch. S. 43. Gesangbücher, die Freundtsche Weihnachtslieder enthalten. S. 46. Freundts Bedeutung als Komponist und seine Stellung in der Musikgeschichte. II. Cornelius Freundt als Kantor. — Anhang: I. Drei Briefe des Zwickauer Rats aus dem Jahre 1565. Der erste an David Köler, Kapellmeister zu Schwerin. II. Kapitel I—III des handschriftlichen Anhanges zu der in der Zwickauer Ratsschulbibliothek befindlichen sächsischen Agende.

Nachrichten.

Demnächst erscheint: Johann Ranftl, Tiecks Genoveva (Grazer Studien, Heft 6).

Professor H. Funck in Gernsbach (Murgthal) richtet an Fachgenossen und Bibliothekare die Bitte, ihm ein Exemplar des Frankfurter Journals vom September 1774 nachzuweisen.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Dezember 1897, im Satz am 1. Februar 1898.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Metapher und Subjektivität.

Von Emil Stern in Wien.

Für die richtige Erkenntnis der Tropen und Figuren war lange Zeit jener pedantische Formelkram, den die antike Rhetorik als Erbe hinterlassen und die Renaissancepoetik ins ungeheuere vermehrt hat, in hohem Grade verhängnisvoll. Erst in neuerer Zeit hat man erkannt, daß hier ein tiefinnerliches Problem vorliege, dem auf dem Wege des bloßen Schematisierens und Rubricierens nicht beizukommen sei. Bei Scherer,[1] Dilthey,[2] Fr. Vischer[3] finden sich einzelne Andeutungen, aus denen zu ersehen ist, eine wie hohe Bedeutung diese Forscher den bisher für einen bloßen Schmuck der Rede gehaltenen Sprachwendungen beimessen. In verdienstvoller Weise hat dann Kohfeldts Abhandlung „Zur Ästhetik der Metapher“[4] über dieses weitläufige Gebiet Klarheit und Ordnung zu verbreiten versucht. Biese[5] wollte sein Fundament noch tiefer legen und führte in seiner „Philosophie des Metaphorischen“ den Nachweis, daß Sprache, Mythus, Religion, Kunst, Philosophie, ja im Grunde das ganze menschliche Denken durch und durch metaphorisch sei. Er sieht in dem Metaphorischen[6] „den naturgemäßen Ausfluß jener zentralen Nötigung unserer ganzen geistigen Existenz .... diese selbst zum Maße aller Dinge zu machen, das Äußere, also das an sich Fremdartige durch das einzig voll Bekannte, das ist eben unser eigenes inneres und äußeres Leben uns zugänglich, begreifbar zu machen

[1] Poetik S. 267.

[2] Die Einbildungskraft des Dichters (Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum gewidmet) S. 464.

[3] Das Symbol (ibidem) S. 153 ff.

[4] Rostocker Dissertation 1892 und Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge. 103. Band.

[5] A. Biese, Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg und Leipzig 1893.

[6] S. 3.

und andererseits unser Inneres mit allen seinen Regungen, Gedanken und Empfindungen auszugestalten in der Sprache und in der Kunst, in der Religion und in der Philosophie."

Aber selbst, wenn man der Metapher ein so weites Gebiet zuweist, wie Viele dies thut, kommt dieselbe doch noch immer zu kurz, da „die Philosophie des Metaphorischen" nur die anthropomorphistischen Metaphern berücksichtigt, nur jene, wo Körperliches beseelt, Seelisches verkörpert wird. Diejenigen Metaphern, welche Körperliches für Körperliches, Geistiges für Geistiges setzen und sich allerdings als Material zum Aufbau einer Philosophie weniger eignen, gehen bei ihm leer aus und würden doch ebenso sehr der Erklärung bedürfen.[1]

Im folgenden wird nun der Versuch unternommen, das Gesamtgebiet der Metapher psychologisch zu betrachten und festzustellen, welche Bedeutung dem bildlichen Ausdruck innerhalb des Seelenlebens zukommt.

Wir legen uns zu diesem Zwecke die Frage vor: Was für eine Vorstellung vollzieht der Sprechende, während er das uneigentliche Wort anwendet? Stehen den metaphorischen Ausdrücken wirklich im Psychischen metaphorische Vorstellungen gegenüber, und wenn sich solche nachweisen lassen, durch welche Umstände kommen sie zu Stande?

Wir müssen bei dieser Untersuchung natürlich von den verblaßten Metaphern absehen. Wenn ich vom „Fuß des Berges" spreche, so werde ich mir des Bildes nicht bewußt: mein Gedanke springt direkt auf das Comparandum „unterster Teil" über, ohne seinen Durchgang durch die metaphorische Vorstellung „Fuß" zu nehmen.[2] Dieses Wort wird eben jetzt allgemein als Bezeichnung für den untersten Teil verwendet, wenn von einem Berg die Rede ist. Wie die Sprachgeschichte lehrt, sind solche Erweiterungen der Bedeutungssphäre durch Übertragung keine vereinzelte Erscheinung. Oft ist sogar die ursprüngliche Bedeutung ganz verloren gegangen. Man denke an Wörter wie Strahl. Als Wörterbuch abgeblaßter Metaphern bezeichnet daher Jean Paul die ganze Sprache.[3]

Ebensowenig wie die verblaßten Bilder kommen für unseren Zweck die traditionellen Gemeinplätze der gehobenen Rede in Betracht. Wenn der Schriftsteller die Sonne „lachen" läßt[4] oder von dem

[1] Vgl. Spivers Besprechung (Euphorion 2, 365 ff.).
[2] Brinkmann, Die Metaphern S. 99 ff.
[3] Kohfeldt, Dissertation S. 41.
[4] A. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte S. 72 und 130. Vgl. auch desselben Verfassers Aufsatz „Ueber die Dichtersprache" (Preußische Jahrbücher 61).

„glücklichen Stern" spricht, der eine kriegerische Unternehmung begünstigt, lesen wir ziemlich gedankenlos über das Bild hinweg. Auch „die Flügel" des Windes machen auf uns nur geringen Eindruck. Ja, die Vorstellung von „goldenen" Haaren, von einer „schneeweißen" Hand darf nicht einmal immer vollzogen werden, da sie in vielen Fällen entschieden Geschmackswidriges in den Zusammenhang des Kunstwerkes hineinbrächte. Mit Recht führt Bruchmann dergleichen auf die Zähigkeit der Sprache zurück, die an dem einmal erworbenen Besitz festhält und solchen Schmuck von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Diese Formeln sind eben für die dichterische Rede nichts anderes als die allgemein gangbaren Phrasen für die prosaische und unterscheiden sich nicht in der Bedeutung, sondern nur im Gefühlswert von den letzteren.

Man wird jedoch nicht in Abrede stellen können, daß es lebensfrische, wirklich zu Bewußtsein kommende metaphorische Ausdrücke giebt, und zur Erklärung dieser muß man, glaube ich, den psychischen Vorgang der Assimilation, wie ihn etwa Wundt darstellt, heranziehen.[1])

„Ein und derselbe Eindruck kann in der verschiedensten Weise aufgefaßt werden, je nach den aus früheren Erlebnissen zurückgebliebenen Dispositionen des Bewußtseins." Alte Vorstellungen, welche durch Association mit der neu eintretenden Wahrnehmung verknüpft sind, wirken auf diese assimilierend: Bestandteile jener alten Vorstellungen treten in die neue Wahrnehmung ein, ohne daß ein sinnliches Substrat für sie da wäre, und schalten ihnen entgegenstehende Elemente aus, die im sinnlichen Eindruck gegeben sind, so daß ein Mischprodukt aus Altem und Neuem entsteht. Auf diese Weise wird das Neueintretende an das Alte angegliedert und unserem Verständnis zugeführt.

Aber auch eine Quelle von Irrtümern ist dieser psychische Vorgang. Walten die reproduktiven Elemente stark vor, so kommt es zur phantastischen Illusion, die bereits außerhalb des normalen Seelenlebens liegt und sich von der Hallucination nur dadurch unterscheidet, daß diese letztere gar keine sinnliche Grundlage hat.

Viele Erscheinungen erklären sich aus der Assimilation.[2]) Wir lesen über Druckfehler eines Buches hinweg. Wir sehen oft in die Dinge Eigenschaften hinein. Wir können mit Leichtigkeit aus gewissen Schalleindrücken, z. B. aus Tierstimmen, aus dem Geräusch des Wassers, des Windes, einer Maschine Worte heraushören.

---

[1]) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 2. Auflage S. 310.
[2]) A. a. O. S. 311.

Haben wir nicht hier schon, bei den sinnlichen Wahrnehmungen deutlich den Prozeß der Stellvertretung von Ähnlichem durch Ähnliches, wie ihn die Metapher aufweist, vor uns?

Eine ebenso große oder noch größere Umwandlung, gleichsam eine Art von Strahlenbrechung, findet natürlich statt, wenn Vorstellungen anderer durch Vermittlung der Sprache in unsere Subjektivität, das Medium des Ich, eintreten. Hat doch dasselbe Wort in den verschiedenen Köpfen die verschiedensten Bedeutungen. Man mache sich klar, wie verschiedene, nie aber völlig zutreffende Vorstellungen das Wort „Theater" hervorruft, je nachdem, ob es ins Bewußtsein des Theaterbesuchers, des Schauspielers, des Kassiers, des Billeteurs u. s. w. Eingang findet.[1]) Die Wörter erwecken bei uns in der Regel eine ähnliche, nie aber dieselbe Vorstellung, welche sie beim Sprechenden hatten.

Von der Metapher mangelhafter Erkenntnis- und Verständigungsfähigkeit ist allerdings die Metapher des dichterischen Ausdruckes, die Phantasiemetapher, verschieden. Bei ihr handelt es sich nicht um andauernden Irrtum, sondern nur um vorübergehende Illusion. Wenn Goethe sagt:

> Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
> Ein aufgethürmter Riese da,

so sah er höchstens einen Augenblick lang einen Riesen mit flatterndem grauen Mantel an Stelle der Eiche. Bald zerfloß sein Illusionsbild, die zuerst vorgestellte Eiche trat wieder für sein Auge hervor, und von der Metapher blieb nichts als ein Vergleich, bei dem das Wort „gleichsam" fehlt. Zu das Comparandum waren dann allerdings Elemente des Comparatums eingedrungen, eine Assimilation hatte stattgefunden.

Diese Metaphern haben dieselbe Realität wie die dichterischen Gebilde im allgemeinen; sowohl der künstlerisch Schaffende als auch der genießend Nachschaffende glaubt bloß im Zustand psychischer Steigerung an sie. Nur Don Quixote, bei dem das Metapherieren pathologischen Charakter angenommen hat, hält auf die Dauer armselige Schenken für Kastelle und eine Kuhmagd für eine Prinzessin.

Der Fall, daß die Illusion wirklich mit einer vollen, den sinnlichen Wahrnehmungen nahekommenden Frische entsteht, ist übrigens selten. Meistens behält Bruchmann recht, der in der Wahl dieser Ausdrücke lediglich die Macht der Überlieferung wirken sieht.

Aber auch bei der Illusionsmetapher findet ein ähnlicher Vorgang statt wie bei der psychischen Assimilation. Eine im Augenblick

[1]) Vgl. auch die Beispiele bei Kohfeldt S. 30.

naheliegende Vorstellung wird durch Association wachgerufen und begnügt sich bei dem herrschenden Zustand psychischer Steigerung nicht damit, die eigentliche Vorstellung zu beeinflussen, sondern tritt geradezu an deren Stelle. *Die Subjektivität hat für einen Augenblick gesiegt.*

Daraus ergiebt sich als ästhetische Forderung für die Metapher, daß sie wahr sein müsse, das heißt wirklich der augenblicklichen Verfassung des Ich entsprechend und nicht aus exotischen Fernen hergeholt, wie dies bei den prunkhaften Bildern geistreicher Rede bisweilen der Fall ist.

In ähnlicher Weise wie die Metapher entsteht der Mythus. Die appercepierten Objekte werden „ganz und gar *durch die eigene Natur des wahrnehmenden Subjekts* bestimmt, so daß dieses nicht bloß seine Empfindungen, Affekte und willkürlichen Bewegungen in den Objekten wiederfindet, sondern daß es insbesondere auch durch seinen augenblicklichen Gemütszustand jeweils in der Auffassung der wahrgenommenen Erscheinungen bestimmt und zu Vorstellungen über die Beziehungen derselben zu dem eigenen Dasein veranlaßt wird".[1]) Beim Mythus ist also stets das Ich, die Natur des Menschen, vor allem seine psychisch-physische Beschaffenheit das Comparatum. Demnach ist jene Übertragung, wie sie im Mythus vorliegt, bloß eine Unterart und die Metapher die allgemeine Erscheinung, wobei man freilich nicht außer Acht lassen darf, daß dem Mythus die Bedeutung eines andauernden Glaubens, der Metapher aber bloß die einer vorübergehenden Illusion zukommt.

Mit Recht wirft daher Spitzer[2]) dem Verfasser der „Philosophie des Metaphorischen" vor, daß er den Begriff der Metapher zu eng nimmt und nur die anthropomorphisierenden Metaphern im Auge hat, während doch auch häufig Körperliches durch Körperliches, Geistiges durch anderes Geistige metaphorisch bezeichnet wird.

Nicht bloß ein Anthropomorphismus ist die Metapher, sondern — wenn man die Bildung eines solchen kühnen Terminus gestatten will — ein *Plesiomorphismus*. Psychisch Naheliegendes übernimmt für einen Augenblick die Stellvertretung von psychisch Entfernterem.

Demnach ist die echte Metapher *der Ausdruck des extremsten sprachlichen Individualismus, eine Sprache des Augenblickes.*

In den Untersuchungen über die Bilder und Vergleiche einzelner Autoren und Dichtungen scheint das Gefühl, daß man es bei der Metapher mit einer in hervorragendem Maße subjektiven Art

---

[1]) Wundt, Grundriß der Psychologie S. 355.
[2]) A. a. O.

des Ausdruckes zu thun habe, schon lang rege zu sein. Man ist in solchen Abhandlungen mit größter Aufmerksamkeit auf Subjektivität aus und freut sich des kleinsten Fundes, den man in dieser Beziehung macht. Hier glauben die Metapherforscher ein Mittel zu haben, hart an die Individualität heranzurücken. In dem Augenblick, wo der Dichter statt des eigentlichen Wortes die Metapher wählt, verschiebt er den Vorhang, der sein Innerstes verbirgt, und läßt ein wenig hineinblicken. In einem solchen Moment spricht er in seiner ureigensten Sprache und nicht mit den abgebrauchten Wörtern, die alle Welt im Munde führt. Übrigens sagt schon Vida von der Metapher:[1]

Hunc fandi morem .... ipsi
Coelicolae exercent coeli in penetralibus altis.
Pieridum chorus in terras quem detulit olim
Atque homines docuere.

„Wo wäre ein Element, das mehr den Stempel des Subjektiven trüge," meint Rohfeldt.[2] Brinkmann[3] will den Genius des spanischen Volkes aus seinem Metapherschatz erkennen. Diese führt aus, wie die vom Meer hergeholten Vergleiche für die Engländer charakteristisch sind. Derselbe ist nahe daran,[4] „nicht nur nationale Züge, sondern auch den großen Unterschied in der Weltanschauung des protestantischen und des katholischen Dramatikers (Shakespeares und Calderons) aus den Metaphern wiederzuerkennen, welche sie beide in so reichem Maße über ihre Dichtungen gestreut haben". Bäker[5] glaubt, aus den Metaphern „ein treues Bild von dem Gesichtskreis" des Horaz zu gewinnen. Aus der geringen Zahl der Bilder, die sich auf die Thätigkeit des Magens beziehen, ersieht er, daß Horaz zur Zeit der Abfassung seiner Satiren der leiblichen Pflege noch geringe Sorgfalt zuwandte; charakteristisch für die Periode, in welcher der Dichter lebte, sind nach Bäkers Meinung hingegen die kriegerischen Bilder. U. s. w.

Besonderes Interesse erregen aber in der Metapherforschung jene Bilder und Vergleiche, die dem engsten Gesichtskreis des Alltagslebens entnommen sind, also jene Metaphern, welche der Schriftsteller aus dem Leben seines Standes und Berufes, seiner Heimat und Zeit herholt. Wir wollen sie *κατ' ἐξοχήν* subjektive Metaphern

[1] Bei Rohfeldt S. 11 citiert.
[2] S. 42.
[3] S. 130 ff.
[4] Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie (Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge 2, 334).
[5] Die Metaphern in den Satiren des Horaz (Programm Stralsund 1883) S. 20.

nennen, wobei wir uns jedoch bewußt bleiben, daß jede lebensvolle Metapher eigentlich subjektiv ist. In wie hohem Grade solche Vorstellungen assimilierend wirken, kann man kaum auf den ersten Blick ermessen, und wenn man diese Erscheinung metaphorisch nennen will, so beherrscht die subjektive Metapher das ganze menschliche Denken. Sind wir jedoch berechtigt, in der Poesie subjektive Illusionsmetaphern zu erwarten?

Diese Frage wird verneint werden müssen, wenn es uns auch möglich ist, Dichter namhaft zu machen, die sich mit Konsequenz subjektiver Metaphern bedienen. So verwendet Wolfram von Eschenbach[1] für Seelenzustände dem Rittertum entnommene Ausdrücke; er „verrittert" die Natur, wie Hebel sie verbauert. So vergleicht Otfried den Weltuntergang mit dem Zuklappen eines Buches.[2] Doch bekunden solche Bilder, wofern sie nicht mit Rücksicht auf die in den Köpfen der Leser heimischen Vorstellungen gewählt sind, einen hohen Grad von Naivität und Ursprünglichkeit. Rücksicht auf das Publikum ist wohl bei Homer anzunehmen, der mittelst seiner Gleichnisse aus dem Leben der Bauern, Hirten, Jäger und Schiffer die großen epischen Vorgänge seinen Zuhörern nahezubringen sucht.[3]

Bei Molière dagegen ist keine Metapher aus dem Theaterleben nachzuweisen.[4] Auch in der Untersuchung, die Raeder über „die Tropen und Figuren bei Garnier"[5] anstellt, ist das Streben, Ausdrücke aus dem Berufsleben des richterlichen Standes aufzufinden, vergeblich.

Ebenso wie die Metapherforschung mit ihrer primitiven Methode den Gedankenkreis des Schriftstellers aus seinen Bildern erkennen will, so verlangt sie auch, daß die Gestalten der Dichtung sich durch subjektive Metaphern charakterisieren.

Aber nicht einmal auf dem Gebiet der komischen Litteratur ist in dieser Beziehung besonders reiche Beute zu machen. Meier vermißt wiederholt in der Sprache der Lustspielpersonen Molières charakteristische Bilder und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß es dem Dichter am besten gelingt,[6] „verbildete, besonderen Berufsklassen angehörige und in niedrigen Verhältnissen lebende Menschen durch ihre Metaphern zu kennzeichnen" — so die Preciösen, Pedanten,

---

[1] Bock, Wolframs Bilder und Wörter für Freude und Leid (Quellen und Forschungen XXXIII.) S. 7 ff.

[2] Ebenda S. 9.

[3] A. von Berger, Studien und Kritiken S. 6 f.

[4] Meier, Vergleiche und Metaphern in den Lustspielen Molières (Marburger Dissertation 1885) S. 48.

[5] Kieler Dissertation 1886, S. 33.

[6] S. 45.

Ärzte u. ſ. w. — während er den Menſchen mit geſellſchaftlicher Bildung nur konventionelle Metaphern in den Mund legt.

Anders verhält es ſich im Volksſtück, das von der ſubjektiven Metapher ausgiebigen Gebrauch macht. Spielt doch auch im volkstümlichen Denken der Stand, Beruf, die Nationalität eine weit größere Rolle als bei den Gebildeten, wie man aus der volkstümlichen Anrede erſieht, die den Eigennamen gern durch die Bezeichnung des Berufes und der Nationalität erſetzt und den Schuſter einfach „Schuſter“, den Schneider „Schneider“ nennt.

Zahlreiche ſubjektive Metaphern finden ſich beiſpielsweiſe bei Neſtroy. Lumpacivagabundus I. 6 Leim: „Im Grund betracht, is's a Schand, ich bin a ausgelernter Tiſchler, und es gehn mir ordentlich d'Füß aus'n Leim ..... Die Wirt auf der Straßen haben ja Herzen ſo hart als ein Aſt in ei'm buchsbaumenen Pfoſten.“ I. 13 Zwirn: „Tiſchler, du haſt ja Hobelſchatten im Kopf.“ III. 9 Zwirn: „Die Treu von ei'm Schneider halt feſter als eine doppelte Naht.“ Einen Jux will er ſich machen I. 15 Weinberl: „Grade jetzt, wo das Berufsglück ſein ganzes Füllhorn ausſchütt über mich, werden in mir Wünſche roglich wie Kiſten, die auf einem Schubkarren ſchlecht auf'packt ſind.“ „Wie ſchön wär' das, wenn ich einmal als alter Handelsherr mit die andern alten Handelsherren beim jungen Wein ſitz', wenn ſo im traulichen Geſpräch das Eis aufg'hackt wird vor dem Magazin der Erinnerung, wann die G'wölbthür der Vorzeit wieder aufg'ſperrt und die Budel der Phantaſie voll ang'ramt wird mit Waren von eh'mals ....“ —

Wenn Schürmayer[1]) jedoch bei Racine Standes- und Berufsmetaphern erwartet und meint, der Dichter hätte „dem Kriegshelden Alexandre ausſchließlich Kriegsbilder beilegen und ihn auf dieſe Weiſe äußerlich als Kriegshelden markieren ſollen,“ ſo geht er wohl ſehr in die Irre.

Ebenſowenig Berechtigung hat der Tadel, den Rump[2]) gegen Schiller ausſpricht, welcher die im Wallenſtein bewährte Kunſt der individuellen Charakterzeichnung durch den bildlichen Ausdruck in Maria Stuart und der Jungfrau von Orleans nicht geübt habe. Iſt nicht vielmehr der Stil, in dem ein Drama abgefaßt iſt, in dieſer Beziehung Ausſchlag gebend, ſo daß ſelbſt das hochpoetiſche Bild von der Blume des Leibes und der Knoſpe der Liebe im

[1]) Vergleiche und Metaphern in den Dramen Racines (Marburger Diſſertation 1886) S. 31.

[2]) Der bildliche Ausdruck in den Dramen Schillers (Programm Radauz 1895) S. 36.

Munde des „geistig beschränkten“ Thibaut an jener Stelle nicht störend wirkt?

Jene subjektiven Metaphern hingegen haben stets etwas Enges und Beschränktes und passen nicht zu dem allgemein menschlichen Gehalt klassischer Dichtung. Schon Aristoteles hat übrigens die seitdem oft wiederholte Regel aufgestellt, die Metapher dürfe nicht allzu nahe liegen, nicht trivial sein.

Eine eigentümliche Verwendung findet die Metapher bisweilen in der Epik. Der Dichter wählt nämlich seine Bilder und Vergleiche aus dem darzustellenden Gebiet selbst und vervollständigt durch dieses einfache Mittel sein Gemälde. Würde man in Bildern und Vergleichen wirklich eine Erklärung und Verdeutlichung suchen, so wäre vom logischen Standpunkt gegen diesen Circulus Einspruch zu erheben. Wenn wir uns jedoch an das oben Dargelegte erinnern, so wird uns die interessante künstlerische Wirkung solcher Metaphern klar. Sie rufen nämlich im Leser das Gefühl hervor, daß der Dichter sich tief in seinen Stoff versenkt hat und nicht einmal in der subjektivsten Ausdrucksform, die ihm zu Gebote steht, in der Metapher und dem Vergleich, davon mehr loskommen kann.

Um aus der Fülle von Beispielen, die für diese Erscheinung in modernen Erzählungen sich finden, eines beliebig herauszugreifen, läßt Sudermann in der Novellensammlung „Im Zwielicht“ einen seiner Helden von den schwedischen Damen sagen, sie hätten „Augen, so azurn wie der Spiegel der Gletscherseen, Schultern, so weiß wie des Snehättan ewiger Schnee, Haare, so golden wie König Arthurs sieghaftes Saitenspiel.“ [1])

Geradezu als Stilprinzip finden wir solche Bilder jedoch in Murgers „Scènes de la vie de bohème“ durchgeführt. Sie sind vielleicht das bedeutendste unter den Mitteln, durch die es dem Verfasser gelungen ist, für seine Zigeunerwelt jene besondere Sprache zu schaffen, „deren Wortschatz dem Ateliergeplauder, dem Koulissenjargon und den Debatten der Redaktionsbureaus entlehnt ist“.[2]) Aus der überreichen Menge solcher dem Kunst- und Litteraturleben entnommenen Metaphern seien hier einige vorgebracht:

„Der Maler hatte ihr in allen Farben den Hof gemacht.“ [3])

„Sein Nußschnaps ist der Raphael des Nußschnapses.“ [4])

„Ein Frühstück in zwei Akten.“ [5])

---

[1]) 17. Auflage S. 20.
[2]) Übersetzung von Habs S. 33.
[3]) S. 122.
[4]) S. 134.
[5]) S. 206.

„Mein tolles Daſein gleicht einem Liede: jede meiner Liebſchaften iſt eine Strophe, Marcel aber iſt der Refrain.“[1])

„Dann träumte er von einer Rieſenleidenſchaft, einer Liebe in zehn Bänden.“[2])

„Zu allen meinen Herzensromanen haben meine Freunde die Vorrede geſchrieben.“[3])

„Das Gedicht ihrer Jugend hat einen verführeriſchen Einband.“[4])

„Iſt keine Sauce mehr da?“ „Nein,“ entgegnete Rudolf, „die Auflage iſt vergriffen.“[5])

„Ein Hemiſtichium Champagner.“[6])

Wie verhält es ſich nun mit der Metapher in der Lyrik? Wenn wir an den ſubjektiven Charakter dieſer Dichtungsgattung denken, ſo werden wir von vornherein erwarten, daß ſie ſich mehr für die bildliche Ausdrucksweiſe eignet als die Epik. Andererſeits kann freilich die Lyrik vermöge der von ihr angeregten an ſich erhabenen Vorſtellungen ganz ohne Bilder auskommen.[7])

Auf dieſem Gebiet ergeben ſich Probleme, die in hohem Grade geeignet ſind, unſer Intereſſe zu erregen, wie überhaupt das Verhältnis der Bildlichkeit zur Dichtungsgattung und Stilart einerſeits, das des Bildinhaltes zur Subjektivität des Sprechenden und zum darzuſtellenden Stoff andererſeits bei der Analyſe jedes einzelnen Litteraturwerkes große Aufmerkſamkeit verdient.

Fiſchart-Studien.

Von Adolf Hauffen in Prag.[8])

IV.

Aller Praktik Großmutter.

1. Die Praktik von Johannes Nas.

Weiermanns Praktik diente als Anregung und zum Teil auch als Quelle dem bekannten litterariſchen Vorkämpfer der Gegen-

[1]) S. 349.
[2]) S. 92.
[3]) S. 81.
[4]) S. 381.
[5]) S. 195.
[6]) S. 218.
[7]) Kohfeldt S. 36.
[8]) Vgl. Euphorion 3, 363 ff. und 705 ff.; 4, 1 ff. und 251 ff.; 5, 25 ff.

reformation und Franziskaner Frater Johannes Nas. Gleichzeitig mit Weiermann erſchienen die ſchon oben erwähnten Prognoſtika von Hebenſtreit und Leovitzius, die Nas auch in der Vorrede ſeiner Praktik erwähnt. Sein Unmut richtete ſich nicht nur gegen den Unſinn, die Lüge und die Gotteslästerung der Kalenderlitteratur, ſondern auch gegen die in der Mehrzahl der Praktiken herrſchende proteſtantiſche Geſinnung. So kämpfte er dagegen mit verdoppeltem Eifer im Ernſt und Scherz in ſeiner Gegenpraktik. Die erſte Ausgabe erſchien zu Ingolſtadt im Jahre 1566. Ich nenne ſie A. (Prager Univerſitätsbibliothek Miſchband 21 G 224. Berliner Königl. Bibliothek Yz 2191.) *Ἀντιπράξις τῶν ἀστρολόγων,* | Das iſt die vnfelig gewiſeſt Practica practicarum, auff das yetzig vnd | nachfolgende jar auß grund der groſſen Coniunction, | langer erfarnuß, vnd ſteter übung, mit verglei-|chung der ſiben jrrdiſchen Planeten, vnd | zwölff Himliſchen zaichen beſchriben. | Von Gewitter vnnd Vngewitter, Kriegen, Thewrung | Tod, Verändrung, Von finſternuß der Sonnen, Mons | vnd Sternen, auch andern vnſeltzamen Aſpecten. |

Gnad yetz Gott dem Gaiſtlichen ſtand
Schaw fleiſſig auff du Chriſtlichs land
Der hölliſch Drack ligt nymmer ſtill
Bringt Türcken, Krieg, vnd Jrrthumbs vil
Weil nyemandts mehr recht glauben will.

(Bild: Zahlreiche Figuren, die ſchreckliche Ereigniſſe andeuten ſollen.) Attamen hiis quoque vir sapiens dominabitur astris. | Intrepidusque stabit si ratione valet. | Jo nas Philognysius practicierts. |[1])

Auf der Rückſeite des Titelblattes ein lateiniſches Citat aus Hieron. 10. In die Vorrede, die „Herrn Hör yedermann“ gewidmet iſt, berichtet Nas, daß nun jedermann, dem die Wahrheit lieb ſei, über die Aſtrologen ſich beklage. „Dann dieweil ſie ſo nahent beym Himel jha gar ins ſibendt geſtirn auffm Bock verzuckt ſeind vnd dannoch vnwarhafftig vnd zweyfelig erdapt werden“ iſt es kein Wunder, daß man ihrer müßig geht. „Derohalben auch ich von meinen Herrn ſchwager Joanſen Weyermann der ſiben faulen künſt ein Maiſter vnd Doctor vnderricht genommen vnd perſuadirt worden, . . . aller Lugenbüchlein vnd Practiken der Sterngucker abzutun . . . Sonder etwas luſtigs vnnd warhafftigs fürzuſchreiben wölches menigklich war vnd nutz zuſein, verſtehn vnnd brüffen kün.“ So habe er ſich vorgenommen, hier die Wahrheit vorzutragen. „Ich

[1]) Die geſperrten Worte ſind im Original roth gedruckt.

hette ſie zwar auch wol von Chriſti geburt her Historiae auff Leonitziſch oder Hebenſtreytiſch beweyſen künden", das ſei ſehr leicht, weil doch jährliche Finſterniſſe und Unglücksfälle einträten, „aber von kurtzweil wegen" will er bei der Wahrheit bleiben und dieſe in Scherz und Ernſt zu gutem praktizieren.

Nun folgt das erſte Kapitel über den Eingang des Jahres und die vier Jahreszeiten mit ſelbſtverſtändlichen und ſehr komiſch wirkenden Vorherſagungen über Wetter, Feldfrucht und Befinden der Menſchen. Ganz in dem Tone, wie die betreffenden Kapitel bei Rabelais, ohne daß wir darum unmittelbare Abhängigkeit annehmen müßten. Denn wenn Nas ebenſo, wie Rabelais verkündet, daß der Frühling mit der Schneeſchmelze beginnen und viele Blumen bringen werde, daß in der Hitze des Sommers ein kühler Trunk gut munden werde und daß der Herbſt die Zeit der Traubenleſe ſei, ſo ergaben ſich dieſe Orakel jedem von ſelbſt.

Das zweite Kapitel handelt „von den regierenden Planeten diſer Jar, als dann ſein Boßhait vnnd fraw Jrrthumb". Zwei Bilder: Mars und Luna mit der Überſchrift:

Mars haderkatz mein namen iſt,
Boßheyt ich üb zu aller friſt.
Wie mich mein Weyb abrichten thet,
Fraw Haeresis, wieß vnden ſteht.
Frag, warumbs ſo übel zugeht.

Dieſen Gedanken hat Nas jedenfalls von Weiermann, der auch in der Einleitung ſeiner Praktik erklärt, die Regenten dieſes Jahres ſeien nicht Mars und Luna, wie die Aſtrologen behaupten, ſondern „der Gytt vnd die Hoffart". Nas' zweites Kapitel iſt ſehr umfangreich und nicht ironiſch. Es enthält eine mit viel gelehrtem hiſtoriſchen Material ausgeführte Bekämpfung der Aſtrologie. Nas bezeichnet dieſe „lügenhafte, teufliſche Kunſt", als die „Gebärmutter" der Ketzerei, darum ſei ſie auch bei den Ketzern beſonders im Schwange. Mit heftigen Worten eifert er hier wieder gegen den „Hebenſtreitiſchen irrigen Lermannsrüffer" und gegen den „heilloſen warſager Leonitz". Er beklagt ſich über die proteſtantiſchen Kalendermacher, Nativitätsſteller und Propheten, die aus den Sternen den Sieg der lutheriſchen Sache prognoſtizieren, er führt Ausſprüche der Bibel, der Kirchenväter, der Gelehrten des Mittelalters und ſeiner Zeit gegen die Aſtrologie an und hebt beſonders nachdrücklich hervor, daß Luther (in dieſer Hinſicht eine Ausnahme unter den Ketzern) ein Gegner der Aſtrologie geweſen ſei. Dieſer Unfug ſei aufgekommen „dieweil die edel, ſchön, luſtig kunſt Aſtronomia, den Gelehrten wenig inn die Küchen getragen hab, auch ſich jhr die groſſen Herrn wenig ge-

acht". Zum Schluſſe fordert er alle Chriſten auf, Aſtrologie, Gottesläſterung und Ketzerei zu meiden und in der wahren katholiſchen Kirche zu verbleiben.

Das dritte Kapitel „von den zwölff Monaten vnd von eingang der Sonnen in die zwölff zaichen vnd jhrer aigentlichen würckung" iſt wieder ironiſcher Natur. Es iſt zweifellos durch Weiermann angeregt. Allein Nas hat nur die Art des Spottes im allgemeinen, in den einzelnen Monaten hie und da einen ähnlichen Gedanken, oder höchſtens ein bis zwei Sätze aus Weiermann übernommen,[1]) im übrigen hält er ſich ganz ſelbſtändig, bringt die Eigenſchaften in komiſche Beziehungen mit den betreffenden Zeichen des Tierkreiſes (die in ſeiner Praktik jedem Monate auch im Bilde beigegeben ſind) und fügt eine Fülle witziger Einfälle und ſatiriſcher Seitenhiebe hinzu.

Das vierte Kapitel „Von finſternuß vnd zaichen an Sonn vnd Mon auch Sternen laut der reymen vnd bildtnuß" ſchließt an das zweite Kapitel an und führt breit mit ſtarken Ausfällen gegen die Proteſtanten aus, wie ſündhaft und abgöttiſch es ſei, auf die Aſpekten und Geſtirne zu bauen, ſtatt alle Geſchehniſſe von Gott abzuleiten. Das fünfte Kapitel „vnd beſchlußred" zieht noch einmal das Ergebnis, Nas habe durch ſeine Schrift die Leſer warnen wollen „vor der vanitet der Aſtrologiſchen vorſagung, auch vor der ketzeriſchen flaiſchlichen verfinſterung". Als Anhang folgt eine ironiſche „Aſtrologiſche Prognoſtication von dem waren liechtprediger vnnd wunderſeltzamen Propheten der fliegenden welt" und eine „Erinnerung" als Erklärung dazu. Als Parodie auf die vielen Ankündigungen kommender Propheten in jener Zeit — beſonders auf den „heiligen Mann" (H. Oſiander in Nürnberg) und auf eine Prognoſtikation für das Jahr 1588 von Leovitz — hat Nas hier mit gutem Witz den wahren Lichtprediger, das heißt den Hahn als einen fliegenden Propheten gefeiert.[2])

---

[1]) Vgl. die Zuſammenſtellungen zwiſchen Weiermann, Nas und Fiſchart unten S. 241 ff.

[2]) Als vermutlich Fiſchart zugehörig wird ein Bildergedicht bezeichnet unter dem Titel: „Ein Wunderläßliche Zeitung von einem Newen Propheten, ſo newlicher Zeit zu Einſidelen, zwiſchen dem Gugelkamm vnd Gallencock iſt erſtanden." (Vgl. Goedeke, Grundriß 2, S. 503, Nr. 56. Neugedruckt bei Weller, Neue Original-Poeſien Johann Fiſcharts S. 82 f.) Vierunddreißig erklärende Verſe zu einem Holzſchnitt. Wahrſcheinlich zu Straßburg um 1573 erſchienen. Dieſes Gedicht enthält den gleichen Gedanken wie der oben erwähnte Anhang von Nas: der Hahn wird als Wetter- und Tagverkünder und als Prophet gefeiert. Die Beziehungen zwiſchen beiden Erzeugniſſen ſind nicht ſehr eng; wörtliche Übereinſtimmungen fehlen durchaus. Trotzdem wäre es ſehr gut möglich, daß der Verfaſſer des Gedichtes (alſo vielleicht Fiſchart) und der Zeichner des Bildes durch die Praktik von Nas dazu angeregt wurden. Der Gedanke kehrt übrigens in jener Zeit öfter wieder, ſo auch in der zweiten Ausgabe des „Großvaters aller Praktik" unten S. 254.

Schon ein Jahr ſpäter, zu Ingolſtadt 1567, erſchien die zweite Ausgabe B der Gegenpraktik von Nas (Berliner Königliche Bibliothek Yz 2195, 32 Bl.).

Das Titelblatt iſt gleich A mit folgenden geringen Abweichungen Z. 1: *ἀντασ(τ)ρολογοπρᾶξις*. Z. 10 Von] von. Z. 18 Intrepidus constans, ac ratione valens. Z. 19 Jo nas Philognisius Practicierts. Auf der Rückſeite des Titelblattes iſt ein zweites Citat aus Eſaia 47 hinzugefügt. Der Inhalt von B ſtimmt ganz überein mit A, abgeſehen von kleinen ſtiliſtiſchen Änderungen, unbedeutenden Zuſätzen und einzelnen Randbemerkungen.[1] Die Verſe am Anfang des zweiten Kapitels lauten in B:

Mars haderkatz mein namen iſt,
Boßheyt ich üb zu aller friſt.
Wie mich mein Weyb abrichten thet,
Fraw Haeresis, wieß neben ſteth,
Die mir einbleſt Calwiniſch gifft,
Darmit ich vill des Jamers ſtifft.
Rumor vnd Ketzer ich thu machen.
Des jm der Türck hertzlich thut lachen
Vnd vns zuhelffen kumbt daher
Mit fewer, wehr vnd waffen ſchwär.
Hüt dich nur Bapſt, Kirchen vnd lehr.

Die zwei Anhänge zu A ſtehen in B als fünftes Kapitel vor der „beſchlußred". Dieſer folgen in B zwei neue Anhänge: und zwar „Mandat des Sathans an ſeine liebe getrewen". Satan verordnet, daß in den Niederlanden nicht mehr die Beſtimmungen Karls V. und Philipps II., ſowie die katholiſchen Gebote, ſondern „die ordnungen vnd reformation, ſo vnſere liebe Getrewen Martin Luther vnd Calvini gemacht haben" gelten ſollen. Unterzeichnet: „Sathan" und „Secretari Luther". Den Schluß bildet die Conscriptio Calvini casus, ein Geſpräch zwiſchen Calvin, Charon, Cerberus und Claviger coeli in lateiniſchen Hexametern, in denen jedes Wort mit C anfängt.

In einer neuen ſtark vermehrten Faſſung C erſchien die Praktik von Nas zu Ingolſtadt 1571. 96 Bl. (Berliner Königliche Bibliothek Miſchband Xx 2601°.) Sie hat den Titel: Practica Practicarum | Das iſt Ein gewiſe vor- ſagung, auff vil zůkünfftiger Jar, darinn man allerley freyd vnd layd auß den ſeltzamen Aſpecten jrrdiſchen Pla- neten, vnd zwölff Himliſchen

[1] Z. B. C 7a „Andre Roſuin fengt ſein Practick heuer mit dieſen worten an vnnd bekennt, das faſt all Kalendermacher zu vnſern zeyten wie yedtweder von der Planeten regierung ſein ſundern mainung hab." Über weitere Änderungen vergleiche unten S. 232.

Zaichen durch al- | ler Jar Quadraturn, kurtz vnd lustig be- | schriben lißt, Jo nas Philogne- | sius Auctor ist ꝛc | (Bild: Neben Gestirnen, Tierzeichen u. s. w. Nas auf einem Stecken-Esel reitend) Attamen his quoque vir sapiens dominabitur astris | Intrepidus. verae nec rationis inops. MDLXXI. Die neue Vorrede beginnt also:

„Vor vier jarn, Freundlicher Leser, Ist ein Practick außgangen von vbermäßigem schimpff vnd ernst gestellet, deren ich zwar Author, aber sie von glimpffs wegen sowol als der Vier vnd hundert Euangeloser waar: Habe mit einem vnbekannten namen wöllen abfertigen. Dieweil aber solches die Widersacher Christlicher Kirchen erfaren vnd mich darumbwegen auffs beste außbalieret haben, derhalben bin ich auch verursacht worden, solche Practicam gleich wie die Centurien mit meines namens offentlicher bekanntnuß widerumb von neuem gebessert vnd gemehret in Truck zugeben vnnd dessen hab ich vil beweglicher andrib vnd vrsachen." Da er gesehen, daß seine Gegen-Praktik gute Folgen gehabt, habe er sich entschlossen, sie nochmals herauszugeben, um die Gläubigen von neuem vor den heidnischen und ketzerischen Praktiken zu warnen. Dann folgen wichtige Selbstbekenntnisse zur Charakterisierung seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit. In seiner Antigratulation und in den Centurien habe er „grob vnd vnuerschembt" die Lutheraner angegriffen, in einem Tone, den er von ihnen gelernt habe. Sie haben das „Bapstumb die groß Babilonisch Hur" genannt, also mußten alle katholischen Fürsten „Hurengeschmaiß sein. Item weil sie (die Lutheranen) von uns herkommen, so müsten sie alle Hurn vnd Hurkinder sein, wie grob aber solches ist, das haben die Esel nie verstehen wöllen, biß ich sie mit ainem kleinen fingerlein angerürt hab. Darzu nur lateinisch. Herr Gott wol wüten vnd doben sie, wol haben sie mich verklagt, ja sich selbst zu spott gemacht." Er habe auch ernste fromme Bücher geschrieben, seine Predigten, seinen Katechismus und die Postille, aber „den vnlustigen wüsten Predigkautzen hab' ich auch jren vnlust, rotz vnd kofer wider zugeschmißt, sich darin zu ersehen, dann sie sich in dem Nasensafft jhres aignen vnlusts besser ersehen, dann inn ainem Stählen Fewrspiegel, das sie nun ab solchen Rotzspiegeln zornig werden vnnd wüthen wie die Affen, das gibt mir wenig zuschaffen." Er wisse wohl, daß „auch die gelehrten vnd rechtvernünfftigen Catholischen wider solcher meiner Streitbücher freyheit murren, damit ich doch einmal semel pro semper hierauff antwort geb vnnd bitt doch solche meines fürhabens vrsach wol zuerwegen, so waiß ich, das sie sich werden ains bessern besinnen. Ich hab allzeit gehört, das kain freyere Fechtkunst sey, dann wan man den Feind mit seiner aignen Wehr bestreit vnnd erlegt .... Nun so hab ichs inn aller Predigkautzen vnnd etlicher Sternseher Bücher erfaren, das jhr Kunst stehet inn Narrenwerck mit der hayligen Geschrifft bemendelt.... Damit sie nun solches an andern Leutten sehen, wie vbel es stehe, Sehe da hab ich mich juen zu ainen Spiegel gestelt, das sie sehen, was vnrecht sey vnd solchs fort meiden.... Sie treiben vil Narrengewäsch in jren Schrifften, aber halten solchs für ain kunst. Wolan so schick ich jhn auch solch gespunst.... Sie fluchen und lästern mit grausamen lügnen vnnd man solt sie auff den Händen tragen?... Jhre Scribenten vnd Predigkautzen der mehrer theil sein Schalcksnarren, drutzig Spötter vnnd vnverschämbt, Ey solten dann die Catholischen neben

Als Spangenberg vnnd das Höllischpech (d. h. Nigrinus)

NB. Der Predigkautzen Spiegel sey Aller Nasen rotz vnd gaifer frey.

ſo vil Hochgelehrten nicht auch ainen ainigen Abentheurer haben, der jhnen dürfft die warheit ſagen, wolten dann ſie allain Bnflätter ſein? Ey wir kundtens auch, wanns nur ain kunſt wer." Wenn es möglich wäre, daß die Obrigkeit ihnen Fauſt und Maul mäßigte, ihr Läſtern und Lügen, ihre Famosſchriften abzuſchaffen, dann wolle er auch das Narrenwerk aufgeben und was reines, gutes und göttliches vornehmen.

Dieſer Einführung folgt die Vorrede und die erſten vier Kapitel der älteren Faſſung mit geringen Zuſätzen, Änderungen und neuen Randbemerkungen, wobei C den Text A zur Grundlage hat und nur ſelten die Varianten von B berückſichtigt.[1] Im zweiten Kapitel ſind namentlich die Äußerungen Luthers gegen die Aſtrologie ſehr vermehrt. Im dritten Kapitel ſind zu den meiſten der zwölf Monate neue Abſchnitte in Verſen hinzugekommen.[2] Das vierte Kapitel über die Finſterniſſe u. ſ. w. iſt wieder gleich dem Texte von A, abgeſehen von einigen neuen Abſchnitten zum konfeſſionellen Streit. Nun folgt als fünftes Kapitel, was bisher nicht beachtet worden iſt, eine freie und erweiterte Bearbeitung der Prognoſtikation von Henrichmann. Die Vorlage wird nicht genannt, doch ergiebt es ſich deutlich aus einem Vergleich, daß Nas nicht etwa Roßſchwanz, ſondern direkt

[1] B hat, wie erwähnt, zahlreiche Zuſätze zu A: Zeile 1. Im Abſchnitt „Winter". A Zeile 5 nach „einhaitzt] B „damit die kelt mit hitz vertriben werdt". Am Schluſſe des ganzen Abſchnittes B „oder zum Dockter Manlio inn die ſchul gehn, wölcher gelobt hat se monstraturum rationem construendi Figuram coeli ad quemlibet tempora γενέσεων". Im Abſchnitt Herbſtmon hat A „Der Catholiſch glaub wirdt bey den vollen ſaufern ... conſpniert werden"; B fügt hinzu: „Die Euangeliſchen werden den trinckgeſchirrn gar auf den grund kommen." Dieſe und andere Zuſätze, ſowie die neuen Randbemerkungen von B hat C nicht. Im Monat „May" hat A folgenden Satz: „Wölche fraw inn diſem Monat empfängt, die wirdt darnach bald ſchwanger werden ... (bis) alſo das mans mit müttern von jhr tragen wirt." Dieſer Satz fehlt in B, ſteht aber wieder in C. Nur gelegentlich hat C die Varianten von B. So auf der Rückſeite des Titelblattes beide Citate, im Wintermon A Aſpect] B nachſpec C Naſchſpect. Die Verſe zu den Bildern Mars und Luna ſind in C wieder anders:

Mars Haderlaß mein namen iſt,
Boßhait ich üb zu aller friſt,
Fraw Haereſis die blößt mirs zu,
Den frummen ich mach vil vnrhu.

Ich, Haereſis, fraw leverey,
Blas das Horn betriegerey,
Aller tugendt ich nacket ſthe,
Bei Moneßſchein ich jagen ghe.

[2] Über die Zuſätze ſiehe unten die Vergleichungen zwiſchen Nas und Fiſchart. Die neuen gereimten Abſätze hat Fiſchart alle benutzt, nur den folgenden zum Monat Mai gehörigen nicht:

Glaub keinem Juden auff ſeinen ayd,
Thraw keinem Wolff auff Wilder haid,
Glaub keines Predicanten ſchrifft,
Auch keiner falſchen Frawen wifft,
Thraw keine Lutheriſchen auff ſein gewiſſen,
Du wirſt ſunſt von in allen beſchiſſen,
Dann alles betrugs ſie ſeind geliſſen.

Henrichmann benutzt hat.[1] Es wird unten gezeigt werden, daß Fiſchart nicht Henrichmann oder Roßſchwanz, ſondern gerade dieſe Naſſche Bearbeitung benutzt hat.

Dieſer Prognoſtikation folgen zwei Kapitel, die auch erſt in C hinzugekommen ſind. „Das ſechſt Capitel vom ſeltzamen Sprechen vnd Figuren der Sternſeher" wiederholt in ermüdender Breite die Gedanken der Vorrede. Nas ſehe ſich genötigt, ernſte Auseinanderſetzungen mit Poſſen und Schwänken abwechſeln zu laſſen, um der Wahrheit gegen Lügner und Ketzer zum Siege zu verhelfen. Da ſeine gelehrten Schriften nicht den gewünſchten Erfolg hatten, ſo wolle er ſeine Gegner „wie Luther in nachfolgung Marcolfi in hindern ſehen laſſen" und ihnen „den Naſenſafft auffs Papir oder an ein wandt geſchmitzt zum ſpiegel" vorführen. Das ſiebente Kapitel bekämpft von neuem „alle einredt der Sternkucker" mit großem gelehrten Material aus der ganzen anti-aſtrologiſchen Litteratur. Unter anderem wirft Nas hier den Aſtrologen vor, daß ſie gleich den Ketzern den freien Willen der Menſchen gefangen ſetzen. Als achtes Kapitel folgt dann, wie in B die Weisſagung und Erinnerung vom Hahn und die (hier ſtark gekürzte) Beſchlußrede. Darauf folgen nicht die Anhänge von B, ſondern zwei lateiniſche Gedichte: Ein ſcherzhaftes von F. Johannes Dominicus auf des Naſus Eſel, der auch im Bilde vorgeführt wird,[2] und eins auf die Praktik von Johannes Engerdus.

Dieſe erweiterte Faſſung wurde noch einmal aufgelegt im Jahre 1572. D. (Berliner Königliche Bibliothek Yz 2203. Hannover.) Dieſe Faſſung zeigt bis auf die neue Jahreszahl das gleiche Titelblatt wie C und ſtimmt auch im Text wörtlich mit C überein.

---

[1] Wo Henrichmann und Roßſchwanz voneinander abweichen, folgt Nas dem erſteren, ſo in der Anordnung der Kapitel. Ferner fehlt das 21. Kapitel von den Eidgenoſſen, der Satz über den Bodenſee (Roßſchwanz 10) und jener über Speier (20), ſowohl bei Nas, wie bei Henrichmann. Hingegen hat Nas das erſte Henrichmanniſche Kapitel de anni qualitate, das bei Roßſchwanz fehlt, auch übertragen. Die gleiche Übereinſtimmung zwiſchen Roßſchwanz und Henrichmann finden wir im Wortlaut. Z. B. Henrichmann. „Haec Argentinae reperientur exili pretio." Nas „. . . wirdt man genug finden vmbs geldt zu Straßburg . . ." Hingegen Roßſchwanz: „Dis würt dis jar wol geraten zu Straßburg." Oder Henrichmann: „ferri autem multitudine utentur laminarii et cultellifices." Nas: „aber die Platner vnnd Schloſſer werden mehr eyſens verſchmiden." Roßſchwanz: „Aber Stahel vnd eyſen würt man vil zu Helmbarten vnd harnaſch brauchen."

[2] Auf einem diſtelnfreſſenden Eſel reitet Nas umgekehrt, hat ſein Wappen mit der Schere neben ſich und hält mit der Linken den Schweif des Eſels in die Höhe. Ein Schwein, ein Hund und Weipen ſtürzen ſich auf die Exkremente des Tieres. Es iſt nahezu dasſelbe Bild, das ſich auf dem Titelblatt von Nigrinus' Pamphlet „Von Bruder Johann Naſen Eſel vnd ſeinem rechten Tittel" vorfindet.

Von der Praktik des Nas beſteht auch ein ſpäter Nachdruck (E), der bisher nicht bekannt war. „Vnfehlig gewiſeſte Practica Practicarum | Auff das jetzig vnd nachfolgende Jahr auß grund der Conjunc- tion, langer Erfahrnuß vnd ſtetter Vbung mit vergleichung der ſiben jrrdiſchen Planeten vnd zwölff himliſchen Zaichen |. Von Gewitter ... Aſpecten (Text wie in A).

Nun helff euch Gott, jhr Geiſtlichen,
Schawt fleiſſig auff jhr Weltlichen,
Der Hölliſch Drack ligt nimmer ſtill,
Weil niemandts mehr recht glauben will.

(Vignette.) Getruckt im Jahr 1641, 22 Bl. (Berliner Königliche Bibliothek Yz 2193.) Es iſt ein Nachdruck der Ausgabe A mit geringfügigen Änderungen. Bemerkenswert iſt nur des „Buchtruckers Schlußred". Auch ſie eifert gegen die Kalendermacher, Sternſeher und Horoſkopſteller. Über Nas ſagt der Drucker folgendes: „Wer dieſer Practicant oder Calendermacher ſey, iſt mir vnbewüſſt. Gewiß iſt es, daß wie er in dem Eyfer Chriſtlich, in der mainung trewhertzig, in der Lehr warhafftig, alſo iſt er jetziger Practicanten gemainem brauch vnd ſtilo nach im reden etwas dunckel vnd bißweiln auch Altfränkiſch, doch in allem Lobenswerth vnd gantz glaubwürdig. Diſes Calendermachers Namen ſuche im Titel ... Jonas Philoguyſius: Zu Teutſch Trewmainend auffrichtiger Teutſchhertziger Bueß prediger."

Endlich iſt der Haſen Jagt in der Ausgabe vom Jahre 1629 beigegeben: ein „Appendix. Ein kurtze, doch gewiſſe Practick auf alle künfftige Jahr gerichtet." Dieſer Anhang beſteht nur aus dem erſten Kapitel (die vier Jahreszeiten), der Überſchrift und den Reimen des zweiten Kapitels und den Abſchnitten von den zwölf Monaten aus der Praktik von Nas in der erſten Faſſung.[1]

5. Die verſchiedenen Ausgaben der Praktik Fiſcharts.

Ehe wir daran gehen, Fiſcharts Praktik zu charakteriſieren, ihre Quellen und die Art ihrer Ausnützung zu unterſuchen, müſſen wir die Bibliographie dieſes Werkchens erledigen. Die erſte kürzere Faſſung liegt in zwei Drucken vor, 1572 (A) und 1573 (B). Beide mit dem Haupttitel „Aller Practick Großmutter" und ohne Nennung des Autors. A iſt von Braune in einem ſorgfältigen Neudruck[2] herausgegeben, die Abweichungen von B ſind in der gleichen Aus-

[1] Vgl. Crecelius in der Alemannia 8, 271 f.

[2] Neudrucke deutſcher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. 2. Heft Halle 1876.

gabe genau verzeichnet worden.[1]) Über A und B iſt alſo kein Wort weiter zu verlieren.

Die zweite um mehr als das dreifache erweiterte Bearbeitung iſt nur nach einer ſpäten Ausgabe von 1623 durch Scheible neu gedruckt worden.[2]) Die erſte Auflage der zweiten Bearbeitung iſt im Jahre 1574 (C) erſchienen.

C hat folgenden Titel:

Aller Practic Grosmüter. | Die Dickgeprokte Panta-gruelinische Btrugdicke Prokdik oder Pruchnaſtikaz, Laſtafel, Baurenregel | vnd Wetterbüchlin, auf alle Jahr vnd Land gerechnet vnd gericht: Durch den Volbeſchiten | Mäusſtörer Winhold Alcofribas Wüſtblutus | von Ariſtephans Nebelſtatt: des Herrn Panta-gruel zů Landagreuel öberſten Löffelrefor-mirer Erb vnd Erztränck, vnd Mundphiſicus. | Jzund alles aufs neue zu lib den grillengi-rigen zeitbetrigern: verſtokten | hirnbedäub-ten maulhenkoliſchen naturzwän-|gern: ergenzt vnd beſprenzt. | Ein friſch räs, kurzweilig gelás, als | wan man haberſtro ás. (Bild.) Kum krazen vnd Brifilegen der Räſen käſiſchen Meſtitet Biberij Krausij | Caldij Meronis Vitellij F. MDLXXIIII. (Die geſperrten Zeilen ſind roth.) 72 Bl. 8°.

Dieſen Titel zeigen die Exemplare Yz 2250 und Xx 2601[r] (Nr. 2) der Berliner Königlichen Bibliothek. Die Auflage des Jahres 1574 aber liegt in mehreren (ſoviel mir bekannt iſt in vier) verſchiedenen Drucken vor, die den gleichen Satz, doch im Titelblatt und den erſten Bogen geringfügige Varianten zeigen. Wahrſcheinlich ſind während des Druckes (was im 16. Jahrhundert häufig der Fall war) für einige Exemplare nachträgliche Änderungen am Titel und an einzelnen Bogen vorgenommen worden. Das Berliner Exemplar Yz 2248 hat auf dem Titelblatt Z. 2 dickgeprokte, ſtimmt aber ſonſt mit dem oben angeführten Titel wörtlich überein. Nun giebt es aber auch Exemplare mit ganz ſchwarzem Titel und zahlreicheren Abweichungen im Titel und in Bogen A—C. Die Abweichungen dieſer Faſſung D (nach dem Berliner Exemplar Yz 2246) von C ſind verzeichnet bei Wendeler, Meuſebachs Fiſchartſtudien S. 196—198. Ein Druck der Faſſung D ſtimmt im dritten Bogen mit C überein (Wendeler S. 198).

Die weiteren Ausgaben der Praktik ſind:

E: 1593. Der Titel von C in folgender Weiſe abweichend: Z. 2 (und zwar nach den zum Teil anders abſetzenden Zeilen von E gezählt). dickgeprockte Z. 4 Prockdick, Pruchnaſtickaz, Laßtafel Z. 5 vnnd, auff Z. 6 Vollbeſchiten Z. 7

[1]) Ebenda S. IV—VI.

[2]) Scheibles, Kloſter 8, S. 515—663. Dieſer Neudruck kann vorläufig C, mit dem er im weſentlichen übereinſtimmt, erſetzen.

Mäußſtörer, Windhold ... Wüſtblutus Z. 8 zu Oberſten. Z. 9 Löffelreformierer, Erztrenck Z. 11 Jetzund ... newe zu lieb, Grillengirigen Z. 12 Zeitbetriegern: verſtockten Hirnbedäubten Z. 13 Maulhenkoliſchen Naturzwängern ergentzt Z. 14 beiprenzt Z. 15 räß, kurtzweilig geläß ... wann Z. 16 Haberſtro äß Z. 18 Rum kratzen, Käſiſchen. MDXCIII (Die 2. 3. 11. 15. und 17. Z. ſind rot). 84 Blatt 8°. Berlin, München (Univerſitätsbibliothek), Straßburg, Wien (Hofbibliothek), Wolfenbüttel.

F: 1598. Der ganz ſchwarze Titel zeigt folgende Abweichungen von E: Z. 3 Betrugdicke Z. 8 Ariſtophans ... deß Z. 10 Mundphyſicus Z. 13 Maulhenkóliſchen Z. 14 vnnd. Die Zeilen nach dem Holzſchnitt: Kumm ... Vitellij fehlen. Anno CIↃ IↃ XCVIII. 84 Blatt 8°. Berlin, Darmſtadt, Feldkirch (Stella matutina), Wien, Wolfenbüttel.

G: 1607. Der ſchwarze Titel weicht von F alſo ab: Z. 3 Pantagrueliſche Z. 5 vnd Wetterbüchlein ... jar Z. 6 Vollbeſchitten Zeile 8 Langreuel Z 9 Löffelreformirer. Anno MDCVII. 64 Blatt 8°. Berlin, Göttingen. Straßburg, Wien, Zürich.

H: 1623. Schwarzer Titel mit G übereinſtimmend bis auf Zeile 5 Bawrenregel, Jahr Z. 14 vnd Z. 16 Haberſtroh. Anno MDCXXIII. 64 Blatt 8°. Göttingen. In Scheibles Kloſter 8, S. 545—663 mit einigen Druckfehlern im Texte neugedruckt. Alle bisherigen Ausgaben haben auf dem Titelblatt den auch von Scheible mitgeteilten Holzſchnitt.

Nun folgt noch eine bisher nicht bekannte (auch bei Goedeke nicht verzeichnete) ſpäte Ausgabe.

J: 1635. Im Titel mit H übereinſtimmend bis auf Z. 6 vnnd Z. 7 Landt Z. 12 Löffelreformierer Z. 16 Verſtockten Z. 18 beſprengt Z. 19 Friſch, Kurtzweilig. (Der Holzſchnitt fehlt) Z. 21 Im Jahr MCXXXV. 8 Zeilen und Jahreszahl roth. 64 Blätter 8°. (Berliner Königliche Bibliothek Yz 2261.) Die Jahreszahl iſt natürlich falſch. Es ſollte lauten MDCXXXV. J folgt im Texte genau den Varianten von H und auch die Typen erweiſen es, daß dieſe Ausgabe in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts gedruckt wurde.

Ich gebe nun ein Verzeichnis der Varianten von C—J, wobei ich die rein orthographiſchen Differenzen und offenbaren Druckfehler mit Abſicht nicht berückſichtige. Die Zeilenzählung gebe ich nach dem jedermann zugänglichen Scheibleſchen Neudruck.[1])

S. 546, Z. 6 v. u. zwiſchen daß — ſie in C—F ſie es alſo genau bei vfennigen ſuchen müßten, da. — S. 550, Z. 9 C Schachſpiel] E—J Schawſpiel. — S. 551, Z. 22 C gecken] D—J decken. — S. 552, Z. 14 C—F vernügen] G—J verlügen. — S. 554, Z. 11 C—F gelſchuß] G—J Geſellſchuß. — S. 554, Z. 2 v. u. C greiſen] E—J greiffen. — C—F haben das Gedicht Reznem gleich nach der Vorrede, und zwar in der Faſſung, die Kurz, Fiſcharts Dichtungen 3, S. 33 f. abdruckt. G—J haben das gleiche Gedicht erſt am Schluß des ganzen Werkchens, und zwar ohne den Schlußvers: „Wolan nun ſchweigt, der Doctor ſteigt." — S. 556 Überſchrift C—G Von gleichung] HJ Vergleichung. — S. 557, Z 8 C eim (EF einem) die] G—J einem. — S. 558, Z. 7 C—E 5536] F—J 5559. — S. 560, Z. 9 v. u. C—E an] F—J auß. — S. 568, Z. 9 C—G Halns] HJ Heyls. — S. 574, Z. 4 nach führt] C—F vn rührt: Secht. — S. 574, Z. 7 nach erkorn] C—F: beinach in einer jden ſcheuren. — S. 577, Z. 9 v. u. C—F boß] G—J bloß. — Z. 2 v. u. C—G Stertman] HJ Sackpfeiff. — S. 578, Z. 2 v. u. C—F bubenflick] G—J Bubenſtück. — S. 582, Z. 5 C—F Neidfaſſiges] G—J Newfreſſiges. — Z. 7 v. u. C—F Künitleinwelber]

[1]) D ſtimmt mit C überein, ſoweit die Unterſchiede nicht bereits bei Meuſebach S. 196 f. verzeichnet worden ſind.

G—J Künigleindelber. — S. 584, Z. 15 C grauen] E—J Graffen. — S. 586, Z. 1 nach worden] C—F: Schiff vnd Furleut, die nie gebett haben. — S. 590, Z. 6 C—G Schadturn] H Schaturn J Saturn. — S. 593, Z. 4 C—F Notnarrii, Protonotnarii] G—J Notarri Protonotarri. — S. 596, Z. 10 v. u. C—G Notnarri] HJ Notarri. — S. 597, Z. 9 f. nach Saubernäßlin] G—J Großnäßlin. — S. 602, Z. 2 v. u. nach Münzfälſcher] C—F Müntzſchmelzer, Briffälſcher. — S. 608, Z. 18 C—G Rinder] HJ Kinder. — S. 618, Z. 3 v. u. C Bei Goi] EF Bei Goi Gott] G—J Bey Gobi Gott. — S. 620 Ueberſchrift C bruch] E—J braucht. — S. 621, Z. 3 C—F Wetterlunige] G—J Wetterlinge. — S. 623 Überſchrift C—F Nychi] G—J Lichi. — S. 633, Z. 8 f. nach eim] C—F haus. — S. 642, Z. 8 C Weisbkleidern (für: Weibskleidern)] E—J weiß Kleidern. — S. 648, Z. 16 C kält] E—J Kat. — S. 649, Z. 1 v. u. C—E klein leid, klein neid. FG kein leid klein neid. HJ kein leid, kein neid. — S. 650, Z. 1 nach alte] C—G dople. — S. 650, Z. 3 C—G Hámel] HJ Himmel. — S. 652, Z. 5 v. u. C—E Raben] F—J Ruben. — S. 655, Z. 10 C—E Schmilt] F—J Schmit. — S. 657, Z. 10 C Cavallier] E—J Tavallier. — S. 660, Z. 4 v. u. C—F meh] G—J nicht. — S. 661, Z. 8 v. u. C—F ſtern gibts räſe] G—J gibt es böſe. — Nach S. 662, Z. 21 ſchließen C—F mit folgenden Worten: „Ich müß aufs zukünftig auch etwas ſparen, ſonſt wa ich es alles ſagt, ſo wer es meher, dan das halb. Getrückt im Flügenſtal zu Altenarren durch Cultus, Schaltus, Winkalbus in Narrweiden.“ G—J haben den Schluß nach dem Gedicht „Reznem“, und zwar „Ich ... halb.“ Ende. Ein Drucker oder ein Druckort iſt in keiner Ausgabe genannt.

Aus der Zuſammenſtellung der Varianten ergiebt ſich, daß der Text der zweiten Bearbeitung vom Jahre 1574 im weſentlichen gleich geblieben iſt. Die meiſten der übrigens nur geringfügigen Änderungen, die zum größten Teile erſt in der Ausgabe G eintreten, machen den Eindruck des Unabſichtlichen. Wo nicht ein Druckfehler vorliegt, hat wohl meiſt nur ein Verſehen die Änderung herbeigeführt. Fiſchart ſelbſt hat nicht mehr die Gelegenheit gehabt, Änderungen an der erweiterten Faſſung vorzunehmen, da alle ſpäteren Ausgaben erſt nach ſeinem Tode erſchienen ſind.

6. Fiſcharts Praktik in beiden Faſſungen und deren Quellen.

Fiſcharts Praktik erſchien in den erſten Jahren ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Als Polemiker hatte er in ſeinen erſten drei Schriften die römiſche Geiſtlichkeit angegriffen, als Satiriker in ſeinem gereimten Eulenſpiegel alle Stände, alle Mißbräuche und Thorheiten der Zeit aufs Korn genommen, als Parodiſt gab er nun in der Praktik den aſtrologiſchen Aberglauben und die gewiſſenloſe Kalendermacherei dem Spotte preis. Die den Markt überſchwemmenden Praktiken, an denen ſich auch Straßburger Drucker eifrig beteiligten, waren Fiſcharten natürlich bekannt. Den erſten Anſtoß zu ſeiner Parodie aber gab ihm zweifellos Rabelais, mit dem er ſich in jener Zeit bereits beſchäftigt hatte. Als Anhang zu ſeinem

großen Roman hatte Rabelais ſeine Pantagrueline Prognostication veröffentlicht und ſie dem maistre Alcofribas, Architrichin dutit Pantagruel zugeſchrieben. Dieſen Zuſammenhang hat Fiſchart äußerlich bewahrt und ſeine Praktik, obwohl ſie drei Jahre vor der Bearbeitung des Gargantua erſchien, mit dem Autornamen „Winhold Wüſtblüt, des Königs Artſus von Landagrewel (für Pantagruel) Kalenderreimer" bezeichnet. Anregung gab ihm ferner Joh. Nas. Fiſchart hatte deſſen ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit in ſeinen erſten polemiſchen Dichtungen bekämpft, ſo konnte ihm auch des Gegners Praktik nicht lange entgehen.

Dieſe und andere Quellen hat Fiſchart für ſeine Praktik vom Jahre 1572 und von neuem in reicherem Außmaße für die erweiterte Ausgabe in ſeiner Weiſe frei benutzt, doch in der Art der Verwendung ſowie in umfangreichen Zuſätzen viel des Eigenen hinzugethan. Außerdem hat er ſicher auch eine Reihe ernſter Praktiken unmittelbar zum Stichblatt ſeiner Parodie gemacht. Das erſieht man aus der Anordnung ſeines Werkchens, die der regelmäßigen Reihenfolge der (wie oben gezeigt wurde) immer wiederkehrenden Abſchnitte der Kalenderpraktiken folgt. Fiſchart eröffnet die ältere kürzere Faſſung (die ich im Nachſtehenden mit I bezeichne) mit einem Abſchnitt über die Zahl und die aſtronomiſchen Eigenſchaften des betreffenden Jahres; dann folgen Abſchnitte über die Finſterniſſe, über die vier Jahreszeiten, die Jahresregenten und die von den einzelnen Planeten abhängigen Stände, über die zwölf Monate und Tierzeichen ſamt einer Laßtafel, ferner in einzelnen Abſchnitten die Weisſagungen von Früchten und Obſt, von Metall, Gold und Reichtum, vom Glück, vom Gewitter, von Nationen und Städten, von Krankheiten und Todesfällen. Den Beſchluß bildet ein Gedicht, das nicht ironiſch gemeint iſt, ſondern in ernſtem Tone die Kalenderſchmiede befehdet. Die zweite Bearbeitung vom Jahre 1574 (II) zeigt dieſelbe Anordnung, die gleichen allerdings ſehr erweiterten Kapitel (ſo iſt der Abſchnitt über die Planetenkinder jetzt in 17 Kapitel zerlegt) und außerdem ganz neue Zuſätze, ſo die nicht parodiſtiſche Vorrede, ein Gedicht gegen einen Nachahmer Fiſcharts,[1] das mit ſeiner Überſchrift Reznem für Menzer (nebſt den Anfangsbuchſtaben M. G. F. J. vor der Vorrede) die Fiſchartiſche Autorſchaft (die in der erſten Faſſung ganz unerwähnt geblieben war) andeutet, endlich zwei Kapitel über Mond, Sonne und Regenbogen, und über Nativitäten und Kometen.

Die Quellen zu Fiſcharts Praktiken ſind nun:

1. Rabelais Prognoſtikation. Fiſchart hat für ſeine erſte Faſſung von Rabelais faſt alle Kapitel doch zumeiſt nur in wenigen

[1] Vgl. unten S. 253 f.

Zeilen benutzt, das Kapitel von den Krankheiten zur Hälfte, das von den Planetenkindern fast ganz, außerdem noch einen oder den anderen Satz aus Rabelais verstreut an verschiedenen Stellen aufgenommen. Die Reihenfolge der Kapitel, die Anordnung der Gedanken ist bei Fischart ganz verändert, viele neue Kapitel und Zusätze sind hinzugekommen. Für II hat Fischart Rabelais von neuem zur Hand genommen und nun die Vorrede, die Kapitel vom Frühling und Sommer, die früher unbenutzt geblieben waren, sowie die übrigen Kapitel, die für I nur in einigen Zeilen Verwendung gefunden hatten, ganz oder doch zum größten Teil mit aufgenommen, so daß in II mit Ausnahme weniger Stellen die ganze Prognostikation verwertet erscheint. Da aber Fischart hier von neuem große Zusätze macht, so nehmen sowohl in I wie in II — ein merkwürdiger Zufall — die aus Rabelais übersetzten Stellen nahezu den elften Teil des ganzen Werkes ein. In II weist Fischart öfter und deutlich auf den Gargantua hin („Gargantuwische Jünger" S. 547, „Gargantzus" S. 555) und nennt unmittelbar seine Quelle, indem er die neue Vorrede „im Namen des liben Doctor F. Rabelaisco" an den Leser richtet. Einen näheren Nachweis für das Gesagte brauche ich hier nicht zu erbringen, weil G. Schwarz[1]) die Beziehungen zwischen Rabelais und den beiden Praktiken Fischarts bis ins einzelnste genau untersucht und sogar in graphischen Tabellen und prozentmäßigen Berechnungen dargestellt hat. Es ist sehr instruktiv für Fischarts Art der Quellenbenutzung, daß sie an einem Beispiel möglichst eingehend und erschöpfend klargelegt wurde. Es würde uns aber an Raum gebrechen, dies für die übrigen Quellen ebenso zu machen. Es dürfte genügen, das Verhältnis zwischen Nas und beiden Praktiken Fischarts, das dem Rabelais' ähnlich ist, an einigen Beispielen aufzudecken.

2. Die Practica practicarum von Nas aus dem Jahre 1571. — Goedeke hat bereits die Praktik von Nas als Quelle Fischarts erkannt, Wackernagel hat diese Beziehungen bezweifelt, Baechtold hat Weiermann als gemeinsame Vorlage von Nas und Fischart bezeichnet. Eine genauere Untersuchung aller Ausgaben aber zeigt, um das Ergebnis im vorhinein mitzuteilen, daß Fischart die Praktik von Nas aus dem Jahre 1571 (C) bereits für seine Praktik I benutzt und in seiner Praktik II die gleiche Quelle noch weit stärker ausgeschrieben und nun auch ausdrücklich genannt hat.

Daß Fischart gerade die Praktik vom Jahre 1571 benutzt hat, ergiebt sich, abgesehen von der Übereinstimmung in den Varianten,[2]) daraus, daß hier zuerst die Bearbeitung der Henrichmannschen Praktik

[1]) Rabelais und Fischart, Winterthur 1885, S. 79—93.

[2]) Vgl. die Varianten der Praktik von Nas oben S. 232 Anmerkung. Fischart I (bei Braune S. 18) hat den Satz, der in B fehlt: „Welche fraw disen

erſcheint. Die Ausgabe von 1572, die gleichzeitig mit Fiſchart I erſchienen iſt, hat natürlich nicht als Vorlage dienen können. Aus Nas C hat alſo Fiſchart für I benutzt: das erſte Kapitel von den vier Jahreszeiten, das dritte von den zwölf Monaten und das fünfte: die Prognoſtikation.

Aus den vier Jahreszeiten hat Fiſchart für ſein entſprechendes drittes Kapitel in I einzelne Sätze nahezu wörtlich ausgeſchrieben und in ſeine übrigen Ausführungen mit verwoben. In II hat er dann faſt die ganzen Abſchnitte Frühling, Sommer und Herbſt aufgenommen.

Nas (die Erweiterungen von C geſperrt). B 5[a].

Der Glentz oder Früling wirt ſeinen anfaung nemen, ſo bald der Schne iſt abgangen vnd die tág vmb zwo vnd drey ſtund gewachſen ſein. Vnd dieweil alsdann das frech Erderich ſeinen Rachen wider der Sonnen gegenſchein wirdt aufreiſſen vnd von dem warmen regnen geſchwängert wirdt, Iſt vnnd ſoll menigklich gewiſer zuverſicht ſein, das die grünen blätter, die wolriechenden Kreutlein, die blawen Feyelein, die gelben Schmaltzblümlein, die weiſſen vnd Rotſträmigen Baumsblüt ſampt anderer Feldzier vil gemainer vnd wolfayler nach der tollen Faßnacht ſein werden, dann vor dem haylligen Chriſttag im Advent je geweſen. — — Darum wirt auf den haylligen Karfreytag vnd volgenden Sambſtag (angeſehen das yederman will Fladen vnd Ayerkäß eſſen) ain nothwendiger groſſer Ayerbruch müſſen vorgehn, daher ain groſſe wolfeylung vnder die Ayerſchalen kommen wirt, ſonſt wirt das Gold vnd Bargelt vmb dieſelben zeit am thewrſten ſein, inn anſehung, das man das beſte Gold dem armen mann auffzuwechßlen verbotten hat ꝛc.

Nas B 6.

Der Sommer fángt ſich alsbald nach Oſtern an, wann ſich die dünſte, ſo auß dem waſſerigen zaichen der Viſch, Krebs vnd Hering entſprungen, mit des Widers

Fiſchart I[1]) (die Erweiterungen von II geſperrt). S. 564—566.

Die honigſüs Binenzeit des Glenzs wird angehen, wann die Tag vm zwo vnd drey ſtund gewachſen ſein. Vnd diweil dan das frech Erderich ſeinen Rachen wider der Sonnen gegenſchein wird aufreiſſen vnd von dem warmen regen geſchwängert ſpreiſen. Soll mäniglich gewiſer zuverſicht ſein, das die grüne bletter wolriechende kräuter, blaue Violen, gelbe Schmalzblümlein, weiſſe vnd rotſträmige baumblüt ſamt anderer feldzir vil gemeiner vnd wolfeiler nach der Tollen Fasnacht ſein, dan vor dem Chriſtag im Advent je geweſen — — —

(Braune S. 4 f.)

„weil auff den Karfreitag jedermann will Fladen vnd Eierkás eſſen, würd ein everbruch müſſen vorgehen vnd wolfeile in den Eyerſchalen entſtehen.

(Scheible S. 565.)

Den das gold vnd bargelt wird alsdan am teurſten ſein inn anſehung, das man das beſt gold dem Armen man auf züwechſlen verbotten hat.

Scheible S. 566 f. Braune S. 5.

Der ſtröen Sommer will alsbald nach Oſtern kommen, wann ſich die dünſte, ſo aus dem waſſerigen zeichen der Fiſch, Krebs vnd

Monat empfängt, würd darnach bald ſchwanger werden" und S. 22 die Lesart von C „naſchſpeckt".

[1]) Ich citiere Fiſchart I nach Braune, II nach dem Original (oben S. 235), nenne aber die entſprechenden Seitenzahlen des Scheibleſchen Neudruckes.

vnnd Kuhflaiſch Gegenſchein abgewechßlet vnd verglichen haben. Vnd obgleich wol die Holdſälig Sonn als dann ye länger ye wärmere Müntz ſchlahen wirdt, ſo werden yhr doch nicht wenig am külen getrauck Weyns vnd Biers mangel haben. Jha es werden jhr auch vil durch ainen Fieberiſchen Aſpect vergifft des Frörers ſich nicht eher erwöhren künden, biß jhn das zähnklappern auffhört. Vnd wann man in diſer Quadratur das Graß nicht zu gelegenerer zeit wirdt Abetzen, ſo ſtehet darauff es werd ſein vil verwelcken, dürr vnd zu Hew gemacht werden. Ferner ſoll auch das Dorffwaſſer in brunnen ſo ſüß vnd geſchmack werden, das manchem durſtigen Schnitter ain kalter trunck Waſſers baß ſchwecken wirdt, dann den reichen Hünerfreſſern der badwarm Gänßweyn, das laß mir ain Practick ſein ꝛc.

Häring entſtanden mit des Widders Küfleiſch gegenſchein abgewächſlet vn verglichen haben. — — Vnd ob wol die Sonn alsdan je länger je wärmer den Bachofen wird einheizen, werden jr doch nicht wenig am külen getrank Weins vnd Birs mangel haben, wann ſie ſchon alles eis vergraben. Ja es werden jren auch vil durch einen Fiberiſchen aſpect vergift, des Frörers nicht eher erwören können biß jnen das zänklappern aufhört: Vnd wann mann in diſer quadratur daz gras nicht zů gelegener zeit wird abetzen, ſo ſtehet darauf, es werd ſein vil verwelcken, dürr vnd zu Hau gemacht werden. Ferner ſoll auch das frőſchleichig Dorfwaſſer im Bronnen ſo ſüs vnd geſchmack werden, das manchem dürſtigen Schnitter vnd wanderer ein kalt trunck waſſers wird baß ſchmeckend ſein, dan den Reichen hünerfreſſern der badwarm gänswein, das las mir ein Practic ſein, von einer Rozigen naſen, Roſtigem rotzigem Ermelſchein. Ho truck das bein, ſo gibt es ein.

Der letzte Zuſatz Fiſcharts iſt natürlich eine deutliche Anſpielung auf Nas.[1] Ähnlich wie beim Frühling und Sommer ſind die Beziehungen zwiſchen Nas und Fiſchart beim Abſchnitt: Herbſt. Während aus dem Abſchnitt: Winter Fiſchart ſchon für I viel ausgeſchrieben und für II nur wenig neu herübergenommen hat.

Die Kapitel über die zwölf Monate bei Nas und Fiſchart zeigen die engſten Beziehungen. Fiſchart hat in I für jeden Monat mehrere Sätze, zuweilen den halben Abſchnitt wörtlich oder mit geringen Änderungen abgeſchrieben. Was er unbenutzt ließ, das fand ſpäter in II zum größten Teil Aufnahme. Als Beiſpiele hebe ich zwei Monate heraus und gebe zum Vergleiche auch die betreffenden Stellen aus Weiermann.

Nas (die Zuſätze von C geſperrt). F 1ᵇ.

Im Hornung wirdt die Sonn dreyer ſtund ſpeter nidergehn, dann im Advent, vrſach, ſie hat vom Waſſermann Viſch kaufft, darob nederman zum narren wirdt vnd Faßnacht helt vnd wol 40 tag an

Fiſchart (Scheible 625 f. Braune S. 16 f. Die Zuſätze von II geſperrt).

Im Hornung ... wird die Sonn dreyer ſtund ſpäter nidergehen dan im Advent, vrſach ſie hat vom Waſſerman fiſch gekauft, darob jedermann zum Narren wird vnd

[1] Im Bienenkorb II 19 erwähnt Fiſchart: „Frater Naſen Kalendereifer."

den Bischen zuzeren hat, welcher kein garten hat, der soll seine bäum inn disem Monat vngebutzt lassen; das kalt weh wirt noch vil zitterns geben besunders den barfussern, sie ziehen dann für ofen vnd lesen im büch der künig vom schellenkünig wie der karntheuser (sic) übung ist. Dann sonst möchten die Sew das best gewinnen vnnd sie all vber stulieren. Schaw, hüt dich vor übriger weyßhait, dann man würfft die narren bald auß der wygen. Wer dann mit gecken zů acker gebt, der můß mit gäuchen zů egen. Also das einer bald vmb hopffen vnnd malt, falt vnd schmalt kommen möcht. Derhalben rath ich: wer etwas waiß, der schweig, dem wol ist, der bleib, wer da hat, der behalt, dann alle lieb erkalt, vnglück das kumbt jm bald.[1])

Fasnacht hält, auch wol virzig tag an den fischen zu zeren hat — — — —. Welcher kein Garten hat, soll seine bäum inn diesem Monat vngebuzt lasen. Das kalt we wird noch vil zitterns geben, besonders den barfüsern, sie zihen dan für Ofen vnd lasen im Buch der König vom Schellenkönig wie der Kartenhäuser übung ist: Sonst möchten die Säu das best gewinnen und sie all überstulirен. Schaw, hüt dich vor übriger weisheit, dan man wirft die Narren bald aus der Wigen: Wer dan mit gecken zu acker gehet, der mus mit gäuchen egen: Derhalben rat ich, wer etwas weiß der schweig, dem wol ist, der bleib, wer da hat, behalt, dann alle lib erkalt vnd vnglück komt bald.

Weiermann:

Im Hornung trinck den besten Wyn, so du jn haben magst, fach am morgen frů an, so magstu den ganzen tag voll syn. es werdend disen Monat vil lütten das zitterend Kaltwee haben, insonders aber die, so barfuß im schnee wandlen müssendt vnd liechtlich bekleidt sindt; yedoch wirt jnen mit holtz und strouw wol vnd fast bald mögen widerumb geholffen werden, so das mit fhür vermischt wird. Es werdend in disem Monat vil böser Practicken vnd anschleg beschächen; es wirt mancher sym engen vnglück wünschen; es werdend vil Pfaffen an statt der ersten Meß die letste singen.

Nas F 5ᵇ.

Herr Julius wirt zwischen der Sonnen, Löwen vnd den grossen hundtskopff verbündung machen, wölches nit bald on sondere vngewitter, donner vnnd blitz wirdt abgehn, das Monat haissen die alten das Heymonat, damit sich die jungen vorm Hew zuhütten wißten, dann es vndewig. Die Bawrn werden inn disem Monat die Wisnet mit Sensen balbieren, den Kämpel werden sie an ein lange stangen binden, das in Schwäbischer sprach ein Rechen haißt. Es wirt die Sonn so hoch stehn, das sie niemandt erlangen wirt vnd so fast eylen dem Löwen zu entlauffen, das sie jr vnd vns wirt haisse Hundstág machen. Das klein gefligel wirdt vmb sant Vents tag so heymisch werden, das es frey mit den gröbsten Bawrn die milch wirdt auß der Schüssel essen — — — —

Fischart (bei Scheible 634 f., bei Braune S. 20).

— — — wird Herr Julij zwischen der Sonnen, Löen vnd dem großen Hundskopf verbündung machen, welchs doch wie das freudenschisen nicht bald on sonder vngewitter, tonner vnd plitz wird abgehen: O du jung bürstlin hüt dich vor dem heu, dan es ist vndenig, aber das — — — — Die Bauern werden in disem Monat die Wisnet mit Sensen balbiren, den Kämpel an ein lange stang binden, das in Schwäbischer Chaldeischer zungen ein Rechen verdolmetscht wird. — — — Es wird die Sonn so hoch stehn, das sie niman erlangen wird vnd so fast eilen dem Löen zu entlaufen, das sie jr vn vns wird heise Hundstag machen. Das klein gefligel wird vm

[1]) Diese Verse finden sich auch in Luthers Tischreden (ed. Aurifaber S. 611) und im ältesten Faustbuch (ed. Milchsack S. 114).

Sanct Veitstag so heimisch werden, das es frei mit dem gröbsten Bauren die Milch wird aus der Schüssel essen.

Weiermann:

Der Höwmonat ist an im selbs ein herte vnnd fast schwäre zyt, dessthalb alle Melancolische fantasten, waanwitzigen, die sich selbs one verhörung irer nachpuren vil rümend, sich erheben vnd hoch schätzen, ire Cütter vnd Tuben söllend fliegen lassen, die müß loufen, die Grillen springen vnd den Minuten iren gang lassen: wölcher aber das vbersähen würde, so ist zübesorgen, der Narr würde in im vfswachsen, vnnd diewyl der Meyster zü Murten von wägen vile der geschäfften sälten anheimisch ist, so soll man söllicher dingen wol waarnemmen. es wirt in disem Monat donneren, haglen vnd plitzgen. Gott der Herr wölle es alles zům besten wenden. Hüt dich vor witz, so es dir nit anerboren ist, dann es ist ein mißlich ding allen denen, die sich selbs darzů zwingen wöllend.

Und so geht es fort durch alle Monate. Fischart hat nicht einen Satz, in vielen Monaten nicht ein Wort aus Weiermann. Wo er einmal denselben Gedanken bringt, geschieht es nicht in der Fassung Weiermanns, sondern in der Fassung der Nasschen Praktik, aus der er ja große Abschnitte wörtlich ausschreibt. Nach dem Gesagten ist Baechtolds Annahme, Fischart hätte aus Weiermann und nicht unmittelbar aus Nas geschöpft, als unhaltbar erwiesen.

Fischart hat ferner (weder die Praktika von Roßschwanz, noch die Prognostikation von Henrichmann, sondern) die freie Bearbeitung dieser Schrift durch Nas in dessen fünftem Kapitel benutzt. Gleich die ersten Abschnitte beider Schriften zeigen nahe Berührungen, und zwar verstärkte Benutzung in II.

Nas H 8b.

A. Acht tag nach Weynachten fangen sich die folgenden newen Jar an, darinnen die Gülden zal bey den armen klein vnd gering sein wirdt. die Stewer vnd Zinßzahl wirdt schwerlich zubekummen sein. Lassen vnnd Schröpffen geht wol hin, allain das solches nicht geschehe mit den blossen langen eysen, darmit die Bawern einander vmb Faßnacht zů Ader lassen, das mancher sich zů todt blůt.

Fischart I S. 3.

Der Römer zinßzal o. o. dann die steüwr würd schwärlich zubekommen sein. Die gülden zal erzeigt sich bey den armen schmal.

II (Scheible S. 557).

Die Gulde zal erzeigt sich diß vnd alle Jar bei den Armen schmal. Aderlasen ist gůt, so oft es vonnöten tůt: Aber dieselb Aderlás ist zumeiden, die eim die Bauren mit langen eisen auf den Kirchmessen schmiden, da sich einer etwan on des Senecae Bad zůtod blůt — —

Den Abschnitt B „Von den Regenten dieser Jar" hat Fischart erst in II (S. 574 unten und S. 597, Z. 5—9) frei und mit großen Erweiterungen benutzt. C „Von den Prelaten" in II (S. 596, Z. 6 f.).

Nas' Abschnitte D—G erscheinen wörtlich benutzt in Fischarts Kapitel von den Früchten, H bei Fischart von Metallen und Gold. Diese Abschnitte mögen des Beispieles wegen nebeneinander abgedruckt werden.

Nas J 1ᵇ.

D. Der gemain mann ſo vil ſawer Buttermilch vnzeytigs Obs vnd Pflaumen iſt, wirdt daruon durchfellig werden vnd alles bey jhm erſtincken vnd erfaulen. das Getraydt, Habern vnd Gerſten — — — wirdt den armen am kauff allzeit zu thewer vnnd den Reichen zů wolfeil ſein. — — —

E. — — Der Wein wirdt auffm Schwartzwaldt übel gerathen, im Bohemerwaldt gar vmbfalln, aber anderſtwo wirt er in gütten geſchlachten Weinländern zimlich anſetzen. — — — — Er wirt vil leut erniedern von Stülen, Bäncken vnd Stiegnen, auch volle köpf vnd lähre Taſchen böſe klaider vnd liechte kuchen vnd heuſer geberen — — —

Das jenig bier ich ſag am beſten frey, darinn am wenigſten waſſer ſey.

F. Freilich wirt es diſe Jar vil kerſchen Pflaumen Oepffel vnd Birn geben vnd werden wol gerathen auffm obern marckt zů Coſtnitz, zů Augſpurg auffen Berlach vnd zu Bamberg auff der hohen Brucken — — von welchem kerſchengeneſch vil leut die ſtein bekummen im leib, welche zur hindernthür auß ſollen gepurgirt werden, vmb diſe zeit ſagten die alten, wäre das mauren am beſten in anſehen das mörtel vnd ſtain einander & zett nit.

Fiſchart I S. 23 f.

Der gemein Mann ſo vil ſaur butter Milch, vnzeitiges ops vnd pflaumen ißt, würd daruon durchfällig werden vnnd alles bey jm erſtincken vnd erfaulen. Das getreyd, korn vnd weyzen würd dem Armen am kauff alzeit zů theur vnd dem Reichen zu wolfeil ſein. Der wein würd im Schwartzwald vbel gerathen, im Böhmerwald gar vmbfallen, aber in gůten Weinländern zimlich anſetzen, auch viel leut ernidern von ſtůlen, bäncken vnd ſtiegen. Volle fläſchen werden machen lâre täſchen, böſe kleider vnd liecht kuchen vnd häuſer.

Das jenig bier iſt am beſten, darinn am wenigſten waſſer iſt. Dis jar würd es viel kerſchen, pflaumen, öpffel vnd bieren geben vnd werden wol gerahten auff dem obern Marckt zů Coſtentz, zů Augſpurg auff dem Berlach, zu Straßburg vor dem Münſter, zů Bamberg auff der hohen Brucken. Von welchem kerſchen geneſch viel leut die ſtein im Leib bekommen: Welche zur hinderthür ſollen außpurgiert werden. Vmb diſe zeit ſagen die alten were das Mauren am beſten, angeſehen das Mörtel vnd ſtein bei ainander ſein.

Fiſchart II S. 643. Die gleiche Stelle mit geringen Änderungen.

Man vergleiche dazu die entſprechenden Stellen bei Henrichmann 5–8.

Communis plebs, si multum austeri lactis prunaque et sileria commederint et ex huiusmodi esu ventris profluuium patiantur formidandum ... Triticum, siligo, ... et quicquid aristam habet ... non tamen semper pari vendentur pretio, sed nunc pluris, nunc minoris ... Nihil aut parum vini horno anno colligetur in silva Hercinia. In aliis vero pluribus locis copiam vini dabunt ... (vinum) plures de sedibus, scamnis et scalis precipitabit, praetera vinum magnum calorem, sed vacuam crumenam et malas vestes faciet ... Cerevisia autem optima erit, si nimium aquae infusum non fuerit. Cerasorum aesculorum prunorum et huius generis pomorum abunde satis erit hoc anno in superiori foro Constantiae et Augustae in foro cui nomen Berlach ... Ex horum autem fructuum esu homines calculosi efficientur per podicem enim innumeros calculos eijcient.

Nas J 2ᵇ.

G. Gelb oder weiß Rüben, Rettig, zwifel vnd kraut wirdt man genůg finden vmbs geldt zů Straßburg vndern Fiſch-

Fiſchart I S. 24 f.

Gelb vnd weiß Rüben, Rettich, Zwibel vnd kraut würd man genug finden vmbs gelt zů Straßburg bey den Fiſchbänken,

bänken, zů Bamberg in der Keßlers gaſſen vnd auff den groſſen kraut márkten. — —

H. Harttes Metall als eyſen vnnd ſtahl wirt diſe jar nit ſo gülttig ſein, alß daz waich Goldt, das Silber wirt doch dem bley vorgehn im werth, aber die Platner vnnd Schloſſer werden mehr eyſens verſchmiden, dann Silbers. Das Kupffer wirdt diſe Jar zu groſſen ehren kummen, dann man es inn vil Müntz hütten zum Silber heyrathen wirt.

Zů Bamberg in der käßlers gaſſen vnd auff dem krautmarckt. — — —

Metall, Gold vnd Reichthumb. Das Silber würd dem bley vorgehn, auch dem Engliſchen Zinn. Aber die Platner vnd ſchloſſer werden mehr eiſen verſchmieden dan ſilbers. Das kupffer würd zu groſſen Ehren kommen, dan mans in viel Müntzhütten zům Silber heurhaten würd.

(Zu Fiſchart II, S. 644 f. ebenſo.)

Man vgl. dazu Roßſchwanz 8 f.

Retich, rüben, zwibel vnd Knoblauch etc. Dis alles würt dis jar wol geraten zu Straßburg an dem Fiſchmarck vnd auch an dem fronhoff vnd vmb ein zimlichen pfenning . . .

Silber würt dies jar mer gelten dann zin, vnd das golt würt mer gelten dann das bley, Aber Stahel vnd eyſen würt man vil zů Helmbarten vnd harnaſch brauchen. Auch würt das kupffer werd vnd teur das macht, das man es hey gar vil zů d' münz iſt brauchen."

Ich habe abſichtlich einmal Henrichmann, einmal Roßſchwanz beigegeben, um zu zeigen, wie ſehr Fiſchart im Wortlaut von dieſen beiden abweicht, während er Nas auch in dieſem Teile wörtlich ausſchreibt.

Die nächſten Abſchnitte von Nas: J Kriegsvolk, K Gelehrte, L Geiſtliche, M Weiber, O Gemeines Volk benutzt Fiſchart ganz verſtreut, aber wörtlich in ſeinem Kapitel „Vom ſtand ettlicher leüth nach den Planeten" (I S. 8, Z. 10—7 von unten, S. 9, Z. 21 f., S. 16, Z. 17—19, 23—29, S. 11, Z. 14 f. von unten, S. 13, Z. 22—26. Was nicht verwendet wurde, findet noch in II Aufnahme. (So zu I S. 10 in II S. 596, Z. 8—11 nach Nas K, zu I S. 11 in II S. 603, Z. 6—2 von unten nach Nas J.)

Die letztgenannte Stelle möge als Beiſpiel auch für die Umſtellungen bei Fiſchart Platz finden:

Nas J.

Jäger vnd Reutter, Kriegsleut vnd Fechter werden in jren geſchefften zimlichs glück haben, damit ſie darbey erhalten vnd nit zů höheren ämptern braucht werden, ſie werden verhalten, das jnen nirgent kein Wirt was lang ſchuldig bleib. Das wirt ſie dann frölich machen, weil ſie nichts züverlieren, nur allzeit zůgewinnen haben.

Fiſchart (die Zuſätze von II geſperrt).

Jäger, Fechter, Reuter vnd Füßknecht werden viel Gäuch fangen vnd ſich halten, daß jhnen kein Wirt etwas lang ſchuldig bleib, das wird ſie dan frölich machen dieweil ſie nichts zu verſpinnen, ſondern nur allzeit zu gewinnen: derhalben zimlich Glück haben, damit ſie darbey erhalten, nicht zu höheren ämptern gebraucht werden.

Nas N „Von ungern erhörtem glück" iſt genau benutzt bei Fiſchart (I S. 25, II S. 646 mit Erweiterungen) in einem Abſchnitt

mit derſelben Überſchrift: „Von Vngern erhörtem glück.“ Nas P und Q ſind wörtlich ausgeſchrieben im Anfang des Kapitels „von Nationen vnd Stätten“ (I S. 26, II S. 652). Nas S zum Teil bei Fiſchart I S. 28 im Anfang des Kapitels von den Krankheiten, in II an ganz anderer Stelle (S. 596). Aus Nas T den Satz „ſo baldt man einen ſechzigjährigen Bader findt, der nie geſchwitzt hab, einen Köler, der nit ſey rußig worn oder zween berg beinander, darzwiſchen kain thal ſey, als dann werden ſie ainig . . .“ hat Fiſchart (I S. 8 f.) benutzt und den darin enthaltenen Gedanken fruchtbar verwertet. Zu II S. 585 ff. kam noch eine neue Fülle hinzu. Aus dem letzten Abſchnitt (V.) von Nas ſind einzelne Sätze an den verſchiedenſten Stellen der Praktik Fiſcharts angebracht: „. . . daz. etlichen lieben menſchen die nacht zu kurtz vnnd der tag zu lang ſein wirt, Dargegen wirdt den faulen arbeytern der tag zu lang, die nacht zu kurtz geacht werden“ findet ſich I S. 3, Z. 9—7 von unten. Der Satz „die ſchwartzen Khü werden weiſſe milch geben“ in I S. 24, Z. 15 f., der Satz: „das Ehvolck wirdt ſo lang miteinander zufriden vnd ainig ſein, biß ſie zu greinen vnd hadern anfahen. Es werden ſich jhr auch vil lieber ſpatt niderlegen, dann früh aufſtehn“ erſt in II S. 613.

Endlich hat Fiſchart für ſeine Vorrede zu II allgemeine Gedanken und auch einzelne Sätze[1] aus den Vorreden und antiaſtrologiſchen Ausführungen der Praktika des Nas entlehnt.

Es kann alſo keinem Zweifel unterliegen, daß Fiſchart für beide Faſſungen ſeiner Praktik die Practica von Nas, und zwar in der Ausgabe vom Jahre 1571 benutzt hat, in der ſich Nas mit vollem Namen nennt. Man kann alſo zu Fiſcharts Entſchuldigung nicht einmal anführen, daß ihm die Autorſchaft des von ihm ſonſt ſo leidenſchaftlich bekämpften Gegners nicht bekannt geweſen ſei. Wackernagel (S. 67) meint, die Annahme dieſer Beziehungen würde ſehr „zu Unehren“ Fiſcharts gereichen, ja man müßte dann ſeine „Sittlichkeit ſehr gering anſchlagen“. Ich kann dagegen nur anführen, daß man im 16. Jahrhundert über litterariſchen Diebſtahl nicht ſo ſtreng geurteilt hat wie heute, daß ein ungeniertes Abſchreiben ganz allgemein üblich war. Nas ſelbſt hat Weiermann und Henrichmann (letzteren ohne Namensnennung) benutzt und ſich dann in der Vorrede zur zweiten Faſſung beklagt, daß er „außbalieret“ (geplündert) werde.

[1] Vgl. Nas oben S. 65 und Fiſchart (S. 538) „gar ins ſiebend Geſtirn auff dem Hexenbock verzuckt werden“. Nas B 3ᵃ „Gleich wol zu zeitten auch ain Hufſchmid ain Roßwarheit entpfarren kann“ und Fiſchart S. 549 „da ſagt der Hufſchmidt einmahl ein Roßwarheit“. Nas oben S. 67 f. und Fiſchart (S. 548) „dieweil ſie gemerckt, daß es in die Kuchen trägt vnd jhnen bei Fürſten . . . ein anſehen erweckt“.

Und Fiſchart iſt ſeinerſeits wiederholt nachgeahmt und ausgeſchrieben worden.[1])

Die 3. Quelle Fiſcharts iſt Henrichmanns Prognoſtikation. Es iſt zwar eben gezeigt worden, daß Fiſchart dieſe Schrift für beide Faſſungen der Praktik in der Nasſchen Bearbeitung verwendet hat. Für die zweite Faſſung hat er aber außerdem zu Henrichmann ſelbſt gegriffen, dieſen zweimal direkt citiert und jene Stellen, die Nas unbenutzt ließ, aus dem Latein übertragen. Er ſagt in der Vorrede (S. 553), daß er „auff Rinmaniſch vnnd Henrichmanniſch Sindelfingiſch" ſeine Arbeit ausführen wolle und S. 653 „Zu Tübingen, ſagt Henrichman, wird wenig gelts bald verzert ſein". Dieſes Citat ſtammt aus dem 20. Kapitel: Tubingae modicum pecuniae cito consumetur. Nas hatte in ſeinem entſprechenden Abſchnitt Q dieſen Satz ausgelaſſen. S. 618, Z. 10—17 bringt Fiſchart das ganze 13. Kapitel aus Henrichmann, das auch bei Nas fehlt.

Fiſchart.

Sänger, Hofierer, Gaſſenhanierer, Seitenſpiler, Goldſchmid, Maler werden dis Jar zů den Jungfrauen gůt glück haben auf der ſeit, da das aug henkt vnd meinen ſie haben gewonnen ſach. Auch inn den Zechen da die ſchanz nicht fälen kann, ſich groſer ſtreich rümen: Aber S. Vrbans plag jrm keiner kaum entfliehen mag.

Henrichmann.

de cantoribus, amatoribus, fistulatoribus, aurificibus et pictoribus. Hi omnes magnam erga mulieres habebunt fortunam in latere, quo loculus pendet, suspicabuntur que se bonam habere causam et inter pocula de magnis rebus gloriabuntur, ubi res falli non potest. Plagam autem urbani, quae assidua apud eos versabitur, cavere vix poterunt.

Ich füge noch die betreffende Stelle bei Roßſchwanz hinzu, um zu zeigen, daß Fiſchart wirklich Henrichmann unmittelbar und nicht, wie Baechtold meinte, Roßſchwanz benutzt hat:

Singer, buler, pfeiffer, ſpilleut, maler ꝛc. werden dis jar groß glück haben gegen den frawen, an der ſyten, do der ſeckel hanget. Sie werden ſich ſelb im argwon haben, die ſach ſey ſchlecht. Darnach werden ſie desſelben an den wein auskummen, doch ſollen ſie ſich hüten vor ſant Vrbans plag, wan ſie würt vaſt bu jn regiren.

Nas D hat Fiſchart (wie oben S. 244 gezeigt wurde) für I S. 23 benutzt. Nas hat an der betreffenden Stelle einen Satz aus Henrichmann weggelaſſen: si aquam biberint, ne eis venter intumeat ac grave periculum incidant, presertim si indoctum medicum curatorem susceperint. Die ganze Stelle ſamt den Sätzen aus Henrichmann bringt nun Fiſchart in II an ganz anderer Stelle (S. 608, Z. 4 von unten. — S. 609, Z. 1).

4. Die Laßtafel des Dr. Grill. Die oben (S. 40) erwähnte Laßtafel des Doctor Grill vom Jahre 1540 hat Fiſchart für die

[1]) Siehe unten den ſiebenten Abſchnitt.

erſte Faſſung benutzt. Er verdankt ihr die komiſche Umſchreibung der Jahreszahl und einige einleitende Sätze des Eingangskapitels, ferner im Kapitel über die Monate alle zwölf Schlußabſätze mit den tollen Bemerkungen über die Mondphaſen und das Aderlaſſen in den einzelnen Monaten. In der Überſchrift dieſes Kapitels nennt Fiſchart auch ſeine Quelle „ſampt einer grilliſchen Laßtafel“. Die Entlehnungen, die bereits Wackernagel und Menſebach aufgedeckt haben,[1] ſind nahezu wörtlich und in der zweiten Faſſung nur wenig verändert worden.

5. Das Wetterbüchlein von Reynmann. Endlich hat Fiſchart für ſeine zweite Faſſung noch eine Quelle benutzt: das weitverbreitete und vielfach ausgeſchriebene Wetterbüchlein Von warer erkantnus des wetters von Leonhard Reynmann oder Rynmann, das älteſte meteorologiſche Werk, das in deutſcher Sprache gedruckt wurde.[2] Es erſchien vielleicht bereits im Jahre 1505, ſicher in mehreren Drucken 1510 und hat bis zum Jahre 1540 ſiebzehn Auflagen erlebt. Das Wetterbüchlein enthält 14 Kapitel mit vielen aſtrometeorologiſchen Regeln, die Reynmann mit guter Auswahl und beſonderer Berückſichtigung natürlicher Wetterzeichen aus Schriften des klaſſiſchen Altertums und arabiſcher Aſtrologen zuſammengeſtellt hat und außerdem viele auf volkstümlicher Grundlage beruhende gereimte Bauernregeln. Dreimal nennt Fiſchart ſeine Vorlage: S. 553 „hab ich mich auff Rinmaniſch der mühe angenommen“, S. 558 und 639 „lehrt (ſagt) Rinmann“.

Es ſind abgeſehen von einzelnen verſtreuten Citaten vor allem zwei Stellen der erweiterten Praktik, die auf Reynmann zurückgehen. In dem neu hinzugekommenen Kapitel von den dreierlei Himmelslichtern ironiſiert Fiſchart in derb-launiger Weiſe die ernſt gemeinten Angaben des Meteorologen, in dem nun ſehr erweiterten Kapitel über Gewitter und Witterung ſchreibt er Reynmanns gereimte Bauernregeln mit einigen gelungenen Zuſätzen ab.

Reynmann.	Fiſchart S. 558—561.
Guido Bonatus ſpricht: Wir ſöllen anſehen die circkel, ſo etwann werden vmb die Sonnen vnd den Mon, ob jr ainer oder mer ſeyen, vn iſt es nur ainer clar vn nit lang werend — — bedeut ein ſchöne clare zeyt — — vnd wen jr	Auch lert Rinman aus Wido Wonato,[3] das wann der Raif oder Zirkel vm Son vnd Mon klar vnd nicht lang wärend iſt, bedeuts ein ſchöne zeit zu tiſch. Iſt er mit vil bleigen vmwunden wie eins Kirchweyfeifers kopf bedeuts

[1] a. a. O. S. 62—64 und S. 198—208. Mit Hinweis auf die daſelbſt nachgewieſenen Beziehungen kann ich mir hier eine nähere Beweisführung erſparen.

[2] Reynmann, Wetterbüchlein 1510. Faksimiledruck mit Einleitung. Neudrucke von Schriften und Karten über Meteorologie und Erdmagnetismus herausgegeben von Hellmann Nr. 1. Berlin 1893.

[3] Gemeint iſt Guido Bonatti, ein italieniſcher Aſtrolog des 13. Jahrhunderts und deſſen im Jahre 1491 gedruckter Traktat de forlivio, eine Quelle Reynmanns

vil ſeind, bedeut wind. Seind ſy aber rotfarb, clar vnd abgeſchnitten, bedeut betrübung des luffts. Seynd ſy graw, tunckl vnd erdfarb, bedeut trübung des luffts durch kellt vnd wind vnd pringt zu winters zeiten ſchnee jm ſummer regen. — — — — Wenn der Mon aufgeet vnd ſchön erſcheint, bedeut ſchön wetter. Rot wind, ſchwarez regen. Wie es am dritten tag nach dem neuen vnd volmon wittert, alſo wirt dz wetter darnach gewontlich zehen tag. — — —

Merck wenn die ſtern ains groſſen liechts vnd ainer gröſſern quantitet, dann ſy an in ſelbs ſein, erſcheinen, bedeut windt von dem tail, da die ſelben hellen liechten ſtern geſehen werden. Item wenn die ſtern nyblig ſein vnd tunckel, als ob ſy durch ain nebel ſcheinen, zů den zeyten, ſo kain gwilcken am hymel iſt; bedeut vil regen oder ſchnee. — — Item wenn die ſtern rot clar vnd ſcheinend ſein, ſo judicier ain zukünfftigen wind. — — — Item wenn du zů claren zeyten die ſtern ſichſt ſchieſen — — daz bedeut zukünfftig wind, von dem tail, da ſy her ſchieſſen. — — — Wenn aber daz von widerwertigen tailen iſt, bedeut vngeordnet wind. — — — Auch donner vnd plitzen.

Item wenn dye ſonn clar vnnd lauter auffgeet, bedeut ainen ſchönen tag, plaich, ainen hagel.

So die ſonn aufgeet vnd Rot wolcken darumb daz bedeut den tag regen.

Item wenn wolcken, die nitt durchſcheinend ſeind in orient zu aufgang der ſonnen, bedeut regen.

Item wenn kügelin jm aufgang ſein, bedeut ain ſcharpffen wind, jm nydergang ſchön wetter. — —

Item wenn von dem aufgang ain langer ſchein geet, bedeut regen. — — —

Wenn du in der nacht in dem tail ſichſt plitzen, bedeut in acht tagen bevil wind von vnden. Seind die bleigen Rotfarb, wie die Schweizermeidlein vm die Röck tragen, bedeuts trüb ſuppen, wann die Männer die Weiber ſchlagen. Seind ſie Mimmbrüderiſch grau tunkel vnd Erdfarb, bedeuts kält vnd wind vnd bringt zů Winterszeit Schnee vnd im Sommer Regen eh: Iſt der Mon rot gewiß wind goht. Iſt er drei tag vor dem Neu vnd Vollmon hell, als dan ſchön Wetter ſtell. Wie es am dritten nach dem Neu vnd Vollmon wittert, alſo iſt das wetter darnach zehen tag gelidert.

Von Sternen behalt die Regel, das ſie ſind des himels kegel, welche die Sternkegler nach vorteil vnd wie ſie wöllen in gewerr ſetzen: wann ſie eins gröſſern lichts ſcheinen, als ſie ſonſt pflegen bedeuts wind von derſelben gegend. Seind ſie neblig vnd dunkel bei klarem himel, kanſt ſelbs wol ſo vil propheceien, das es wird regnen oder ſchneien. Scheinen ſie Rotklar ſo komt ein wind fürwar — — —

Schiſen die Stern zu klarer zeit, bedeuts wind von dem teil, da ſie ſind geil. Laſſen ſie von widerwärtigen teilen zuſamen gehen das geſchüz, ſo bedeuts ongeordnet Wetter von wind, donder vnd pliz, wann die pferd einander ſchlagen. — — — —

Gehet die Sonn klar auf, ſo ſorg nicht, das ſie dir das Schaf tauf: Steigt ſie bleich aus dem Grab, vileicht dieweil ſie ein vnluſt bei Gegenfüſigen geſehen, ſo ſoll es hageln. Da hol der Teufel den Propheten, ich ſags nit: Hat ſie im Aufgang vm ſich Rot Wolken, ſo trifet jr denſelben tag die Nas inn den Molken da darf ſie mich zů Gaſt nicht darzů betten faſt. Hingegen Abendrot ſchön bedeut. Spilt ſie der blinden Mäus vnder eim Wolken, ſo zihet ſie mit dem von Naſſau ins feld. Seind kugeln im Aufgang, ſo brauch den Windfang, kegelt man im Nidergang, ſo ſez im Aufgang auf. Gehet von Aufgang ein langer ſchein, ſo müs der zeiger auf dem Waſſerman ſein. Gehen lang ſchüß von der Sonne geſchwind, bedeuts dürre vnd ſtarke Wind. Nach Wind kommt Regen, wenn es regnet iſt es naß, glaubſt du das, ſo glaubſt du bas — — — Sichſt gegen

trübung des lufftś, es wircke dann ein grosse dürrin darwieder. — wenn die wolken sichst gegen septentrio die sich auf die perg legen vnnd begern, bedeut regen. — —

Item wenn nebel von den pergen absteygen — — bedeut schön wetter. — — Die grün mit schwarcz ist die böseſt vnd sorglichest, wenn sy würfft groß stain, entzündt auch die heuser vnd städel vnd tödt die menschen. — — Item die farb der plitzen sein Rot vnnd clar, weiß flammend vnd rot vnd schneefarb. Du solt ansehen den Regenpogen, wenn er zu claren vnd hellen zeyten erscheint, so wirt die clar zeyt nit lang weren — —, wann es bedeut ain wintterlichen lufft oder regen vnnd das kompt darauß, das sich die tempff congeliren. — — Aber zu wintters zeyten bedeut er ain clare zeyt, wann die tempff truckhnen darvon gar auß. — — Item wenn ein Regenpog ist in dem tail gegen mittag bedeut vil wassers.

Item wenn du zu morgens ainen Regenpogen sihest, bedeut regen. So der Regenpog ist vmb vesperzeyt, so bedeut er schon wetter — aber bey dem vndergang der sonnen, so donnert es — zu schönen vnd claren zeyten bedeut er mering des wässrigen rauchs.

Mitnacht plitzen, so darf es über Jar linder schwitzen: Vnd alsdan bedeuts acht tag trüb, es wirke dan ein grose dürre darwider. Sichst die Wolken gegen Mitnacht auf die berg legen vnd bewegen, bedeut es das sie von der reis müd sind, diweil — — —. Wan Wolken in Schafshäuten vom Aufgang mummen gehen, bedeut das es inn drei tagen regnen wird inn gestalt eins weissen wassers. Wann Nebel absteigen, schen Wetter zeugen. — — In der grün schwarzen Wolk sizt der Teufel mit seim Hechsenvolk. Ganz Rot vnd ganz Schneefarb plitz, die brennen durch von hiz.

Erscheint der Regenbogen zu klaren zeiten, so wird die helle nich lang beiten, sonder mit Winterlichem luft vnd regen scheiden, das macht die dämpf gefriren vnd congeliren — — — —. Erscheint er aber zů Winterszeit zů klarer zeit, so er scheint klare zeit, dann die dämpf trocknen darvon gar aus, wie der Alchimisten Kesselgold. Die Regenbogen gegen Mittag, bedeuten das es kein wein wird regnen. Morgens Regenbogen ist des ganzen tags Regensrogen. Aber gegen Vndergang bedeut es Donnersklang, gegen Orient er schön ernennt, gegen Mitnacht desgleichen macht: Jnsumma zu schöner zeit, mering des wässerlichen rauchs bedeut.

Fischart hat also hier die ernst gemeinten Regeln Reynmanns mit Scherzen, ironischen Zwischenbemerkungen, derben Vergleichen und Wortspielen verbrämt und zum größten Teil in Reime umgesetzt, während er an der zweiten Stelle, abgesehen von einigen komischen Zusätzen, die Vorlage fast wörtlich ausschreibt.

Reynmann.

Wenn sich die kelt im winter lindet
alsbald man schnees empfindet,
Es feuen dann dunckel wolcken daben
so sag das es ain Regen sey.
Wenn morgens frü schreyen die frösch,
bedeut am regen darnach gar rösch
So die gemüß Enten vnd tauchherlein,
vast baden vnnd bey einander sein
Vil wasservögel zu der frist,
naß wetter gewiß vor augen ist
Das ist gewiß on alls betriegen,
wenn schwalben auf dem wasser fliegen

Fischart S. 640 f.

Wann sich die kält im Winter lindet, alsbald man schnees empfindet: Es sind dann tunkel wolken darbei, so sag das es regen sei. Wann morgens frü schreien die Frösch, die Gans vnd Ent sich oft dunkt vnd wäscht, bedeuts ein regen resch, doch must nicht hören für frösch wann die Magd weicht oder der Vetter Lindel treicht: So Gäns, Enten vnd Taucherlein fast baden vnd bei einander sein, so kommt naß Wetter herein. Wann filzläus das Venus bürstlein jucken vnd Schwalben

Vnnd mit den flügeln ſchlagen drein,
das regenwetter nit weyt thut ſein.
Ain morgen rót die leugt nit,
ain bauchete magt treugt nit,
Die rót bedeut ain regen oder wind,
ſo iſt die magt faißt oder tregt ain kind.
Wenn in der ſonnen nydergeen
rot wolcken an dem hymel ſteen,
Der tag darnach wirt gwonlich ſchón.
Wenn den hunden die beuch kurren
vil gras eſſen, greinen vnd murren,
So bleybt ſellten vnderwegen,
Es volgt darauff bald ain regen.
So die hund das gras ſpeyen
vnnd die weyber über die flóch ſchreien,
Oder ſy die zeehen jucken,
thůt naß wetter zůher rucken.
Mich hat ainsmals ain pauer gelert
vnd ich habs auch zum tail bewert,
So die höltzer vnnd die hegken
ſchwartz ſcheinen, regen erwecken.
Wenn den peurin das muß anprindt
vnnd nachts vnrůwig ſind die kindt,
Bedeutet regen oder wind.
Wenn der rauch nit auß dem hauſe wil,
ſo iſt vor augen regen zil.

auf dem Waſſer zucken vnd mit den flügeln ſchlagen drein, ſo můß nicht ferr der regen ſein. — — — —

Ein morgenrót die leugt nicht, ein bauchet Magd die treugt nicht, die rót bedeit ein regen oder wind, ſo iſt die Magd feißt oder trágt ein kind. — — —

Wann inn der Sonnen nidergehen, rot wolken an dem Himel ſtehen, der tag darnach wird gewónlich ſchón. Wann den hunden die bauch kurren, vil gras eſſen vnd murren, ſo bleibt der regen ſelten vnderwegen. So die hund gras ſpeien, die Weiber über die flo ſchreien oder ſie die zähen jucken, ſo ſchwarz ſcheinen die hólzer vnd die hecken, die alte Mauren ſchwizzen an ecken: die Bráut den hafen ſcharren vnd lecken, ſoll ſich ein Wätter herzů ſtrecken. Wann der Báurin das Mus anbrint, vnd nachts vnrůig ſind die Kind, bedeits regen oder wind. Wann der Rauch nicht aus dem haus wil, ſo iſt vorhanden regens vil.

Fiſchart hat alſo Rabelais in beiden Faſſungen benutzt und in beiden als Quelle genannt oder doch (in I) angedeutet, Nas in beiden Faſſungen benutzt und in II genannt, Henrichmann und Reynmann nur in II benutzt und daſelbſt genannt, Grill für I benutzt und daſelbſt bereits genannt. Für Einzelheiten lagen ihm daneben gewiß noch andere Quellen vor (ſo für die vielen Monatsnamen der zweiten Faſſung Junii Nomenclator 1567).[1] Die Bilder zu dem Abſchnitt von den zwölf Monaten in der erweiterten Praktik ſtammen aus der von Jobin verlegten, von Fiſchart mit einem gereimten Vorbericht verſehenen deutſchen Jsmenius-Ausgabe 1573. Tobias Stimmer hat dieſe Bilder für den Jsmenius und nicht für die Praktik gezeichnet, denn ſie paſſen genau zu dem Text jenes griechi ſchen Romans. Fiſchart hat in der Praktik weder auf die Ausführung dieſer Monatsbilder, noch auf die entſprechenden Erläuterungen im Jsmenius Rückſicht genommen. Nur mit dem Satze (S. 629): „Wann der Hirt auff Jsmeniſch den Geiſen zum werffen auffpfeifft" ſpielt er auf das Aprilbild an. Wahrſcheinlich ſind dieſe Bilder erſt dem bereits im Satze befindlichen Texte eingefügt worden.

Fiſchart hat, wie wir geſehen haben, ſeine Vorlagen recht ausgiebig verwendet, oft lange Abſchnitte faſt wörtlich ausgeſchrieben, oft die ein-

[1]) Wendeler, Meuſebachs Fiſchart-Studien S. 204 ff.

zelnen Sätze verſtreut an den verſchiedenſten Stellen angebracht, bald fremdes Gut frei bearbeitet, bald Teile verſchiedener Herkunft moſaikartig zuſammengeſetzt. Trotzdem hat er das alles zu einer gewiſſen Einheitlichkeit zu verſchmelzen und ſo ſelbſtändig zu verwerten gewußt, daß der beſondere charakteriſtiſche Stil Fiſcharts überall zu Tage tritt, in den Wortſpielen und Wortbildungen, in den Zwiſchenbemerkungen und langen Aufzählungen, im Citieren der Beiſpiele und Vergleiche, in dem ſouveränen Witz, mit dem er ſo recht von oben herab, vom Standpunkt des geſunden Menſchenverſtandes den Aberglauben bekämpft und den ganzen Stoff meiſtert. Und vor allen ſeinen Vorlagen zeichnet ſich Fiſcharts Praktik aus durch die Einheitlichkeit der Satire. In der Anordnung und dem Stoff der Kapitel folgt er genau den Kalendern der Zeit, läßt kein wichtiges Moment unbeachtet und hält vom Anfang bis zum Ende den Ton der Ironie feſt.

Dieſe Geſchloſſenheit der Form, dieſe Gleichmäßigkeit des Tones erlitt in der zweiten Faſſung manchen Stoß, weil die neuen übermäßig breiten Zuſätze oft mit fremdem Gute auch fremden Stil unverarbeitet herübernehmen und in ihren endloſen Reihen und Wiederholungen ermüdend wirken müſſen. Aber ſein Beſtreben nicht nur eine Satire auf die Praktiken zu ſchreiben, ſondern (wie in ſeinen übrigen Schriften) die Gelegenheit zu benutzen, um überhaupt die Gebrechen der Zeit, heimiſche und fremde Unſitten zu geißeln, verlockte ihn auch in den Erweiterungen der zweiten Faſſung ins Ungemeſſene. Seine Beobachtungsgabe, ſeine Welt und Menſchenkenntnis erweiſt er am beſten in dem Kapitel von Nationen, Ländern und Städten. Hier nennt er unter anderem (um nur wenige Beiſpiele vorzubringen) in langer Reihe Leute, von denen es in beſtimmten Ländern oder Städten keinen Mangel giebt. So kommt eine knappe Charakteriſtik der Nationalfehler zu Stande. Unter den Spaniern, ſagt Fiſchart (S. 655 f.), fehlt es nicht an Ruhmredigen und Geizigen, in Italien nicht an Prachtliebenden und Tückiſchen, in Frankreich an Leichtfertigen, in England an Freſſern, in Deutſchland an Schnarchhanſen. Sehr boshaft zählt er in der gleichen Liſte der Überſchüſſigen auf: Schmeichler an Höfen, Heuchler in Klöſtern, Geadelte in Öſterreich, Juden zu Frankfort (mit dem Zuſatz in II S. 658 „vnd in allem ort"), „Juden zu Prag, wiewol jhrer ſchier zu wenig, dann die Chriſten müſſen auch heut Wucher treiben". Und das ganze Kapitel eröffnet er mit edlem Unmut und ſchneidendem Spott über das Einreißen fremden Einfluſſes in Deutſchland (S. 648): „Das Edel Volckreich Teutſchland wird diß Jahr in allen Wollüſten Glückſelig Triumphiren, vnd mechtig gut Männlein ſein, alſo daß viel frembde Nationen werden hilff bey jm ſuchen, ſich dahin begeben, begraſen, einſchlagen vnd durchreiſen, vnd zu

belohnung den frembden Staub darinn lassen, daß Teutsch Gelt hinauß tragen: daher vns die frembde breuch bleiben vnd die einheimische versteuben."

Daß unter allen Scherzpraktiken der Zeit Fischarts „Großmutter" am meisten einschlug, ersehen wir nicht nur aus ihren zahlreichen Auflagen, sondern auch aus ihrer Nachwirkung.

7. Die Nachwirkung von Fischarts Praktik.

Kurz nach der ersten Auflage von Fischarts „Aller Praktik Großmutter" in der Fastenmesse des Jahres 1573 erschien eine anonyme gereimte Scherzpraktik unter dem Titel: „Aller Prackticken vnd Pronosticken Großvater",[1] die bereits in der Herbstmesse desselben Jahres eine zweite bedeutend erweiterte Auflage erlebte mit dem gleichen Titel, aber mit dem Zusatze: „Gemehret vnd gebessert durch sich selbst ꝛc."[2] Das Jahr darauf folgte nun die neue Bearbeitung der „Großmutter", worin Fischart in dem „Retznem" überschriebenen Schlußgedichte den „Großvater" mit folgenden Worten angreift:

O du Kleinvatter aller Practich
Was blinzelst lang! ich rath dir pack dich.
Was woltst du unser klein Großmutter
Verdringen mit deim Lollenbruder?
Woltst du das Handwerck vns verderben . . .
Sie hat viel älter Brieff dann du — — —
Du hetst an Vatter lang nicht dacht
Wer d' Mutter nicht erst fürgebracht:
Vnd reimet sich auch baß ihr Namen
Weil Practick ist föminin stammen — — —
Doch will ich dir zulassen das,
Das sie deins Vatters Mutter was,
Dieweil er ist aus jhr gezogen
Vnd auß ihr hat das meist gesogen.

Fischart ist also vor allem über die Konkurrenz erbost, die dieses Büchlein seiner Großmutter machte. Er erkennt leicht, daß der Titel seiner Praktik nachgeahmt wurde. Es mag auch richtig sein, daß der Verfasser des „Großvaters" durch Fischart überhaupt zu seiner Satire angeregt wurde, denn die Tendenz ist in beiden Schriften die gleiche.

---

[1] Ich kann mich hier kurz fassen, weil A. Schmidt im Centralblatt für Bibliothekswesen 10, 447—450 die ältere kürzere Ausgabe des „Großvaters" nach dem von ihm entdeckten, einzigen bekannten, Darmstädter Exemplar beschrieben und dessen Verhältnis zur gemehrten Ausgabe besprochen hat.

[2] Die zweite Auflage ist in mehreren Exemplaren vorhanden (Schmidt a. a. O. 448). Ich benutze das Wolfenbütteler Exemplar. Eine genaue Beschreibung mit Proben lieferte Weller im Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge 12, 231—235.

Wenn aber Fischart behauptet, der „Großvater" habe das meiste aus seiner Praktik gesogen, so ist das unrichtig. Der „Großvater" hat in den einleitenden Bemerkungen über die Eigenschaften des betreffenden „Schaltjahres" und in den Abschnitten über die Kinder der sieben Planeten nur ganz allgemeine Ähnlichkeit mit der Großmutter, soweit sie sich aus dem Stoffe selbst ergab. Der „Großvater" ist überhaupt eine durchaus selbständige Kalendersatire, die aus keiner der oben erwähnten Scherzpraktiken geschöpft hat. Die stolze, aber berechtigte Bemerkung zur zweiten Auflage „gemehret durch sich selbst" mag geradezu ein Hieb gegen Fischart, den freimütigen Benutzer fremder Praktiken sein.

Der „Großvater" enthält durchwegs in Reimpaaren eine lustige Beschreibung der Planeten und der bekanntesten Sternbilder, die miteinander in komische Beziehungen gebracht werden, eine Schilderung der Planetenkinder, der Wirkung der zwölf Tierzeichen, der Finsternisse, selbstverständliche Weissagungen für die vier Jahreszeiten und anderes. Die zweite illustrierte und etwa doppelt so starke Auflage enthält die gleichen Abschnitte, aber durchaus sehr erweitert und zum Teil abgeändert und außerdem ein neues Schlußkapitel „Wahrhafft Prophezeyung", in der wieder (vgl. oben S. 229) die Weissagungen des neuen aus Gallien stammenden Propheten und Lichtverkünders, des Hahnes, vorgeführt werden.

Ganz nebenbei erwähnt sei eine witzlose, zu Basel gedruckte spätere Satire, die jedoch keine unmittelbaren Beziehungen zu Fischart aufweist:

Neüwe zeit Prophezey, Practica auffs beste auß Himmel vnd Erden erkennet, geschriben vnd außgelegt zu gütem allen Menschen. Durch den Kunstgelehrten Erkenner des Himmels Figur auff das MDLXXXI Jar. M. Vrban Lug Schawjns landt auß Wirtenberg. Lug Zum Landt. (Bild: Ein Schafhirt weissagt aus seinem Buche einem erstaunt aufhorchenden bäuerlichen Paar. Am Himmel allerlei Wunderzeichen.) Welcher ist vnder jnen, der solches verkündigen möge vnd vns hören lasse vorhin was geschehen soll? Laß sie jre Zeugen darstellen vnd beweisen. Esaia 43.

Hie findet man vil grosser Wundergab,
Weil ich ein sondern sinn vnd kopff hab.

(Berliner Königl. Bibliothek, Mischband Ok 1257, Nr. 14.)

In einer gereimten und zwei Prosa-Vorreden bekämpft der Verfasser die Astrologie und die Kalendermacher, erwähnt Thurneisser, die welschen und die Pariser Praktiken und citiert Luther als Gegner der Astrologie. Dann folgt eine Wetterprognose für alle Monate. Eine Parodie mit wenig Witz und kaum zu unterscheiden von den ernst gemeinten Praktiken, z. B.:

Jenner. Ich wil dise zwen Monat vnd Hornung außlegen. Einen vnstähten, faulen, näbligen nachWinter mit vil wind, wirt den eingang vmb der drey weisen

König tag die erſt woch naß nebel kül dunckl alſo weren biß S. Erhartstag fortan biß vmb den VII. VIII. tag, da wil es was anders geben, gwiß, kalt, feucht, nebel vnnd Wind, auff hohen bergen, ſchneien, kurtz das erſte theil Jenners.

Unmittelbar auf Fiſchart fußt das nachfolgende Prognoſtikum: Prognosticon perpetuum. Ein ewigwerende Practica, darinnen zu ſehen, wie es in allen Jaren ergehen werde. Von allen gefehrlichen zufellen, ſo ſich von dieſem 1584. Jar an biß zum Ende der Welt begeben werden on allen betrug auffs gewiſte (!) beſchrieben. Gebeſſert vnd wider auffs New zugericht. Durch E. Bl. V. B.

Hierinn findſtu ſag ich dir zu,
Ein ſo gewiſe Practica,
Als je geſchmit oder genit
Auch nie gefunden irgendwo.
Drumb kauff du ſie vnd liß baldt die
Thu mir darnach vermelden,
Ob ſie gelogn oder betrogn,
So kan ichs darauff ſchelden.
Aber ich weiß, das du mit fleiß
Wirſt ſagen vnbetrogen:
Es fehlt fürwahr, nicht vmb ein Haar
Gar nichts iſt drinn erlogen.

(In Bayreuth gedruckt. 1584. Berliner Miſchband Nr. 15.)

Eine gereimte und eine Proſa-Vorrede giebt die Ergötzung als Zweck des Werkchens an, dann folgt die Praktik, die ihren Stoff aus Fiſchart I und Henrichmann geſchöpft hat. Das erſte Kapitel „von der Aequalitet oder Gleichheit“ iſt aus den Eingangskapiteln der genannten Vorlagen zuſammengeſtellt. Das zweite Kapitel von den zwölf Monaten folgt den entſprechenden Abſchnitten bei Fiſchart, doch mit Änderungen, Kürzungen und mit Hinzufügung je eines Vierreimes. Man vergleiche mit Fiſchart (bei Braune S. 16) den folgenden Abſatz:

Januarius. In dieſem Monat wirt ſich ein newes Jar anfangen, dann vor dieſem das alte vergangen, der Tag wirdt ſich auch in dem faſt vmb zwo ſtundt erlengern vnd ſtrecken vnd wie wol wir vns in dieſen Monat einer ſonderlichen kelte zu befahren, ſo wirdt doch der Waſſermon ein warmes Bad gieſſen, deren würckung ſonderlich in den Badſtuben am ſterckſten flieſſen wirdt. wann es in dieſem Monat gefroren iſt, ſo werden wir Kül, trucken vnnd friſch Wetter haben, das alſo der Arme gleich ſo wol ein külen trunck wirdt bekummen können, alß der Reiche, der weiß Schnee wirdt den vnſaubern Menſchen nützlich ſein, dann im Erſten grad kület er, im Andern feuchtet er, im Dritten ſeubert er.

1. Das erſt New wirdt ſein am Dienſtag zwiſchen den Montag vnd Mitwoch vnd iſt gut laſſen hinder dem Ofen in der glüenden Kachel, da die ſtarrenden Eißzapffen zerſchmelzen. Oder auch mitten im Glaß, da man die zungen ſchleifft.

Beim Ofen ſitzen vnd Biern braten,
Drey Peltz anziehen kan nit ſchadn,
Auch helft man den für ein geſcheidn,
Der ſchöne ſchlafgſelln nicht thut meidn.

Ähnlich in den folgenden Monaten. Einzelne aber weichen ſtärker ab. So hat der März nur den Schlußabſatz nach Fiſchart. Der Anfang: „In dieſem Monat werden das Baden ſonderlich bedürffen die Krebigen vnd ſchebigen, ſalben vnd kratzen wirdt jnen beiden ſanfft thun ꝛc.“ folgt dem 1. Kapitel von Heurichmann: **In Martio aliisque temporibus utilia sunt scabiosis balnea et unguenta: fricatio quoque illis erit non ingrata.**

Die folgenden Kapitel, vom dritten bis zum neunzehnten, halten ſich im weſentlichen an Heurichmann 2—23, mit kleinen Zuſätzen und Änderungen. Am Schluſſe folgt: „Ein kurtze Prognoſtick oder Practica von allen Caſibus in gemin, ſo ſich diß Jar zutragen werden“: In Reimpaaren ein kurzer Auszug aus Fiſcharts Praktik. Als Beiſpiel vergleiche man Fiſchart (bei Braune S. 5. Sommer) mit folgenden Verſen:

Der Sommer bringt den Mangel rein
Am kalten Gtrunk, Bier oder Wein.
Die Flöch werden ſein Frawnſchender
Auch weder ſchuch noch hoſenbender — — —
Sonder nach jhrem brauch vnd ſittn
Den Weybern ſteygen vber d'Knie
Auff das ſie nur veriren die
Mit kiſſen, beiſſen vnd mit nagn
Auch werdn ſein ſonſt andre Plagn
Von Wantzen, Leuſen in gemein
Vnd wird das jucken wolfeyl ſein.

Nachträge. Zu S. 29. Im Kloſter Braunau in Böhmen hat Herr Stiftskapitular P. Laurenz Brutera kürzlich eine ſehr alte deutſche Praktik gefunden. Sie führt nach der mir freundlichſt vermittelten Beſchreibung den Titel:

Diſe practica vnnd pronoſticationm, Iſt getruckt worden zu Mentz im MCCCCXCII Jar vn werdt biß man zelt MDLXVII jar. Darin ain yeder menſch ab nemen vnd erkennen mag, wie die vergangen zeyt auch yetz die gegenwertig in diſer Practica zutrifft vnd darneben zů beſorgen, wie hierinn künfftige zukommen mag, doch Got iſt alle ding müglich. — Am Schluße: Gegeben im Jar MCCCCLXXXVIII Am erſten tage des Aprillis durch den Bilgerin Ruth, der in Wälden verborgen liget. Des augen ſeyn dunckel worden, der gruſſel zuttert vonn alter, Got wölle wol den gutten, vnnd den ſchwetzern, als ſie verdienen.

Zu S. 36. A. Link (in der Allgemeinen deutſchen Biographie 23, 698) ſagt, das Prognosticon theologicum ſei von Nigrinus verfaßt und nur eine Neu-Auflage der „Papiſtiſchen Inquiſition“ 1582. Ich bin augenblicklich nicht in der Lage, dieſe Ausſage nachzuprüfen, behalte mir aber vor, in der Fortſetzung dieſer Fiſchart Studien überhaupt noch auf Nigrinus' Schriften näher einzugehen.

Frischlins Beziehung zu Graz und Laibach.

Von Bernhard Seuffert in Graz.

Herr Professor Johann Loserth fand im steiermärkischen Landesarchiv zu Graz mehrere auf Frischlins Berufung in die Steiermark und seinen Aufenthalt in Krain bezügliche Akten, zu deren Veröffentlichung er mich freundlichst aufforderte. Im allgemeinen sind die Verhältnisse aus D. F. Strauß' Frischlin-Biographie S. 64 ff. 247 ff. bekannt; doch bieten die Funde einiges Genauere und manches Neue. —

In der Sitzung der Verordneten der Landschaft Steiermark vom 25. November 1576 wurde laut Protokollbuch „einhellig" die Berufung Nicodemus Frischlins zum Professor der evangelischen Schule in Graz[1]) beschlossen. Schon am nächsten Tage wurde folgendes Schreiben der Verordneten und Schulinspektoren an den Tübinger Professor gerichtet:

(Konzept.)

Ersamer vnnd wolgelerter H Magister. Euch sindt Vnnser freintlich vnd guttwillig Dienst ieder Zeytt berait zu vor. Nach dem Wir an itzo bey Einer Ersamen Lanndschafft deß Hertzogthumbs Steyr Schuel, nach absterben M. Hieronimi Osij, gewessenen Rectoris, Eines Christlichen, gelerten, bescheidenen vnd v[l]eissigen Manns[2]) zu ersetzung diesses Ambts hoch vnd fest nottürfftig. Vnnd ir vnns dan an itzo durch H Hanns Fridrich Hoffman Freyherrn x[3]) vnd andere mehr personen für länglich zu diessen Rectorat bey bemelter vnnserer Schuel berüembt vnnd angezeigt worden seidt, haben wir zu mehrer auffnemung vnserer Schuel vnd befürderung der ehre gottes nit khünnen vnterlassen, dem durchleuchtigen hochgebornen Fürsten vnd Herrn, Herrn Ludwigen Hertzogen zu Wirttemberg x Unserm g. Herrn, zu schreiben, weil wir vernuemen das ir Jhn seiner HG. Diensten zu Tübingen als ein professor: vnd dan one das als ein alumnus verpunden seidt. wie ir aus abschrieffts desselben schreibens mit mehren werdet vernemen, Wan wir nun vnserer gewissen Hoffnung nach bey Ihrer H. G. diessen genaigten willen vnd entliche bewilligung erlangen, Also wolten wir euch auch hiemit Jn namen Einer E[hrsamen]

---

[1]) Über die evangelische Stiftschule siehe R. Peinlich, Zur Geschichte des Gymnasiums zu Graz. Programm. Graz 1866, S. 3 ff. Der Rostocker Professor David Chyträus war im September 1573 um die Einrichtung der Schule gebeten und eigens hierzu nach Graz geholt worden; während seines Aufenthaltes, vom Dezember 1573 bis Juni 1574, arbeitete er die Statuten aus.

[2]) Osius war vorher Professor in Wittenberg und Jena gewesen. Vgl. Goedeke 2, 101 f. 1574 bis zu seinem Tode April 1575 stand er als Rektor in Graz und verfaßte als solcher eine Schrift: Gymnasium recens instauratum in metropoli Styriae Graecia.

[3]) Hofmann Freiherr von Grünbichl (Grünbühel) war Landmarschall und damals die wichtigste Person in Steiermark, wie mir Professor Loserth sagt.

Landschaft] freintlich ersuecht vnnd gebeten haben, das ir euch zu wollfart vnd auffnemen auch pflantzung aller gutten Disciplin vnd tugenden bey dieser Einer E. L. Schuel zu Gratz, als ein Rector, guttwillig finden vnnd gebrauchen lassen wöllet. Vnnd wie vnser Vertrawen zu eur person deß fals steht, das ir es one weigerung dem almechtigen zu ehren vnd dieser Schuelen zu guttem gedeyen, thuen, vnd an eure guttwilligkeit vnd besten müglichen Fleiß nichs erwinden werden lassen. Also solt ir auch mit gebürlicher Besöldung daran ir zufrieden sein werdet, versehen vnnd vnterhalten werden, Und bietten euch daneben Ihr wöllet verhelffen das diß vnnser schreiben an sein H. G. gewißlich vberantwort vnd wir v. Zaiger diß Unsern eigenen Botten von seiner H. G. vnd euch, gewerliche vnabschlegige antwort bekhommen mügen, Die gnade gottes mit Vnns allen, Dat. Gratz den 26. November. Ao s. 76.

Verordnete vnd
Inspectores.

(Rubrum.)

An Magister Nicodemus Frischlinus das er sich bey E. E. L. Schuel als ain Rector brauchen soll lassen.

Auch das Konzept des in dieser Zuschrift erwähnten Gesuches an den Herzog Ludwig von Württemberg ist erhalten, datiert vom 26. (korrigiert aus 25.) November 1576; Strauß hat dessen Ausfertigung benutzt; die Landesverordneten begründen ihre Bitte vierfach: der Herzog habe viele Leute zur Verfügung; er sei geneigt, die wahre christliche Religion zu propagieren; er habe mehr als andere Potentaten Gelegenheit dazu, taugliche Personen zu erziehen; endlich er sei erfahrungsgemäß geneigt, andern Ländern zu helfen. Trotz dieser schmeichelhaften Begründung lehnte bekanntlich der Herzog das Ansuchen ab. Er eröffnete am 28. Dezember 1576 (praesentatum 20. Januar 1577) den Kirchen- und Schulinspektoren des Herzogtums Steyr: er habe ihre Zuschrift vom 26. November erhalten, worin sie Frischlin zum Rektor auf sechs Jahre verlangten:

werren derenhalben auch gannz genaigt, euch zu seines [Gottes] Hayligen namens ehre vnnd befürderung sollichen Christenlichen Vorhabens, Inn angeregtem ewerm beschehenen Ansuchen günstig vnnd Inn gnaden zuwilfahren,

Es ist aber die gelegenhait Unnserer Hohen Schule zue Tüwingen yeziger Zeit also geschaffen, das wir vnserer, vnnd annderer frembden Studiosorum halber gedachten Frischlinium neben andern vnnsern professorn ohne sonnders nachtheil nit manglen, oder Ine vonn dannen lassen khünden, darumben Jr den Schulen zu guttem annderwerz werden nachgedenckhens zuhaben wissen . . . .

Am 6. Januar 1577 (praesentatum 20. Januar) berichteten auch der Rektor, die Doktores und Regenten der hohen Schule zu Tübingen an die Kirchen- und Schulinspektoren der Landschaft Steiermark in dieser Angelegenheit: der Herzog könne Frischlin nicht entraten und habe ihnen befohlen, einen andern qualificierten Mann für die Stelle vorzuschlagen; sie hätten aber keinen tauglichen und ihnen entbehrlichen gefunden. Frischlin habe, um nicht in den Verdacht zu kommen, er selbst sei die Ursache der herzoglichen Ablehnung,

sie gebeten, seinen Entschuldigungsbrief vorzulegen: „So siegenn E. G. vnd G. wir hiemit zu wissen, das gemelter Frischlinus da es bey Jme gestanden solche Conditionem anzunemen ganz willig vnnd berait gewesen were, Dieweil er aber nit sui Juris, sonder hochermeltem vnnserm gnedigen Fürsten vnd Hern etlichermaßen obligiert vnnd verschribenn, ist er deswegen vndertheniglich zu gehorsamen schuldig."

Frischlins undatiertes, dieser Zuschrift vom 6. Januar 1577 beigegebenes Schreiben lautet (nur die Unterschrift eigenhändig):

(Adresse:) Den Wohlgebornen, Edlen vnnd Gestrengen Herrn HErrn N. N. Einer Ersamen Landtschafft in Steyer Verordneten bey der Kirchen vnnd Schuelen Inspectoribus, Meinenn gnedigen HErren.

Wolgeborne, Edle, Gestrennge, Gnedige vnnd Großgünstige Herren, Neben wünschung eines glückhseeligen frewdenReichen neuwen Jars langwiriger gesundheytt, vnnd glückhlicher Regierung, sindt E. GSt. vnnd G. mein gannz willige diennst bestes vleiß iederzeytt beuor. Gnedige Herren, E. G. gnedige vnnd gunstige Vocation, so an mich gleichwol vnwürdigen gelanngt, hab Ich durch Zeigern gegenwerttigen Botten, Neben einer intercession Copey, derer Original meinem G. Fürsten vnnd Herrn zustenndig den 12 tag Decembris verschinen Jhars empfangen beider Innhalt vernommen, vnd darauff den Botten an Ihre Fürstlich. G. vnverziglich abgefertigt. Belanngenndt dann EG. vnnd G. gnedige Vocation, Thue Ich mich fürs erste gegen EG zum hochsten bedannckhen, das dieselbe sonndern vnnd hohen gleichwol in mich vnwürdigen gestelten vertrauwen, mich zu dem hohen Ampt Rectoratus ewerer loeblichen schuelenn zuerfordern, gewürdigt haben, vnnd ob Ich wol mich zu sollicher hohen administration für mein Persohn ettwas ringfügers bedunthe. So were Ich doch fürs Anders in bedacht dieser ordentlichenn, vngezweifelt von Gott herkommenden Vocation, auch E. G. vertrauwen nach, mehrstheils aber der Kürchen Gottes zu guettem, darzu mich zu gebrauchen, vnnd ewern gnaden zuwillfharen von hertzen geneigt gewesen. Jn massen dann E. G. meines geneigten willens, auch fürgewenndten vleiß ewerer G. zu willfharen wenigers Zweiffels wegen, von einem ganzen Senat vnserer Schulen gnugsam bericht empfangen werden. So hab Ich doch veber mein fürgewendt Sollicitiren, vnd vmb dimission anhalten, zugleich von meinem Gnedigen Fürsten vnnd HErrn, so wol auch von Rectorn vnnd Regenten vnserer Schulen meiner profession nicht benussigt [?] werden könen. Weil dann mier in allweg hierin meinem G. Herrenn zu gehorsamen von noetten sein wiel, so wiel Ich fürs driette von E. G. vnnderdienstlich gepetten haben, Die wollen Jn gnedigen bedenckhen meines schuldigen gehorsams damitt Ich Ihren Fl. G. verbunden vnnd gebierender dannckhbarkheytt, damit Ich meinen praeceptorn zugethann, mich hierin daß Ich zu deren gnedigen begeren, mich zu uacirender Rectoratus condition, nicht kan brauchen lassen, gnedig entschuldigt habenn. Gentzlich darfüer haltendt, daß es an meinem willen so wenig als an E. G. begeren Jn Faal gehoerte impedimenta nicht vorhannden erwunden hette, Was ich sonnsten zu einer Ersamen Lanndtschafft schuel nuz vnnd fromen, scriptis, commentationibus, consiliis vnnd dergleichen, auch absens prestiren kan, wiel Ich mich, so offt Ich darvmb ersucht wurde, dienstlich willig erfinden lassen. Mich E. G. zu gnedigem willen iederzeytt beuehlende.

E. G. vnnd g. vnnderdiensthaffter

Nicodemus Frischlinus Poëta
Coronatus, Philosophiae Doctor et Professor
Tubingensis.

Es scheint, daß dieser Brief Frischlins die steierischen Landesverordneten ermutigt hat, ihr Gesuch zu erneuern. In einem Schreiben des landschaftlichen Obersekretärs Matthes Amman von Amannsegg vom 12. Oktober 1577 an die Verordneten heißt es nämlich, man habe Frischlin vom Herzog von Württemberg „nur auff 3. Jhar" begehrt, es sei abgeschlagen worden. Es wurde dann Philipp Marbach aus Straßburg noch 1577 zum Rektor bestellt, auf den 1580 Hieronymus Peristerius aus Ilmenau folgte, den Amman schon 1577 in Aussicht genommen hatte (Peristerius stand damals in Villach), obwohl er bei weitem Frischlin nicht zu vergleichen sei.

Wohl in das Jahr 1577 wird ein undatiertes Schreiben Frischlins an die Landesverordneten gehören, das beweist, daß sein Versprechen, auch aus der Ferne der Landschaft „scriptis, commentationibus, consiliis" dienen zu wollen, keine leere Höflichkeitsphrase war. Der in dem Briefe erwähnte Stiftsprädikant Mag. Johannes Plenninger ist doch wohl identisch mit dem Daniel Plieninger oder Pleininger, den Peinlich, Die Egkennperger Stifft, Graz 1875, S. 66 erwähnt; dieser war 1576 77 Prediger an der Stiftskirche in Graz, 1578 Feldprediger in Radkersburg und ist 1579 gestorben; die Identität ist umso wahrscheinlicher, als Loserth in einem Akt vom 22. September 1579 Hans Pleninger als todt erwähnt findet. Damit ist das Jahr 1577 als Datum für das Schreiben Frischlins anzunehmen, das lautet:

Den Wolgebornen Edlen Vnnd gestrengen Herrn, Herrn einer Erſamen Lanndtſchafft in Steyr Verordneten x Meinen Jnſonnders Gnedigen vnd gunſtigen Herrn

Wolgeboren, Edel, gestrenng, Jnſonnders gnedig vnnd gunſtige Herren, E. G vnnd St. ſein neben wunſchung glückhſaeliger wolfahrt, mein Jederzeit willig gevliſſen dienſt beuor, Gnedige Herren Nachdem Jch bin von E. G. vnd St. Stiefft praedicanten M. Johanne Plenninger ſchrieftlich erinnert worden, wie das die Jeſuwitiſche ſect, zuverkleinerung vnſerer Religion ein famos ſchriefft vnnd Echo publicirt, wellichen dann er neben ſeinem ſchreiben mier vberſendet, hab Jch nit können vnderlaſſen, nach dem Jch vermerckht, das gemelte Jebuſiten, als die Jn euerer Haubtſtadt ihr geſchmeiß wieder die erkhandte warheit auszubietten ſich vnderſtehn, fürnemlich E. G. vnd St. aufgerichtenn newen Chriſtlichen ſchuelen zu wieder drueß ſollich ihr grob ſtiekh vnd ſtuckwerckh spargiren, Jhren vngerumbt mit einem artlichern Echo zu antwortten, vnnd Sie mit Reichs munz gegen ihren kupfernen Vierern zu zalen. Welchen ich dann hiemit E. G. vnd St. zu einem gegenſtreich deticirt, vnnd verehrt haben wiel, mit biett ſolchen alio vff vnd an zunehmen, damitt E. G. vnd St. nicht gedenckhen woll, das ich zu der gleichen Stückhwerckhen geartet vnnd geneigt, Sonndern das viel mehr darumb geſchehen ſein, das die, in Jhrem ſiin [?], allein wizigen leut, nicht denckhen möchten, das wo es mit dergleichen Calumnijs aus gerichtet wer, wier hierin gar erlegen wehren Thu demeben E G. vnndt St. mich dienſtlicher Fleiß beuehlen.

E G. vnnd St. Vnnterdienſthaffter

[eigenhändig:] Nicodemus Frischlinus
Academiae Tubingensis ordinarius professor.[1])

[1]) In dieſer Unterſchrift fehlt der Titel Comes palatinus, den Frischlin 29. Dezember 1577 erhielt; auch das ſpricht dafür, das Schreiben früher als dieſes

Über diese religiöse Streitschrift Frischlins habe ich leider nichts in Erfahrung gebracht. Die Jesuiten waren seit Oktober 1572 in Graz ansässig; seit 1575 hatte ihr Kollegium Disputationen und Konflikte mit der landschaftlichen Schule, die 1580 zu Raufhändeln zwischen den Schülern des Jesuitenkollegiums und der Stiftsschule führten.[1]) Die Schule und der Protestantismus überhaupt waren ernstlich gefährdet, und so begreift sich, daß die Grazer gegen ihre vom Hofe geförderten Gegner Hilfe suchten, wo sie zu finden war, und daß Frischlin ihnen beispringen zu sollen glaubte. Von den damaligen Grazer Jesuiten, vorausgesetzt, daß Peinlich erschöpfend verzeichnet, nennt Baker nur den ersten Rektor des Collegiums Henricus Blyssemius (Blisemius) als Schriftsteller; er kam 1578 nach Wien, aber 1585 wieder nach Graz, wo er gestorben ist. Dieser nun, von Geburt ein Kölner oder Bonner, schrieb 1577 eine „Defensio assertionum Theologicarum de vera et Sacrosancta Christi, quam habet in terris, Ecclesia militante contra disputationem oppositam Tubingensis haeretici (Ingolstadii)." Sollte diese gegen des berühmten Tübinger Theologen Jacob Heerbrand Schrift: „De Vera Ecclesia Christi militante (1575)" gerichtete Entgegnung (ein „Echo" also) Frischlin zugesandt worden sein? Hat er auf sie erwidert?[2]) obwohl Heerbrand selbst noch 1577 eine Duplik erscheinen ließ: „Refutatio defensionis assertionum Jesuiticarum de Ecclesia Christi", mit einer Zuschrift an die steierischen Landesverordneten. Ich habe keinen Beweis dafür, denn Frischlins Tübinger Kollege verweist in seiner Vorrede nicht auf diesen Mitstreiter. Es ist ja übrigens nicht ausgemacht, ob Frischlins Streitschrift gedruckt wurde, also öffentlich erwähnt werden konnte; er kann sie auch handschriftlich den Grazern verehrt haben. Vielleicht führen Nachforschungen in Tübingen zu einem Ergebnis über dieses „Echo", hier fehlt mir die Litteratur.[3])

Datum anzusetzen; allerdings ist der Schluß nicht zwingend, weil Frischlin sich hier auch nicht, wie doch schon früher, Poëta Coronatus genannt hat.

[1]) von Krones, Geschichte der Karl Franzens-Universität in Graz. Graz 1886, S. 227, 234, 5.

[2]) Allerdings war Heerbrand früher sein Gegner (Strauß, Nic. Frischlin S. 66), so daß Frischlin für ihn einzutreten sich kaum veranlaßt sah. Aber vielleicht schien ihm die Aufmerksamkeit für die Steirer wichtiger als der interne Streit mit den Kollegen. Auch erscheint er ja 1580 (siehe unten) in einer Schrift neben Heerbrand.

[3]) Eine lateinische Ode Frischlins zur Promotion des Georgius Mylius Augustanus finde ich in der Schrift „Actus et renunciatio doctorum theologiae. Continens I. Orationem .... a Jacobo Heerbrando D. habitam" .... 1580, Blatt O 4ᵇ. — Neue Streitschriften mit den Grazer Jesuiten wechselte Heerbrand 1588 über den Lutherischen Katechismus.

Jedenfalls erklärt dieser Anteil Frischlins an den Bedrängnissen der Grazer Protestanten, daß man ihn noch längere Zeit als wünschenswerten Schulrektor im Auge behielt und sich auch nicht durch eine gehässige Zuschrift von Frischlins Gegner, dem Tübinger Professor Crusius irre machen ließ (siehe Strauß, N. Frischlin S. 248). Frischlin hat früher von diesem an einen Dr. Finkelthaus in Graz[1] gerichteten verleumderischen Briefe Kenntnis erhalten, als Strauß (S. 249) annimmt, und daraufhin folgende scharfe Abwehr nach Graz geschickt (nur die Unterschrift eigenhändig):

Dem Wolgebornenn, Gestrengenn, Edlen vnnd Ernuesten Herren als einer Ersamen Landtschafft in Steyrmarckh Verordnetenn Ausschuß vnnd Vorständer, meinen Gnedigen vnnd Großgünstigen Herrn.

Wolgeborne, Gestrenge, Edle, Ernueste, Großgünstige Herrn, E. G. Gestrenge vnnd Gunsten, seind meine vnderthenige guetwillige dienst beuor, mit hochvleyßiger Pitt, E. G. G. vnnd G. wöllend diß mein vnuermeidenlich anbringen Gnediglich vnnd Günstiglich Vernemen Gnedige Günstige Liebe Herren, mir kompt glaubwirdig für, wie ein fürnemer Professor Vnier Hohen Schuol zuo Tuwingen kurtz verschiner Zeit ein Ehrrüerig schreiben wider mich, an Doctor Wolffgang Finckelthaus gen Grätz abgehn lassen, darinn er mein Person gar hoch verkleinert, vnnd darzuo schmehlich angetastet, Vnnd das Alles eo consilio, damit E. G. G. vnnd G. mir abhold vnnd Ich vor denselbigen dardurch infamiert wurde, Inmaßen dan sollichs famosum scriptum wolgedachten E. G. G. vnnd G. von Ihme Finckelthausen, wie auch andern Personen, fürgelegt worden, Dieweil mir nun nit gepüren will, zuo sollich Ehrn diebischer Verleumbdung stillzuschweigen, angeiehen, das Ich mich keiner sollich stücke, deren Ich mit onwarheit geschuldiget würdt, am wenigsten schuldig weiß (sonst würde mich Vniuersitas Tubingensis kein stund leyden. Vnnd dan disen dissamanten mein Lebenlang nie belaidiget, sonder er als ein außbund eines Neidigen mißgünstigen menschens, auß lauter neid vnnd Haß gegen meiner Person, an alle befüegte Vrsach, diß Scriptum abgehn lassen, So sag Ich zu erhöhung meiner Ehr vnnd güter,[2] das diser Professor, so gleich mir wolbekandt, mich an meinen Ehrlichen, wolhergebrachtenn Namen vnnd Ehre auffgelogen hab, nit anderst, dan wie ein Gott vnnd Ehruergeßniger verlogner leichtfertig loßer man, der dann nit besser, dan wie er mich Ehrndiebischer weyß geschmecht, vnnd bey E. G. G. vnnd G. verkleinert hatt, vnnd diß Alles anwiderrüeflich, biß vnnd so lang, er Professor sein erdicht Schreyben, waar macht, Vnnd mag leyden, das E. G. G. vnnd G. diß Original gemeltem Finckelthaus fürlegen, damit er vnnd sein dissamant meiner Verantwurtung ein guot wissens haben mögen, Dann ob Ich wol guete Vrsachen hett, auch Ihne Finckelthauß an seinem ort mit Recht zuersuochen, als dem anuerborgen, das kein Biderman ein libellum famosum bey leibs straff, anderleutten aufweysen, oder vim [?] demonstrieren, sonder dasselbe Corrumpieren vnnd verbrennen soll, Jedoch dieweil mir diß Retorsion auf diß mal zu erröffnung meiner Ehr vnd güter gnuogsam ist, so laß ich die Sach auff disen terminis allein diß mals verbleiben, Vnnd bin für mein Person E. G. G. vnnd G. nach meinen Kräfften, vnd bestem Vermögen zudienen willfarig vnnd geneigt, Deren

[1] Der Jurist Finkelthaus war von 1577—82 Professor an eben der Stiftsschule, deren Rektor Frischlin werden sollte; er hatte in der letzten Klasse Lectionem Juris Institutionum et Regularum mit den Schülern zu betreiben.

[2] Geführ siehe Deutsches Wörterbuch, Band 4 I 2, 2189.

Gnedigen vnd Günstigen willen Ich mich hiemit dienstlich beuelhen thue, Actum Tüwingen den 27. Martij 82.

E. Gnaden Gestreng
vnnd Gunstenn
Vnnderdienstwillig
Nicodemus Frischlinus
Poëta Coron. Com. palat.
Professor Acad. Tubingensis,
manu propria.

Dieses Schreiben schickte Frischlin mit einem eigenhändigen Briefe vom gleichen Datum an den Landschaftssekretär Kaspar Hirsch in Graz, worin er diesen um schnellste Vorlage der Abwehr bei der Landschaft bittet. Der Brief enthält keine weitere Bemerkung zu der schwebenden Angelegenheit, überhaupt nichts, was Frischlins Person betrifft. Seine ganze Haltung läßt vermuten, daß der Absender nicht zum ersten Male mit dem Sekretär korrespondiert; sonst würde Frischlin doch kaum mit dieser persönlichen Bitte die Mitteilung politischer Neuigkeiten verbinden; als einzige besondere nennt er die zwischen Basel und Straßburg und ihren Bischöfen ausgebrochene Zwietracht, aus der Krieg drohe; er hoffe aber, daß dieser noch verhütet werde.

Frischlins Abwehr scheint einen so starken Eindruck in Graz gemacht zu haben, daß man neuerdings sich bemühte, ihn für die Schule zu gewinnen, indem Peristerius „in die Länge nicht zu erhalten" war; er blieb aber doch bis Ende 1585. Wieder umsonst; die Landesverordneten meldeten ihrem Gesandten in Augsburg, daß sie Dr. „Fröschlinum" zu ihrer Schule nicht erlangt hätten, wie aus der bedauernden Antwort der Gesandten vom 9. August 1582 hervorgeht. Und abermals am 20. August 1582 berichteten die Verordneten den Gesandten: „Dieweil wir auch Doctorem Fröschlinum unserm gehabten aigentlichen vnnd guetten Verthrauen zuwider vber vnnser angewenndte vnabsezige bemuehung erlanngen nicht künen" u. s. w.

Es mag übrigens dieses neueste, dritte Werben um Frischlin auch durch die Kunde veranlaßt worden sein, daß die Krainer Verordneten ihn nach Laibach zu ziehen suchten. Warum bei diesem Rivalisieren die Krainer glücklicher waren als die Steirer, warum der Herzog von Württemberg im Juni 1582 Frischlin erlaubte, die Berufung nach Laibach anzunehmen, da er doch die nach Graz abgelehnt hatte, ist unbekannt. Daß Frischlin Laibach sollte bevorzugt haben, ist bei seinen fortgesetzten Bemühungen, in Graz sich beliebt zu erhalten, wenig wahrscheinlich.[1])

[1]) Vgl. außer Strauß noch A. Dimitz, Geschichte Krains, Laibach 1875, 3, 163—181. R. Peinlich, Zur Geschichte des Buchdruckes, der Büchercensur und

Ende Juli 1582 kam Frischlin in Laibach an und erwarb sich um die Schule entschiedene Verdienste. Aber es ist bekannt, daß er mit den Schulinspektoren, mit denen es gleich über die Schulordnung zu schwierigen Verhandlungen gekommen war,[1]) in Streit geriet, als er neue Bücher ohne ihre Censur hatte in Venedig drucken lassen. Die Landschaftsverordneten in Krain mußten diese Sache ernst nehmen, weil sie mit Steiermark und Kärnten 1578 auf dem Brucker Universallandtage beschlossen hatten, ihre Kirchen- und Schuldiener sollten nichts ohne Gutheißen und Ratifikation aller Landschaften drucken dürfen. Sie meldeten deshalb pflichtmäßig den Kärntnern und Steirern den Vorfall, aber erst nachdem sie in ihrer Sitzung vom 11. Mai 1584 Frischlin die erbetene Entlassung, obwohl sie laut Protokoll seine Gründe dafür nicht triftig fanden, zu bewilligen beschlossen hatten. Aus ihrer Zuschrift an die Steirischen Verordneten vom 12. Mai 1584 (praesentatum 6. Juni) hebe ich folgende Stelle aus:

Wann unns aber fürkhombt, wie der albieig Schuell Rector Nicodemus Frischlinus für sich selber seiner gefertigten Bestallung zuwider sich vnnderstanden etliche Neue Büecher vnnd Scripta, darundter ain Grammaticam auch ein anders so Er Strigilis Grammatica Jntitulirt, zu Venedig ahne all vorwissen vnd bewilligung im offnen Druckh auß gehen zu lassen, auch mit etlichen mehrern nachzuvolgen im werckh sein solle, welche als vnns angelangt vmb erhaltung willen des geliebten Friedens sonnderbare Bedenckhen ob sich tragen sollen, haben wir Jhme gleichwol bey denn Pflichten damit Er ainer Ersamen Landschaft verbunden auferlegt, mit Publicier- vnd Spargirung angeregter seiner albie vnapprobirter Schrifften vnnd Büecher die Zeit seines albieigen Diennsts dessen Er auf sein Anhalten nunmalen erlassen allerdings stillzuhalten vnnd zu ainicher weitläufigkeit nit vrsach zu geben.

Zur gleichen Zeit wendet sich Frischlin bittend an die Verordneten in Graz, und zwar persönlich, teils wegen der Censurangelegenheit, teils um nun doch an die Stiftsschule zu kommen.

des Buchhandels zu Graz im 16. Jahrhundert, Graz 1879, S. 22. Und neuestens Th. Elze, Primus Trubers Briefe, Publikation des litterarischen Vereins in Stuttgart, Band 215, S. 526—549, worauf ich durch Sauers Güte bei der Korrektur des Satzes noch hinweisen darf. Aus S. 488—493 u. ö. ergiebt sich, daß die Württemberger Herzöge ein älteres Verhältnis zu Krainer Studenten in Tübingen hatten; dies mag die Willfährigkeit Ludwigs gegen das Laibacher Gesuch erklären.

[1]) Der Herausgeber des Euphorion macht mich freundlichst aufmerksam auf: Julius Wallner, Nicodemus Frischlins Entwurf einer Laibacher Schulordnung aus dem Jahre 1582 (Programm des Obergymnasiums zu Laibach 1888), worin Frischlins Entwurf und dessen Bearbeitung durch die Schulinspektoren mitgeteilt und betrachtet, auch fernere Litteratur angeführt ist. — Die Verordneten freuten sich trotz Widerwärtigkeiten, die seine Anwesenheit veranlaßte, an der Person des von Truber geschätzten Frischlin, der sich sogleich nach seiner Ankunft für die Drucklegung der Dalmatinschen windischen Bibel eingesetzt hatte. Siehe Elze a. a. O. S. 524. 551 561.

Wie sehr die Stimmung der steirischen Verordneten gegen den Mann, den sie trotz sechsjährigem Bemühen nicht hatten erlangen können und der dann von den Laibachern auf die erste Berufung gewonnen worden war, umgeschlagen hatte, sieht man aus dem Sitzungsprotokoll vom 13. Juni 1584. Sie verleugneten geradezu das Vergangene; sie gaben vor, sich nicht zu erinnern, daß ihm des Grazer Rektorates halber zugeschrieben worden sei, er möge darüber in Händen habende Schreiben fürbringen. Und in einem weiteren Teile der Tagessatzung sprachen sie ihr besonderes Mißfallen wegen der Umgehung der Censur aus. In diesem Sinne antworteten sie denn auch Frischlin und gaben davon den Laibachern abschriftlich Kenntnis, als sie deren Zuschrift vom 12. Mai erledigten, wie folgt (nach Loserths Abschrift):

Die Verordneten von Steiermark an die von Krain: wird communiciert, was Nicodemo Frischlino, Irem gewesten Schuell Rectoren auf seine zwai underschiedliche suppl[iken] zu bschaid ervolgt. [Konzept.]

An die herrn verordente in Crain. Der herrn schreiben vom 12 tag Maj, welches aber erst den sechsten wesunden monats Juni alhie ist zuegestellt worden, haben wir empfangen und daraus vernomen, wie die Herrn ab Jres gewesten Schuel Rectoris Nicodemi Frischlini wider Jr vorwissen und erthailte approbation zu Venedig edirten und nunmehr an vilen orten spargirten schrifften und büechern, darunter ir aines Strigilis Grammatica intitulirt, nicht unbillich ein besonder hohes misfallen haben und tragen. Nun hatt er Frischlinus in seinem ietzigen alhiesein sich nicht allein diser wider die ordnung und Pruckherischen schluß außgangnen büecher halb bei uns angemeldet, sondern auch eine ersame alhieige Landschaft seine dienst angetragen. Was ime aber darauf von uns zu bschaid ervolgt, das werden die Herrn ab dem einschluß [am Rand vom Registrator: zwen einichlüß[1]] vernemen. Wir haben zu erachten, wan diser des Frischlins Strigl bei denen universitäten im Reich auch solle fürkommen, das Er Jm nach nicht unwidersprochen werde bleiben, dan nicht leichtlich zu glauben, daß in tanta luce cognitionis litterarum sich bishero nicht ein rainer Grammaticus gefunden haben sollte. Inventis facile est addere. Und ware wol zu wünschen, daß er nicht daherunder denselben promulgirt hette, wie es bei vilen mancherlai gedenken wiert abgeben. Aber guet ists, das man waiß, die Lande heten darein nicht consentirt, sondern seien dem allerdings zu wider gewest. Welches wir den Herrn freuntlich und nachparlich nicht verhalten wollten u. sein Jnen wie iederzeit zu diensten nach muglichait wolbrait. Gott dem herrn bevolhen. Graz den 20 Juni. 84 Verordnete x.

Man sieht, die Herren in Graz waren gereizter und ablehnender gegen den Supplicanten als die Laibacher. Und doch hätten diese mehr Ursache gehabt, ihrem Schulrektor zu zürnen, der ohne Not vor der vereinbarten Zeit ihnen kündigte; während die Grazer nun die Genugthuung hatten, daß der, um dessen Person sie sich so lange und oft vergebens bemüht hatten, sich ihnen als obdachloser Bittsteller näherte. Vielleicht wirkten auf die Grazer Entschließungen jetzt die von dem Tübinger Professor Crusius einst ausgestreuten Verdächtigungen, viel-

[1]) Der eine war sicher der an Frischlin ergangene Bescheid, den R. Peinlich a. a. O. abgedruckt hat.

leicht neue; es fällt die im letzten Aktenstücke genommene Rücksicht auf die etwaige Beurteilung der Frischlinschen Strigilis an den Reichsuniversitäten auf; es scheint mir nicht unmöglich, daß die lateinischen Phrasen, mit denen die Landschaftsverordneten ihr Schriftstück aufputzen, aus gelehrten Zuschriften entlehnt sind.

Die Laibacher ließen sich dadurch nicht beirren, Frischlin einen wohlwollenden und ehrenvollen Abzug zu bereiten. Und auch bei den Grazern kam später wenigstens der Dichter Frischlin wieder zur Geltung, wie man aus einem Schreiben des Ende 1585 als Hauptpastor nach Graz berufenen Württembergers Wilhelm Zimmermann ersieht. Es lautet:

Dem Edlen vnd Vesten, Herrn Stephano Speidl, Einer Er[samen] La[nd]schaft] Secretario, meinem Jnsonderß günstig. lieb. Herrn.

Edler, Vester, Jnsonderß günstiger Herr Secretarie, Nachdem wir furhabenß seine, auff künfftigen Sontag vber acht tag, nemlich den 18 Junii, mit hilff göttlicher gnaden, die Comoediam Frischlinianam de Hildegardi Magna, Jn vnserem Collegio zuo peragieren, Vnd aber sollche historia dieser Comoedien nicht Jederman bekhantt, haben gleichwol die herrn Jnspectores gedachte Comoediam wöllen drucken lassen, damit die Herrn vnd landleutt, so sollchem Actui beyzuowohnen begeren, ein Jeder ein besonder Exemplar haben möchte, dieweyll aber Einer Er. La Buochdrucker, zuo vnserer großen Vngelegenheutt, eben jezund nicht albie, sonder zuo Wien ist, Bin Jch bedacht, etliche Exemplaria, so viel wier derselbigen haben mögen, für die fürnemste Herrn vnd Landtleut, durch vnsere Stipendiaten, rein vnd sauber abschreyben zuolassen. Bitte derwegen den Herrn freundtlich, der Herr wölle mier etwan ein halb Rieß papier zuo sollchem furhabenden werckh zuokhommen lassen. Hiemit den Herrn vnd unß alle, gott Befolben. Dat. Grätz den 9 Junij, Ao S 89.

D. H.

dienstwillig

Wilhelmus Zimmerman D.
Pastor.

An dieser Zuschrift ist mir auffallend, daß man offenbar nicht ein Programm des Stückes, sondern den ganzen Wortlaut den Zuschauern in die Hand geben wollte: und gewiß die deutsche Fassung des lateinisch gespielten Stückes.

Die Quellen von Wielands „Musarion“.

Von J. R. Asmus in Tauberbischofsheim.

„Ich möchte es doch gern sehen, wie es die Herren (Schlegel) anfangen wollten, um zu zeigen, daß ich meine Musarion zusammengetragen hätte. Man sollte sie auffordern, dieses Mosaik vor den Augen des Publikums zu zerlegen. Mir sollte es die größte Unterhaltung gewähren.“

Wieland bei Böttiger, Litterarische Zustände und Zeitgenossen 1, 250.

Wieland schreibt am 29.[1]) August 1764 an Geßner: „Unter den Sujets, womit sich meine scherzende Muse künftig für alle die desagrémens meiner Umstände schadlos zu halten gedenkt, ist auch . . . „Musarion“, eine Art von komischem Lehrgedicht im Goût der „Alma“ des Prior, welches die Bekehrung eines Platonikers und die Widerlegung des ganzen phantastischen Systems dieses weisen Mannes enthalten soll“ (Ausgewählte Briefe 2, 250 ff.). Diese Stelle wird durch eine andere aus einem Schreiben an Zimmermann vom 10. Juli 1766 ergänzt: „In kurzem werde ich Ihnen ein Gedicht, „Musarion“ genannt, in der Handschrift zusenden . . . Ich gestehe Ihnen, daß ich mich schon lange in die heutige Moral-

[1]) Gruber, „Wielands Leben“, 1. Teil, Leipzig 1827 (= Wielands sämtliche Werke, 50. Band), S. 372 giebt den 24. August an. — Wir citieren im folgenden Wielands Briefe zum Teil nach Gruber, zum Teil nach den „Ausgewählten Briefen von C. M. Wieland“, 2 Bände, Zürich 1815. Die Citate aus „Musarion“ geben wir nach der von Pröhle wieder abgedruckten zweiten Ausgabe von 1769 (Kürschners Deutsche Nationallitteratur, 51. Band), die Anmerkungen Wielands zu der Gesamtausgabe von 1795 nach der Göschenschen Ausgabe, Leipzig 1839, 3. Band und diese legen wir auch für die übrigen Wielandschen Schriften zu Grunde. Goethes Werke führen wir nach Kürschners Deutscher Nationallitteratur an, Priors „Alma“ nach „Poems on several occasions. By the late Matthew Prior“, London 1754 und Lucians Gespräche nach Dindorfs Ausgabe, Leipzig 1858. — Unser Thema ist schon teilweise behandelt worden in den Arbeiten von Minor, „Quellenstudien zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Zeitschrift für Deutsche Philologie, 19. Band, 1887, S. 228 ff.) und Wukadinović, „Prior in Deutschland“ (Grazer Studien zur deutschen Philologie, 4. Heft, 1895, S. 47 ff.), denen wir manche Ergänzung zu unserem Aufsatz verdanken. Da wir den Gegenstand im Zusammenhang und möglichst erschöpfend untersuchen wollten und außerdem von den beiden genannten Abhandlungen erst nach Abschluß der unsrigen Kenntnis erhielten, haben wir einigen Notizen die Aufnahme nicht versagt, die auch dort schon verwertet sind. — Was wir abgesehen von der angeführten Litteratur noch benutzen konnten, findet sich jeweils an Ort und Stelle genau angegeben.

philosophie nicht mehr finden kann — aber davon bin ich sehr überzeugt, daß die Priors . . . des vergangenen Jahrhunderts liebenswürdigere Leute waren als die feierlichen, stoischen, moralischen Sauertöpfe unserer Zeit" (Ausgewählte Briefe 2, 266). Wenn daher Schiller am 31. Juli 1787 an Körner schreibt: „Er (Wieland) entdeckte mir die Entstehung . . . der „Musarion". Er würde mir vielleicht einmal ein Buch schicken, sagte er, woraus er die erste Idee zu . . . („Musarion") genommen habe" (Schillers Briefwechsel mit Körner, herausgegeben von Goedeke, 2. Auflage), so kann mit dieser so geheimnisvoll angedeuteten Quelle keine andere als Priors „Alma" gemeint sein. Daß er gerade für dieses Gedicht eine ganz besondere Vorliebe hege, gesteht Wieland in einem (undatierten) Briefe an Sophie von Laroche, S. 159 bei Horn.

Der Grund, warum Wieland seine Quelle dem befreundeten Dichter nicht ohne weiteres verriet, mag wohl in dem eigentümlichen Verhältnis gelegen haben, in welchem er zu Prior stand, und vielleicht fürchtete er auch, der idealistische Schiller werde an dem sehr sinnlichen Engländer keinen Gefallen finden. Es scheint aber dennoch, als ob Schiller, sei es nun mit oder ohne Wielands Vermittlung Priors „Alma" gekannt habe. Wenigstens klingt der bekannte Passus aus der „Glocke": „Da faßt ein namenloses Sehnen" u. s. w. V. 66 ff.) unseres Erachtens so stark an die folgenden Verse aus diesem Gedichte an, daß wir die Annahme einer Benutzung desselben für sehr wahrscheinlich halten:

His thought quite chang'd the stripling finds,
The sport and race no more he minds;
Neglected tray and pointer lie,
And covies unmolested fly.
Sudden the jocund plain he leaves;
And for the nymph in secret grieves.
In dying accents he complains
Of cruel fires and raging pains.
The nymph too longs to be alone,
Leaves all the swains and sighs for one.
The nymph is warm'd with young desire,
And feels, and dies to quench his fire.
They meet each evening in the grove:
Their parley but augments their love.
So to the priest their case they tell:
He ties the knot, and all goes well. (S. 264 ff.)

Die beiden Dichtungen haben auch ganz allgemein betrachtet das miteinander gemein, daß sie das Menschenleben durch all seine einzelnen Stationen mit philosophischen Betrachtungen begleiten, und wenn Fr. J. Bertuch im Jahre 1772 sagen konnte: „Jeder Dichter unseres Vaterlandes, für den die englischen Musen Reize hatten, las

und liebte den Prior" (siehe Wukadinović, S. 44), so wird Schiller hiervon wohl keine Ausnahme gemacht haben.

Wieland selbst hatte noch im Jahre 1754 in seinen asketisch-christlichen „Sympathien" mit unmittelbarer Beziehung auf Prior[1] gesagt: „Ein frommer Alter hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen gegeben, da er sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie wie durch einen Zaubertrank in niedriges Vieh zu verwandeln" (Gruber, S. 193, siehe unten S. 275 und Wukadinović, S. 47, wo als Abfassungszeit der „Sympathien" irrtümlich 1756 angegeben ist). Allein mit seiner großen inneren Wandlung, die in den letzten Jahren seines Schweizer Aufenthalts ihren Anfang nahm und im Beginn seiner Biberacher Zeit zum Abschluß kam, änderte sich auch sein litterarischer Geschmack vollständig. Schon am 14. Februar 1758 empfiehlt er Zimmermann zur Abfassung kleinerer Gedichte Prior als Muster (Ausgewählte Briefe 1, 251) und am 12. März dieses Jahres schreibt er an denselben Freund: „Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez . . . je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas-monde . . . J'aime Prior et Gay, quoique tous les deux soient assez fripons" (Ausgewählte Briefe 1, 259 ff.) Daß jedoch dieses „obgleich" nicht allzu ernst gemeint war, davon zeugt bereits die im Jahr 1762 entstandene komische „Erzählung in Priors Manier Nadine" (a. a. O. 3, 193 ff.), die dem Engländer an Lüsternheit nichts nachgiebt. Sie ist dem Priorschen Gedicht „The dove" nachgebildet und zeigt auch mit seinem „Entwaffneten Amor (Love disarmed)" einige Ähnlichkeit.[2] Es war eben abgesehen von der Weltanschauung auch ein rein formeller Grund, warum Wieland diesen Dichter schätzte. „Die Reime," sagt er im 7. Bande seiner Shakespeareübersetzung, „sind . . . für einen Prior oder Cheaulieu . . . Blumenketten, womit die Grazien selbst sie umwunden zu haben scheinen" (Gruber S. 371), und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn er sich in dem bereits genannten Briefe an Geßner vom 29. August 1764 einen „ehrlichen Nachahmer von Prior" (Ausgewählte Briefe 2, 247) nennt.

Das Werk auf das sich dieses Bekenntnis bezieht, sollte später den Titel „Musarion oder die Philosophie der Grazien. Ein Gedicht in drei Büchern" führen. Schon diese Aufschrift erinnert an Prior, da dieser seiner ebenfalls dreiteiligen und nur wenig umfangreicheren

[1] Die Bekanntschaft Priors machte Wieland vielleicht, so auffallend dies auch an und für sich wäre, durch Bodmers Vermittlung. Wenigstens kannte dieser denselben bereits im Jahre 1744. Siehe Wukadinović, S. 32.

[2] Siehe Minor, S. 228 und Wukadinović, S. 48.

Dichtung auch einen Doppeltitel „Alma, or the progress of the mind. In three cantos" gegeben hatte. Wieland schließt sich in einem Briefe an Geßner vom 21. Juli 1766 noch enger an das englische Original an, wenn er hier „Musarion, ein Gedicht in drei Gesängen" (Gruber, S. 374) nennt. Auch die fünffüßigen Jamben Priors mit ihrer genial-leichtfertigen Reimbehandlung ahmte er nach.[1]) Wenn man den Stil und den Ton der beiden Gedichte mit einander vergleicht, so wird man in der absichtlichen Fernhaltung jeder pathetischen Würde und einer dem Inhalt ganz entsprechenden Stillosigkeit dasjenige erkennen, was ihren gemeinsamen äußeren Charakter ausmacht. Man kann eben auch von Priors „Alma" sagen, sie sei ein ziemlich systematisches Gemisch von Philosophie, Moral und Satire" und auch an ihr die „Ironie" und „das Komische" als besonders hervorstechende Merkmale hervorheben, wie Wieland dies bezüglich seiner „Musarion" thut (siehe die Briefe an Geßner vom 21. Juli 1766 [vgl. den vom 29. August 1766] und an Frau von Laroche 1768[2]) bei Gruber S. 374. 377. 384. 385; vgl. die Vorrede zur zweiten Auflage der „Musarion" a. a. O. S. 10). Zum „Geist" der „Manier" Priors gehört auch die anscheinend ziel- und ordnungslose Einstreuung von allerlei teils ernst, teils scherzhaft gemeinten Citaten und Anspielungen (siehe Mitford „Life of Matthew Prior" S. XXXIII vor dessen Ausgabe von Priors Gedichten, Band 1, London [1835] und Wukadinović, S. 33). Dem Engländer hat Wieland wohl auch die unvermittelte Einführung des Philosophenstreits, der in beiden Gedichten den Hauptgegenstand bildet, nachgeahmt. Denn wie jener vorgiebt, er teile den Inhalt eines von den Ratten halbgefressenen Manuskriptes mit, so läßt dieser um gleich in medias res zu kommen, seine beiden Philosophen von Phanias und Musarion mitten in ihrem Streit überraschen (vgl. „Alma" S. 255 mit „Musarion", 2. Buch, S. 34 ff.).

Ihrem Inhalt nach stellen sich die beiden Dichtungen als Satiren auf die dogmatische Systemsphilosophie dar, die sie in der Form eines Philosophenstreites lächerlich zu machen suchen. Sie weisen aber auch im einzelnen manche inhaltliche Ähnlichkeiten auf: Den örtlichen Hintergrund der „Alma" wie der „Musarion" bildet

[1]) Trotz der verhältnismäßig gewählteren Ausdrucksweise Wielands können wir keinen so tiefgehenden Unterschied in der Form der beiden Gedichte wahrnehmen, wie Wukadinović dies thut (siehe S. 52).

[2]) Gruber setzt den S. 384 mitgeteilten Brief noch in das Jahr 1767, während doch „Musarion" deren gute Aufnahme von Seiten der Frau von Laroche hier erwähnt wird, erst im Jahre 1768 erschien (siehe den Brief an Zimmermann vom 24. August 1768, Ausgewählte Briefe, 2, 308). Die in diesem Schreiben enthaltenen Gedanken über „Musarion" decken sich übrigens beinahe wörtlich mit der oben genannten Vorrede zur zweiten Auflage dieses Gedichtes.

ein im Schoße der Natur gelegenes Landgut (vgl. Alma S. 303 mit Musarion 391 ff. 635), dort trägt Matthew sein „System (siehe S. 282, „this is a system" und S. 296 „we system-makers" u. ö.)" in einem anmaßenden und lehrhaften Ton vor (siehe S. 288), mit einer ermüdenden Weitläufigkeit (S. 287), die sich nur einmal zu dichterischem Schwunge (S. 286) erhebt, und er möchte seinen Freund Richard zu einem „Adepten" (S. 291: den Ausdruck gebraucht Wieland gleichfalls Vers 937. 967) seiner Lehre machen, was ihm aber nicht gelingt. Dieser erklärt ihm vielmehr (S. 304), eine Philosophie, die durch ihre phantastischen Grübeleien den Menschen, anstatt ihn aufzuheitern, bloß verstimmen könne, komme ihm „absurd" (S. 292) und „unnütz" (S. 304) vor. Da er kein Cato sein will, der für die Phantasien Platos gestorben sei, tröstet er sich für die ausgestandenen philosophischen Strapazen mit der Flasche.

Dem Matthew entspricht bei Wieland der stoische Philosoph Cleanth mit seiner „Wut für sein System" (Vers 797), seiner docierenden Gespreiztheit (Vers 977 ff.) und seiner Langeweile und Schlaf erzeugenden Breite (Vers 1060 ff.). Neben diesem führt er aber in dem platonisierenden (Vers 1351) Pythagoreer Theophron einen Vertreter der phantastischen Philosophie ein und läßt diesen wie Prior seinen Matthew „begeistert, wie ein Corybant . . . in dichterischen Tönen . . . schwärmen" (Vers 824 ff.). Von Theophron sagt er auch, die Lüsternheit habe „nur zu sehr die Seel' in ihm beflügelt, die unterm Zwerchfell thront" (Vers 1028 ff.), und in einer Anmerkung der Ausgabe 1795 (S. 286) erklärt er diesen Gedanken für einen platonischen; derselbe bildet aber auch in dem System Matthews einen wichtigen Punkt, da hiernach die Seele sich auf ihrer Wanderung durch den Leib in den Jahren der Reife „about the waste" (S. 264 ff.) aufhält. Die Rolle Roberts ist zwischen Phanias und Musarion verteilt. Wie jener so „hängt" auch Phanias als ungeduldiger „Lehrling" seinen Meistern nur „weil er muß, verzweiflungsvoll ein schläfrig Ohr entgegen und widerspricht zuletzt aus Langweil und Verdruß" (Vers 1060 ff.). Durch Musarions Bemühen entsteht aus dem „philosoph'schen Mahl . . . ein kleines Bacchanal" (Vers 1012 ff.), auf Grund ihrer „Philosophie der Grazien" erklärt sie die beiden Philosophen für „Grillenfänger" (Vers 1242; vgl. Vers 819), sie lehnt sich auf gegen die „mit Unsinn und Schimären . . . gepaarte . . . Schwärmerei des Platonisten" (Vers 1326. 976. 1351) ebenso wie gegen den „erhabenen Schwulst verstellter Freudenhässer" (Vers 381; vgl. Vers 920 ff.), oder einen „Lehrbegriff . . . der . . . aus der Entbehrung selbst ein künstliches Vergnügen . . . statt des wahren schafft" (Vers 1337 ff.).

Schließlich bereitet sie ihrem Freunde ein glückliches Leben, zu dessen „heit'rer sanfter Freude" (Vers 1150) auch „der Saft der Purpurtraube (V. 1410)" seinen Teil beiträgt. Sie will, wie Wieland im fünften Buch der „Grazien" (bei Pröhle, S. 114, 29 ff.) sagt, die „Grazie" lehren, „die der Tugend des Cato von Utica fehlte" und deren „Abwesenheit . . . so vielen anderen verneinten Tugenden ein widriges, die Herzen zurückstoßendes Ansehen giebt." [1])

Was jedoch die Beziehung der „Musarion" zur „Alma" noch besonders interessant macht, ist der Umstand, daß beide Dichter hierin unter anderem auch sich selbst und ihren eigenen philosophischen Entwicklungsgang persiflieren. Prior, dessen Werk in seiner letzten Absicht sehr dunkel ist und sogar von einem Goldsmith nicht verstanden wurde (siehe Mitford a. a. O. S. XXXVII, 1) deutet dies dadurch an, daß er seinem Systematiker und Hauptsprecher seinen eigenen Vornamen „Matthew" giebt, was er dann that, wenn er in eigener Sache sprach (siehe Mitford a. a. O. S. XIX). Wir haben uns demnach den Sinn der „Alma" so zu denken, daß Prior nacheinander durch die sich widersprechenden Systeme des Aristoteles und Gassendi hindurch ging, beide dann durch ein künstliches Kompromißsystem zu vereinigen suchte und endlich an aller Systemsphilosophie verzweifelnd in einem rein empirischen Hedonis-

[1]) Von Kleinigkeiten, die bei Wieland an Prior erinnern, merken wir hier noch folgende an: Beide bedienen sich des Ausdrucks „Nymphe" zur Bezeichnung eines Mädchens (vgl. Musarion, V. 669, 762, 893 mit Anmerkung S. 264 ff., 283, siehe Wukadinović, S. 24); der deutsche Dichter nennt die Dienerin seiner Heldin „Chloe", mit welchem Namen der Engländer seine Geliebte zu bezeichnen pflegte (S. 300; siehe Mitford a. a. O., S. XXIX); Wieland spricht von dem „Rad der äußeren Sinne" (Vers 1362), ähnlich wie Prior den menschlichen Körper mit einem Uhrwerk und seine Organe mit den Rädern desselben vergleicht (S. 294 ff.), und wenn jener einmal (Vers 1057) den Ausdruck „mit hoch empor geworf'ner Nase" gebraucht, so fällt einem dabei Priors Wendung „tost up his nose" (S. 296) ein. Wenn Phanias „wie König Salomon" sagt: „Was unterm Monde liegt, ist eitel!" (Vers 38 ff.), so könnte hier eine Reminisicenz an Priors Gedicht: „Solomon on the vanity of the world" (S. 305 ff.), vorliegen. Zu den Spöttereien über Einzelheiten der pythagoreischen Philosophie (wie das Verbot des Bohnenessens, das Gebot des Schweigens und die Lehre von der Harmonie der Sphären), die bei beiden Dichtern vorkommen (vgl. Musarion Vers 653. 846. 1455 mit Alma S. 288; Musarion Vers 995 mit Alma a. a. O.; Musarion Vers 96. 835. 887. 960. 1247. 1322 mit Alma a. a. O.), siehe unten S. 283 f. Die Landschaftsmalerei in „Musarion" (Vers 1 ff.: „Hain . . . nah am Meer", Vers 392: „Am Silberbach"; Vers 435: „Zephyre"; Vers 437: „Die Vögel um ihn her aus tausend Zweigen sangen"), die Hervorhebung des schönen, halbverdeckten, unter dem Gewand sich blähenden Busens bei der Schilderung weiblicher Reize (Vers 157; 889 ff.; 1217 ff.; 237; 262; 613; 865; 872; 1451; 1275 ff.) und die Zeichnung des mit Köcher, Bogen und Pfeilen bewehrten, unentrinnbaren Amor (Vers 538 ff; 874 ff.) entspricht ebenfalls ganz der „Manier" Priors (siehe Wukadinović, S. 23. 24. 25).

mus seine Befriedigung fand (siehe 258 ff.; 256 ff.; 262 ff.; 304). Die sonstigen Anspielungen auf zeitgenössische Dichter und Denker entziehen sich leider unserem Verständnis.

Für Wieland haben wir bereits oben (S. 267) einige Briefstellen angeführt, welche die Annahme einer Selbstpersiflage nahe legen. Daß in der That der „bekehrte Platoniker" kein anderer als der Dichter selbst ist, geht schon aus einem Briefe an Frau von Laroche aus dem Jahre 1768 (Gruber S. 385) hervor, wo Wieland sagt: „ob meine gegenwärtigen Gedanken richtig sind, ob etwas Wahres ist z. B. in dem Charakter des Phanias und in der Geschichte seiner doppelten Bekehrung . . ." Diese Stelle zeigt zugleich, was auch durch „Musarion" selbst bestätigt wird, daß sich der ursprüngliche Plan des Dichters mit der Zeit zum Teil erweitert, zum Teil aber auch verengert hat, und zwar ist diese Abänderung erst nach dem 19. März 1767 anzusetzen, da Wieland erst damals die Arbeit an dem bisher bloß bis zum ersten Gesang gediehenen[1]) Gedicht wieder aufnahm (siehe die Briefe an Zimmermann von diesem Datum und vom 17. November 1766, Ausgewählte Briefe 2, 271. 275 ff.). Die Absicht des Dichters war bis zu dieser Zeit nur auf eine einfache „Bekehrung seines Helden gerichtet gewesen und nun wurde daraus eine „doppelte", und während er früher in „einem komischen Lehrgedicht" eine „Widerlegung des ganzen phantastischen Systems" von Plato hatte geben wollen, gab er dieses Vorhaben, das sehr zum „Goût" der komisch-didaktischen „Alma" gepaßt hätte, wieder auf und begnügte sich damit, in der nunmehr komponierten Erzählung den Platonismus in einigen Punkten lächerlich zu machen. Die eine „Bekehrung" des Phanias besteht nun darin, daß er sich unter Musarions Leitung von dem übertriebenen „Platonismus" Theophrons lossagt (Vers 1000 ff., vgl. 1251 ff. — Vers 1360. 817; vgl. die Erklärung Wielands zu dieser Stelle in der Ausgabe von 1795, bei Pröhle S. 39): Damit ist Wielands Abkehr von seinem eigenen schwärmerischen „Platonismus" gemeint, wie die von uns oben angeführte französische Briefstelle (S. 269) beweist.

Es scheint jedoch, als ob der Dichter bei der Schilderung dieses Extrems seiner früheren Weltanschauung nicht bloß sich selbst sondern

[1]) Wenn Wieland demnach schon am 21. Juli 1766 an Geßner schreibt: „ein Gedicht in drei Gesängen „Musarion" benannt . . . liegt fertig" (Gruber S. 374), so kann dies nicht buchstäblich, sondern nur von dem „Plan" gemeint sein, den man allerdings dem oben erwähnten Brief vom 19. März 1767 zufolge bereits „ungefähr erraten" (Ausgewählte Briefe 2, 276) konnte. Bei Böttiger „Litterarische Zustände und Zeitgenossen", S. 177 sagt der Dichter selbst: „Von „Musarion" war nur ein Fragment fertig, das lange in meinem Pulte lag, ohne daß ich sehr darauf achtete." Siehe Minor S. 230.

auch noch einen andern habe parodieren wollen. Zu den von uns bereits oben angeführten Versen, in denen Wielands Theophron „begeistert, wie ein Corybant . . . in dichterischen Tönen . . . schwärmt" (Vers 424 ff.), findet sich nämlich in den im Jahre 1767 erschienenen „Fragmenten über die neuere Deutsche Litteratur" von Herder eine merkwürdige Parallelstelle: „Wie die Corybanten", sagt der Verfasser hier (Lambels Ausgabe, Deutsche Nationallitteratur Band 76, 1, S. 44), „von der Melodie des Gottes, der sie begeistert, entzückt, ihre trunkene Freude in Worten und Gebärden zeigen, so begeistert ihn (das heißt den „Sänger Jo im Plato" Homer) . . . In dieser Entzückung erfüllet die ganze Harmonie des Hexameters . . . mit Ohr und Seele". Ferner erinnert der ebenfalls dem Theophron in den Mund gelegte Vergleich: „Doch sollt uns nicht die Purpurtraube schmecken, weil ein Insekt auf ihrem Purpur kroch?" (Vers 418 ff. vgl. Vers 241) an eine Stelle des „Anhangs von einigen Streitigkeiten der Briefe mit Wieland . . ." in denselben Fragmenten (S. 350 ff.): „Ich will . . . in meinen Fragmenten nichts minder als den Insekten ähnlich sein . . . die insonderheit nach faulen Schaden hingezogen werden, sich von der Fäulnis nähren und in sie ihre Brut legen." Ein paar Zeilen später ist hier von Wielands „Sympathien" in einem keineswegs anerkennenden Tone die Rede, wie sich Herder auch in dieser ganzen Schrift dem Dichter wenig geneigt zeigt: Er mischt sich in einen philologischen Streit, den Wieland mit Leising führte, und nennt ihn (S. 158. 161) einen „Schweizer Virtuosen", er läßt es dahingestellt, „wie weit . . . Wieland . . . uns wirklich Griechen zeichne" (S. 164), er mißbilligt seine didaktischen Poesien (S. 313**), er will nicht entscheiden, „ob Wieland unser Lucrez sei" (S. 312), und auch die „Empfindungen eines Christen" finden keine Gnade vor seinen Augen (S. 363). Herder hatte aber Wieland sogar auch bitter Unrecht gethan, indem er (S. 165) ihn zum Verfasser der „letzten Gespräche Sokrates' und seiner Freunde" von Wegelin) stempelte und mit Worten wie: „man muß beinahe ausspeien, wenn Wieland auftritt u. s. w." überaus scharf kritisierte. Durch diesen verletzenden Irrtum, den Herder übrigens, selbst nachdem er ihn eingesehen, niemals öffentlich widerrief (siehe Lambels Anmerkung S. 165), wurde der Groll Wielands gegen ihn noch besonders verschärft, und hierdurch findet auch die interessante Würdigung Herders in einem Briefe an Zimmermann vom 8. Oktober 1767 ihre psychologische Erklärung. Wieland hatte gerade die „Fragmente" gelesen und schreibt nun: „Haben Sie auch je einen Kopf gekannt, in welchem Metaphysik und Phantasie und Witz und griechische Litteratur und Geschmack und Laune auf eine abenteuerlichere Weise durcheinander gährt?

Der Ton, wie dieser seltsame Mensch von mir . . . spricht, deucht mich das lustigste dabei; ich bin begierig zu sehen, was noch aus ihm werden wird — Ein sehr großer Schriftsteller oder — ein ausgemachter Narr. Tertium non datur." (Ausgewählte Briefe 2, 283.) Mit dieser Charakteristik Herders stimmt nun die Schilderung des „Platonisten" Theophron auffallend überein, und da Wieland in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Musarion" unter andern auch einen Ausfall gegen „einige moderne Sophisten und Hierophanten" macht, so könnte nach all dem Gesagten mit dem konfusen Enthusiasten Theophron sehr wohl neben Wieland selbst auch Herder persifliert werden. Zudem ist auch der Name „Theophron" in den in Betracht kommenden Quellen Wielands ohne Analogie und legt die Vermutung nahe, es verberge sich hinter ihm Herders sinnentsprechender Vorname „Gottfried".

Soviel von der einen „Bekehrung" Wielands. Unter der anderen hat man seine Abwendung von dem „verstellten Freundenhaß" (siehe oben S. 271) seines Cleanth zu verstehen, womit die Absage an seine frühere einseitig-christliche, welt- und genuß-feindliche, aszetische Moral gemeint ist. Während er früher in den „Sympathien" (siehe oben S. 269) Priors Dichtungen mit dem „Zaubertrank" der Circe verglichen und verdammt hatte, läßt er ganz im Sinne des Engländers an dem Philosophen seine Satire aus, der „den Aristipp und alle, die seiner Gattung sind, in Circens Stall hineindemonstriert" (Vers 1067 ff.). Aber auch Cleanth stellt nicht bloß eine frühere Phase seines eigenen Selbst dar, sondern auch in ihm wird zugleich noch eine andere litterarische Persönlichkeit mit satirischen Strichen karikiert.

„Ma morale," so schreibt Wieland bereits am 12. März 1758 an Zimmermann (Ausgewählte Briefe 1, 259 ff.), „n'a rien de ce que j'appelle la morale des Capucins . . . Je ne suis pas dans toutes les idées de Mr. Bodmer . . . je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoutante comme celle qu'ils nous peignent." Da er mit ganz ähnlichen Worten, wie wir oben (S. 272) sahen, in den „Grazien" die Tendenz der „Musarion" darlegte, wird man nicht fehlgehen, wenn man in Bodmer den modernen Cato erblickt, dessen Kapuzinermoral in diesem Gedicht abgelehnt wird (siehe auch S. 2. 18). Dieser Annahme stehen auch die höflichen Zeilen an Bodmer nicht entgegen, die sich in einem Briefe von 7. Juli 1770 finden: „Daß ich immer der Wieland bin, den Sie ehmals geliebt haben, nur um ein gut Teil kälter, gelassener und malgré moi-même dazu gestimmt, die Dinge dieser Welt wie meine Musarion und ihr

Phanias nach seiner Bekehrung . . . zu betrachten“ (Ausgewählte Briefe 2, 371): sie enthalten vielmehr eine stillschweigende Bestätigung derselben.

Die in diesen Worten zugegebene Identität Wielands mit Phanias, dem Schüler seiner Musarion wird aber noch viel klarer und deutlicher in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Musarion“ ausgesprochen. Hier schreibt der Dichter seinem Freunde Weiße: „Ich wollte, daß eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes . . . vorhanden sein sollte, und ich bemühte mich, Musarion zu einem so vollkommenen Ausdruck desselben zu machen, als es nur immer möglich war. Ihre Philosophie ist diejenige, nach welcher ich lebe, ihre Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Laune sind die meinigen[1] . . . dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit . . . diese Züge . . . sind die Lineamenten meines eigenen Geistes und Herzens“ (S. 10). Die „doppelte Bekehrung“ des Phanias ist demnach ihrer negativen Tendenz nach derjenigen Matthew-Richards bei Prior ziemlich ähnlich: Es ist die Bekehrung Wielands von seinem „enthusiastischen“ Platonismus einerseits und seinem „kaltsinnigen“ (vgl. Musarion Vers 173. 205), asketischen Christentum andrerseits zu dem geläuterten Epikureismus, den er „die Philosophie der Grazien“ nannte. Diese besondere Bezeichnung könnte man nun aber dem ohnehin nur ganz kurz angedeuteten Hedonismus Richards in Priors „Alma“ schon deswegen nicht geben, weil der positive Teil von Wielands „Musarion“ hier durch nichts ihm Entsprechendes vertreten ist, am allerwenigsten durch ein weibliches Wesen, dem die dort entwickelte Lehre in den Mund gelegt wäre. „Alma“ ist bei Prior nur die personifizierte Seele (vgl. S. 255 „Alma in verse, in prose the mind“), deren Schicksale erzählt werden, ohne daß jedoch ihre Vertreterin handelnd oder sprechend eingeführt wird (siehe auch unten S. 288 ff.). Überhaupt sind ja die von uns nachgewiesenen Anklänge des deutschen Gedichts an das englische nur ziemlich allgemeiner Natur und gehen nicht über die Tragweite von Wielands Angabe hinaus, seine „Musarion“ sei „im Goût der Alma des Prior“ gehalten und diese habe ihm „die erste Idee“ dazu eingegeben. Stoffliche Entlehnungen spezieller Art lassen sich auch bei der genauesten Analyse fast keine nachweisen.[2]

Fragen wir also nach der Quelle, aus welcher Wieland den Stoff zu seiner „Musarion“ geschöpft hat, so kann uns vielleicht die bereits erwähnte komische Erzählung „Nadine, in Priors Manier“

---

[1] Hettner, „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 2², S. 483 sagt merkwürdigerweise, Wieland habe dies Bekenntnis „in seinem Alter“ abgelegt, während doch der Brief an Weiße bereits am 15. März 1769 geschrieben wurde.

[2] Siehe auch Minor, S. 230.

den richtigen Weg weisen. Denn die meisten von den früheren „komischen Erzählungen“ Wielands entnehmen bekannter- und zugestandenermaßen ihren Inhalt aus Lucian, und zwar aus den Göttergeschichten dieses Satirikers, von dessen Geist auch Prior ganz durchtränkt ist (siehe auch unten S. 278). Nun wird aber der bereits durch die gemeinsame Anlehnung an Prior hergestellte Zusammenhang zwischen „Musarion“ und den „komischen Erzählungen“ Wielands von diesem auch ausdrücklich anerkannt, indem er in mehreren Briefstellen schwankt, ob er das Gedicht einer Neuauflage dieser Gedichte beifügen solle oder nicht (Gruber S. 374. 377. Ausgewählte Briefe 2, 284). Noch deutlicher geschieht dies aber, wenn er in einem Schreiben an Zimmermann vom 13. November 1767 mit Hinsicht auf die Aufnahme und Beurteilung, welche die „komischen Erzählungen“ von seiten der Damenwelt gefunden, ausruft: „Hat es denn . . . keine Musarion . . . mehr in der Welt?“ (Ausgewählte Briefe 2, 289, siehe unten S. 288). Denn hierdurch wird doch wenigstens so viel angedeutet, daß die von Musarion vorgetragene „Philosophie der Grazien“ dem Geist jener Dichtungen, also dem lucianischen, nicht ganz fremd sein kann. Daß diese „Philosophie“ in ihrem letzten Grunde aber wirklich lucianisch ist, geht unbestreitbar aus dem von uns bereits oben (S. 267 f.) verwerteten Brief an Zimmermann vom 10. Juli 1766 hervor, worin Wieland in einem Atem seine „komischen Erzählungen“ gegen den Vorwurf des Epikureismus verteidigt, seine „Musarion“ ankündigt und die „Moralphilosophie“ Priors im Gegensatz zu den moralischen Sauertöpfen unserer Zeit“ preist, die er „sich darüber verwundern gehört habe, daß (er) den Lucian lobe“.

Zu Lucians Denkweise fühlte er sich schon in seiner Züricher Zeit, im Jahre 1758, hingezogen. Denn damals plante er einen Roman mit dem Titel „Lucians des Jüngeren wahrhafte Geschichten“, worin der Held sicherlich mit dem Verfasser identisch war (siehe Ausgewählte Briefe 1, 345 ff., vgl. Gruber S. 256). Dem entspricht es auch, wenn er in einem Brief an Zimmermann vom 20. Februar 1759 seine „Sophie“ mit der Panthea des Lucian vergleicht (Ausgewählte Briefe 1, 335), und von demselben Interesse für den Satiriker, dessen Werke er später übersetzte, zeugt der Entwurf der von ihm noch in dem gleichen Jahre geplanten Zeitschrift, in welcher er unter anderem auch ein „Gemälde“ von Lucian entwerfen lassen wollte (siehe Ausgewählte Briefe 1, 370; vgl. Gruber S. 279, Anmerkung). Ja, in dem Entstehungsjahre der „Musarion“ selbst, 1764, schreibt er, vielleicht mit stillschweigender Bezugnahme auf dieses Gedicht, an seine Freundin Julie Bondeli: „Ich denke über die falsche Weisheit der Sektenmacher und die falschen Tugenden der

Schurken wie Lucian" (Gruber S. 403). Denn mit seinem Cleanth und Theophron, deren „Flitterkram von falschen Tugenden und großen Wörtern" (Vers 877 ff.) von Phanias durchschaut und verachtet wird, hat er ja bloß zwei Typen dieser Menschenklasse gekennzeichnet.[1])

Phanias ist denn nun auch seinem ganzen Charakter nach eine vollständig lucianische Figur, wenn uns auch Wieland in den Anmerkungen zur Ausgabe von 1795 gern glauben machen möchte, er habe in der Zeichnung seines Helden nur eine vereinzelte Äußerlichkeit aus Lucian entlehnt. Er vergleicht nämlich (Vers 8) den Phanias wegen seiner kläglichen Erscheinung mit „Timon".[2]) Daß sich jedoch dieser Vergleich nicht in den engen Grenzen einer „Anspielung auf den armseligen Aufzug" hält, „worin Lucian . . . den berüchtigten Timon[3]) . . . aufführt" (siehe Lucians Timon § 7, vgl. § 6 und Wielands Anmerkung zu Vers 8, S. 278), verrät er selbst Vers 333, wo Phanias wegen seiner Weltverachtung „unser Timon" genannt wird. Und dies mit vollem Recht! Denn gleich seinem lucianischen Vorbild ist Phanias ein junger Mann, der nach einem verschwenderischen Leben in Athen arm wird und, von seinen ehemaligen Zechgenossen treulos verlassen, sich in der Stille eines abgelegenen Landgutes einer menschenfeindlichen Philosophie anheim giebt (vgl. Musarion Vers 21 ff. 37. 41 ff. 54. 1. mit Timon § 5. 6). Hatte er früher mit Hetären seinen Reichtum vergeudet, so lobt er jetzt die Mäßigung, erklärt den Reichtum für völlig wertlos und die Armut des höchsten Lobes wert (vgl. Musarion Vers 43. 376. 475 ff. mit Timon § 12. 16. 36).[4]) Ein Zug von Timon ist es

[1]) Hiermit fällt zugleich Löbells, auch von Minor (S. 232) geteilte Ansicht, daß bei der Charakteristik des Theophron und Cleanth Fieldings „Tom Jones" von Einfluß gewesen". Siehe Wukadinović S. 53.

[2]) Minor (S. 231) und Wukadinović (S. 54), benutzen diesen Hinweis von Wieland nicht, erkennen aber dennoch das Vorbild richtig. Sie bleiben jedoch bei Lucians „Timon" stehen, ohne diese Spur weiter zu verfolgen.

[3]) Der gleichnamige Dialog Lucians scheint Prior, den Ch. H. Schmid einen „Kenner und glücklichen Nachahmer der Alten" nennt (siehe Wukadinović, S. 7), auch bekannt gewesen zu sein: Wenigstens erinnert die Stelle der „Alma" (S. 296): „calling Hermes to his aid . . . thus he said: (Where mind-'t is for the author's fame — that Matthew call'd and Hermes came. In danger heroes and in doubt poets find Gods to help' em out") an den Eingangssatz des „Timon": „Oh Zeus, Gott der Freundschaft . . . und wie dich die dummen Dichter sonst noch zu nennen pflegen, namentlich wenn sie mit dem Metrum in Verlegenheit sind; denn dann erhälst Du Deine vielen Namen und stützest das schwankende Versmaß und füllst die Lücken im Rhythmus aus".

[4]) Da sich Lucian, wie sich im Folgenden zeigen wird, in manchen von Wieland benutzten Schriften in gewissen Gedanken wiederholt, so kann man in solchen Fällen nicht mit aller Bestimmtheit versichern, daß er gerade diese oder jene von den in Betracht kommenden Stellen nachgeahmt habe.

auch, wenn Phanias bei seinem Abscheu vor allem, was früher seinen Umgang bildete, sich Musarions Aussage zufolge, als ein wahrer „Weiser" sich freuen kann, daß um seinen Tisch statt Gnathons[1]) Wespen schwärmen (Vers 442). Denn unter den Schmeichlern und Parasiten des Timon hatte es einer mit dem Namen „Gnathonides" am allerärgsten getrieben (§ 45). Dem schlechten Empfang, der diesem von seiten Timons zu teil wird, ist vielleicht auch bei Wieland die anfängliche Abweisung nachgebildet, die Musarion bei ihrem Erscheinen von Phanias erfährt (Vers 199 ff.).

Von einer jener Figuren aus der früheren Gesellschaft des Misanthropen macht Wieland einen sehr ausgedehnten Gebrauch: Nach dem Philosophen Thrasykles (§ 54—56) hat er seinen Cleanth gezeichnet. Cleanth hat wie jener einen langen Bart, trägt eine stolz-gravitätische Miene zur Schau, heuchelt ein in sich gekehrtes Wesen und ist zum Zeichen seines Standes mit einem groben Mantel bekleidet (Vers 707: vgl. 807. 1017; 607. 784. 978. 1057; 925; 667. 708); er ergeht sich ebenfalls in unaufhörlichen Tiraden über die Tugend, die Herrschaft und den Reichtum des Weisen, er ereifert sich gegen die Sklaven der Lüste und hält Lobreden auf das bedürfnislose Leben (Vers 972. 789 ff.; 1059. 1067; 926); allein dies thut er nur so lange er nicht zu einem Gastmahl eingeladen ist (Vers 789 ff.): Hier trinkt er mit einem unstillbaren Durst, hascht gierig nach den Genüssen des Mahls, betrinkt und erhitzt sich und preist auch beim vollen Glase noch die weise Besonnenheit und Mäßigung (Vers 1058. 1065. 1079 ff.; 973; 1075 ff.; 1058), bis er zuletzt zu Boden fällt und von einigen Leuten aufgehoben und hinausgetragen wird (Vers 1070 ff.; 1087). Aber auch Wielands Theophron hat einen Zug von diesem Thrasykles abbekommen: Wenn dieser bei Lucian sich am Schlusse des Gastmahls mit beiden Händen an die Flötenspielerin klammert, so haben wir hierin wohl das Vorbild für den lüsternen Pythagoreer zu erblicken, der sich in einem fort mit Chloe zu schaffen macht (Vers 990 ff. 1018 ff. 1042. 1245 ff. 1450 ff.).

Bei seiner genauen Kenntnis Lucians konnte es Wieland nicht verborgen bleiben, daß das Bild, das dieser im „Timon" von

[1]) Hätte Pröhle dieses Quellenverhältnis gekannt, so würde er wohl den Eigennamen *Γναθωνίδης* (er schreibt fälschlich *γνάθων, γνάθος, Γναθωνίδης*!) nicht aus der neueren Komödie belegen (S. 27 Anmerkung). Von „Gnathonen, die um die Tafeln der Reichen sumsen", spricht Wieland auch im „Agathon", Buch 3, Kapitel 4, wozu eine Anmerkung in der Göschenschen Ausgabe vom Jahr 1839 bemerkt: „Gnatho ist der Name eines aus den Lustspielen des Terenz bekannten Schmarotzers." — Wieland änderte übrigens in der Ausgabe von 1795, wohl der leichteren Verständlichkeit halber, diese Stelle so ab, daß an die Stelle der „Gnathons" ganz allgemein „Parasiten" traten (S. 18).

Thrasykles entwirft, nur eine Skizze zu einem großen, ausgeführten Gemälde darstellt, welches den Titel „Das Gastmahl oder die Lapithen" führt und in dem Kyniker Alkidamas und dem Stoiker Zenothemis zwei Philosophen von demselben Schlage wie Thrasykles aufweist. Diesem Dialog Lucians entlehnte der Dichter offenbar nicht nur die Idee zu seinem „leichten philosoph'schen Mahl" (Vers 1082. 723 ff.; vgl. Gastmahl § 37), das allmählich zu einem „kleinen Bacchanal" (Vers 1015) ausartet und dadurch die wahre Natur der begehrlichen Teilnehmer verrät, sondern auch im einzelnen viele Züge zu dem Charakterbild seiner Personen und dem Verlauf seiner Handlung. Abgesehen von Musarion finden wir hier die Vorbilder für alle bei Wieland vorkommenden Gestalten wieder. Phanias mit seiner fast ganz passiven Rolle ist zum Teil dem Gastgeber Aristainetos, zum Teil dem reflektierenden Zuschauer Lykinos nachgebildet, unter dem sich hier allem Anschein nach Lucian selbst verbirgt. Seine Verlegenheit und Verwirrung über das ungeziemende Benehmen seiner philosophischen Freunde hat Phanias von diesen beiden (vgl. Musarion Vers 656 ff.; 697. 715 ff. mit Gastmahl § 28. 29. 33) und ganz wie Lykinos (§ 28) „wünscht" auch „er vom Boden sich verschlungen, worauf er steht" (Vers 717 ff.).

Für den Stoiker Cleanth, der seinen Namen von dem im „Gastmahl" (§ 30) citierten berühmten Schulhaupt hat,[1]) sind sowohl von Alkidamas, dem Kyniker, wie von Zenothemis, dem Stoiker, einzelne Züge hergenommen. Wie jener kann er sich eines „nervichten" Körperbaues rühmen (vgl. Musarion Vers 651 mit Gastmahl § 44), gleich ihm zieht er ein ärmliches Lager einem Königsthrone vor (vgl. Musarion Vers 792. 803 mit Gastmahl § 13), er trägt gleichfalls einen einfachen Mantel, schreit, ist gefräßig, ergeht sich mitten im Essen in moralischen Reden über die Wertlosigkeit der äußeren Güter, ist unmäßig im Trinken, wird allmählich betrunken und schläft nach Beendigung des Gelages seinen Rausch im Hause aus (vgl. die bereits oben S. 279 zu Thrasykles angeführten Parallelstellen aus „Musarion" und Vers 715. 794 ff. 1456 ff. mit Gastmahl § 13. 12. 14 ff. 47). Von Alkidamas, der (§ 13) mit den „Skythen" verglichen wird, stammt wohl auch das „skythische Ergötzen" (Musarion Vers 655) Cleanths bei seinem Ringkampf mit seinem philosophischen Rivalen, und ebenso konnte Wieland aus der Frage des Kynikers an Aristainetos, „was er mit so vielen und so großen Trinkschalen anfangen wolle, die doch nicht brauchbarer seien als thönerne" (§ 14) den Gedanken entnehmen,

[1]) Hiermit erledigt sich die Vermutung von Wukadinović (Z. 55, 1), Wieland verdanke den Namen „Cleanth" dem Aristaenetus

daß dem Weisen „schlechte Speisen aus weißem Thon so gut schmecken, als aus getriebenem Gold" (Vers 431 ff.). Mit Zenothemis hat Cleanth die Gefräßigkeit, das Eifern gegen den Besitz und die Sinnenlust, die Lehre, daß der Schmerz kein Übel sei, und die Disputiersucht gemein und er wird ebenso nach Schluß des Gastmahls hinausgetragen (vgl. die bereits angeführten Stellen der „Musarion" nebst Vers 711 ff. mit Gastmahl § 11. 36. 37. 47). Er gerät aber auch während seines philosophischen Streites mit seinem Gegner in eine ganz ähnliche Situation wie Zenothemis mit seinem Rivalen Kleodemos: „Sie hatten sich einander bei den Haaren. Der nervichte Cleanth war im Begriff, ein Knie dem Gegner auf die Brust zu setzen . . . als sie . . . des Hausherrn Ankunft stört" (Vers 650 ff.), sagt Wieland, und Lucian: „Kleodemos . . . ergriff mit der Rechten den Zenothemis am Bart und war eben im Begriff, ihn aufs Auge zu schlagen, und er hätte den Alten wohl getötet, wenn nicht Aristainetos seine Hand zurückgehalten hätte" (§ 33). Der Unterschied zwischen den beiden Scenen besteht nur darin, daß der Dichter die Rauferei der beiden Philosophen vor das Mahl verlegt, während sie bei dem Satiriker mitten drin stattfindet.

Jedoch kommen „Musarion" und das „Gastmahl" wieder insofern überein, als der kaum beigelegte Streit infolge des reichlichen Weingenusses mit erneuter Wut wieder ausbricht (vgl. Musarion Vers 1056 ff. mit Gastmahl § 36. 37). Das Mittel, denselben vor seinem Wiederausbruch hintanzuhalten, ist gleichfalls in beiden Werken ganz ähnlich: dort macht die Titelheldin den Vorschlag: „Wenn's euch beliebt, so machen wir die Fragen, wovon die Rede war, zu unserm Tischkonfekt" (Vers 723 ff.), womit die Worte des Platonikers Jon bei Lucian: „Wenn's euch beliebt, will ich euch Stoff zu Unterhaltungen vorlegen, die diesem Feste entsprechend sind" (§ 37), vortrefflich übereinstimmen. Fände sich nicht bei Lucian noch eine passendere Vorlage (siehe unten S. 283 f.), so könnte man bei den Erörterungen dieses Jon „über die Ideen, über das Unkörperliche und über die Unsterblichkeit der Seelen" (§ 32), die er als sein eigentliches Hauptgebiet bezeichnet, vermuten, sie hätten dem Dichter für die Auslassungen seines platonisierenden (Vers 1350) Pythagoreers Theophron als Muster vorgeschwebt (siehe Vers 824 ff., 1016; vgl. 1360). Für die stark ausgeprägte Sinnlichkeit dieses Philosophen, die sich in seinem Benehmen gegenüber der Chloe verrät, fand sich auch im „Gastmahl" in der Zudringlichkeit des Alkidamas gegenüber der Flötenspielerin ein Vorbild (vgl. die oben S. 279 zu Thrasykles angeführten Stellen aus „Musarion" mit Gastmahl § 46).

Aus Lucians „Gastmahl" stammt aber auch das Wichtigste in Wielands „Musarion": die philosophische Schlußfolgerung aus dem ihrem Stande so wenig entsprechenden Benehmen der beiden Philosophen. Wenn Musarion findet, „daß sie sehr menschlich sind ... und in der That bei weitem nicht so weise als ihr System" (Vers 1276 ff.), so ist das nichts anderes als eine andere Version der Betrachtung des Lykinos: „Jene sind, wie ich sah, nur groß in ihren Worten, in ihren Thaten aber machen sie sich lächerlich" (§ 34). Wenn sie weiterhin „die Herakliden, die Männer, die ihr Vaterland mehr als sich selbst geliebt, ... ruhmvolle Namen" nennt und sagt: „sie waren noch etwas mehr (als Stoiker). Sie haben es erfahren, was Zeno spekuliert; sie haben es gethan" (Vers 1285 ff.), so ist dies bloß eine Umschreibung des „naheliegenden Gedankens" desselben Beobachters, „daß das bloße Wissen der Wissenschaften nichts nütze sei, wenn man nicht auch zugleich sein Leben im Hinblick auf eine sittliche Besserung in ein richtiges Ebenmaß bringe" (§ 34). Denn in der Verwirklichung dieses richtigen Ebenmaßes besteht ja gerade Musarions „Philosophie der Grazien", wie sie dieselbe Phanias gegenüber darstellt: „Du ... vermählst die Mäßigung der Lust, Geschmack mit Unbestand ... Genießest, weil du kannst, und leidest, wenn du mußt" (Vers 374 ff.; vgl. Vers 1388 ff. 1427 ff. 1263 ff.).[1])

Auch das allgemeine Urteil, das Wieland über die „schulgerechten Philosophen" (siehe Vorrede an Weiße S. 11) fällt, geht auf den genannten Dialog Lucians zurück: Er sagt: „Die Herren dieser Art blendt oft zu vieles Licht, sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht" (Vers 779 ff.)[2]) und folgt hiermit der Erwägung des Lykinos: „ob etwa die Behauptung der großen Menge wahr sei und die gelehrte Bildung die Leute, welche nur den Büchern und den darin erörterten Gedanken unverwandt ihre Aufmerksamkeit widmeten, vom rechten Denken abziehe" (§ 34). Ebenso verdankt wohl das Verdikt der „Eitelkeit", das der Dichter über diese Menschensorte ausspricht: „Ein Philosoph bleibt doch uns andern allen im Grunde gleich: wär er so stoisch als ein Stein, und hätte nichts die Ehr' ihm zu gefallen, er selbst gefällt sich doch" (Vers 743 ff.) dem „Gastmahl" seinen Ursprung, und zwar dem herrlichen Briefe des

[1]) Hierdurch wird Schröers Anmerkung zu Goethes Maskenzug (Deutsche Nationallitteratur Band 92, 2, S. 526): „Die Mäßigungslehren Wielands bedürfen keine Zurückführung auf antike Sprüche (wie ne quid nimis, *μηδὲν ἄγαν*)" zugleich berichtigt und bestätigt.

[2]) Wieland wendet diese Verse in einem Briefe an Zimmermann vom 12. November 1768 (Ausgewählte Briefe 2, 304) auf die Kritiker seines „Agathon" an, die dieses Werk nicht verstanden hatten.

nichteingeladenen Stoikers Hetoimokles, den die Leute, „getäuscht durch seinen Bart und seinen steifen Gesichtsausdruck, bewunderten“, da sie ihn wegen seiner „grauen Haare und seiner anscheinenden Würde mit heiliger Scheu betrachteten (§ 21 ff. 28; vgl. die oben S. 279 zu Thrasykles angeführten Parallelstellen aus „Musarion“)“. Angesichts dieses sehr wenig standesgemäßen Benehmens der Philosophen spricht Lykinos absichtlich seine Anerkennung über das „ordentliche“ und „anständige“ Gebaren der „Laien“ aus und findet es natürlich, daß diese „die Leute, die sie bewunderten, da sie sie ihrer äußeren Erscheinung nach für etwas Bedeutendes hielten, auslachten und verachteten“ (§ 35; vgl. § 28). Geradeso denkt aber auch der ernüchterte Phanias: Er möchte die Frage, wie ein Held entsteht, mit den Worten entscheiden: „Und wem gebührt davon die Ehre, als dir, Natur, die ihn und wer ihm gleicht, gebar und auferzog, eh' eine Stoa war? Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren“ (Vers 1294 ff.); er nennt die „Freunde . . . von denen schon der Anblick weiser macht“ (Vers 729 ff.) und die er „so hoch gehalten“ (Vers 1268), nachdem er erkannt hat, „daß nicht alles Gold ist, was gleißt“ (Vers 581), verächtlich ein „Gezücht“ (Vers 1268; vgl. Vers 1255 ff.) und wird nur durch Musarions Zureden davor bewahrt, von seinem neugewonnenen naturalistischen Standpunkte aus der Philosophie überhaupt jeden Wert abzusprechen.

Unter Lucians Gesprächen findet sich noch eines, das insofern ein Gegenstück zu dem „Gastmahl“ genannt werden kann, als es ebenfalls die verschiedenen Weltanschauungen in einzelnen Vertretern satirisch kennzeichnet: „Der Verkauf der philosophischen Sekten.“ Dieser Dialog lieferte Wieland das pythagoreische Urbild zu seinem Theophron in der Person des hier vorgeführten Pythagoras. Musarion nennt den Philosophen einmal auch geradezu mit diesem Namen (Vers 1246). Mit dem lucianischen Pythagoras teilt Theophron das überschwängliche Streben und die schwärmerische Begeisterung für die Harmonie der Sphären, gleich ihm pflegt er die Arithmetik, Geometrie, Musik, Poesie und sogar die Mantik; auch er ist bestrebt, die Seelen von dem ihnen anhaftenden Schmutz zu reinigen und auch er bekennt sich zu der „Philosophie, die keine Bohnen ißt“ (vgl. Verkauf § 2 mit Musarion Vers 836. 847 ff. 888. 947 ff.; § 2 mit Vers 1072. 1247; § 2. 4 mit Vers 835. 887. 1304; § 2. 3 mit Vers 870; § 2. 3 mit Vers 808 ff. 957 ff. 971. 1010 ff. 1016 ff.; § 3 mit Vers 826; § 2 mit Vers 1072; § 2 mit Vers 817. 918. 934; § 3 mit Vers 843. 912. 770; § 3 mit Vers 826; § 6 mit Vers 653. 846. 1455). Aus diesem Gespräch konnte Wieland auch das „pythagoreische Schweigen“ entnehmen, von welchem er einmal (Vers 995) spricht. Die platonische Erotik und die Ideen-

lehre, die den Pythagoreer Theophron auch zum „Platoniſten" (Vers 1351) ſtempeln, ſind wohl (ſiehe oben S. 281) aus dem Bild des Sokrates entlehnt, das Lucian ebenfalls in dieſem Werke entwirft (vgl. Verkauf § 15 mit Muſarion Vers 813 ff. 928 ff. und 818 mit Vers 828 ff. 941 ff.). Von dem atheniſchen Philoſophen eignete ſich Wieland auch die Schwurformel „beim Anubis!"[1] an, mit welcher der zweite Geſang der „Muſarion" beginnt (vgl. Verkauf § 16 mit Muſarion Vers 639).

Ferner beruht die Rede des Stoikers Cleanth über die Univerſalität des Weiſen, der allein ſchön, allein König und allein reich ſei (Vers 791), auf der gleichlautenden Ausführung des Stoikers Chryſippos in demſelben lucianiſchen Dialog (§ 20). Aber auch der Typus des Phanias iſt zum Teil nach dieſer Vorlage, und zwar nach der Geſtalt des Kynikers Diogenes gebildet. Schon gleich ſein „Überrock" (Vers 9 ff.) wird von Wieland ſelbſt mit dem des Diogenes verglichen, er erſcheint in „cyniſchem Gewand" (Vers 17), er hat „die Außenſeite von einem Diogen" (Vers 397 ff.) und er fühlt ſich glücklich wie „Diogen, der Hund, in ſeiner Tonne" (Vers 500. 1347; vgl. Vers 1421 ff.). Der rauhe Mantel des Diogenes, ſeine Bezeichnung als „Hund" und ſeine „Tonne" werden von Lucian ebenfalls erwähnt (§ 8. 9. 10. 7. 9), und wenn der Satiriker weiterhin den ſteifen Gang, die damit übereinſtimmende mürriſche Miene und die trübſinnig zuſammengezogenen Augenbrauen des Kynikers hervorhebt, ihn einen Nachfolger des Herakles nennt und die Leidenſchaften bekämpfen läßt, ſo „malte ſich" auch bei Phanias „Verdroſſenheit und Trübſinn . . . in Blick und Gang" (vgl. Verkauf § 7. 10 mit Muſarion Vers 6 ff.), und auch er geht „mit halbgeſchloſſ'nen Blicken" (vgl. § 7 mit Vers 13) einher. Gleich Diogenes bei Lucian wird auch der Schüler Muſarions mit Herakles verglichen und iſt ebendeswegen wie jener ein Feind der Luſt (vgl. § 8 mit Vers 55—73. 86. 125). Wenn er ferner der Schwelgerei abſagt, ſich an ein dürftiges Leben gewöhnt, die Weiber verachtet, ſeine ehemalige Wohnung verläßt, eine einſame Behauſung aufſucht und über jeden Schmerz erhaben ſein will, ſo iſt dies bloß ein Reflex der Lehren, die der Kyniker bei Lucian predigt (vgl. Muſarion Vers 478 ff.; 402 ff. 477; 350 ff.; 476. 403; 125 mit Verkauf § 9). Sein Stock wird endlich wohl auch das Vorbild zu dem „Stab" ſein, der bei dem Dichter das Abzeichen der Philoſophen bildet (vgl. Verkauf § 7. 8 mit Muſarion Vers 1256).

[1] Sokrates begründet bei Lucian ſeinen Schwur „beim Hund" mit dem Hinweis auf den bei den Ägyptern verehrten Anubis, der bekanntlich mit einem Hundskopf dargeſtellt wurde. Pröhles Hinweis auf Widmanns „Fauſt" erledigt ſich hiermit von ſelbſt

Da Lucian in dem Dialog „Der Fischer oder die wiederauferstandenen Philosophen" ein Nachspiel zu dem „Verkauf der philosophischen Sekten" verfaßt hat, so ist es nicht auffallend, wenn wir auch hierin eine ganz ähnliche Charakteristik der Philosophen antreffen, wie sie Wieland in seiner „Musarion" giebt. Namentlich die große Verteidigungsrede des Parrhesiades-Lucian, die sich vielfach mit der Kritik des Lykinos im „Gastmahl" berührt (siehe besonders § 30. 34 ff.), giebt genau die Ansichten des Dichters wieder.[1]) Diese treffen aber mit ihrer Hervorkehrung der Natur gegenüber der philosophischen Bildung mit dem Standpunkt des kynischen Philosophen Menippos zusammen, den Lucian in dem gleichnamigen Dialog dargestellt hat. Nachdem der Kyniker hier selbst den Sokrates in der Unterwelt kleinmütig werden und klagen sieht (§ 18; vgl. „Totengespräche" Nr. 21), läßt er sich von Teiresias sagen, daß „das Leben der Nicht-Philosophen das beste sei". Auf diesen alle Systemsphilosophie rundweg ablehnenden Satz laufen alle menippischen Satiren hinaus, und da in dem „Fischer" Menippos von Diogenes geradezu der Bundesgenosse Lucians genannt wird, so kann man zunächst die Gespräche des Satirikers, denen diese Tendenz eigen ist, dann aber auch Wielands „Musarion", soweit sie in diesem Punkte mit ihnen übereinstimmt, unter diese Litteraturgattung rechnen.

Wir sind jedoch mit Wielands Entlehnungen aus Lucian noch keineswegs zu Ende. In den Anmerkungen zu der Ausgabe von 1795 verweist der Dichter bei dem „Planetentanz, womit der Geisterseher (Theophron) die Damen zum Beschluß ergötzt" und den Cleanth „vollends ganz in Flammen setzt" (Vers 1072 ff.), auf „Lucians Dialog über die Tanzkunst", wo allerdings (§ 7) von dem „Reigen der Gestirne" die Rede ist. Wenn es aber in unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Stelle bei Wieland etwas undeutlich weitergeht: „Nun wird nichts mehr verschont; Ägypter und Chaldäer erfahren seine (Cleanths) Wut" (Vers 1075 ff.), so weiß man nicht recht, warum der Stoiker gerade über diese wütend wird, und auch die Erklärung des Dichters: „Will vermutlich soviel sagen, Cleanth habe seinen Eifer gegen die pythagorisch sein sollenden Thorheiten des Theophron bis zu einem Ausfall gegen die alten chaldäischen und ägyptischen Weisen getrieben, von welchen Pythagoras, nach der gemeinen Sage, die vornehmsten Lehren und den Geist seiner Philosophie geborgt haben sollte" (Anmerkung zur Ausgabe von 1795, S. 287), bringt die gewünschte Aufklärung nicht. Es liegt viel näher, die dunkle Stelle aus derselben Quelle aufzuhellen, aus der

[1]) Der Vergleich des streitenden Philosophen mit einem Hahn, den Wieland einmal (Vers 713) gebraucht, kommt auch hier bei Lucian (§ 34) schon vor.

Wieland den „Planetentanz“ schöpfte. Denn hier sucht der platonisierende Philosoph Lykinos seinen stoischen Gegner Kraton durch eine „Genealogie“ (§ 7) des Tanzes von der Vortrefflichkeit dieser Kunst zu überzeugen und kommt dabei unter anderem auch auf die Pflege derselben bei den „Ägyptern“ (§ 19) zu sprechen, wobei man doch wohl in jenem das Gegenstück zu Theophron und in diesem dasjenige zu Cleanth erblicken kann.

Aus Lucian stammen endlich auch die Namen der beiden Hauptpersonen des Wielandschen Gedichtes: Musarion[1]) und Phanias. Sie sind beide aus den „Hetärengesprächen“ genommen. Eine Musarion kommt im siebenten Gespräch vor: Sie ist eine junge, arme Hetäre, die es verabscheut, bloß wegen des Gelderwerbs mit ungebildeten reichen Männern Umgang zu pflegen, und in treuer uneigennütziger und aufopfernder Liebe einem begüterten, aber von seinem Vater kurz gehaltenen, lebenslustigen Athener, namens Chaireas, ergeben ist, weil er „bartlos, glatt und schön wie Adonis“ (§ 3) ist und ihr die Ehe versprochen hat. Sie muß sich deshalb von ihrer Mutter den Vorwurf gefallen lassen, „sie verstände sich nicht auf des Hetärengewerbe“ (§ 3) und benehme sich so „gesittet, wie wenn sie nicht eine Hetäre, sondern eine Priesterin des Demeter wäre“ (§ 4). Von einem Phanias erzählt eine Hetäre namens Bacchis im vierten Gespräch, er habe, nachdem er ihr ohne Grund böse gewesen, nach vier Monaten, als sie schon an ihm verzweifelte, sich wieder mit ihr ausgesöhnt und sei wieder zu ihr gekommen (§ 4). Die Charakte

[1]) Wenn Minor (S. 231 ff.) und Wukadinović (S. 54 ff.) übereinstimmend Böttigers angeblich auf ein Gespräch Wielands gegründeter Behauptung: „Zum ‚Musarion‘ gab Wielanden ein Brief aus dem Aristänetus die erste Veranlassung“ folgen und den 24. Brief des ersten Buches als Quelle des Dichters betrachten, so können sie sich hierbei abgesehen von dem Vorkommen einer Musarion auf keine stichhaltige Ähnlichkeit berufen. Zudem steht die Behauptung Böttigers ja auch mit Wielands brieflichen Äußerungen über die Entstehung seines Gedichtes im Widerspruch. Eher könnte man der andern Vermutung der beiden genannten Gelehrten einige Wahrscheinlichkeit zugestehen, wenn sie eine Benutzung des 34. Briefes aus dem ersten Buch des Alkiphron annehmen. Da nämlich hier bei diesem Zeit und Gesinnungsgenossen Lucians, Lais ihrem Geliebten, der ihr von einem sauertöpfischen Sophisten abwendig gemacht worden ist, die Schlechtigkeit dieser Menschensorte enthüllt, und auf der andern Seite den wohltätigen Einfluß eines wahrhaft liebenden Weibes ins Treffen führt (Wukadinović), um ihn schließlich zum heitern Lebensgenusse aufzufordern, so läge in diesen Gedanken thatsächlich eine Ergänzung des lucianischen Materials und zwar für den ersten und dritten Gesang der „Musarion“ vor. Diese Ergänzung kann man aber ebenso gut Wieland selbst zutrauen, zumal sie sehr gut zu seiner durch Lucian völlig beherrschten Denkweise paßt.

[2]) Eine offenbar auf dasselbe Gespräch des Lucian zurückgehende Episode von einer tugendhaften Musarion findet sich auch in Wielands „Agathon“, Buch 7, Kapitel 9. Sie ist die Mutter des Helden.

ristik dieser Musarion, dieses Chaireas und das von diesem Phanias Erzählte stimmen so genau mit den beiden Wielandschen Figuren überein, daß an seiner Abhängigkeit von Lucian kein Zweifel obwalten kann,[1]) um so weniger als der Dichter mit den Worten seiner Musarion: „Ein Beispiel (eines Freundes) siehst du hier, . . . mich, die von freien Stücken . . . dir (der mütterlichen Lehren uneingedenk) so eifrig nachgejagt, wie andre meiner Art vor dir geflohen wären“ (Vers 450 ff.), ganz offenkundig seine Quelle verrät. Aus der eigentümlichen Sphäre der „Hetärengespräche“ sind aber bei Wieland auch noch manche Einzelheiten herübergenommen, die er für seinen ersten Gesang verwerten konnte: So bot ihm das vierte Gespräch (§ 2; vgl. Nr. 12) das Vorbild eines Liebhabers, der in der falschen Meinung, er sei von seiner Geliebten verraten worden, dieselbe unwirsch zurückstößt (vgl. Musarion, Vers 199 ff.; 285, siehe oben S. 278). Das zehnte enthält die Geschichte eines jungen Mannes, der seine Freundin aufgeben zu müssen glaubt, weil er mittlerweile unter den Einfluß eines wenigstens äußerlich dem Stoicismus huldigenden Philosophen geraten ist (vgl. Musarion, Vers 341 ff.; 475 ff. 569 ff. und besonders Vers 784 ff.). Das zwölfte weiß ähnlich wie Wieland von der glücklichen Wiederaussöhnung eines auf Grund eines falschen Verdachtes grollenden Liebhabers mit seiner Geliebten zu berichten (vgl. § 5 mit Musarion, 3. Gesang). Diese letztere hat überdies einen ganz ähnlichen Charakter wie Musarion. In dem achten Gespräch war dem Dichter die Situation des Nachts vor der Thür der Geliebten vergeblich auf Einlaß harrenden Liebhabers vorgezeichnet (vgl. Musarion, Vers 242 ff. 285). Im ersten Gespräch kommt eine Hetäre „Glykera“ vor, und „Glycere“ heißt die Hetäre, welche der flatterhafte Phanias bei Wieland noch neben Musarion verehrt. Das siebente Gespräch giebt in dem bereits erwähnten Chaireas das Muster zu dem Bild des Gecken, der „glatt wie eine Schlange, mit Pflaum ums Kinn“ zum großen Ärger des Phanias „den Adon“ (Vers 232 ff.) Musarions macht (vgl. Nr. 12, § 4). Im achten Gespräch wird einer Hetäre von ihrer Mutter angeraten, mit einem andern zu kokettieren, um die Aufrichtigkeit des Geliebten zu erproben, und dasselbe Mittel wendet auch Musarion ihrem Phanias gegenüber an (Musarion, Vers 310 ff. 1197 ff.; vgl. Nr. 3). Endlich hat die Dienerin der Musarion, Chloe, in den Mägden der Hetären des zweiten, sechsten, zehnten, zwölften und vierzehnten Gesprächs ihre Vorbilder.

[1]) Damit fällt auch die an und für sich höchst unwahrscheinliche Annahme in sich zusammen, Wieland habe bei seinem Phanias an den gleichnamigen Aristoteliker aus Eresos gedacht (siehe Pröhle, S. 15 Anmerkung und Schröer zu Goethes Maskenzug a. a. O. S. 256, Anmerkung).

Diese mannigfachen Berührungen der „Musarion“ Wielands mit Lucians „Hetärengesprächen“ würden seine Heldin auf ein sehr niedriges Niveau herunterziehen; aber einmal hat der Dichter sie nur den besten Vertreterinnen des Hetärentypus bei Lucian (siehe Nr. 7 und Nr. 12) nachgebildet und dann hat er sie auch durch die oben (S. 282. 285) nachgewiesene Übertragung der Weltanschauung eines Lykinos und Parrhesiades, das heißt eben durch die von ihm sogenannte „Philosophie der Grazien“ weit über diese Sphäre hinausgehoben. Zudem dachte Wieland auch, wie seine Anmerkung zu dem ersten Gespräch („Lucians ... sämtliche Werke ... übersetzt ... von C. M. Wieland“ 3. Teil. Wien und Prag 1797, S. 337 ff.) zeigt, an und für sich von den griechischen Hetären nicht allzu schlecht. In welchem Lichte ihm aber der Charakter seiner Musarion selbst erschien, verrät er klar und deutlich in dem von uns schon oben beigezogenen Briefe an Zimmermann vom 13. November 1767, wo er, ungehalten über die ungünstige Aufnahme seiner „komischen Erzählungen“ von Seiten der Damenwelt, ausruft: „Hat es denn ... keine Musarions, keine Ninon [de] l'Enclos und Ladys Worthley Montague mehr in der Welt?“ (Ausgewählte Briefe 2, 289 siehe oben S. 277). Gegen Ninon de l'Enclos hatte er früher freilich in seinem „Antiovid“ im Jahre 1752 wegen ihrer Leichtfertigkeit heftig losgezogen (siehe Gruber S. 99) und in demselben Jahre schreibt er am 6. März an Bodmer in bedauerndem Ton: „Jetzt liebt man nach den schönen Vorschriften der Ninon de l'Enclos“ (Ausgewählte Briefe 1, 41). Noch im Jahre 1758 spricht er in einem Schreiben vom 14. Februar an Zimmermann sehr abfällig von ihr: „Der ganze Vorzug der Ninon vor andern gemeinen H** besteht darin, daß sie das Herz gehabt, ein System ausfindig zu machen, nach dessen Grundsätzen ihre Laster keine Laster sind“ (Ausgewählte Briefe 1, S. 247 ff.). In späteren Erwähnungen fehlt jedoch diese absprechende Kritik (siehe Gruber S. 270. 340): Wieland hatte inzwischen jene innere Wandlung durchgemacht, die wir oben (S. 269) bei seinem Verhältnis zu Prior bereits verfolgt haben, eine Wandlung, die ihm im Jahre 1766 in einem Brief an Geßner den Wunsch erpreßte, daß „die Welt noch so natürlich wäre, als wie sie in Homers Zeiten war, oder so philosophisch dächte wie Lady Worthley zum Exempel“ (Gruber S. 425). Dadurch, daß der Dichter seine Musarion einer Ninon de l'Enclos und Lady Worthley Montague gleichsetzt, will er sie mithin als ein Weib erscheinen lassen, das durch eigenes auf wirkliche Erfahrung gegründetes Denken die engen Schranken der konventionellen Sitte und Ästhetik durchbrochen hat und einer möglichst natürlichen Lebensbethätigung zustrebt.

Man darf jedoch deshalb noch nicht annehmen, daß ein solches Weib für Wieland das Ideal der Weiblichkeit gebildet hätte: Zur Vertreterin dieses Ideals hätte er selbst in seiner ganz naturalistisch-hedonistischen Periode, als er die „komischen Erzählungen" schrieb, sicherlich eine Hetäre nicht gemacht. Musarion ist vielmehr ebenso wie Priors „Alma" eine allegorische Figur und soll, wie schon der Titel des Gedichts, noch deutlicher aber die Vorrede an Weiße besagt, lediglich den philosophischen Standpunkt Wielands zum Ausdruck bringen, den er nach Überwindung seiner asketisch-christlichen, seiner schwärmerisch-platonischen und seiner hedonistisch-naturalistischen Periode gewann. So faßte sie auch Goethe[1] in seiner im Jahr 1813 gehaltenen Maurerrede zum Andenken des Dichters (Deutsche Nationallitteratur 108, 361 ff.) auf, wenn er in „Musarion" eine Kriegserklärung desselben gegen alles, „was sich in der Wirklichkeit nicht nachweisen läßt," namentlich gegen „alle dogmatische Philosophie", oder eine Höherstellung der „Lebensweisheit" gegenüber der „Schulweisheit der Philosophen" erblickt (a. a. O. S. 366. 369; vgl. „die schulgerechten Philosophen" in der Vorrede S. 11). Auch in seinem Maskenzug vom 18. Dezember 1818, wo er „Wielands Charakter und dessen Denkweise" (a. a. O. S. 509) allegorisch darstellen will, bedient er sich zu diesem Zweck der Musarion. „Musarion tritt auf, begleitet von Phanias und zwei philosophischen Gegnern. Die Lehre von Mäßigung, Genügsamkeit, heiterem Genuß und stiller Duldung wird, nach des Dichters eigenster Weise, kürzlich ausgeführt." Die Vorlage zu dieser Ausführung bildete, wie die folgende Gegenüberstellung zeigt, offenbar Wielands Vorrede an Weiße:

Beschaue nur in mildem Licht Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte Und Überspannung Dich im Gleichgewicht;	Das milde Licht, worin sie die menschlichen Dinge ansieht; dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit;
— — — — — — — — — — — —	
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt; Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln, Das Liebenswürdigste, was es giebt (S. 257).	diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur — welche mit allen ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen (S. 10).[2]

[1] Über die Einwirkung der „Musarion" auf Goethe vgl. Seuffert: „Der junge Goethe und Wieland" in der „Zeitschrift für deutsches Altertum". Neue Folge, 14. Band (1882), S 252 ff.

[2] Vgl. die Stelle aus dem Brief an Zimmermann vom 12. März 1758: „J'aime la nature humaine, et je ne méprise aucun homme à un tel degré pour ne rendre justice à ce qu'il a de bon etc." (Ausgewählte Briefe 1, 259.)

Durch dieses späte Zeugnis wird aber auch bestätigt, daß Goethe noch lange nach Wielands Tod seine „Musarion", die ihn schon als Studenten in Leipzig für ihn begeistert und in seinen „Mitschuldigen" beeinflußt hatte (siehe Pröhle S. 5 und Schröers Einleitung zu Goethes „Götter, Helden und Wieland", Deutsche Nationallitteratur 87, 379 und ebenda S. 77 Anmerkung), als „eine getreue Abbildung der Gestalt seines Geistes" betrachten zu dürfen glaubte. In „Musarion" spiegelt sich aber zugleich auch Wielands Anschauung von der Antike. Goethe glaubte, als er das eben erscheinende Werk in Leipzig mit großer Begeisterung las, darin „das Antike lebendig und wieder neu zu sehen (siehe Pröhle S. 5), bis ihm nach dem Erscheinen der „Alceste" die Augen über die Verzerrung aufgingen, die das Griechentum durch Wieland erfuhr. Hätte er gewußt, daß der Dichter die Antike fast lediglich durch die Brille eines semitischen Sophisten aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus zu betrachten gewohnt war, so wäre ihm wohl die Entstellung derselben begreiflicher vorgekommen. Gleichwohl enthält die jugendlich überstürzte lucianische Satire Goethes „Götter, Helden und Wieland" eine Kritik, die wie für die ganze antikisierende Dichtung Wielands, so besonders auch für seine „Musarion" zutreffend ist, wenn nämlich Euripides dort (a. a. O. S. 390) im Namen der Alten dem Dichter höhnisch verächtlich zuruft:

Ihr Dichter auf unsern Trümmern!

Karl Philipp Moritz in Hannover.

Ein Beitrag zur Kritik des „Anton Reiser".[1]

Von Oskar Ulrich in Hannover.

(Fortsetzung.)

Der Direktor Ballhorn,[2] der im Jahre 1759, noch nicht 30 Jahre alt, zur Leitung des Hannoverschen Lyceums berufen war, vereinigte gründliche Kenntnisse auf dem Gebiete der Theologie und Philologie mit einem nicht gewöhnlichen Umfange allgemeiner Bildung und einem feinen Geschmacke. Sein gediegenes Verständnis für Musik

[1] Vgl. oben S. 87 ff.

[2] Über Ballhorn siehe Borchers, Einige Züge aus dem Leben des verdienstvollen Superintendenten L. W. Ballhorn. Göttingen 1786. — Ballhorn, Etwas über den unreifen Fleiß studierender Jünglinge. Neues Hannoversches Magazin 1799. (1763 und 1764 als Schulprogramm erschienen.)

verschaffte ihm in Hannover den Zutritt zu Konzerten, die sonst nur Personen vom ersten Range zugänglich waren. „Sein Gemütscharakter war sanft und ein angenehmes Gemische von Freundlichkeit und Ernst. Er hatte die besondere Gabe, einem jeden, der ihn sahe, Ehrerbietung und zugleich Liebe einzuflössen.“[1] Doch konnte er leicht „in einige Hitze geraten, worüber er nicht selten selbst klagte und wogegen er sehr kämpfte“. Gegen Höherstehende bescheiden, ja fast demütig, gegen Niedere herablassend und freundlich, wurde er von beiden geachtet und geliebt, und selbst „die erhabenen Königlichen Räthe in Hannover“ zogen ihn zuweilen zur Tafel, um ihm ihre gnädige Aufmerksamkeit zu bezeugen. So sehr er sich bemühte, „auch Unangenehmes in gemäßigtem Tone und in so gefälliger Einkleidung zu sagen, daß er zu seinem Ziele kam, ohne daß der andere sich beleidigt fand“, so scharf trat er jeder Lüge und Verstellung in Betragen und Worten entgegen, „und es durfte nicht so leicht jemand sich die unselige Hoffnung machen, ihn zu täuschen, wenn er nicht durch den scharfen Blick des Mannes, womit er einen solchen anzusehen pflegte, fürchten wollte, schamroth zu werden“.

Ein solcher Mann war zum Lehrer und Erzieher der heranwachsenden Jugend geboren. Mit Treue und Gründlichkeit verband er Geschmack und Anmut im Vortrage. Gegenüber den neueren Bestrebungen der Schulreformer, die das Latein möglichst beschränken und „praktische“ Kenntnisse an die Stelle setzen wollten, verhielt er sich ablehnend, trat ihnen auch in verschiedenen Schriften entgegen. Seine ungefähr 6000 Bände umfassende Bibliothek und eine „unvergleichliche“ Münzsammlung boten ihm reiche Hilfsmittel, besonders zur Erläuterung der Schriftsteller und für seinen Vortrag über Geschichte. Selbst ein Kenner der neueren deutschen, französischen und englischen Litteratur, empfahl er seinen Schülern, die besten Geisteswerke des Jahrhunderts prüfend zu lesen, besonders das Studium Lessings legte er ihnen warm ans Herz;[2] doch warnte er dringend vor zu eifrigem Lesen der neueren Romane. Auch scheint er sich gegenüber den neueren Strömungen der Litteratur ablehnend verhalten zu haben; wenigstens warnt er vor Shakespeare und Milton, deren „Manier und Schreibart er nicht immer musterhaft“ findet.

Wie der Direktor selbst im Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen durch ein „überaus feines Äußere“ jedem Achtung einflößte und auch in den wegen ihrer steifen Zurückhaltung bekannten Kreisen der ersten Hannoverschen Gesellschaft gern gesehen war, so suchte er auch seine Schüler vor dem Pedantismus der Gelehrsamkeit zu be-

[1] Mit dieser Charakteristik ist zu vergleichen: Anton Reiser 122, 33; 129, 5.
[2] Autschera von Aichbergen, J. A. Leisewitz, S. 22, Anmerkung 2. — Anton Reiser 154, 19.

wahren, er warnte sie davor, sich hinter Büchern verschanzt zu halten, und empfahl ihnen, den Verkehr mit Gebildeten zu pflegen, damit sie später in „die Zusammenkünfte der feinen Welt ohne Furcht und Zittern und ungezwungen eintreten" könnten.

Diese Charakteristik, die teils Ballhorns eigenen Schriften, teils der von einem jüngeren Freunde verfaßten biographischen Skizze entstammt, zeigt die Züge, die Moritz im „Anton Reiser" gelegentlich erwähnt, in ihrem Zusammenhange und macht das Schicksal Antons, das fast ausschließlich von dem Direktor abhieng, erklärlich. „Der Direktor B . . . war wirklich ein Mann, welcher einem jeden, der ihn sahe, Ehrfurcht und Liebe einzuflößen im Stande war. Er kleidete sich zierlich, und doch anständig, trug sich edel, war wohlgebildet, hatte die heiterste Miene, worinn ihm so oft er wollte der strengste Ernst zu Gebote stand. Er war ein Schulmann, gerade wie er seyn sollte, um von diesem Stande die Verachtung der feinen Welt, womit die gewöhnliche Pedanterie desselben belegt ist, abzuwälzen", so heißt es im „Anton Reiser" bei der ersten Bekanntschaft Moritzens mit dem Direktor in fast wörtlicher Übereinstimmung mit dem aus anderen Quellen oben Angeführten.[1] Die „mit einer natürlichen Würde verknüpfte Freundlichkeit" Ballhorns flößte dem gefühlsseligen Moritz das innigste Zutrauen und eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen den Direktor ein. Aber diese überschwängliche Verehrung machte bald dem bitteren Gefühle des Verkanntwerdens Platz, als er von Ballhorn zuerst bei der Prüfung 1772 scharf getadelt und am dritten Tage, nachdem er in Prima aufgenommen war, durch einen Blick und ein paar Worte des Direktors der allgemeinen Verachtung preisgegeben wurde. Die Veranlassung zu diesem Umschwunge im Verhalten Ballhorns gegen Moritz ist für beide charakteristisch. Bei der Prüfung erregte Moritz den Unwillen des Direktors, der „stets die äußerste Delikatesse suchte", indem er ein Blatt in dem Buche von Ciceros De officiis, aus dem er übersetzen sollte, so heftig umschlug, „daß er es beinahe zerrissen hätte", und der Direktor, „der leicht in einige Hitze geriet", warf ihm seinen scheinbaren Mangel an feiner Empfindung und Lebensart mit bitteren Worten vor.[2] Moritz sah in diesem seiner Meinung nach unberechtigten Tadel eine jener Zurücksetzungen, die von Jugend auf sein Los gewesen waren, sein Vertrauen zum Direktor erlitt einen gewaltigen Stoß, und das schüchterne Wesen, das er nun in Ballhorns Gegenwart zeigte, trug wieder dazu bei, ihn in dessen Achtung noch mehr hinabzusetzen. Außerdem mochte er in seinem abgetragenen Rocke, aus dem er

[1] Anton Reiser 122, 33.
[2] Anton Reiser 162, 13.

längst herausgewachsen war, und besonders durch die geringe Sorgfalt, die er von jeher auf sein Äußeres verwandt hatte, den Unwillen des Direktors erregen; und als er sich nun gar, sehr bald nach seiner Aufnahme in Prima, durch ein unwahres, sklavische Furcht verratendes Benehmen einen Blick des Zornes und der Verachtung und einen strengen Tadel vom Direktor zugezogen hatte, da waren alle die schönen Hoffnungen, mit denen er der Prima entgegengesehen hatte, mit einem Schlage vernichtet.[1] Seine Mitschüler verspotteten ihn als „des Rektors Famulus", der Direktor kümmerte sich nicht um ihn, und gegen das Herkommen wurden einige Schüler, die nach ihm nach Prima versetzt wurden, über ihn gesetzt. Unter diesen war der „junge R . . ., ein vorzüglicher Kopf, der sich nachher als Maler berühmt gemacht hat".[2] Es war Christian Friedrich Rehberg, der im Winter 1772 73 nach Prima versetzt wurde und mehrere Jahre Moritzens Mitschüler war. Nachdem er in Leipzig bei Oeser und darauf in Rom studiert hatte, kehrte er nach Hannover zurück und erwarb sich einen Namen als Porträt- und Historienmaler.[3]

Auch der zweite Lehrer der Prima, Dr. Heinr. Phil. Sextro, war ein geistig hochstehender Mann, der in dem langen Laufe seines 92jährigen Lebens als Professor zu Göttingen und Helmstädt und als Oberkonsistorialrat zu den höchsten Würden der Hannoverschen Landeskirche emporgestiegen ist und sich in den schweren Zeiten der Fremdherrschaft als charakterfester Mann bewährt hat. Die Not des Lebens, die er früh kennen lernte, hatte ihn gestählt, und es war wohl eine Folge der Kämpfe, die er selbst in seiner Jugend zu bestehen gehabt hatte, wenn er später eine tiefe Abneigung gegen alle Vorurteile des Alters, Standes, Ansehens u. s. w. als einen Grundzug seines Wesens bezeichnete,[4] und wenn er in einem 1771 72 verfaßten „Versuche über die Wahl der Lebensarten und Prüfung der Köpfe"[5] den Landesvätern empfahl, die wahrhaft Befähigten, „in welchem Stande, unter welcher Hütte sie auch leben mögen", ans Licht zu ziehen und ihnen den Weg zu ebnen. „Kein Mangel, keine Dürftigkeit darf sie hindern; sie überwinden Alles."[6]

Diese edlen Grundsätze zu erproben, bot sich ihm eine Gelegenheit, als er 26jährig, besonders auf die Empfehlung seines Lehrers Heyne, im Jahre 1772 als Rektor an das Lyceum zu

[1] Anton Reiser 167, 24.
[2] Anton Reiser 168, 13.
[3] Er starb 1835 in München, arm und verlassen. Allgemeine Deutsche Biographie 27, 584.
[4] Rupstein, Dr. H. Ph. Sextro. Hannover 1839.
[5] Rupstein, a. a. O. S. 105.
[6] Rupstein, a. a. O. S. 71, Anmerkung.

Hannover berufen wurde. Am 14. Mai, vormittags 10 Uhr, fand im „ersten Hörsaale“ die feierliche Einführung statt. Nach alter Hannoverscher Schulsitte „bezeugten bei dieser Gelegenheit die Studierenden der ersten Ordnung mit einem musikalisch aufgeführten Sinngedichte[1]) dem neuen Lehrer ihre Hochachtung“.

Sei uns gegrüßt,

so heißt es darin zum Schluß,

Dir eilt das Herz entgegen!
Ein jeder Tag sei Dir ein Tag voll Segen,
Und lächle Dir mit neuer Lust!
Sei lange noch das Glück der Deinen,
Die heute sich mit Dir vereinen.
Von diesen Wünschen wallt die Brust.

Unter den 59 Primanern, die den neuen Rektor mit diesen Versen begrüßten, findet sich als letzter Karl Philipp Moritz aus Hameln, dessen Name hier zum ersten Male in den Schulschriften erscheint.

Bald nach seiner Einführung nahm Sextro auf die Verwendung des Garnisonpredigers Marquard, seines Freundes, der an Moritz einen so lebhaften Anteil nahm, diesen als Famulus in sein Haus auf, er ließ ihn unentgeltlich an seinen Privatstunden teilnehmen[2]) und that, wie Moritz ihm nachrühmt, alles, um ihm Mut und Zutrauen einzuflößen. Als er am 18. Juni 1772 in Begleitung des Kantors Winter und einiger jüngeren Lehrer nach Hildesheim fuhr, um die Kirchen und Klöster der Stadt und die Feier des Fronleichnamfestes anzusehen, erlaubte er Moritz, an dieser Reise teilzunehmen.

Nach den Sommerferien nahm Sextro seine Mutter, die bis dahin in Osnabrück in dürftigen Verhältnissen gelebt hatte, zu sich;[3]) diese richtete ihm „seinen kleinen Haushalt“ ein, und seine zärtliche Dankbarkeit erleichterte der schwer geprüften Frau ihre letzten Jahre. Aber Moritz sollte den Segen eines geordneten Familienlebens, das er von Jugend auf so schmerzlich vermißt hatte, nicht lange genießen. Sein unordentliches Wesen konnte sich schwer dem regelmäßigen Gange des Haushaltes einpassen, und seine scheue Zurückhaltung im Verkehr mit Höherstehenden machte es ihm unmöglich, die Gunst der zur Schwermut neigenden Frau[4]) zu gewinnen. Und als nun sein überhandnehmender Hang zum Theater und seine

[1]) Königl. Bibliothek zu Hannover.
[2]) Anton Reiser 185, 35. Schumann, Bemühungen der Lehrer S. 22
[3]) Rupstein, a. a. O. S. 19.
[4]) Rupstein, a. a. O. S. 5.

Gleichgiltigkeit gegen die Schule den Rektor überzeugten, daß er seinen Erwartungen nicht entsprechen würde, sagte er ihm zu Johanni des folgenden Jahres (1773) die Wohnung auf.[1])

Je weniger Reiz die Schule für Moritz hatte, um so größer war die Anziehungskraft, die das Theater[2]) auf ihn ausübte. Eine ständige Bühne hatte Hannover damals noch nicht. Bis zum siebenjährigen Kriege hatte der Hof mit einem jährlichen Kostenaufwande von mehr als 6000 Thalern hier eine Truppe französischer Komödianten unterhalten. Als diese aber auf des Marschall Richelieu Befehl im Jahre 1757 vor den französischen Offizieren eine Reihe von Vorstellungen im Ballhofe veranstaltet hatten, waren sie „wegen ihres bei feindlicher Anwesenheit der Franzosen geführten unanständigen Betragens" entlassen.[3]) Damit war es mit dem französischen Hofschauspiele in Hannover für immer vorbei. Bald nach der Beendigung des Krieges kam Ackermann mit seiner Truppe nach Hannover und fand dort einen so günstigen Boden, daß er 7 Monate, vom Oktober 1763 bis zum Mai des folgenden Jahres, dort blieb. Der Erfolg des Gastspiels muß ein unerwartet günstiger gewesen sein; denn Ackermann beschloß, auf die geplante Rückkehr nach Königsberg zu verzichten, sich in Hannover ein eigenes Theater zu bauen und sich dort dauernd niederzulassen.[4]) Da aber die Stadt zu klein war, um auf die Dauer ein Theater erhalten zu können, so wandte er sich an die Regierung mit der Bitte, ihm ein privilegium exclusivum für das Kurfürstentum zu erteilen. Zugleich bat er um die Erlaubnis, bis er auf eigene Kosten „ein bequemes Komödien-Haus" erbaut habe, auf dem Hoftheater spielen zu dürfen. Beide Bitten wurden durch königliche Verfügung vom 19. Juni 1764 abschläglich beschieden,[5]) und Hannover war für die nächsten 50 Jahre auf gelegentliche Besuche fremder Schauspielertruppen angewiesen. In den folgenden drei Jahren blieb Hannover ohne Theater, und erst in den Jahren 1767 bis 1771 gab die Seylersche Truppe, in welche der größte Teil der Ackermannschen

---

[1]) Anton Reiser 193, 11.

[2]) Die Darstellung der Hannoverschen Theaterverhältnisse beruht auf den Heiligerschen Sammlungen des Königl. Staatsarchivs zu Hannover, Müllers Chronik des Königl. Hoftheaters zu Hannover (1876), Litzmanns Friedrich Ludwig Schröder und Uhdes K. Ekhof (Neuer Plutarch, Band 4).

[3]) O. Ulrich, Die Stadt Hannover im siebenjährigen Krieg. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1894, 212 f.

[4]) Litzmann irrt, wenn er in seinem „Fr. L. Schröder" 1, 219 f., die Sache so darstellt, als ob Ackermann an der Absicht, nach Königsberg zurückzukehren, auch noch während seines Gastspieles in Hannover festgehalten habe. Das Gesuch an die Braunschweig-Lüneburgische Regierung beweist das Gegenteil.

[5]) Müller, a. a. O. S. 39.

Schauspieler eingetreten war, eine Reihe von Gastspielen, die den Beifall des Hofes und der Bürgerschaft fanden. Um Seyler dauernd an das Kurfürstentum zu fesseln, wurde er am 21. März 1769 zum „Directeur der Teutschen Hof-Schau-Spieler" ernannt und ihm eine jährliche Unterstützung von 1000 Thalern zugesichert. Da ihm aber gegen den Wortlaut seines Vertrages die Erlaubnis, in Göttingen zu spielen, versagt wurde, so zog er es vor, auf Titel und Zuschuß zu verzichten und im Jahre 1772 den Anerbietungen des Weimarer Hofes zu folgen. Nachdem Seyler für immer von Hannover Abschied genommen hatte, blieb die Stadt wieder fast zwei Jahre ohne Theater, bis im Frühjahre 1773 Schröder hier ein Gastspiel eröffnete und vom 13. April bis zum 15. Juli eine Reihe von 67 Vorstellungen gab. Damals wurde, es war am 21. April 1773, Emilia Galotti zum ersten Mal in Hannover aufgeführt. Die beiden Schwestern Ackermann spielten die Orsina und Emilia, das Ehepaar Reinecke den Appiani und die Claudia, Borchers den Odoardo, Brockmann den Prinzen, Schröder den Marinelli und Dauer den Maler Conti. Ein italienisches Singspiel in zwei Aufzügen, „Die drey Pucklichten", in welchem die ältere Ackermann, Dauer, Brockmann und ein Herr Andreoli auftraten, beschloß der Sitte der Zeit gemäß den Abend. Der meisterhaften Darstellung des Stückes entsprach der äußere Erfolg keineswegs, es wurde nur einmal wiederholt, und bei dieser zweiten Aufführung, am 29. April, suchte man den Reiz des Trauerspiels durch ein neues italienisches Singspiel „Die schlaue Witwe" zu erhöhen. Im allgemeinen herrschte das Lustspiel, die komische Oper und das Ausstattungsstück; gelegentlich wurde mit Voltaires Tankred, Weißes Romeo und Julie, mit einzelnen Stücken von Beaumarchais und Sedaine, mit den „Werbern" und den „abgedankten Offizieren" des jüngeren Stephanie und Bocks Clarissa ein Abstecher auf das Gebiet der Tragödie hohen Stils und des Rührstückes gemacht. Die aus dieser Zeit vollständig erhaltenen Theaterzettel beweisen, eine wie grobe Kost erforderlich war, um das Publikum ins Theater zu locken. Ballettänze von japanesischen Sklaven, die an Händen und Füßen gefesselt sind, Tänze der Eunuchen und Sklavinnen des Serail wechseln ab mit Stücken wie „Circe, oder der Sieg der Pflicht über die Liebe", Tragikomödie in fünf Aufzügen.

Nach dem ersten Gastspiele der Schröderschen Truppe blieb das große Schloßtheater, welches seit den Gastspielen der Seylerschen Truppe den deutschen Schauspielern eingeräumt war, drei Jahre lang geschlossen, bis Schröder im Frühjahr 1776 wieder von Hamburg kam und am 9. April ein zwei Monate dauerndes Gastspiel eröffnete. Sein Repertoir hatte sich in der Zwischenzeit bedeutend er

weitert. Zwar die ersten Shakespeareschen Stücke gingen in Hannover erst im Winter 1776/77 über die Bretter, aber Molieres Tartüff und Geiziger, Herrn Dr. Goethes Clavigo, Erwin und Elmire, Stella, Klingers Zwillinge und verschiedene, zum Teile von Schröder selbst aus dem Englischen übersetzte Stücke drängten jene Tragikomödien und Ausstattungsstücke mehr und mehr in den Hintergrund, ein Beweis, daß das zielbewußte Streben Schröders, die Bühne und den Geschmack des Publikums zu heben, auch in Hannover Erfolg gehabt hatte. Goethes Clavigo wurde am 23. April 1776 aufgeführt. Brockmann spielte den Beaumarchais, Reinecke den Clavigo, Schröder den Carlos, seine Stiefschwester, Dorothea Ackermann, die Marie, Frau Reinecke deren Schwester, Schütz den Buenko und Böheim den Saint George. Auch diesmal folgte als unvermeidliche Zugabe ein komisches Ballet: Das Obstschütteln. Ungefähr einen Monat später, am 29. Mai, folgten Klingers Zwillinge; Reinecke spielte den alten Guelfo, Brockmann und Lambrecht die Söhne, Frau Reinecke die Mutter, Dorothea Ackermann die Kamilla und Schröder den Grimaldi. Den Beschluß machte ein pantomimisches Ballet: Der Satyr.

Moritz war zum ersten Mal im Theater im Sommer 1771, als er die zweite Klasse des Lyceums besuchte.[1] Von den Stücken, welche die Seylersche Truppe damals während eines dreimonatlichen Gastspieles in Hannover gab, erwähnt er gelegentlich drei, die einen besonders tiefen Eindruck auf ihn machten: den „Herkules auf Öta", den „Grafen von Olsbach" und die „Pamela". Sicherlich hat der Besuch des Theaters damals dazu beigetragen, die „Theatergrille"[2] in ihm zu verstärken; um so auffallender ist es, daß er bei der Schilderung seines ersten Schuljahres die Anwesenheit der Schauspielertruppe mit keinem Worte erwähnt.

Desto ausführlicher beschreibt er das erste Gastspiel Schröders im Frühling 1773. Moritz hatte die Osterferien nach seinem zweiten Schuljahre bei seinen Eltern zugebracht. Die „angenehme Selbsttäuschung", in der er die Ferien verlebt hatte, machte ihm das Drückende seiner Lage doppelt fühlbar, als er sich am 21. April den Thoren der Stadt wieder näherte und die vier Türme Hannovers, den der Markt-, Ägidien-, Kreuz- und Neustädter-Kirche, vor sich sah.[3] Betrachtete er sie doch als „die großen Stifte, welche den Fleck seiner mannigfaltigen Leiden bezeichneten". Besonders der Anblick des Marktkirchenturmes war ihm fürchterlich: auf der einen

[1] Anton Reiser 192, 10.
[2] Anton Reiser 178, 34.
[3] Anton Reiser 187, 23.

Seite lag die Schule, die Stätte seiner bitteren Enttäuschungen, und auf der anderen Seite das Rathaus, unter dessen „Laube" den Missethätern das Todesurteil vorgelesen wurde. Da schoß auf einmal, als er dem Thore schon nahe war, wie ein Blitz der Gedanke an die in Hannover anwesende Schauspielergesellschaft durch seine Seele, rasch eilte er zum Schlosse, wo der Komödienzettel angeschlagen war, und las zu seiner Freude, daß gerade an diesem Abend Emilia Galotti aufgeführt wurde. „Er dachte von nun an keinen anderen Gedanken mehr als das Theater" und begnügte sich lieber den ganzen Tag mit Salz und Brot, als daß er aus der Komödie weggeblieben wäre. Von den Stücken, welche er erwähnt, wurde Emilia Galotti am 21. und 29. April, Weißes Jagd am 20. und 23. April und 3. Juni, desselben Romeo und Julie am 11. Mai, Bocks Clarissa am 31. April, 5. Mai und 7. Juli und Beaumarchais' Eugenie am 18. Juni aufgeführt.

Das zweite Gastspiel der Schröderschen Truppe fällt in das letzte Schuljahr von Moritz. Auch diesmal kehrte er gerade aus Erichshagen zurück, wo er die Osterferien zugebracht hatte, und wieder sah er mit „ängstlichem Gefühle" die vier Türme vor sich auftauchen, als ihn, wie vor drei Jahren, der Anblick des Theaterzettels am Schlosse in eine neue Welt versetzte.[1]) Man gab an diesem Tage (23. April) den Clavigo; außer diesem Stücke erwähnt Moritz noch die Aufführung von Klingers Zwillingen (29. Mai). Einen wie tiefen Eindruck die trefflichen Leistungen der Schröderschen Truppe sowohl diesmal als drei Jahre vorher auf den phantastischen Jüngling machten, geht auch daraus hervor, daß er noch zehn Jahre nachher, als er seine Jugenderinnerungen niederschrieb, die Rollenbesetzung der angeführten Stücke im Gedächtnis hatte. Nur in einem Falle, bei der am 20. und 23. April gegebenen „Jagd" hat ihn seine Erinnerung getäuscht: Nicht Frau Reinecke, sondern Frau Ernst spielte in diesem Stücke die Mutter. Daß Moritz die italienischen Singspiele und komischen Ballette nicht erwähnt, die der praktische Schröder in widerwilliger Nachgiebigkeit gegen den Ungeschmack des Publikums auch den ernsten Dramen folgen ließ, kann uns nicht wunder nehmen. Der hochfliegenden Begeisterung des Jünglings mußte die Verbindung dieser Possen mit den Dramen, in denen er den Inhalt seines eigenen Lebens suchte und fand, als der Gipfel der Kunstentweihung erscheinen, und er wird nur geringen Anteil daran genommen haben.

Angeregt durch die wiederholten längeren Gastspiele der bedeutendsten Schauspielertruppen Deutschlands, nahm auch die Hanno-

[1]) Anton Reiser 301, 2.

versche Schulkomödie in dieser Zeit einen ungeahnten Aufschwung. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte man sich auf sogenannte Actus oratorii et declamatorii beschränkt,[1] aber bald nach dem siebenjährigen Kriege wurde aus den Deklamationsübungen der Primaner eine mit großem Ernst und erheblichem Aufwand von Zeit und Mühe betriebene Kunstübung, der nicht nur die Schule, sondern auch die Honoratioren der Stadt, selbst der Hof und die Spitzen der Behörden ein lebhaftes Interesse entgegen brachten. Leider fließen, abgesehen vom „Anton Reiser", die Quellen über die Schulkomödie dieser Zeit nur spärlich. Kein Schulbericht erwähnt sie, da, wie Moritz erzählt, die Auswahl wie die Inscenierung der Stücke und die Verteilung der Rollen völlig den Schülern überlassen war.

Die früheste Nachricht „von dem Drama als einer gewöhnlichen Redeübung auf Schulen" finden wir in einer Abhandlung des „Hannoverschen Magazins",[2] in welcher ein Ungenannter die Abschaffung der Schulkomödie befürwortet, weil sie Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Hang zur Freigeisterei befördere und von nützlicher Arbeit abführe. Gegen diesen Antrag erhob sich noch in demselben Jahre[3] die gewichtige Stimme, wahrscheinlich eines Schulmannes, der das Drama in Schutz nahm „als das Sprachrohr, wodurch der wahre Fleiß der Lehrer und Lernenden ins Publikum schallet". „Ohne solche öffentliche Übungen hält der gelehrte und ungelehrte Pöbel die Schulen für Zuchthäuser. Sobald aber von Zeit zu Zeit die Geheimnisse der Schulwissenschaften auf eine blühende, lebhafte und rührende Art in Reden, Gedichten, Gesprächen und ganzen Handlungen öffentlich vorgetragen werden, so bekommt die Schule und mit derselben ihre Vorsteher ein annehmlicheres Aussehen, und der gemeine Haufe dringet sich zu dem in vorigen Zeiten wüsten und öden Hörsaal, wie die Schäfer zum Apollo, da ihn der Neid der Götter auf eine Insel warf, und er durch seine tönende Leyer sich neue Bewunderer erwarb."

Seit der Zeit entwickelte sich die Schulkomödie unangefochten und erreichte im Jahre 1776, vor allem durch Ifflands Mitwirkung, ihren Höhepunkt und damit freilich auch zugleich ihr Ende. Wie rasch das Selbstbewußtsein der jungen Künstler und die Teilnahme weiterer Kreise stieg, beweisen die drei erhaltenen Theaterzettel, deren erster sich auf eine Vorstellung vom 14. August 1769 bezieht.[4]

[1] Jugler, Aus Hannovers Vorzeit S. 266 f.
[2] 1763, 61. Stück.
[3] Hannoversches Magazin 1763, 78. Stück.
[4] Müller, a. a. O. S. 4. Die Vergleichung der Schülerverzeichnisse mit den bei Müller genannten Darstellern der beiden Stücke ergiebt die obige Datierung. Der Monf. Schlegel ist nicht Aug. Wilhelm, sondern Georg Adolf Bonaventura

Damals begnügten sich die Primaner mit zwei Stücken, dem „Freigeist“ von Brawe und der „Widersprecherin“ nach dem Französischen von Freny, während man es drei Jahre später, im September 1772[1] schon wagte, an zwei Abenden vier Stücke aufzuführen, Brawes „Brutus“ und „Freigeist“, Lessings „Schatz“ und Schiebelers „Schule der Jünglinge“; und im September des folgenden Jahres führte man gar an drei Abenden sieben Stücke auf, Lessings „Freigeist“, Hippels „Mann nach der Uhr“, Weißes „Richard III.“, Schiebelers „Schule der Jünglinge“, Gressets „Sidney“, Geßners „Erast“ und Engels „Dankbaren Sohn“.

Die zweite dieser Aufführungen fiel in das erste Primanerjahr von Moritz. Die allgemeine Mißachtung, mit der ihm seine Mitschüler begegneten, machte es ihm unmöglich, eine Rolle zu erhalten, und er bildete, um sich dafür zu entschädigen, mit einigen Mitschülern,[2] die sein Schicksal teilten, eine Partei der Unzufriedenen, die eine Privataufführung veranstalteten. Wie die Primaner ihm diesen in ihren Augen unverzeihlichen Eingriff in ihre Rechte nachtrugen, erzählt er ausführlich.

Die dramatischen Übungen der Primaner im Jahre 1773 und 1774 erwähnt Moritz nicht einmal; in dieser Zeit hatte sich seine Stellung in der Schule und sein Verhältnis zu seinen Mitschülern so verschlechtert, daß er nicht daran denken konnte eine Rolle zu bekommen. Und noch im Sommer 1775 trieb ihn der Spott seiner Mitschüler über den „sterbenden Sokrates“ aus der Schulkomödie fort.[3] Erst im folgenden Sommer, als er durch seine Rede am Geburtstage der Königin am 18. Januar 1776 sich eine geachtete Stellung unter seinen Mitschülern erworben hatte, gelang es ihm, und auch jetzt erst nach harten Kämpfen und durch Verwendung seines Freundes Iffland, der Michaeli 1775 wieder auf die Schule zurückgekehrt war, einige, ihm freilich wenig zusagende Rollen zu bekommen.[4] Dieser letztere hat in seiner „Theatralischen Laufbahn“ seinem Freunde Moritz das Zeugnis ausgestellt, daß er über die

---

Schlegel: Moni. Iffland, der eine Rede in Versen hält, ist einer der drei älteren Brüder des Schauspielers, die damals die Prima besuchten. Müllers und Holteins (Iffland, Über meine theatralische Laufbahn, IX) Vermutung ist demnach hinfällig.

[1] In der Heiligerschen Sammlung des Königl. Staatsarchivs zu Hannover findet sich der „Prolog bei Gelegenheit der von den Hannoverschen Gymnasiasten angestellten theatralischen Feierlichkeit, verfertigt von C. Ruhls, gesprochen von G. E. Tatter. Hannover, im September 1772.“

[2] Der Mitschüler B., der im „sterbenden Sokrates“ mitwirkte, war Heinr. Phil. Berklas aus Hannover. Anton Reiser 238, 22.

[3] Anton Reiser 172, 35.

[4] Die bei dieser Gelegenheit von Moritz verfaßte, von seinem Freunde Iffland gesprochene Rede ist nicht aufzufinden gewesen.

Schultomödie des Jahres 1776 mit Genauigkeit und der strengsten Wahrheit berichtet hat.[1])

Nach dieser Abschweifung, die durch den Verfolg des Theaters und der Schulkomödie veranlaßt ist, kehren wir wieder zum Sommer 1773, zu Moritzens drittem Schuljahre, zurück. Damals starb der alte, taube Mann, den Moritz ungefähr fünf Jahre früher kennen gelernt hatte, und den er wie einen Heiligen verehrte. Nach dem Romane wäre sein Tod in den Winter 1771 72 gefallen;[2]) das Beerdigungsregister der Marktkirche aber verzeichnet unter dem 28. Juli 1773: Candid. Theol. Joh. Heinr. Tischer, selbiger hat ein seltenes Alter erreicht, 107 Jahr, 6 Monate. Bekanntlich nennt Moritz den alten Mann Tischer, und wahrscheinlich mit Recht, da es leicht erklärlich ist, daß der Name im Volksmunde die plattdeutsche Form angenommen hat. Die Angabe des Nekrologs,[3]) der Name sei Fischer gewesen, wirft ein eigentümliches Licht auf die Zuverlässigkeit des angeblich so gut unterrichteten hannoverschen Korrespondenten desselben.

Das Vierteljahr von Johanni bis Michaeli 1773 bezeichnet Moritz als „das schrecklichste und fürchterlichste in seinem ganzen Leben".[4]) Nachdem ihm der Rektor wegen seiner inkorrigiblen Unordnung und seines immerwährenden späten Nachhausekommens aus dem Theater die Wohnung gekündigt hatte, zog er zu einem Bürstenbinder, und bald gesellten sich zwei Mitschüler, T. und G., die sich in ähnlichen Umständen befanden, zu ihm. Am 15. Juli hatten die Schauspieler Hannover verlassen,[5]) und drei Wochen später, am 3. August 1773, fand an der Gerichtsstätte bei Bahrenwald, ungefähr eine halbe Stunde vor dem Steinthore, jene Hinrichtung statt, zu der Moritz mit der Menge von Menschen hinausgegangen war. Die Angabe des Romanes, daß damals vier Verbrecher geköpft und aufs Rad geflochten worden seien,[6]) beruht auf einem Irrtum. In dem Vierteljahre von Johanni bis Michaeli 1773 fand nur einmal, an dem oben bezeichneten Tage, eine Hinrichtung mehrerer Missethäter statt. Damals wurden fünf Einbrecher und Straßenräuber zum Tode befördert, vier davon wurden gehängt, der fünfte geköpft und sein Leichnam aufs Rad geflochten.

Völlig zerfallen mit sich selbst, sogar von dem langmütigen Marquard zeitweilig aufgegeben, fand Moritz damals nur in den

[1]) Iffland, a. a. O. 26, 22.
[2]) Anton Reiser 155, 21; 156, 24.
[3]) Schlichtegrolls Nekrolog 1793, 2, 172.
[4]) Anton Reiser 193, 32.
[5]) Müller, a. a. O. S. 65.
[6]) Anton Reiser 230, 4, 19.

Gesprächen mit dem philosophischen Schuster Nikolaus Schantz einen Trost, der ihn wenigstens einige Stunden sein Elend vergessen ließ.[1] Auf welche Bahnen ihn in diesem Vierteljahre die Verzweiflung an seinem Geschick und die Gesellschaft seiner Stubengenossen trieb, zeigt am besten die Kirschenexpedition, welche die drei damals unter Anführung des G . . . unternahmen.[2] Die Örtlichkeit ihres Wagestückes ist noch jetzt nach den Angaben des Romanes leicht aufzufinden. Im Süden Hannovers grenzt unmittelbar an die Altstadt die Masch, eine im Überschwemmungsgebiete der Leine gelegene, ausgedehnte Wiesenfläche, die damals von verschiedenen bachähnlichen, schmalen Armen des Flusses durchzogen war. Um Hannover vor den Überschwemmungen der Leine zu sichern, ist schon im Mittelalter etwa eine halbe Stunde oberhalb der Stadt eine Verbindung der Leine mit der Ihme, einem unterhalb Hannovers in jene mündenden Nebenfluß, hergestellt. Über ein etwa 10 Meter hohes Wehr, welches in den Jahren von 1737 bis 1747 neu gebaut war,[3] fällt hier ein Teil des Wassers der Leine in das Bett der Ihme und wird so außerhalb der Stadt herumgeleitet. Das ist der sogenannte Schnelle Graben, an dem Moritz, nach dem Beispiele des Demosthenes, sich „recht ausschrie", um seine Stimme zu stärken.[4] Von dem Ufer des Wasserfalles aus schweift noch jetzt der Blick über die Masch, auf der damals die städtischen Herden weideten,[5] bis zu den Bergen des Deisters. In einem kleinen Gehölz in der Nähe las Moritz im Sommer 1775 den Werther,[6] während das Rauschen des Wassers zu ihm herübertönte: von hier aus erblickte er auch jene einzelnen Bäume und Baumgruppen, die ihm zu allerhand ästhetischen Betrachtungen Anlaß gaben, und in deren Schatten er am rieselnden Bache seinen Horaz las.[7] Wenige 100 Meter oberhalb der Stadt teilt sich die Leine und bildet eine Insel, auf der damals Tohmes Garten lag. Dort befand sich jenes künstlich angelegte Wäldchen mit vielen Krümmungen und sich durchschlängelnden Pfaden,[8] und diesem Garten gegenüber lag auf dem linken Ufer der Leine der herrschaftliche Holzhof, eine ausgedehnte Holzniederlage, welche die Regierung eingerichtet hatte, um die „kurfürstliche Dienerschaft", das heißt die Beamten und das Militär, mit billigem Holz

[1] Anton Reiser 197, 3.
[2] Anton Reiser 200, 21.
[3] O. Ulrich, Die Anlage der Ägidienneustadt zu Hannover. Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1893, 173.
[4] Anton Reiser 141, 14.
[5] Anton Reiser 255, 13.
[6] Anton Reiser 247, 34; 259, 13.
[7] Anton Reiser 248, 25; 255, 2
[8] Anton Reiser 310, 34.

zu versorgen.[1] Zur Verbindung des Holzhofes mit der Stadt hatte man im Jahre 1769 in der Nähe des jetzigen Staatsarchivs das Neue oder Holzthor angelegt. Unmittelbar hinter dem Holzhofe befand sich im Bette der Leine ein Gitterwerk aus Stangenholz, vor dem das vom Harze und Sollinge heruntergeflößte Brennholz aufgefangen wurde. Und es ist wohl erklärlich, wie es Moritz mit seinen beiden Genossen gelingen konnte, auf dem aufgehäuften Floßholze mit Hilfe jenes Gitters den Fluß zu überschreiten, um in die unmittelbar bei dem Holzhofe befindliche, sehr umfangreiche Obstpflanzung zu gelangen.

Zwölf Wochen hatte Moritz in jener schrecklichen Lage zugebracht, als Pastor Marquard gegen Ende September 1773 sich seiner noch einmal annahm; er zog von dem Bürstenbinder weg zu einem Schneider, der in demselben Hause wohnte wie der Hautboist Filter,[2] und fieng wieder an, die Schule regelmäßig zu besuchen. Aber all die Hoffnungen und Vorsätze, die er an diese Veränderung geknüpft hatte, wurden bald wieder zunichte. Im Oktober desselben Jahres kam ein „Kunst- und Luftspringer“[3] nach Hannover, der mit gnädigster Erlaubnis seine „ganz besonders neuen Luftsprünge“ auf dem Ballhofe vorführte. Am 10. Oktober machte er bekannt, er werde einen erstaunlichen Salto mortale über eine 8 Fuß lange und 10 Fuß hohe Maschine zeigen, auf der 40 bloße Degen, mit den Spitzen kreuzweis nach oben gerichtet, stehen würden. „Die lustige Person“, so heißt es zum Schluß der Ankündigung, „wird sich befleißigen, die respektiven Zuschauer in guter Harmonie zu erhalten. Den Beschluß macht eine sehr lustige Pantomime, betitelt: Der durch den Harlekin gevierteilte Teufel. Wir versichern, daß jeder Zuschauer den Platz content verlassen wird, indem sich die lustige Person besonders hervorthun wird. Der Schauplatz ist auf dem Ballhofe, der Anfang ist mit dem Schlage halb 7 Uhr.“ Das Eintrittsgeld betrug für den letzten Platz nur 1 Ggr. Auch Moritz hatte die halsbrechenden Künste dieses Luftspringers an einem Abend bewundert. Bald wußte es der Direktor Ballhorn, daß er aufs neue in der Komödie gewesen war, er machte ihm die bittersten Vorwürfe über sein Verhalten, und „dieser einzige Abend brachte ihn wieder weiter in der Meinung der Menschen zurück, als ihn sein ganzer bisheriger Fleiß und regelmäßiges Betragen darin hatte vorwärts bringen können“.

[1] Spilcker, Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Königl. Residenzstadt Hannover, S. 186.

[2] Anton Reiser 213, 14.

[3] Die gedruckte Ankündigung befindet sich in der Heiligerschen Sammlung des Königl. Staatsarchivs zu Hannover. — Anton Reiser 218, 21.

Unter diesen Umständen konnte er nicht daran denken, bei der Prüfung Ostern 1774 irgendwie berücksichtigt zu werden. Zwar steht sein Name mit denen der anderen 64 Primaner unter den von Georg Adolf Bonaventura Schlegel zu Ballhorns Abschiede verfaßten, am 22. April 1774 überreichten „Klagen bei dem höchst schmerzlichen Abschiede ihres verehrungswürdigsten Lehrers“,[1] der damals als Superintendent nach Neustadt am Rübenberge berufen war, aber die Worte:

Dieß Herz, das stets für Dich von Dank und Liebe brennte,
Dieß Herz, das ewig Dir gehört,
Bleibt Deines Nahmens Ruhm, ist mehr als Monumente,
Die Zeit und Zufall leicht zerstört,

waren ebenso wenig aus Moritzens Herzen gesprochen, wie die Verse, mit denen die Primaner 14 Tage später, am 9. Mai, den neuen Direktor, Joh. Daniel Schumann, bisher Direktor in Clausthal, begrüßten:

Nimm jedes Herz, daß es Dir angehöre,
Das Herz, das Deiner Liebe würdig ist.
Wer sollte Dich nicht lieben? — Doch vergieb der Zähre,
Die noch um unsern Ballhorn fließt.

Wie wenn nach Sturm und wütenden Gewittern,
Nach schauervoller, fürchterlicher Nacht,
Die Donner fliehn — die bangen Fluren nicht mehr zittern;
Wohlthätig Luna wieder lacht:

So bist Du, Theurer, jetzt nach schwerem Kummer,
Wohlthätig uns; nun flieht der bange Schmerz:
Und sanfte Freude senkt, gleich einem süßen Schlummer,
Erquickend sich ins müde Herz.

Gott gab Dich, bester Lehrer, uns zu Gute —
Nicht immer lächelt Dir der Freuden Schaar:
Doch nimm Dein Amt, sei stark, führ es mit frohem Muthe:
Lieb' uns — Sei uns, was Ballhorn war.

An der Schule und am Unterrichte nahm Moritz damals nur geringen Anteil, und bei der Prüfung zu Ostern des folgenden Jahres, 1775, saß er wieder wie verloren unter seinen Mitschülern, auf ihn wurde keine Rücksicht genommen, keine einzige Frage an ihn gethan.[2] Seine philosophischen Studien und Grübeleien — er las in diesem Jahre Gottscheds Philosophie und Wolfs Metaphysik — und im Winter 1774/75 die Shakespearenächte mit seinem Freunde Reißer nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch.

[1] Königl. Bibliothek zu Hannover.
[2] Anton Reiser 241, 14.

Der Frühling und Sommer 1775 verlief für ihn „recht poetisch".[1] Werthers Leiden und der Göttinger Musenalmanach des Jahres 1774, die damals seine Lieblingslektüre waren, regten seinen eigenen künstlerischen Schaffenstrieb an, und, bezeichnend genug für seinen Mangel an dichterischer Begabung, der noch nicht 19jährige wählte die abstrakten Begriffe der Religion und Philosophie zum Gegenstand seiner Dichtungen. Auch in Gelegenheitsdichtungen versuchte er sich von Zeit zu Zeit. Ein im „Anton Reiser" erwähntes Beispiel ist besonders charakteristisch. Der Sohn des Pastor Marquard, Friedrich Wilhelm M., war Ostern 1774 zur Universität abgegangen; noch vor Ablauf seines ersten Studienjahres war er schwindsüchtig nach Hannover zurückgekehrt, und im Frühjahr 1775 hatten die Ärzte ihn aufgegeben. Kaum hatte Moritz davon gehört, so war sein erster Gedanke, ein Gedicht auf diesen Vorfall zu machen, „das ihm Ruhm und Beifall und auch vielleicht die Gunst des Pastor M . . . wieder zuwege brächte". Und als nun am 29. Juli 1775[2] der Tod des jungen Marquard wirklich eintrat, hatte Moritz sein Trauergedicht schon acht Tage vorher begonnen.[3] Seine Absicht erreichte er freilich doch nicht damit. Sein Freund Reißer, der, ohne selbst dichterische Begabung zu besitzen, das poetische Gewissen Moritzens durch stetige, oft beißende Kritik schärfte, fand fast an jeder Zeile etwas zu tadeln, und Pastor Marquard, dem er das Gedicht überreichen ließ, kannte seine überschwängliche Ausdrucksweise zu gut, als daß er die Selbsttäuschung und Heuchelei nicht durchschaut hätte.

Im Herbst des Jahres 1775 gelang es Moritz endlich, wonach er lange vergebens gestrebt hatte, sich die Gunst des Direktors und die Achtung seiner Mitschüler zu erwerben. Der Direktor Schumann, „welcher Kenntnisse und viel Geschmack besaß und von Pedanterie ziemlich frei war",[4] legte nämlich einen besonderen Wert auf den Unterricht in der Beredsamkeit, deren Theorie er einmal wöchentlich, Donnerstag von 2 bis 3 Uhr, nach Geßners primae lineae. Millers Anleitung zur Wohlredenheit und dem vierten Teil des Batteux vortrug.[5] Die Beispiele entnahm er meist den in der Schule gelesenen lateinischen Schriftstellern, die er nicht nur als Muster der Sprache, sondern auch als Vorbilder der „schriftstellerischen Schönheit" zu würdigen suchte. Nach diesen Vorbereitungen gab er den Schülern „Materien zur eigenen Ausarbeitung".[6] Um die „Aktion", die für

[1] Anton Reiser 254, 26.
[2] Kirchenbuch der Garnisongemeinde zu Hannover.
[3] Anton Reiser 250, 12.
[4] Anton Reiser 224, 24; 266, 18.
[5] Schumann, Bemühungen der Lehrer in der großen Schule, S. 15.
[6] Anton Reiser 287, 14.

den Erfolg des Vortrages von so großer Bedeutung ist, zu bilden, bot er den Schülern in jener Donnerstagstunde Gelegenheit, „sich zum freymüthigen gefälligen Anstande im Reden" zu bilden. Wöchentlich betraten zwei von ihnen das Rednerpult, um eigene oder fremde Ausarbeitungen zu deklamieren. „Hierdurch werden sie des Vorzugs fähig, bey den feierlichsten Veranlassungen ihre redneriſchen Gaben vor einer glänzenden Versammlung öffentlich zu zeigen, wo sie bisher mit ermunterndem Beyfall beehrt worden."

Moritz hatte im Sommer 1775 die öffentlichen Schulstunden wieder ziemlich regelmäßig besucht, besonders die Deklamationsübungen hatten sein Interesse erregt, und im Herbst des Jahres 1775 erwarb er sich den Beifall des Direktors durch den Vortrag von zwei selbstverfaßten Gedichten religiös-philosophischen Inhalts, „Melancholie" und „Der Gottesleugner".[1] Der Stoff und Grundgedanke beider mußte Schumann besonders zusagen, bewegten sie sich doch in einem Gedankenkreise, der ihn seit mehr als 20 Jahren lebhaft beschäftigte.[2] Schon im Jahre 1752 hatte er als erster Lehrer des Gymnasiums zu Clausthal seine Animadversiones in recentem de principio rationis sufficientis controversiam veröffentlicht; in einer Reihe späterer Schulschriften hatte er den Kampf für „die Gewißheit des Glaubens und die Grundwahrheiten der natürlichen Religion" fortgesetzt, und im Sommer 1777 eröffnete er die Fehde gegen Lessing und die Wolfenbüttler Fragmente,[3] die ihm freilich wenig Ruhm einbringen sollte. Nachdem er einmal auf Moritz aufmerksam geworden war, förderte er ihn auf alle Weise, und als der Winter herankam, erteilte er ihm den ehrenvollen Auftrag, am Geburtstage der Königin (18. Januar 1776) im feierlichen Aktus die deutsche Rede zu halten. Bei den Einladungen, die die jugendlichen Redner dem Prinzen, den Ministern und den Honoratioren der Stadt zu überbringen pflegten, lernte Moritz auch den von ihm hochverehrten Hölty kennen,[4] der sich seit dem Anfang des Winters in Hannover aufhielt, und dessen Bruder damals Primaner des Lyceums war. Der Dichter empfieng den Unbekannten nach seiner Weise verlegen und zurückhaltend, Moritz nahm das für Verachtung, so konnte diese Berührung nicht zu einem Verkehre führen.[5]

Die Geburtstage des Königs und der Königin waren damals die Glanzpunkte des Schullebens. Vor einer zahlreichen Versammlung,

[1] Anton Reiser 269, 21.
[2] Grotefend, a. a. O. S. 37.
[3] E. Schmidt, Lessing 2, 405 f.
[4] Anton Reiser 282, 20.
[5] Leisewitz war damals nicht in Hannover. Kutschera v. Aichbergen, J. A. Leisewitz, S. 21.

welche die Spitzen der Hannoverschen Gesellschaft vereinigte, wurde zuerst ein vom Direktor Schumann verfaßtes, vom Kantor Winter komponiertes Sinngedicht vom Schulchore unter Begleitung einiger Hofmusici vorgetragen, darauf folgten die Festreden, und den Schluß machte ein Vortrag des Chors.[1]) Außer Moritz traten am 18. Januar 1776 noch zwei Primaner als Redner auf, Carl Aug. Mor. Schlegel, der in lateinischer Rede die Verdienste der Königinnen Englands um die bonae literae feierte, und Joh. Friedr. Wiese, der einen in deutschen Versen verfaßten Preis der felicitas patriae vortrug. Der Löwenanteil aber, die eigentliche Festrede, fiel Moritz zu. Die auf ihn bezüglichen Worte der Ankündigung lauten: Carolus Philippus Mauritius Hamelensis carmine heroico teutonico regiae majestati dicato omninoque suo et pietatem et poeticam facultatem benigna ingenii vena profluentem audituris probabit.[2]) Am Nachmittage wurden die drei Festredner, die nun als die Hoffnung des Staates betrachtet wurden, von dem Bürgermeister Consistorialrat E. A. Heiliger, der zugleich Scholarch war, zum Kaffee gebeten.

Der 18. Januar 1776 bezeichnet den Höhepunkt von Moritzens Schulleben. Bei Lehrern und Schülern genoß er ein Ansehen, wie er es sich nie hatte träumen lassen, und seine Eitelkeit fand in der glänzenden Rolle, die er an diesem Tage spielte, die lange vergebens gesuchte Befriedigung. Aber sein unsteter Sinn und seine Scheu vor dem mühevollen akademischen Studium und der regelmäßigen Beamtenlaufbahn trieben ihn noch im Laufe desselben Sommers fort von der Stätte, wo er soeben einen nicht mehr erhofften Triumph gefeiert hatte.

In dem letzten Winter, den er in Hannover verbrachte, machte ihn sein Mitschüler Georg Heinrich Winter, der Sohn des Kantors, mit dem philosophischen Essigbrauer K . . . bekannt, der auf der Osterstraße wohnte.[3]) Die Inquilinenregister der Altstadt nennen im Jahre 1775/76 zwei Brauknechte K . . . , Johann Christian Kunze und Johann Heinrich Knoke. Dieser „erheiratete" zu Neujahr 1776 ein Haus, ein Umstand, den Moritz sicher erfahren und bei der späteren Erwähnung[4]) des Essigbrauers nicht übergangen hätte, wenn er seinen Freund betroffen hätte. Der Name des philosophierenden Brauers, einer der anziehendsten Gestalten des „Anton Reiser",

[1]) Das Sinngedicht zur Geburtstagsfeier der Königin im Jahre 1775 befindet sich in den Heiligerschen Sammlungen der Königl. Bibliothek zu Hannover.

[2]) Die lateinische Einladung zur Feier befindet sich in der angeführten Sammlung der Königl. Bibliothek zu Hannover.

[3]) Anton Reiser 274, 9.

[4]) Anton Reiser 286, 26.

ist also wahrscheinlich Joh. Christ. Kunze: die Nummer des Hauses auf der Osterstraße, wo er gewohnt hat, ist nicht aufzufinden, doch stehen noch jetzt auf dieser Straße einige alte Brauhäuser, die der Beschreibung des Romans entsprechen.

Im Frühjahr 1776 fieng es wieder an, Moritz zu eng in Hannover zu werden, und in den Osterferien machte er seine erste „sonderbare romanhafte Reise", die ihn freilich nicht bis zu seinem Ziele, dem Ocean, führte. In Bremerlehe lagen damals, wie er wahrscheinlich in Bremen erfuhr, die hessischen Truppen, die nach Amerika bestimmt waren.[1]) Es war eine Abteilung von den 12000 Mann hessischer Landeskinder, die der Landgraf Friedrich II. von Hessen-Cassel infolge eines im Januar 1776 mit Georg III. abgeschlossenen Subsidienvertrages zur Bekämpfung der amerikanischen Kolonien zu stellen hatte.

Die Erinnerung an diese erste selbständig unternommene weitere Reise und die Anwesenheit der Schröderschen Schauspielertruppe in Hannover, deren Vorstellungen Moritz regelmäßig beiwohnte, erfüllten seinen Kopf von neuem mit romantischen, theatralischen Ideen und machten ihm seine eigentlichen Geschäfte des beständigen Lernens und Lehrens von Tage zu Tage mehr zuwider.[2]) Der Verkehr mit Iffland, der im Herbste zuvor wieder auf die Schule zurückgekehrt war, und mit einigen andern gleichgesinnten Mitschülern bestärkte in ihm den Wunsch, sich dem Theater zu widmen und sich dort ohne mühevolle Arbeit den Beifall aus der ersten Hand zu erwerben. Dieser Wunsch wurde zum Entschluß durch verschiedene Demütigungen seines überspannten Ehrgefühls und besonders durch die bittere Enttäuschung, die er bei der Schulkomödie des Sommers 1776 erfuhr. Ehe er sich aber auf den Weg machte, unternahm er mit Iffland jene nächtliche Wanderung nach dem Deister, die auch dieser in seiner Biographie erwähnt.[3])

Auffallend sind die Widersprüche in den Angaben über die Zeit seiner Flucht von Hannover. In der Mitte des Winters, als die Tage schon lang waren,[4]) will er seine Wanderung angetreten haben. Damit will es schlecht stimmen, wenn er erzählt, daß ihn am zweiten Tage seiner Flucht brennende Sonnenhitze quält,[5]) daß die Bewohner des Städtchens Seesen, als er vorübergeht, gerade ihr Schützenfest feiern, und daß er sich bald darauf eine Hand voll Körner aus den Ähren streift, um seinen Hunger zu stillen. Daß jene erste Angabe

[1]) Anton Reiser 293, 9.
[2]) Anton Reiser 301, 31.
[3]) Iffland, a. a. O. S. 29.
[4]) Anton Reiser 334, 1.
[5]) Anton Reiser 345, 22; 348, 30; 349, 36.

einen Irrtum enthält, beweist die Matrikel der Universität Erfurt, in welche er am 6. August 1776 vom Rektor Guntherus Basting als theologiae studiosus eingetragen wurde.[1]) Die Irrfahrt Moritzens von Hannover bis zu seiner zweiten Ankunft in Erfurt dauerte nach seiner im einzelnen nicht völlig klaren aber im großen und ganzen durchaus glaubwürdigen Darstellung 37 Tage. An einem Sonntage verließ er Hannover,[2]) 14 Tage darauf kam er in Gotha an,[3]) wo er sich fast drei Wochen aufhielt. Wiederum an einem Sonntage,[4]) dem fünften nach seinem Abschiede von Hannover, kam er zum zweiten Mal nach Gotha, und zwei Tage darauf, Dienstag den 6. August 1776, wurde er in Erfurt immatrikuliert. Moritz hat also am 30. Juni 1776 Hannover verlassen; 14 Tage vorher, am 14. Juni, war Schröder mit seiner Truppe von dort fortgezogen, in die Zwischenzeit fällt demnach die Aufführung der Schulkomödie und jene nächtliche Wanderung nach dem Deister.

Wir stehen am Ziele. Die Vergleichung der Angaben des Romanes mit den anderweitigen Nachrichten hat bewiesen, daß Moritz, abgesehen von einem Falle, wo er vielleicht aus künstlerischer Absicht die Ereignisse zusammenschob, und abgesehen von wenigen, leicht erklärlichen Irrtümern, sich bei der Schilderung seiner Erlebnisse bis zu seiner Flucht von Hannover streng an die Wahrheit gehalten hat. Nicht in einem einzigen Falle ist eine absichtliche Entstellung der Thatsachen nachzuweisen; geradezu überraschend muß dagegen seine Zuverlässigkeit selbst bei nebensächlichen Dingen erscheinen. Daß es ihm auch bei der Darstellung der ihm nahestehenden Personen gelungen ist, Licht und Schatten gerecht zu verteilen, ist wenigstens an einem Beispiele, der Charakteristik Ballhorns, nachgewiesen. Darnach scheint es, als wenn der Vorwurf des Nekrologs,[5]) Moritz habe die Schilderung seines Aufenthalts in Hannover in einer übellaunigen Stimmung entworfen und sei gegen seine Wohlthäter ungerecht geworden, sehr einzuschränken ist. Wenigstens sind die beiden Beispiele, Marquard und Sextro, schlecht gewählt, da Moritz die guten Eigenschaften dieser beiden Männer warm anerkennt und namentlich die unerschöpfliche Langmut des ersteren wiederholt rühmend hervorhebt.

---

[1]) Freundliche Mitteilung des Herrn Dr. Pick in Erfurt.
[2]) Anton Reiser 334, 1; 335, 24.
[3]) Anton Reiser 364, 27; 373, 9.
[4]) Anton Reiser 385, 10; 386, 30.
[5]) a. a. O. S. 260.

Ein Jugendgedicht von J. A. Leisewitz.

Mitgeteilt von Oskar Ulrich in Hannover.

Über die Jugend und den Bildungsgang von J. A. Leisewitz sind wir sehr dürftig unterrichtet. Eine gelegentliche Bemerkung seines Tagebuches belehrt uns, daß Ballhorn, der Direktor des Hannoverschen Lyceums, „viel auf Lessing hielt", und daß Leisewitz schon auf der Schule „die größte Hochachtung für ihn hatte".[1] Das ist aber auch das Einzige, was wir bislang über des Dichters Schülerzeit wissen. Erst seit dem Beginn seiner Studienjahre, und besonders, seit er mit den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes in nähere Berührung tritt, erfahren wir einiges über seine wissenschaftlichen und dichterischen Bestrebungen.[2])

Eine Ergänzung der dürftigen Nachrichten über des Dichters Jugend bieten zwei in den Sammlungen der Königlichen Bibliothek zu Hannover zur Geschichte des Hannoverschen Schulwesens aufbewahrte Schulschriften aus den Jahren 1768 und 1770. Zuerst findet sich daselbst folgendes vom Juli 1768 datierte Gedicht:

Denkmaal treuer Liebe
bei
dem Grabe
eines tugendhaften Jünglings
H. Gottl. Peter Drosten
aus Eimbeck,
der schönen Wissenschaften rühmlichst Befliſſenen,
aufgerichtet
von
nachstehenden Freunden desselben
aus der obersten Ordnung des Gymnasii in Hannover.
Hannover, im Monat Julius 1768.

Ach, es ist nur umsonst, der Zärtlichkeit zu wehren!
Welch ein beredter Trost giebt tauben Schmerzen Lehren?
Dem Schmerz, der sich nur hört, der unserm Geist gebeut,
Der, seiner bald gewohnt, dann selbst die Freude scheut.
Im Kampf mit der Natur muß jeder unterliegen:
Hier sinkt der Weise selbst; der Held hört auf, zu siegen

[1]) Rutschera von Aichbergen, J. A. Leisewitz, S. 22, Anmerkung 2
[2]) Rutschera, a. a. O. S. 10 f.

Auch ſelbſt die Phantaſie weis neuen Schmerz zu wecken
Und den, ſonſt ſtarken, Troſt von uns hinweg zu ſchrecken;
Zeigt uns in Träumen noch das früh entriſſne Glück;
Mahlt jeden ſanften Zug; mahlt uns des Freundes Blick.
Oft irret noch ſein Ton in den betrognen Ohren;
Noch hören wir, was uns ſein treuer Mund geſchworen.

Wir ſuchen Ihn im Thal, an ſchattenreichen Höhen,
Wo oft der Abendſtern auf unſre Luſt geſehen;
Wo nichts die lange Reih der Freuden unterbrach;
Wo alles Freundſchaft war und alles Unſchuld ſprach.
Wir ſuchen ſeinen Arm — wir fühlen ſchon Entzücken:
Doch, Schatten ſinds, die wir an unſern Buſen drücken.

Ach, laſſt nur auf ſein Grab Ihm heil'ge Thränen rollen,
Die ſelber Tugend ſind, weil ſie der Tugend zollen!
Geiſt, der im Bunde längſt mit wahrer Weißheit ſtand,
Zur Wiſſenſchaft gemacht und für der Freundſchaft Band;
Hold, wie ein Frühlingstag, nur Anmuth zu verſprechen! —
Ja, hier nicht weinen, iſt der Menſchheit ein Verbrechen.

Doch Seufzer ſind umſonſt — Er hört nicht unſre Klagen —
Darf auch die Klage ſich bis in den Himmel wagen?
Ein leeres Bild von Dir, ein Wunſch, ein ſehnend Ach
Vertritt der Hofnung Statt, bleibt uns zum Denkmaal nach.
Schon prangt Dein freier Geiſt in ienen höhern Kraiſen,
Und Engel können ſich nur Deine Freunde preiſen.

Der Frühling, der Dein Grab mit Blumen überſtreuet,
Erſcheint uns nun nicht mehr mit ienem Reiz erneuet.
Doch ſoll, wenn dann der Mond in ſeiner ſtillen Pracht
Auf Deine Urne ſtrahlt — wenn Zärtlichkeit nur wacht,
Noch oft ein frommes Lied bei Deinem Grabe klagen,
Dann ſoll das volle Herz, was Du ihm warſt, ſich ſagen.

Ja, Freunde, das heiſſt Pflicht, den edlen Schmerz zu nähren!
Ein Quell der Ehre flieſſt für uns in unſre [!] Zähren.
Laſſt uns Ihm unſer Herz und unſre Thränen weihn.
Die Tugend präg' uns ſelbſt ſein Bild, ſein Beiſpiel, ein;
Lehr' uns an Ihm den Werth der frühen Weißheit ſchätzen,
Um, ihren Lehren treu, uns ewig zu ergötzen!

Unter den 63 Primanern, deren Namen auf der letzten Seite des Bogens verzeichnet ſind, finden ſich außer „Joh. Anton Leiſewitz aus Celle" drei Brüder Iffland, die ältern Brüder des Schauſpielers und Dichters, darunter auch Chriſtian Philipp, mit dem Leiſewitz auf der Schule eine Freundſchaft fürs Leben ſchloß.[1] Daß Leiſewitz der Verfaſſer des Gedichtes iſt, ergiebt ſich aus der von gleichzeitiger Hand ſeinem Namen beigefügten Bemerkung „Verfaſſer des Gedichts". Dieſe Worte ſtammen, wie ein Vergleich der Schriftzüge ergiebt, von

[1] Kutſchera, a. a. O. S. 10.

dem damaligen Bürgermeister und Scholarchen E. A. Heiliger, demselben, zu dem K. Ph. Moritz acht Jahre später bei Gelegenheit seiner Rede am Geburtstage der Königin in persönliche Beziehung trat. Dieser Heiliger, ein eifriger Sammler von allem, was sich auf die Geschichte der Stadt bezog, pflegte die Gelegenheitsschriften, die ihm wohl von den Verfassern persönlich überreicht wurden,[1] mit kurzen, erläuternden Bemerkungen zu versehen und selbst verhältnismäßig Wertloses sorgfältig aufzubewahren. Ihm verdanken wir die reiche Sammlung von Theaterzetteln aus der Zeit von Ackermanns und Schröders Gastspielen in Hannover, ihm auch die Sammlung Hannoverscher Schulschriften, unter welchen sich das abgedruckte Trauergedicht findet. Bei den übrigen durch die Primaner veröffentlichten Gelegenheitsgedichten ist der Dichter regelmäßig durch die Worte „als Verfasser" in dem beigedruckten Verzeichnis der Schüler kenntlich gemacht. Daß diese Worte in diesem Falle im Drucke fehlen, mag Zufall sein, vielleicht aber ist es eine Äußerung jener Scheu vor der Öffentlichkeit, die einen Grundzug von Leisewitzens Charakter bildet.

Leisewitz war 16 Jahre alt, als er die Verse schrieb; von diesem Alter eine selbständige Leistung auf einem damals so viel angebauten Felde zu erwarten, wäre ungerecht. Doch wird man dem Gedichte, abgesehen von der ersten Strophe, eine gewisse Leichtigkeit im Ausdruck und Reim nicht absprechen. Bemerkenswert ist das lebhafte Naturgefühl, welches diese Verse des Sechzehnjährigen vor den meisten der damals verfertigten Gedichte ähnlichen Inhalts auszeichnet. Im Thal, an schattenreichen Höhen sucht er den toten Freund, der, hold wie ein Frühlingstag, nur Anmut versprach. Der Frühling wird sein Grab mit Blumen überstreuen, aber für die trauernden Freunde hat er seinen Reiz verloren. Doch soll noch oft an dem Grabe des Freundes, wenn der Mond in seiner stillen Pracht die Urne bestrahlt, ein Klagelied erschallen, der Erinnerung des Toten geweiht.

Schon früh zeigt sich also bei Leisewitz jene sinnige Naturbetrachtung, die, im Verkehr mit den Göttinger Freunden noch mehr entwickelt, im Julius von Tarent so ausgiebig zur Charakteristik benutzt wird.[2]

Der Mond, der schon in dem Jugendgedichte in seiner stillen Pracht auf die Urne des Freundes strahlt, fehlt auch im Julius von Tarent nicht. Ein paar Mondstrahlen auf Blancas Bildnis rauben dem Julius seine Ruhe und entfachen in ihm aufs neue den

[1] Anton Reiser, Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 23) 281. 282. 286.

[2] Rutschera, a. a. O. S. 90.

Wunsch, die verlorene Geliebte zu besitzen. Auch Blanca grüßt den Mond als den Freund ihrer Einsamkeit, sie sieht in ihm keinen leuchtenden Weltkörper, sondern den Zeugen ihres ersten Kusses, ein nicht zu raubendes Andenken ihrer Liebe.[1])

Diese Stellen scheint Lichtenberg im Auge gehabt zu haben, als er vier Jahre nach dem Erscheinen des Julius von Tarent in seinem „Gnädigsten Sendschreiben der Erde an den Mond" die Mondscheinpoeten verspottete.[2]) In diesem Sendschreiben macht die Erde ihrem „Reichsgroßlaternenträger und ersten Leibtrabanten" den Vorwurf, daß er sich Dinge in den Kopf gesetzt, die für ihn viel zu hoch seien, daß er sich mit unerhörter Verwegenheit, ja frevelhafter Frechheit habe beigehen lassen, sich in die deutsche Litteratur zu mischen und gleichsam als ein zweiter Phöbus Dichter zu begeistern, Oden zu singen, Trauerspiele fertigen zu lassen, Romane zu inspirieren. „Rechnet Ihr etwa darauf, daß Euch einige neuere deutsche Dichter von der verliebten Bank bey nächtlicher Weile anbeten? Mein lieber Mond, laßt Euch durch dieses affektirte Gewinsel dieser warmen Seelen nicht blenden, sie thun es nicht aus Empfindung, sondern bloß, weil es die wärmern Ausländer vor ihnen gethan haben .... Was Unsere Deutschen von Herzen sprechen, gleicht Ihrem Rheinwein und Pumpernickel, gesund und derb aber nicht süß ... Und daß sich irgend Jemand bey Euch an seine entfernte Geliebte erinnert, ist denn das so was Außerordentliches? Wir können Euch Gnädigst versichern, daß man Uns gesagt hat, jede alte Kirchspitze, wobey das Mädchen lebt, oder von welcher man nur eine andere sehen kann, bey der es lebt, reflektirt ihr entferntes Bild weit herzlicher in die Seele, als Euer kahles, kaltes Allerweltsgesicht."

Leisewitz fühlte sich durch diese Ausfälle in seinem innersten Wesen getroffen und beschloß, dem Spötter entgegenzutreten. Nach Ausweis seines Tagebuches arbeitete er bis in den März 1781 eifrig an einer Entgegnung; in die Öffentlichkeit ist sie, wie die meisten seiner späteren Arbeiten, nicht gelangt.[3])

Die zweite der Schulschriften, welche des Dichters Namen erwähnt, ist die vom Direktor Ballhorn verfaßte, lateinische Einladungsschrift zur Entlassung der Abiturienten des Hannoverschen Lyceums am 3. Mai 1770. Auf ihre Bitten hatte der Direktor den angehenden Studenten erlaubt, de rebus quibus juvenilis aetas impertiri solet öffentlich zu disputieren. Die Thesen der Disputation betrafen die Bedeutung der Wunder Christi für die Wahrheit seiner

[1]) Julius von Tarent I, 1; III, 7.
[2]) Vermischte Schriften 4, 189.
[3]) Kutschera, a. a. O. S. 109.

Lehre, die Frage nach der Vollständigkeit des biblischen Kanons, die Notwendigkeit einer allgemeinen Bildung (mansuetiora litterarum studia) für den Fachgelehrten und endlich die Unentbehrlichkeit der lateinischen Sprache für die Gelehrten.

Einer der Abiturienten, ein jüngerer Bruder des Direktors, übernahm die Verteidigung der vier Thesen, die vier andern griffen an. Zum Schluß heißt es dann in der Einladungsschrift:

Postremus Commilitonum ex adverso pugnatorum est qui sodalibus in academiam abituris ultimum vale dicere quam ipse jam abire, quod auspicatissime poterat, maluit, Juvenis excellenti prorsus ingenio et ad majora quaevis nato, Joannes Antonius Leisewitz, Cellensis.

Eine Probe seines ausgezeichneten ingenii ist oben veröffentlicht. Leisewitz besuchte das Lyceum noch den Sommer hindurch, am 16. Oktober 1770 wurde er in Göttingen immatrikuliert.

Zu „Don Carlos".

Von Otto Harnack in Darmstadt.

So viel Bewunderung und Begeisterung die Gestalt des Marquis Posa stets bei empfänglichen Zuschauern und Lesern erweckt hat, so scharfe Kritik ist von kühlen Beurteilern an ihr geübt worden. Das Schwanken zwischen Carlos und Philipp, die bald übereilte, bald hinterhaltige Handlungsweise hat man wenig vereinbar gefunden mit dem kühnen Idealismus des Mannes und der Hoheit seines Wesens, an die uns Schiller doch glauben machen will. Besonders ein Punkt aber ist es gewesen, an dem auch die Rettungsversuche wohlwollender Kritiker gescheitert sind: das Bündnis gegen die Krone Spanien mit auswärtigen Mächten, und speziell mit der Türkei, das der Marquis auf seinen Reisen abgeschlossen haben soll, und das einen förmlichen, demnächst auszuführenden Kriegsplan in sich schloß. Man begreift in der That nicht, wie Posa, nachdem er schon solche Schritte gethan, noch eine langsame, hoffnungsvoll erzieherische Arbeit an der Seele des Kronprinzen beginnen kann, und noch weniger, wie er eine plötzlich sich bietende Chance ausnutzend sich zum Minister Philipps II. hergeben kann, während schon die Flotte Solimans jenem Plan gemäß gegen die spanischen Küsten ausläuft. Selbst ein so entgegenkommender Beurteiler wie Bellermann bemerkt zu der Scene des fünften Aktes, die uns von jenem Bündnis berichtet: „Ich gestehe,

daß es mir an dieſer Stelle immer ſchwer ankommt, mir nun nachträglich denken zu müſſen, daß Poſa mit einem ſo hochverräteriſchen Plane in der Taſche Spanien betreten habe.“ Und er kommt zum Schluß: „Schiller kann ſich, als er die erſten Akte ſchrieb, unmöglich vorgeſtellt haben, daß Poſa ſolch einen Plan, ſoweit ausgeführt und ſoweit ſchon gediehen, mit nach Spanien gebracht habe.“ Allein dieſe Erklärung Bellermanns, die ja bei der bekannten Entſtehungsgeſchichte des „Don Carlos“ an ſich vollkommen zuläſſig wäre, reicht nicht aus, da nicht nur der Poſa der erſten Akte, ſondern auch der des vierten und fünften Aktes ſeine Handlungsweiſe durchaus nicht nach den Vorausſetzungen jenes Bündniſſes und Kriegsplanes richtet.

Man erinnert ſich, daß ſchon im vierten Akt der Marquis den Entſchluß der Selbſtaufopferung faßt, und daß er zwei Perſonen als Träger ſeiner Miſſion mit ſeinem Vermächtnis betraut, die Königin und Don Carlos. Man ſollte nun doch denken, daß er einen von beiden wenigſtens in jene großen Konzeptionen der internationalen Politik einweihen würde, um ſo mehr als er ja wünſcht, daß Don Carlos ſelbſt in die Niederlande gehe und thätig in die allgemeine Politik eingreife. Aber er hat der Königin nur allgemeine Ermahnungen für den Prinzen zu übermitteln, obgleich er fürchtet, dieſen ſelbſt gar nicht mehr ſprechen zu können. Und als er im Gefängnis doch noch mit ihm zuſammentrifft, da ſetzt er ihm ausführlich das Doppelſpiel, das er mit ihm und dem König getrieben, auseinander, ohne irgendwie auf die Zukunft ſich einzulaſſen. Als er endlich den tötlichen Schuß erhält, da macht er allerdings eine Andeutung, daß er Carlos noch etwas habe ſagen wollen; aber es liegt nicht der mindeſte Grund vor, daß er darunter etwas anderes meine als den mit der Königin verabredeten Plan, den Prinzen nach den Niederlanden zu ſchicken.

Und von wem erfahren wir denn jene merkwürdigen, internationalen Verhandlungen und Erfolge des Marquis? Nur von dem Herzog Alba im achten Auftritt des fünften Aktes! Er betritt das königliche Vorzimmer mit dem feſten Entſchluß, den Eintritt zum Monarchen zu erzwingen und einen entſcheidenden Schlag zu thun. Indem er wartet, teilt er dem Herzog von Feria die eben entdeckten hochverräteriſchen Machenſchaften des Marquis mit. Nach dem Vorhergegangenen wird es nicht überraſchen, wenn ich ausſpreche, daß nach meiner Meinung dieſe Mitteilungen eine Fälſchung ſind, deren Haupturheber Alba ſelber iſt. Er behauptet ſie erhalten zu haben, von einem „Karthäuſermönch, der in des Prinzen Zimmer heimlich ſich geſtohlen und mit verdächt'ger Wißbegier den Tod des Marquis Poſa ſich erzählen laſſen“. Er ſei dadurch den Wachen aufgefallen, man habe ihn arretiert und die Todesangſt habe ihm ein Geſtändnis

ausgepreßt, „daß er Papiere von großem Werte bei sich trage, die ihm der Verstorbene anbefohlen in des Prinzen Hand zu übergeben". Nun ist es doch in der That höchst auffallend, daß Posa weder der Königin noch Carlos irgend etwas von diesem so wichtigen Karthäusermönch gesagt haben soll! Dieser Mönch ist offenbar ein Agent, dem man seine Rolle für die beabsichtigte Fälschung einstudiert hat und der auch ein höchst unnatürliches Benehmen gezeigt hat. Man könnte nun die Frage aufwerfen: „Wußte denn Alba, daß Carlos und Posa ihre Zusammenkünfte im Karthäuserkloster hatten und daß die Maske des Mönchs daher die Glaubwürdigkeit des Fundes besonders erhärten würde?" Die Antwort ist leicht: Alba gesteht selbst im nächsten Auftritt, daß er das Kloster durch Späher habe beobachten lassen; es war schon bekannt, daß es der Ort der geheimen Zusammenkünfte sei, daß Carlos von dort aus abfahren solle.

Zweifellos steht die Sache so, daß der achte Auftritt des fünften Aktes nicht nur zu den drei ersten Akten, sondern auch zu dem vierten und fünften Akt in einem klaffenden Widerspruch steht. Es bleiben nur die Annahmen, daß Schiller diesen Auftritt völlig gedankenlos in das fertige Stück eingeschoben habe, oder daß der Inhalt dieses Auftritts uns keine Thatsachen, sondern eine erfinderische Fälschung vorführen soll. Vielleicht möchte sich mancher doch für die erste Alternative entscheiden, ich glaube aber die zweite zur Gewißheit erheben zu können durch eine jetzt nicht mehr in den Ausgaben befindliche, aber erst im Jahr 1801, als Schiller unbarmherzig den „Don Carlos" kürzte, gestrichene Stelle. Im fünfzehnten Auftritt des vierten Akts (in den Ausgaben von 1787 und 1799 äußern sich Alba und Domingo entsetzt über den gewaltigen Einfluß, den Posa sich beim König errungen hat; Alba fühlt sich besonders dadurch gedrückt, daß er selber den König auf den Marquis aufmerksam gemacht hat; er faßt den Gedanken sich wieder Carlos zuzuwenden, der weniger gefährlich als Posa sei, und er erklärt, er wolle sein eignes Werk vernichten und es lieber zu seiner Zeit zum zweiten Mal gebären (das heißt wenn der Marquis beseitigt sei, Carlos zum zweiten Mal mit seinem Vater entzweien). In diesem Augenblick faßt er den Plan jener Fälschung, und entschlossen geht er mit jener Erklärung ab.

Sein Entschluß kann sich thatsächlich auf nichts anderes als jene Fälschung beziehen; denn er thut schlechterdings nichts anderes, was irgendwie als die Folge jenes Entschlusses erscheinen könnte. Vielleicht wird jemand den Besuch bei der Königin hier nennen wollen; denn nach der älteren Scenenfolge bildete dieser nicht den vierzehnten Auftritt, sondern erst den dreiundzwanzigsten, folgte also erst nach dem Gespräch Albas mit Domingo. Allein dieser Gedanke

ist nichts weniger als stichhaltig; denn das Gespräch mit der Königin konnte Alba nie für ein Mittel halten, um Posa aus der Gunst des Philipp zu vertreiben, der in diesem Fall sicherlich auf die Meinung der Königin am allerwenigsten hörte. Vielleicht wird auch jemand einwenden, jene Fälschung konnte nicht so schnell bewerkstelligt werden, da man doch berechnet hat, daß der ganze dritte, vierte und fünfte Akt an einem einzigen Tage spielen. Aber Schiller selbst hat sicher nicht diese Vorstellung gehabt; denn er läßt am Ende des vierten Akts den Prinzen von Parma und einige Granden aus Saragossa eintreffen, während sie im dritten Akt bei der Audienz zugegen gewesen sind; es müssen also zweifellos mehrere Tage verflossen sein, was auch aus anderen Gründen, um der Geschichte des Marquis Posa willen, notwendig erscheint. An Zeit für die Fälschung, zu welcher jedenfalls der ganze Apparat der geheimnisvollen Kenntnisse der „Inquisition" mit aufgeboten wurde, fehlte es also nicht. Mancher wird auch vielleicht auffällig finden, daß Alba selber im Gespräch mit Feria sich über das Projekt sehr erstaunt zeigt und es höchlich bewundert; allein dies entspricht ganz der Intriguantenrolle, die Schiller ihm sonst im „Don Carlos" spielen läßt.

Zum Schluß sei noch auf eines hingewiesen: in seinen „Briefen über Don Carlos" hat Schiller ausführlich den Charakter und die Handlungsweise Posas beleuchtet; der angeblichen Bündnisse und Kriegspläne hat er dabei aber nirgends erwähnt.

Es ist sehr zu beklagen, daß Schiller in der Ausgabe von 1801 jenes Gespräch zwischen Alba und Domingo gestrichen und dadurch die einzige Hindeutung auf die Intrigue Albas beseitigt hat. Er hat dadurch die Auffassung Posas geradezu irre geleitet. Doch allzusehr überraschen kann das nicht, da er bei der gewaltsamen Kürzung noch manche andere Unklarheit und Unebenheit, offenbar nicht wissentlich, herbeigeführt hat.

Miscellen.

Der Name „Börne".

Als Löb Baruch den Namen Ludwig Börne annahm, wählte er für seinen Vornamen den nächstliegenden deutschen, den er auch früher schon gebraucht hatte. Weshalb er aber den Vatersnamen, den Andere mit „Benedikt" übersetzten, mit „Börne" wiedergab, ist noch unerklärt; denn natürlich ist es nur Scherz, wenn er (12, 262 ff.) den Namen von dem nordischen „Bör" ableitet (vgl. Holzmann Börne S. 95, wo 12, 223 f. verdruckt ist; Alberti Börne S. 80 Anmerkung). Walzel weist in seiner Recension von Holzmanns Buch (Zeitschrift für die österreichischen

Gymnasien 1888, S. 1091) auf den Titel des von Börne geplanten Romanes „Ludwig Bartel" hin, der aber doch nur eine weitere Variation zu der Namensliste „Borde—Börne—Börler" (Holzmann, S. 94 Anmerkung) liefern würde. Immerhin zeigen all diese Spielarten die gleiche Tendenz: die erste Silbe von „Baruch" soll in leichter Umformung gewahrt oder ganz erhalten bleiben. Weshalb entschied sich aber der Frankfurter Satiriker schließlich für „Börne?" Anlehnung an einen fremden Personennamen lag schwerlich vor; es gab in seiner Heimat nur einen Schuhmacher Börner (Reingamum in Börnes Werken 12, 256). Aber sein Geburtshaus lag in der Nähe der Bornheimer Straße (Holzmann S. 8) und dieser Vorort Frankfurts heißt im Dialekt „Bernem" (so „die Bernemer Kerb", eine Lokalposse von Goethes Vetter Textor, dem „Verfasser des Greff", über den Grotefend Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 1893, L. Holthof, Frankfurter Zeitung 19. August 1893 zu vergleichen; Malß Volkstheater, S. 81; Stolte Gedichte in Frankfurter Mundart, S. 13 u. s. w.). Mir scheint also, daß der Humorist in dem Namen „Börne" die Benennungen seiner Eltern und seiner Heimatsgegend verschmolz. Die Aussprache von „Bernem" nähert das erste e in der That dem ö und mußte das in Börnes Jugend noch mehr thun, als man „schröcklich" schrieb und „Göy" als „Gey" aussprach.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Biebricher Steine.

In Heines „Deutschland" sagt der Vater Rhein im Kapitel V:

In Biberich hab' ich Steine verschluckt,
Wahrhaftig sie schmeckten nicht lecker!
Doch schwerer liegen im Magen mir
Die Verse von Niklas Becker.

Dazu merkt Elster in seiner vortrefflichen Ausgabe (2, 440) an: „die von den „Narren in Schwaben übersandten Steine; siehe das vorige Kaput." Das ist aber ein Irrtum. Die „Narren in Schwaben" haben wirklich ein ganzes Schiff voll Steine für den Dombau geschickt und diese sind auch dort angelangt; die Biebricher Steine aber waren nur angeblich für diesen Zweck bestimmt und der Rhein hat sie verschlucken müssen. Heine denkt an die berühmten 103 schweren Rheinschiffe, durch die der Minister du Thil am 28. Februar 1841 Steine in den Rhein versenken ließ, um den alten Thalweg des Rheins vor den Änderungen der Nassauer Regierung zu schützen (Treitschke, Deutsche Geschichte 5, 107). Diese „Darmstädtische Heldenthat" (wie Treitschke sagt) hat auch Gutzkow in einer seiner schauderhaften Xenien „verewigt", wobei er obendrein zur schärferen Pointierung ein Datum änderte:

Die Pariser Steine von 1830 und die Bibericher von 1840.

Einstmals ließ man durch Steine sich blutig einander zur Ader;
Jetzo läßt man durch sie still sich das Wasser nur ab.

So sind denn die Steine von W. H. Riehls Vaterstadt doch mit zwei Epigrammen beschrieben; die Steine für den Kölner Dom haben ohnehin fast so viel satirische Inschriften bekommen wie die beim Berliner Jahndenkmal lobende!

Berlin. Richard M. Meyer

Recenſionen und Referate.

Wrangel E., Sveriges litterära förbindelser med Holland särdeles under 1600-talet. Lunds universitetets årsskrift XXXIII. 1897.

Vorliegende gelehrte und kenntnisreiche Abhandlung iſt ein höchſt wertvoller Beitrag zur Kultur- und Geiſtesgeſchichte Schwedens im 17. Jahrhundert, der Periode ſeines erſten großen Aufſchwungs. Die Quellen des Verfaſſers ſind in erſter Linie die ungedruckten Schätze der holländiſchen und ſchwediſchen Archive und Bibliotheken. Das ihm von daher zufließende ungeheure Material führt er, überſichtlich geordnet, in geſchmackvoller Darſtellung, ſtellenweiſe vielleicht etwas zu breit, vor und rechtfertigt damit den Ruf eines gründlichen hiſtoriſchen Forſchers, den er bei ſeinen Landsleuten genießt. In zehn Kapiteln, denen ein ausführliches Perſonenregiſter beigefügt iſt, behandelt er die ſchwediſch-holländiſchen Geiſtesbeziehungen unter Guſtav Adolf, Chriſtine und in der ſogenannten karoliniſchen Zeit. Der Schwerpunkt fällt naturgemäß auf die lebhafte Befruchtung der ſchwediſchen Wiſſenſchaft, in erſter Linie der Medizin und der klaſſiſchen Philologie, durch die Anregungen der großen holländiſchen Profeſſoren in Leyden, Groningen, Franeker und Amſterdam. Geringer ſind die Einflüſſe auf ſchönwiſſenſchaftlichem Gebiete, die das letzte Kapitel beſpricht: hier kann doch eigentlich nur Stjernhjelm, der „Vater der ſchwediſchen Dichtkunſt", eine höhere Bedeutung beanſpruchen. A. L.

Biſchoff Th. und Schmidt Aug., Feſtſchrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegneſiſchen Blumenordens, gegründet zu Nürnberg am 16. Oktober 1644. Herausgegeben im Auftrage des Ordens. Mit vielen Abbildungen. Nürnberg, Johann Leonhard Schrag 1894.

Der voluminöſe, typographiſch prächtig ausgeſtattete Band enthält Monographien über die Stifter und Erhalter des Ordens G. Ph. Harsdörfer und Sigmund von Birken. Der Anlaß zu dieſer Publikation und die Vorrede zu den weitläufigen Abſchnitten über Harsdörfer geben uns bald einen Standpunkt für die Beurteilung: es iſt ein von Ordensmitgliedern für Zwecke des Ordens verfaßtes Buch, das auf wiſſenſchaftlichen Wert keinerlei Anſpruch machen darf. Wenn wir von den ins genauere gehenden Lebensſkizzen der beiden Dichter abſehen, iſt alles ſekundäre Arbeit. Auch nicht in einem Punkte iſt Tittmanns Buch über die Nürnberger Dichterſchule, das mit Bartholds und Krauſes Werken über die fruchtbringende Geſellſchaft, mit Reifferſcheids Quellen und mit einigen Werken über Nürnberger Lokalgeſchichte die Grundlagen der Darſtellung bildet, ergänzt worden. Und doch hätten ſich für Harsdörfer wie für Birken noch dankenswerte Ergän-

zungen geben lassen. Für Harsdörfer z. B. eine genauere Würdigung der durch ihn in so hervorragendem Maße vermittelten italienischen und spanischen Einflüsse auf die Litteratur seiner Zeit, für Birken die Einwirkung Jak. Baldes. Freilich will das Buch nur „die wissenschaftlichen Ergebnisse so mitteilen, daß sie auch weniger Eingeweihten verständlich würden". Die langatmige, zerfließende Art der Darstellung wird aber auch diesen populären Zweck nicht erreichen lassen. Die öden Inhaltsangaben und ganz zwecklosen Proben, die weitläufigen „allgemeinen" Einleitungen und die geschraubten Übergänge zum eigentlichen Gegenstande, die steten Wiederholungen, der schwerfällige Stil mit seinen zahlreichen Verstößen lassen uns gegen eine solche Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse Einspruch erheben. Im Ganzen: ein vom Standpunkte des Ordens aus wohlgemeintes, aber ganz unselbständiges, weitschweifiges und ungenießbares Buch. Das möge die Verspätung der Anzeige entschuldigen.

Mähr.-Neustadt. F. Spina.

Drechsler P., Wenceel Scherffer und die Sprache der Schlesier, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache. (Germanistische Abhandlungen, Heft XI.) Breslau, W. Koebner 1895. M. 11.

Drechsler giebt nach einer hübschen, von Wärme und Verständnis für den Dichter getragenen Einleitung in erster Linie einen Überblick über die Lautverhältnisse in der Sprache des Dichters. Hier, wie auch später bei der Darstellung der Formenlehre berührt es angenehm, daß der Verfasser neben den sorgfältig aufgezählten und gut verwerteten Einzelbeobachtungen es auch versteht, allgemeinere Züge, bestimmte Neigungen der Schlesischen Mundart herauszuarbeiten. Durch dieses Bestreben wird die Darstellung der Wortbildungsverhältnisse belebt, die der Verfasser zwischen Laut- und Formenlehre etwas knapp eingezwängt hat. Auch syntaktische Bemerkungen sind hier angefügt, ganz im Gegensatz zu den üblichen grammatischen Arbeiten, die die Sprache eines Dichters sonst mit der Laut- und Formenlehre abgeschlossen wähnen. Diese „syntaktischen" Bemerkungen behandeln jedoch vorwiegend Objekte der Formenlehre, ohne daß das eigentlich syntaktische Moment an ihnen deutlich zum Ausdruck käme. Das stilistische Gebiet, das bei der Darstellung eines Schriftstellers mit der Syntax in so engem Zusammenhange steht, hat der Verfasser überhaupt nicht gestreift. Dagegen hat er mit besonderer Vorliebe und auf Grund eingehender Forschungen den Wortschatz behandelt, für den freilich durch Weinhold das Beste schon vorweg genommen war. Immerhin hat sich eine ganz erfreuliche Nachlese ergeben. Einesteils finden wir manche Ergänzung zu einzelnen Artikeln des deutschen Wörterbuches (vgl. zu Flachs u. a.), andererseits wird manche Mitteilung des Verfassers im Zusammenhange späterer Arbeiten zum mundartlichen Wortschatz gut verwertet werden können. Gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist die Arbeit mit Dank zu begrüßen.

Heidelberg. H. Wunderlich.

Schlosser R., Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert. Hamburg und Leipzig 1894. Verlag von Leopold Voß. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. X. Band. M. 7.

Die monographische Behandlung eines Bühnenschriftstellers, der wie Gotter für seine Zeit symptomatische Wichtigkeit hat, konnte nur dann

förderlich werden, wenn sie nicht dem Individuum, sondern mehr dem Typus gewidmet wurde. Das hat denn auch Schlösser richtig erkannt und vortrefflich durchgeführt, indem er sich nicht so sehr auf den Standpunkt des Litterarhistorikers als auf jenen des Theaterhistorikers stellte. Damit hat er übrigens auch ein bedeutsames Capitel einer Litteraturgeschichte behandelt, der es nicht bloß darauf ankommt, das Eindringen eines Neuen, sondern ebenso das Weiterleben des Alten zu erforschen. Ich habe vor zehn Jahren im Archiv für Litteraturgeschichte (15, 325 ff.) mit absichtlicher Schärfe die prinzipielle Forderung ausgesprochen, daß auch das Konservative der Litteraturentwicklung berücksichtigt werden müsse, scheine jedoch damit keinen Anklang gefunden zu haben, denn in den zahlreichen methodischen Arbeiten der letzten Jahre wurde nicht ein einziges Mal von dieser Anregung gesprochen. Umsomehr freut es mich, daß Schlösser zu seiner Arbeit, wie er S. VII bemerkt, unter anderem auch durch einen Brief von mir gedrängt wurde.

Gotter ist ein „Dichter des Überganges", wie ihn Schlösser gelegentlich (S. 168) sehr richtig nennt; unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gewinnt er seinen Platz auch in einer Litteraturgeschichte, wie sie sein soll, erscheint er nicht mehr als eine schwankende Natur, sondern als ein notwendiger Faktor unserer Entwicklung, als ein Vermittler zwischen der rasch voranstürmenden großen Kunst und dem langsam nachhinkenden Geschmacke des Publikums. Und da sind wir auf dem Punkt angelangt, der nicht vernachlässigt werden sollte. Zu einer wirklichen Geschichte der Litteratur gehört nicht bloß eine Geschichte der Dichter, der Dichtung, der dichterischen Formen, sondern ebenso eine Geschichte des Publikums. Sie zu erreichen giebt es nur einen einzigen Weg, die untergeordneteren Litteraturzweige zu studieren. Für die Lyrik kommt jenes Gebiet in Betracht, das ich unter der „konventionellen" verstehe (Lyrik und Lyriker, S. 228 ff), denn hierin zeigt sich, wie weit die große Masse, vertreten durch die dichtenden Dilettanten, von der Oberströmung ergriffen ist und sich die Fortschritte der Lyrik zu eigen gemacht hat. Über die Minnesingerei, über galante und anakreontische Lyrik besitzen wir bereits sehr interessante Darstellungen, die uns darüber unterrichten, wie sich die Mode mehr und mehr verbreitet, immer tiefere Schichten gewinnt und schließlich zu verschwinden scheint. Thatsächlich verschwindet sie übrigens nicht, sondern erhält nur durch Verbindung mit einer später eindringenden Mode den veränderten Anstrich und läßt Neues, Altes und Neuestes nebeneinander bestehen; die Mischung wird eine andere.

Für das eigentliche Epos braucht man nur auf die Entwicklung der Nibelunge zu verweisen, um zu der gleichen Beobachtung zu gelangen. Hier sind leider die Untersuchungen noch wenig umfangreich und gehören deshalb schon auf ein anderes Blatt, weil das Aufsuchen des Alten, Nationalen, historisch Wichtigen das besondere Gebiet der Erfor-

ſchung bildet. Koegels Litteraturgeſchichte hat ihren beſonderen Reiz im konſequenten Durchführen dieſes Prinzips für die älteſte Zeit. Auch die Auflöſung des alten Epos in den ſpäteren Roman iſt nicht allſeitig genug dargeſtellt, ganz im Stich läßt uns die Forſchung aber in Bezug auf den modernen Roman, denn was wir in dieſer Hinſicht beſitzen, läßt, wie die Litteraturgeſchichte überhaupt, gerade den wichtigſten Theil außer Acht, die ſogenannte „Unterhaltungslitteratur“, der kleine Beginn durch Carl Heine wurde von der Kritik ganz mit Unrecht zurückgewieſen, man hätte ſchon den Muth eines ſolchen Unternehmens dankbar begrüßen und zur Nacheiferung ermuntern ſollen.

Auf dem Gebiete des Dramas liegt die Sache nicht ſo ſchlimm, da wir durch Sauer über die bürgerliche Tragödie im Anſchluß an Leſſings Miß Sara Sampſon und durch Brahm über das Ritterſchauſpiel unterrichtet wurden. Zeidler ſetzt hoffentlich ſeine Bemühungen um das Jeſuitendrama fort, das wie überhaupt das Schuldrama und im weiteren Umfange die Kinderlitteratur zu einer Requiſitenkammer abgelegter Moden wird. Auch jene Bühnenlitteratur zeigt dieſen Charakter, die ſelbſt von prinzipiellen Gegnern niemals ganz verſchmäht werden kann. Man denke Schillers und Goethes im Verhältniſſe zu Kotzebue!

Gotter nun zeichnet ſich dadurch aus, daß er den Gewinn der Litteratur durch eine Reihe von Jahren für die Bühne nutzbar macht; er ſorgt dafür, daß eine gewiſſe Stetigkeit und Kontinuität auf theatraliſchem Boden ſich einſtellt, und folgt ſo, wenn man will, getreu den Bahnen Leſſings, deſſen Praxis weit entfernt iſt von ſeinem theoretiſchen Radikalismus. Die von Schlöſſer erzählte Geſchichte der Gotterſchen Dramen erweitert ſich zu einer Geſchichte des theatraliſchen Geſchmacks auf ihrem Gebiete, wir können chronologiſch und territorial die Wirkung verfolgen. Leider hat Schlöſſer verſäumt, die einzelnen Beobachtungen zu einem Geſamtbild zu vereinigen, wie man denn überhaupt ein Schlußkapitel vermißt, auf das alles hindrängt. Sonſt darf die Gliederung des Stoffes nur gebilligt werden. Zwar könnte es ſcheinen, daß der erſte Teil „Gotters Leben“ (S. 1—160) zu ausgedehnt ſei, aber er bietet eine Menge bisher ungedruckten, intereſſanten Materials und enthält wichtige Beiträge zur Bühnengeſchichte von Gotha und Mannheim, wodurch eine wenigſtens ideelle Verbindung mit dem zweiten Teil ſich einſtellt. Eines hätte Schlöſſers eigener Darſtellung nach beſondere Darſtellung verdient, Gotters Dialog, weil er gewiß das Seine zur Veränderung der Bühnenſprache im Luſtſpiel beitrug. Schlöſſer vergißt zwar nicht, jedesmal auf das Geſchick hinzuweiſen, mit dem Gotter die Sprache ſeiner Originale dem deutſchen Geſchmack entſprechend und viele Konkurrenten übertreffend zu meiſtern verſtand, allein eine Geſamtdarſtellung blieb aus; ſie hätte ſich zu einem hübſchen Kapitel aus der Geſchichte der deutſchen Konverſation entwickeln können. Proben, die Gotters Bühnen-

dialog charakteriſieren, hätten dann allerdings gebracht werden müſſen. Ihr Fehlen hat jenen Eindruck des Trockenen und Schematiſchen zur Folge, der ſich im zweiten Teil einſtellt und durch Creizenachs Bezeichnung „catalogue raisonné" (Litterariſches Zentralblatt 1895, Spalte 1411) glücklich getroffen wird. Die Stoff- und die Bühnengeſchichte ſind ſorgfältig gebucht, die übrigen Seiten nur kurz angedeutet. Wenn man den Dialog in Gotters Originalluſtſpiel „Die Erbſchleicher" beachtet, dann kommt man zu einer anderen Wertſchätzung, als Schlöſſer, dem man allerdings im Allgemeinen zuſtimmen wird. In meinem Exemplar einer von Goedeke nicht verzeichneten Ausgabe (o. O. und J. 192 Seiten 8°) hat eine Hand des vorigen Jahrhunderts das Urteil gefällt: „Heißt nichts." Es iſt allerdings eine Häufung der Motive, eine bunte Mannigfaltigkeit der Gruppenverſchlingung, eine Lockerheit der Kompoſition in dem Stücke, die kein Ganzes entſtehen läßt. Die Figuren ſind karikiert, ſollten aber unzweifelhaft Zeitrichtungen parodieren; die Intriguen ſind ungeſchickt und entbehren der Wahrſcheinlichkeit, die ſceniſchen Wirkungen ſind derb, aber nicht unwirkſam. In der Charakteriſtik fällt der Verſuch auf, und das hat Schlöſſer nicht genügend hervorgehoben, nicht bloße Typen zu zeichnen, ſondern verſchiedene Eigenſchaften zu miſchen. Herr Gerhard iſt nicht nur der Geizige und eingebildete Kranke, ſondern außerdem der Mißtrauiſche, der Menſchenverächter, der Leichtgläubige, alſo eine Muſterkarte von divergierenden Eigenſchaften, keine ſehr glaubwürdige Geſtalt, aber eine wirkſame Bühnenfigur. Alle Perſonen des Stückes ſind zuſammengeſetzt aus Gut und Böſe, ſind Egoiſten infolge ihrer mißlichen Lage, dabei aber in ihrem Kern wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade tüchtig. Die Schlußwendung wird dadurch erleichtert, daß Gerhard, der Totgeglaubte, manche Wahrheit zu hören bekommen hat, die ihn auf eine beſſere Menſchenauffaſſung und Menſchenwirkſamkeit hinweiſt; er lernt neben dem Fluch auch den Segen des Geldes kennen, da er ſieht, daß die Habſucht zwar ſchädigt, dagegen ſelbſt kleiner Beſitz die guten Seiten der Menſchen hervorkehren kann. Es läßt ſich alſo, wenn man auch nur den Inhalt ins Auge faßt, begreifen, daß Gotters Stück auf manchen Bühnen Erfolg hatte. Dazu kommt nun ein Dialog, friſch, lebhaft, manchmal geiſtreich pointiert, wie er dem Durchſchnitt des damaligen Luſtſpiels keineswegs eigen war. Allerdings auch hier Verbrauchtes, die falſchen lateiniſchen Fremdwörter im Munde des Apothekers Piſtorius, aber ſonſt eine gewiſſe Nuancierung, dem Charakter entſprechend, eine abwechslungsreiche Mannigfaltigkeit. Gotter trifft den neckiſchen wie den ſpitzigen Ton, das Treuherzige wie das Schelmiſche, das Verſtiegene wie das Platte, nur die an Zoten ſtreifenden Witze im Munde Juſtinens fallen unangenehm auf, paſſen auch nicht zu dem Charakter des Mädchens.

Schlöſſer hätte den Dialog Gotters entweder an einem der Luſtſpiele beſonders oder in einem eigenen Kapitel zuſammenfaſſend behandeln

ſollen, dabei hätten Vergleiche mit den anderen zeitgenöſſiſchen Luſtſpielen angeſtellt werden müſſen. Vielleicht entſchließt er ſich dazu, dies in einem Aufſatze nachzutragen, wie er ſchon Einzelheiten Gotter: und Schröder, Gotter und die Karſchin, abgeſondert behandelt hat; er wäre dazu wie kaum ein anderer berufen, da er nach ſeinen gelegentlichen Angaben bei ſeiner Unterſuchung auch dieſe Seite nicht außer acht gelaſſen hat.

Solchen Wünſchen Ausdruck zu geben, fühlt man ſich deshalb veranlaßt, weil Schlöſſers Monographie ſonſt allen Anforderungen ſo ſehr entſpricht; man lieſt ſie mit dem Gefühle, daß ihr Verfaſſer viel mehr hätte geben können, weil er aus der größten Vertrautheit mit ſeinem Gegenſtande und reichſter Kenntnis der deutſchen wie der ausländiſchen Litteratur ſchöpft. Er läßt ſich durch die liebevolle Beſchäftigung mit Gotter nicht zur Einſeitigkeit und Parteinahme hinreißen, verfällt aber auch nicht in das Gegenteil, ſondern ſucht möglichſt gerade den Weg des hiſtoriſchen Beurteilers zu treffen. Dabei gelingt es ihm auch, manchen Irrtum zu berichtigen, vor allem reinigt er Gotter von dem Vorwurf, daß er in dem Dichter Flickwort ſeiner Poſſe „Der ſchwarze Mann“ Schiller perfid verhöhnt habe; der Nachweis gegen Minor iſt vollſtändig gelungen. Die Parallele zwiſchen Schiller und Richard Wagner, die Schlöſſer S. 189 f. zieht, um ein richtiges Verſtändnis zu gewinnen, wird man ſich gerne gefallen laſſen, dafür in Gotters Vorrede zu ſeinen „Gedichten“ (S. 191 f.) eine köſtliche Vorwegnahme moderner Einwendungen gegen den Naturalismus nicht verkennen; das hätte Schlöſſer immerhin auch erwähnen dürfen.

Zum Schluſſe ſei es geſtattet, ein paar Kleinigkeiten nachzutragen. Schlöſſer führt nur zwei Proſaſchriften Gotters an, der Görlitzer Antiquar K. G. Anton (vgl. Allgemeine Deutſche Biographie) ſchreibt Gotter in einem ungedruckten Brief an Nicolai noch eine franzöſiſche zu, von der ich Näheres nicht weiß am Oſtermontag 1778: „Der Chevalier Behrſch, dieſer ſonderbare Mann, iſt nicht Verfaſſer vom Essai sur les N. N. ſondern ein gewiſſer Hofrath Gotter in Gotha.“ Wahrſcheinlich handelt es ſich um eine Freimaurerſchrift. — Über Gotters Verhältnis zu Heynes Gattin vergleiche man jetzt den Brief Thereſe Hubers vom 1. September 1812 in Geigers Aufſatz, Weſtermanns Monatshefte 81, 632. — Über Ganz kann ich Einiges aus Bretſchneiders ungedruckten Briefen an Nicolai beibringen; er ſchreibt aus Wien den 12. November 1776: „Seyn Sie doch ſo gütig und machen dem Herrn Ganz gelegentlich meine Empfehlung, ich werde ihm ſchreiben ſo bald ich nur kann. Das muß ich geſtehen, die Beſchreibung, die Sie mir von ſeinem neuen Aufzug in der uniforme machen, hat mir den ehrlichen Sancho Panſa wie er auf der Inſel Baralaria die Rüſtung anlegen muſte, völlig in den Sinn gebracht.“ Die Anſpielung auf den Sancho Panſa wird durch den bekannten Brief Bretſchneiders aus Lemberg den

4. Dezember 1792 (bei Göckingk „Reiſe des Herrn von Bretſchneider" 1817, S. 313 ff.) ganz verſtändlich, wo er ſein erſtes Zuſammentreffen mit Ganz erzählt. Da heißt es (in der Handſchrift, deren Wortlaut Göckingk mitunter willkürlich ändert): „Ich lernte das Knäblein Ganz Ao. 1764 in der Reißer Krönung Joſephs kennen und damals hatte ich noch eben keinen beßern Schriftſteller mit Original Laune geleſen als den Cervantes, ſo wie ich auch eben nicht ſagen kann, daß ich nach der Zeit viele gefunden hätte, genug ich trieb meinen Spaß mit Ganz, nente ihn meinen Sancho und gewöhnte mich und ihn daran, daß wir nicht anders als im Rittertone mit einander ſprachen und da wir auseinander gangen waren, ſchrieben wir uns nicht anders, unßre damaligen Liebſchaften, die zum Teil wahre Maritornen waren, nenten wir Prinzeßinnen und gaben ihnen hochtrabende Namen ſo wie wir uns und andere, die wir Ritter tauften, auch allerley teils ſpaniſche und in der Folge altdeutſche Namen beilegten. Ganz kam nach Wetzlar unter einen Haufen junge Leute die um der Cammer Gerichts Viſitation willen da waren, unter andern auch Göthe, und ſetzte unſern Spaß auch unter dieſen fort, ſo daß in Wetzlar damals Ganz, Göthe, Goue, Jeruſalem und mehrere die ich vergeßen habe immer nur von Rittern und Ritterweſen ſcherzten und ſo kam Göthe auf ſeinen Götz von Berlichingen, der nach und nach einen andern Ritter Geſchmack gebohren hat, der nun im Schwang iſt; man hat mir aber immer die Ehre angethan mich als den alteſten Ritter zu erkennen, wenigſtens der Ritter Wunnibald i. e. Ganz." Nach einem Brief aus Werſchetz den 8. September 1777, war übrigens Ganz gegen Bretſchneider eingenommen, weil er glaubte, Bretſchneider habe Nicolai den Namen „das Knäblein Ganz" mitgeteilt. Aus Ofen den 24. November 1782 meldet Bretſchneider verſchiedene Wiener Neuigkeiten u. a.: „Den Knaben Totus ſprach ich, doch mit der notwendigen Vorſicht, er iſt würklich bey ſeiner Heyrath, nach dem Linée in der Gattung Vögel geblieben zu der er gehört." Ganz war früher in Regensburg (Nicolai, Reiſebeſchreibung 2, 250). — Auch über Goué ſeien einige Stellen zitiert. Aus Uſingen den 18. Jenner 1776 ſchreibt Bretſchneider unter anderem: „Ich kenne den Herrn von Goue aus Braunſchweig ſehr genau, er iſt ein junger Menſch, der zu Ausſchweifung und Melancholie inclinirt, aber kein böſes Herz hat, der aber der Reitzung, Göthen zu gefallen, wohl zu etwas capable iſt, wenn ihm (!) nicht ein andrer Freund ablenkt; das könnte ich nun gewiß, wenn er mir in der Nähe wäre, ich weiß es aber durch Briefwechſel nicht einzuleiten, der arme Teufel Goue iſt an ſich ſelbſt Stoff genug zur Satire, er hat eine närriſche Heyrath getroffen, eine reiche Frau, die er nicht leiden kann und bey der er nicht ſchläft. (Nach Goedeke 4², 303, Sophie Eliſabeth Deſſeken, ſeit 1772 Gouës Frau.) In Wien trägt man 1000 Anekdoten (!) auf ſeine Rechnung herum. Ich finde das bey Göthen,

was ich bey Moſern und bey vielen andern Schriftſtellern gefunden habe; daß diejenigen Leute, die am ſchönſten von Religion, Tugend, Empfindſamkeit u. ſ. w. ſchwatzen können, am wenigſten davon fühlen, es ſind Dichter, die in Fiktionen am glücklichſten ſind." Und aus Uſingen den 27. März 1776 berichtet Breitſchneider: „Ich kann mir den ganzen Zuſammenhang zwiſchen Hymmen und Goue leicht vorſtellen, denn letzterer iſt ein Matador [d. h. ein Logenmatador, das beweiſt auch ſeine Schrift vom Jahre 1782, „Das Ganze der Maurerei"]. Hymmen habe ich in Berlin in Ihrem Chlubb (!) kennen lernen. Goue möchte gern der Stifter eines Ordens ſeyn und als ein anderer Zinzendorf einer ganzen Sekte den Nahmen geben, ob diß (!) nun eine geiſtliche oder weltliche ſey, daran liegt ihm nichts. Ein gewißes Büchlein, das Weiß in Offenbach gedruckt hat Von gewißen Heyls Gütern der chriſtlichen Kirche hat Goue geſchrieben, aber niemand weiß es als der Autor und ich, ſelbſt der Verleger nicht. Da ich ſchon vor vielen Jahren allen 'Zuſammenhang' aufgegeben habe, ſo war Goue ſo confident und entdeckte mir ſeine Abſichten wegen Errichtung einer neuen Societät oder etwas dergleichen. Er hatte die fromme Sprache bey den Herrnh., die er oft beſucht, gelernt und ſuchte das Haupt der Devoten zu werden, die noch zu keiner Fahne geſchworen haben." Durch dieſe Mitteilungen wird Goethes Charakteriſtik ergänzt. — Daß in Goethes Brief an Keſtner vom 24. Juni 1784 nicht Goue ſondern Groote genannt ſei, konnte Schlöſſer S. 66 Anmerkung 3 der Weimarſchen Ausgabe entnehmen. — Dem. Böſenberg (S. 130, geboren circa 1766, war von Kindheit auf beim Theater (Gallerie von Teutſchen Schauſpielern und Schauſpielerinnen, Wien 1783, S. 25, vgl. Theaterjournal 6, 47). — Von Gotters Gedichten ſtehen noch in F. L. Wagners „Der ewige Muſenalmanach junger Germanen" (Leipzig o. J. (1808) S. 218—222: „Weh und Wohl", „Troſt beym Abſchiede", „Die Freundſchaft". Seine „Elegie. Auf einem Dorfkirchhofe geſchrieben. Nach dem Gray" hat Klamer Schmidt 1776 in das erſte Bändchen ſeiner „Elegieen der Deutſchen aus Handſchriften und gedruckten Werken" S. 81—88 unter Gotters Namen abdrucken laſſen. Dabei iſt außer der Interpunktion nur verändert: Vers 58 „unerſchöpfte" ſtatt „unerforſchte". Von Gotters Romanzen bringt Chriſtoph Kuffners „Heſperidenhain der Romantik" Wien 1818, „Tarquin und Lucretia", „Blaubart", „Die Trauer", „Sibylle", „Antiochus und Stratonice". Als Epiſteldichter wird Gotter im „Almanach für Dichter und ſchöne Geiſter. Auf das Jahr 1785" S. 38 f. beſonders gerühmt und der Wunſch ausgeſprochen, „daß er mit ſolchen Stücken wie die Freundſchaft; Starkgeiſteren das Publikum öfters beſchenken möchte", er würde Gockingk nichts nachgeben.

Daß meine Anzeige des Schloſſerſchen Buches ſo ſpät erſcheint, iſt mir unangenehm genug; ſchweres körperliches Leiden trägt die Schuld

daran. Ich bemerke dies zu meiner eigenen, wie zur Rechtfertigung der Redaktion.

Lemberg. Richard Maria Werner.

Thon O., Die Grundprinzipien der Kantschen Moralphilosophie in ihrer Entwicklung. Berlin, Mayer und Müller, 1895.

Gemäß seiner Absicht, eine vollständige Entwicklungsgeschichte der Kantschen Moraltheorie zu bieten, berücksichtigt der Verfasser nicht nur die bekannten Hauptwerke, sondern sucht er auch aus den Schriften der früheren und frühesten Zeit alle moralphilosophischen Äußerungen von prinzipieller Wichtigkeit heraus und prüft er namentlich die von B. Erdmann gesammelten und der Öffentlichkeit übergebenen „Reflexionen" mit anerkennenswerter Sorgfalt auf die Ausbeute an derlei Stellen, welche sich hier gewinnen läßt. Zum Zwecke besserer Orientierung zerlegt er das ethische Problem, mit dem Kant sich beschäftigt, in die vier Spezialfragen nach dem Wesen der Sittlichkeit, nach den Bestimmungsgründen des Menschen, sittlich zu handeln, nach der Natur der Willensfreiheit und nach den religiös-metaphysischen Konsequenzen des sittlichen Bewußtseins. Die unter diesen Gesichtspunkten gegebene Darstellung von den Wandlungen, welche Kants ethische Ansichten in der vorkritischen und der ersten kritischen Periode durchgemacht, ist im ganzen recht gut und klar, wiewohl sich gegen Einzelheiten manches einwenden ließe. So wird man in dem „vollen, höchstentwickelten Gebrauch der geistigen und körperlichen Fähigkeiten des handelnden" nicht einmal dann den Inhalt jenes Vollkommenheitsbegriffes finden dürfen, mit welchem Kant in den „Untersuchungen über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral" den Begriff der Sittlichkeit identifiziert, wenn man unter die geistigen Fähigkeiten auch schon eine Fähigkeit des moralischen Handelns aufnimmt — die „Vollkommenheit" ist hier vielmehr nur die moralische und keine andere, wie denn auf derlei Zirkeln überhaupt oft der Gebrauch des Vollkommenheitsprinzips von Seite der Wolffianer beruht — und nicht ganz einwurfsfrei scheint ferner die Auslegung des vom Verfasser mitgetheilten Passus aus den „Träumen eines Geistersehers" in dem Sinne, als würde das moralische Gefühl für die „Erscheinung" eines „Dinges an sich" erklärt, das man in dem Zusammenhange aller vernünftigen Wesen suchen müßte. Denn einesteils bleibt es immer bedenklich, vorkritische Konzeptionen in Terminis des Kriticismus auszudrücken und anderenteils stellt sich, was auch die Anschauung Kants gewesen sein und welche ethische Überzeugung aus den „Träumen" im Übrigen erhellen mag, gerade in den angeführten Sätzen der Zusammenhang der „denkenden Naturen" zunächst als Folge oder Ergebniß der Wirksamkeit des sittlichen Gefühls dar, während höchstens auf die Möglichkeit hin-

gedeutet wird, daß für eine tiefere, metaphyſiſche Betrachtung ſich dieſes Gefühl ſelbſt wieder als Offenbarung jenes Zuſammenhanges der Geiſter, als Manifeſtation einer myſtiſchen, verborgenen Einheit erweiſe. Auch ſonſt gäbe es noch Einiges zu bemerken; aber es iſt hier ſelbſtverſtändlich nicht der Ort, auf die kleinſten Details der Kantforſchung einzugehen.

Das Eigentümliche der Auffaſſung, welche Thon von der Ethik Kants in dem Stadium des fertigen, ausgereiften Kriticismus vorträgt, liegt vor allem darin, daß er auch für dieſe Periode noch eine Entwicklung, und zwar eine mit ſehr beträchtlichen Veränderungen einhergehende, aber allerdings ſtets in gerader Linie fortſchreitende, dem Ziele einer ſtreng aprioriſtiſchen und formaliſtiſchen Ethik mit Konſequenz und ohne Rückſchläge zuſtrebende Entwicklung ſtatuiert. Die Tendenz aller „Fortſchritte“ wäre danach die immer vollſtändigere Reinigung des Moralprinzips von empiriſchem Inhalte, die immer gründlichere Ausſcheidung eudämoniſtiſcher Hintergedanken. Im Hinblick auf dieſe Zentralidee berührt es nun höchſt ſeltſam, daß Thon die von Pölitz 1821 herausgegebenen „Vorleſungen über die Metaphyſik“ in die kontinuierliche Entwicklungsreihe zwiſchen der „Kritik der reinen Vernunft“ und die „Grundlegung der Metaphyſik der Sitten“ einſchiebt. Denn, ſo gewiß es vom Standpunkte der heutigen, durch Bentham, L. Feuerbach und Andere begründeten oder wenigſtens vorbereiteten wiſſenſchaftlichen Moralphiloſophie iſt, daß Kant das Weſen der Sittlichkeit nirgends richtiger und glücklicher erfaßt hat als in dieſen Vorleſungen, ſo gewiß iſt es auch, daß er nirgends dem Eudämonismus weiter entgegengekommen iſt als hier, wo er nur den egoiſtiſchen Eudämonismus ablehnt, das Glück der Geſamtheit aber geradezu und ausdrücklich als Gegenſtand des ſittlichen Wollens anerkennt, ſo daß demgegenüber ſelbſt der Standpunkt in der Diſſertation „De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis“ als ein ſchroff und einſeitig rationaliſtiſcher erſcheint. Der Verfaſſer hätte ſchon deshalb nach ſeinen Vorausſetzungen Grund gehabt, wo nicht der Datierung B. Erdmanns beizutreten, welcher die Vorleſungen ins Jahr 1774 verlegt, ſo doch wenigſtens die früheſte von E. Arnoldt für möglich erachtete Entſtehungszeit, nämlich 1778 oder 1779, anzunehmen, nicht aber, wie er es thut, die „Kritik der reinen Vernunft“ den Vorleſungen vorangehen zu laſſen, abgeſehen davon, daſs auch gewiſſe, von ihm ſelbſt bemerkte und hervorgehobene Reſiduen dogmatiſcher Metaphyſik in den letzteren ein ſolches Zeitverhältnis etwas unwahrſcheinlich machen.

Läßt man jedoch den Umſtand, daß ſich die Vorleſungen in die geradlinige Entwicklung nicht recht einfügen wollen, bei Seite, ſo muſs man allerdings geſtehen, daß der Verfaſſer in geſchickter und ſachkundiger Weiſe ſeine Meinung verficht. Freilich giebt es auch in dieſer Partie der Abhandlung faſt auf jeder Seite einen oder den andern Punkt, wogegen

man Einwendungen erheben möchte. Aber andererseits sind viele Erörterungen sehr hübsch und lehrreich und gelingt Thon wenigstens in der Hauptsache der Nachweis, dass die Kantschen Definitionen den Aprioriſmus und Formalismus des Moralprinzips immer schärfer ausprägen, daß sie von der Kritik der reinen bis zu derjenigen der praktischen Vernunft durch die „Grundlegung" hindurch Schritt für Schritt dem Ziele einer gänzlichen Beseitigung des Gefühlsmomentes als eines Empirischen aus dem Begriffe des sittlich Guten im Subjekt und Objekt nach ihrem Wortlaute immer näher kommen. Ein anderes aber ist es allerdings, ob diesen verschiedenen, sich der Reihe nach ablösenden Formulierungen auch eine so erhebliche Verschiedenheit der von Kant jeweils eingenommenen Standpunkte entspricht, wie sie der Verfasser behauptet. Man mag Differenzen willig einräumen, man mag Thon Recht geben, wenn er zu den vier, schon von Cohen entdeckten Unterschieden zwischen der „Grundlegung" und der „Kritik der praktischen Vernunft" noch weitere hinzufügt; aber daß sich die ethischen Grundansichten des Denkers in der Zeit, welche zwischen den beiden Kritiken liegt, so tiefgreifend, wenn auch fort und fort nach derselben Richtung geändert haben, davon werden durch alles vom Verfasser Beigebrachte vielleicht nicht sämtliche Kantforscher zu überzeugen sein. Ihn selbst hätte schon die äußerliche Thatsache stutzig machen können, daß gerade die Formel in der „Kritik der reinen Vernunft", die den versteckten Eudämonismus der damaligen Kantschen Auffassung beweisen soll, wörtlich auch in der „Kritik der praktischen Vernunft", also in dem nach Thons Anschauung den Höhepunkt der rationalistisch-formalistischen Denkweise bezeichnenden Werke wieder vorkommt, eine Thatsache, auf die hinzuweisen er löblicher und gewissenhafter Weise nicht unterläßt. Muß das aber nicht Mißtrauen einflößen gegen die ganze Absicht, Kant zu sich selbst, den Autor der späteren, ethischen zu dem der früheren, erkenntnistheoretischen Kritik in inneren Gegensatz zu bringen? Und könnte nicht eben die ganze Intention der letztgenannten Kritik, deren Hauptgegenstand von Fragen der Metaphysik nicht loszulösen ist, es verständlich machen, weshalb hier mit dem Begriffe der Sittlichkeit eine Idee verknüpft wird, die nicht ein Ziel, sondern nur einen Erfolg des sittlichen Wollens ausdrückt, einen aus der allgemeinen Welteinrichtung sich ergebenden, also in gewissem Sinne zufälligen Effekt, welcher dem Bewußtsein des Wollenden selbst gänzlich fremd bleiben muß? Wäre aber eine solche Deutung, der nur die „Verheißungen und Drohungen", von welchen die „Kritik der reinen Vernunft" als von unerläßlichen Motiven des Handelns spricht, und die demgemäße Unterscheidung der sittlichen „Maximen" von den sittlichen „Ideen" einige Schwierigkeit bereiten, nicht umso besser berechtigt, als bei ihr auch der vom Verfasser mit Grund betonte Widerspruch zwischen dem aprioriſchen Ursprung der Moralgesetze aus der Vernunft, wie ihn die erste Kritik und sogar schon

die Dissertation von 1770 behaupten, und dem empirischen Inhalt des Glückseligkeitsbegriffes verschwinden würde?

Indes, wenn man sich auch mit allen positiven, historischen Ergebnissen des Verfassers einverstanden erklären wollte, bliebe ein Mangel der Thonschen Arbeit fühlbar, den schon ihre allgemeine Anlage mit sich bringt. Die Methode des Verfassers besteht darin, die gegenseitigen Beziehungen der in den einzelnen Zeitpunkten verschiedenen oder wenigstens verschieden dargestellten Morallehren Kants zu prüfen und auf Grund solcher Prüfung die Richtung festzusetzen, in welcher sich die angebliche Entwicklung der Kantschen Moralphilosophie vollzogen hat. Diese Richtung wird dann auch als eine Art von Erklärungsgrund für spätere Entwicklungsphasen benutzt, das Streben nach rein formalistisch-rationalistischen Prinzipien wird gewissermaßen als die Triebkraft aufgefaßt, welche die Kantschen Ideen immer weiter um- und fortbildet; — allein über die inneren Motive dieses Strebens, über den ersten Ursprung der so konsequent festgehaltenen Richtung weiß der Verfasser nichts zu sagen; er denkt nicht daran, die Sachgründe und psychologischen Quellen jener Triebkraft selbst bloßzulegen; da er nur das Verhältnis der zeitlich getrennten Lehren Kants zu einander, aber nicht auch ihr Verhältnis zu den Thatsachen des sittlichen Lebens und den logischen Erfordernissen der Auffassung dieser Thatsachen untersucht, so fehlt ihm der rechte Maßstab der Beurteilung und müßte er sich eigentlich jeder meritorischen Kritik enthalten. Es geschieht freilich nur gleichsam von Kants eigenem Standpunkte aus und ist nur eine andere Form der Konstatierung jener die Weiterbildung der ersten Gedankenkeime bestimmenden Tendenz, wenn Thon einen stetigen Fortschritt in den aufeinander folgenden Schriften verzeichnet, mithin die „Kritik der praktischen Vernunft" als die höchste und vollkommenste Ausgestaltung der Kantschen Moralprinzipien hinstellt. Die Richtigkeit eben dieser Prinzipien wird dabei als Bedingung vorausgesetzt: träfe die Bedingung nicht zu, wären die Prinzipien im innersten Grunde falsch, so würde sich auch der vermeintliche Fortschritt in Wahrheit als ein unaufhaltsamer, beständiger Rückschritt zu erkennen geben. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die so fleißige und lobenswerte Arbeit Thons, wenn sie dem Ideal einer philosophiegeschichtlichen Untersuchung noch etwas näher käme, als von einer Anfängerschrift zu verlangen ist, auch nicht mehr nötig hätte, mit der selbständigen Schätzung von Fortschritt und Rückschritt, Gut und Schlecht hinter dem Berge zu halten; sie wäre dann ja auch schon an und für sich Kritik und mit der Ergründung der sachlichen Verhältnisse, durch welche die Grundtendenz des Meisters ursprünglich angeregt und bestimmt wurde, würde sich für sie vielleicht von selbst die Erkenntnis verbinden, daß die Ideen oder behutsamer geredet: die Formulierungen Kants diesen Verhältnissen umso weniger entsprechen, sich also von der Wahrheit umso weiter entfernen,

umſo leerer, gekünſtelter, einſeitiger werden, je vollſtändiger der rationaliſtiſche Formalismus in ihnen zum Ausdrucke kommt. Bei Thon dagegen wird man den Eindruck kaum los, als wollte er dann und wann doch nicht bloß bedingungsweiſe, ſondern abſolut, nicht bloß vom Kantiſchen, ſondern vom eigenen Standpunkte aus urteilen und daher in bedeutungsvollen Punkten das Wahre für falſch und das Irrige und Verkehrte für richtig und gut erklären.

Graz. Hugo Spitzer.

Briefwechſel zwiſchen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1896.

83 Briefe aus den Jahren 1795—1815, etwa 20 von der Rahel, 16 von Varnhagen, die andern alle von Karoline von Humboldt. Der Herausgeber giebt, bis auf einen Brief, alles nach Handſchriften, hauptſächlich aus dem Humboldtſchen Hausarchiv in Tegel. Aber doch iſt Einiges von dem, was er bringt, lang ſchon durch den Druck bekannt: neun Briefe Karolinens an Rahel hat ſchon Varnhagen in der „Gallerie von Bildniſſen“ veröffentlicht, freilich verſtümmelt, wie es damals die Diskretion noch gebot und einmal, wie es wenigſtens nach Leitzmann ſcheint, falſch datiert (25. Mai 1798 ſtatt 25. März). Dies iſt nun der einzige Vorwurf, den wir dem Herausgeber machen, daß er nicht bemerkt, wo er ſchon Gedrucktes giebt (nur einmal ſagt er es, dort, wo ihm keine Handſchrift vorlag) und was Varnhagen in dem Abdruck der „Gallerie“ weggelaſſen hat. Daß ſich die Anmerkungen auf das Notwendigſte beſchränken wird jedermann loben, ein Namensregiſter iſt auch da. Was den Inhalt der Briefe betrifft, ſo hat der Herausgeber gewiß recht, daß ſie „eine zeithiſtoriſch wie pſychologiſch unerſchöpflich reiche Fundgrube“ bilden. Zeithiſtoriſch, denn es findet ſich in den meiſten irgend eine Mitteilung oder ein bezeichnendes Wort über merkwürdige Perſonen der Zeit. Allerdings iſt hier das Intereſſanteſte ſchon von Varnhagen ausgebeutet worden: über Gentz, über Marwitz, über Koreff wird man wenig Neues finden, und das Neue giebt keine neue Beleuchtung, nicht viel anders iſt es mit der Gräfin Lori Fuchs oder mit Pauline Wieſel. Doch wird der, der ſich eingehender mit dieſen Perſonen beſchäftigt, immerhin hier eine dankbare Nachleſe halten können. Und ſchließlich iſt ja dieſe Veröffentlichung nicht nur für die ganz Eingeweihten und Wiſſenden beſtimmt; es giebt auch für ſolche Bücher Leſer, die nicht alles gegenwärtig haben, was über die genannten Leute ſchon irgendwo einmal gedruckt worden iſt, die auch weder Zeit noch Luſt haben, darüber nachzuleſen. Neue pſychologiſche Daten bringen die Briefe über Karoline ſelbſt. Die Stellen ihrer Briefe, wo ſie von ihrer Liebe zu Burgsdorf ſpricht, ſind in dem Varnhagenſchen Abdruck

weggeblieben, hier ſtehen ſie und enthüllen ganz dieſes Herzensgeheimnis. Dabei fällt denn auch manches Streiflicht auf Burgsdorf, den wir ja auch ſchon aus der „Gallerie“ kennen, Varnhagen vergleicht ihn dort mit Lothario im Wilhelm Meiſter: „ſeine Liebesneigung“, ſagt er, „unfähig großer gewaltiger Leidenſchaft ging nie über ein Maß hinaus, welches noch Begeiſterung und Entzücken, aber nie das ganze Leben umfaßte“. In den letzten Briefen ſpricht Karoline viel von ihrer Liebe zu Koreff, dem jüdiſchen Arzt, deren Charakterbild Varnhagen in den Biographiſchen Porträts (1871 veröffentlicht von Ludmilla Aſſing) gegeben hat. Auch hier konnte kaum mehr geſagt werden: „Ich liebe Ihn gewiß wie nie ein Menſch einen Menſchen mehr geliebt hat.“ Solcher Stellen ſind mehrere. Die Perſonen dieſes Kreiſes ſagen ja gewiß gerne mehr als ſie fühlen, aber ſo ganz harmlos und nur geiſtig, wie man ihre Überſchwänglichkeit oft hat deuten wollen, waren ſie doch nicht. — „Varnhagen und Rahel“, ſagt der Herausgeber ſelbſt im „Vorwort“, erfahren keine erheblich neue Beleuchtung.“ Denn daß die beiden ihre Beziehungen zu Karoline „nicht aus wahrem, freundſchaftlichem Intereſſe pflegten, ſondern aus der egoiſtiſchen Berechnung heraus, daß Karoline durch Beeinfluſſung Humboldts die diplomatiſche Laufbahn Varnhagens beſchleunigen könnte“ — dies ergab ſich ſchon aus verſchiedenen Stellen des „Briefwechſels zwiſchen Varnhagen und Rahel“, die Leitzmann auch alle citiert. — Indem ich mit der Lektüre dieſes Buches nach Jahren wieder in den mir früher ſehr vertrauten Varnhagen-Rahelſchen Kreis trete, fällt mir auf, wie ſehr die Ausdrucksweiſe aller dieſer Briefſchreiber zuweilen an unſere Modernen erinnert. So wenn Varnhagen einmal ſagt, er liebe die Kinder des Humboldt „auf eine eigene Weiſe“ .... „man liebt Kaiſerinnen ſo, auch Soldaten, ich z. B. die unvergeßlichen Gefährten Schills und die Kaiſerin von Öſterreich“. Dieſe Coordination ſo heterogener Perſonen, dieſe Verallgemeinerung — ſtatt: ich liebe ſo die Kaiſerin von Öſterreich — man liebt Kaiſerinnen ſo — ſchmeckt dort ganz nach der Moderne. Und öfters noch „dieſe hohen ſtillen Worte ....“

Wien. E. Guglia.

Haſe C. B., Briefe von der Wanderung und aus Paris. Herausgegeben von O. Heine. Leipzig 1894, Breitkopf und Härtel. M. 2.

„Deutſche Denkwürdigkeiten,“ ſagt Karl Hillebrand (Zeiten, Völker und Menſchen 2, 369), „ſind beinahe ohne Ausnahme pſychologiſche Selbſtſtudien; ſie ſind in erſter Linie individuelle Entwicklungsgeſchichten und nur in zweiter Linie Zeitgeſchichte.“ Dieſes Urteil trifft für das vorliegende Buch nicht zu, in welchem aber allerdings auch nicht ex post geſchriebene Memoiren, ſondern ein Tagebuch und tagebuchartige, den

Ereigniſſen unmittelbar abgewonnene Briefe wiedergegeben werden: neben der anziehenden Individualität des Autobiographen gelangt auch die Entſtehungszeit ſeiner Mitteilungen, alſo Herbſt, Winter und Frühling 1801—1802, in anziehendſter Weiſe zu ungewollter kulturhiſtoriſcher Darſtellung. Die Vorgeſchichte der abenteuerlichen Jena-Pariſer Fußwanderung eines in der Folge weltbekannten Gelehrten iſt bald erzählt: Haſe (geboren 1780), Sohn eines thüringiſchen Landgeiſtlichen, verliert den Vater 1791, kommt an das Weimariſche Gymnaſium, bezieht 1798 die Univerſität Jena, 1799 Helmſtedt und kehrt 1801 abermals nach Jena zurück, woſelbſt er mit einigen griechiſchen Studenten in nähere Beziehungen tritt: er erlernt, dank ſeinem außerordentlichen Sprachentalente und der gründlichen klaſſiſch-philologiſchen Vorbildung durch Böttiger und Chriſtian Gottfried Schütze, das Neugriechiſche. Bittere Armut, glühende republikaniſche Geſinnung und jene geiſtigen Strömungen, welche ich im zweiten Ergänzungshefte dieſer Zeitſchrift S. 82 ff. bloßzulegen verſucht habe, bringen vereint in dem hochbegabten Jüngling, deſſen ſeltene ſittliche Kraft den Bannkreis Fichtes verrät, den Entſchluß zur Reiſe, nach Griechenland, ſpeziell Theſſalien, auszuwandern und dort, man weiß nicht recht ob lehrend oder kämpfend, bei Hellas' Befreiung mitzuwirken. Die erſte Etappe ſoll Paris ſein: man erkennt die mächtige Anziehung, welche von dem ſieggekrönten franzöſiſchen Conſulat auf die junge deutſche Generation ausgeübt wurde; ſie hat 1830 ein Analogon gefunden. Voll Enthuſiasmus unternimmt Haſe, ein Jahr vor Seume, ſeinen Rieſenſpaziergang, über den uns Tagebuch und Briefe, dieſes wie jenes an den Jugendfreund Wilh. Erdmann in Jena (nachmals ruſſiſchen General) gerichtet, aufklären. Eiſenach, Gotha, das „ungeheure" Frankfurt, Mainz, die erſte Stadt auf republikaniſchem Boden, Trier, Thionville, Verdun bezeichnen die Route des achtzehntägigen Marſches; der berüchtigte Johannes Ferdinand Wit hat 1818 beiläufig dieſelbe Fußreiſe gemacht.

Die erſten Tage in Paris verlaufen für Haſe in bitterſter Not; von Neugriechen wird er, als ſeine Bedrängnis auf höchſte geſtiegen, an den berühmten Gräciſten und Hellasfahrer J. B. Villoiſon empfohlen und gelangt durch dieſen als Sprachlehrer in höhere Geſellſchaftskreiſe, damit zu einer geſicherten Exiſtenz; auch die Witwe Condorcets, Marie Louiſe Sophie (1764—1822; vgl. Antoine Guillois' jüngſt erſchienene Monographie), wird ſeine Schülerin, und ein kleiner Roman iſt zwiſchen den Zeilen zu leſen. Schon 1803 iſt der griechiſche Plan vergeſſen, die bei Philhellenen übliche Ernüchterung eingetreten und Paris dauernder Wohnſitz des Gelehrten. So weit reichen Tagebuch und Briefe.

C. B. Haſe hat ſich ſpäterhin völlig entnationaliſiert, in der Art wenigſtens, wie Goethes Freund Graf Karl Friedrich Reinhard; ein raſch und ſicher aufſteigender cursus honorum führt ihn unter dem Kaiſerreich, der Reſtauration, Julimonarchie und Republik bis ins zweite Empire zu

hohen amtlichen und wiſſenſchaftlichen Ehren. Napoleon III. und Gambetta waren unter Haſes Schülern. Von der ungeheuren Ausdehnung ſeines Wiſſens und ſeiner gelehrten Verbindungen giebt der „Catalogue" ſeiner Bücherei (Paris, Labitte, 1864) eine annähernde Vorſtellung; die Einleitung desſelben (von F. D. D.) kommt neben der von deutſchen und franzöſiſchen biographiſchen Sammelwerken verzeichneten Litteratur und dem vorliegenden Buche als Quelle in Betracht. — Der Herausgeber unſerer Schrift weiſt darauf hin, daß einzelne größere Stellen der ſeiner Publikation zugrunde liegenden Manuſkripte ſeit 1880 in der „Deutſchen Rundſchau" (Band 25 und 29) erſchienen ſind; aber die „Augsburger Allgemeine Zeitung" hatte bereits 1864 nach Haſes Tode (Nr. 96 f.) Auszüge aus denſelben mitgeteilt, welche dann wieder in die „Revue germanique et française" 30, 354 f. übergegangen ſind.

Im Tagebuch und in den Briefen tritt bisweilen ein ganz eigentümliches Rotwälſch zutage, das wir der Aufmerkſamkeit der Kenner ſtudentiſcher Sprache empfehlen. Darſtellung und Erzählung ſind außerordentlich friſch und lebendig, thüringiſche, insbeſondere jenenſer Verhältniſſe werden fortwährend zur Vergleichung herangezogen, und wenn Worte nicht ausreichen, Abſonderlichkeiten republikaniſcher Tracht und dergleichen zu ſchildern, hilft ſich Haſe durch hübſche kleine Zeichnungen. So bietet die Publikation zugleich eine treffliche Vorbereitung auf Johann Friedrich Reichardts, des Muſikers, zeitlich genau anſchließende „Vertraute Briefe aus Paris geſchrieben in den Jahren 1802 und 1803" (2. Auflage, Hamburg 1805; 1896 von A. Laquiante „Un hiver à Paris sous le Consulat" ins Franzöſiſche übertragen). Auf demſelben Hintergrunde, dem glänzenden konſulariſchen Pariſer Leben, kommt bei Haſe zunächſt die gelehrte, bei Reichardt mehr die künſtleriſche Welt zum Worte, hier wie dort durch Vermittlung eines tüchtigen, ernſten, raſtlos an ſich arbeitenden Mannes. Zeitlich ſchließt ſich Haſe ſelbſt an Arndt an, der 1799 in Paris weilte („Reiſen ꝛc. 1802"; die „Erinnerungen" Kotzebues wurden 1804 geſammelt.

Da es Haſes Briefen an einem Nominalinder gebricht, will ich einen ſolchen wenigſtens für die deutſche Litteratur zu erſetzen verſuchen: K. A. Böttiger S. 79, K. F. Cramer S. 72, 77 (bei Reichardt 3, 95), Auguſt Lafontaine S. 23, 79 (Reichardt 2, 12), Schiller S. 82, Fr. Schlegel S. 103; zur Geſchichte des Philhellenismus S. 54 ff., 60—82 öfters, 91 f., 104. Die Stelle S. 70 (9. Brumaire X = 1802) ſetze ich ganz hierher: „Ich füge noch den Auftrag bei, mir mit umgehender Poſt auf jeden Fall Schillers Gedichte und womöglich auch den Wallenſtein zu ſchicken. Mademoiſelle Breteuil, die mit unglaublicher Leichtigkeit lernt und jetzt (in der dritten Lektion) Geßners Idyllen überſetzt, hat die Kühnheit gehabt mir zu ſagen: mais ce monsieur est un peu fade avec ses moutons et ses toits de paille . . . Hier kennt kein Menſch Schillern

oder seine Werke; Millin [Antiquar und Herausgeber des „Magazin encyclopédique", Reichardt 1, 67], der sieben Jahre deutsch gelernt hat, spricht beständig von Utz, Hagedorn, Zacharias[!], Gellert als unsern besten Köpfen. Die Buchhändler selbst kennen Wieland nicht und erinnern sich bloß, einige Traditionen von monsieur Schéet (Goethe) gehört zu haben; auch dauert das Verschreiben eines Buches immer Vierteljahre." Hase unterrichtete anfangs nach der deutschen Grammatik von — Gottsched; es wird sich um die „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst" oder den „Kern der Deutschen Sprache", beide im 18. Jahrhundert vielfach aufgelegt, gehandelt haben.

An die Korrespondenz Hase-Erdmann schließen sich zwei Briefe Hases an seinen Lehrer, den Kantianer Jakob Friedrich Fries in Jena (Winter 1802), und zwei in der That ziemlich belanglose Reiserouten für Marseille und Orleans, die Hase seinem Verwandten, dem berühmten Burschenschafter und Kirchenhistoriker Karl August Hase 1843 und 1851 zusammengestellt hat. O. Heine hat sich durch Veröffentlichung der liebenswürdigen und instruktiven Aufzeichnungen unseren Dank verdient; in noch höherem Maße würde ihm derselbe zuteil, wäre der Text von wenigen Schreibfehlern Hases und zahlreichen Irrungen des Setzers gereinigt worden.

Wien. Robert F. Arnold.

Betz L. P., Heine in Frankreich. Eine litterarhistorische Untersuchung Zürich, Albert Müllers Verlag, 1895. 8 M.

Schon der gewaltige Umfang (461 S.), den des Verfassers Untersuchung angenommen hat, verrät den litterarischen Neuling, der seines großen Materials noch nicht ganz Herr zu werden vermag. Das Buch hat der Züricher Fakultät als Dissertation vorgelegen und ist dem Professor Heinrich Morf gewidmet. Es ist eine Dissertation, die weit über das Durchschnittsmaß hinausragt: mit ausgebreiteter Belesenheit und großem Fleiß hat Betz Heines Beziehungen zur französischen Litteratur, sowie Frankreichs Einfluß auf Heine in vielen Einzelheiten erörtert, und er hat eine Fülle des Stoffes angehäuft, durch die unsere Kenntnis wesentlich bereichert worden ist. Aber die Verarbeitung dieses Stoffes läßt noch oft zu wünschen übrig. Betz ist für Poesie empfänglich, er besitzt die Gabe der Anempfindung; scharfe Charakteristiken und Scheidungen sind jedoch nicht seine Sache, und seine Verehrung Heines hält sich von Übertreibungen nicht frei. Er trägt zusammen, was sich nur irgend mit Heine in Beziehung bringen läßt, und der Leser, der mit den Einzelheiten der neuesten französischen Litteratur nicht genau vertraut ist, muß manche Behauptung über Heines Einfluß auf Treu und Glauben hinnehmen, ohne daß er durch des Verfassers Darlegung überzeugende Beweise für das Gesagte gewinnt.

Betz ist von dem Wunsche erfüllt, daß beide Nationen, Frankreich und Deutschland, einander geistig immer näher rücken sollten; er macht sich Heines hierhin zielende Äußerungen vollauf zu eigen, und die vier Aussprüche anderer Schriftsteller, die er seinem Buche als Motti vorausschickt, verkünden ausdrücklich diese seine Anschauung. Wenn nur unter solchen Vermittlungsbestrebungen die Schätzung deutschen Wesens nicht litte! Er schreibt: „Geschmack und Sympathien machen mir Land und Leute, Denken und Dichten beider Völker an den Ufern des Rheines gleich lieb." Wir Deutschen kennen nur ein Volk an beiden Ufern des Rheins, wie an denen der Weser oder der Elbe. Betz stellt (auf S. 282) den „Germanismus" der „französischen Kultur" gegenüber, nennt (S. 289) Paris „die geistige Metropole der Welt" und dergleichen mehr. Das sind Einseitigkeiten, die man von einem Gelehrten der deutschen Schweiz nicht erwarten sollte.

Der erste Abschnitt des Buches, „Das Milieu" betitelt, schildert Heines erste Eindrücke in Paris, ohne Neues zu bieten, und entwirft ein Bild der litterarischen Zustände Frankreichs um das Jahr 1831, ohne auf die mancherlei Ähnlichkeiten früherer deutscher Bestrebungen zu verweisen. In der Darstellung über Heines Verhältnis zur französischen Romantik (S. 27 ff.) wird des Dichters großer Gegensatz zu den Romantikern nicht erwähnt: ihm war die soziale und politische Befreiung, die Politik, die Hauptsache, den französischen Romantikern war sie unerfreuliche Nebensache; der Einfluss des St. Simonismus auf den Dichter ist recht knapp (S. 35), wenn auch in der Hauptsache richtig dargestellt, besser ist Heines Aufnahme in Paris (S. 27), auch seine Stellung zur Gesellschaft, insbesondere zu vornehmen Damen, charakterisiert (S. 57). Im ganzen schildert dieser Abschnitt mehr die äußerlichen Berührungen als die innerlichen Beziehungen Heines zum geistigen Frankreich jener Tage. Während das Buch sonst häufig zu viel bietet, macht sich hier ein empfindliches Zuwenig geltend: die meisten Leser werden erwarten, daß Betz sich auch über die Entwicklung von Heines Verhältnis zu seiner zweiten Heimat verbreiten, daß er dessen Anschauungen über den französischen Nationalcharakter, über das soziale, das politische, das Kunstleben Frankreichs im Zusammenhange geschichtlich erörtern werde. Das ist nicht geschehen. Es wäre ja freilich noch eine schwierige und ins weite führende Aufgabe gewesen. Aber von einem Autor, der mit ergiebigem Fleiße so vieles bietet, erwartet man auch viel; und wenn der Stoff mit sicherem Blick erfaßt würde, so ließe er sich gewiß auf zwei bis drei Druckbogen bewältigen.[1]

Der zweite Abschnitt, „Heine im Lichte der französischen Kritik" (S. 39 ff.) enthält in vier Kapiteln eine Sammlung von Stimmen

[1] Inzwischen hat Betz einen Teil dieser Aufgaben gelöst durch die Schrift „Die französische Litteratur im Urteile H. Heines" (in den „Französischen Studien" von Körting und Koschwitz Neue Folge, 2. Heft Berlin, Gronau 1897).

französischer Schriftsteller über Heine: 1. Einzelstudien über Heine, 2. Einleitungen zu Heines Werken in französischer Sprache, 3. Französische Memoiren über H. Heine, 4. Gelegentliche Urteile und Äußerungen über Heine, und endlich noch als Anhang: „Französische Stimmen über die Heine-Statuepolemik in Deutschland." Das ist eine erdrückende Fülle von Einzelheiten, und es gehörte ein großes Geschick der Darstellung dazu, den Stoff zu gruppieren, kritisch zu beleuchten und vor allem zu sichten. Jetzt gewinnt man den Eindruck, als ob ein eifriger Sammler von Preßstimmen uns seine sorgfältig registrierten Ausschnitte Stück für Stück vorlege, bis wir ermüden.

Betz giebt zahlreiche Citate und Auszüge, darunter ohne Frage viel Interessantes und Geistreiches, aber auch viel tönende Phrase. Am wichtigsten erscheinen die Urteile von St. René Taillandier (S. 47 ff.), dessen persönliche Beziehungen zu Heine natürlich gleichfalls erörtert werden, von Jules Janin (S. 67 ff.), der sehr schlecht wegkommt, von Emile Hennequin (S. 70 ff.), der mir als der bedeutendste aller französischen Kritiker Heines erscheint, von Emile Montégut (S. 78 ff.), dessen Bericht über den schwerkranken Dichter bemerkenswert, während sein Urteil über die „volupté" (S. 84) in Heines Gedichten zweifelhaft und die Erklärung des „Mißtons der vielen Lieder Heines" (S. 86 ff.) ungenügend ist; aber Betz streicht gerade diesen Autor gewaltig heraus. Endlich wird (S. 89 ff.) Louis Ducros' gediegenes, aber von Deutschenhaß erfülltes Buch genauer analysiert, das übrigens schon gleich nach dem Erscheinen (1886) von der deutschen Kritik angemessen gewürdigt worden ist. Ducros hat das „Buch der Lieder" treffend charakterisiert, wenn auch sein Urteil gelegentlich (vgl. Betz, S. 102) zur Überschätzung neigt; insbesondere hat er das „Lyrische Intermezzo" glücklich beleuchtet, während die „Heimkehr" und andere Abteilungen des Buches weniger gut wegkommen. Die Frage nach Heines Liebe zu Amalie (Molly), die Ducros mit Recht berücksichtigt, hält Betz für „völlig nichtig" (S. 95). „Was haben wir gewonnen," fragt er, „wenn es uns gelingt nachzuweisen, daß Petrarcas Laura eine ehrbare Mutter von — dreizehn Kindern gewesen?" Zu dem rein ästhetischen Genuß tragen dergleichen Untersuchungen manchmal freilich nichts bei; das weiß man längst. Aber die Wissenschaft hat die Aufgabe, alle Thatsachen des dichterischen Prozesses aufzudecken, so weit sie vermag; ist dieses geschehen, so wird oft auch das psychologisch-ästhetische Verständnis reiner und tiefer werden. Gerade nach dieser Richtung hat die moderne Forschung in den letzten Jahrhunderten viel geleistet; vielleicht hat sie sich von Einseitigkeit dabei nicht frei gehalten. Aber wir sind ein gutes Stück vorwärts gekommen. Und da macht es einen unerfreulichen Eindruck, wenn ein Mann, der erst in die Reihe der Forscher eintritt, eine so elementare Grundlage des litterarhistorischen Betriebes in Frage stellt. Mit dem nur ästhetischen Gerede ist uns nicht geholfen. Doch vermutlich hat Betz jenen Standpunkt

jetzt selbst längst überwunden. Übrigens sind Ducros' Darlegungen über die Beziehung der Lieder Heines auf Amalie jetzt zum Teil veraltet, seitdem wir des Dichters Verhältnis zu Therese kennen und überschauen. — In der Charakteristik der französischen Einleitungen zu Heines Werken ist das über Gérard de Nerval (S. 115 ff.) Gesagte am wertvollsten, dagegen muß ich das Lob, das Betz Marcel Prévost (S. 120 ff.) spendet, als ganz ungerechtfertigt zurückweisen. Prévost hat 1890 zu Daniaux' Übersetzung von Heines „Heimkehr" eine einleitende Studie geschrieben unter dem Titel „Le premier amour de Henri Heine. Amélie Heine". Diese Studie rühmt Betz als ein „psychologisches Kabinettstück", wie es heute nicht viele Franzosen mehr schreiben könnten. Dann fährt er fort: „Ist es nötig, erst zu bemerken, daß es Marcel Prévost nicht in den Sinn kam, etwas wie einen Beitrag zur Heineforschung zu liefern? Er ist zum Glück Poet und hat dergleichen nicht nötig. Das strenge Urteil deutscher Kritik, die einige Ungenauigkeiten entdeckt, scheint uns deswegen wenig am Platze." Vermutlich darf ich diese Rüge auf mich beziehen. Ich habe in den „Jahresberichten für neuere deutsche Litteraturgeschichte" (1890; IV, 14:39) behauptet, daß jene Einleitung „ein wüstes Durcheinander falsch gedeuteter Stellen und haarsträubender Kombinationen von einem fast durchweg schlecht unterrichteten Manne" enthalte, und ich muß bei diesem Urteil verharren. Der schöne Stil von Prévost kann uns über den verfehlten Inhalt seines Aufsatzes nicht hinwegtäuschen.

In dem Kapitel „Französische Memoiren über H. Heine" wird Eduard Grenier (S. 129 ff.) als gehässig heruntergemacht; es bleibt doch viel Interessantes in seinen Mitteilungen enthalten. Die in der Anmerkung geäußerte Vermutung, daß sich das Gedicht „An Eduard G." (Heines Werke, 2, 79) auf Grenier beziehe, ist zweifellos irrig; es geht auf Eduard Gans. Wie hätte Heine über den Pariser Stadtgenossen die Worte äußern können: „Du bist vielleicht auch Excellenz geworden?" — Das letzte (4.) Kapitel dieses Abschnittes, „Gelegentliche Urteile und Äußerungen über Heine", zählt viele berühmte Männer auf, die über Heine ein mehr oder minder inhaltreiches Wörtchen hingeworfen haben, und zeigt, wie hoch der Dichter in Frankreich geschätzt worden ist.

Am interessantesten ist der dritte Abschnitt des Buches: „Heines Kenntnis der französischen Sprache" (S. 163 ff.), in welchem Betz im einzelnen genau darlegt, daß unser Dichter das französische Idiom nur mangelhaft beherrschte, und daß er keinen ganz korrekten französischen Brief schreiben konnte, eine Thatsache, auf die neuerdings besonders Grenier schon hingewiesen hatte. Betz druckt (S. 176 ff.) einige „unretouchierte" französische Briefe Heines ab, darunter einen an Eugène Renduel und zwei kleine Billets, die bisher unbekannt waren. Die französischen Übersetzungen Heines, die er selbst herausgab, waren von befreundeten Litte-

raten, wie Loeve-Veimars, Specht, Grenier, Gérard de Nerval, St. René-Taillandier und anderen unter Heines Beihilfe verfaßt worden. Über sie wie über andere selbständige Dolmetscher des Dichters handelt Betz sehr ausführlich im vierten Abschnitte seines Buches (S. 181—265). Es ist ein sehr fleißiger Aufsatz, der reiches Material aufhäuft. Gefällig zu lesen ist eine solche Charakteristik von einigen Dutzend Übersetzern natürlich nicht. Betz druckt zahlreiche Proben ab. Eine kleine Bemerkung möchte ich zu seinen Darlegungen hinzufügen, die uns zeigt, welch sonderbares Mißgeschick dem Dichter und seinem „teinturier" — es ist in diesem Falle Nerval — trotz aller Sorgfalt gelegentlich begegnen konnte. Die Ueberschrift der ersten Nummer des zweiten Cyklus der Nordseebilder lautet „Meergruß"; es ist das bekannte Gedicht, welches beginnt: „Thalatta! Thalatta! Sei mir gegrüßt, du ewiges Meer!" In den liederlichen Drucken des „Buches der Lieder", die Campe zuletzt ohne Heines Korrektur besorgte, war dieser Titel „Meergruß" in „Morgengruß" entstellt worden; ein Exemplar mit diesem Druckfehler bildete die Grundlage für Heine-Nervals Übersetzung, und nun ist es lustig zu beobachten, daß beide Männer das Unpassende des Titels übersahen und ihn ruhig durch „Salut du matin" wiedergaben. So ist noch heute in den „Poèmes et légendes" zu lesen (vgl. hierzu meine Ausgabe, Band 1, S. 531).

Am umfangreichsten ist der in nicht weniger als neun Kapitel zerlegte fünfte Abschnitte von Betz' Werk, der über „H. Heines Einfluß" handelt (S. 267—434). Neben mancherlei unerquicklichen Abschweifungen und überflüssigen Betrachtungen finden wir auch hier eine Fülle wertvollen Stoffes. Das erste und dritte Kapitel erörtern den allgemeinen Einfluß deutschen Geistes auf das Frankreich des 19. Jahrhunderts. Dabei bringt der Verfasser manche Andeutung, die über die Arbeiten von Süpfle, Meißner u. s. w. hinausführt. Die stärkste Nachwirkung des Buches der Frau von Staël fällt in das Jahrzehnt von 1830—1840; es ist die Zeit, wo zahlreiche einflußreiche Geister Frankreichs mit romantischer Schwärmerei alles Deutsche verehren. „Erst mit St. René-Taillandier sehen wir eine Reihe von hochgebildeten Gelehrten in der französischen Litteratur auftreten, die sich nicht damit begnügten, deutsch und Deutsches zu „ahnen", wie einst Sainte-Beuve" (S. 312); es kommt nun eine Epoche klarerer Erkenntnis und gründlicher Forschung. Aber bis 1870, als sich eine neue Wandlung in der Erfassung deutschen Wesens jenseits der Vogesen vollzog, blieb das Interesse vorzugsweise den Heroen des deutschen Geisteslebens, den großen Dichtern und Denkern zu Ende des 18. Jahrhunderts zugekehrt; „seit 1870," schreibt Betz — zweifellos mit Recht — „ist Deutschland allerdings nicht mehr das Land, über das man bloß schwungvolle Vorträge hält und geistreiche Artikel schreibt, sondern das Land, dessen Sprache, Litteratur und Geschichte man mit Ernst studiert." Und zugleich wendet man sich den modernen Zuständen

mit erhöhtem Anteil zu; die auch von Süpfle und Meißner gehegte Annahme, daß Frankreichs Intereſſe für deutſche Litteratur ſeit 1870 gefallen ſei, wird von Betz entſchieden zurückgewieſen. — Heine, nach Grimm und Holbach der dritte große Deutſche in Paris, wirkt zunächſt nachhaltig auf ſeine befreundeten Zeitgenoſſen Theophile Gautier und Gérard de Nerval ein, während Béranger und Muſſet ihm ſelbſtändiger zur Seite ſtehen (Kapitel 2). Tiefer und bedeutender ſind die Anregungen, welche verſchiedene moderne Dichterſchulen Frankreichs, an ihrer Spitze die Parnaſſiens, durch Heine erfahren haben (Kapitel 4 ff.). Ich vermag die Darlegungen des Verfaſſers hier nicht im einzelnen ſelbſtändig nachzuprüfen, aber ich habe den Eindruck gewonnen, daß viele ſeiner Beobachtungen zutreffend ſind und unſere Kenntnis von Heines Stellung in der Weltlitteratur weſentlich erweitern. Nicht die franzöſiſchen Romantiker, ſondern ihre Nachfolger ſcharen ſich um das Banner Heines. Und zwar ſchätzen ſie bald dieſe, bald jene Seite des deutſchen Dichters. Die Parnaſſiens und ihr Haupt Catulle Mendès, die nicht nur durch die Liebe zum reichen Wohlklang in Vers und Reim, ſondern vor allem durch die „ideale Religion der Kunſt" gemeinſam ausgezeichnet ſind, ſehen in ihm insbeſondere den großen Verskünſtler, den ſouveränen Sprachbeherrſcher. „Dieu merci!" ſchreibt Paul Ginisty, „ce qui a survécu à Henri Heine, ce ne sont ni ses griffes, ni ses haines, ni même le souvenir des erreurs ou des fautes qu'il a pu commettre, mais l'immortelle beauté de son langage, la grâce incomparable des images qu'il évoque."

Da die Parnaſſiens in ganz verſchiedener Weiſe von Heine beeinflußt ſind, da eine allgemeine Entwicklung dieſer Schule unter Heines Einwirkung nicht nachweisbar iſt, ſo hält es der Verfaſſer für angemeſſen, ihre einzelnen Vertreter geſondert zu beſprechen. Zuerſt Théodore de Banville (S. 328 ff.). Er, der dankbarſte Schüler und mit Gautier der glühendſte Verehrer Heines, „ſah in ihm den „Griechen", den Huldiger des Schönen, den Meiſter des Stils, von der Hand eines Künſtlers mit Sorgfalt gemeißelt." „Henri Heine", ſo ſchreibt er, „est, après Victor Hugo, le plus grande poète de ce siècle. La première fois que je lus l'‚Intermezzo', le plus beau poème d'amour qui ait jamais été écrit, il me sembla qu'un voile se déchirait devant mes yeux . . ."

Banville feiert Heine in Proſa und Verſen; er iſt ſowohl durch das „Lyriſche Intermezzo" als, in ſeinen „Odes funambulesques", durch den „Atta Troll" beeinflußt. Er wollte in Heine keinen Deutſchen ſehen und hat ſeine hyperchauviniſtiſchen „Idylles prussiennes" mit einem Motto aus Heines Wintermärchen geſchmückt (!). Weiter wird Heines Einfluß bei Catulle Mendès und François Coppée nachgewieſen, wobei ſich Betz auf das Zeugnis Hennequins ſtützt; es folgen Léon Valade, Léon Dierx, Claude Couturier, Emile Blémont. Von den meiſten dieſer

Dichter führt der Verfasser Beispiele an, welche die Abhängigkeit von Heine erweisen sollen, läßt aber eine befriedigende Ausführung und Erörterung der behaupteten Beziehungen vermissen. Ich übergehe das überflüssige und belanglose sechste Kapitel, um auf das wichtigere siebente, „Über Heines Einfluß auf die Gebrüder de Goncourt und Paul Bourget" (S. 366 ff.) etwas genauer hinzuweisen. Betz schreibt über die Goncourts (S. 367): „Durch ihre zahlreichen Anspielungen auf Heine, in ihren Memoiren sowohl, als auch allenthalben in ihren Werken, kurz bei dem Heinekultus der Goncourt keimte zunächst die Idee in uns, die hier zum Buche geworden. Auf sie wälzen wir Schuld oder Dank, je nachdem es schlecht oder gut ausgefallen. — Ihre poesievollen Neckereien, ihr Witz „tout en idées", ihr beißender Spott, ihre souveräne Verachtung der modernen Gesellschaft, — wir können alle diese und noch andere Züge direkt aus dem Autor der „Reisebilder", und zwar nach eigenen Geständnissen, herleiten". Besonders bei Jules de Goncourt wird dieser Einfluß Heines besonders deutlich (S. 369). Betz beabsichtigt dies in einer Einzelstudie genauer darzulegen. Paul Bourget endlich (S. 370 ff.) ist von Heine weniger in seinen Romanen als in seinen lyrischen Gedichten abhängig, wofür Betz wieder einige Proben zum Beleg anführt; er sah in Heine „einen der größten Dichter aller Zeiten und den unübertroffenen Sänger der Liebe" (S. 374). Das 8. Kapitel „über die zeitgenössischen Strömungen der französischen Poesie und deren Zusammenhang mit Heines Dichtung" (S. 376 ff.) entrollt uns ein Bild wüstester Décadence einer halbverrückten, verschwommenen Poesie, die vielfach von Dichtern fremder Herkunft gepflegt wird. Ein widerlicher Geruch von Fäulnis durchzieht diese Darstellung. Neben Edgar Poe soll Heine auf diese dekadente Afterlyrik eingewirkt haben. Am ausführlichsten sucht das der Verfasser bei Charles Baudelaire zu erweisen (S. 385—399); weiterhin interessieren uns in dieser Schar am meisten Richepin und Paul Verlaine. Am Schlusse dieses Kapitels (S. 421 f.) faßt Betz Heines Einfluß auf Frankreich in vier Thesen zusammen. Das 9. Kapitel, „H. Heine und einige Dichter der Westschweiz" (S. 423—434), ergänzt die vorausgegangene Darstellung und giebt im Stil der vorangegangenen Kapitel wiederum zahlreiche Proben, aus denen der Leser das Facit ziehen muß.

Aus dem „Anhang" sind besonders die Auszüge aus einer Übersetzung des „Ratcliff" bemerkenswert, die Heine im Januar 1840 in der „Revue de Paris" erschienen ließ (hergestellt vermutlich unter der Beihilfe A. Specht's), und die mir, als ich die Lesarten meiner Ausgabe besorgte, noch unbekannt war. Ferner bietet eine Bibliographie der in Buchform und in Zeitschriften erschienenen französischen Übersetzungen von Arbeiten Heines (S. 446 ff.) viele willkommene Angaben. Ein Register erleichtert die Benutzung des Buches.

Im einzelnen wäre manche wenig glückliche Bemerkung anzuführen. Auf S. 281 ſteht der ſchlimmſte Satz: „Ein Ortfried (sic!) von Weißenburg wurde der Einführer der deutſchen Schriftſprache"; S. 21: „ſeine Poeſie . . . wurzelt in dem Gehirn"; S. 327: „wir inſiſtieren auf das Zeugnis Giniſtys"; Fremdwörter wie Affinität, Revelation, makaber u. ſ. w. ſind unerträglich. Doch quandoque bonus . . . Das Buch von Betz bietet uns die Ergebniſſe ſehr fleißiger und ausgedehnter Studien. Komponiert iſt es wie Erſtlingsarbeiten oft komponiert ſind. Verarbeitet iſt das Material nicht zur Genüge; und durch die Häufung des Stoffes wird der Leſer oft müde und abgeſpannt. Aber es ſind hier viele ſehr wertvolle Angaben zuſammengetragen, und wer über Heine arbeitet, wird dem Verfaſſer für zahlreiche Aufſchlüſſe dankbar ſein.

Leipzig. Ernſt Elſter.

Nietzki M., Heinrich Heine als Dichter und Menſch. Beiträge zu ſeiner Charakteriſtik. Berlin, Mitſcher und Röſtell, 1895. M. 2.25.

Nietzki behandelt wie viele ſeiner Vorgänger, wenngleich mit größerer Mäßigung, die Frage, ob Heine eines Denkmals würdig ſei und er kommt zu dem Schluß: „Heine ein Denkmal ſetzen hieße jenen heidniſchen Völkern gleichen, die auch ſchädlichen Gottheiten, den Dämonen des Verderbens und der Zerſtörung, Tempel und Götzenbilder weihten." Den Beweis dieſes Satzes bringt er induktiv, indem er Heines „Unwürdigkeit" auf allen Gebieten zu beweiſen glaubt. Er wendet ſich zunächſt der Lyrik Heines zu und nachdem er deren große Wirkung zugegeben, beſchäftigt er ſich mit den Mitteln, die dieſe Wirkung erzielten und ſtellt ſich ganz auf den Boden der Arithmetik, wie ſie Seelig gegen das Buch der Lieder anwendet, ahmt auch jene kalte Zerfaſerung nach, wie ſie Kirchbach vor Jahren an Heines Technik vornahm, und die höchſtens vergleichend und ſtatiſtiſch einen Wert hätte, wenn ſie auf die Romantik, beſonders aber auf Wilh. Müller, angewendet würde.

Dieſer Teil von Nietzkis Buch iſt, wenn auch nirgend originell, ſo doch einigermaßen inſtruktiv. Weit ſchwächer iſt der überwiegend größere Teil des Buches, der nach unſeliger Methode aus Briefſtellen und Citaten Heines Verhältnis zu den Frauen, zu Deutſchland, zu den Romantikern, zu ſeinen Verwandten und Freunden, zu Goethe und Börne, zu Königen und Miniſtern, zu den Juden, zu politiſchen, religiöſen und ſozialen Fragen zuſammenzuflicken verſucht. Die pedantiſche, unkritiſche Art, mit der Nietzki an all dieſe aus dem Zuſammenhang geriſſenen Stellen geht, iſt unheilvoll für das ganze Buch. Er hätte das ſchöne Wort Gottfried Kellers von den „verſtellten Grimmigen" beherzigen und ſich die prächtige Charakteriſtik Heines durch Keller einigermaßen zu Nutze machen ſollen:

„Wie ein volles Veilchentöpfchen
War ſein Herz, das aufgegangen
Juſt am ſchönſten Frühlingsmorgen,
Alle Kelche ſchwabblich voll

Von dem klarſten Thaugeflunker!
Aber gräuliche Geſichter
Schnitt er, als ob er im Buſen
Schnöd ein Neſt von Diſteln trüge! . ."

Ganz verfehlt iſt es aber, beſonders bei einem Dichter wie Heine, bei dem Satire, Bizarrerie, auch Poſe eine ſo große Rolle ſpielen, von jeder Wertbeſtim-

mung abzusehen und jedem Jugendbrief, jedem gewagten Scherz, jeder von Wut und Enttäuschung diktierten Kundgebung aus der Matratzengruft genau dasselbe Gewicht beizulegen, noch verfehlter, all diese Briefe nach Art eines Untersuchungsrichters durchzugehen, der den Deliquenten in Widersprüche verwickeln, ihn „fangen" will. Wie viele unbekannte oder unerkannte Beziehungen und Anspielungen wären aufzudecken, um Wendungen und Ausdrücke richtig zu interpretieren, die die Entrüstung Nietzkis und seiner Genossen erregen! Welche Empörung und welche Schlußfolgerung würde — um ein Beispiel zu geben — die bekannte Phrase hervorrufen, Heine liebe seine Mutter mehr als zwanzig Katzen, wüßte man nicht glücklicherweise, daß es sich hier nur um eine spaßhafte Anlehnung an eine von Gustav Heine als Kind gethane komische Beteuerung handelt. Solche Momente spielen überall in die Korrespondenz Heines hinein: so wäre auch die „Absage" an Sethe, die Nietzki (S. 80) so entrüstet abdruckt, unter einem wesentlich anderen Gesichtswinkel zu betrachten. Wendungen wie „daß ich vom 15. April an Dein Freund nicht mehr sein werde", „bis morgen Dein Freund" weisen doch deutlich auf den parodistischen Charakter des Schriftstückes hin und ebenso deutlich die sinnlos-hyperbolische Wut auf alles Deutsche, zumal aus einer Zeit, in der Heine noch wenig Gehäßiges gegen Deutschland und Deutsche geschrieben hat. Nicht minder deutlich ist das bewußte Streben Heines bemerkbar, sich durch angenommene Ruchlosigkeit, durch die Laune, sich „jenseits von gut und böse" zu stellen (die Parallele mit Nietzsche S. 159 ist denn doch unerlaubt oberflächlich), interessant zu machen. Diese Koketterie mit der Bosheit, dieser „Bosheitsdilettantismus", lag ganz im Wesen der Zeit und er findet sich zu allen Zeiten bei sehr jungen Leuten, die das Bedürfnis haben, ihre Person in den Mittelpunkt der Dinge zu stellen. Nietzki kann überzeugt sein, daß sich Heine all dieser Widersprüche und Ruchlosigkeiten, die ihm mit überlegener Miene nachgewiesen werden, sehr wohl bewußt war und sie nur um des Effektes, um der Laune willen, wieder recht den Teufel zu spielen, zu Papier brachte. Das Höchste im absichtlichen Mißverstehen leistet aber die „Anmerkung" auf S. 75; da wird die bekannte Stelle aus dem 4. Brief „Über die französische Bühne" Salon IV (Nietzki spricht von „Theaterbriefen"), in der Heine mit allerdeutlichster Anspielung auf politische Verhältnisse behauptet, er habe als Kind eine Katze vom Dach geworfen, sie sei aber nicht auf die Füße gefallen, sondern sie habe sich auf der Lanze eines Kosaken gespießt, dazu ausgenützt, um Heine der Tierquälerei, „herzloser Frivolität" zu beschuldigen. Wie gut, daß Heine seine falsche Angabe, er sei der Graf von Ganges feierlich widerrufen hat . . . ! Wie ein warmes und verständnisvolles Eingehen in die Eigenart seines Dichters, so fehlt Nietzki, obwohl er ja seiner Studie einen historischen Hintergrund zu geben sucht, ein wirklich historisches Gefühl. Er giebt Heines Ansichten, sofern sie geeignet sind, ihn politisch oder anderweitig zu kompromittieren, entweder so, als seien sie einzig in seinem Kopf, in krassem Widerspruch zur ganzen Mitwelt entstanden oder er stellt sie als Gegensatz zu den Meinungen der heterogensten Männer und Gruppen auf oder er mißt sie wohl auch höchst einseitig an dem Urteile von Heines entschiedensten Gegnern. Wenn er beispielsweise S. 118 f. Heines Napoleonkultus bespricht, so hätte er zunächst (wie dies Brandes und andere gethan) auf die Stimmung in vielen Kreisen Deutschlands, auf die Verehrung, die Napoleon bei Hegel fand und die im Buch „Le Grand" nachklingt, auf die Beurteilung Napoleons durch Goethe, Schiller, Knebel, Varnhagen hinweisen müssen.

Das Buch Nietzkis dürfte zunächst eine Gegenschrift zur Folge haben, die alle für Heine günstigen Citate, Briefstellen und Urteile zusammenstellt und alles Unerfreuliche und Feindselige bei Seite läßt. Durch diese ganze Litteratur wird aber die Enthüllung des Heinedenkmals um keinen Tag beschleunigt oder verzögert und die Forschung um keinen Schritt gefördert.

Prag. Rudolf Fürst.

Mollat G., Reden und Redner des ersten deutschen Parlamentes. Osterwieck (A. W. Zickfeldt) 1895. M. 12.—.

Als „Beitrag zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, als politisches Bildungs- und Lehrmittel, als Schule klassischer Beredsamkeit" ist dieses Buch geplant; einer dreifachen Aufgabe sucht der Verfasser mit seinem Werke zu genügen.

Die deutsche Philologie hat an den Verhandlungen der Paulskirche ein zweifaches Interesse: einmal findet die Litteraturforschung eine stattliche Zahl der ersten Dichter und Schriftsteller unseres Jahrhunderts in der Reihe der Redner wieder — wie denn auch in die gesammelten Schriften dieser Männer nun meist auch ihre Leistungen in der Paulskirche Eingang gefunden haben — andererseits bieten die Reden selbst nach allen Seiten Anknüpfung an litterarhistorische und philologische Probleme. Wir können in den Reden des Frankfurter Parlamentes zwei Hauptströmungen beobachten, eine rückgewandte und eine vorwärtsschauende. Die eine setzt, wie einst in Griechenland die aufblühende Rhetorik, so nun auf deutschem Boden als Parlamentsrede den künstlerischen Trieb, der sich in der Dichtung ausgelebt hatte, in der Form der Rede fort. In den Prunkreden der Paulskirche sehen wir den Wiederhall unserer klassischen Dichtung; Gedanken, Bilder, wörtliche Citate unserer großen Dichter kehren hier wieder, und es wäre kein müssiges Beginnen, an der Hand dieser Zeugnisse die Nachwirkung der verschiedenen Dichtungen im Einzelnen festzustellen. Daneben gehen die ersten Anfänge einer aus den thatsächlichen Bedürfnissen des Lebens sich losringenden Redekunst einher, die ersten Versuche, die mündliche Sprachform für die Erledigung von Geschäften und Staatsaktionen auszubilden. Ich gestehe offen, daß ich für diese letztere Richtung das wärmere Interesse, den empfänglicheren Blick habe; die hergebrachte Schulmeinung dagegen sieht den Gipfelpunkt der Redekunst mehr in der ersterwähnten Gattung. Damit berührt sich auch die Auswahl von Reden, die uns Mollat als ersten und hauptsächlichen Teil seines Buches bietet, sie spiegeln uns die Paulskirche als eine „Schule der klassischen Beredsamkeit" wieder. So sind denn in unserer Ausgabe gerade die anschaulichsten und packendsten Augenblicksbilder weggeblieben, jene lebhaften Scenen, in denen eine aus dem Stegreif redende Schlagfertigkeit zur Wirkung kam, während die am Schreibtisch erworbene Gedankenbildung auf der Tribüne versagte. Gleich das Eröffnungsbild, das uns die stenographischen Berichte darbieten, ist nach dieser Seite so kennzeichnend, daß wir es in einem Beitrage „zur vaterländischen Geschichte" wie in einem „politischen Bildungsmittel" als warnendes Beispiel angebracht wünschten. Von anderem Standpunkte aus vermisse ich im Vordergrunde der Sammlung die ausgesprochenen Vertreter bestimmter Redegattungen, wie z. B. den eleganten Lichnowsky oder den nie um Antwort verlegenen Carl Vogt.

Solche Typen kommen in der Darstellung, die Mollat giebt, nicht zu der Geltung, die die Eigenart ihrer Beredsamkeit in der Paulskirche erlangt hat. Und doch knüpft der rednerische Stil, wie er sich in Deutschland entwickelt, vielmehr an diese Muster und an die Art anderer — weniger hervortretender Redner, als an die sogenannten Zierden des Parlaments an. Die Fähigkeit, den Gedanken unmittelbar in Worte umzusetzen, die glückliche Anknüpfung an den gegebenen Augenblick und die Schlagfertigkeit in der Erwiderung, das sind die Eigenschaften, die denjenigen, der etwas zu sagen hat, zum guten Redner stempeln. In ihrer Vereinigung liegt eigentlich die ganze Redekunst des Fürsten Bismarck begründet, aber vergebens suchen wir ihre Spuren in den lang ausgesponnenen, ausgefeilten Reden der meisten in unserer Auswahl dargebotenen Proben. Das liegt freilich teilweise auch noch in einem anderen Umstande, der den Herausgeber bei seiner Wahl beeinflußt hat. Der Gedanke des „politischen Bildungs- und Lehrmittels" war leitender Grundsatz, und ihm zufolge wurden aus der unermeßlichen Redeflut jener Tage vor allem diejenigen Proben herausgehoben, in denen das politische Programm greifbar hervortrat, und das war naturgemäß in den längeren und vorbereiteten Reden vorzugsweise der Fall. Außerdem war der Verfasser sichtlich bemüht, in dem Widerstreit der Anschauungen denjenigen Rednern das Wort zu geben, die am ehesten staatsmännische Einsicht verrieten. So konnte freilich kein getreues Abbild jener Redekämpfe gegeben werden, dafür aber werden die mannigfachen guten und noch heute wirksamen Gedanken aus dem Wuste der schiefen Meinungen losgelöst.

Deutlich tritt dies in jenem Abschnitt zu Tage, in dem die polnische Frage (IV) gestreift wird. Der stenographische Bericht aus jenen Tagen gehört zu dem Peinlichsten, was einem Leser als Hochverrat gegen den gesunden Menschenverstand geboten werden kann. Mollat dagegen zeigt uns neben der aalglatten Erwiderung eines polnischen Klerikalen nur die staatsmännisch gehaltene Rede Wilhelm Jordans, die noch für heutige Verhältnisse den Nagel auf den Kopf trifft. Es ist zudem belehrend, diese Rede vom technischen Standpunkte aus zu betrachten. Sie scheint genau vorbereitet gewesen zu sein, folgt aber in der Ausführung doch sichtbar den Eingebungen des Augenblicks, ohne freilich die Gunst des Augenblicks auszunützen. Ganz auffällig ist der schwächliche Schluß dieser Rede, der an einen Zwischenruf anknüpft. Gerade jener Zwischenruf — aus dem Munde Robert Blums — hatte dem Redner eine so auffallende Blöße des Gedankenvermögens dargeboten, daß ein Redekünstler hier die willkommenste Gelegenheit finden konnte, sich einen wirksamen Abschluß zu erzielen; für Jordan dagegen bedeutete dieser Zwischenruf eine unerwartete Störung seines Gedankenkreises, er lähmte ihm die Schwungkraft der Darstellung und brachte ihn zum Schweigen.

Den zweiten und kürzeren Teil des Buches bilden Mitteilungen über den Lebensgang der bedeutendsten Redner; Litteraturnachweise, flüchtige Schlaglichter, die aus zeitgenössischen Berichten jeweils auf den Einen oder Andern fallen. Der Herausgeber hat hier eine reiche Litteratur durchgearbeitet, die teilweise an entlegenen Orten zerstreut ist. Schade, daß er gerade die für die Geschichte der Beredsamkeit so wichtigen kleinen Einzelheiten, die Mitteilungen über Tonfall, Geberden, äußere Erscheinung, Wirkung und Erfolg der Redner so spärlich seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Ich habe gerade nach dieser Seite gesammelt und hätte meinen kleinen Bestand aus dem großen von Mollat benutzten Material gerne bereichert.

Heidelberg, Oktober 1897. H. Wunderlich.

Raatz G., Wahrheit und Dichtung in Fritz Reuters Werken. Urbilder bekannter Reutergestalten. Mit Porträts, Skizzen, Ansichten ꝛc., zum Teil nach Originalen von Reuters Hand. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung Verlagskonto 1895.

Reuters Werke erwecken immer und überall, wo sie überhaupt Eingang finden, ein über das bloße ästhetische Wohlgefallen weit hinausgehendes, warmes Gefühl für die Person des Urhebers; so zeigt auch die stattliche Reuterlitteratur weniger das Gepräge wissenschaftlicher Forschung, als pietätvoller Verehrung eines liebgewordenen Menschen. Vor allen andern ist nun schon seit zehn Jahren Gaedertz bemüht, immer neue Züge zu einem Bilde aufzufinden, das er dann in einer großen Biographie auszuführen verspricht, während er vorläufig nur in kleineren Publikationen die Resultate seiner Forschung bietet. Das jüngste, dabei bedeutendste Glied dieser Reihe bilden die beiden Bände „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen", die fast den ganzen Lebensgang Reuters vorführen, eine ganze Anzahl bisher unbekannter Gelegenheitsdichtungen und eine reiche Menge Zeichnungen des Dichter Malers enthalten. Ähnliche Wege wie Gaedertz geht auch Dr. A. Römer, der in „Fritz Reuter in seinem Leben und Schaffen" gleichfalls Originalzeichnungen Reuters und Erinnerungen seiner Freunde mitteilt. Johannes Proelß in Nummer 35—38 der Gartenlaube von 1896 gab Briefe Reuters an seine Braut.

Das vorliegende Buch ist vielleicht mehr als andere ein Erzeugnis wärmster, ja übertriebener Verehrung, der jeder Gegenstand heilig erscheint, mit dem der verehrte Mensch sich irgend abgegeben hat. Es stellt sich nicht als ein Beitrag zur Biographie dar, sondern will den — fast immer vorhandenen — Originalen zu Reuters Gestalten nachgehen. Ohne bestimmte chronologische Ordnung nimmt Raatz die Werke und wieder in ihnen jede einzelne Person her, und giebt die aktenmäßigen Nachweise der Originale, zum Teil gestützt auf vorhergehende Arbeiten, besonders Gaedertz', zum Teil aber auf Grund recht mühsamer Umfragen und langer Korrespondenzen. Wo etwa Porträts von Reuters Hand vorliegen, gibt er auch diese, und sie gehören zum interessantesten Inhalt des Buches: Reuters dichterische Eigenart spiegelt sich nicht übel in diesen ganz dilettantischen Produkten. Ganz und gar Porträtist, zeigt Reuter besonders in hingeworfenen Skizzen eine hübsche Gabe, charakteristische, besonders komische Züge festzuhalten (was allerdings mehr aus den Zeichnungen bei Gaedertz, als aus den „Ölgemälden" bei Raatz hervorgeht); nur der Kopf interessiert ihn, das übrige ist Nebensache, wie denn die Arme und besonders Hände durchaus sehr steif gehalten, oft krüppelhaft klein erscheinen. Weniger anziehend sind die sonst zahlreich mitgeteilten Porträts, deren

Urbilder zum Teil recht gleichgiltige Mecklenburger Pfahlbürger sind. Dieser Mangel an Unterscheidung dessen, was mitteilenswert ist und was nicht, schädigt das fleißige Buch bedeutend; so hübsch der Nachweis ist, wie streng Reuter sich auch in Kleinigkeiten an die Wirklichkeit hielt, so gehören doch die ausführlichen Biographien der Stavenhagener und selbst ihrer Kinder nicht hierher. Am interessantesten erscheinen — menschlich genommen — die Genossen der Festungszeit, von denen dem „Philosophen" Schramm ein breiter Raum gewidmet ist, eine Art Ehrenrettung. Es scheint allerdings, daß Reuter aus irgendwelchem persönlichen Vorurteil und in hartnäckigem Irrtum befangen einem vielleicht unliebenswürdigen, aber nicht schlechten Mann schweres, sehr kränkendes Unrecht zugefügt hat. Der sonst so milde Mann hat die Bitterkeit gegen einen alten Genossen bis in das Alter festgehalten. Wenig glücklich scheint mir Raatz' Versuch ausgefallen, auf methodisch sehr anfechtbare Weise den Nachweis zu führen, daß Reuter in Bräsig sich selbst dargestellt hätte, obwohl dieser Versuch sich zum Teil auf Angaben von Reuter sehr nahestehenden Personen stützt.

Wien. Valentin Pollak.

Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Ed. Zeller. Mit einem Porträt in Lichtdruck. Bonn; Verlag von Emil Strauß. 1895. 10 M.

Der Schreiber dieser Briefe ist dem deutschen Volke auch in seinem intimeren persönlichen Leben längst kein Fremder mehr. Bald nach seinem Tode gab einer der ihm geistig Nächststehenden, Eduard Zeller, aus dem reichen Doppelquell seiner persönlichen Erinnerungen und seines Briefwechsels schöpfend, ein meisterhaftes Charakterbild: „David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert" (Bonn 1874), in welchem der Mensch wie der Gelehrte und Schriftsteller gleichmäßig zu seinem Recht kam. Zwei Jahre später veröffentlichte A. Hausrath seine zweibändige Darstellung: D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit (Heidelberg 1876—1878), welche, über das rein theologische Gebiet weit hinausgreifend, auch der Schilderung der Lebens- und Freundeskreise, in denen Strauß sich bewegte, die größte Sorgfalt zuwandte, und als ein sehr anziehend geschriebener Beitrag nicht zur Geschichte der Theologie des 19. Jahrhunderts, sondern des deutschen Geisteslebens überhaupt, die größte Beachtung verdient. Endlich waren gleichzeitig mit Hausraths erstem Bande im 1. Bande der „Gesammelten Schriften von D. Fr. Strauß (Bonn 1876) eine Reihe autobiographischer Aufzeichnungen, vielleicht nur Tagebuchblätter von Strauß selbst, unter dem Titel „Litterarische Denkwürdigkeiten" veröffentlicht. Diese Aufzeichnungen erregen, wie Zeller im Vorwort treffend bemerkte, „durch die Genauigkeit, mit der Strauß hier auf die Entstehungsgeschichte seiner einzelnen Schriften eingeht, ... die Offenheit, mit der er den freien Einblick in die innerste Werkstätte seines Schaffens und die persönlichsten Beziehungen seines Lebens gestattet, das größte Interesse".

Dieses reichliche Material zur Kenntnis von Strauß' Persönlichkeit und Lebensgang empfängt nun durch die vorliegende Briefsammlung eine sehr wertvolle Ergänzung, welche von allen Freunden des großen Denkers und Schriftstellers, von allen Freunden der biographischen und epistolographischen

Litteratur mit Freude begrüßt werden wird. Eduard Zeller, der ſich durch das erwähnte Charakterbild wie durch die Herausgabe der Geſammelten Schriften bereits ſo große Verdienſte um das dauernde Gedächtnis ſeines Freundes erworben, krönt ſein Werk mit dieſer Veröffentlichung. Sie umfaßt 607 Nummern, vom November 1830 bis zum 4. Februar 1874, reichend. Ein Brief an Märklin, den früh verſtorbenen Jugendfreund, welchem Strauß das bekannte liebevolle biographiſche Denkmal gewidmet hat (Geſammelte Schriften 10. Band) eröffnet die Sammlung; ein Brief an Rapp, den Treueſten der Treuen, ebenfalls Studiengenoſſe vom Tübinger theologiſchen Seminar her, beſchließt ſie vier Tage vor ſeinem Tode. Dort Mitteilungen über das eben angetretene geiſtliche Amt, und Eindrücke von Hegels Religionsphiloſophie; hier als ein gar kräftiger Klang vom Sterbelager ein Glückauf! zur Reichstagseröffnung vom 5. Februar 1874 — „eine Hauptſache, wogegen unſere kleinen Schmerzen verſchwinden.“ Und dazu eine rührende Bitte an den Freund, der trotz vieler Kämpfe am geiſtlichen Beruf feſtgehalten hatte und trotzdem dem ketzeriſchen Studiengenoſſen der zarteſte Freund, das Gefäß für die intimſten Bekenntniſſe geblieben war, ihm die Sprödigkeit der Zunge im Ausdruck des Dankes für alle Freundſchaft und Liebe zu gute zu halten. Zwiſchen dieſen beiden Daten zieht in den vertrauten Äußerungen der Briefe ein Menſchenleben vor uns vorüber, des edelſten geiſtigen Gehaltes voll, dem neben der reichſten innern Entfaltung auch ſchmerzliche Kämpfe mit dem äußern Schickſal nicht erſpart geblieben ſind, ohne daß ſie, auch da, wo Strauß der Unterliegende war, den ſichern Frieden des Gemüts und die Ruhe der Betrachtung dauernd ſtören konnten.

Von dem Herausgeber iſt alles geſchehen, um die Benutzung dieſer Briefſammlung zu erleichtern, und ihr zugleich den Wert eines ſelbſtändigen biographiſchen Werkes zu verleihen. Das geſamte Material iſt in ſieben Abteilungen gegliedert worden, welche beſtimmten Lebensabſchnitten entſprechen. Jeder dieſer Abteilungen iſt eine kurze chronologiſche Skizze vorangeſtellt, welche das Wichtigſte an Zeitbeſtimmungen, äußeren Lebensverhältniſſen und perſönlichen Beziehungen enthält, was zum Verſtändnis der Briefe notwendig iſt. Außerdem iſt ein durch kurze biographiſche Notizen erläutertes Verzeichnis der Perſonen beigefügt, an welche die in dieſer Sammlung enthaltenen Briefe gerichtet ſind, ſamt den Nummern der betreffenden Briefe, ſo daß ſich der geſamte Briefverkehr mit jedem Einzelnen bequem überſehen läßt. Am regelmäßigſten und ausdauerndſten iſt die Korreſpondenz mit Rapp; an ihn ſind beinahe ein Drittel der mitgeteilten Briefe gerichtet. Außerdem ragen die Briefe von Kuno Fiſcher, Friedrich Viſcher, Eduard Zeller, an Zahl und Bedeutſamkeit hervor. Am Schluſſe findet man ein Verzeichnis der in den Briefen genannten Perſonen ſowie der Stellen, an denen ſie genannt; und den einzelnen Briefen ſind, wo es nötig ſchien, noch erläuternde Anmerkungen, Verweiſungen, Perſon- und Sachnotizen ſowie „in der Hoffnung, daß dieſe Briefe nicht nur Leſer, ſondern auch Leſerinnen finden werden“, die Überſetzung der zahlreich vorkommenden lateiniſchen und griechiſchen Citate beigefügt worden.

Die Sammlung ist durch diese sorgfältige und dankenswerte Mühewaltung des Herausgebers ebenso wertvoll für gelehrte Zwecke, als bequem benutzbar für denjenigen, welcher sich an ihr nur als einem höchst anziehenden Denkmal deutscher Brieflitteratur im 19. Jahrhundert erfreuen will. Reicher Genuß und vielseitige Anregung, geistiger Verkehr mit vielem vom Besten unserer litterarischen und künstlerischen Cultur sind ihm dabei sicher. Mit Recht hat Zeller im Vorwort hingewiesen auf den Reichtum von Gedanken und Bemerkungen, welche in dieser Briefsammlung die Straußschen Schriften teils erläutern, teils ergänzen; wie auf die ungemeine Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Anmut, mit welcher Strauß die briefliche Form handhabe. Und wenn auch unsere Kenntnis von Strauß' äußeren Schicksalen und seinem geistigen Entwicklungsgang in der vorliegenden Veröffentlichung durch keine wesentlichen Momente bereichert wird, so gewinnen wir doch eine Reihe von intimen, persönlichen Zügen, welche den bisherigen Darstellungen, von wie getreuer und sorgsamer Hand sie auch ausgeführt sein mochten, noch den besonderen Reiz der Ursprünglichkeit eines von keiner Retouche berührten Originals verleihen.

Es ist nicht ausführbar im Rahmen einer Buchanzeige das Facit einer solchen Veröffentlichung zu ziehen. Der überaus manigfaltige Inhalt, die verschiedensten Personen- und Interessenkreise berührend, wird der Natur der Sache nach Verschiedenen Verschiedenes bieten. So mag denn, nicht im Gedanken irgend etwas Erschöpfendes zu geben, sondern lediglich in der Hoffnung, dadurch zur Lectüre der schönen Sammlung anzuregen, auf Einzelheiten, die dem Referenten besonders bemerkenswert erschienen, noch hingewiesen werden.

Es ist wohl selbstverständlich, daß die religiöse und theologische Entwicklung eines Mannes, in dessen Person der religiöse Conflikt unseres Jahrhunderts sich typisch verkörpert, besondere Aufmerksamkeit beanspruchen wird. Obschon nun gerade diese Seite von Strauß' Wesen durch Hausraths Monographie ins hellste Licht gerückt worden ist, so wird man doch gewisse urkundliche und intime Bestätigungen der dort vorgetragenen Auffassung mit Interesse vernehmen.

Über die Möglichkeit, Anschauungen, wie er sie im Leben Jesu entwickelt hatte, in die Theologie praktisch einzufügen, hat sich Strauß bekanntlich anfangs einer verhängnisvollen Täuschung hingegeben. Seine eigene Zukunft vermochte er sich kaum anders denn als akademischer Lehrer der Theologie vorzustellen. Die vielberufenen Concessionen an die orthodoxe Theologie, welche namentlich die 3. Auflage des ersten Lebens Jesu aufwies, sind nur aus der Trübung des geistigen Sehvermögens zu erklären, welche der Wunsch, als Theologe „noch möglich zu bleiben", hervorbrachte. Das Scheitern der Berufung nach Zürich, so schmerzlich es anfangs für Strauß war, wirkte in dieser Beziehung wie ein reinigendes und klärendes Gewitter. Dies spricht er selbst unumwunden aus S. 89, Nr. 70 und in dem in der Anmerkung mitgeteilten Schreiben. „Nun ist's entschieden, nun ist's gut!" rufe ich mit Wallenstein. Entschieden nämlich

daß von der ſichtbaren chriſtlichen Kirche nichts für unſere Sache zu erwarten, daher alle Annäherungen, Unterhandlungen u. ſ. w. abzubrechen und ſtrikt grabaus zu fahren iſt, in alleiniger Hoffnung auf eine jetzt unſichtbare Gemeinde der Zukunft." Vom Wunſch einer Univerſitätsſtelle „iſt er ganz kuriert". Er hat eingeſehen, „wie unmöglich in jeder anderen Stellung als der jetzigen (des Litteraten) es iſt, ſich von Accommodationen und Convenienzen ferne zu halten". In dieſem Sinne lehnt er Zeller gegenüber die Möglichkeit ab, daß Religion und Philoſophie in demſelben Subjekte ſo nebeneinander beſtehen könnten, wie etwa Kunſt und Philoſophie (Nr. 132). Natürlich: wenn (wie er bald darauf an Märklin ſchreibt, Nr. 171) „derjenige, der heutigen Tages Baurs Johannes und Paulus auf der einen und auf der andern Seite Feuerbachs Weſen des Chriſtentums geleſen hat, alles weiß, was die heutige Theologie weiß und alles andere füglich ungeleſen laſſen kann" — dann verſteht ſich auch von ſelbſt das Geſtändniß an Viſcher (Nr. 237): „daß ſpekulative Köpfe ſich eine Stelle innerhalb der Kirche nur durch Unwahrheit, Untreue gegen ihr eigenes Prinzip erkaufen können." „Man wird erſt ganz wahr, nachdem man den letzten Schritt aus den Grenzen dieſer Selbſtbelügungsanſtalt herausgemacht hat." Und wenn ein zeitlich nächſtſtehender Brief an Viſcher (Nr. 238) noch meint, „ohne eine Revolution bekommen wir keinen neuen Boden in der Religion und dieſer läßt ſich nicht legen, ohne eine Revolution herbeizuführen, und zwar eine ziemlich beſtialiſche, wenn die alte Religion die Leute nicht mehr recht im Zaume hält und die neue noch nicht da iſt" — ſo zeigt ein Brief an Zeller von 1851 (Nr. 256) den völligen Abbruch des alten Gedankens, den Proteſtantismus durch die wiſſenſchaftliche Theologie mit der Zeitbildung verſöhnen zu wollen: „Die Klugen haben ja die Philoſophie, und die Thoren laſſen doch nicht von ihrer theologiſchen Suppe." Und es iſt gewiß intereſſant, den Mann der einſt (1839) geglaubt hatte, als Verfaſſer des „Leben Jeſu" und der „Chriſtlichen Glaubenslehre" einen theologiſchen Lehrſtuhl einnehmen zu können, dem vertrauteſten Freunde, Rapp die gute Lehre geben zu hören: „Das Amt des Geiſtlichen iſt zunächſt unſtreitig, der Gemeinde *ihren* Glauben vorzutragen" (Nr. 396).

Die zweite Bearbeitung des Leben Jeſu und der „Alte und neue Glaube" ziehen aus dieſer völligen Negation des alten Standpunktes nur die poſitiven Konſequenzen. Sie wiederholen die beiden erſten Hauptſchriften, indem ſie den Stoff ſozuſagen aus der theologiſchen Sphäre herausheben und auf den Boden der allgemeinen Bildung ſtellen — namentlich das zweite Leben Jeſu noch mit dem direkt polemiſchen Zweck, „das Lügen- und Heuchlerweſen in der Theologie" der Sechzigerjahre (399) zu bekämpfen und den Leuten „die überwuchernden Ausflüchte der Apologeten" (405) auszureden. Noch vertheidigt er 1861 in einem Brief, der um ſo bedeutungsvoller erſcheint, als er an den eigenen Bruder, Wilhelm Strauß, gerichtet iſt (Nr. 418), nicht nur die geſchichtliche, ſondern auch die praktiſche Bedeutung des Chriſtentums. Er erklärt als ſicher, „daß wer auf die jetzige Zeit wirken will, nämlich aufbauend, nicht nur zerſtörend

wenigstens den einen Fuß auf dem Boden des Christentums behalten müsse." Es sei vorerst „mit Preisgebung des Historisch-Wunderhaften und damit des Dogmatischen, das Wesentliche seines sittlichen Gehalts festzuhalten, in der Hoffnung, daß, was darin noch unrein ist, sich eben mit Entfernung des Mirakulösen vollends läutern werde." Den Gedanken diesen rein ethischen und humanen Kern des Christentums in Form eines Katechismus darzustellen, welchen der Bruder angeregt zu haben scheint, erklärt er zwar für „eine schöne Sache"; aber er glaubt nicht, daß er in den nächsten zwanzig Jahren geschrieben werden wird. „Ob ich ihn schreiben könnte, ist dann noch eine andere Frage, auf die ich nicht so aus dem Stegreif antworten kann: so etwas muß ich langsam in mir operieren lassen." Es scheint wirklich in ihm weiter „operiert" zu haben. Zwei Jahre später schreibt er an Vischer (Nr. 456): „Was ich machen möchte, ja eigentlich für Schuldigkeit halte, daß es einer von uns macht, das ist eine Moral, oder vielmehr eine populäre Glaubens- und Sittenlehre." Und dann ein Geständnis, das auf den ersten Blick auffallend erscheint, aber für denjenigen, welcher die Beschaffenheit der ethischen Litteratur jener Zeit genauer kennt, nur ein Beweis von Strauß' unbefangenem Scharfblick ist: „Wir sagen immer, wir wollen die Moral nicht aufheben; denn, was für den Frommen aus dem Glauben, das ergebe sich für uns aus dem Wesen des Menschen selbst als Pflicht. Allein, wenn man mich heute beim Worte nähme, so käme ich in keine kleine Verlegenheit, da dieser Zusammenhang für uns doch weit mehr erst im Gefühl und Instinkt, als im klaren Denken vorhanden ist." Man sieht hier liegen die Keime zu seiner letzten Arbeit, dem alten und dem neuen Glauben. Die mangelhafte Fundamentierung des Ethischen ist diesem Werke oft und mit Schärfe vorgeworfen worden; es ist bezeichnend für die intellektuelle Ehrlichkeit bei Strauß, daß er gerade seinen hervorragendsten Freunden gegenüber aus der Schwäche dieses Punktes kein Hehl macht. (Vgl. die Briefe an Vischer und Zeller Nr. 553 und 556.) Gegen beide äußert er das Verlangen nach einem Beitrag zur Befestigung der von ihm eingenommenen Position — nur müßte er im streng monistischen Sinne erfolgen. Ganz unmittelbar tritt uns so aus diesen Briefen eine Thatsache entgegen, die auf manche befremdliche Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Geistes seit 1870 Licht zu werfen geeignet ist: daß zu der Zeit, als mit dem allgemeinen Aufschwung der Nation auch der nach den Schicksalen der Vierzigerjahre zurückgedrängte freie Gedanke sich erhob, dieser Gedanke nur auf naturwissenschaftlichem Gebiete positiv zu sein vermochte, dagegen der Stütze einer durchgebildeten Ethik völlig ermangelte.

Großes Interesse dürften auch die zahlreichen Äußerungen über politische Fragen erwecken. Zwar die eigentliche politische Episode in Strauß' Leben hat bei Hausrath eine besonders eingehende Schilderung erfahren; aber je anziehender dort das Gesammtbild der Verhältnisse ist, unter denen Strauß auf die politische Bühne trat, so kommen doch vorzugsweise Andere zu Wort und Strauß mehr in seinen offiziellen Äußerungen als in intimen. Aus den Briefen sieht man, wie Strauß mit dem ausgesprochensten Widerwillen nicht nur jeder

politiſchen Maſſenbewegung gegenüber ſteht, ſondern ſogar der Thätigkeit als Beauftragter einer politiſchen Partei. Er ſieht auch in ihr nur eine Stellung „wo man entweder Volksſchmeichler oder Heuchler ſein muß, oder mit jedem Schritt ſich Feinde macht“ (Nr. 217). Auch die Zugehörigkeit zu einem Klub empfindet er als eine unerträgliche Feſſel. „Ich kann nicht gemeinſam wirken, das heißt aber freilich auch,“ ſetzt er mit ſeiner gewöhnlichen ſcharfen Selbſterkenntnis hinzu, „ich bin nicht zu politiſcher Wirkſamkeit gemacht.“ Die Maſſenherrſchaft und was dahin führt, erklärt er zu haſſen, wie er nie etwas gehaßt habe, weil ihm nie etwas ihn ſo abſolut Regierendes entgegengetreten ſei: ſie würde ihn vernichten, während er unter ruſſiſchem Deſpotismus, obzwar mit beſchnittenen Flügeln, doch noch exiſtieren könne (Nr. 226). Aber auch hier die Erhebung der Einſicht über die perſönliche Antipathie: „So ſehr nun der vernünftige Politiker der Gegenwart auf Bezähmung dieſes Elements aus ſein muß, ſo darf er dies doch nur ſo wie Mephiſtopheles: Sei ruhig freundlich Element! — er muß nötigenfalls ſelbſt ein wenig darin leben können, darf es nicht, wie ich, ſchlechterdings perhorreszieren“. Dieſe Worte an Viſcher aus dem Jahre 1849 klingen uns heute wie eine Prophezeiung auf Bismarck, den Staatsmann, der es ſo meiſterlich verſtand, auf dem Rieſeninſtrument, genannt die Maſſe, jede Melodie zu ſpielen, deren er gerade bedurfte, und ihr ſeine Gedanken zu ſuggerieren, daß ſie ihr als die eigenen Wünſche erſchienen. Allerdings mit Hilfe eines publiziſtiſchen Rieſenapparates, wie er eben nur dem leitenden Miniſter einer Großmacht zu Gebote ſteht. Dieſe Kunſt der Völkerführung — eine neue Seite an Bismarck, dem Meiſter des genialen diplomatiſchen Schachſpiels — hat Strauß nicht mehr in ihren größten Leiſtungen erlebt. Entſchiedenſt aber iſt, ſobald die Wege von Bismarcks deutſcher Politik offenbar werden, die Abkehr von Öſterreich, die Hinwendung zu Preußen, trotz alles Militarismus und Bureaukratismus, und die Hoffnung auf einen inneren Befreiungskampf gegen die Mühler und Eulenburg. Schon im Juli 1866 hatte er an Rapp geſchrieben (Nr. 480): „Öſterreich haſſe ich, die Mittelſtaaten und ihre Politiker verachte ich; vor Preußen habe ich Reſpekt; zur Liebe langts noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutſchland ruht auf Preußen.“ Dieſe Geſinnung macht ihn nach den preußiſchen Siegen zum Anwalt der weiteſten Ausnutzung derſelben im Sinne der deutſchen Centraliſation; und dieſe Geſinnung macht ihn auch ungerecht gegen Öſterreich. So wenn er im Herbſte 1870 Kuno Fiſcher die Annahme eines Rufes nach Wien mit der Begründung widerrät, es ſei mißlich ſich „von einem Organismus abzuſondern, der, wenn auch noch in enge Hülle zuſammengeſchnürt, doch in lebensvoller Triebkraft ſteht, um ſich einem andern anzuſchließen, an dem nur Symptome der Auflöſung zu bemerken, und auch ſolche Berufungen nur letzte Verſuche, nur das Leuchten des faulen Holzes ſind“ (Nr. 531). Der Haß macht manchmal ſcharfſichtig; er hat Strauß hier zum ſchlechten Propheten gemacht. Das Öſterreich, an welchem Strauß nur Symptome der Auflöſung bemerkte, gieng damals unter der Vorherrſchaft der deutſch-liberalen Idee einem völlig neuen Aufſchwung

entgegen, welcher auch für die österreichischen Universitäten eine Zeit des Glanzes bedeutete. Und wie manches sich seitdem zum Schlimmeren gewendet haben mag: soviel ist gewiß, daß an den reichen Ergebnissen jener schöpferischen Jahre, die zwischen dem Ministerium Auersperg und dem Ministerium Taaffe liegen, auch diejenigen zehren, welche sich heute berufen glauben, das Erbe der Deutschen in Österreich anzutreten.

Über die Concentration der Kräfte, welche sich gleichzeitig in der römischen Kirche vollzog, findet sich im Briefwechsel kein Wort. Hätte Strauß ahnen können, daß der Befreiungskampf gegen Mühler und Eulenburg und Consorten durch die von dorther kommende Reaktion zum Stocken gebracht und auch die protestantische Orthodoxie durch die Anlehnung an den Neokatholicismus und seine Politik neue Kraft gewinnen würde, der Tod wäre ihm schwer geworden. Die Art, wie Strauß das nahende Ende trägt und geistig vorbereitet, indem er sich zugleich in steter Thätigkeit über das Leiden erhebt, ist ein kostbares Vermächtnis. Was er 1861 an Rapp geschrieben hatte (422): „daß gerade von unserer Weltansicht ein ruhiges Verhalten bei Annäherung des Todes ganz besonders verlangt werden könne; denn was sei denn natürlich, wenn es der Tod nicht ist" — das hielt auch in der letzten Krankheit gegen alles Zagen Stand. Noch im November 1873 schreibt er an Rapp (Nr. 589), das letzte Kapitel des Atticus von Cornelius Nepos sei ihm mehr wert als Platos Phädon. Denn die Fälschung des Christentums, welches den Tod zu überwinden glaubt, indem es ihn durch die Aussicht auf ein anderes Leben nur vertuschte, sei in unsere Welt durch Plato eingeführt worden. „Der erste, der es wagte, den Menschen ganz ohne Illusion dem Tode gegenüberzustellen, war Epikur." Und ganz in diesem Sinne ist es gedacht, was er schon 1863 an Schöll unter dem Eindruck des Begräbnisses eines Freundes geschrieben hatte: „Lauter Nichtrealitäten, lauter Träumereien sind es doch vom ersten Wort bis zum letzten, womit sich die Menschheit bei derlei Gelegenheiten abspeisen läßt .... Was ist denn aber an all den Fortschritten, deren sie sich rühmt, wenn sie es noch nicht einmal dahin gebracht hat, eine solche Fundamentalthatsache, wie der Tod ist, einfach und wahr ansehen zu können?" Und dazu die Mitteilung einer letztwilligen Verordnung, die jede Beteiligung eines Geistlichen bei seiner dereinstigen Leiche untersagt (Nr. 453).

Doch wohin droht die unerschöpfliche Fülle des Bandes diese einfache Anzeige zu führen? Noch ist kein Wort gesagt worden von dem, was doch für den Litterarhistoriker von besonderer Bedeutung ist, der außerordentlich großen Zahl feinsinniger Urteile über Litteratur und Kunst, vornehmlich der Zeitgenossen. Reichhaltig in dieser Beziehung sind namentlich die zahlreichen Briefe an Fr. Vischer, 134 im Ganzen, welche die „Ästhetik" und die „Kritischen Gänge" durch alle Phasen begleiten. Sehr bezeichnend ist es, daß selbst ein Strauß erst im Jahre 1866 an die Lektüre Schopenhauers herantritt; nicht minder, daß er, von dessen im ganzen trüber Lebensauffassung und Unlust am Dasein als solchem gerade auch die Blätter dieses Briefwechsels so viel-

fach Zeugnis geben, die letzten Resultate Schopenhauers „absurd oder empörend“ findet (Nr. 478). Und ein andermal spricht er (Nr. 589) von den „unreinen Stoffen“, welche die Philosophie Schopenhauers ins Gemüth einführe, d. h.: „in erster Linie die grobe Weltunzufriedenheit, welche nur die Kehrseite der Selbstüberschätzung des Individuums ist, das meint, ihm müßte von rechtswegen in dieser Hundewelt kein Zahn mehr wehthun“. Auch an anderen Äußerungen über philosophische Größen, wie über E. von Hartmann (Nr. 539), Schleiermacher und Lotze (Nr. 474 und 475), wird man gerne den gesunden Menschenverstand und die unbeirrbare Geradheit des Sinnes bewundern, während andere Bemerkungen, wie die zu Liebigs Angriff auf Bacon (Nr. 463) und über Darwin (Nr. 509 und 538) zeigen, wie hoch er allzeit die Aufgabe der Philosophie gehalten hat. Unter den Äußerungen über schöne Litteratur scheinen mir außer den feinen Charakteristiken von George Sand (Nr. 151), Immermann (Nr. 104) — die letztere freilich durch die eingehende Studie in den Gesammelten Schriften 2, 159 ff. überholt — Klopstock (Nr. 366, 379 und 380), Mörike (Nr. 40), namentlich beachtenswert der Kampf gegen die Shakespearolatrie und zu Gunsten Goethes. 1850 sucht er, aus Anlaß einer Anzeige vor Gervinus Shakespeare, Vischer zu dem Nachweise zu begeistern, „daß Goethe keineswegs so schlechthin unter Shakespeare steht, sondern *seine* Sphäre hat, wo *er* Herr ist und Shakespeare nicht hin kann“ (Nr. 243). Sieben Jahre später zeiht er Vischer selbst einiger Shakespearolatrie, weil er „bombastische Phrasen, in denen ich (Strauß) nur Manier im Zeitgeschmack sehen kann, aus den Zuständen der redenden Personen rechtfertigt“. Er erklärt, er möchte eine Dissertation schreiben: Poetarum, qui exeunte sec. XVIII in Germania floruerunt classicorum contra Shakespearium ejusque admiratores nimios vindiciae (Nr. 343). Und endlich erklärt er mit Bezug auf Vischers spätere „pique auf Goethe“, davor zu warnen halte er für Freundespflicht. „An Goethe irre zu werden ist für den Ästhetiker ein Unglück, wie für einen Protestanten an Luther, für einen Musiker an Mozart“ (Nr. 550). Ganz in diesem Sinne heißt es schon in einem früheren Brief an Rapp (Nr. 499), daß für unser Weltalter die Musik Mozarts dieselbe Stelle einnimmt, wie Goethe in der Poesie, nämlich ὁ πάνυ zu sein. Köstlich ist die Bemerkung über Richard Wagner aus Weimar vom Jahre 1851, „der die Musiker alle rapplig macht, so daß ihnen selbst Beethoven noch nicht toll genug ist — wenigstens spielen sie seine spätesten krausesten Sachen am liebsten (Nr. 271): ihm (Strauß) ist Wagner nach allem, was er von ihm weiß, „als eine Art von musikalischem Rohmer zuwider“ (Nr. 270). Ein wahrhaft prophetisches Vorgefühl gegen den ästhetisch religiösen Messias, welchen später Fr. Nietzsche und die Bayreuther Blätter verkündet haben, wie denn in der That ein schärferer Gegensatz in Absicht und Wirkung als er zwischen dem Schöpfer des Parsifal und dem Verfasser des alten und neuen Glaubens besteht, kaum gedacht werden kann. — Als Nachtrag zu den köstlichen Epigrammen aus der Münchner Glyptothek, welche längst im „Poetischen Gedenkbuch“ (Gesammelte Schriften, 12. Band)

Aufnahme gefunden haben, und zum Teil als Thema für dieſe iſt der Brief an Rapp beachtenswert (Nr. 209). Dort findet man in der Anwendung auf zwei Statuen der Aphrodite den wichtigen Satz, welcher ein ganzes Kapitel der Äſthetik im Keime enthält: „Was Ariſtoteles von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Tragödie ſpricht — hier iſt es in Bezug auf das Wohlgefallen an weiblichen Formen durch die Plaſtik im höchſten Sinne geleiſtet".

Zum Schluſſe mag noch darauf hingewieſen werden, daß das poetiſche Gedenkbuch durch die vorliegende Sammlung ebenfalls manche Bereicherung erfährt. Neben weniger Bedeutendem finden ſich unter den hier im Zuſammenhange der Briefe mitgeteilten Gedichten auch manche Perlen, die man im Gedenkbuch noch vermißt. Ich erwähne einige Gedichte an Agnes Schebeſt, ſeine ſpätere Frau (Nr. 20, 27, 33), die ſich durch warmes Gefühl und meiſterhafte Sprache auszeichnen; das ſehr merkwürdige Gedicht, welches den auch in Proſa an Rapp (Nr. 87) ausführlich mitgeteilten Eindruck der erſten Fahrt auf der Eiſenbahn wiedergiebt (vgl. damit das verwandte Gedicht Fr. Viſchers in „Auch Einer" 2, 189); endlich, eine Perle der Sammlung, das an Viſcher gerichtete Gedicht: „Der Mann von 50 Jahren" (Nr. 335), ein ergreifender Rück- und Vorblick auf Erlebtes und Erſtrebtes, Vergangenes und Künftiges. Es klingt wie die poetiſche Verklärung des Eindrucks, welchen der Gegenſatz der beiden in die Geſamtausgabe eingefügten Bildniſſe von Strauß auf den Beſchauer macht (1. und 12. Band). Leider iſt in die Ausgabe des Briefwechſels nur das Jugendbild, nach dem Stahlſtich von Carl Mayer aus dem Jahre 1837, deſſen Brief Nr. 23 Erwähnung thut, in photolithographiſcher Reproduktion aufgenommen, nicht auch das den 1. Band der Geſammelten Schriften zierende Bild des reifen Mannesalters. Es wäre zu wünſchen, daß eine zweite Auflage des Briefwechſels noch dieſe Ergänzung bringe. Die ungemein zarten und feingeſtimmten Klänge vom letzten Krankenlager haben ſchon im Gedenkbuch Aufnahme gefunden; manche von ihnen erhalten dadurch noch einen beſondern intimen Reiz, daß ſie hier im Zuſammenhang der Situation und Stimmung, welche ſie entſtehen ließ, vor dem Leſer erſcheinen.

So wird das Buch jedem Beſitzer von Strauß' Schriften, wie der eingangs genannten biographiſchen Darſtellungen eine höchſt willkommene Ergänzung ſein. Es iſt zugleich ein ſchönes Denkmal für den Herausgeber ſelbſt, der auch hier die muſtergiltige Sorgfalt der Arbeit und die Fülle des Wiſſens bewährt hat, welche die Welt ſeit Langem an dem Gelehrten bewundert, und der zugleich aus den Briefen ſeines Freundes ungeſucht in einer Fülle von menſchlich ſchönen Zügen uns entgegentritt, an welchem bisher nur einem vertrauteren Kreiſe ſich zu erfreuen vergönnt war.

Wien. Friedrich Jodl.

Bericht über die während des Jahres 1897 in Amerika veröffentlichten Aufſätze über deutſche Litteratur.

In den „Publications of the Modern Language Association" (Baltimore 1897) iſt die Antrittsrede abgedruckt, welche Calvin Thomas als neuerwählter Präſident der „Modern Language Association of America" in Cleveland gehalten hat. In dieſer Rede, „Literature and Personality" betitelt (Band XII, S. 299—317), werden die verſchiedenen Methoden der Litteraturwiſſenſchaft, den Wert eines litterariſchen Werkes zu beſtimmen, erörtert. „Man kann ein ſolches Werk," ſagt Thomas, „von drei verſchiedenen Geſichtspunkten aus kritiſch beleuchten. Erſtens können wir es als ein Glied in der Kette hiſtoriſcher Entwicklung betrachten, zweitens als eine künſtleriſche Schöpfung für ſich allein und drittens als das Erzeugnis und den Ausdruck der Perſönlichkeit des Dichters." Der zweite Teil der Rede bildet eine Verteidigung dieſes letzten Punktes, wobei Thomas von H. Pauls abfälliger Kritik des Goethe-Jahrbuchs (Grundriß der germaniſchen Philologie 1, 138) ausgeht.

In demſelben Bande der „Publications" wendet ſich Julius Goebel in einem Aufſatze „On the original form of the legend of Sigfrid" (S. 461—474) gegen die gewöhnliche Annahme, daß die Siegfriedſage mythologiſchen Urſprungs iſt. Er weiſt darauf hin, daß Allegorie das Produkt ſpäterer künſtleriſcher Poeſie iſt, daß wir in der germaniſchen Mythologie keine Spur von einem Gotte oder Halbgotte Siegfried finden und daß die mythologiſche Auslegung der Siegfriedſage nur auf den Edden und andern altnordiſchen Verſionen beruht, welche jedoch nicht immer als authentiſche Quellen der germaniſchen Mythologie angeſehen werden können. Da es zweifellos iſt, daß eine Anzahl germaniſcher Mythen in der Skaldenpoeſie ſo verändert wurden, daß ſie als rein nordiſche Erzeugniſſe erſcheinen, ſo nimmt Goebel einen ähnlichen Vorgang bei der Siegfriedſage an, deren urſprüngliche Form er im Beowulf, Vers 885 ff. (Heyne-Socin), findet. Von den Angelſachſen in England kam die Sage nach Norwegen zu einer Zeit, „als der Wotan-Mythos der Hauptgegenſtand der Dichtkunſt war und als dieſer Mythos gerade den Bildungsprozeß durchmachte, welchen wir noch in den Liedern der Edden beobachten können." Die Siegfriedſage, welche urſprünglich die Geſchichte eines außerordentlichen heldenmütigen Menſchen war, deſſen wundervolle Thaten in den Liedern vieler deutſchen Stämme beſungen wurden, nahm an dem Bildungsprozeß des Wotan-Mythos teil. Der Verſuch der Umbildung der urſprünglichen Sage in einen Mythos, ähnlich dem des Wotan-Mythos, und unter dem Einfluß des letztern, läßt ſich noch in den Siegfriedliedern der Edda verfolgen (S. 469). Die urſprüngliche Geſtalt der Sage kann man aus der nordiſchen Überlieferung dadurch wiederherſtellen, daß man dieſe aller mythologiſchen Ausſchmückungen entkleidet. Dies kann nach des

Verfaſſers Meinung durch eine ſorgfältige Analyſe der Form der Lieder der Edda, welche die Siegfriedſage behandeln, zu Wege gebracht werden (S. 470). Er geht deswegen zu einer Beſprechung des Stils der Heldenlieder der Edda und dem des Hildebrandsliedes über. „Nichts kann belehrender ſein," ſagt er, „als ein Vergleich des Hildebrandsliedes mit jenen Siegfriedliedern der Edda, welche in Dialogform geſchrieben ſind. Zwar enthält das erſtere wenig Beſchreibung, da der größere Teil des Liedes von dem Dialog Hildebrands und ſeines Sohnes Hadubrand ausgefüllt iſt, aber es iſt Handlung, welche das Lied nach echt epiſcher Manier vor uns entrollt, und ſelbſt die Wechſelreden tragen zum Fortſchritt der Handlung bei, indem ſie dieſelbe zum Höhepunkt führen. Ganz verſchieden hiervon iſt der Bau der Eddalieder. Hier finden wir in einen kurzen Proſabericht zuſammengedrängt, was der Kern des Gedichtes, das heißt die Handlung hätte ſein ſollen und der Proſaerzählung folgt ein Dialog, welcher gute Lehren und Prophezeiungen, aber wenig von dem enthält, was wir in einem Epos zu erwarten finden" (S. 472). Goebel nimmt an, daß die Dialogform der Siegfriedlieder der Abſicht des Verfaſſers zuzuſchreiben ſei, die Siegfriedſage als Mythos zu deuten und die Folgen des auf dem Golde ruhenden Fluches vom chriſtlichen Standpunkte aus zu zeigen, und er kommt zu dem Schluß, daß wir in den Liedern dieſer Gruppe den Verſuch einer primitiven Dramatiſierung der Siegfriedſage haben.

Das deutſche Departement der Univerſität Chicago veröffentlicht ſeit kurzem Abhandlungen aus dem Gebiete der deutſchen Sprache und Litteratur unter dem Titel „Germanic Studies. Edited by the Department of Germanic Languages and Literatures, Chicago, The University of Chicago Press." Von den drei bis jetzt erſchienenen Heften enthalten die zwei erſten linguiſtiſche Arbeiten; im dritten druckt H. Schmidt-Wartenberg zehn Gedichte von Heinrich Kaufringer aus dem Kodex Folio 564 der königlichen Bibliothek zu Berlin ab, die ſich nicht in K. Eulings Ausgabe von Kaufringers Gedichten befinden. Die Einleitung behandelt, außer einer Beſprechung der Quellen, den Einfluß, den der Teichner auf den bayeriſchen Volksdichter ausgeübt hat und der ſich in Stil und Auswahl des Stoffes zeigt.

Der zwölfte Band der „Modern Language Notes" (Baltimore 1897) enthält einen längeren Beitrag zur Fauſt-Litteratur von A. Gerber. Der Verfaſſer knüpft in ſeinem „Goethe's Homunculus" betitelten Aufſatze (Nummer 2, S. 69—79) an Valentins Abhandlung „Homunkulus und Helena" (Goethe-Jahrbuch, Band XVI) an, der darin behauptet hatte, daß Homunkulus der Lebenskeim für Helena und ihre Begleiterinnen ſei. Nach Gerber ſteht oder fällt Valentins Anſicht durch die Annahme oder Verwerfung folgender ſechs Punkte: 1. Zwiſchen dem zweiten und dritten Akt des zweiten Teils beſteht ein ſo inniger Zuſammenhang, daß eine Hauptperſon wie Homunkulus notwendigerweiſe in beiden Akten er-

ſcheinen muß; 2. die Aufgabe des Homunkulus iſt das Erſcheinen der wirklichen Helena und ihres Gefolges im dritten Akte zu ermöglichen; 3. Helena und ihre Frauen beſtehen aus drei Beſtandteilen, dem Schattenbild, welches die Formengeſtaltung, die Perſönlichkeit giebt, dem Leben, welches ſie beſeelt, und dem Stoffe, welcher ſie zu wirklichem Weſen macht; 4. der Leſer wird nicht an die Erſcheinung der wirklichen Helena und ihrer Frauen glauben, wenn ihm der Dichter nicht zeigt, wie ſie Leben und Stoff erhalten haben; 5. Homunkulus braucht nicht ſeine körperliche Exiſtenz von vorne anzufangen und den langen Weg durch die „tauſend, abertauſend Formen“ bis zum Menſchen zurückzulegen, ſondern er kann mit einer beliebigen Entwicklungsſtufe beginnen; 6. die Phantaſie des Leſers begreift leicht, daß es die Aufgabe des Homunkulus iſt, Helena und ihre Frauen mit Leben und Stoff zu verſehen und Goethe hatte keine Gelegenheit, dies klarer zu machen, als er es wirklich gethan hat. Gerber geht dann zu einer Unterſuchung dieſer Punkte über. Er beginnt mit dem letzten und zeigt, daß keine Anſpielung darauf in den Paralipomena, Briefen oder Geſprächen, wo man doch eine ſolche erwarten würde, zu finden iſt und daß bis zum Erſcheinen von Valentins Artikel kaum irgend ein Leſer dieſe leichte Aufgabe gelöſt hat. Hinſichtlich des erſten Punktes führt Gerber, obgleich er nicht in Abrede ſtellt, daß die beiden Akte eng miteinander verbunden ſind, das Zeugnis von Eckermann an, daß die klaſſiſche Walpurgisnacht und das Helenadrama „für ſich beſtehende kleine Weltenkreiſe ſeien, die .... einander wenig angehen“, und bringt als ferneren Beweis, daß das Helenadrama für ſich gedruckt worden iſt und daß große Unterſchiede zwiſchen beiden beſtehen. Was den dritten Punkt anbelangt, ſo ſucht Gerber zu begründen, daß weder Helena noch ihre Frauen aus ſtofflichen Beſtandteilen beſtehen, ſondern Phantome, Schatten ſind. Um die Unhaltbarkeit von Valentins viertem Punkte darzuthun, zeigt Gerber, wieviel Mühe ſich Goethe gegeben hat, das Erſcheinen der Helena, auch ohne Homunkulus glaubhaft zu machen, indem er ihrer Geburt, ſowie ihres früheren und ſpäteren Lebens öfters im Drama gedenkt. Der fünfte Punkt beruht auf einer falſchen Auslegung der Worte des Proteus „Beliebig regeſt du dich hier“, welche nicht, wie Valentin annimmt, bedeuten, daß Homunkulus ſich in „beliebiger Geſtalt“ regen könne, ſondern „nach Belieben“. Homunkulus beginnt ſein Leben mit der niedrigſten Stufe organiſcher Entwicklung. — Nachdem Gerber auf ſolche Weiſe die ſechs Punkte widerlegt hat, wendet er ſich zur Beantwortung der Frage, was die thatſächliche Aufgabe des Homunkulus iſt. Zu dem Zwecke verfolgt er auf hiſtoriſchem Wege die Entwicklung des Homunkulus, wie ſie in Goethes Geiſt ſtattgefunden haben muß, und kommt zu der Schlußfolgerung, daß ſein Hauptzweck iſt, eine der naturwiſſenſchaftlichen Lieblingsideen des Dichters, die Theorie von der fortſchreitenden Entwicklung aller Organismen zu verkörpern.

Im fünften Bande der „Studies and Notes in Philology and Literature. Published under the direction of the Modern Language Departments of Harvard University" (Boſton 1896) geht John Corbin auf das Verhältnis der deutſchen Hamletbearbeitung der engliſchen Komödianten zum Original ein („The German Hamlet and the earlier English versions" S. 245—260). Er verwirft ſowohl Creizenachs Anſicht, daß „Der beſtrafte Brudermord" auf einer verloren gegangenen Faſſung des Shakeſpeareſchen Dramas beruhe, in der die im deutſchen Stücke vorkommenden Eigentümlichkeiten von der erſten wie von der zweiten Quartausgabe nebeneinander exiſtierten (Berichte der philologiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Königlich Sächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 1887) als auch die Tangers, nach welcher das deutſche Stück aus der Quartausgabe vom Jahre 1603 herſtamme (Shakeſpeare-Jahrbuch, Band XXIII), und nimmt folgendes Verhältnis an: Auf dem urſprünglichen Drama, deſſen Verfaſſer Thomas Kyd ſei, beruhen zwei Bearbeitungen — der älteſte deutſche Hamlet und Shakeſpeares erſte Bearbeitung. Beide ſind verloren gegangen. An Stelle des erſteren haben wir den Druck vom Jahre 1778 und an Stelle der letzteren den korrumpierten Text der Quartausgabe von 1603. Shakeſpeare arbeitete ſodann die erſte Bearbeitung noch einmal um und in dieſer verbeſſerten Form finden wir den Hamlet in der Quartausgabe von 1604.

In demſelben Bande teilt Kuno Francke Auszüge aus dem Tagebuch und den Briefen Cotton Mathers mit, die teilweiſe ungedruckten Handſchriften entnommen ſind („Cotton Mather and August Hermann Francke" S. 57—67). Mather, der ſein Leben größtenteils in Boſton, Maſſachuſetts, zugebracht und der nicht nur als Prediger, ſondern auch als Schriftſteller und Philanthrop ſich ausgezeichnet hat, war mit Auguſt Hermann Francke, deſſen Schriften und Wirken ihn mit Bewunderung erfüllten, in Briefwechſel getreten. Dieſe Auszüge ſind intereſſant, weil ſie uns zeigen, wie ſelbſt im fernen Neu-England ſchon in ſo früher Zeit, Mather lebte von 1663—1728, die deutſche pietiſtiſche Bewegung auf fruchtbaren Boden fiel, eine Thatſache, die den Biographen Franckes entgangen zu ſein ſcheint.

Von der neuen Zeitſchrift „Americana Germanica" liegen bis jetzt drei Nummern vor. Die erſte Nummer enthält neben einem Aufſatz von A. B. Fauſt über Sealsfield-Poſtl („Charles Sealsfield's Place in Literature" S. 1—19), der dem deutſchen Leſer jedoch in desſelben Verfaſſers jüngſt erſchienener Biographie von Sealsfield (Weimar 1897) leichter zugänglich iſt (S. 1—24), und dem Abdruck eines Paſſionsſpiels nach einer Maihinger Handſchrift aus dem 17. Jahrhundert durch F. G. G. Schmidt („Theatrum Crucis et Passionis Jesu Christi" S. 19—44) noch einen Artikel über Freiligrath von M. D. Learned („Ferdinand Freiligrath in America" S. 54—74) und einige ungedruckte Briefe

Freiligraths („Unpublished letters of Ferdinand Freiligrath to Dr. George F. Seidensticker" S. 74—87). Learneds Aufſatz behandelt Freiligraths Beziehungen zu Amerika und namentlich ſeine langjährige Freundſchaft mit Longfellow. Als Einleitung wird eine Anzahl Kritiken aus engliſchen Zeitſchriften der Vierzigerjahre mitgeteilt, welche Zeugnis für die gute Aufnahme ablegen, die Freiligraths Gedichte auch in England gefunden hatten. — Die ſieben abgedruckten Briefe hat Freiligrath von London aus an Dr. Seidenſticker gerichtet, welcher ſich an den Göttinger Unruhen 1831 beteiligt hatte und ſchließlich nach Amerika gekommen war, wo er eine deutſche Wochenſchrift „Der Bürgerfreund" gegründet hatte. Die Briefe zeigen Freiligraths lebhafte Teilnahme an dieſem litterariſchen Unternehmen ſowohl wie ſein Intereſſe für die politiſchen Bewegungen in Europa im Jahre 1848. — Im zweiten und dritten Heft befindet ſich eine längere Studie von G. A. Mulfinger über Lenaus Aufenthalt in den Vereinigten Staaten („Lenau in Amerika", Heft 2, S. 1—61; Heft 3, S. 1—16). Der Verfaſſer beginnt mit einer Charakteriſtik des unglücklichen Dichters, forſcht dann den Beweggründen nach, die ihn über den Ocean getrieben haben, und beſchreibt dieſe Reiſe aufs genaueſte, wobei neues, auf amerikaniſchem Boden geſammeltes Material verwertet worden iſt. Ein ganzes Kapitel iſt der Prüfung von Lenaus Anſichten über Amerika, die ſehr häufig ungerecht und parteiiſch waren, gewidmet. Zum Schluß zieht Mulfinger das Reſultat dieſer Reiſe, welche, was die Poeſie betrifft, eine ergiebige und fruchtbringende war. —

Calvin Thomas, dem wir bereits eine meiſterhafte Ausgabe des erſten Teils von Goethes Fauſt verdanken, hat nun auch den zweiten Teil veröffentlicht, der bei Heath & Comp. in Boſton erſchienen iſt. —

Cambridge, Maſſ. Max Poll.

Hagen G., Die Verſchwörung gegen Venedig. Tragödie in 5 Akten von Thomas Otway. Ins Deutſche übertragen und mit einer Einleitung verſehen. Leipzig, Eduard Avenarius 1898.

Vielleicht angeregt durch einen ähnlichen Verſuch in Paris (vgl. L. Tailhades Vortrag im Mercure, Dezember 1895), iſt Hagen beſtrebt, Otways Drama durch eine freie Nachbildung der deutſchen Bühne wiederzugewinnen, auf der es ſo lange lebendig geweſen war. Hier ſei die Überſetzung deswegen erwähnt, weil in dem Vorwort dazu unſere Zuſammenſtellung der Überſetzungen (Euphorion 1, 229) ergänzt wird; Valetts Überſetzung iſt aber ſchon Euphorion 2, 429 nachgetragen. Die an erſter Stelle verzeichnete Bearbeitung: Bremen 1794 iſt nach Goedeke 5^2, 367 von Alois Wilhelm Schreiber. — Eine Bearbeitung von Fülleborn wurde in Berlin aufgeführt und in der Berlinſchen Dramaturgie 1799 beſprochen. Geiger, „Berlin" 2, 179. In Grillparzers Überſetzung iſt nach Hagens gütiger brieflicher Mitteilung Werke 13^5, 45, Zeile 9 „nun" ſtatt „nur" zu leſen. Die beiden letzten Verſe S. 47 gehören nicht zu dieſem Fragment, ſondern ſtammen aus einer früheren Faſſung der Schlußſcene der Argonauten (Werke 5, 119). A. S.

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Belletristische und politische Zeitschriften.

Deutsche Rundschau.

Januar. Grimm H., Goethe zu Anfang dieses Jahrhunderts.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardis. V. Am Mincio. (Juni bis Juli 1866.)

Februar. Friedländer M., Franz Schubert. Zu seinem hundertsten Geburtstage. Auf Grund von Briefen, Aktenstücken, Memoiren ꝛc.

Janitsch F., Über Kunsturteil

Dilthey W., Aus Eduard Zellers Jugendgedichten.

Schultz P., Emil du Bois-Reymond.

März. April. Rodenberg J., Erinnerungen aus der Jugendzeit. Berliner Anfänge.

März. Bei Gustav Freitag.

B. K. F. [Berliner Kunstfreunde], Kunst und Litteratur. H. G[rimm], Mignon. Quelle: Cervantes' Novelle La Gitanella. H. G[rimm], Maddalena Riggi. Nach Carlettas Aufsatz in der Rivista Illustrata „La Vita Italiana" (Nuova Serie. Januarheft 1897).

April. Grimm H., Weltcharaktere. I. Goethes Iphigenie.

Mai. Hartwig O., François Sabatier und Caroline Sabatier-Unger.

Lamprecht K., Der Entwicklungsgang der deutsch-niederländischen Malerei im 16. und 17 Jahrhundert.

J. R[odenberg], Die Großherzogin Sophie von Sachsen.

Juni. Juli. Elster E., Beiträge zu Heines Biographie. Auf Grund ungedruckter Briefe des Dichters. Zwei Briefe an Wit-Dörring. München, 12. Dezember 1827. München, 23. Januar 1827. — An Madame Pauline Frennenthal. Paris, 11. Januar 1838. — Drei Briefe an Gustav Kolb. August 1838. Cauterets, 8. Juli 1840. Paris, 22. April 1844. — Billet an Weill. 17. März 1839. — An Lassalle. Paris, 7. März 1846. — Minister Bodelschwingh an Al. von Humboldt. Berlin, 28. Januar 1876: über Heine. — Brief an seinen Bruder

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1897 zu ergänzen.

Maximilian, Paris 3. Mai 1849; Berichtigungen und Verbesserungen zu dem Briefe an die Mutter, 28. August 1847; an Max, Paris 22. März 1850; 22./23. März 1850; wichtige Verbesserungen zu anderen in den „Erinnerungen an H. Heine und seine Familie" (Berlin 1868) wiedergegebenen Briefen. Alles reich kommentiert.

Juli. Oktober. November. Widmann J. V., Erinnerungen an Johannes Brahms.

August. September. Bojanowski P. von, J. J. Mounier. Ein französischer Parlamentarier in Weimar (1795—1801). Zwei Briefe Goethes an Mounier (31. Januar und 4. Mai 1797) citiert nach Revue d'Histoire littéraire. Jahrgang 1897. Januarheft.

September. Bölsche W., Fechner. Ein Charakterbild.

J. R[odenberg], Eine Studienreise gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (Rind).

Grimm H., Eine neue deutsche Litteraturgeschichte. Geschrieben von einem amerikanischen Universitätsprofessor (A. Francke).

Oktober. Grimm H., Zum siebzigsten Geburtstage Arnold Böcklins. Schweizerische Erinnerungen.

November. Suphan B., Großherzogin Sophie von Sachsen und Ihre Verfügungen über das Goethe- und Schiller-Archiv.

Nord und Süd.

März. Kuntze F., Was bedeutet das Wort „Deutsch"?

Blind A., Goethe und Heine über die irische Frage.

Minor J., F. von Saar als Lyriker.

Oktober. Funck H., Lavater und Cagliostro. Auf Grund von ungedruckten Briefen und Tagebüchern aus Lavaters und Sarasins Nachlaß.

Kohut B., Friedrich Justus Bertuch. Mit 4 ungedruckten Briefen Bertuchs. Zu seinem 150. Geburtstage (30. September 1897). 1. An Professor Müchler in Berlin (Weimar, 27. März 1776). 2. An den Verfasser des „Pasquills auf die schönste Frau", Weimar, 30 August 1790 (aus Jean Pauls Nachlaß). 3. Weimar, 17. Juni 1817. 4. Quittung, 8. März 1788.

Dezember. Wolzogen E. von, Das Lustspiel. Ansichten und Aussichten

Schmidkunz H., Eine Quelle Richard Wagners. Zwei Aufsätze von H. W. Riehl in der „Gegenwart" 1849 und 1850 vermittelten Wagner Ideen für „Oper und Drama" und für „Das Judentum in der Musik".

1898. Januar. Grunwald, Briefe von Karl von Holtei, aus dem Goethekreis, von Jakob Grimm, den Humboldts, Schlegels, Chr. F. Krause, Baggesen, Overbeck und anderen.

Deutsche Revue. Jahrgang 22.

Januar. Februar. Wasielewski W. J. von, Robert Schumanns Herzenserlebnisse. Ein wichtiger Nachtrag zur Schumannbiographie. Seine Beziehungen zu Ernestine von Fricken, vermählter Gräfin von Zedtwitz (gestorben 13. November 1841) und zu seiner Frau. Mit Briefen Schumanns.

Januar. Schlossar A., Der deutsche Reichsverweser Erzherzog Johann und Graf Anton von Prokesch-Osten. Ein ungedruckter Briefwechsel. 1848 1849.

Poschinger H. von, König Wilhelm I. und Herzog Leopold von Anhalt. Aus dem Nachlaß des anhaltischen Ministers Dr. Sintenis.

Februar. Schlossar A, Politisches von Anastasius Grün. Ungedruckte Briefe desselben an Anton Laschan R. von Moorland. Auswahl nebst Einleitung und beigefügter Erläuterung Laschan, geboren 1811 in Laibach, stand bis 1869 in Staatsdienst und war von 1871 bis 1882 Bürgermeister seiner Vaterstadt [seither gestorben, am 22 Februar 1897]. Er lernte Grün 1834 kennen. Die meisten

Briefe Grüns stammen aus den Jahren 1848/49; vereinzelte folgen nach: 1850, 54, 59, 60 und 76.

Pfeil-Burghauß Graf L., Das Vorspiel zum Drama „Die Weber". „Bericht eines Augenzeugen über die am 4., 5. und 6. Juni 1844 in Peterswaldau und Langenbielau stattgefundenen Ereignisse."

Rohlfs G., Goethes Enkel. Aus ungedruckten Aufzeichnungen.

Gottschall R. von, Zur neuesten Litteraturgeschichtschreibung. Litzmann; Wolff.

März. April. Juni. Wyl W. († Ritter von Wymetal), Franz von Lenbachs Erzählungen aus seinem Leben. Aus Gesprächen mit dem Meister mitgeteilt. Hervorzuheben der Abschnitt über Gottfried Semper, dessen Verhältnis zu Richard Wagner, zu Hasenauer.

Kobell Louise von, Gespräche mit Georg Ebers. Zum 60. Geburtstag des Dichters und Gelehrten.

Giehrl Emmy, Franz Lachner und die Amsel-Anekdote aus Lachners Leben der Wirklichkeit nacherzählt.

April. Mai. Lewinsky J., Das Verhältnis des Raumes zur Schauspielkunst.

April. Völderndorff O. Freiherr von, Im Hause von Justus von Liebig. Nach dem Gedächtnis geschildert.

Mai. Müller E, Zeitgeschichtliches aus dem Anfang unsers Jahrhunderts nach dem Briefwechsel zweier ehemaligen Karlsschüler (General Scharffenstein und Geheimrat Lempp).

Juni—August. Gelzer H., Wanderungen und Gespräche mit Ernst Curtius.

Juni. Juli. Schlossar A., Erzherzog Johann von Österreich über Griechenland. Ungedruckte Briefe an den österreichischen Gesandten in Athen A. v. Prokesch von 1837—1844.

Juli. August. September. Gottschall R. von, Aus meiner Jugend. Erinnerungen.

Juli. Der Wiener Hof im Jahre 1791 und 1792. Nach Schilderungen des Grafen Paul Greppi.

August. September. Aus Schmerlings Leben. Mitteilungen aus dem Briefwechsel mit Anastasius Grün. Gedicht von Beust an Schmerling.

August. Poschinger H. von, Neue Bismarckbriefe.

Karpeles G., Neues aus dem Leben Heinrich Heines. Nebst ungedruckten Briefen desselben.

Ebart P. von, Aus dem Leben eines deutschen Kleinstaats vor 100 Jahren. Aus den Aufzeichnungen meines Urgroßvaters.

Friedheim J., Zur Entwicklung des Reisens.

September. Eschstruth Nataly von, Josef Viktor von Scheffel über Visionen und Vorahnungen. Eine Erzählung.

Lindner E., Eine Lohengrin-Erinnerung (Weimarer Aufführung 1850). R. Wagner an Liszt. Zürich, 1. August 1850.

Oktober. November. Poschinger H., Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck. Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884.

Oktober. Sadger J., Kranke Dichter und Krankendichtung.

Dezember. Briefe des Grafen Usedom an eine Freundin 1862—1873.

Kobell Louise von, Karl von Perfall. Erzählungen aus dem Münchener Kunstleben.

Lemmermayer F., Carl von Holtei und Friedrich Hebbel. Ein ungedruckter Briefwechsel. Sehr interessante herzliche Briefe aus den Jahren 1850—1854 über die Genoveva, deren Nachspiel durch Holtei angeregt ist, Michel Angelo, Agnes Bernauer und über Holteis Vagabunden.

Wislicenus W. F., Die Astronomie in Schillers Wallenstein.

Reuß E., Zwei ungedruckte Briefe von Paganini.

[illegible] R., Wilhelm Waiblinger und Herr von Cotta. Haug an Waiblinger. April 1826. Briefwechsel zwischen Waiblinger und Cotta aus dem [illegible] 1826.

Preußische Jahrbücher.

Januar. Harnack O., Über klassische Dichtung.
Februar. Cartellieri A., Evolution und Geschichte.
Budde R., Ludwig Richter.
Rosenbaum R., Mignon. Vgl. Euphorion 4, 436 f.
Diehl K., Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert.
Pechuel-Loesche, Blut ist dicker als Wasser.
Sandvoß F. (Xanthippus), Wartburg-Sprüche.
März. Büchner W., Grillparzer und Katharina Fröhlich. [Den Vortrag „Grillparzer und Katharina Fröhlich", gegen den sich dieser Aufsatz wendet, habe ich bei der Veröffentlichung im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft mit folgender Vorbemerkung versehen: „Dem Wunsche der Redaktion dieses Jahrbuches Folge leistend, veröffentliche ich diesen Vortrag ungefähr in derselben Form, in welcher er gehalten wurde. Man darf daher innerhalb des durch äußere Umstände bemessenen Rahmens keine völlig abschließende und erschöpfende Darstellung erwarten, welche vielmehr einer späteren Zeit und einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben muß." Wenn daher Büchner eine schärfere Abgrenzung der einzelnen Akte dieser Liebestragödie wünscht, so deckt sich dies mit meinen eigenen Bestrebungen und vielleicht hat er auch darin Recht, daß er einzelne Äußerungen des Dichters nur auf bestimmte Phasen bezogen und in ihrer Bedeutung eingeschränkt wissen will. Die Richtigkeit der von mir vorgebrachten Thatsachen kann auch Büchner nicht in Zweifel ziehen; zu ihrer besseren Anordnung hat seine durchaus unklare Auseinandersetzung nichts beigebracht. Die Verschiedenheit der Auffassung ist in letzter Reihe eine Verschiedenheit der Lebensanschauung, über die wir uns schwerlich je ganz verständigen werden. Wohl aber hätte ich verlangen können, daß er die vorsichtige und pietätvolle Art meiner Darstellung nicht mit Laubes roher Rücksichtslosigkeit zusammenwerfe, daß er aus meiner Darstellung nicht einzelne Fetzen zusammenhangslos herausreiße, wie er es S. 451 gethan hat, und daß er meine Behauptungen nicht ins gerade Gegentheil verkehre, wie es ebenda geschehen ist. Bei mir heißt es S. 25: „Grillparzer hat die Liebe oft und gern wie ein Fieber, wie eine Krankheit aufgefaßt, die einen ergreift und durchrüttelt und von der man wieder geheilt werden kann. Hero und Leander zwar verzehrt das Fieber, bevor es von ihnen weicht, und sie sind darob glücklich zu preisen. Den König in der ‚Jüdin von Toledo' verläßt die Krankheit, indem man ihn gewaltsam von ihr heilt, und Ernüchterung, ja Ekel erfaßt ihn von dem einstigen Gegenstand seiner heftigen Liebe. Ja, dort ist noch eine Art mittelalterlichen Zaubers, der an ein äußeres sinnliches Zeichen geknüpft ist, mit im Spiele. Mit aller Gewalt packt die Liebeskrankheit den Prinzen von Meran und treibt ihn bis zur Raserei. Alles dies hat der Dichter selbst an sich erfahren; auch ihn packte die Leidenschaft mit rasender Gewalt, wie Fieberglut, und verließ ihn wieder ebenso rasch. Aber nicht gerade in jenen Dichtungen dürfen wir die Analogie zu unserem Falle suchen; sondern was er im Jason u. s. w." Das giebt Büchner in folgender Weise wieder: „Grillparzer habe die Liebe oft und gern wie ein Fieber, eine Krankheit aufgefaßt, die einen ergreife und durchrüttele, und von der man wieder geheilt werden könne, so bei Hero und Leander (?!), dem König in der ‚Jüdin von Toledo', dem Prinzen von Meran, besonders aber bei Jason. Was er im Jason u. s. w." und setzt hinzu: „Man weiß nicht, was beleidigender ist ... die Zusammenstellung mit einem Wüstling wie dem Prinzen von Meran und einem verachtungswürdigen Schwächling wie Jason, oder u. s. w." Wenn einem die Worte derart im Munde umgedreht werden, dann hört jede Polemik von selbst auf. A. Sauer.]

Lenz M., Philipp Melanchthon.

Pommeranus. Eine Beamtenlaufbahn des vorigen Jahrhunderts. Die Laufbahn des Sekretärs, zeitweiligen Lieutenants und späteren Salzdirektors Johann Mützell nach den von ihm selbst niedergeschriebenen Erinnerungen, sowie im Anschluß an seine Manualakten 1725—1812.

April. Meyer R. M., Ein neuer Dichterkreis. Stefan George und seine Freunde.

Mai. Biese A., Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie. Vortrag.

Gallwitz H., Litteratur über Nietzsche.

Devrient E., Noch einmal über Wartburgsprüche.

Juni. Siebs, Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz.

Sandvoß F., Zur deutschen Volkskunde (Wossidlo). Heine und kein Ende (Légras).

Juli. Münch W, Psychologie der Mode.

Onken H., Zur Quellenanalyse modernster deutscher Geschichtschreibung (Lamprecht, Deutsche Geschichte, 5. Band).

Sandvoß F. (Xanthippus), Weiteres zur deutschen Volkskunde (Drosihn, Deutsche Kinderreime).

August. Adam K., Stände und Berufe in Preußen gegenüber der nationalen Erhebung des Jahres 1848. I.

Simson P., Stanislaus Hosius.

Lamprecht K., Erklärung. — Oncken H., Antwort.

September. Trews A., Die Aufgabe und Bedeutung der Metaphysik in unserer Zeit.

Oktober. Gothein E., Jakob Burckhardt.

Frauenstadt P., Bettel- und Vagabundenwesen in Schlesien vom 16. bis 18. Jahrhundert. Übernommen aus der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft. 17. Band. 4.—5. Heft.

November. Delbrück H., Constantin Rößler. (Geboren den 11. November 1820. Gestorben den 14. Oktober 1896.)

Conrad H., Heinrich von Kleist „Familie Ghonorez". Eine litterarhistorisch-dramaturgische Studie.

Sandvoß F, D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus.

Dezember. Warncke P., Emanuel Geibel in seinen Beziehungen zu Berlin und zum deutschen Kaiserhause.

Neue Deutsche Rundschau. Jahrgang 8.

Januar—April. Leßmann O., Otto Nicolais Briefe an seinen Vater. 1832—1848.

Februar. Heimann M., Kritik und Kritiker.

Juni. Bölsche W., Erinnerungen an Karl Vogt.

September. Oktober. Hausegger F. von, Aus dem Jenseits des Künstlers. Betrachtungen und Mitteilungen über den künstlerischen Schaffenszustand. Eine Umfrage mit Antworten von H. Sommer, F. Weingartner, E. N. von Reznicek, Engelbert Humperdinck, W. Kienzl, Richard Strauß, C. Horn, Rosegger, O. J. Bierbaum, M. Greif, L. Fulda, F. Keim, Gabriel Max, Hans Thoma, M. Liebermann.

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Jahrgang 41.

Januar. Fritze H. von, Ernst Curtius.

Februar. März. Geiger L., Aus Therese Hubers Herzensleben. Biographische Skizze auf Grund eines umfangreichen brieflichen Materials. Verwertet sind Briefe von Heyne, Frau von Schönberg, von Therese an Böttiger und Paul Usteri, zwei Briefe von Therese an ihren Vater, Januar oder Februar 1788 und

ein Brief von ihr an Forster, Januar 1788 über eheliche Streitigkeiten, in denen F. L. W. Meyer eine Rolle spielt. Geschichte der Ehe mit Huber. Aus der späteren Zeit Briefe Theresens an Rochlitz und Böttiger. Die Verwertung anderer Briefe Theresens stellt Geiger in Aussicht (500 an Böttiger, an den Staatsmann Paul Usteri in Zürich und an die Familie Hartmann in Stuttgart; ferner fast die gesamte Korrespondenz Theresens mit ihren Kindern und ein wesentlicher Teil von Briefen aus ihrer Jugend an Eltern und Freundinnen ꝛc.; auch einzelne Briefe an die beiden Humboldt).

Mai. Epstein S. S., Emil du Bois-Reymond (1818—1896).

Juli - September. Fanny Lewald, Lebenserinnerungen. Fanny Lewald hat noch einen weiteren Band ihrer Lebensgeschichte hinterlassen, welcher die Schilderung ihres römischen Aufenthaltes im Winter 1845/6 und des Beginns ihrer Beziehungen zu Adolf Stahr unter dem Titel „Neues Leben, Neues Lieben. Das Buch Adolf" enthält. Der Beginn dieses Werkes wird abgedruckt. Verkehr mit von Baer, Schnaase, Sabatier, Karoline Ungher, Joseph Gasser, Louis Gurlitt, Stahr.

September. Eckstein E., Vom Hiatus.

Oktober. Schmidt Erich, Goethes Balladen.

Velhagen und Klasings Monatshefte.

Mai. Wichert E., Aus meiner frühesten Jugend.

Vom Fels zum Meer. Jahrgang 11.

Wolff Herrmann, Gedankenkorb. Litterarischer Nachlaß von Anton Rubinstein.

Necker M., Schillers „Hochzeitsbrief". Faksimile des Briefes von Schiller an Körner. Jena, 13. Januar 1790.

Heimgarten. Jahrgang 21 und 22.

Januar. Rosegger, Das Weihnachtsingen.

R[osegger], Der Waldbauernbub in der Stadt. Ein biographischer Nachtrag

April. Rosegger P., Karl Morre. Ein Gedenkblatt.

Rabenlechner M. M., Ein katholischer Theologe und Hamerling. Brief von J. E. Veith an Hamerling, Wien 21. Februar 1869. Voller Bewunderung für seine Werke.

Juni. Reiterer R., Volksseele aus der nordwestlichen Steiermark.

Juli. Jesser F., Maximilian von Merito als Schriftsteller. Zur Erinnerung an den 19. Juni 1867.

August. Schrattenholz, E. Rittershaus.

Freybe, Vom Haberfeldtreiben.

Oktober - Dezember. Briefe Franz Rissels an seine Braut, Serafine, Reichsfreiin Binder von Krieglstein, verwitwete Konrad. 37 Briefe aus dem Jahre 1863. Anhang Nr. 38. 1866 im 3. Jahre nach der Vermählung des Dichters geschrieben.

Dezember. Reiterer R., Mundartliche Sprüche aus Steiermark.

Cosmopolis.

Januar. März. Mai. Müller F. Max, Literary Recollections.

Januar. Bettelheim A., Reclams Universal Bibliothek

April. Schmidt Erich, Das Schlaraffenland. Hans Sachs. Volkslied. Heines Bimini u. s. w.

Mai. Lichtenberger H., Quelques lettres inedites de Nitzsche. 6 Briefe an eine Französin 1876. 1877. 1882.

Schlenther P., Mitterwurzer, die Duse und Berlin.

Juni. Ludwig Gabillon, Polly (Aus dem Nachlaß des am 14. Februar 1896 verstorbenen Wiener Hofburgschauspielers)

Juli. Richter E., Über das Wohlgefallen an der Schönheit der Landschaft.
September. Thode H., Die Kunstentwicklung und das Genie.
Oktober. Grimm H., Ernst Curtius und Heinrich von Treitschke.
November. Fischer K., Großherzogin Sophie von Sachsen, Königliche Prinzessin der Niederlande. Gedächtnisrede, gehalten in der Trauerversammlung am 8. Oktober 1897 im Sophienstift in Weimar.

Gesellschaft. 13. Jahrgang. Heft 11.
Schlaf Johannes, Selbstbiographisches.

Sterns Litterarisches Bulletin der Schweiz. Jahrgang 5. 1896/7.
Falck P., Eine neue Ausgabe des Pandaemonium Germanicum von J. M. R. Lenz. Eine Ergänzungsstudie.
Kitt A., Zur Charakteristik Heinrich Leutholds.

Revue Bleue 2 et 9 Janvier 1897.
Depping G., Une princesse allemande à la cour de Louis XIV (Mre d'Osnabrück). C. Senil.

Revue des cours et conferences 1897.
29 avril. Dejob Ch., Lessing et Boileau.

Revue des deux Mondes.
15. März. Doumic R., La poésie d'Henri Heine.
1. Mai. Rod E., Essai sur Goethe. V. Le dernier roman.
15. Mai. Wyzewa C. de, L'amitié de F. Nietzsche et de R. Wagner. C. Senil.
15. September. Rod E., Essai sur Goethe. VI. Le grand oeuvre. (Faust.)
1. Oktober. Prudhomme S., Qu'est-ce que la poesie?
1. Dezember. Texte J., L'influence allemande dans le romantisme français.

Deutsche Dichtung.

Band 21. Heft 8—11. Anastasius Grüns letzte Jahre. Aus dem ungedruckten Briefwechsel des Dichters mit Ludwig August Frankl. II—V.

Band 22. Heft 1. Heft 7. Telman Konrad (Ungedruckter Nachlaß), „Du frägst, warum der Schlaf mein Lager flieht?" — „Gezeichnet".

Heft 1. Georg Herweghs Briefwechsel mit Robert Prutz und Ludwig Feuerbach. Herausgegeben von M. Herwegh. Einleitung von W. Bolin.

Heft 3—5. Georg Herwegh 1842—1843. Mit ungedruckten Briefen von Georg Herwegh, Robert Prutz und Anderen.

Heft 5. Heft 9. S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß), Gedichte. Geboren 19. Januar 1858 in Hruschau in Österreichisch-Schlesien, gestorben am 21. Juni 1896 in Gries.

Heft 6. Kloepfel Fr., Vom kranken Lenau.

Heft 7—12. Ring M., Erinnerungen.

Heft 9. Fr[anzos], In einer Besprechung des Goethe-Jahrbuchs (Band 18) eine Ergänzung zu Arnolds Aufsatz „Goethes Tod und Wien" über M. Rappaport.

Band 18. Heft 1—8. Ring M., Berlin in der Reaktionszeit (1850—1858). Erinnerungen.

Heft 5. Arnswaldt E. von (Ungedruckter Nachlaß), In Sommerschwüle.

Österreichisches Litteraturblatt. Jahrgang 6.

Nr. 2. Schönbach A. E., Heinemann: Das sogenannte Katharinenbuch vom Jahre 1577.

Nr. 6. Schönbach A. E., Scherer: Karl Müllenhoff.

Nr. 13 Zwierzina K., Richter: Der deutsche St. Christoph

Nr. 15. Hein W., J. Pommer: Über das älplerische Volkslied.
Nr. 24. Schönbach A. E., Murner: Die Gäuchmatt. Herausgegeben von W. Uhl.

Das Magazin für Litteratur. 66. Jahrgang.

Nr. 2. Elster E., Heine in England.
Nr. 10. Witkowski G., Michael Bernays.
Nr. 12. Sachs K., Daniel Sanders.
Nr. 14. Steiner R., Großherzogin Sophie von Sachsen.
Nr. 17. Pniower A., Julius Hoffory.
Nr. 18. Seidel H. und E. Kraus über ein Gedicht Th. Storms.
Nr. 26. Minor J., Epilog zum Jubiläum Immermanns.
Nr. 27. Steiner R., Moderne Kritik.
Nr. 28–30. Steiner R., Wilhelm Preyer. Gestorben am 15. Juli 1897.
Nr. 34. Tille A., Die Grundlagen der modernen Weltanschauung.
Michel H., Zur Erinnerung an Jacob Baechtold.
Nr. 35. Mähly J., Jacob Burckhardt. Gestorben am 8. August 1897.
Nr. 42. Ellissen H., Alexander Büchner. Zu seinem siebzigsten Geburtstage.
Nr. 44. Steiner R., Rudolf Heidenhain. Gestorben am 13 Oktober 1897

Die Grenzboten. Jahrgang 56.

Nr. 9. Wustmann G., Goethes Lieder in den Kompositionen seiner Zeitgenossen. Lehrreiche Besprechung des Buches von Friedländer mit Verbesserungen und Wünschen.
Nr. 10. G. W., Clara Schumann bei Goethe. Notiz aus der Allgemeinen Musikalischen Zeitung 1832.
Nr. 16. M. W., Hildebrand und Zarncke. (Im Hinblick auf Streitbergs Recension von Zarnckes Goethe-Schriften in Nr. 23 der Allgemeinen Zeitung.)
Nr. 21. Schurtz H., Die Tierfabel.
Nr. 34–37. Bartels A., Jeremias Gotthelf.
Nr. 37. Geschichte des Deutschtums in Nordamerika (W. A. Fritsch, Geschichte des Deutschtums in Indiana. Eine Festschrift zur Indianafeier im Jahre 1900 New-York, E. Steiger & Co. 1896).
Nr. 38. Idealismus und Akademismus (Graf Schack).
Das Autorrecht an Briefen (Gegen die Veröffentlichung des Nachlasses moderner Menschen).
Nr. 39. [Wukadinović S.], Der dramatische Konflikt.

Deutsches Wochenblatt. Jahrgang 10.

Nr. 7. Ellinger G., Melanchthon als Prediger.
Nr. 8. 9. Krause G., Ein Beitrag zur Geschichte der Preußischen Rechtspflege im 18. Jahrhundert. Eine Rede, die am 17. März 1819 von Karl Wilhelm Freiherrn von Schroetter, dem Kanzler des Königreichs Preußen und Chefpräsidenten des ostpreußischen Oberlandesgerichts bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums gehalten wurde.
Nr. 23. Braun L., Ist Heinrich Heine ein politischer Märtyrer?
Nr. 36. Biese A., Theodor Storm. Ein Erinnerungsblatt zum 14. September.

Die Nation. Jahrgang 14.

Nr. 51. Bettelheim A., Anzengruber und der Maximilian-Orden Nachträge zur 2. Auflage seiner Anzengruber Biographie. Brief des bayerischen Ministers Freiherrn von Crailsheim an Bettelheim, 8. September 1897. Heyse an Crailsheim, 28. Februar 1887 und Crailsheims Antwort, 11. März 1887.

Die Gegenwart.

Nr. 1. 2. Zolling Th., Richard Wagner und Georg Herwegh. Mit ungedruckten Briefen von Wagner (1853. 1859. 1865. 1871), Herwegh, König Ludwig II. (1865) ꝛc. Auszüge aus dem Briefwechsel zwischen Herwegh und seiner Frau 1853.

Nr. 4. Z[olling], Noch einmal Lasalle und Herwegh. Gegen Artikel von W. Blos und F. Mehring im „Vorwärts" und in der „Neuen Zeit".

Nr. 10. Kohut A., Drei Briefe von Emil du Bois-Reymond. An Dr. Eugen Dreher. 1889—1891.

Louvier F. A. und H. Düntzer, Goethes Faust ein kabbalistisches Geheimbuch? Erklärungen

Nr. 13. Stelter K., Erinnerungen an Emil Rittershaus. Mit einem Scherzgedicht von Rittershaus.

Nr. 15. Düsel F., Daniel Sanders

Nr. 18. Eine Goethe-Korrektur. Verteidigt die eigenmächtige Korrektur „Und im Genuß verschmacht ich vor Begierde".

Nr. 22. Louvier F. A., Kabbalistische „Faust"-Forschung.

Nr. 21. Biedermann W. Frh. von, Nochmals die Faust-Korrektur.

Nr. 26. Schulze S., Ein Vorbild der „Versunkenen Glocke" (Eugen von Jagows Trilogie: Ratibor. Leipzig 1893).

Nr. 36. 37. Sadger J., Heinrich von Kleist. Eine pathologische Studie.

Nr. 36. Ernst A. W., Adolf Pichler.

Nr. 37. Ernst A. W., Zwei ungedruckte Briefe Lenaus.

Nr. 38. 39. Bamberg E. von, Dawisons Lehrjahre. Nach den hinterlassenen Papieren des Künstlers.

Nr. 38. Knille O., Zur Erinnerung an Heinrich Ludwig.

Nr. 40. 41. Gottschall R. von, Aus meiner Studentenzeit.

Nr. 44. Groth Klaus, Musikalische Erlebnisse.

Nr. 45—47. Groth Klaus, Erinnerungen an Johannes Brahms.

Nr. 49. Schultes C., Allerlei Theatererinnerungen.

Nr. 51. Lorm H., Persönliche Eindrücke.

Generalregister 1872—1896. 1.—50. Band.

Die Zukunft.

Jahrgang 5. Nr. 14. Lamprecht K., Eine Wendung im geschichtswissenschaftlichen Streit.

Nr. 15. Pohl R., Hektor Berlioz. Die letzte Arbeit des im Dezember 1896 verstorbenen Musikschriftstellers.

Nr. 22. M. H[arden], Mitterwurzer.

Nr. 32. Gast P., Nietzsche und Brahms. Gegen einen Artikel Widmanns.

Nr. 33. 34. Breysig K., Die Historiker der Aufklärung.

Nr. 33. Widmann J. V., Brahms und Nietzsche. Mit einer Stelle aus einem Briefe Nietzsches an Widmann 15. September 1887.

Nr. 50. Duboc J., Ludwig Feuerbach. (Gestorben am 13. September 1872.)

Jahrgang 6. Heft 1. Förster-Nietzsche Elisabeth, Wie der Zarathustra entstand.

Nr. 3—6. Lamprecht K., Meine Gegner (Oncken, Delbrück, Lenz).

Die Zeit.

117/118. Kürnberger F., Ein Promemoria an Schmerling (1866). Kürnberger war wegen unbefugten Aufenthaltes im Auslande zu einer zehntägigen Arreststrafe verurteilt worden, um deren Nachlassung er in diesem Schriftstücke bittet.

119/120. Meyer M., Annette von Droste.

Nr. 122. 123. Müller H., Ein wiedergefundener Aufsatz von Karl Marx. „Kritische Randglossen zu dem Artikel ‚Der König von Preußen und die Social-

reform. Von einem Preußen' (Vorwärts Nr. 60)." In der von Börnstein und Barnays in Paris herausgegebenen Zeitschrift Vorwärts Nr. 62 und 64 vom 7. und 10. August 1844.

Nr. 125. Bahr H., Mitterwurzer. (Gestorben am 13. Februar 1897.)

Nr. 128. Meyer F. A., Zur Geschichte des Volksschauspiels „Dr. Faust". Vortrag. Meyer hat ein Manuskript des Laufener Don Juan entdeckt, worin sich Scenen finden, die nachweislich zuerst dem Faust angehörten.

Nr. 131. 132. 135. Georg Herwegh und Robert Prutz. Ungedruckte Briefe aus dem demnächst erscheinenden Briefwechsel.

Neue Revue. Jahrgang 8.

Nr. 3. Speier M., Grillparzer als Mensch. Zum 25. Todestage des Dichters. 21. Januar 1897.

Nr. 36. 37. Ströbel H., Heinrich Heine als Lyriker.

Nr. 40. Bleibtreu K., Noch etwas über Heine.

Illustrierte Zeitung. Band 108. Nr. 2798.

Kaiser Ph., Philipp Melanchthon. Mit zahlreichen Bildern und dem Faksimile eines ungedruckten Briefes an den Rat der Stadt Regensburg 1545.

Litterarisches Centralblatt. Nr. 21.

E. Zarncke weist die Angriffe Schubarts in seinem Buch über Graf Thorane gegen F. Zarncke ab.

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang 18.

Nr. 5. Sauer A., Muncker: Lessings Sämtliche Schriften. Band 9—11.

Nr. 6. Minor J., Bing: Novalis.

Nr. 8. Grimm H., Eine Fauststelle und Weiteres („von angeraucht Papier umsteckt"). Verlangt dringend die Vorarbeiten zu einem neuen Deutschen Wörterbuch.

Muncker F., Berichtigung. Sauer A., Antwort des Recensenten (vgl. Nr. 5).

Nr. 9. Hübner R., Waitz: Gesammelte Abhandlungen.

Nr. 10. Meyer R. M., Servaes: Goethe am Ausgang des Jahrhunderts.

Nr. 25. Heusler A., Wulff: Om Värsbildning (Lund, Gleerup 1896).

Nr. 26. Werner R. M., Bauer: Tiroler Kriegslieder aus den Jahren 1796 und 1797.

Nr. 27. Burdach K., Hildebrand: Beiträge zum deutschen Unterricht.

Schmidt Erich, Hewett: Poems of Uhland.

Nr. 30. Meyer R. M., G. A. Müller: Ungedrucktes aus dem Goethe-Kreise und Aus Johann Kaspar Lavaters Brieftasche.

Nr. 41. Grimm H., W. Robert Tornow: Gedichte.

Nr. 44. Witkowski G., Morris: Goethe Studien.

Grimm H., 100 Jahre im Dienste der Kunst. Erinnerungsgabe der Firma C. Felsing aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens der Kupferdruckerei. Mit Text von W. Franke. Berlin, Juli 1897. Überreicht von W. Felsing.

Nr. 47. Meyer R. M., A. Baumgartner: Geschichte der Weltlitteratur Band 1 und J. Hart: Geschichte der Weltlitteratur.

Schönbach A. E., F. Vogt und M. Koch: Geschichte der deutschen Litteratur.

Berliner Herold. 7. Oktober 1897.

Kohut A., Ungedruckte Briefe, Gedichte und Artikel von Moses Mendelssohn. Zu seinem Geburtstage, den 6. September 1729: Ungedruckter Brief an Nicolai. Ein Stammbuchblatt. Ein Gedicht. Der Anfang zu der bei Kayserling S. 552 ff. mitgeteilten Abhandlung nach dem Manuskript.

Berliner Tagblatt 22. Juli 1897.

Brief des Freiherrn vom Stein an Goethe, 10. Dezember 1818. (Aus den „Hamburgischen Nachrichten".)

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung.**

1896. Nr. 49. 50. 51. 1897. Nr. 8. 9. Minor J., Ferdinand von Saar. I—V.

1897. Nr. 29. Jacoby D., Der Dichter Willamov, Herders Landsmann.

Nr. 35. Witkowski G., Wagner als Faustforscher. (Gegen Milchsack.)

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung (München).**

Nr. 13. Knapp G. F., Hermann Helferich. Erinnerungen aus den Jahren 1861 und 1864.

Voll K., Friedrich Wasmann (1805—1886).

Nr. 16. Sohncke L., Lichtenberg und die Physik vor hundert Jahren. Vortrag.

Nr. 27. Ziegler Th., Gustav Wendt.

Necker M., Moriz von Schwind in Rom. Briefe an Bauernfeld, Rom, 25. Juli 1835 und München, 8. Februar 1851.

Nr. 28. 30. 31. Loserth J., Die Anfänge der Gegenreformation in Innerösterreich I. 1. Die Visitation der protestantischen Schule und Kirche durch die Jesuiten in Graz. Die Darstellung ruht durchaus auf den Akten des steiermärkischen Landesarchivs. 2. Die ‚Pariser Bluthochzeit in Graz' und der Kampf um die Herberstorfische Kirche.

Nr. 32. Kollmann P., Karl Becker, ein deutscher Statistiker.

Nr. 34. 35. Brentano L., Justus Möser, der Vater der neuesten preußischen Agrarreform.

Nr. 37. G. E[llinger?], Melanchthon als pädagogischer Lebensphilosoph.

Förster R., Eine Gestalt aus Heinses Ardinghello. Sucht gegen K. J. Neumann (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 109 91) nachzuweisen, daß Demeter in Heinses Ardinghello nicht der „Grieche von Scio" (Raffaeli Vernazza gestorben 1780) sei, der sich in einem Briefe Winckelmanns an Reiske erwähnt findet.

Nr. 40—45. Scholz B., Wohin treiben wir? Betrachtungen eines Musikers.

Nr. 46 a/D. [A. Dove], Michael Bernays †.

Nr. 54/55. Federn K., Renaissance und Romantik. Ein Versuch.

Nr. 64. Stettiner P., Königin Louise und Joh. Georg Schefiner.

Nr. 68. Ehrhardt L., Wilhelm von Humboldt als Staatsmann. Mit einigen Verbesserungen der von Gebhardt veröffentlichten Dokumente.

Nr. 69. Schneidewin M., Ein ungedruckter Brief [Hegels] vom 22. März 1797. An eine Freundin seiner Schwester, Jungfer Endel.

Nr. 75 76. Fürst R., Die verheiratete Frau im Roman.

Nr. 79. Sittenberger H., Die moderne Wiener Schule und das Drama.

Nr. 81/82. Schott S., Aus Gottfried Kellers Leben (Baechtold Band 3). Zwei ungedruckte Briefe Kellers über Karl Spittelers Prometheus und Epimetheus. 1. An Widmann, Zürich, 27. Januar 1881. 2. An Spitteler, Zürich, 8. Oktober 1881.

Nr. 114/115. Roetteken H., Über ästhetische Kritik bei Dichtungen.

Nr. 119/120. Schultheiß G., Deutsche Landeskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation.

Nr. 123. Horner E., Die ersten Aufführungen der Jugenddramen Schillers in Wien.

Nr. 133. Müller E., Karoline von Wolzogen. Mit Benutzung der an das Schillerarchiv geschenkten Teile ihres Nachlasses.

Nr. 158/159. Bamberg E. von, Aus Ludwig Devrients Jugendzeit.

Nr. 161. Kraeger H., Das Geld in Lessings „Minna von Barnhelm".

Nr. 166. Schott S., Zu Lessings Geldansichten. Wirft die Frage auf, „wie Geld, Besitz und Erwerb in ihrer Bedeutung für den Menschen von den großen Dichtern der verschiedenen Zeiten behandelt werden".

Nr. 211. Menne K., Voß' Luiſe in niederländiſcher Bearbeitung. Proſaüberſetzung von B. H. Lulofs. Groningen 1811.

Nr. 216. G. E. [Georg Ellinger], Die älteſte litterariſche Fixierung der Fauſtſage.

Nr. 217. Schneider C., Erinnerung und Phantaſievorſtellung.

Nr. 231 232. Sittenberger H., Das analytiſche Drama. [Beſprechung des „König Oedipus", des „Zerbrochenen Kruges", des Trauerſpiels von Caro „Am Herzogshof" und — ablehnend — der „Geſpenſter". Fruchtbar iſt der zu Grunde liegende Gedanke: die für einen Mitſpieler nötige Erzählung im Drama bildet einen Teil der Handlung; nur die für die Aufklärung der Zuſchauer beſtimmte Erzählung iſt epiſch. B. S.]

Nr. 233. Schmoller G., Wechſelnde Theorien und feſtſtehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Sozialwiſſenſchaften und der heutigen deutſchen Volkswirtſchaftslehre.

Nr. 234. Voretzſch C., Märchen, Sage, Epos.

Nr. 235. Groß H., Ein Augsburger Biſchof im Zeitalter der Reformation (Chriſtoph von Stadion).

Kluge F., Die Bühne und die deutſche Ausſprache.

Nr. 236/237. Ratzel F., Wiſſenſchaft und Volksbildung in Deutſchland.

Nr. 238. Eucken R., Zur älteren Geſchichte der Univerſität Jena. Es wurde ein Kopial- und Beſchlußbuch der philoſophiſchen Fakultät von 1557—1789, das auch manche die ganze Univerſität betreffende Aktenſtücke enthält, aufgefunden.

Nr. 246. Kluge F., Die deutſche Sprachforſchung unter Anklage (gegen Wunderlich).

Nr. 249. Werner K., Der „Jubelſenior" von Jean Paul.

Nr. 254. Wunderlich H., Nochmals die Sprachforſchung unter Anklage.

Nr. 258. Paul H., Die Bedeutung der deutſchen Philologie für das Leben der Gegenwart. Feſtrede.

Beilage zur Bohemia (Prag).

Nr. 73. E. W., Goethes Geſpräche. 10. Band. Mit einem Nachtrag.

Nr. 161. A[lois] K[laar], Joſef Bayer. Ein Gruß zum ſiebzigſten Geburtstag.

Politik (Prag). 1898. Nr. 8 ff.

Schebek E., Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849 (1887 geſchrieben).

Schwäbiſcher Merkur. Mai 1897.

Nägele E., Zu Uhlands Nachlaß.

Schwäbiſche Kronik, des Schwäbiſchen Merkurs zweite Abteilung I. Blatt. Nr. 242. 16. Oktober 1897.

Steig R., Achim von Arnims ſchwäbiſche Reiſe 1820.

Neues Wiener Tagblatt. 1897.

Nr. 21. Klaar A., Grillparzers Wiedergeburt. Zum fünfundzwanzigſten Todestage des Dichters.

Nr. 77. Teuber O., Gluck als Wiener Theaterdirektor! Nach archivaliſchen Quellen.

Neue Freie Preſſe.

29. Januar. Nr. 11651. Sontag K., Erinnerungen an Holtei.

21. Februar. Nr. 11674. L. Sp[eidel], Burgtheater. Friedrich Mitterwurzer.

18. April. Nr. 11730. Ungedruckte Briefe von Richard Wagner. An Angelo Neumann.

21. und 22. April. Nr. 11732. 11733. Griechenlands politiſche Zuſtände im Anfange der Vierzigerjahre. Ungedruckte Briefe des Grafen Prokeſch-Oſten aus Athen an Erzherzog Johann.

7. Mai. Nr. 11747. La Mara, Briefe von Brahms (1853—1855) an Robert Schumann, nach den Originalen mitgeteilt.

Nr. 11777/11783. Geiger L., Briefe von und an Wilhelm von Humboldt. Briefwechſel mit Thereſe Huber und deren Eltern.

5. November 1897. F. Mendelsſohn-Bartholdi an Holtei (12. Dezember 1836) über einen Operntext.

12. und 13. November. Nr. 11934. 11935. Delle Grazie M. E., Das Schaffen des lyriſchen Dichters.

Le Correspondant. 10 et 25 Octobre, 10 Décembre 1896.
André M., La littérature féminine en Allemagne. C. Senil.

Journal des debats politiques et litteraires.
23 Décembre 1896. Doumic R., Les relations littéraires entre la France et l'Allemagne.
7 Janvier 1897. Bourdeau, Les prophéties d'Henri Heine. C Senil.

---

2. Bücher.

Allgemeines. Litteraturgeſchichte. Poetik. Sammelwerke.

Allgemeines. Paul, Grundriß der germaniſchen Philologie. Band 1. Lieferung 3 Straßburg, Trübner.

Aus dem Inhalt: Behaghel O., Geſchichte der deutſchen Sprache (Anfang).

Paul H., Die Bedeutung der deutſchen Philologie für das Leben der Gegenwart. Feſtrede. München, Franz. 80 Pf.

Fortſetzung und Ergänzungen zu Chrn. Glieb. Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexiko, worin die Schriftſteller aller Stände nach ihren vornehmſten Lebensumſtänden und Schriften beſchrieben werden. Angefangen von Joh. Chrph. Adelung und vom Buchſtaben K fortgeſetzt von H. W. Rotermund. 7. Band. Mit einem Anhange, enthaltend die für die 2 Ausgabe des 3. Bandes (K.) beſtimmten Verbeſſerungen und Zuſätze aus dem Handexemplar des Verfaſſers. Im Auftrage der Deutſchen Geſellſchaft in Leipzig herausgegeben von O. Günther. Leipzig, Hierſemann. 30 M.

Wrede R., Das geiſtige Berlin. Eine Encyklopädie des geiſtigen Lebens Berlins. 3. Band. Leben und Wirken der Ärzte, Apotheker, Ingenieure, Militärſchriftſteller, Naturwiſſenſchaftler. Berlin, Wrede. 9 M.

Weisfert J. N., Biographiſch litterariſches Lexikon für die Haupt- und Reſidenzſtadt Königsberg und Oſtpreußen. 2. Ausgabe. Königsberg, Bon. 3 M.

Das litterariſche Leipzig. Illuſtriertes Handbuch der Schriftſteller- und Gelehrtenwelt, der Preſſe und des Verlagsbuchhandels in Leipzig. Leipzig, Fiedler. 3 M.

Allgemeine Litteraturgeſchichte. Baumgartner A. S. J., Geſchichte der Weltlitteratur. Lieferung 2—8. Freiburg im Breisgau, Herder. à 1.20 M.

Brandes G., Die Hauptſtrömungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Vorleſungen, gehalten an der Kopenhagener Univerſität. Überſetzt und eingeleitet von

A. Strodtmann. 5., gänzlich umgearbeitete, vermehrte und mit einem General register versehene Auflage. Jubiläumsausgabe. 6 Bände. Leipzig, Barsdorf. 36 M.

Es reizte mich zu untersuchen, worin sich diese bei Barsdorf erscheinende Übersetzung des dänischen Originalwerkes von der bei Veit & Comp. erschienenen und später zurückgezogenen deutschen Bearbeitung unterscheide. Strodtmanns von W. Rudow und A. von der Linden fortgesetzte Übersetzung schließt sich enger an die dänische Vorlage an; Brandes selbst übersetzt freier und kühner, wagt sogar gelegentlich Neologismen. Im übrigen decken sich wenigstens die beiden die deutsche Litteratur umfassenden Bände fast vollständig. Die neue Litteratur ist in dieser fünften Ausgabe nicht nachgetragen und wie es scheint auch nicht benutzt; die Abschnitte über Gutzkow, über Charlotte Stieglitz z. B. müßte Brandes heute doch ganz neu bearbeiten, wenn er mit der deutschen Forschung Schritt halten wollte. Dagegen werden Werke, die mit der Sache eigentlich nichts zu thun haben, in der Barsdorfschen Ausgabe citiert, wenn sie in demselben Verlage erschienen sind, so 2, 248 Mannhardts Buch Zauberglaube und Geheimwissen im Spiegel der Jahrhunderte oder 6, 261 die Memoiren der Markgräfin von Baureuth. Ein merkwürdiges Verhältnis zeigen die beiden Bearbeitungen im 13. Kapitel des 2. Bandes (Die romantische Schule in Deutschland), das Novalis und Eichendorff umfaßt. In der ersten Hälfte (bis Barsdorf 240, Veit 248) ist mir keine beträchtliche Abweichung aufgefallen. In der Barsdorfschen Ausgabe wird zwischen Novalis und Eichendorff der deutsch dänische Dichter Schack Staffeldt mit zwei Sätzen erwähnt; in der anderen Bearbeitung werden demselben Staffeldt nicht weniger als 23 Seiten gewidmet, die erste und einzige Charakteristik, die er in deutscher Sprache erfahren hat. Fehlt diese Charakteristik im dänischen Original, das doch sonst Beziehungen auf die dänische Litteratur aufweist, die in der deutschen Bearbeitung gestrichen sind? z. B. die Stelle über Paul Möller, Barsdorf 246 f. fehlt Veit 278; ebenso der Vergleich mit Hauchs Roman „Der Goldmacher" Barsdorf 248 (Veit 279). Auf derselben Seite ist wieder das Citat aus A. W. Schlegel bei Veit ausführlicher als bei Barsdorf: So macht die eine Ausgabe die andere nicht entbehrlich; sie ergänzen einander. A. S.

Deutsche Litteraturgeschichte. Barthel M., Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. 10. Auflage von M. Borberg. 1. Lieferung. Gütersloh, Bertelsmann 1.50 M.

Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von E. Goetze. 16. und 17. Heft [VI. Band, Bogen 15—40]. Dresden, Ehlermann. 9.10 M.

Die beiden Lieferungen enthalten den Schluß von § 293, die deutschen Gelehrten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, und zwar die Theologen, Juristen, Naturforscher, Geographen und Historiker, denen in einem neuen Abschnitt die Germanisten angereiht werden, §§ 294—296 die epische Litteratur, die Romane und die Dramatiker aus der Zeit von 1815 und als Anfang des 5. Kapitels („Dichter aus Mittel- und Süddeutschland") § 297 (Schweiz) und einen Teil des § 298 (Österreich). Der Vergleich mit der ersten Auflage zeigt nicht bloß eine reiche Vermehrung des Materials, sondern auch dessen zunehmende geistige Durchdringung und man wird den einzelnen (bisher ungenannten) Bearbeitern uneingeschränktes Lob spenden dürfen. Nicht billigen kann ich es, daß bei den Brüdern Grimm zwar der Briefwechsel mit peinlichster Sorgfalt verzeichnet ist, daß dagegen ein Schriftenverzeichnis fehlt und einfach auf die vollständige Liste in den „Kleineren Schriften" der Brüder verwiesen ist. Das wird vielen Benutzern des Grundrisses eine Enttäuschung bereiten, denn der Grundriß befindet sich auch in vielen kleineren Bibliotheken des In- und Auslandes, in denen die Samm-

lungen der „Kleineren Schriften“ schwerlich vorhanden sind. Und fehlen dem Grundriß nicht wichtige, unentbehrliche Daten, wenn man das Erscheinungsjahr der Märchen, der Sagen, der Edda Übersetzung, der Irischen Elfenmärchen u. s. w. nicht daraus erfährt? — An Wünschen und Nachträgen wird es im Einzelnen auch sonst nicht fehlen. Bei dem oberösterreichischen Historiker Franz Kurz (S. 323) vermisse ich die Erwähnung des wichtigsten Nekrologs von Jodok Stülz in der Zeitschrift des Museum Francisco-Carolinum 1843. Nr. 18, S. 57 (ein Auszug daraus im Oberösterreichischen Jahrbuch für Litteratur- und Landeskunde 1844, Band 1), sowie seiner Briefe an Hormayr in dessen Historischen Taschenbuch 1845. — Zu Hormayr (S. 342 f.) habe ich selbst S. 664 ein paar kleine Nachträge verzeichnet; über manches andere wäre eine Aufklärung erwünscht: so fehlen z. B. die Flugschriften aus den Jahren 1808 und 1809, die „spanischen Aktenstücke“ (Sammlung der Actenstücke über die spanische Thronveränderung. 3 Abteilungen. Germanien 1808 oder Authentische Darstellung der Begebenheiten in Spanien von dem Ausbruch der Unruhen zu Aranjuez bis zum Schluß der Junta von Bayonne. Von Don Pedro Cevallos. Germanien 1808) und „Der Vendee-Krieg“ (Germanien 1809, 147 S. 8), die ihm von Krones „Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren“ (Innsbruck 1892) S. 192 f. zugeschrieben werden. — Etwas ausführlicher glaube ich an dieser Stelle auf den von mir bearbeiteten § 298, S. 499 ff. eingehen zu müssen, um so mehr als dessen erste Abschnitte noch ohne die Vorbemerkung zum 6. Bande erschienen sind. In der alten Auflage umfaßte dieser Paragraph drei Seiten. Dem entsprechen in der neuen bis jetzt 140 Seiten, denen noch doppelt so viele in der nächsten Lieferung nachfolgen werden. Dieses ungeheure Anschwellen eines einzigen Paragraphen wird manchen auf den ersten Blick stutzig machen. Die beste Rechtfertigung für die Notwendigkeit dieses Umfangs ist die Entstehungsgeschichte dieses Abschnittes. Goedekes Absicht in diesem Kapitel war, die ‚untergeordneteren‘ Schriftsteller der Jahre 1800—1815 „nach den Ländern ihrer Geburt und innerhalb dieser Grenzen nach der Zeit ihres Auftretens“ zu ordnen und da die Epiker, die Dramatiker, die Romanschriftsteller, auch die untergeordneteren, in den vorausgehenden Paragraphen bereits vereinigt sind, scheint es sich ihm hier im wesentlichen um die kleineren Lyriker gehandelt zu haben. Darum stellt er auch eine Übersicht der provinziellen und lokalen Musenalmanache jedem einzelnen Paragraphen voraus. Die einfache Durchführung dieser Absicht an der Hand des in Österreich vorhandenen, Goedeke unzugänglich gebliebenen Materials ergab eine ungleich größere Anzahl hierhergehöriger Schriftsteller und eine ungleich ausgedehntere Thätigkeit der von ihm bereits zusammengestellten. Bei der ausschließlichen Benutzung norddeutscher Bibliotheken war die österreichische Litteratur besonders stark zu Schaden gekommen. Dies ließ sich aber auch schon für die früheren Bände konstatieren. Sollte daher der § 298 nicht ganz in der Luft hängen, so mußte über die im Grundriß fast ganz vernachlässigten Neunzigerjahre eine Verbindung mit der Josephinischen und Theresianischen Epoche gesucht werden. So wurden die wichtigsten Nachträge zu den österreichischen Dichtern des 4. und 5. Bandes unserem Paragraphen eingefügt, ohne daß jedoch dabei Vollständigkeit angestrebt wurde. In einer dritten Auflage des Grundrisses wird leicht wieder eine Entlastung dieses Schwellparagraphen eintreten können, wenn der Bearbeiter der österreichischen Partien schon in einem früheren Zeitraum einsetzt. Andererseits wurden aus späteren Paragraphen des alten dritten Bandes, insbesondere aus dem als ‚Nachlese‘ bezeichneten § 336 alle jene österreichischen Dichter, die bereits vor 1815 aufgetreten waren, in unseren Paragraphen hinübergenommen. Die ungefüge Masse grundverschiedener Elemente, die auf solche Weise zusammenkam, verlangte notwendigerweise eine sinngemäße Gliederung und als solche ergab sich eine Scheidung der Dichter nach den österreichischen Kronländern, die ebenso viele verschiedene Kulturgebiete bedeuten. Der Föderalismus mag politisch ein

Unding sein, litterarhistorisch ist er eine Notwendigkeit. So zerfiel der Paragraph in 14 kleinere Abschnitte, die als selbständige Organismen wieder eine neue Ausgestaltung erheischten, um so mehr, als es an Vorarbeiten fast gänzlich fehlt. So ausführlich der Paragraph nun auch geraten ist, so unvollständig und lückenhaft ist er in vieler Hinsicht. Weiter wird sich nur an Ort und Stelle gelangen lassen bei besserer Ausnutzung der einzelnen österreichischen Landesbibliotheken, die für die provinziale Litteraturgeschichte weit mehr Material besitzen, als mir trotz des großen Entgegenkommens der einzelnen Bibliotheksvorstände durch Versendung zugänglich gemacht werden konnte. An gedruckten Bibliothekskatalogen aber ist bei uns in Österreich noch großer Mangel. — Wem trotz alledem zuviel an Gelegenheitslitteratur und Einzeldrucken verzeichnet zu sein scheint, der möge bedenken, daß in spät oder nur teilweise germanisierten Ländern auch schwächere Dichtungsversuche, die man in den alten Stammlanden ohne Schaden überschen kann, kulturgeschichtlichen Wert besitzen und daß hier Beweise für die Fernwirkung der klassischen Litteratur in einer Fülle erbracht werden, die man bisher kaum ahnte. Ich verzeichnete daher alles, was von der Nachahmung, Umarbeitung, Verehrung oder Kritik einflußreicher deutscher Dichter Zeugnis ablegt, ließ mir aber daneben auch manche andere stoff- oder motivgeschichtlichen Hinweise nicht entgehen, die in anderen Teilen des Grundrisses meiner Meinung nach nur allzuspärlich gegeben werden. — Anhangsweise verzeichne ich einige Nachträge. S. 503 nach I. 11. Clemens Theodor Perthes, Politische Zustände und Personen in den deutschen Ländern des Hauses Österreich von Carl VI. bis Metternich. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben (Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft 2. Band) Gotha 1869. — S. 513 11. 11. Über die allgemeine Litteraturzeitung: Hesperus 1813. Nr. 22. 34. 49. 52. — S. 518 nach III. y. Almanach für Edle Herzen auf das Jahr 1803. Wien. Joseph Leyrer 108 S. 16. — S. 532. 6. Haschka. Wahrscheinlich auf 2) bezieht sich Kaiser Josephs Resolution vom September 1782: „Die Ode des Hasslc ist zu verbieten und dem Verfasser zu untersagen, bis auf weitere Erlaubniß etwas drucken zu lassen." (Meynert, Kaiser Joseph II. 1862, S. 100); der Titel von 16) lautet: Sineds Leytes Gedicht. Herausgegeben von Lorenz Leopold Haschka. May 1801. Wien, Pichler. 1801. — S. 536. 9. Lauber. 2) Institutiones Theologiae Pastorales compendiose ad normam praescriptam a Caesareo Regia Studiorum Commissione exaratae a Josepho Lauber .... Tomus primus. Brunae, typis haeredum Swobodianorum, Ioanne Siedler Factore 1780. 359 S. 8. Vgl. Böhmische und mährische Litteratur 1780. 2, 63 f.; ad 3) Huber, Wahrmunds Antwort auf Herrn Laubers Sendschreiben. Hartl, 1783. 12. Vgl. Vancarali 318; 14) Denkmahl der Vaterlandsliebe und Fürstentreue (Geschichte der französischen Revolution, der Kriege bis 1797 und des Wiener Aufgebots) nebst Personalien desselben und Adjustierungsbildern. III. Wien, Schmidbauer. 1797. 8. Vgl. Vancalari 5396. — S. 536 vor 10. einzufügen: Ueber die gegenwärtigen schlechten Gelegenheitsdichter, und die noch schlechtern Kritiker. Von J. F. X. Scribimus indocti, doctique poemata passim. Horat. WJEM, in der Geroldischen Buchhandlung. 1781. 7 S. 4 (Gedicht in Hexametern: ‚Bis zum hohen Olymp, selbst bis zum Vater der Götter'). — S. 542. 19. Juliane von Mudersbach, vermählte Herzogin von Giovane. Vgl. E. Buglia, Juliane Herzogin von Giovane. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungslitteratur in Österreich: Österreichisch Ungarische Revue 1887. Neue Folge 3, 88 - 108. — S. 552. 32. Mathias Leopold Schleifer. Vgl. A. Grefe, Ein vergessener Dichter und dessen Beziehungen zu Lenau: Neue Freie Presse 1894. Nr. 10582. — S. 554. 33. Franz Johann Joseph von Reilly Atlas von der moralischen Welt in 10 satyrisch allegorischen Landkarten Wien, Reilly 1802. Quer Folio. Vgl. Vancalari 544. — S. 557. 43. Johann Baptist Ruprecht. 13) Sonetten Kranz zur Vermählung des Erzherzogs

Albrecht von Oeſterreich mit Hildegard von Bayern. Wien, Beck 1844. gr. 8. Vgl. Bancalari 8721. — S. 558. **46.** Johann Karl Wötzel. 4) enthält die Vorleſungen von Franz Volkmar Reinhard, vgl. Vaihinger Kantſtudien 2, 379. — S. 572. Nach **81.** Kriegsgebete aus der heiligen Schrift und Liturgie für Religion, Fürſt und Vaterland. Dieſe Gattung von Teufeln wird nicht ausgetrieben, als durch Gebet, und Buße. Matth. 17—21. 1799. 84 S. Enthält auch gereimte Hymnen. — S. 572. **82.** Georg Friedrich Treitſchke. 38) J. B. Widmann, Bouillys „Léonore" und der Text zu Beethovens „Fidelio": Die Nation 1895, Nr. 49. — S. 583. **108.** Ignaz Franz Caſtelli. Von 2) auch folgender Druck: Kriegslied für die öſterreichiſche Armee. Von J. F. Caſtelli. In Muſik geſetzt von Vinzenz Maſchek. Wird verkauft zum Beſten der zurückgelaſſenen Weiber und Kinder der Landwehrmänner. 2 Bl. 8. — S. 590. **133.** Leopold Matthias Weſchel. 3) Die Leopoldſtadt bey Wien. Nach Quellen, in Verbindung mit einer Skizze der Landesgeſchichte hiſtoriſch dargeſtellt. Wien, Strauß 1824. gr. 8. — S. 598. **178.** E. Götz. 1) Wahrſcheinlich bloß ein Wienernachdruck. Eine andere Ausgabe: Germanien 1813. 22 S. 8. — S. 598. Vor **199.** Eichenblätter in Germania's Kranz gewunden. Von A. J. Schmid. Wien 1814. 72 S. 8. (S. 18: An Vater Franz nach ſeiner Wiederkehr. ‚Welche Namen verdienſt du'. — S. 70: ‚Kurzgefaßte Bemerkungen für die, in der altnordiſchen Götterlehre nicht bewanderten Leſer.') — S. 598. **199.** Ferdinand Joſeph Wolf. Vgl. A. Ebert, Ferdinand Wolf, ſeine Bedeutung für die romaniſche Philologie, namentlich die Litteraturgeſchichte: Jahrbuch für die romaniſche und engliſche Litteratur 1867. 8, 271—305; R. Beer: Allgemeine Deutſche Biographie 1898. 43, 729—737; ad 31) vgl. die Beſprechung von C. A. Wilkens: Wiener Zeitung 5. und 6. Auguſt 1890. — S. 601 ff. Zu Oberöſterreich ſind meine Nachträge ſchon jetzt ziemlich bedeutend, da während der Drucklegung des betreffenden Abſchnittes der unter I. g. verzeichnete Katalog der Bibliothek des Museum Francisco-Carolinum von Bancalari erſchienen iſt, dem die folgenden Ergänzungen faſt durchweg entſtammen. Unter I wären anzuführen geweſen: Joſef Gaisberger, Bibliothek des Museum Francisco-Carolinum. Linz, Muſeum 1845, kl. 8; Hans Commenda, Materialien zur landeskundlichen Bibliographie Oberöſterreichs: Separat-Abdruck aus dem 43.—49. Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum. Linz 1891. 8.; L. A. Frankl, Gmunden im Liede 1892. — II a. Die ſpätere Linzer Zeitung hieß zuerſt ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts: „Linzer Montags- (und Freitags-) Ordinari Zeitung", ſeit 1783 „Linzer ordinari Zeitung". — Nach II b. iſt einzuſchieben: Der Patriot an der Donau; eine gemeinnützlich periodiſche Wochenſchrift für alle Stände. 3. Juni bis 25. November 1776. 1. Jahrgang. Linz 8. — II d. Bancalari verzeichnet unter 14240: Muſikaliſche Monatsſchrift. 1803. Juli bis Oktober. Linz, Glöggl. 12 und unter 14470. Muſikaliſche Zeitung für die öſterreichiſchen Staaten. 1. Jahrgang 1812. Linz, Zeitungsbureau. 4. — Die folgenden Dichtungen und Dichter verzeichne ich in chronologiſcher Folge: Lied an Joſef Anton, Biſchof zu Linz von C** i [Cremeri?] (1789). — Ode ad Regem Leopoldum a Jos. Crausaz. Lincii, Pramſteidel 1790. kl. 8. — Lieder-Sammlung zur Feyer der Krönung Franz II. geſungen zu Steyer. Steyr, Medt 1792. — Der Deutſche Michel in dem abgelebten Rock eines Poeten (Lieder). Wels, Graſſenmayr 1793. 12. — Prinz Koburg im März 1793; von einem patriotiſchen Ländler. Linz, Pramſteidel 1793. 12. (Politiſches Gedicht). — Ode eines Patrioten in Oberöſterreich über die Empörungsgeſchichte Frankreichs. Linz, Pramſteidel 1793. kl. 8. — Der oberöſterreichiſche Nachtwachter an ſeine deutſchen Mitbürger beym neuen Jahr 1795. Wien. kl. 8. (Gedicht.) — Joſ. Reither: 1) Ode bei Erneuerung der Ordensgelübde des Dechants F. X. Huebmer. Linz 1796. 4. 2) Die Tröſterinnen, bei Gelegenheit des Friedensſchluſſes mit Frankreich 1805. Linz 1806. 4. 3) Klaglied am Grabe Joſ. Antons, zweiter Biſchof von Linz, nebſt mehreren anderen kleinen

Gedichten. Linz 1807. Folio. — Sammlung aller in Oberöſterreich zur Zeit der Anweſenheit des Erzherzog Karl verfaßten, demſelben überreichten Gedichte und Denkſchriften. Linz, Trattner 1798. kl. 8. — F. X. Wißhofer, Am Geburtstage Kaiſer Franz II. Linz, Trattner 1800. 8. — Ignaz Schönbeck: 1) Elegie auf den Tod der Kaiſerin von Oeſterreich Maria Thereſia. Linz, Kaſtner 1807. 8. 2) Auf die Ankunft der Erzherzogin Maria Thereſia in Linz 18. Mai 1808. Linz, Kaſtner 1808. 8. 3) Auf die Ankunft Franz I. in Linz 8. Juny 1808 mit Erzherzogin Maria Eliſabeth. Linz, Kaſtner 1808. 8. 4) Elegie auf den Tod der Erzherzogin Maria Eliſabeth. Linz, Kaſtner 1808. 8. 5) Karakteriſtik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Linz, Kaſtner 1809. (Gedicht.) — J** S**: 1) Das Bild unſeres guten Kaiſers Franz I. und ſeiner Unterthanen. Linz, Kaſtner 1807. 8. 2) Ode auf die Ankunft Franz I. zu Linz 15. März 1810. Linz, Kaſtner 1810. 8. — Landler-Empfindung, dargebracht dem Erzherzog Karl. Linz, Kaſtner [1809?]. 8. — Joſ. Guger: Am Grabe der Nina Kaſtner. 1809. Linz. kl. 8. (Gedicht.) — Leopold Freiherr von Hahn: 1) Lied beim Einmarſche des Baron Klebelſchen Linien-Infanterie-Regiments 1809. Linz, Kaſtner 1809. 8. 2) Empfindungen der Bewohner von Linz beim Einmarſch des k. k. öſterreichiſchen Militärs 6. und und 9. Jänner 1810. Linz, Kaſtner 1810. 8. 3) Geſinnungen ꝛc. am 6. Jänner 1810. Linz, Kaſtner 1810. 8. — Vermählung Maria Louiſens mit Napoleon I. Linz, Kaſtner 1810. 8. — Joſef Duftſchmid: Die Nachwelt aus der [an die?] Gegenwart, ein Gedicht, bei der Prämienvertheilung am k. k. Gymnaſium zu Linz 1813 vorgetragen. Linz, Kaſtner 1813. 4. — Kriegslieder der Verbündeten 1815 von Joſ. Kliemſtein. Linz, Feichtinger 1815. kl. 8. — S. 608 f. ad C. l.: Nachrichten über das Erzſtift Salzburg nach der Säkulariſation. In vertrauten Briefen. Paſſau, Ambroſi 1805. 8; Katalog. Städtiſches Muſeum Carolino-Auguſteum. Bibliothek. Salisburgensia. Salzburg 1870. 4; L. Spatzenegger, Die Salzburger Univerſität. Salzburg 1872; F. V. Zillner, Geſchichte der Stadt Salzburg. Salzburg, Oellacher 1885—1890. III. gr. 8. — S. 623. Gefühle am Altar des Vaterlandes. Auf die gegenwärtigen glücklichen Zeitereigniſſe für alle biederen Deutſchen. Salzburg 1814. 8. Vgl. Bancalari 5061. — S. 623 f. ad D. I. J. C. H., Lebensbilder aus der Vergangenheit. Beitrag zu einem Ehrenſpiegel der Steiermark, beſonders der Stadt Marburg, Graz, Leyrer. 1863. 8.; Dr. A. Schloſſar, Die Litteratur der Steiermark in hiſtoriſch-geographiſch-ethnographiſcher Beziehung. Beitrag zur öſterreichiſchen Bibliographie. Graz, Goll 1886. 8. — S. 637. **22.** Johann Baptiſt von Winklern. Vgl. Ilwof: Allgemeine Deutſche Bibliographie 48, 456.

Für die Dresdener Philologenverſammlung erſchien aus § 311 des Grundriſſes der Artikel Arndt ſelbſtändig abgedruckt. A. S.

Heilmann K., Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur, nebſt einem Abriß der deutſchen Poetik. 3. Auflage. Breslau, Hirt. 2 M.

Koch M., Geſchichte der deutſchen Litteratur. 3. Auflage. Leipzig, Göſchen. 80 Pf.

W. Lindemanns Geſchichte der deutſchen Litteratur. 7. Auflage von A. Salzer. 1. Abteilung. Von den älteſten Zeiten bis zur Kirchenſpaltung. Freiburg i. B., Herder. 3 M.

Storck K., Deutſche Litteraturgeſchichte. Für das deutſche Haus bearbeitet. Stuttgart, Roth. 3.20 M.

Vogt J. G., Illuſtrierte Geſchichte der deutſchen Litteratur mit ausgewählten Proben aus den Hauptwerken hervorragender Dichter. (In 140 Heften.) 1.—5. Heft. Leipzig, Wieſt. à 10 Pf.

Landſchaften. Hoffmann Adalbert, Deutſche Dichter im ſchleſiſchen Gebirge. Neues aus dem Leben von Goethe, Günther und Körner. Mit je 3 Porträts in Heliogravure und in Lichtdruck, darunter ein Bildniß der von Goethe zur Gattin begehrten, bisher unbekannten Schleſierin und mit 8 Abbildungen im Text. Warmbrunn, Leipelt. 4 M.

Das schön ausgestattete Büchlein hat mehr als lokalgeschichtlichen Wert, weil es die genaue Vertrautheit mit den Örtlichkeiten und kleine archivalische und sonstige Funde dazu verwendet, um bisher wenig behandelte Episoden im Leben der drei Dichter aufzuhellen. Allerdings hat der Feuereifer des Specialisten den Verfasser zu weit geführt. Eine unbewiesene Familientradition, wonach Goethe Henriette Eleonore Auguste von Lüttwitz, die spätere zweite Frau des Freiherrn von Schuckmann, im Jahre 1790 zur Gattin begehrt haben soll, nimmt Hoffmann ohne weiteres als feststehende Thatsache hin und zieht daraus ziemlich weitgehende Schlüsse auf Goethes Beziehung zu Christiane, die er bei ruhigerer Überlegung wieder zurücknehmen müssen wird. Immerhin ist eine neue Frauengestalt in Goethes Leben eingeführt und dankend begrüßen wir ihr liebliches Bildnis. Dem leicht entzündlichen Theodor Körner werden gleichfalls ein paar neue Schwärmereien nachgewiesen; ungedruckte Gedichte und Entwürfe aus seinem Notizbuch werden mitgeteilt. Über Günther erfahren wir am wenigsten neues. Ob seiner und seiner Freunde Eintragungen im Koppenbuch (S. 78 ff.) bisher ungedruckt waren, wird nicht ausdrücklich gesagt; die Verse von Benjamin Schmolck, die S. 82 reproduziert sind, stehen nach Boltes Mitteilung oben S. 58 f. bereits in dem 1736 zu Hirschberg im Druck erschienenen Auszug aus dem Koppenbuche. A. S.

Kegel H., Oberschlesien in der Dichtung. Eine Anthologie. Kattowitz, Siwinna. 9 M.

Der im Jahre 1895 verstorbene schlesische Dichter Hugo Kegel bethätigt die warme Liebe zu seiner engeren Heimat in dieser fleißigen und sorgfältigen Zusammenstellung von poetischen und prosaischen Erzeugnissen seiner Landsleute. Von bekannteren Namen begegnen uns: Eichendorff, Gustav Freytag, Max Heinzel, Hoffmann von Fallersleben, Max Ring, Johannes Ronge (Ahnung 1843), F. von Sallett, Karl Schall, Max Waldau. Bemerkenswert sind die zahlreichen Bergmannslieder und die Übersetzungen aus dem Polnischen; ferner die Abhandlung über „Oberschlesische Sagen und Erzählungen" von L. Sittenfeld, dem Herausgeber des Werkes (S. 194 ff.). Willkommene biographische Notizen, von Kegel zusammengestellt, schließen die Sammlung ab. Durch einen bösen Zufall ist S. 285 gerade Kegels Geburtsjahr (1852) ausgefallen.

Krauß R., Schwäbische Litteraturgeschichte. 1. Band. Von den Anfängen bis in das 19. Jahrhundert. Freiburg i. B., Mohr. 7 M.

Nagl J. W. und Zeidler J., Deutsch-Österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Lieferung 3—8. Wien, Fromme. à 1 M.

Inhalt: III. Die Einwirkung der Kirche. 1. Gelehrsamkeit und kirchliches Leben. 2. Die geistliche deutsche Dichtung. — IV. Das Rittertum. 1. Die erzählende höfische Dichtung. 2. Die höfische Lyrik. 3. Die Didaktik der Ritterzeit. — V. Das ausgehende Mittelalter. 1. Dichtung in gebundener Rede. 2. Die Entwicklung der deutschen Prosa. 3. Die dramatische Poesie.

Regenhardt C., Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. 3. Band. Oberdeutsch. Berlin, Regenhart. 2 M.

Beziehungen zum Ausland. England. Clarke C. H., Fielding und der deutsche Sturm und Drang. Dissertation. Freiburg.

Herzfeld G., William Taylor von Norwich. Eine Studie über den Einfluß der neueren deutschen Litteratur in England (Studien zur englischen Philologie, herausgegeben von L. Morsbach. Heft II). Halle, Niemeyer. 2 M.

Schnabel B., Ossian in der schönen Litteratur Englands bis 1832. Ein Beitrag zur englischen Litteraturgeschichte. Dissertation. München 1896.

Wagener H. F., Das Eindringen von Percys Reliques in Deutschland. Dissertation. Heidelberg.

Frankreich. Rossel V., Histoire des relations litteraires entre la France et l'Allemagne. Paris, Fischbacher.

Italien. Heigl G., Giambattista Bolza als Vermittler zwischen der deutschen und italienischen Litteratur. Programm. Innsbruck 1896.

Niederlande. Menne K., Über den Einfluß der deutschen Litteratur auf die niederländische um die Wende des 18. Jahrhunderts. Dissertation. München.

Dichtungsgattungen. Lyrik. Anderson W., Beiträge zur Charakteristik der anakreontischen Dichtung. Dissertation. Leipzig.

Nußbaum V., Die Romanzenpoesie der Deutschen. a) Gleim bis Schiller. Programm. Suczawa 1896.

Pernwerth von Bärnstein A., Imitata. Lateinische Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte. Mit einer kurzgefaßten Geschichte der lateinisch-rhythmischen Nachbildung deutscher Gedichte. Leipzig, Dieterich. 1 M.

Uhl W., Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung. Mit Beiträgen zur Geschichte der deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig, Hirzel. 8 M.

Inhalt: I. Die Vorgeschichte des Begriffes. 1. Die Unhaltbarkeit der Herderschen Erklärung. 2. Die Priamel ein Studentenwitz. (Priamel = Quodlibet.) Die quaestio praeambularis. 3. Das Verhältnis der quaestio praeambularis zur quaestio quodlibetica. 4. Die Übertragung des Witzes auf die Litteratur Gattung. II. Die Priamel in den Litteraturen des Auslandes. III. Die Priamel in Deutschland. 1. Der Keim und die erste Blüte. (Von der ältesten Zeit bis zum Ausgang des Mittelalters.) 2. Frucht, Ernte und Nachlese. (Vom Zeitalter der Reformation bis auf unsere Tage.) a. Die Priamel im 16. und 17. Jahrhundert. b. Das Quodlibet des 18. Jahrhunderts. c. Die neueste Zeit. (Die Priamel im täglichen Leben.) α. Stammbuchblätter, Rechtssprüche, Standes-Devisen und Haus-Inschriften. β. Verse, Citate, geflügelte Worte und Gedankenspäne. γ. Volksmund, Kalender-Weisheit, Bauern Regeln und Wirtshaus Poesie.

Zimmermann G., Krone und Lorbeer. Fürstliche Dichter von der Zeit der Minnesänger bis zur Gegenwart. Berlin, Schirmer. 20 M.

Drama. Carrington H., Die Figur des Juden in der dramatischen Litteratur des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Heidelberg.

Haubold P. A., Die deutsche Schulkomödie im Zeitalter der Reformation. 1. Teil: Geschichte. Programm. Zschopau.

Litzmann B., Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn. 4. Auflage. Hamburg, Voß. 4 M.

Novelle. Fürst R., Die Vorläufer der modernen Novelle im 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte. Halle, Niemeyer. 6 M.

Inhalt: I. Entstehung. II. Das Übernatürliche. III. Die moralische Erzählung. IV. Revolution und Realismus.

Ästhetik. Poetik. Anhut E., Zum Verständnis der Aristotelischen Tragödiedefinition. Programm. Berent.

Berdyczewski M. J., Über den Zusammenhang zwischen Ethik und Ästhetik. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von L. Stein. 9. Band.) Bern, Steiger & Co. 1.75 M.

Borinski K., Über poetische Vision und Imagination. Ein historisch-psychologischer Versuch anläßlich Dantes. Halle, Niemeyer. 3.60 M.

Düsel Fr., Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. (Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann XIV.) Hamburg und Leipzig, Voß. 2.40 M.

Fechner G. Th., Vorschule der Ästhetik. 1. Teil. 2. Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 5.50 M.

Gerhardi K. A. v., Das Wesen des Genies. Berlin, Kritik Verlag. 80 Pf.

Gietmann G. S. J., Grundriß der Stiliſtik, Poetik und Äſthetik. Für Schulen und zum Selbſtunterricht. Freiburg i/B., Herder. 4 M.

Beiträge zur Äſthetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. Band 4. Hamburg und Leipzig, Voß 1898. 10 M.

Inhalt: Heinzel R., Beſchreibung des geiſtlichen Schauſpiels im deutſchen Mittelalter.

Klein F., Die Auffaſſung der Kunſttheoretiker vom tragiſchen Chore in alter und neuer Zeit. I. Diſſertation. München.

Mauerhof E., Der Urſprung der Poeſie. Zürich, Henckel & Co. 1.20 M.

Mauerhof E., Das Weſen des Tragiſchen in alter und neuer Zeit. Zürich, Henckell & Co. 1.20 M.

Müller Joſ., Die Philoſophie des Schönen in Natur und Kunſt. Mainz, Kirchheim. 5 M.

Obermann J., Grundlinien einer pſychologiſchen Äſthetik. Programm. Wien.

Rötteken H., Ueber äſthetiſche Kritik bei Dichtungen. Ein Vortrag. (Aus „Allgemeine Zeitung, Beilage".) Würzburg, Ballhorn & Cramer.

Schubert-Soldern von, Die ſociale Bedeutung der äſthetiſchen Bildung. (Hochſchulvorträge für Jedermann. 2. Heft.) Leipzig, Seele & Co. 30 Pf.

Spielhagen F., Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Leipzig, Staackmann. 6 M.

Stein K. H. von, Vorleſungen über Äſthetik. Nach vorhandenen Aufzeichnungen bearbeitet. Stuttgart, Cotta. 3 M.

Einleitung. I. Syſtematiſcher Teil. 1. Elementare Grundbegriffe. 2. Äſthetiſche Vorſtellungskomplexe. 3. Das äſthetiſche Vorſtellungsgebiet. 4. Die Kunſt. 5. Seeliſche Grundthatſachen des Schönen und der Kunſt. — II. Hiſtoriſcher Teil. 1—3. Die italieniſche Renaiſſance: Bildende Kunſt; Dichtkunſt; Kunſttheorie. 4.. Die ſpaniſche Dichtung. 5. Shakeſpeare. 6. Der franzöſiſche Klaſſicismus. 7. Die Richtung auf das Natürliche. (Grundſtimmung des 18. Jahrhunderts.) 8. Weiterbildung der Äſthetik unter Mitwirkung der Deutſchen. — III. Anwendungen.

Stern P., Einfühlung und Aſſociation in der neueren Äſthetik. Ein Beitrag zur pſychologiſchen Analyſe der äſthetiſchen Anſchauung. Diſſertation. München.

Viſcher Friedrich Theodor, Das Schöne und die Kunſt. Zur Einführung in die Äſthetik. (Vorträge. Für das deutſche Volk herausgegeben von R. Viſcher. Erſte Reihe.) 1. und 2. Auflage. Stuttgart, Cotta 1898. 6 M.

Wachler E., Die Läuterung deutſcher Dichtkunſt im Volksgeiſte. Eine Streitſchrift. Charlottenburg, Heinrich. 2 M.

Inhalt: Mangel und Notwendigkeit einer Nationalpoeſie. Volkstümliche Dramatik. Die Grenzen der Ton- und Dichtkunſt. Nebſt einem Urteil über die Wagneriſche Kunſtform.

Sammelwerke. Allgemeine Deutſche Biographie. Lieferung 209—213 (Band 42, Lieferung 4 und 5; Band 43, Lieferung 1 bis 3). Leipzig, Duncker & Humblot.

Aus dem Inhalt: Sebaſtian Wild, Meiſterſänger und Dramatiker des 16. Jahrhunderts (H. Holſtein). — Hieronymus Gürtler von Wildenberg, ſchleſiſcher Humaniſt und Schulmann 1464 oder 1465 bis 1558 (M. Hippe). — Karl Auguſt Wildenhahn, Erbauungsſchriftſteller und chriſtlicher Erzähler 1805—1868 (L. Fränkel). — Ottilie Wildermuth, ſchwäbiſche Schriftſtellerin 1817—1877 (Th. Schott). — Camillo Wagner von Freynsheim, Dichter, zumeiſt unter dem Pſeudonym Karl Guntram 1813—1896 (L. Fränkel). — Amadeus Wendt, Philoſoph und Kunſtkritiker 1783—1836 (Heinze). — Johann Weſſel, vorreformatoriſcher Theolog und Humaniſt 1400 oder 1419—1489 (Brecher). — Alexander Victor Wilhelmi, eigentlich Zechmeiſter, Schauſpieler und Luſtſpiel-

dichter 1817—1877 (H. A. Lier). — Friedrich Wilhelmi, eigentlich Friedrich Wilhelm von Panwitz, Schauspieler 1788—1852 (H. A. Lier). — Friedrich Wilken, Geschichtsschreiber 1777—1840 (A. Stoll). — Georg Andreas Will, Professor in Altdorf 1727—1798 (Mummenhoff). — Johann Gottlieb Willamov, Dichter 1736—1777 (D. Jacoby). — Eliza und François Wille, die Freunde R. Wagners und C. F. Meyers (A. Frey). — Johann Jakob und Marianne Willemer, Goethes Freunde (R. Jung). — Johann Peter Willenbücher, Schulmann und Förderer der altdeutschen Studien 1748—1794 (E. Schröder). — Georg Willer, Augsburger Buchhändler des 16. Jahrhunderts (K. Steiff). — Jodocus Willich (Wilcke), Polyhistor 1501—1552 (R. Schwarze). — Johannes Willing, reformierter Theologe 1525—1572 (Rey). — Ernst Adolf Willkomm, Schriftsteller 1810—1886 (M. Mendheim). — Franz Friedrich Roger Wilmans, Geschichtsforscher und Archivar 1812—1881 (F. Philippi). — Georg Ludwig Wilms, Philologe und Schulmann 1806—1860 (R. Hoche). — Friedrich Philipp Wilmsen, Kinderschriftsteller 1770—1831 (M. Sydow). — Marie Wilt, Opernsängerin 1834—1891 (M. Dietz). — Alexander Wiltheim, Historiker und Archäolog 1604—1684 (Lauchert). — Konrad Wimpina, Theolog, geboren um 1460, gestorben 1531 (A. Brecher). — Heinrich Winckel, wirksamer Reformator in Niedersachsen 1493—1551 (E. Jacobs). — Joh. Joachim Winckelmann 1717—1768 (J. Vogel). — Johannes Winckelmann, hessischer Theologe 1551 (oder 52) —1626 (J. Pistor). — Johann Just Winckelmann, hessischer Schriftsteller 1620—1699 (J. Pistor). — Johann Winckler, lutherischer Geistlicher pietistischer Richtung 1642—1705 (C. Bertheau). — Johann Joseph Winckler, pietistischer Liederdichter 1670—1722 (C. Bertheau). — Willibald Winckler, Belletrist 1838—1871 (L. Fränkel). — Johann Paul Windeck, katholischer Theologe, gestorben 1620 (Lauchert). — Engelbert Winder, Philolog und Dichter 1848—1891 (H. A. Lier). — Christian Ernst von Windheim, Orientalist und evangelischer Theologe 1722—1766 (Tschackert). — Reichsgraf Josef Niclas Windisch-Graetz, Schriftsteller 1744—1802 (v. Zwiedineck). — Friedrich Heinrich Hugo Windischmann, Orientalist und Theolog 1811—1861 (E. Kuhn). — Karl Joseph Hieronymus Windischmann, katholischer Philosoph 1775—1839 (Lauchert). — Bernhard Windscheid, Jurist 1817—1892 (L. Landsberg). — Johann Georg Benedikt Winer, Theologe 1789—1858 (Dobschütz). — Therese Emilie Henriette aus dem Winkel, Malerin 1784—1867 (H. A. Lier). — Sebastian Winkelhofer, katholischer Theologe 1743—1806 (Lauchert). — Eduard Winkelmann, Historiker 1838—1897 (A. Winkelmann). — Paul Winkler, schlesischer Jurist und Schriftsteller 1630—1686 (M. Hippe). — Johann Baptist von Winklern, Historiker 1768—1841 (F. Ilwof). — Peter Adolf Winkopp, Publicist 1759—1813 (Bockenheimer). — Johann Winnigstedt, Chronist und reformatorisch wirksamer Prediger, um 1500 geboren, gestorben 1569 (Jacobs). — Veit Winsheim, Lehrer der griechischen Sprache an der Universität Wittenberg, Schüler Melanchthons 1501—1570 (K. Hartfelder). — Amalie Winter, Pseudonym der Schriftstellerin Amalie Freifrau von Groß, geborene von Seebach 1802—1879 (M. Mendheim). — Christian Friedrich Winter, Verlagsbuchhändler 1773—1858 (v. Weech). — Erasmus Winter, Dichter geistlicher Lieder 1548—1611 (l. u.). — Vitus Anton Winter, katholischer Theologe 1754—1841 (Lauchert). — Johannes Winterburger, der älteste Buchdrucker der Stadt Wien (J. Franck).

Bamberger L., Gesammelte Schriften. 1. Band. Studien und Meditationen. Aus 35 Jahren. Berlin, Rosenbaum und Hart. 5 M.

Berg Leo, Der Übermensch in der modernen Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. München, Langen. 3.50 M.

Bernays M., Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. 2. Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Leipzig, Göschen. 9 M.

Inhalt: Vorwort von Erich Schmidt. — I. Die deutsche Litteratur in der Schweiz (1882. 1895). Ungedruckt. — II. Zur Erinnerung an Herzog Leopold von Braunschweig (1885). — III. Über ein Goethesches Motto (1878). — IV. Goethe, Maturin, Wolfe. Ein offener Brief an August Sauer (1896). Ungedruckt. — V. Ein unpatriotischer Vers Goethes (1871). — VI. Friedrich Schlegel und die Xenien. An R. Haym (1869). — VII. Caroline (1871, Dezember). — VIII. Zur Kenntnis Jacob Grimms (1891). — Register. — Schriftenverzeichnis. Von G. Witkowski.

Breitner A., Litteraturbilder Fin de Siècle. II. Bändchen: Ebers. Mit Beiträgen von R. von Gottschall (Georg Ebers). W. A. Hammer (Ferdinand von Saar). H. Widmann (Adalbert Stifter). M. M. Rabenlechner. (Ein Sealsfield-Mythos.) München, J. Schweitzer.

Das erste Bändchen, in dem voraussichtlich das Programm dieses Tugendbundes entwickelt ist, kenne ich nicht. Es läßt sich aber leicht erraten, wenn man in dem Aufsatz über Saar Sätze wie die folgenden liest (S. 42): „Wir erkennen nur gut, und dies ist die sittlich schöne Seite, wie Saar diese gebrochenen Herzen, diese „gefallenen Engel" wieder erheben will, über welche eine kleinliche Welt verachtend den Stab bricht. Darum umgiebt er das Haupt dieser Schönen mit einem Strahlenkranze, dessen wir sie nicht würdig erachten. Und doch sind sie es. Folgen wir, jede Skepsis beiseite, der gründlichen Analyse des Dichters, und wir erkennen nunmehr die bedauernswerten Opfer eines bösen Schicksals, nicht aber mutwilliger Schwäche oder schimpflichen Cocottengeistes, wie bei den Franzosen", oder S. 47: „Über eine jede dieser Heldinnen ist nichts Gutes zu sagen. Und auch die künstlerische Verwertung ihre Gestalten läßt sich nur dadurch rechtfertigen, daß man annimmt, der Dichter habe auch in diesem Falle an eine moralische Rettung der Frau gedacht." Die Engherzigkeit des Kritikers gefällt sich in dem Urteil S. 56: „Obskure Gestalten wie in den letzten Büchern sind eines Dichters wie Saar nicht würdig." — Auch die litterarhistorischen Kenntnisse dieser neuen Litteraturbündler sind sehr gering. Nach S. 47 bot die Novellendichtung zur Zeit Grillparzers in Österreich „nichts als eine romantische Ritter-, Gespenster- und Spukgeschichten-Litteratur, wie sie insbesondere Gleich (Dellarosa) recht geschickt dem heimatlichen Lokale anzupassen wußte, dazu aber spanische und französische Quellen benutzte". Nach S. 78 hat Stifter „der ein Liebhaber von Altertümern war", „vielleicht zum ersten Male in der Litteratur und nicht wie andere parodierend, die archaistische Darstellungsweise als bewußte Kunstform angewendet". — Bemerkenswert sind die Mitteilungen Milows über seinen Verkehr mit Saar S. 24 ff. und der Hinweis auf einen „sehr interessanten" Briefwechsel Stifters, in den der Herausgeber durch die Güte des Schriftstellers Heinrich von Schullern in Salzburg Einblick hatte. A. S.

Erdmann K., Gesammelte Vorträge. Reval, Kluge. 4 M.

Erdmann K. O., Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. Florenz, Diederichs 1898. 5 M.

Aus dem Inhalt: 8. Einbildung, Heuchelei und ihr Nutzen für die Kunst. — 9. Kennen und Können. — 10. Das Wort „schön" und seine Unbrauchbarkeit. — 11. Die hypnotische Suggestion und die Dichtung. — 12. Zur Frage nach dem Begriffe der Kunst. I. Der konsequenteste Realismus und seine Absurditäten. II. Ist die Architektur eine Kunst? — 13. Der Eindruck von Kunst und Wirklichkeit. — 14. Das Geistreiche.

Ernst O. (Schmidt), Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Litteratur, Pädagogik und öffentlichem Leben. 2. Band. Pädagogik und öffentliches Leben. Hamburg, Kloß. 4 M.

Geiger L., Aus Alt-Weimar. Mitteilungen von Zeitgenossen, nebst Skizzen und Ausführungen. Berlin, Paetel. 8 M.

Inhalt: 1. Das neue Jahrhundert. [Über die Gedichte zur Begrüßung des 19. Jahrhunderts habe ich, ohne mich auf die Weimarer Dichter zu beschränken, im November 1888 in Prag einen öffentlichen Vortrag gehalten, über den die Zeitungen damals auch berichteten und den ich demnächst in erweiterter Gestalt publicieren werde. A. Sauer.] — 2. Wieland an seinen Sohn Ludwig (1802). — 3. Böttigers Weggang von Weimar. — 4. Die ersten Zeiten der Maria Paulowna. — 5. Berühmte Besuche (1804—6): Abbé Grégoire; Frau von Staël; Benjamin Constant; Gall. — 6. 1806. — 7. Goethes Unterredung mit Napoleon 1808. — 8. Franzosenschwärmerei und deutsche Gesinnung (bis 1815). — 9. Ch. G. von Voigt, Goethes Amtsgenosse. — 10. Preßfreiheit und Landstände. — 11. Vor und nach Goethes Tode.

Grothuß J. E. Freiherr von, Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 5.50 M.

Hertling G. Freiherr von, Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Freiburg i./B., Herder. 5 M.

Spitteler C., Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Florenz, Diederichs. 4.20 M.

Stern A., Studien zur Litteratur der Gegenwart. 2. Auflage. Dresden, Koch. 10.50 M.

Taine H., Studien zur Kritik und Geschichte. Autorisierte Übersetzung von P. Kühn und A. Aall. Mit einem Vorwort von G. Brandes. Paris, Leipzig, München, Langen 1898.

Aus dem Inhalt: Die Heilige Ottilie und Iphigenie in Tauris. — Die öffentliche Meinung und die Friedensbedingungen.

Tobler L., Kleine Schriften zur Volks- und Sprachkunde. Herausgegeben von J. Bachtold und A. Bachmann. Mit Porträt, Lebensabriß und Bibliographie. Frauenfeld, Huber. 5 M.

Inhalt: Einleitung. — Salomon Tobler. — Über schweizerische Nationalität. — Altschweizerische Gemeindefeste. — Die Mordnächte und ihre Gedenktage. — Über sagenhafte Völker des Altertums und Mittelalters. — Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes. — Das germanische Heidentum und das Christentum. — Mythologie und Religion. — Ethnographische Gesichtspunkte der schweizerdeutschen Dialektforschung. — Über die geschichtliche Gestaltung des Verhältnisses zwischen Schriftsprache und Mundart. Mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz und die litterarische Anwendung der Mundart in neuerer Zeit. — Die fremden Wörter in der deutschen Sprache. — Über die Anwendung des Begriffes von Gesetzen auf die Sprache. — Verzeichnis der gedruckten Arbeiten Ludwig Toblers.

Zarncke Fr., Kleine Schriften. 2. Band. Aufsätze und Reden zur Kultur- und Zeitgeschichte. Leipzig, Avenarius. 9 M.

Inhalt: Zur Universitätsgeschichte (Allgemeines. Zur Geschichte der Universität Leipzig. Zur Geschichte anderer Universitäten). — Zur Gelehrtengeschichte des 19. Jahrhunderts. — Kulturgeschichtliches aus Norddeutschland vor hundert Jahren. — Zeitgeschichtliches. — Verzeichniß der übrigen Schriften zur Kultur- und Zeitgeschichte. — Anhang. Reden und Ansprachen am Sarge Friedrich Zarnckes. — Friedrich Zarncke (Nachruf von Ed. Zarncke).

Der Gelehrtengeschichte im Allgemeinen und der Universitätsgeschichte insbesondere hat Zarncke sein ganzes Leben lang ein leidenschaftliches Interesse gewidmet, das zunächst seinen selbständigen Publikationen zur Geschichte der Universität Leipzig zu gute kam, sich aber auch in zahlreichen Reden, Aufsätzen und Anzeigen äußerte, die in dem starken zweiten Bande seiner kleinen Schriften jetzt vereinigt sind. Bei der Auswahl des bereits Gedruckten ist zwar auch weniger Bedeutendes mit untergelaufen, wie die kurze Anzeige von Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (S. 243) oder der „Briefe von Hoffmann von

Fallersleben und Moriz Haupt an Ferdinand Wolf" (S. 237) und Polemiken wie die gegen Müllenhoff S. 236 f. auszugraben, liegt kein triftiger Grund vor; aber dergleichen verschwindet hinter der Fülle des auch heute noch Anregenden, Belehrenden und Neuen. Hinweisen wollen wir insbesondere auf das bisher Ungedruckte, Verschollene oder Schwerzugängliche. Ungedruckt ist die große, beim Antritt des Rektorates am 31. Oktober 1869 gehaltene Rede auf Caspar Borner und die Reformation der Universität Leipzig S. 75—96, deren Text aus zwei erhaltenen Fassungen von dem Herausgeber hergestellt worden ist; ebenso die Reden am Sarge von Georg Curtius S. 247 ff. und am Sarge von Georg Voigt S. 250 ff. Verschollen war ein anonymer Nekrolog auf Jacob Grimm in den Grenzboten 1863, S. 199 ff. Nach einem Privatdruck für Carl Hase aus dem Jahre 1873 ist die Schrift: „Die drei Freunde von der Rasenbank und das Denunciationsprotokoll. Ein Beitrag zu den ‚Idealen und Irrthümern'" wiederholt. Unter der Überschrift „Kulturgeschichtliches aus Norddeutschland vor 100 Jahren" werden diejenigen Kapitel einer 1891 als Manuskript gedruckten Familienschrift („Aus dem Leben des Großvaters und dem Jugendleben des Vaters. Den Geschwistern erzählt von Bruder Friedrich") wiederholt, die über den Kreis der Angehörigen hinaus Anteil erwecken können. Sehr gut fügen sich die Abschnitte: „Bützow und die Academia Fridericiana"; „Zur Geschichte des Schweriner Domgymnasiums"; „Von der Universität Rostock und den Kriegsunruhen der Jahre 1812 und 1813" dem Hauptinhalt des ganzen Bandes ein. Für diese Beigaben, sowie für den Anhang sind wir dem Herausgeber zu ganz besonderem Danke verpflichtet.

Festschrift der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens. Dresden, Teubner.

Aus dem Inhalt: Bernhard J. A., Kunstgeschichtliches für die Schule. — Müller C., Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Lehmann H. C. Die Systematik der Wissenschaften und die Stellung der Jurisprudenz. Rektoratsrede. Mit tabellarischen Uebersichten über die Gliederung der Wissenschaften nach D'Alembert, Bentham, Ampère, Comte, Spencer, Erdmann, Wundt und Lehmann. Marburg, Elwert. 1.20 M.

Huber A., Geschichte der Gründung und der Wirksamkeit der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften während der ersten 50 Jahre ihres Bestandes. Wien, Gerold. 2.80 M.

Die feierliche Sitzung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften am 30. V. 1897. Wien, C. Gerolds Sohn in Komm.

Schneider M., Die Gelehrtenbriefe der Gothaer Gymnasialbibliothek aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Programm. Gotha.

Hürbin J., Peter von Andlau, der Verfasser des ersten deutschen Reichsstaatsrechts. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein im 15. Jahrhundert. Straßburg, Heitz. 6 M.

Vetter Th., Jakob Baechtold, Professor der deutschen Litteraturgeschichte an der Universität Zürich, geboren den 27. Januar 1848. Gestorben den 8. August 1897. (Separatabdruck aus der „Neuen Zürcher-Zeitung.") Zürich, Buchdruckerei der Neuen Zürcher-Zeitung.

Stölzle R., Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 9 M.

Schubert G. von, Heinrich Barth, der Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung. Berlin, Reimer. 3 M.

Billroth Th., Briefe. 4. Auflage. Hannover, Hahn. 12 M.

Lefmann S., Franz Bopp, sein Leben und seine Wissenschaft. Nachtrag. Mit einer Einleitung und einem vollständigen Register. Berlin, Reimer. 4 M.

Inhalt: Briefwechsel zwischen F. Bopp und W. von Humboldt (1818—1835).

Zur Erinnerung an Herrn Professor Dr. Jakob Burckhardt, geboren den 25. Mai 1818, gestorben den 8. August 1897. Basel, Lendorff. 60 Pf.

Christ W., Nekrolog auf Ernst Curtius. Akademie. München.

Köhler U., Gedächtnisrede auf Ernst Curtius. Akademie. Berlin.

Plath K., Ernst Curtius und die Erforschung des deutschen Altertums. Berlin, Besser. 80 Pf.

Karl Ernst von Baer, Lebensgeschichte Cuviers, herausgegeben von L. Stieda (Aus „Archiv für Anthropologie"). Braunschweig, Vieweg & Sohn. 3 M.

Heinze M., Zum Gedächtnis an Moritz Wilhelm Drobisch. Rede im Auftrage der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, gehalten in der öffentlichen Gesammtsitzung am 5. Dezember 1896. Leipzig.

Neff J., Philipp Engelbrecht (Engentinus). Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus am Oberrhein. I. Teil. Programm. Donaueschingen.

Bois-Reymond, E. du, Hermann von Helmholtz. Gedächtnisrede. Leipzig, Veit & Co. 2 M.

Hyrtl J., Die materialistische Weltanschauung unserer Zeit. Inaugurationsrede. Mit einem Vorworte von H. Lammasch (Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Nr 4). Wien, Braumüller. 20 Pf.

Neudruck der berühmten, von Hyrtl später unterdrückten Rectoratsrede zur Feier des 500jährigen Bestandes der Wiener Universität aus dem Studienjahr 1864/5.

Hantzsch, Über Georg Marggraf. Leipzig.

Le Sueur A., Maupertuis et ses correspondants. Lettres inédites du grand Frédéric etc. Paris, Picard & fils.

Enthält viele Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft in Deutschland, besonders zur Geschichte der Berliner Akademie, Briefe von Samuel König, Leonhard Euler, A. von Haller, Käſtner und anderen deutschen Gelehrten.

Baumann F. L., Der bayerische Geschichtsschreiber Karl Meichelbeck 1669—1734. Festrede. München, Franz. 1.50 M.

Michaëlis C. T., Gustav Michaëlis. (Mit Briefen von Varnhagen von Ense, Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Karl Müllenhoff ꝛc.) Programm. Berlin., Gaertner. 1 M.

Foerster R., Otfried Müller. Rektoratsrede. Breslau, Marcus. 1 M.

Goebel K., Julius Sachs (aus: „Flora"). Marburg, Elwert. 80 Pf.

Segert-Stein Anna, Daniel Sanders. Ein Gedenkbuch. Neustrehlitz, Barnewitz. 2 M.

Weiß A., Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und Einfluß auf die litterarische Kultur Deutschlands. Rede. Mit 149 bisher ungedruckten Briefen aus dem Autogr. Kodex Nr. 3389 der k. k. Wiener Hofbibliothek, sowie einem Anhange. Graz, Moser. 3 fl.

Treitschke H. von, Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin. Herausgegeben von Max Cornicelius. 1. Band. Leipzig, Hirzel. 8 M.

Vollmer H., Vom Unterricht in der Muttersprache. Zum Gedächtnis Philipp Wackernagels (Aus: „Evangelischer Schulbote".) Gütersloh, Bertelsmann. 40 Pf.

Politische und Kulturgeschichte.

Stern A., Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871. 2. Band. Berlin, Hertz. 10 M.

Aus dem Inhalt: Geſchichte Europas 1815—1830. Zweiter Band. V. Der Kongreß von Troppau. — VI. Der Kongreß von Laibach. — VII. Die Erhebung Griechenlands. — IX. Der Kongreß von Verona. — XII. Die Reaktion in Deutſchland. — XIV. Der Fortgang des griechiſchen Freiheitskampfes. — XV. Bewegung in der Litteratur.

Außer dem letzten Kapitel, das von deutſchen Schriftſtellern W. Müller, Chamiſſo, Waiblinger, Zedlitz, Grabbe, Platen, Immermann, Heine und Börne behandelt, ſeien hier noch ein paar Einzelheiten hervorgehoben: S. 145, 404, 478 ſind Briefe von Thereſe Huber an P. Uſteri benutzt. — S. 416 ff. Über „Männerbund" und „Jünglingsbund". — S. 420 Anmerkung: Akten über die „demagogiſchen Umtriebe"; Brief Karl Follens an ſeine Schweſter, die Frau des Profeſſors Vogt in Gießen 8. März 1824 benutzt. — S. 422 Über Goethes Geſuch an den Bundestag gegen den Nachdruck ſeiner Werke. — S. 477 ff. Geſchichte des Philhellenismus in Deutſchland. — S. 540, Zeile 21 Eine Konjektur zu Börne.

Mueller von, Deutſche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geſchicke des deutſchen Volkes. 1. Band. Baſel, F. E. Perthes aus Gotha. 6 M.

Kalkoff P., Die Depeſchen des Nuntius Aleander vom Wormſer Reichstage 1521, überſetzt und erläutert. 2. Auflage. Halle, Niemeyer.

Nuntiaturberichte aus Deutſchland nebſt ergänzenden Aktenſtücken. 1. Abteilung 1533—1559. Herausgegeben durch das k. preußiſche hiſtoriſche Inſtitut in Rom und die preußiſche Archivverwaltung. 8. Band. Gotha, Perthes. 35 M.

Friedensburg W., Nuntiatur des Verallo 1545—1546.

Nuntiaturberichte aus Deutſchland nebſt ergänzenden Aktenſtücken. 2. Abteilung 1560—1572. Herausgegeben von der hiſtoriſchen Kommiſſion der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Wien, Gerold.

1. Band: Die Nuntien Hoſius und Delfino 1560—1561. Im Auftrage der Kommiſſion bearbeitet von S. Steinherz. 24 M.

Zwiedineck-Südenhorſt H. von, Deutſche Geſchichte von der Auflöſung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiſerreiches 1806—1871. 1. Band. Die Zeit des Rheinbundes und die Gründung des deutſchen Bundes 1806—1815. Bibliothek deutſcher Geſchichte. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 8 M.

Pfiſter A., Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 7 M.

Mehring F., Geſchichte der deutſchen Sozialdemokratie. 1. Teil. Von der Julirevolution bis zum preußiſchen Verfaſſungsſtreite 1830 bis 1863 (Die Geſchichte des Sozialismus in Einzeldarſtellungen von E. Bernſtein, C. Hugo, K. Kautsky, F. Lafargue, F. Mehring, G. Plechanow. 3. Band. 1. Teil). Stuttgart, Dietz. 3.60 M.

Blum H., Die deutſche Revolution 1848—1849. Eine Jubiläumsgabe für das deutſche Volk. 1.–5. Tauſend. Florenz, Diederichs. 10 M.

Steinhauſen G., Häusliches und geſellſchaftliches Leben im 19. Jahrhundert. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückſchau auf 100 Jahre geiſtiger Entwicklung. Herausgegeben von P. Bornſtein. Band 4.) Berlin, Cronbach.

Inhalt: Wohnung und Haushalt. — Das Leben in der Familie. — Das geſellige Leben. — Häusliches und geſelliges Leben auf dem Lande.

Landſchaften. Langer E., Materialien zur Geſchichtsforſchung im Adlergebirge. Geſammelt und erläutert. 1. Band. Prag, Calve. 1.20 M.

Knortz K., Das Deutſchtum der Vereinigten Staaten (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. 281. und 282. Heft). Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei. 1.20 M.

Ratzinger G., Forſchungen zur bayriſchen Geſchichte. Kempten, Köſel. 9 M.

Sammlung berniſcher Biographien. Herausgegeben von dem hiſtoriſchen Verein des Kantons Bern. 20. Heft. Bern, Schmid & Francke. 1.20 M.

Brandenburg. Prutz H., Aus des Großen Kurfürsten letzten Jahren. Zur Geschichte seines Hauses und Hofes, seiner Regierung und Politik. Berlin, Reimer. 7 M.

Elsaß. Miscellanea alsatica 3. série. Colmar, Hüffel. 2.40 M.

Reuß R., Souvenirs alsatiques. Jean-Pierre Massenet, cultivateur à Heiligenstein, député du Bas-Rhin, professeur à l'académie de Strasbourg, d'après des documents inédits. Straßburg, Treuttel & Würtz. 1.50 M.

Meissel F., Der Kreis Hameln. Beschreibung, Geschichte und Sage. Hameln, Fuendeling. 1 M.

Hassell W. von, Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. 1. Teil: Von 1813 bis 1848. Bremen, Heinsius Nachfolger. 12 M.

Geschichte der Burgen und Klöster des Harzes. II. und III. Berlin, Franke.

II. Meyer Karl, Die Burg Hohenstein. 1 M.

III. Meyer Karl, Das Kloster Ilfeld. 1.50 M.

Manns P., Geschichte der Grafschaft Hohenzollern im 15. und 16. Jahrhundert. Hechingen, Walther. 5 M.

Poelchau A., Die livländische Geschichtslitteratur im Jahre 1896. Riga, Kymmel. 1 M.

Spielmann C., Beiträge zur Geschichte des Nassauer Landes. 1. Die Stadt Wiesbaden und ihre Bewohner zu Anfang unseres Jahrhunderts. Wiesbaden, Lützenkirchen und Bröcking. 1.50 M.

Schwartz P., Zur Geschichte der Neumark während des 30jährigen Krieges. 1. Teil. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Renschild C., Aus einer oberschlesischen Kleinstadt. Skizzen. Kattowitz, Siwinna. 1 M.

Kulturhistorische Schilderungen aus der Gegenwart in halbnovellistischer Form. Das kleine, wasserpolackische Städtchen Fichtenthal ist ein oberschlesisches Seldwyla.

Österreich. Beidtel J., Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848. Mit einem Anhange: Übersicht der österreichischen Kirchengeschichte von 1848—1861, aus seinem Nachlasse herausgegeben von Alfons Huber. Band II (1792—1848). Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung 1898.

Wie schon der erste Band über die Schul- und die litterarischen Verhältnisse unter Maria Theresia, Josef II., Leopold II., über den wechselnden Einfluß des Josef von Sonnenfels, über Blumauer, über die Stellung von Klerisei und Adel zu den Ideen der „Aufklärung" manches Beachtenswerte beigebracht hat, so enthält auch dieser zweite Band Kapitel, die der Litterarhistoriker nicht übersehen darf. Es wird die Ausbildung des österreichischen Polizeisystems im Gegensatze zu der französischen Revolution und gemäß den absolutionistischen Ansichten des Kaisers Franz behandelt: „Die Verordnungen über die Censur", „das österreichische Zeitungswesen", „die zunehmende Verbreitung der ausländischen Werke und der Unterhaltungsschriften", „das Streben nach Entstellung der Zeitgeschichte", die Beschränkung aller selbständigen Regungen auf dem Gebiete der Litteratur, worüber von anderem Standpunkte aus Grillparzer, Zedlitz, Bauernfeld und andere Nachricht hinterlassen haben. Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen Beidtels über die geistige Bewegung, die seit 1840 gegen das österreichische Regierungssystem sich richtete: Die Angriffe auf die Censur, der Zwist zwischen Metternich und Kolowrat, „die verschiedene Haltung der feindlichen Presse gegenüber den maßgebenden Persönlichkeiten", da nämlich Kolowrat geschont, Metternich angegriffen wurde, die Bestrebungen des Adels und der Nationalitäten. Die Namen Hammer-Purgstall, Grillparzer, Bauernfeld treten hervor anläßlich der Petition um Aufhebung der Censur (1845) und der Begründung der Wiener

Akademie der Wissenschaften (1847). Über die Umstände, welche die Aufführung von Bauernfelds tendentiös gegen Metternich gerichtetem Lustspiel „Großjährig" ermöglichten, werden wir S. 396 f. unterrichtet: „Daß die Aufführung dieses Stückes erlaubt wurde, schrieb man den Bemühungen der Grafen Kolowrat und Moriz Dietrichstein zu. — Zur selben Zeit durfte, ungehindert von der Censur, der Jude Frankl, Herausgeber der „Sonntagsblätter", den Mandarin Chin Nettem (umgekehrt gelesen Metternich) zur Zielscheibe seines Witzes machen." Metternich nahm diese Erscheinungen als Nadelstiche hin, aber seine Feinde, worunter sich die Häupter der Ständeversammlungen und die Slavisten (so nennt Beidtel die slavische Bewegungspartei) befanden, wurden dadurch in ihren Bestrebungen ermutigt. Auch das Emporkommen neuer Gesellschaftskreise z. B. der jüdischen Banquiers Eskeles, Arnstein u. s. w., bei denen die Wiener litterarischen Größen viel verkehrten, wird dargethan. — Der Verfasser war als Sohn eines Bankal-, das heißt Finanzbeamten 1783 zu Hof in Mähren geboren, diente als Professor der Geschichte in Olmütz, dann als Justizbeamter in Zara, Klagenfurt, Brünn, war 1850—1851 im Kultusministerium unter dem Grafen Leo Thun thätig und starb als pensionierter Appellationsgerichtsrat im Jahre 1865 zu Troppau. Sein Sohn, der Innsbrucker Professor Karl Beidtel, veranlaßte die posthume Herausgabe der Werke seines Vaters durch Professor Huber, der manche wertvolle Anmerkung beigesteuert hat. J. Jung.

Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 17. Band. Mähren und Schlesien. Wien, Hölder. 13.80 M.

Hecht M., Aus der deutschen Ostmark. Wanderungen und Studien. Gumbinnen, Sterzel. 3 M.

Fiesel K., Aus 18 Jahrhunderten. Geschichten und Bilder aus dem Papenteich. I. Teil. Allgemeine Geschichte des Papenteichs. II. Teil. Chronik des Kirchspiels Ribbesbüttel im Papenteich. Gifthorn, H. Schulze. 70 Pf.

Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern in hochdeutscher Mundart. Herausgegeben von Gaebel. 1. Band. Letzte Bearbeitung. Stettin, Nickammer. 7.50 M.

Haas A., Rügensche Skizzen. Greifswald, Abel. 2.40 M.

Fränkel A., Kulturbilder aus der „Freien" Schweiz. Skizzen und Erfahrungen nach elfjähriger Berufsthätigkeit. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 6 M.

Mayer F. M., Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Graz, Moser. 4 M.

Krauß F., Die eherne Mark. Graz, Leykam.
Beschreibung des steirischen Volkstums; darin auch Mitteilungen über Bauern-Komödien aus der Ennsthaler Gegend.

Straganz P. M., Beiträge zur Geschichte Tirols. II. Die Autobiographie des Freiherrn Jakob von Bonmont zu Pairsberg (1527—1581). Programm. Halle 1896.

Bahlmann P., Westfälische „Spökenkieker" und ihre Vorgeschichten. Eine Sammlung älterer Phrophezeiungen aus und über Westfalen. Münster, Mitsdörffer. 50 Pf.

Dändliker K., Ortsgeschichte und historische Heimatkunde in Wissenschaft und Schule, ihre Methode und Hilfsmittel. Mit einem Anhang, enthaltend die politische Einteilung des Kantons Zürich vor 1798 und einen Verzeichnis der Litteratur der Zürcherischen Heimatkunde, Zürich, Schultheß. 1.60 M.

Hunziker O., Zeitgenössische Darstellungen der Unruhen in der Landschaft Zürich 1794—1798. (Quellen zur Schweizer Geschichte, herausgegeben von der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Band 17.) Basel, Geering.

Ortschaften. Baumberg E., Arnstädter Leben vor 70 Jahren. Erinnerungen und Rückblicke. Arnstadt, Frotscher. 50 Pf.

Leonhard F., Illustrierte Geschichte der Stadt Bamberg von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit. 1. Lieferung. Nürnberg, Raw. 40 Pf.

Findel J. G., Geschichte der Großloge zur Sonne in Bayreuth. Im Auftrage des Bundesrathes verfaßt. Leipzig, Findel. 4.80 M.

Rodt E. von, Bern im 19. Jahrhundert. Bern, Schmidt und Francke. 6.50 M.

Roth G., Bistritzer Familiennamen. (Sonderabdruck aus der von der Stadt Bistritz dem Verein für siebenbürgische Landeskunde aus Anlaß seiner 49. Generalversammlung gewidmeten Festgabe.) Bistritz (Leipzig, Fock). 1 M.

Bilder aus der Geschichte von Bonn und seiner Umgebung. IX. Bonn, Hauptmann. 1.20 M.

Inhalt: Hauptmann F., Allerlei aus alten Tagen. 1.20 M.

Die Bozner Schützenkompagnie in den Jahren 1796—1797. Nach einer alten Handschrift von H. M. Bozen, A. Auer & Co. 8.

Ehrenberg R., Aus der Vorzeit von Blankenese und den benachbarten Ortschaften Wedel, Dockenhuden, Nienstedten und Flottbek. Hamburg, Meißner. 4 M.

Reesen P. van, Geschichte der Stadt Dramburg. Festschrift zur Jubelfeier ihres 600jährigen Bestehens. Dramburg, Jancke. 6 M.

Herne A., Frankfurter Inschriften. Gesammelt und erläutert. Frankfurt a. M., Jügel. 2 M.

Reiffenstein C. Th., Frankfurt a. M., die freie Stadt, in Bauwerken und Straßenbildern. 4. Heft. Frankfurt a. M., Jügel. 12 M.

Chronik der Stadt Freiwaldau, vom Jahre 1574 bis zur Hälfte dieses Jahrhunderts, welche besaget, was sich in derselben zutrug, wie Manches beschaffen war, und einigen chronologischen Charakterzeichnungen von Personen, welche dabei auf der Bühne der Zeit spielten. Allen ehrsamen Besuchern der Altertumsausstellung gewidmet und verfaßt von einem Greise. Freiwaldau, Blažek. 35 Pf.

Real J., Chronik der Stadt und Umgegend von Geldern (812—1863). Geldern, Schaffrath. 60 Pf.

Schuberth, Die wichtigsten Ergebnisse der Chronik von Großenhain. Programm. Großenhain.

Wohlwill A., Aus drei Jahrhunderten der hamburgischen Geschichte (1648—1888). 5. Beiheft zum Jahrbuch der hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten XIV. Hamburg, Gräfe und Sillem. 5 M.

Zimmermann E. J., Hanauer Chronik mit Kultur- und Sittengeschichte. Ereignisse und Bilder aus Stadt und Land Hanau von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 1. Lieferung. Hanau, König. 1 M.

Fey A., Geschichte der Burg Hanstein. (Aus „Hessenland".) Cassel, Scheel. 50 Pf.

Fischer C., Die Stadt Hildesheim während des 30jährigen Krieges. Hildesheim, Gerstenberg. 1.80 M.

Heyer R., Alt-Hildesheim. Wiedergabe bemerkenswerter Gebäude und einzelner Motive in Photogravuren und Chromolithographie nach Aquarellen. 1. Sammlung. Wolfenbüttel, Zwißler. 15 M.

Unterkircher C., Chronik von Innsbruck. (Aus „Neue Tiroler Stimmen".) Innsbruck, Vereinsbuchhandlung und Buchdruckerei. 4.80 M.

Alt-Kiel in Wort und Bild. 1. Lieferung. Kiel, Eckardt. 1 M.

Müller Arthur, Blicke in die Vergangenheit Klingenthals und der umliegenden Orte Brunndöbra, Unter- und Obersachsenberg, Georgenthal, Aschberg, Steindöbra, Mühlleiten mit Winselburg, Kottenheide und Zwota mit Berücksichtigung der böhmischen Nachbarorte. Leipzig, Brückner & Niemann. 3 M.

Lau F., Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. 3. Band. (Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde. XVI). Bonn, Hanstein. 10 M.

Große K., Geschichte der Stadt Leipzig von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Neudruck der Ausgabe von 1842. 1. Band. Leipzig, Zangenberg und Himly. 6 M.

Aus Leipzigs alten Tagen. 16 Ansichten in Farbendruck nach alten Originalen. Mit erläuterndem Texte von O. Moser. Leipzig, Giesecke und Devrient. 3 M.

Wustmann G., Bilderbuch aus der Geschichte der Stadt Leipzig für Alt und Jung. Ausgewählt und kurz erläutert. Leipzig, Zieger. 8 M.

Schanzenbach O., Alt-Ludwigsburg. Vorträge und Abhandlungen. 5 Hefte in 1 Band. Ludwigsburg, Aigner.

Bölsche, Skizzen aus Mindens Vergangenheit. Die Zeit des 30jährigen Krieges. Nach handschriftlichen Überlieferungen zusammengestellt. Mit 2 Merianschen Ansichten. Minden, Bruns. 2 M.

Le vieux Mulhouse. Documents d'archives publiés par les soins d'une commission d'études historiques. Tome II. Mülhausen i./E. Detloff. 4 M.

Borkowsky E., Die Geschichte der Stadt Naumburg an der Saale. Stuttgart, Hobbing & Büchle. 4 M.

Pfeifer S., Kulturgeschichtliche Bilder aus dem jüdischen Gemeindeleben zu Reckendorf. Nach Aufzeichnungen zusammengestellt. Bamberg, Handelsdruckerei und Verlagshandlung. 2 M.

Voll H., Geschichte des Fleckens Rheinbrohl. Eine Festschrift zum 100jährigen Gedenktage des katholischen Junggesellenvereins daselbst. Rheinbrohl. Coblenz, Schuth. 1.30 M.

Rheydter Chronik. Geschichte der Herrschaft und Stadt Rheydt. 1. Band und Beilage zum 2. Bande. Rheydt, Langenwische.

1. Schmitz L., Geschichte der Herrschaft Rheydt. 3 M.
2. Beilage: Das Rathaus zu Rheydt. 1.20 M.

Groß H. S., Schönau. (Aus: „Aus Aachens Vorzeit"). Aachen, Cremer. 2 M.

Weiß M., Die Revolutionsjahre 1848 und 1849 mit besonderer Rücksicht der Stadt und des Amtsbezirks Sinsheim. Eine Skizze. Waldhut, Zimmermann. 60 Pf.

Teutsch D. Chr., Straßburger Bilder aus den vierziger Jahren. Illustriert von D. Krencker. Straßburg, Heitz. 3 M.

Geschichte der Stadt Wien. Herausgegeben vom Alterthumsvereine zu Wien. Red. von H. Zimmermann. 1. Band. Bis zur Zeit der Landesfürsten aus habsburgischem Hause 1282. Wien, Holzhausen. 120 M.

Quellen zur Geschichte der Stadt Wien. Herausgegeben vom Altertumsvereine zu Wien. Redigiert von A. Mayer. 1. Abteilung. Regesten aus in- und ausländischen Archiven mit Ausnahme des Archives der Stadt Wien. 3. Band. Wien, Konegen. 20 M.

Zenker E. B., Die Wiener Revolution 1848 in ihren socialen Voraussetzungen und Beziehungen. Wien, Hartleben. 6 M.

Boos H., Geschichte der rheinischen Städtekultur von ihren Anfängen bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Worms. Herausgegeben im Auftrage von C. W. Freih. Heyl zu Herrnsheim. 1. Teil. 2. Auflage. Berlin. Stargardt. 6 M.

Familien. Sydow H. von, Genealogie der Familie von Sydow. 2. Auflage. Hamburg, Berlin, Stargardt.

Personen. Rosen G. von, Hans Behr der Ältere, fürstlich pommerscher Landrat, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr der Hugoldsdorfer Güter und seine Söhne Daniel, Hugold und Samuel. Lebensbilder aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Stralsund, Stargart. 6 M.

Berzeviczy Greg. von, Aus den Lehr- und Wanderjahren eines ungarischen Edelmanns im vorigen Jahrhundert. Briefe an seine Mutter aus Deutschland,

Frankreich und England in den Jahren 1784 bis 1787. Herausgegeben und eingeleitet von A. von Berzeviczy. Leipzig, G. H. Meyer. 3 M.

Gregor Franz von Berzeviczy ist einer der zahlreichen deutsch-ungarischen protestantischen Schriftsteller aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, denen Ungarn hauptsächlich seine geistige Kultur verdankt. Seine Verdienste liegen auf nationalökonomischem Gebiete. Nach einer knappen Biographie und Charakteristik werden uns an der Hand der Briefe Gregors an seine Mutter sein Aufenthalt in Göttingen, seine Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Niederlande und England vorgeführt. Er ist ein scharfer Beobachter, der überall Vergleiche mit den Zuständen seiner Heimat zieht und freimütig genug ist, um einzugestehen, daß der Vergleich meist nicht zu Gunsten Ungarns ausfalle. Nur den deutschen Frauen gelingt es nicht, ihn dauernd zu fesseln, wenn ihm auch eine reizende Dresdnerin einmal den Kopf verdreht. „Sonst sind die sächsischen Frauen zu mager, haben zu wenig Fleisch, ersetzen aber das, was ihnen körperlich fehlt, durch Geist und Feinheit" (S. 43). Hübsch schildert er seinen Feuereifer, mit dem er in Göttingen aus einem Kolleg in das andere läuft, legt großen Wert auf den Verkehr mit Schlözer und Feder, bewegt sich aber sonst meist in adeligen Kreisen, nähert sich auch den englischen Prinzen, die dort studieren. Er besucht die Höfe in Gotha, Dessau, Weimar, wird von Karl August freundlich behandelt (Goethe wird nicht erwähnt). Er verkehrt in Magdeburg mit Resewitz (S. 35), hört in Berlin Spalding predigen (S. 37). In Leipzig verkehrt er mit seinem Landsmann Oeser und verhandelt mit ihm „wegen unseres Weinhandels": „Die Schwierigkeit liegt nur im Transport und in den Abgaben. Es wäre nicht schwer, ganz Sachsen mit ungarischen Weinen zu versehen, und ich will versuchen, einmal, wenn es die Umstände erlauben, etwas zur Ausführung zu bringen." Nach seiner Rückkehr in die Heimat will er im Staatsdienst unterkommen. Die Audienz, die er sich zu diesem Zweck bei Kaiser Josef II. erzwingt, giebt in ihrer dramatischen Lebendigkeit ein sehr gutes Bild von dem sprunghaften, fahrigen Wesen des Kaisers. — Wir möchten wünschen, daß uns aus den ungarischen Familienarchiven öfter solche kulturhistorische Schätze dargeboten würden. A. S.

Hirn J., Kanzler Bienner und sein Proceß. (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer 5. Band.) Innsbruck, Wagner. 9 M.

Bismarckbriefe 1836 — 1872. 6. Auflage herausgegeben von H. Kohl. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 5 M.

Penzler J., Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Herausgegeben und mit historischen Erläuterungen versehen. 1. und 2. Band. Leipzig, Fiedler. 8 M.

Poschinger H. von, Fürst Bismarck und der Bundesrat. 3. Band. Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1874–1878). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.

Schweitzer G., Emin Pascha. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Berlin, Walther. 12 M.

[Bernhardi Th. von,] Aus dem Leben Theodor von Bernhardis. 7. Theil: Der Krieg 1866 gegen Österreich und seine unmittelbaren Folgen. Tagebuchblätter aus den Jahren 1866 und 1867. Leipzig, Hirzel. 8 M.

Bormann G., Kronprinz Friedrich von Preußen 1720—1740. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Genée R., Zeiten und Menschen. Erlebnisse und Meinungen. Berlin, Mittler. 6 M.

Hesse B., Erinnerungen aus dem amtlichen Leben. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1 20 M.

Reichard M., Franz Haerter. Ein Lebensbild aus dem Elſaß. Straßburg, evangeliſche Buchhandlung. 1.20 M.

Pariſius L., Leopold Freiherr von Hoverbeck (geboren 1822, geſtorben 1875). Ein Beitrag zur vaterländiſchen Geſchichte. 1. Teil. Berlin, Guttentag. 4 M.

Menk, Rede über Friedr. Ludw. Jahn. Programm. Arolſen.

Baumgarten H. und L. Jolly, Staatsminiſter Jolly. Ein Lebensbild. Tübingen, Laupp. 4.75 M.

Kirſch H., Ernſtes und Heiteres aus meinem Leben und Streben. Freiburg i. B., Waibel. 1.20 M.

Malachowski D. von, Erinnerungen aus dem alten Preußen. Nach einer hinterlaſſenen Autobiographie bearbeitet. Leipzig, Grunow. 2.50 M.

Erzherzogin Maria, 46 Briefe an ihren Sohn Ferdinand aus den Jahren 1598 und 1599. Sprachlich erneuert von F. Khull. Graz, Styria. 3 M.

Michael Sachs und Moritz Veit. Briefwechſel, herausgegeben von Ludwig Geiger. Frankfurt a. M., Verlag von J. Kauffmann. 2 M.

Für die Geſchichte der Juden in Preußen im 19. Jahrhundert von Wert. Für uns von Intereſſe das Urteil Veits über Bettina (S. 21 f.), bereits gedruckt in Geigers „Dichter und Frauen", Berlin 1896. Dann Sachs über W. von Humboldt (S. 24): „Ich las vorher in W. von Humboldts Buche über die Kawiſprache. Solche Bücher ſollten gar keinen Titel haben, kurzweg heißen: ein Buch von Humboldt, beſſer noch: das Buch. Es iſt in dieſem Buch eine Stille, ein Frieden und eine Sanftheit der Gedanken, eine Weisheit und Erfahrung, wie ich ſie kaum noch jemals kennen gelernt." Hübſche Charakteriſtik von Humboldts Art darzuſtellen und Ausfälle gegen die „Handlanger", die „Sanskrithelden mit ihren mikroſkopiſchen Beobachtungen". Sachs' Enthuſiasmus für Liſzt, den „Friedrich Rückert auf dem Piano", S. 33, ſein Entzücken über Auerbachs Dorfgeſchichten S. 87: „So jung war ich ſeit fünfzehn Jahren nicht, als die drei Tage, in denen ich ſie hier aufgefreſſen — So lieſt kein Knabe Grimms Märchen oder keine Griſette ihren Paul de Kock, wie ich die! Schade, daß Goethe das Buch nicht erlebt hat. Der hätte es gewiß hoch aufgenommen und gehalten ..... Wenn das nicht ſeine 6—8 Auflagen erlebt und einmal um vier Groſchen zu haben iſt, ſo weiß ich, was ich von der Welt — der deutſchen — zu halten habe, in der James und Marryat und Ainsworths Henker und Metzgergreuel Überſetzer und Sues Schweinſtälle ſo raſenden Abſatz, ich möchte ſagen Abgang, — aber das ſind die Sachen ſelbſt — finden. Kennſt Du Auerbach? Das Buch iſt ein urſprüngliches, ein Typus in der Litteratur, ſo gut wie Homer ...." R. F.

Fiſcher Kuno, Großherzogin Sophie von Sachſen, königliche Prinzeſſin der Niederlande. Gedächtnisrede. (Kleine Schriften. 8.) Heidelberg, Winter. 1.20 M.

Oertzen F. von, Joſeph von Stichaner. Ein Lebensbild aus dem Elſaß. Freiburg i. B., Mohr. 1 M.

Waterſtraat H., Johann Chriſtoph Schinmeyer. Ein Lebensbild aus der Zeit des Pietismus. Gotha, Thienemann. 1.60 M.

Kroſigk A. von, Werner von Veltheim. Eine Lebensgeſchichte zum Leben. Aus Tagebüchern und Briefen zuſammengeſtellt. Bernburg, Dornblüth. 8 M.

Pfeifer M., Leben, Abenteuer und Reiſen Johann Friedrich Voigts, weiland Bürgers, Lohgerbers und Stadtwachtmeiſters zu Eiſenberg, von ihm ſelbſt geſchrieben. Bearbeitet und neu herausgegeben. Schwerin, Bahn. 80 Pf.

Politiſche Korreſpondenz des Grafen Franz Wilhelm von Wartenberg, Biſchofs von Osnabrück, aus den Jahren 1621—1631. Herausgegeben von H. Forſt. (Publikationen aus den k. preußiſchen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterſtützt durch die k. Archivverwaltung. Band 68.) Leipzig, Hirzel. 18 M.

Arneth A. Ritter von, Johann Freiherr von Weſſenberg. Ein öſterreichiſcher Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts. Wien und Leipzig, Braumüller 1898. 2 Bände. 12 M.

Weſſenbergs Briefe an Zsfordini waren bisher eine wertvolle Quelle für die Zeitereigniſſe und Zeitſtimmungen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Jetzt führt uns das nachgelaſſene Werk Arneths die ganze intereſſante Perſönlichkeit in voller runder Geſtalt vor. Zweimal iſt Weſſenberg in entſcheidender Weiſe hervorgetreten: er iſt im weſentlichen der Schöpfer der deutſchen Bundesakte und er war im Jahre 1848 in der kritiſchesten Zeit Miniſter des Auswärtigen in Öſterreich Dazwiſchen iſt er in vielen diplomatiſchen Stellen thätig geweſen. Hier ſei nur auf ſeine kulturhiſtoriſchen Schilderungen und auf ſeine litterariſchen Urteile verwieſen: 2, 187 über die Wiener Geſellſchaft im Jahre 1837; 2, 192 ff. über Gentz; 2, 197 über W. von Humboldt; 2, 201 ff. über Fürſt Pückler, Bettina, Hormayr; 2, 204 f. über des Grafen Leo Thun Schrift über die Bedeutung der böhmiſchen Litteratur; 2, 296 ff. Weſſenbergs brieflicher Verkehr (Erzherzog Johann, Miniſter Freiherr von Doblhoff).

Grünhagen C, Zerboni und Held in ihren Konflikten mit der Staatsgewalt 1796—1802. Nach archivaliſchen Quellen. Berlin, Vahlen. 6 M.

Kirchengeſchichte. Theologie.

Sammelwerke. Ehſes St., Feſtſchrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des Deutſchen Campo Santo in Rom, Freiburg, Herder. 12 M.

Aus dem Inhalt: Schlecht J., Sixtus IV. und die deutſchen Trucker in Rom. Über Pannartz und Schweinheim. — Miller K., Zur Geſchichte der Tabula Peutingeriana. — Hackenberg A., Zu den erſten Verhandlungen der S. Congregatio Cardinalium Concilii Tridentini Interpretum (1564—65). — Schwarz W. E., Ein Gutachten des bayriſchen Kanzlers S. Eck gegen die offizielle Duldung des Proteſtantismus in Öſterreich (1568). — Ehſes St., Jodocus Lorichius, katholiſcher Theologe und Polemiker des 16. Jahrhunderts. — Unkel K., Die Kölner Congregatio ecclesiastica für die Reform der Erzdiöceſe. — Pieper A., Die Inſtruktion und Relation der Sendung des Cardinals Millino als Legaten zum Kaiſer (1608).

Funck F. X., Kirchengeſchichtliche Abhandlungen und Unterſuchungen. 1. Band. Paderborn, Schöningh. 8 M.

Theologiſche Studien. Hrn. Wirkl. Oberkonſiſtorialrat Profeſſor D. Bernhard Weiß zu ſeinem 70. Geburtstage dargebracht von C. R. Gregory, A. Harnack, M. W. Jacobus, G. Kaffmann, E. Kühl, A. Reſch, C. Ritſchl, Fr. Sieffert, A. Titius, J. Weiß, Fr. Zimmer. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 11 M.

Allgemeines. Hardeland A., Geſchichte der ſpeciellen Seelſorge in der vorreformatoriſchen Kirche und der Kirche der Reformatoren. 1. Hälfte. Berlin, Reuther & Reichard. 5 M.

Scheichl F., Glaubensflüchtlinge aus Deutſchland ſeit dem Jahre 1600 und die Duldung im 16. Jahrhundert. Zwei kulturgeſchichtliche Aufſätze. Linz, Mareis 1 M.

Rogge B., Illuſtrierte Geſchichte der Reformation in Deutſchland. Volkstümlich dargeſtellt. 1. Lieferung. Dresden, Blaſewitz, Guſtav Adolf Verlag. 75 Pf.

Pieper A., Die päpſtlichen Legaten und Nuntien in Deutſchland, Frankreich und Spanien ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts. 1. Teil. Die Legaten und Nuntien Julius' III., Marcellus' II. und Pauls IV. (1550—1559) und ihre Inſtruktionen. Münſter, Aſchendorff. 5 M.

Bendixen R., Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland. Leipzig, Dörffling und Franke. 4 M.

Landschaften. Steinecke O., Eine Bittschrift evangelischer Böhmen an den Regensburger Reichstag. Nach ungedruckten Quellen herausgegeben. (Flugschriften des Evangelischen Bundes. Herausgegeben vom Vorstand des Evangelischen Bundes. 137. Heft.) Leipzig, Braun.

Bruchmüller W., Die Folgen der Reformation und des 30jährigen Krieges für die ländliche Verfassung und die Lage des Bauernstandes im östlichen Deutschland, besonders in Brandenburg und Pommern. Crossen a. d. O., Zeidler. 1 M.

Ernst A. und J. Adam, Katechetische Geschichte des Elsasses bis zur Revolution. Straßburg, Bull. 5 M.

Conrad G., Die Reformationsordnung für die Gemeinden Hessens von 1526 nach Inhalt und Quellen. Dissertation. Halle.

Lippert F., Die Reformation in Kirche, Sitte und Schule der Oberpfalz (Kurpfalz) 1520—1620. Ein Anti-Janssen, aus den königlichen Archiven erholt. Rothenburg o. T. Amberg, Selbstverlag. 2 M.

Schauenburg L., Hundert Jahre oldenburgischer Kirchengeschichte von Hamelmann bis auf Cadovius (1573—1667). Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts. 2. Band. Oldenburg, Stalling. 10 M.

Biermann G., Geschichte des Protestantismus in Österreich-Schlesien. Prag, Calve. 5 M.

Bloesch E., Geschichte der schweizerisch-reformierten Kirchen. 1. Lieferung. Bern, Schmid und Francke. 1.25 M.

Ortschaften. Paulus N., Ein Justizmord, an vier Dominikanern begangen. Aktenmäßige Revision des Berner Ketzerprozesses vom Jahre 1509. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 18. Band. 3. Heft.) Frankfurt a. M., Kreuer. 50 Pf.

Modl M., Kurzer Abriß der evangelischen Kirchengemeinde A. B. zu Bielitz vom Zeitalter der Reformation bis auf die Jetztzeit. Bielitz, O. Beigel.

Koch R., Geschichte der französisch-reformierten Gemeinde Bützow (Mecklenburg-Schwerin). Vortrag. Bützow, Berg. 40 Pf.

Martens C., Die Formula Visitationis Ecclesiae Erfurtensis aus dem Jahre 1557 und ihre Bedeutung für die Erfurter Kirchen- und Schulgeschichte. Programm. Erfurt 1896.

Neßler C., Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier der wallonischen Gemeinde zu Hanau. Im Auftrage des großen Konsistoriums verfaßt. Hanau, Alberti. 8 M.

(Wessel A.), Festschrift zur 300jährigen Jubelfeier der niederländischen reformierten Gemeinde zu Hanau. 1. Juni 1897. Hanau, Alberti. 3 M.

Ludwig K., Die Gegenreformation in Karlsbad. Nach den Quellen dargestellt. Programm. Prag, Dominicus. 1 M.

Issel E., Die Reformation in Konstanz, hauptsächlich nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Freiburg i. B., Mohr. 4 M.

Vorberg A., Die Einführung der Reformation in Rostock. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte Nr. 58.) Halle, Niemeyer. 1.20 M.

Haupt H., Beiträge zur Reformationsgeschichte der Reichsstadt Worms. Zwei Flugschriften aus den Jahren 1523 und 1524, herausgegeben und eingeleitet. Gießen, J. Ricker. 2 M.

Ullrich Ph. E., Die katholischen Kirchen Würzburgs. Geschichtlich und kunstgeschichtlich dargestellt. Würzburg, Göbel. 1 M.

Personen. Briefe an Bunsen von römischen Cardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und anderen Katholiken aus den Jahren 1818—1837, mit Erläuterungen herausgegeben von Fr. H. Reusch. Leipzig, Jansa. 9 M.

J. Calvini Opera quae supersunt omnia. Edd. G. Baum, E. Cunitz, E. Reuss. Vol. 57, pars 1. (Corpus Reformatorum. Vol. 85, pars 1.) Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 8 M.

Scheibe M., Calvins Prädestinationslehre. Ein Beitrag zur Würdigung der Eigenart seiner Theologie und Religiosität. Halle, Niemeyer. 3 M.

Krüger G., Petrus Canisius († 21. XII. 1597) in Geschichte und Legende. Mit einem Anhang: Das päbstliche Rundschreiben vom 1. VIII. 1897. Gießen, Ricker. 30 Pf.

Witz C. A., Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit, und die evangelische Kirche. Vortrag. Wien, Stähelin und Lauenstain. 45 Pf.

Baldensperger W., Karl August Credner, sein Leben und seine Theologie. Leipzig, Veit & Co. 1 M.

J. D., Fünfzig Jahre unter dem Geheimnis Gottes. Selbstbiographie. Leipzig, Deichert. 2.10 M.

Buchwald G., D. Paul Eber, der Freund, Mitarbeiter und Nachfolger der Reformatoren. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Leipzig, Richter. 80 Pf.

Kaiser C., Emil Frommel. Ein Lebensbild. Karlsruhe, evangelischer Schriftenverein. 2 M.

Schöttler J., Emil Frommel. Schlichte Bilder aus seinem Leben. Barmen, Wupperthaler Traktat-Gesellschaft. 2.40 M.

Hengstenberg H., Bilder aus dem Leben des Evangelisten Hermann Hengstenberg, nebst einem Anhang seiner Gedichte. Witten, Buchhandlung der Stadtmission. 1.50 M.

Besch T., Friedrich von Heydeck, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und Säkularisation Preußens. Dissertation. Königsberg.

Kerschbaumer A., Ein Pilgerleben. Memoiren. Zweite, durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe. Mit 3 Bildern. Wien, Kirsch. 3 M.

Vogler W., Hartmuth von Kronberg. Eine Charakterstudie aus der Reformationszeit. (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Nr. 57.) Halle, Niemeyer. 1.20 M.

Luther. Dr. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

Band 7. Die Schriften des Jahres 1520 und 1521, herausgegeben von Knaake, Buchwald, Drews und Thiele. 25 M.

Band 19. Mit Nachbildungen von 66 Holzschnitten und zweier Seiten einer Lutherhandschrift. Enthält die Schriften des Jahres 1526, herausgegeben von W. Walther. 21 M.

Aus der Vorrede zu Band 19: „Im Drucke ziemlich weit gefördert sind die Bände 11 und 20, deren Erscheinen um Ostern nächsten Jahres (1898) erwartet werden kann. Außerdem sollen 1898 noch zwei weitere Bände in Angriff genommen werden, von denen wenigstens den einen (Band 15) gegen Weihnachten 1898 herauszubringen sicher möglich sein wird. Die Vorbereitungen sind so getroffen, daß von nun ab jährlich 2 oder auch in zwei Jahren 5 Bände ausgegeben werden können. Von den genannten Bänden rechnen wir Band 7 aufs Jahr 1896; Band 19 und 11 auf 1897; Band 20 und 15 auf 1898. Ob es gelingt, den beiden letztgenannten noch einen dritten zu gesellen, bleibt besser dahingestellt. Am meisten werden zunächst die Stücke Berücksichtigung heischen, welche zwischen Band 9 und 11 ihren Platz finden müssen in einem Band 10, der mit dem durchschnittlichen Umfang unserer Bände gedacht freilich nicht entfernt alles hergehörige (Kirchenpostille 1522; Schriften und Predigten 1522) wird aufnehmen können, sondern in Abteilungen wird zerlegt werden müssen. Damit wäre dann endlich eine ununterbrochene längere Reihe von Bänden hergestellt."

Dr. Martin Luthers sämtliche Schriften herausgegeben von J. G. Walch. Aufs neue herausgegeben im Auftrag des Ministeriums der deutschen evan-

gelisch-lutherischen Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten. 5. Band. Auslegung des Alten Testaments. (Fortsetzung.) Auslegung über die Psalmen (Fortsetzung), den Prediger und das Hohelied Salomonis. St. Louis, Mo. Zwickau, Schriftenverein. 12.50 M.

Dr. Martin Luthers Briefwechsel. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von E. L. Enders (Sämtliche Werke in beiden Originalsprachen, nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet. Herausgegeben von J. K. Irmischer, Chr. B. Th. Elsperger, H. Schmid, H. Schmidt und E. L. Enders). 7. Band. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 4.50 M.
Briefe vom Oktober 1528 bis Juni 1830.

Berger A. E., Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. 2. Teil. 1. Hälfte: 1525—1532 (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 27. Band. Der V. Sammlung 3. Band. Berlin, E. Hofmann & Co.

Fauth F., Dr. Martin Luthers Leben. Dem deutschen Volke erzählt. Mit 25 Original-Abbildungen von E. Kaempffer. Leipzig, Freytag. 5 M.

Lenz M., Martin Luther. Festschrift der Stadt Berlin zum 10. November 1883. 3. Auflage. Berlin, Gaertner. 3 M.

Brieger T., Das Wesen des Ablasses am Ausgange des Mittelalters, untersucht mit Rücksicht auf Luthers Thesen. Programm. Leipzig.

Hausrath A., Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Berlin, Grote. 7 M.

Türk G., Luthers Romfahrt in ihrer Bedeutung für seine innere Entwicklung. Programm. Meißen.

Braasch A. H., Martin Luthers Stellung zum Sozialismus. (Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung. Heft 2 und 3.) Braunschweig, Schwetschke & Sohn. 3 M.

Scheil G., Die Tierwelt in Luthers Bildersprache in seinen reformatorisch-historischen und polemischen deutschen Schriften. Programm. Bernburg.

Zelle F., Ein feste Burg ist unser Gott. III. Die späteren Bearbeitungen. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Melanchthon. Ehwald R., Philippus Melanchthon als Gelehrter, Lehrer, Schulmann und Genosse Luthers. Rede. Gotha, Perthes. 40 Pf.

Cornill C. H., Melanchthon als Psalmenerklärer. Königsberg.

Haupt C., Melanchthons und seiner Lehre Einfluß auf Maximilian II. von Österreich. Programm. Wittenberg.

Kaufmann F., Philipp Melanchthon. Kiel.

Rump J., Melanchthons Psychologie (seine Schrift de anima) in ihrer Abhängigkeit von Aristoteles und Galenos. Dissertation. Jena.

Stählin A. von, Philipp Melanchthon. Festrede. Augsburg, J. A. Schlosser. 50 Pf.

Tschackert P., Melanchthons Bildungsideale. Rede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 30 Pf.

Ecke G., Die theologische Schule Albrecht Ritschls und die evangelische Kirche der Gegenwart. 1. Band. Die theologische Schule Albrecht Ritschls. Berlin, Reuther & Reichard. 5 M.

Koch A., Irrgänge und Wahrheitsmomente der Theologie Ritschls. Vortrag. Oldenburg, Eschen & Fasting. 75 Pf.

Haack E., Über den fundamentalen Unterschied der Ritschlschen und der kirchlichen Theologie mit besonderer Berücksichtigung der Ethik. 2 Vorlesungen. Schwerin, Bahn. 90 Pf.

Broecker, Georg Heinrich Röpe, D. theol., Hauptpastor zu St. Jakobi. Versuch einer Biographie. Hamburg, Gräfe & Sillem. 1.50 M.

Stählin C., Oberkonsistorialpräsident D. Adolf von Stählin. Ein Lebensbild mit einem Anhang von Predigten und Reden. München, Beck. 2 M.

Tschackert P., Magister Johann Sutel (1504—1575), Reformator von Göttingen, Schweinfurt und Northeim, 1. evangelischer Prediger an der heutigen Universitätskirche und 1. Superintendent zu Göttingen. Mit Benutzung vieler unbekannter Handschriften. (Aus Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte. II). Braunschweig, Limbach. 1.50 M.

Kühner K., Ignatz Heinrich von Weissenberg und seine Zeitgenossen, Lichtgestalten aus dem Katholizismus des 19. Jahrhunderts. (Bilder aus der evangelisch protestantischen Landeskirche des Großherzogtums Baden.) Heidelberg, Hörning. 40 Pf.

Zierlinus G., Gedenk- vnd Danckpredigt für die sonder- vnd wunderliche Erhaltung der Statt Rotenburg vff der Tauber / vnd dero Burgersschafft / durch Gottes deß Allerhoechsten Gnad beschehen den 30. Octobris im Jahr nach Christi Geburt 1631. widerholet im J. 1651. (1653). Rothenburg o./T., C. H. Trenkle. 30 Pf.

Der F., Freiherr von, Fürstbischof Johannes Baptist Zwerger von Seckau. In seinem Leben und Wirken dargestellt. Graz, Moser. 6 M.

Staehelin R., Huldreich Zwingli. Sein Leben und Wirken, nach den Quellen dargestellt. 3. Halbband. Basel, Schwabe. 4.80 M.

Zwingliana. Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation. Herausgegeben von der Vereinigung für das Zwinglimuseum in Zürich. Redaktor E. Egli. Jahrgang 1897. 2 Hälfte. Zürich, Zürcher und Furrer. à 75 Pf.

Bibliographie. Bibliothekswesen. Geschichte der Publizistik.

Bibliographie. Bibliographie der deutschen Zeitschriften Litteratur 1 Band Leipzig, Andrä. 7.50 M.

Ackermann K., Bibliotheca hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Litteratur für den preußischen Regierungsbezirk Kassel, das ehemalige Kurfürstentum Hessen. 8. Nachtrag. Kassel, Selbstverlag. 1 M.

Braunschweigische Bibliographie. Verzeichnis der auf die Landeskunde des Herzogtums Braunschweig bezüglichen Litteratur. Bearbeitet und herausgegeben vom Verein für Naturwissenschaft zu Braunschweig. 1. Hälfte. I. Bibliographie der Litteratur. II. Landesvermessung 2c III. Landeskundliche Gesamtdarstellungen IV. Landesnatur. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 9 M.

Rautenberg O., Ost- und Westpreußen. Ein Wegweiser durch die Zeitschriftenlitteratur. Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Leipzig, Duncker & Humblot. 4.80 M.

Archive und Bibliotheken. Wenck A., Das Ratsarchiv zu Borna (bis 1600). Programm. Borna, Noske. 1.20 M.

Branhofer J., Die Iglauer Gymnasialbibliothek (Historische Skizze und Katalog der Jesuitenbibliothek.) Programm. Iglau 1896.

Pancalari G., Bibliothekskatalog des Museum Francisco-Carolinum in Linz a. D. Herausgegeben vom Verwaltungsrate des Museum. Linz, V. Fink in Kommission. 9 M.

Reuß R., Les manuscrits alsatiques de la bibliothèque de la ville de Strasbourg. Inventaire sommaire. (Aus „Revue d'Alsace".) Straßburg, Treutel & Würtz. 1 M.

Griesebach E., Weltlitteraturkatalog eines Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen. Berlin, E. Hofmann & Co. 6 M.

1894 ist Grisebachs „Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen" erschienen (vgl. Euphorion 1, 215), 1895 ein „Supplement" dazu (Euphorion 2, 721). Von den 16 Abteilungen dieses Katalogs giebt Grisebach die die schöne Litteratur aller Völker umfassenden, die sich inzwischen um mehrere 100 Nummern vermehrt haben, hier neu heraus, in der Absicht ein praktisches Nachschlagebuch für die Weltlitteratur im Goetheschen Sinne zu geben. Über das Verhältnis zu jenem früheren Katalog sagt das Vorwort: „Übrigens wird jenes frühere, zur Zeit noch nicht vergriffene Werk durch das gegenwärtige keineswegs antiquiert: schon deshalb nicht, weil ich eine erhebliche Anzahl meiner dort niedergelegten litterarischen und bibliographischen Anmerkungen jetzt nicht wieder habe abdrucken lassen, sondern den Leser auf die betreffende Nummer des ersten Katalogs verweise. Auch sind viele in den Abteilungen I—IX des ersten Katalogs verzeichnete Bücher jetzt nicht wieder aufgeführt." Für die Käufer der Kataloge ist diese Scheidung gewiß sehr unbequem. Abgesehen davon ist auch die Durchsicht dieses neuen Katalogs wieder sehr lehrreich, einzelne Lieblingsautoren Grisebachs weisen Vermehrungen auf, so Grimmelshausen (Nr. 1114—1129), Wieland (1153—1168), Scheffner (1169—1180), Leuthold (1642—1645); von litterarischen Bemerkungen dürfte die wichtigste sein die über Mercks Bildnis von Schmoll in Lavaters Physiognomik (S. 233, Nr. 1280); dagegen bringt der Exkurs über Heines Geburtsjahr (S. 273 f., vgl. S. 339) nichts neues. — Die Ausstattung ist glänzend. Als Ueberschriften werden gelegentlich Faksimilia von Unterschriften der betreffenden Dichter verwendet

Publizistik. Mentz G., Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 272. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 60 Pf.

Hölscher K., Die öffentliche Meinung in Deutschland über den Fall Straßburgs während der Jahre 1681—1684. Dissertation. München.

Heyck E., Die allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. München, Leipzig, Steinacker. 5 M.

Das Buch will keine vollständige Geschichte der Allgemeinen Zeitung sein; der Verfasser betont vielmehr im Vorwort, am Schluß und an zahlreichen andern Stellen, daß er durch die Zeit gedrängt und aus andern Umständen nur Beiträge zu einer solchen Geschichte bieten könne. Er bleibt uns daher vor allem das schuldig, was eine litterarhistorische Zeitschrift zuerst von ihm verlangen würde, die Charakteristik der kritischen und litterarischen Tendenzen der Beilage und ihrer Mitarbeiter. Er hebt auch oftmals hervor, daß die neuere Zeit seit der Mitte des Jahrhunderts aus Rücksicht auf Lebende eine historische Behandlung nicht verträgt. Innerhalb dieses selbst abgesteckten Rahmens hat der Verfasser ein lesenswertes anregendes Buch geschaffen, das viele wichtige Mitteilungen aus dem Cottaschen Archiv regestenweise darbietet. Die Geschichte der Entstehung der „Neuesten Weltkunde" und ihre Umwandlung zur Allgemeinen Zeitung, die wechselnden Schicksale in Tübingen, Stuttgart, Ulm und Augsburg, der Einfluß der politischen und lokalen Verhältnisse, die Behinderung durch die Censur: alles das wird flott und mit voller Sachkenntnis erzählt. Aus den besten Quellen liefert Heyck knappe Biographien und lebensvolle Charakteristiken der Redakteure und Redaktionsmitglieder: E. L. Posselt, L. F. Huber, K. J. Stegmann (1767—1837), G. Kolb (1798—1865); später A. W. Schreiber, C. A. Mebold, Moritz Wagner, Altenhöfer, H. Orges u. s. w. Die Verleger Johann Friedrich und Georg Cotta werden in einem eigenen Abschnitt gewürdigt. Die ganze zweite Hälfte des Buchs beschäftigt sich dann mit der Stellung der Allgemeinen Zeitung zu den einzelnen Staaten, wobei einerseits der Verkehr mit den Regierungen nach den im Hausarchiv vorhandenen Dokumenten dargelegt wird, andererseits die Korrespondenten namhaft gemacht und vielfach nach ihren Briefen

und Beiträgen charakterisiert werden. Am wichtigsten sind die Abschnitte über Frankreich, Preußen und Österreich. Die Cottas werden von dem Vorwurf gereinigt, im Dienst der österreichischen Regierung gestanden zu haben; sie mußten vielmehr ihr Streben nach Unabhängigkeit oft genug durch materielle Nachteile büßen; immerhin sind die Beziehungen zur Metternichschen Politik nahe genug. In diesem Teil nehmen die Auszüge aus Zedlitz' Briefen an Cotta den meisten Raum ein und erwecken den Wunsch, dieser Briefwechsel möge mit anderen litterarisch wertvollen Dokumenten des Cottaschen Archivs der Öffentlichkeit nicht zu lange vorenthalten werden. — Der S. 241 erwähnte „Journalist" Glaz ist natürlich der bekannte Kinderschriftsteller und Redakteur der „Annalen" Jacob Glatz, ein gebürtiger Ungar. Vgl. Goedeke 6, 507 und öfter in § 298.

Dreißig Jahre aus dem Leben eines Journalisten. Erinnerungen und Aufzeichnungen von ***. 3. Band 1873—1881. Wien, Hölder. 4 M.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musik. Krome F., Die Anfänge des musikalischen Journalismus in Deutschland. Dissertation. Leipzig 1896.

Publikationen der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich herausgegeben mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht unter Leitung von Guido Adler. Wien, Artaria & Co. per Jahrgang 17 M.

4. Jahrgang 1897. 1. Halbband: Froberger J. J., „Orgel- und Clavierwerke I" (12 Toccaten, 6 Fantasien, 6 Canzonen, 8 Capriccios, 6 Ricercare). Mit Vorwort und Revisionsbericht nebst 2 Reproduktionen der Originalhandschrift herausgegeben von G. Adler.

2. Halbband: Cesti M. A., „Il Pomo d'oro", Bühnenfestspiel 2. bis 5. Akt. Mit 17 Illustrationen und Revisionsbericht der ganzen Oper herausgegeben von G. Adler.

5. Jahrgang 1898. 1. Halbband. Isaac H., „Choralis Constantinus" liber I 1550 (Graduale in mehrstimmiger Bearbeitung, A Capella). Mit Einleitung und Revisionsbericht herausgegeben von E. Bezecny und W. Rabl.

2. Halbband: Biber F. H. von, „Sonatae Violino Solo" (8 Violinsonaten mit Clavierbegleitung) 1681. Mit Einleitung und Revisionsbericht herausgegeben von G. Adler.

Wolzogen H. von, Großmeister deutscher Musik. 1. Band: Bach — Mozart — Beethoven — Weber. Hannover, Dunkmann. 5 M.

Porges H., Die Aufführung von Beethovens 9. Symphonie unter Richard Wagner, Bayreuth. Leipzig, Kahnt Nachfolger. 80 Pf.

Weingartner F., Die Symphonie nach Beethoven. Ein Vortrag. Berlin, Fischer. 1.50 M.

Brahms J., Erläuterung seiner bedeutendsten Werke von C. Beyer, M. Heuberger, J. Knorr, H. Riemann, J. Sittard, K. Söhle und G. H. Witte. Nebst einer Darstellung seines Lebensganges mit besonderer Berücksichtigung seiner Werke. Von A. Morin. Frankfurt a. M., Bechold. 5 M.

Reimann H., Johannes Brahms. (Berühmte Musiker. Lebens- und Charakterbilder, nebst Einführung in die Werke der Meister. Herausgegeben von H. Reimann. 1.) Berlin, „Harmonie." 3.50 M.

Volbach F., Georg Friedrich Händel. (Berühmte Musiker. 2. Band.) Berlin, „Harmonie" 3 M.

Wittmann M. E., Marſchner. (Muſiker-Biographien. 20. Band. Univerſalbibliothek Nr. 3677.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Schmidt H., Johann Mattheſon, ein Förderer der deutſchen Tonkunſt, im Lichte ſeiner Werke. Diſſertation. Erlangen.

Hermann A. von, Antonio Salieri. Eine Studie zur Geſchichte ſeines künſtleriſchen Wirkens. Wien, Robitſchek. 70 Pf.

Farinelli A., Franz Schubert. Feſtvortrag. Prag, „Neue muſikaliſche Rundſchau".

Skalla F., Franz Schubert. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutſchen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntniſſe in Prag. Nr. 229.) Prag, Haerpfer. 20 Pf.

Bowen A. M., The sources and text of Richard Wagner's Opera „Die Meistersinger von Nürnberg". Diſſertation. München.

Wolzogen H. von, Poetiſche Lautſymbolik. Pſychiſche Wirkungen der Sprachlaute aus R. Wagners „Ring des Nibelungen", verſuchsweiſe beſtimmt. 3. Auflage. Leipzig, Reinboth. 1 M.

Theater. Schleſinger M., Geſchichte des Breslauer Theaters. 1. Band. 1522—1841. Berlin, Fiſcher. 5 M.

Millowitſch W., Heimat. Parodiſtiſche Herbergspoſſe mit Geſang. Mit Vorwort: Das Kölner Hänneschen und ſeine Entwicklung zur rheiniſchen Volksbühne. Von H. K. (Platt-Kölniſche Volksbühne.) Düſſeldorf, Schmitz und Olbertz. 50 Pf.

Wien. Weilen A. von, Geſchichte des Wiener Theaterweſens von den älteſten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater. 1.—2. Heft. (Die Theater Wiens. 17.—18. Heft.) Wien, Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt. 12 M.

Inhalt: 1. Kapitel. Älteſte Spuren theatraliſcher Bethätigung. Das kirchliche und bürgerliche Schauſpiel. 2. Kapitel. Das Schuldrama. I. Das Drama der Humaniſten. Das Schauſpiel des Schottenkloſters. II. Das Drama der Jeſuiten.

Die beiden Kapitel boten für den Bearbeiter ſehr große Schwierigkeiten entgegengeſetzter Art. Für das erſte iſt das Material ungemein dürftig. Während man bei Wiens ſprichwörtlich gewordener Lebensfreude erwarten ſollte, daß in alten Aufzeichnungen und in fortlebender Tradition die reichſten Mitteilungen über frühe ſchauſpieleriſche Thätigkeit wie aus unverſiegbaren Quellen fließen würden, rinnen, wie Weilen ſelbſt hervorhebt, in Wahrheit kaum ein paar kärgliche Tropfen und auch dieſe ſind nicht rein. „Wenn nicht ganz unvermutete neue Zeugen auferſtehen und reden, bleibt der Forſcher auf die ſpärlichen, traditionell fortgeerbten Notizen angewieſen, wie ſie wortkarge Rechnungen und Akten bieten. Leider bildeten dieſe weiten Grundlinien nur den Canevas, auf dem die ältere Wiener Geſchichtſchreibung phantaſievolle Stickereien entwarf, die bald als hiſtoriſche Darſtellungen angeſehen wurden, und die Localgeſchichte hat, nicht nur auf dem Gebiete des Theaters, immer wieder die Arbeit von vorne zu beginnen und die Spreu wegzublaſen, um die ſpärlichen Körner bezeugter Überlieferung zu erhalten." Das hat von Weilen mit großer Entſagung gethan und ſo führt er uns im Flug bis ins 16. Jahrhundert, für das ganz andere Aufgaben der Löſung harrten. Für die Geſchichte des Wiener Jeſuiten-Theaters, das er ſehr lebendig, faſt dramatiſch, von den erſten Anfängen über die Blütezeit bis zu den letzten Ausläufern unter Maria Thereſia beſchreibt, galt es ein maſſenhaftes Material zu bewältigen, die zahlreich erhaltenen Stücke nach Stoff und Ausführung zu gruppieren, typiſche Beiſpiele auszuwählen und dergleichen. Auch dieſe Aufgabe hat von Weilen auf engem Raume ſehr gut gelöſt. Insbeſondere ſind die beiden Hauptdramatiker Nicolaus Avancinus (1612—1686) und Johann Baptiſt Adolph (1657—1708) ausgezeichnet charakteriſiert. Dabei hat der Verfaſſer immer die ganze Wiener Theatergeſchichte vor Augen und deckt ſehr geſchickt die Fäden auf, die von den Jeſuitendramen zur ſpäteren Wiener Volksbühne, zur Lokalkomödie, zum Sing-

ſpiel, zum Zauberſtück, zu Raimund hinüberführen. Nach dieſen gelungenen Anfängen dürfen wir auf die Fortſetzung dieſes Werkes um ſo begieriger ſein.

Teuber O., Das k. k. Hofburgtheater ſeit ſeiner Begründung. 6—8. Heft. (Die Theater Wiens. 14.—16. Heft.) Wien, Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt. à 6 M.

Müller-Guttenbrunn A., Das Raimund-Theater. Paſſionsgeſchichte einer deutſchen Volksbühne. (Erweiterter Separatabdruck aus „Neue Revue".) Wien, Perles. 2.40 M.

Rosner L., Fünfzig Jahre Carl Theater (1847—1897). Ein Rückblick. Wien, Schworella und Heick. 2 M.

Schauſpieler. Thomas E, 40 Jahre Schauſpieler Erinnerungen aus meinem Leben. 2. (Schluß-) Band. Berlin, Duncker. 3 M.

Charlotte Wolter in ihren Glanzrollen, dargeſtellt in 40 Bildern nach Photographien von Székely. Herausgegeben von E. M. Engel. Wien, Engel. 5 M

Hirſchfeld L., Charlotte Wolter. Ein Erinnerungsblatt. Mit Illuſtrationen nach Photographien und einer ſtatiſtiſchen Rollentabelle, verfaßt von A. Weltner. Wien, Konegen. 2 M.

Kunſtgeſchichte.

Katalog der im germaniſchen Muſeum vorhandenen, zum Abdruck beſtimmten geſchnittenen Holzſtöcke vom 15.—18. Jahrhundert. Atlas. Nürnberg, Verlag des Germaniſchen Muſeums. 13.50 M.

Gurlitt C., Die Kunſt unter Kurfürſt Friedrich dem Weiſen. Archivaliſche Forſchungen. II. Heft. Dresden, Gilbers. 3 M.

Kobell L. von, König Ludwig II und die Kunſt 1. Lieferung. München, Albert 50 Pf.

Landſchaften. Elſäſſiſche und lothringiſche Kunſtdenkmäler. 9.—16 Lieferung. Straßburg, Heinrich. à 2 M.

Kunſtdenkmäler im Großherzogtum Heſſen. VII. A Provinz Starkenburg. 1. Halbband. Ehemaliger Kreis Wimpfen von G. Schaefer. Darmſtadt, Bergſträſſer. 10 M.

Boetticher A., Die Bau- und Kunſtdenkmäler der Provinz Oſtpreußen 7. Heft: Königsberg. Königsberg, Teichert. 4 M.

Die Baudenkmale in der Pfalz, geſammelt und herausgegeben von der pfälziſchen Kreisgeſellſchaft des bayeriſchen Architekten und Ingenieurvereins. 23.—25. Lieferung (4. Band, 2. Lieferung und 5. Band, 4. und 5. Lieferung). Ludwigshafen, A. Lauterborn. à 2 M.

Die Baudenkmäler der Provinz Pommern Herausgegeben von der Geſellſchaft für pommerſche Geſchichte und Altertumskunde 1. Teil. 4 Heft Stettin, Saunier. 3.50 M.

Inhalt: Haſelberg E. von, Die Baudenkmäler des Regierungsbezirkes Stralſund. 4. Heft. Der Kreis Rügen.

Verzeichnis der Kunſtdenkmäler der Provinz Poſen. Im Auftrage des Provinzverbandes bearbeitet von J. Kohte. 4. Band Der Regierungsbezirk Bromberg. Berlin, Springer. 6 M.

Clemen P., Die Kunſtdenkmäler der Rheinprovinz, im Auftrage des Provinzverbandes herausgegeben. 4. Band. 1. Heft. Landkreis Köln, in Verbindung mit E. Polaczek bearbeitet. Düſſeldorf, Schwann. 6 M.

Rahn J. R., Architekturdenkmäler des Canton Thurgau. 6.—8. Lieferung. Zürich, Antiquariatsgeſellſchaft. à 40 Pf

Bau und Kunſtdenkmäler Thüringens. Bearbeitet von P Lehfeldt 24. und 25. Heft. Jena, Fiſcher. à 5 M.

Inhalt: Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach. Amtsgerichtbezirke Neustadt a. Orla, Auma und Weida.

Städte. Neuwirth J., Der Bau der Stadtkirche in Brüx. Vortrag. Im Verlage der Stadtgemeinde Brüx.

Wolff C. und R. Jung, Die Baudenkmäler in Frankfurt a. M. 3. Lieferung (2. Band Profanbauten). Frankfurt a. M., Völcker. 6 M.

Wastler J., Das Kunstleben am Hofe zu Graz unter den Herzogen von Steiermark, den Erzherzogen Karl und Ferdinand. Graz, Leuschner & Lubensky. 4 M.

Künstler. Sander H., Zur Erinnerung an Jakob Jehly. Innsbruck, Wagner. 40 Pf.

Kelterborn R., Hans Holbein. Sitten- und Lebensbild aus der Reformationszeit. Zürich, Schröter. 1.20 M.

Erler J., Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses. Die erziehliche Bedeutung Ludwig Richters in seinem Lebensbilde und in seinen Werken. Leipzig, Siegismund und Volkening. 2 M. 50 Pf.

E. von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von A. M. von Steinle. 2 Bände. Freiburg i. B., Herder. 18 M.

Seeger G., Peter Vischer der Jüngere. Ein Beitrag zur Geschichte der Erzgießerfamilie Vischer. Dissertation. Leipzig.

Geschichte der Philosophie.

Dessoir M., Geschichte der neueren deutschen Psychologie. 2. Auflage. 1. Halbband. Berlin, Duncker. 8 M.

Fr. Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3. Teil. Die Neuzeit von dem Aufblühen der Altertumsstudien bis auf die Gegenwart. 2. Band. Nachkantische Systeme und Philosophie der Gegenwart. 8. Auflage von M. Heinze. Berlin, Mittler & Sohn. 9 M.

Willmann O., Geschichte des Idealismus. 3. Band. Der Idealismus der Neuzeit. Braunschweig, Vieweg & Sohn. 13 M.

Gehring J., Die Religionsphilosophie J. E. von Bergers. Dissertation. Leipzig, Naumann. 1.50 M.

Deussen P., Jakob Böhme. Über sein Leben und seine Philosophie. Rede. Kiel, Lipsius & Tischer. 50 Pf.

Speck F., Bonnets Einwirkung auf die deutsche Psychologie des vorigen Jahrhunderts. Dissertation. Berlin.

Briefe von und über Jacob Frohschammer. Herausgegeben von B. Münz. Leipzig, G. H. Meyer. 5 M.

Harms F., Psychologie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von H. Wiese. Leipzig, Grieben. 3 M.

Heyfelder B., Über den Begriff der Erfahrung bei Helmholtz. Dissertation. Berlin.

Mein Bekenntniß. Aus den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Arztes und Naturforschers (Dr. Herr). Wetzlar, Schnitzler. 2 M.

Kant. Apitzsch A., Die psychologischen Voraussetzungen der Erkenntniskritik Kants dargestellt und auf ihre Abhängigkeit von der Psychologie Chr. Wolfs und Tetens' geprüft. Nebst allgemeinen Erörterungen über Kants Ansicht von der Psychologie als Wissenschaft. Dissertation. Halle.

Bostrom G., Kritisk jemförande framställning af Kants och Schopenhauers etiska grundtankar särskild med hänsyn till deras frihetslära och moralprincip. Dissertation. Lund.

Dazer G., Über die Anlage und den Inhalt der transcendentalen Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Dissertation. Erlangen.

Gudenatz C., Zur Kritik der Lehre Kants von der Möglichkeit der reinen Mathematik. Dissertation. Leipzig.

Hicks G. D., Die Begriffe Phänomenon und Noumenon in ihrem Verhältnis zu einander bei Kant. Ein Beitrag zur Auslegung und Kritik der Transcendentalphilosophie. Leipzig, Engelmann. 5 M.

Kühn H. H., Die Pädagogik Kants im Verhältnis zu seiner Moralphilosophie. Ein Beitrag zur philosophischen Pädagogik. Dissertation. Leipzig.

Lackner O., Wie unterscheidet sich das Sittengesetz vom Naturgesetz? Ein Versuch zur Lösung des Freiheitsproblems mit besonderer Berücksichtigung von Spinoza, Kant und Schleiermacher. Königsberg, Koch. 1 M.

Lind P. von, Immanuel Kant und Alexander von Humboldt. Eine Rechtfertigung Kants und eine historische Richtigstellung. Dissertation. Erlangen.

Neuendorff E., Das Verhältnis der Kantischen Ethik zum Eudämonismus, dargestellt nach ihrem Entwicklungsgange bis zum Erscheinen der Grundlegung der Metaphysik der Sitten. 1. Teil. Dissertation. Greifswald.

Nimz E., Die afficierenden Gegenstände in Kants Kritik der reinen Vernunft Dissertation. Erlangen.

Menzer P., Der Entwickelungsgang der Kantschen Ethik bis zum Erscheinen der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. I. Dissertation. Berlin.

Romundt H., Eine Gesellschaft auf dem Lande. Unterhaltungen über Schönheit und Kunst mit besonderer Beziehung auf Kant. Leipzig, Naumann. 2 M.

Schmidt Ferd. Jacob, Das Ärgernis der Philosophie. Eine Kantstudie. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Windelband W., Kuno Fischer und sein Kant. Festschrift der „Kantstudien" zum 50. Doktorjubiläum Kuno Fischers. Hamburg, Voß. 60 Pf.

Leibniz. Brömse H., Das metaphysische Kausalproblem bei Leibniz. Dissertation. Rostock.

Bugarski G. M., Die Natur und der Determinismus des Willens bei Leibniz. Dissertation. Leipzig.

Sigall E., Platon und Leibniz über die angeborenen Ideen. I. Teil Programm Czernowitz.

Lotze. Krebs O., Der Wissenschaftsbegriff bei Hermann Lotze. Dissertation. Zürich.

Pöhlmann H., Die Erkenntnistheorie Rud. Herm. Lotzes. Dissertation. Erlangen

Tuch E., Lotzes Stellung zum Okkasionalismus. Die Bedeutung der okkasionalistischen Theorie in Lotzes System. Berlin, Mayer & Müller. 1.50 M.

Böck J., Die ethischen Anschauungen von Salomon Maimon in ihrem Verhältnis zu Kants Morallehre. Dissertation. Würzburg.

Rumpf J., Melanchthons Psychologie (seine Schrift de anima), in ihrer Abhängigkeit von Aristoteles und Galenos dargestellt. Kiel, Marquardsen. 3.50 M

Pilz O., Der Phädo Platos und Mendelssohns. Dissertation. Berlin, Mayer & Müller. 1.50 M.

Goldstein L., Die Bedeutung Moses Mendelssohns für die Entwicklung der ästhetischen Kritik und Theorie in Deutschland. (Teil I.) Dissertation. Königsberg

Nietzsche. Nietzsches Werke. Zweite Abteilung. Band 11 und 12 (3. und 4. Band der zweiten Abteilung). Leipzig, Naumann.

Inhalt: Band 11. Schriften und Entwürfe 1876—1880: Vorarbeiten und Nachträge zum „Menschlichen, Allzumenschlichen" (1876—1878). Die Pflugschar. Ein Werkzeug zur geistigen Befreiung (Sommer 1876). Die Sorrentiner Papiere (Herbst 1876 bis Herbst 1877). Der neue Umblick. Der Wanderer an seine Freunde (Entwurf aus dem Sommer 1878). Nachträge zu den „Vermischten Meinungen und Sprüchen" (Sommer bis Ende 1878). Nachträge zu „Der

Wanderer und sein Schatten" (Frühjahr und Sommer 1879). Vorarbeiten und Nachträge zur „Morgenröthe" (Anfang 1880 bis Anfang 1881). — Band 12: Die Wiederkunft des Gleichen. Entwurf (Sommer 1881). Nachträge zur „Fröhlichen Wissenschaft" (1881—1882). Vorarbeiten und Nachträge zu „Also sprach Zarathustra" (1882—1886). Bruchstücke zu den Liedern Zarathustras (Dionysos-Dithyramben) (Sommer 1888). Gedicht-Fragmente (1882—1884). Böse Weisheit, Aphorismen und Sprüche (1882—1885).

Riehl A., Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker. Ein Essay (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falckenberg. Band 6). Stuttgart, Frommann. 1.75 M.

Runze G., Friedrich Nietzsche als Theologe und als Antichrist (Fragen des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von K. Schneidt und R. Wrede. Heft 5). Berlin, Kritikverlag. 50 Pf.

Salis-Marschlins Meta von, Philosoph und Edelmensch. Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsches. Leipzig, Naumann. 3 M.

Schellwien R., Nietzsche und seine Weltanschauung. Eine kritische Studie. Leipzig, Janssen. 1 M.

Schuster L., Nietzsches Moralphilosophie. Rheinbach, Litterar. Bureau. 50 Pf.

Wilhelmi J. H., Th. Carlyle und F. Nietzsche. Wie sie Gott suchten und was für einen Gott sie fanden. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1.60 M.

Hartmann E. von, Schellings philosophisches System. Leipzig, Haacke. 4.50 M.

Schopenhauer. Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche nach der Handschrift *εἰς ἑαυτον*. Herausgegeben von E. Grisebach. Berlin, E. Hofmann & Co. 3 M.

Inhalt: I. Schopenhauers Gespräche. 1. Mit Wieland. 2. Mit Goethe. 3. Mit Dr. phil. Julius Frauenstädt. 4. Mit Adam von Doß. 5. Mit Dr. phil. E. O. Lindner. 6. Mit Dr. phil. D. Asher. 7. Mit Professor C. G. Bähr. 8. Mit Dr. François Wille. 9. Mit Robert von Hornstein. 10. Mit Karl Bähr. 11. Mit dem Maler Julius Hamel. 12. Mit C. B. Beck. 13. Mit Friedrich Hebbel. 14. Mit Friedrich Haase. 15. Mit A. Foucher de Careil. 16. Mit P. Challemel-Lacour. 17. Mit Justizrat Knorr. 18. Mit Julius Baumann. 19. Mit Dr. jur. W. Gwinner (Nachtrag: Mit R. J. von Bunsen). — II. Selbstgespräche Schopenhauers.

Biedermanns große Ausgabe der Gespräche Goethes macht Schule. Nach Abschluß der Sammlung von Schillers Briefen verlangen wir auch die Sammlung seiner Gespräche. Für Grillparzer liegt das entsprechende Material bereit. In Otto Ludwigs Werken hat man nicht versäumt, auch seine mündlichen Äußerungen aufzunehmen. Klopstocks, Lessings, Wielands, Herders, Heines Gespräche werden voraussichtlich in späterer Zeit einen unentbehrlichen Teil ihrer Werke bilden. Des schweigsamen Schopenhauers erhaltene Gespräche füllen nur ein schmales Bändchen, worin es weder an geistreichen noch an barocken Äußerungen fehlt. Textlich bieten die Gespräche keine Schwierigkeiten dar. Um so mehr ist dies bei dem zweiten Abschnitte: „Selbstgespräche" der Fall. Gwinner teilte in seiner Biographie Schopenhauers einzelne „Züge von Schopenhauers Sinnesart zumeist mit seinen eigenen Worten" mit, die aller Wahrscheinlichkeit einem von ihm vernichteten Manuskript des Philosophen selbst (*εἰς ἑαυτον*) entstammen. „Die Gwinnersche Zusammenstellung jener ‚einzelnen Züge', das heißt der einzelnen Aufzeichnungen im *εἰς ἑαυτον*, habe ich nun — berichtet Grisebach selbst S. 99 f. — im folgenden zu einer partiellen Rekonstruktion des verlorenen Manuskripts der ‚an sich selbst gerichteten Betrachtungen' benutzt. Die ‚eigenen Worte' Schopenhauers, die sein Testamentsvollstrecker leider durchweg aus der direkten Rede des *εἰς ἑαυτον* in die indirekte umgesetzt hat, sind dabei von mir in den ursprünglichen Wortlaut rückverwandelt worden." Es ist aber doch sehr bedenklich, wenn Gwinner (2. Auflage S. 412) sagt: „Deshalb nannte er sein Leben ein heroi-

ſches, das nicht mit dem Philiſtermaaß oder der Krämerelle zu meſſen ſei u. ſ. w.", Schopenhauer ſchlechtweg redend einzuführen: „Mein Leben iſt ein heroiſches, das nicht u. ſ. w." Bei der Übertragung in die direkte Rede ſind aber auch Fehler untergelaufen, z. B. S. 102: „Wenn ein Menſch ſo wie ich geboren bin, bleibt [Gwinner, 2. Auflage S. 413: Wenn ein Menſch ſo wie er geboren ſei, bleibe" alſo in der direkten Rede: geboren iſt] von außen nur dies Eine zu wünſchen, daß er ſo viel als möglich ſeine ganze Lebenszeit hindurch, und jeden Tag und jede Stunde er ſelbſt ſein und ſeinem Geiſte leben könne."

Bamberger H., Das Tier in der Philoſophie Schopenhauers. Diſſertation. Würzburg, Frank. 2.60 M.

Fiſcher K., Schopenhauers Leben, Werke und Lehre. 2. Auflage. (Geſchichte der neuern Philoſophie. Jubiläumsausgabe. Band 9.) Heidelberg, Winter. 14 M.

Hartmann O. O., Das Problem der Homoſexualität im Lichte der Schopenhauerſchen Philoſophie. Leipzig, M. Spohr. 1 M.

Himmler M., Die Äſthetik in ihrer Beziehung zur Ethik bei Schopenhauer Diſſertation. Bern.

Lorenz Th., Zur Entwicklungsgeſchichte der Metaphyſik Schopenhauers. Mit Benutzung des handſchriftlichen Nachlaſſes. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1 M.

Nobel R. A., Schopenhauers Theorie des Schönen in ihren Beziehungen zu Kants Kritik der äſthetiſchen Urteilskraft. Diſſertation. Bonn.

Mayer E. von, Schopenhauers Äſthetik und ihr Verhältnis zu den äſthetiſchen Lehren Kants und Schellings (Abhandlungen zur Philoſophie und ihrer Geſchichte. Herausgegeben von B. Erdmann. 9. Heft). Halle, Niemeyer. 2 M.

Thiemann K., A. Schopenhauer (Zeitfragen des chriſtlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Th. Wahl. 164. Heft) Stuttgart, Belſer. 80 Pf.

Grunwald M., Spinoza in Deutſchland. Gekrönte Preisſchrift. Berlin, Calvary & Co.

Lucheſi M. J. P., Die Individualitätsphiloſophie Max Stirners. Diſſertation. Leipzig.

Arnsperger W., Chriſtian Wolffs Verhältnis zu Leibniz. Weimar, Felber 1.60 M.

Geſchichte des Unterrichtsweſens.

Allgemeines. Raumer K. von, Geſchichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit. 1. und 2. Band. Neue Ausgabe. Langenſalza, Schulbuchhandlung 4.50. — 3. Teil. 6. Auflage. Gütersloh, Bertelsmann. 7.50 M.

Leyner F., Geſchichte der deutſchen Bildung und Jugenderziehung von der Urzeit bis zur Errichtung von Stadtſchulen. Gütersloh, Bertelsmann. 5.50 M.

Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogiſche Miscellaneen aus den Landen deutſcher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von K. Kehrbach. 18. Band. Berlin, A. Hofmann & Co. 14 M.

Inhalt: Poten B., Geſchichte des Militär-Erziehungs- und Bildungsweſens in den Landen deutſcher Zunge. 5. (Schluß-)Band. Sachſen — Schaumburg-Lippe — Schleswig-Holſtein — Schweiz — Königreich Weſtfalen — Württemberg.

Texte und Forſchungen zur Geſchichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutſcher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. Berlin, Harrwitz Nachfolger.

I. Bömer A., Die lateiniſchen Schülergeſpräche der Humaniſten. Auszüge mit Einleitungen, Anmerkungen und Namen- und Sachregiſter. Quellen für die Schul- und Univerſitätsgeſchichte des 15. und 16. Jahrhunderts. 1. Teil: Vom Manuale scholarium bis Hegendorffinus 1480—1520. 2 M.

Beiträge zur öſterreichiſchen Erziehungs- und Schulgeſchichte. Herausgegeben von der öſterreichiſchen Gruppe der Geſellſchaft für deutſche Erziehungs- und Schulgeſchichte. Wien, Braumüller.

1. Schwarz J., Geſchichte der Savoyſchen Ritter-Akademie in Wien vom Jahre 1746—1778. 3 M.

Braem A., Der Gothaiſche Schulmethodus. Eine kritiſche Unterſuchung über die erſten Spuren des Pietismus in der Pädagogik des 17. Jahrhunderts. Diſſertation. Erlangen.

Volksſchule. Kellner K. A. H., Zur Geſchichte der deutſchen Volksſchule, insbeſondere im Kurfürſtentum Mainz. Freiburg i. B., Herder. 60 Pf.

Höhere Gelehrtenſchule. Sander M., Stammbuch des Anklamer Gymnaſiums 1847—1897, zur 50jährigen Stiftungsfeier herausgegeben. Anklam, Wolter. 3 M.

Bartuſch P., Die Annaberger Lateinſchule zur Zeit der erſten Blüte der Stadt und ihrer Schule im 16. Jahrhundert. Ein ſchulgeſchichtliches Kulturbild. Programm. Annaberg, Graſer. 2.50 M.

Berlin. Simon O., Abriß der Geſchichte der königlichen Realſchule. I. 1747—1814. Programm. Berlin.

Rasmus E., Beiträge zur Geſchichte des alt- und neuſtädtiſchen Gymnaſiums zu Brandenburg a. H. I. Das neuſtädtiſche Lyceum (1330—1797). Programm. Brandenburg.

Hänſelmann L., Das erſte Jahrhundert der Waiſenhausſchule in Braunſchweig. Braunſchweig, Limbach. 15 M.

Breslau. Volz, Zur Geſchichte des Königlichen Friedrichs-Gymnaſiums. Programm. Breslau.

Steinbrück F., Zur Geſchichte des Cösliner Gymnaſiums. Programm Cöslin.

Brüll J., Urkundliches zur Geſchichte des Heiligenſtädter Jeſuitenkollegiums. Mit einem kritiſchen Anhang über Johannes Wolf. Programm. Heiligenſtadt, Cordier. 1 M.

Dietſch K., Beiträge zur Geſchichte des Gymnaſiums in Hof. II. Teil. Programm. Hof.

Biſchoff E. F., Das Lehrerkollegium des Nicolaigymnaſiums in Leipzig 1816—1896/97. Biographiſch-bibliographiſche Beiträge zur Schulgeſchichte. Programm. Leipzig.

Jordan R., Beiträge zur Geſchichte des ſtädtiſchen Gymnaſiums in Mühlhauſen i. Thür. III Programm. Mühlhauſen.

Heiniſch H., Urkundliche Beiträge zur Geſchichte des Gymnasium poeticum in Regensburg. II. Teil. Programm. Regensburg.

Schuller R., Geſchichte des Schäßburger Gymnaſiums. (Fortſetzung und Schluß.) Programm. Schäßburg.

Tobien W., Geſchichte der lateiniſchen Schule in Schwelm (jetzt Progymnaſium und Realſchule) von 1597—1897. Programm. Schwelm.

Gutſche, Urkunden zur Geſchichte des Gymnaſiums zu Stendal. II. Progymnasmata eiarina. Neudruck von dem Programm des Gymnaſiums zu Stendal aus dem Jahre 1606. 2. Teil. Programm. Stendal.

Keiper P., Neue urkundliche Beiträge zur Geſchichte des Schulweſens im früheren Herzogthum Zweibrücken, insbeſondere des Zweibrücker Gymnaſiums. III. Teil. Programm. Zweibrücken.

Universitäten. Degen R, Die A. D. C. „Burschenschaften"! keine Burschenschaften?? Eine Frage angeregt auf Grund noch ungedruckter Briefe E. M. Arndts. (Cyklus akademischer Broschüren. 13. Heft.) Leipzig, Gottwald. 30 Pf.

Millau F., Verzeichnis der Bonner Universitätsschriften 1818—1885, nebst einem Anhang enthaltend die außerordentlichen Promotionen. Im Auftrage der Bonner Universitätsbibliothek zusammengestellt. Mit einem Vorwort von dem Direktor der Bibliothek. Bonn, Cohen. 10 M.

Akten und Urkunden der Universität Frankfurt a. O. Herausgegeben von G. Kaufmann und G. Bauch, unter Mitwirkung von P. Reh. 1. Heft. Das älteste Dekanatsbuch der philosophischen Fakultät. 1. Teil. Die artistisch-philosophischen Promotionen von 1506—1540. Herausgegeben von G. Bauch. Breslau, M. & H. Marcus. 3 M.

Klewitz E. und Karl Ebel, Die Matrikel der Universität Gießen 1608—1707 (Aus „Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins"). Gießen, Ricker. 3.50 M.

Loening R., Über ältere Rechts- und Kultur-Zustände an der fürstlich sächsischen Gesamt-Universität zu Jena. Rede. Jena, Neuenhahn. 2.30 M.

Die Matrikel der Universität Leipzig. Herausgegeben von G. Erler. 2. Band. Die Promotionen von 1409—1559 (Codex diplomaticus Saxoniae regiae Im Auftrage der königlich sächsischen Staatsregierung herausgegeben von O. Posse und H. Ermisch. II. Hauptteil 17. Band). Leipzig, Giesecke & Devrient. 40 M.

Erichson A., Der alten Straßburger Hochschule erstes Jahrhundertfest am 1. Mai 1667. Ein Rückblick am 25. Stiftungstage der Kaiser Wilhelms-Universität am 1. Mai 1897. Straßburg, Bull. 60 Pf.

Urkunden und Akten der Stadt Straßburg. 3. Abteilung. Die alten Matrikeln der Universität Straßburg 1621—1793. Bearbeitet von G. C Knod. 1. und 2 Band. Straßburg, Trübner. à 18 M.

1. Die allgemeinen Matrikeln und die Matrikeln der philosophischen und theologischen Fakultät.

2. Die Matrikeln der mediciniſchen und juristischen Fakultät.

Pädagogen. Diestelmann R., Johann Bernhard Basedow (Große Erzieher Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographien. Band 2). Leipzig, Voigtländer. 1.25 M.

Gäbler L., Schulrath Baunack in seinem Leben und Wirken für die Volksschule. 2. Teil. Sein Leben und Wirken von 1825—1876. Leipzig, Dürr. 2.80 M.

Keiser H. A., Heinrich Bone. Lebensbild eines deutschen Schulmannes und Schriftstellers. Zug. Mainz, Kirchheim. 60 Pf.

Jorde F., Johann Gregor Breuer. Ein Lebensbild. Elberfeld, Keller. 40 Pf.

Thiele R., Neun Briefe von Matthäus Dreiſer. Ein Beitrag zur Schul- und Gelehrtengeschichte im 16. Jahrhundert. Programm. Erfurt.

Hübler P., Friedrich der Große als Pädagog. Dissertation. Leipzig.

Herbart. Joh. Fr. Herbarts sämtliche Werke. In chronologischer Reihenfolge herausgegeben von K. Kehrbach. 9 Band. Langensalza, Beyer & Söhne. 5 M.

Herbart und die Herbartianer. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der Pädagogik. Sonderabdruck aus dem encyklopädischen Handbuch der Pädagogik von W. Rein in Jena, zusammengestellt aus den Arbeiten von Thilo, Flügel, Rein, Rude. Langensalza, Beyer & Söhne. 3 M.

Maerkel P., Herbart und der Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. Programm. Berlin, R. Gaertner. 1 M.

Leineweber H. und A. Görgen. Dr. Lorenz Kellner. Ein Gedenkbuch für seine Freunde und Verehrer. Heiligenstadt, Cordier. 3 M.

Tambor M, Elisabeth Menſing. In ihrem Leben und Wirken dargestellt. Berlin, Germania. 30 Pf.

Pestalozzi. Langner E, J H. Pestalozzis anthropologische Anschauungen, Nebst 2 Litteraturbeilagen. Breslau, Hirt. 2 M.

Sallwürk E. von, Peſtalozzi (Große Erzieher. Eine Darſtellung der neueren Pädagogik in Biographien. 1. Band). Leipzig, Voigtländer. 1.25 M.

Reinthaler P., Karl Reinthaler, königlicher Rektor des Martinſtiftes in Erfurt und ſeine Familie. Aus deſſen Aufzeichnungen und nach eigener Erinnerung dargeſtellt. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1.60 M.

Benſer A., Profeſſor Dr. Chriſtian Semler. Sein Leben und Wirken, Programm. Dresden.

Brauſe A., Johann Gottfried Stallbaum. Ein Beitrag zur Geſchichte der Thomasſchule in der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1. Teil. Programm. Leipzig, Hinrichs. 1.80 M.

Kuypers F., Vives in ſeiner Pädagogik. Eine quellenmäßige und ſyſtematiſche Darſtellung. Diſſertation. Kiel.

Eulitz G., Der Verkehr zwiſchen Vives und Budaeus. Programm. Chemnitz.

Die deutſche Litteratur in der Schule.

Jonas R., Einige Bemerkungen zum deutſchen Unterricht an den höheren Lehranſtalten in den letzten Jahrzehnten. Programm. Krotoſchin.

Schilling F., Der litteraturgeſchichtliche Unterricht im ſächſiſchen Seminar. Diſſertation. Leipzig.

Grauenhorſt Ch., Katechismus der deutſchen Litteraturgeſchichte. Ein Lehrbuch zum Selbſtunterricht. Berlin, Verlag des Fröbel-Oberlin-Vereins. 1 M.

Wyß F., Deutſche Litteraturgeſchichte für Seminarien und Gymnaſien, ſowie auch zum Selbſtunterricht. 5. Auflage des Buches: „Die deutſche Poſie der neuern Zeit“ vom gleichen Verfaſſer. Bern, Schmid & Francke. 2 M.

Echtermeyer Th., Auswahl deutſcher Gedichte für höhere Schulen. 32. Auflage. Herausgegeben von F. Becher. Halle, Buchhandlung des Waiſenhauſes. 3.60 M.

Deutſche Schulausgaben von H. Schiller und B. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. à 50 Pf.

25. 26. Valentin B., Erläuterung zu Goethes Fauſt.

27. Leſſing, Minna von Barnhelm. Herausgegeben von B. Valentin.

28. Leſſing, Philotas. Herausgegeben von U. Zernial.

29. Schiller, Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung. Herausgegeben von P. Geyer.

W. Königs Erläuterungen zu den Klaſſikern für den Schul- und Hausgebrauch. Leipzig, H. Beyer. à 40 Pf.

6. Stecher M. R., Erläuterungen zu Schillers Don Carlos.

8. Dingeldein O., Erläuterungen zu Goethes Götz von Berlichingen.

9. Stecher M. R., Erläuterungen zu Leſſings Minna von Barnhelm.

10. Böhme W., Erläuterungen zu Leſſings Nathan der Weiſe.

12. Hoffmann, Erläuterungen zu Goethes Egmont.

Herder J. G., Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von E. Naumann. Leipzig, Freytag. 1 M.

Klopſtock F. G., Der Meſſias. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von Th. Forßmann. Leipzig, Freytag. 1 M.

Lessing, Minna von Barnhelm. Edited with introduction and notes by H. J Wolstenholme. Cambridge: At the University Press. 1898.

Mart. Luthers Werke. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von K. Kromayer. 1. Bändchen. Leipzig, Freytag. 80 Pf.

Möser J., Patriotische Phantasien. (Auswahl.) Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Dieter. Leipzig, Freytag. 70 Pf.

Schiller. Evers M., Schillers Wallenstein. 3. Heft. (Die deutschen Klassiker erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von E. Kuenen, M. Evers und einigen Mitarbeitern.) 13. Bändchen. Leipzig, Bredt 1 M.

Stoffel J., Schillers Wallenstein, erklärt (Deutsche Dramen und epische Dichtungen, für den Schulgebrauch erläutert. V). Langensalza, Beyer & Söhne. 1.50 M.

Heinze, Aufgaben aus Maria Stuart. (Heinze H. und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen. 10. Bändchen.) Leipzig, Engelmann 80 Pf.

Schiller, Die Jungfrau von Orleans ... Für den Schulgebrauch herausgegeben von O. Lehmann Leipzig, Rich. Richter. 60 Pf.

Schillers Demetrius. Für den Schulgebrauch herausgegeben von F. Seiler. Leipzig, Freytag. 70 Pf.

Friedrich von Schillers Briefe in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Böttticher. Leipzig, Freytag. 1 M

Uhland L., Ludwig der Bayer. Ein Schauspiel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von W. Böhme. Leipzig, Freytag. 60 Pf.

Stoff- und Sagengeschichte. Volkskunde.

Stoff- und Sagengeschichte. Benezé, Sagen- und litterarhistorische Untersuchungen. Nr. 1 und 2. Halle, Niemeyer.

1. Das Traummotiv in der mittelhochdeutschen Dichtung bis 1250 und in den alten deutschen Volksliedern. 2.40 M.

2. Orendel, Wilhelm von Orense und Robert der Teufel. Eine Studie zur deutschen und französischen Sagengeschichte. 2.80 M.

In dem ersten der beiden vorliegenden Hefte hat der Verfasser, dem ein reicher Schatz von Belesenheit zu Gebote steht, alle bedeutenderen, auf das Traummotiv bezüglichen Stellen der mittelhochdeutschen Dichtung stofflich verarbeitet Im einzelnen beansprucht das meiste Interesse der Abschnitt über Tierträume (S. 30 ff.), in welchem der Verfasser an der Hand zahlreicher Beispiele die verschiedenen Bedeutungen darlegt, welche die mittelhochdeutsche Poesie den einzelnen Tieren, sofern sie in Traumbildern geschaut werden, beilegte. Bei den Untersuchungen über das Traummotiv in alten deutschen Volksliedern verläßt der Verfasser den ursprünglich eingeschlagenen Pfad und verliert sich in sehr subtile Quellenuntersuchungen und symbolische Deutungen, denen zu folgen nicht jedermanns Sache ist.

Das 2. Heft enthält eine umfassende Darlegung der Beziehungen zwischen Orendel, Wilhelm von Orense und Robert dem Teufel einerseits und einigen Märchen und nordischen Fabelstoffen andererseits. Bei der Masse des verarbeiteten Materials, auf welches der Verfasser im Laufe seiner Untersuchung zu sprechen kommt, ist nur zu bedauern, daß er versäumt hat, am Schlusse derselben das Resultat seiner Forschungen in Kürze zusammenzufassen, was dem Leser die Orientierung in diesem Labyrinth von Fabeln, Heldensagen, alten französischen und deutschen Ritterromanen und anderen Litteraturwerken wesentlich erleichtert hätte

Wien. W

Kleinpaul R., Die Lebendigen und die Toten in Volksglauben, Religion und Sage. Leipzig, Göschen. 6 M.

Zart G., Chidher in Sage und Dichtung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Neue Folge. 279. Heft.) Hamburg, Verlagsanstalt. 75 Pf.

Golz B., Pfalzgräfin Genovefa in der deutschen Dichtung. I. Dissertation. Breslau.

Lazár B., Über das Fortunatus-Märchen. Leipzig, Fock. 2 M.

Spielmann C., Die Lorelei. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 30 Pf.

Jakob, Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Neue Folge. 273. Heft). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 75 Pf.

Volkskunde. Meyer E. H., Deutsche Volkskunde. Mit 17 Abbildungen und einer Karte. Straßburg, Trübner 1898. 6 M.

1. Dorf und Flur. 2. Das Haus. 3. Körperbeschaffenheit und Tracht. 4. Sitte und Brauch. 5. Die Volkssprache und die Mundarten. 6. Die Volksdichtung. 7. Sage und Märchen.

Böhme F. M., Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien herausgegeben. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 12 M.

Hofmann K., Zur Geschichte eines Volksliedes. (Reiters Morgengesang von Hauff.) Programm. Pforzheim.

Wichner J., Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter. Gesammelt. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 4 M.

Dähnhardt O., Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Leipzig, Teubner. 2 M.

Plant F., Eine Volksheilige (St. Kummernus). Eine Studie. Meran, Plant. 90 Pf.

Reinsberg-Düringsfeld O. Freiherr von, Das festliche Jahr. In Sitten, Gebräuchen, Aberglauben und Festen der germanischen Völker. 2. Auflage. 1. Lieferung. Leipzig, Barsdorf. 1 M.

Hauffen A., Der Hexenwahn (Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 230). Prag, Härpfer. 20 Pf.

Heigl F., Der Hexenglaube. Ein Rückblick als Perspektive für die Spiritisten unserer Zeit. 2. Auflage. 1. Teil: Der Hexenglaube. 2. Teil: Der Spiritismus. (Volksschriften zur Umwälzung der Geister. Nr. 7 a und b.) Bamberg, Handelsdruckerei.

Landschaften und Orte. Schell O., Bergische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Elberfeld, Bädeker. 4.50 M.

Thiele J., Sagen aus Bodenbach und seiner Umgebung. Warnsdorf (Tetschen, Henckel). 40 Pf.

Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen, geleitet von A. Hauffen. Prag, Calve 1898.

Band I. Heft 3. Lippert J., Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus. Mit 6 Tafeln.

Band II. Heft 1. Ammann J. J., Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. Gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben. 1. Teil.

Inhalt: I. Passionsspiel mit Vor- und Zwischenspiel. II. Christkindlspiel. III. Vorspiel und Leiden-Christispiel. IV. Der ägyptische Josef. V. Johann von Nepomuk.

Urban M., Volksgebräuche am östlichen Rande des alten Egerlandes. Ein Beitrag zur Volksgeschichte Deutschböhmens. (Beilage zur „Deutschen Wacht an der Mieſa".) Plan, Haßold.

Schmidt G., Aus dem Fichtelgebirg. Sagen und Sitten. 1. Band: Mythologisches. Hof, Lion. 1.50 M.

Bienemann Fr. jun., Livländisches Sagenbuch. Reval, Kluge. 5 M.

Sieß L., Sagen aus dem oberen Mühlviertel. 1. Bändchen. Rohrbach. (Linz, Verlag des katholischen Preßvereines.) 45 Pf.

Lotter J. M., Sagen, Legenden und Geschichten der Stadt Nürnberg. Nürnberg. Raw. 40 Pf.

Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser. Herausgegeben von dem Ausschuß für das sächsische Volkstrachtenfest zu Dresden 1896 Schmidt, O. Seyffert. Sponsel. Dresden, W. Hoffmann. 15 M.

Hoffmann A., Schlesiens Geschichte und geschichtliche Sage im Liede. Oppeln. Maske. 3 M.

Geyer A., Geschichte und Sagen der Städte und Dörfer, Burgen und Berge, Kirchen und Klöster des alten Schlesierlandes. Leipzig, Franke. 2 M.

Regel F., Thüringen. Ein landeskundlicher Grundriß. Jena, Fischer. 4.50 M.

Heyl J. A., Volkssagen, Bräuche und Meinungen in Tirol. Brixen, Buchhandlung des katholisch-politischen Preßvereins. 8 M.

Huber N., Die Sagen vom Untersberg. Salzburg, Dieter. 90 Pf.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Arndt B, Die Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Breslauer Kanzleisprache. I. Teil. Vokalismus. Dissertation. Breslau.

Erbe K, Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen. Als Grundlage für eine Verständigung über die Aussprache des Deutschen zusammengestellt und der 10. Hauptversammlung des allgemeinen deutschen Sprachvereins gewidmet. Stuttgart, Neff. 30 Pf.

Grimm J., Deutsche Grammatik. 4. Teil. Neuer vermehrter Abdruck. 1. Hälfte. Besorgt durch G. Roethe und E. Schröder. Gütersloh, Bertelsmann. 12 M.

Knothe F., Aus meinem Fehlerbuche. Betrachtungen auf dem Gebiete der Grammatik, Stilistik und Methodik der deutschen Sprache. Prag, Rohlicek & Sievers in Kommission. 80 Pf.

Link L., Die einheitliche Aussprache im Deutschen. Theoretisch und praktisch dargestellt. Paderborn, Schöningh. 60 Pf.

Nicolai L., Beiträge zum Wortaustausch zwischen Italienischem und Deutschem. Programm. Eisenach.

Müller C., Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen. Programm. Dresden.

Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken, herausgegeben von John Meier. IV. Halle, M. Niemeyer. 5 M.

Inhalt: Ölinger A., Deutsche Grammatik, herausgegeben von W. Scheel.

Polle F., Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. 2. Auflage. Leipzig, Teubner. 2.40 M.

Prahl C., Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen. Programm. Danzig.

Reichel W, Sprachpsychologische Studien. Vier Abhandlungen über Wortstellung und Betonung des Deutschen in der Gegenwart, Sparsamkeit, Begründung der Normalsprache. Halle, Niemeyer. 8 M.

Schrader H., Scherz und Ernst in der Sprache. Vorträge im Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Weimar, Felber. 2 M.

1. Sprache ohne Worte. 2. Das Fremdwort im Volke. 3. Seltsame und sinnreiche Anwendung und Deutung einzelner Buchstaben. 4. Kraftausdrücke. 5. Sprachliche Verhüllungen. 6. Neue Mythen.

Urban K., Landwirtschaftliche Volksausdrücke. Ein Beitrag zur deutschen Dialektforschung. Programm. Neustadt.

Wörterbücher. Detter F., Deutsches Wörterbuch. (Sammlung Göschen. Bändchen 64.) Leipzig, Göschen. 80 Pf.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Hirzel. à Lieferung 2 M.

Vierten Bandes erste Abteilung. II. Teil. Zwölfte Lieferung. Gestüme — Getreibs. Bearbeitet von H. Wunderlich. (Schluß des Bandes.)

Neunten Bandes zehnte und elfte Lieferung. Schreinerarbeit — Schütten Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne.

Des IX. Bandes 12. Lieferung befindet sich im Druck.

Haupt O. und E. Hesse, Kleines deutsches Wörterbuch. Zugleich Lehrerheft zur deutschen Sprachkunde. Dresden, Huhle. 1 M.

Kunow O., Die Heilkunde. Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter aus der Sprache der Ärzte und Apotheker (Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VIII). Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 60 Pf.

Martin E. und H. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Im Auftrage der Landesverwaltung in Elsaß Lothringen. 1. und 2. Lieferung. Straßburg, Trübner. à 4 M.

Schweizerisches Idiotikon. 33. und 34. Heft. Frauenfeld, Huber. 2 M.

Landschaften. Schönhage A., Bergische und andere Sprachsünden. Elberfeld, Baedeker. 40 Pf.

Lenz, Die Fremdwörter des Handschuhsheimer Dialektes. II. Teil. Programm. Baden-Baden.

Mentz R., Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. 1. Teil. Programm. Delitzsch.

Wilhelm F., Fremdwörter im Dialekte des Saazer Flachlandes. Saaz, Ippoldt.

Ein alphabetisches Verzeichnis von über 500 Fremdwörtern in phonetischer Schreibung mit der Angabe der Abstammung und mit Redewendungen als Beispielen ihres Gebrauches. Neben den im Deutschen allgemein üblichen lateinischen, französischen, italienischen und anderen Fremdwörtern finden wir hier naturgemäß auch zahlreiche aus dem Czechischen entlehnte Bezeichnungen. H.

Erbe K., Der schwäbische Wortschatz. Eine mundartliche Untersuchung. Festschrift der 10. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Stuttgart, Bonz. 50 Pf.

Philipp O., Die Zwickauer Mundart. Dissertation. Leipzig, Gräfe. 2 M.

Namen. Vilmar A. F. C., Deutsches Namenbüchlein. Die Entstehung und Bedeutung der deutschen Familiennamen. 6. Auflage. Marburg, Elwert. 1.20 M.

Maydorn B., Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Zwei Vorträge. Thorn, Lambeck. 1 M.

Zumbusch, Die Familiennamen Grevenbroichs und Umgegend nach ihrer Entstehung und Bedeutung. Programm. Grevenbroich.

Armbrust L., Hunsrücker Ortsnamen in den Kreisen Simmern und Zell. Bonn, Hanstein. 80 Pf.

Metrik. Voßler K., Geschichte der Aufnahme des Madrigals in Deutschland bis auf Caspar Ziegler. I. Dissertation. Heidelberg.

16. und 17. Jahrhundert.

Das iſt die wallfart zu den Einſideln und die legēd Sant Meinrat. Faksimile reproduktion. Leipzig, Spirgatis. 5 M.

Rubenſohn M., Griechiſche Epigramme und andere kleinere Dichtungen in deutſchen Überſetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Mit Anmerkungen und ausführlicher Einleitung herausgegeben. (Bibliothek älterer deutſcher Überſetzungen. Herausgegeben von Auguſt Sauer. 2—5.) Weimar, Felber. 10 M.

Inhalt: Einleitung. I. Wolfg. Hungers Leben und Schriften. II. W. Hungers und J. Helds Überſetzungen der Emblemata des A. Alciato. III. Verſprengte Stücke (D. Federman und J. Fiſchart). IV. G. R. Weckherlin. V. Martin Opitz. VI. D. Schirmer und J. G. Schoch. — Texte: W. Hunger. J. Held. G. R. Weckherlin. M. Opitz. D. Schirmer. J. G. Schoch. A. Rittershauſen. J. L. Weidner. Chr. Köler. Daniel Czepko. A. Tſcherning. Andreas Gryphius. Andreas Rivinus (Bachmann). Unbekannter. — Anmerkungen. — Anhang (Mathematiſche Erquickſtunden. Bilderreime). — Regiſter.

Blanckenburg C., Studien über die Sprache Abrahams a S. Clara. Ein Beitrag zur Geſchichte der deutſchen Druckſprache des 17. und 18. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer. 2.40 M.

Müller R., Die Sprache in Grimmelhauſens Roman „Der abenteuerliche Simpliciſſimus". I. Programm. Eiſenberg.

Zſchokke E, Der Toggenburger Epigrammatiker Johannes Grob (1643—1697). Diſſertation. Zürich.

Aegidii Hunii Josephi comoediae (ed. Marpurgi 1584) pars prior ab E. Schroeder denuo edita. Programm. Marburg 1898.

Krickelberg K., Johann Micraelius, ein Dichter des dreißigjährigen Krieges Diſſertation. Göttingen.

Matheſius J., Ausgewählte Werke. 2. Band. Hochzeitspredigten. Herausgegeben, erläutert und eingeleitet von G. Loeſche. (Bibliothek deutſcher Schriftſteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Geſellſchaft zur Förderung deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Litteratur in Böhmen. Band 6.) Wien und Prag, Tempsky Leipzig, Freytag. 3 M.

Moſcherosch L. M., Die Patientia. Nach der Handſchrift der Stadtbibliothek zu Hamburg zum erſten Mal herausgegeben von L. Pariſer. (Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von F. Muncker. II.) München, Hausbalter 2.80 M.

Dorn W., Benjamin Neukirch, ſein Leben und ſeine Werke. Ein Beitrag zur Geſchichte der zweiten ſchleſiſchen Schule. (Litterarhiſtoriſche Forſchungen. Herausgegeben von J. Schick und M Freih von Waldberg. Nr. 4.) Weimar, Felber. 3 M.

Jäckel R., Martin Opitz von Boberfeld Ein Gedenkblatt zur 300 Wiederkehr ſeines Geburtstages. Bunzlau, Kreuſchmer. 60 Pf

Berendes B., Zu den Satiren des Joachim Rachel. Diſſertation. Leipzig 1896

Abele W., Die antiken Quellen des Hans Sachs. I. Programm. Cannſtadt

Angelus Sileſius (Joh. Scheffler 1624—1677). Die chriſtliche Myſtik. Ausgewählte Verſe aus „Der cherubiniſche Wandersmann" Syſtematiſch zuſammengeſtellt von F. Hartmann. Leipzig, Friedrich. 1 M.

Pichler R. J., Pantheiſtiſches Laienbrevier Eine Sammlung geiſtreicher Sinn und Schlußreime des Angelus Sileſius. Leipzig, Friedrich.

Hoffmann Franz, Caſpar Schwenckfelds Leben und Lehren. 1. Teil. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M

Terſteegen. G. Terſteegens Dichtungen in Auswahl und Bearbeitung zur Feier ſeines 200. Geburtstages. Herausgegeben von E. W. Schimmelbuſch. 1. und 2. Teil. Düſſeldorf, Schaffnit. 2.20 M.

G. Terſteegens Lieder und Sprüche. Ausgewählt und herausgegeben von C. Werckshagen. Berlin, H. Friedrich. 3 M.

Terſteegen G., Geiſtliche Lieder. Mit einer Lebensgeſchichte des Dichters und ſeiner Dichtung von W. Nelle. Gütersloh, Bertelsmann. 5 M.

Gerh. Terſteegens Auserleſene Lebensbeſchreibungen heiliger Seelen, ein Auszug, nebſt deſſen kurzem Lebensabriß. 1. Band. Dinglingen (Frankfurt a./M.), Schergens. 1.80 M.

Augé Fr., Gerhard Terſteegen als Seelſorger. Erweiterte Feſtanſprache. Neukirchen, Miſſionsbuchhandlung. Stursberg & Co. 30 Pf.

Gründler A., Gerhard Terſteegen. Zu ſeinem 200jährigen Geburtstag am 25. November 1897. (I. Sein Lebensbild. — II. Ein Geſangbüchlein. Aus Terſteegens Liedern zuſammengeſtellt.) Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmiſſion. 1.20 M.

18. Jahrhundert.

Deutſche Erzähler des 18. Jahrhunderts, eingeleitet und herausgegeben von R. Fürſt. (Deutſche Litteraturdenkmale des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Auguſt Sauer. Nr. 66—69. Neue Folge 16—19.) Leipzig, Göſchen. 2.40 M.

Inhalt: Einleitung. — I. Sturz H. P., Die Reiſe nach dem Deiſter (1778). — II. Heyne Chr. L. (Anton-Wall), Antonie (1783). Omar (1783). Baruch oder der Schüler der Weisheit (1783). — III. Meißner A. G., Franzöſiſcher Juſtizmord (1784). Mordbrenner und Schadenſtifter, um für heilig zu gelten (1785). Ja wohl hat ſie es nicht gethan! (1795). — IV. Haken J. Chr. L., Der Lüderliche (1790). — V. Rochlitz Fr., Die Landmädchen (1799). — VI. Große K., Die Dame vom Schloſſe (1792).

Göttinger Muſenalmanach auf 1772. Herausgegeben von C. Redlich. (Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, herausgegeben von A. Sauer. Nr. 64/65. Neue Folge Nr. 14/15). Leipzig, Göſchen. 1.20 M.

Der Leipziger Student vor hundert Jahren. Neudruck aus den Wanderungen und Kreuzzügen durch einen Teil Deutſchlands von Anſelmus Rabioſus dem Jüngern. (Leipziger Neudrucke. Herausgegeben von G. Wuſtmann. 1. Bändchen.) Leipzig, Hinrichs. 1 M.

Mit dieſem ſchön gedruckten Bändchen „eröffnet eine Reihe billiger Neudrucke von ſelten gewordenen litterar- und ſittengeſchichtlich merkwürdigen Schriften zur Geſchichte Leipzigs". Das vorliegende Schriftchen iſt im Jahre 1796 als zweiter Teil einer Reiſebeſchreibung erſchienen, die von dem Vielſchreiber A. G. F. Rebmann herrührt und nach Wuſtmanns Nachwort S. 110 zu den größten litterariſchen Seltenheiten gehört. Für die Leipziger Studentenverhältniſſe jener Zeit trotz vieler Übertreibungen eine der wichtigſten Quellen. Der Abdruck iſt wortgetreu; nur die Orthographie moderniſiert. Knappe Anmerkungen des Herausgebers erhöhen die Verwendbarkeit des Heftes.

Hindrichſon G., Brockes und das Amt Ritzebüttel 1735—1741. 1 Programm. Hamburg.

Schröder C., Johann Jacob Engel. Vortrag. Schwerin, Bärenſprung. 2 M.

Türk M., Friedrichs des Großen Dichtungen im Urteile des 18. Jahrhunderts. 1. Teil. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.

Goethe. Ehrlich M., Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke. Mit Illuſtrationen von Wold. Friedrich, Frz. Skarbina, Kopfleiſten von Richard Püttner und Porträts in Holzſchnitten. Lieferung 2—6. Berlin, Grote. à 2 M.

Eine aus den Quellen gearbeitete, lebendig geſchriebene populäre Darſtellung, die ſich nur manchmal zu ſehr ins annaliſtiſche verliert (vergleiche z. B. S. 419) und dann wieder in rhetoriſchem Eifer den Ton etwas zu hoch nimmt

(vergleiche die Capiteleingänge und -Schlüsse). Unrichtiges ist mir wenig aufgefallen. Daß die Wahlverwandtschaften „allgemein mit Recht als das erste vollkommene Muster eines deutschen sozialen Romans" gelten, ist eine schiefe Behauptung (S. 449); Stoll und Seckendorf, die Herausgeber der „Pandora", kann man nicht leicht Goethes Freunde nennen (ebenda); aus dem italienischen Dichter Casti ist ein „Abate Costi" geworden (S. 452) u. s. w. — Über die Illustrationen gilt das Euphorion 4, 662 Gesagte. Meine Abneigung gegen die Phantasiebilder ist durch Scenen wie „Schiller und Lotte in Volkstädt" (S. 330) oder die erste Aufführung der „Jungfrau von Orleans" (S. 412) nicht vermindert worden. — Darf man das Falcksche Friederikenporträt (S. 83) ohne Fragezeichen als echt ausgeben? A. S.

Meyer R. M., Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Mit drei Bildnissen. Zweite Auflage. (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 13. bis 15. Band. Der III. Sammlung 1. bis 3. Band.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1898. 7.20 M.

Rod E., Essai sur Goethe. Paris, Perrin et Cie. 1898. 3.50.

Inhalt: I. Les Mémoires. — II. La crise romantique. — III. La crise sentimentale. — IV. Le poète de cour. — V. Le dernier roman. — VI. Le grand oeuvre.

Steiner R., Goethes Weltanschauung. Weimar, Felber. 3 M.

Inhalt: Goethes Stellung innerhalb der abendländischen Gedankenentwicklung. — Die Anschauungen über Natur und Entwicklung der Lebewesen. — Die Betrachtung der Farbenwelt. — Gedanken über Entwicklungsgeschichte der Erde und Lufterscheinungen. — Goethe und Hegel.

Aus dem Goethe-Nationalmuseum. II. Herausgegeben von C. Ruland (Schriften der Goethe Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von B. Suphan und Erich Schmidt. 12. Band). Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Inhalt: Vorbemerkung. — Erläuterung zu den 25 Tafeln: 1. Pfarrhaus zu Sesenheim (1770. Mit Goethes Adresse in Friederikens Handschrift). 2. Posthaus zu Zwota. 3. „Gegen den Brenner." 4. a) In der Campagna. b) In der Villa Borghese. 5. Blick auf St. Peter. 6. a) Hohlweg. b) Bei Ripa Grande. 7. Grotte der Egeria. 8. Pyramide des Cestius. 9. An der Via Appia. 10. In Tivoli. 11. Sicilianische Bucht. 12. Flüßchen in Sicilien (?). 13. Antike Landschaft. (1—13 Zeichnungen von Goethe. 2—13 aus Italien.) — 14. a) Goethe, gezeichnet von C. A. Schwerdgeburth, 1832. b) Silhouette aus dem Jahre 1829. 15. Silhouetten von Anna Amalia, Carl August und Luisen. 16. Wilhelm Jerusalem. 17. Corona Schröter, von G. M. Kraus. 18. Wieland, von Joh. Friedr. Vorbing. 19. C. A. Vulpius. 20. Riemer. 21. Eckermann. 22. Kanzler von Müller. 23. Sulpiz Boisserée. 24. Felix Mendelssohn. 25. Karl von Holtei (19—25 Zeichnungen von Schmeller).

Morris M., Goethe Studien. Berlin, Skopnik. 2.40 M.

Inhalt: 1. Zur litterarischen Polemik im Faust. 2. Die geplante Disputationsscene im Faust. 3. Zwei unausgeführte Faustscenen. 4. Goethes Gedicht: Deutscher Parnaß. 5. Die Weissagungen des Bakis. 6. Das Märchen. 7. Frau von Stein und die Königin der Nacht. 8. Goethes dramatischer Entwurf: Schillers Todtenfeier. 9. Die Quelle der Wahlverwandtschaften. 10. Miscellen: a) Goethesche Verse in einer Wielandschen Dichtung. b) Reminiscenzen in Goethes Dichtung. c) Zur Reise der Söhne Megaprazons. d) Das Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807. e) Gespräche Goethes als Nachtrag zu von Biedermann, Goethes Gespräche.

Thalmayr F., Goethe und das klassische Altertum. Die Einwirkung der Antike auf Goethes Dichtungen im Zusammenhange mit dem Lebensgange des Dichters dargestellt. Leipzig, Fock. 2.50 M.

Barewicz W., Goethes Naturgefühl. Programm. Drohobycz.

Der erste Abschnitt einer umfangreicheren Arbeit. Willkommene Übersicht über Goethes Anteil an der Natur nach seinen eigenen Bekenntnissen in Briefen, Tagebüchern und Gesprächen u. s. w., die aus den Altersbriefen und aus den Naturwissenschaftlichen Werken noch zu ergänzen sein wird. Je mehr der feinsinnige Verfasser in seinen weitangelegten Studien vorwärtsschreiten wird, desto sicherer wird er sich davon überzeugen, daß er die bisherige Zusammenstellung nur als Vorarbeit zu der eigentlichen Untersuchung wird verwenden können, zu deren Durchführung ihn unsere besten Wünsche begleiten.

Jenike L., Młodość Goethego (Goethes Jugend). Warschau.

Schubart M., Eine Ablehnung. Sonderabdruck aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 292 vom 27. Dezember 1897. München.

Gegen A. Schönes Recension von Schubarts Buch über den Königslieutenant.

Hering R., Spinoza im jungen Goethe. Dissertation. Leipzig, Fock. 1.20 M.

Walther Kuno, Genio huius loci. Eine Parkstudie. Weimar, Böhlau. 20 Pf.

Haarhaus J. R., Auf Goethes Spuren in Italien. III. (Schluß-) Teil: Unteritalien. (Kennst du das Land? Eine Büchersammlung für die Freunde Italiens, herausgegeben von J. R. Haarhaus. 9. Band.) Leipzig, Naumann. 2.50 M.

Knauth P., Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipzig, Avenarius. 3.60 M.

Inhalt: I. Einleitung. — II. Wortform. — III. Wortbildung. — IV. Lieblingsworte. — V. 1. Auflösung der Composita. 2. Hendiadyoin. 3. Zeugma. 4. Geminatio. — VI—IX. Wortgebrauch. (VI. Kürze des Ausdrucks. VII. Freier Gebrauch des Genetiv und Dativ. VIII. Freiheiten im Gebrauche der Adjektive, besonders in der Komparation. IX. Gebrauch des Verbalnomens). — X Wortstellung. — XI. Rückblick auf die Entwickelung des Goethischen Stiles überhaupt und des Altersstiles insbesondere. — Sachregister.

Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar, Böhlau.

1. Abteilung. Band 38. Inhalt: Concerto dramatico. — Götter, Helden und Wieland. — Anekdote zu Werthers Leiden. — Hanswursts Hochzeit. — Der ewige Jude. — Künstlers Vergötterung. — Erwin und Elmire (Erste Fassung). — Claudine von Villa Bella (Erste Fassung). — Lesarten zu Band 37: Verlorenes. — Labores juveniles. — Elsässische Volkslieder. — Goethe als Rechtsanwalt. — Zu Lenz. — Frankfurter gelehrte Anzeigen. Paralipomena. — Wandsbecker Bote. — Zu Lavater und Sophie von La Roche. — Lesarten zu Band 38: Verlorenes. — Das Unglück der Jacobis. — H. L. Wagners Prometheus. — Die „Litteratur" gegen Friedrich II. — Späne. — Zu „Scherz, List und Rache". — Volkslieder. — Bearbeiter von Band 37 und 38 sind: B. Valentin, J. Wahle, B. Suphan, E. Martin, A. Fresenius, G. Witkowski, O. Harnack, A. Leitzmann; Redaktor: Erich Schmidt.

Band 39. Inhalt: Geschichte Gottfriedens von Berlichingen. — Mahomet. — Prometheus. — Faust (Jugendfragment). — Iphigenie auf Tauris (Erste Prosa). — Lesarten (Socrates). — Anhang: Iphigenie auf Tauris, in Verse abgeteilt nach Lavaters Abschrift. — II. Das Parzenlied, nach Herders Abschrift. — Bearbeiter: A. Sauer, R. Henning, Erich Schmidt, B. Michels; Redaktor: E. Schmidt.

Band 48. Inhalt: Schriften zur Kunst 1800—1816: Kunstausstellungen und Preisaufgaben. — Polygnots Gemälde. — Kleinere Beiträge zur Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung. — Verschiedene Aufsätze (darunter ungedruckt: Sappho von einem herrschenden Vorurteil befreit durch F. G. Welcker S. 172—176). — Maximen und Reflexionen über Kunst. — Paralipomena. Vorarbeiten und Bruchstücke (darunter 10 ungedruckte Aufsätze). — Lesarten. — Kritisches

Nachwort (über Meyers Anteil). — Bearbeiter: C. Harnack; Redaktoren: B. Suphan und J. Wahle.

II. Abteilung. Naturwissenschaftliche Schriften. 5. Band. Erste Abteilung. Chromatik. — Bearbeiter: S. Kalischer; Redaktor: B. Suphan.

III. Abteilung. 9. Band. Tagebücher 1823—1824. — Bearbeiter: F. Heitmüller und J. Wahle; Redaktor: B. Suphan.

Goethes Werke. 36. Teil. 1. und 2. Abteilung. Herausgegeben von R. Steiner (Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von J. Kürschner. 219. und 220. Band.) Stuttgart, Union. à 2.50 M.

Inhalt: Naturwissenschaftliche Schriften. 4. Band. 1. und 2. Abteilung. Zur Farbenlehre. — Paralipomena zur Chromatik. — Nachträge: Sprüche in Prosa (in neuer Anordnung). — Mein Verhältnis zur Wissenschaft, besonders der Geologie. — Nachträge zu den naturwissenschaftlichen Schriften. — Das Mädchen von Oberkirch. — Ergänzungen zum „West-östlichen Divan". — Generalregister zu Band 1—36.

Ungedruckte Briefe Goethes an J. J. Gerning in Frankfurt a. M. 1794—1828. (Freies Deutsches Hochstift. Zur Eröffnung des Frankfurter Goethemuseums am 20. Juni 1897.) Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. Nicht im Buchhandel.

Goethe's Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Leipzig, Titze. 45 M.

Düntzer H., Goethes lyrische Gedichte. 8.—12. Bändchen. 3. Auflage. (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern 68. 69. 70.—72. Bändchen.) Leipzig, Wartig. à 1 M.

Joseph E., Das Heidenröslein. Berlin, Pactel. 2 M.

Inhalt: 1. Teil. I. Die Streitfrage. II. Das Volkslied. III. Das Kunstlied. IV. Das lebendige Original. V. Schlußbetrachtung. — 2. Teil. Exkurse und Anmerkungen.

Cholevius L., Ästhetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Goethes Hermann und Dorothea. 3. Auflage von G. Klee. Leipzig, Teubner. 3 M.

Lauber G., Über die grundverschiedene dramatische Verwertung des Iphigenienstoffes durch Euripides und Goethe. Programm. Prag 1896.

Wickerhauser R., Eine methodisch-ästhetische Skizze im Anschlusse an Goethes Iphigenie. Marburg, Elwert. 75 Pf.

Vilmar A. F. C., Über Goethes Tasso. 2. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1 M.

Alt C., Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. Dissertation. Berlin.

Wanuel G., Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 12 M.

1. Einleitung. Königsberg 1700—1724. — 2. Leipzig. „Die vernünftigen Tadlerinnen". — 3. Pietschausgabe, Parteiverhältnisse auf dem Parnaß, Fontenelle; der „Biedermann". — 4. Streit mit Henrici und den Schweizern. — 5. Die deutsche Gesellschaft. Odendichtung. Redekunst. — 6. Bühne und Drama. — 7. „Versuch einer critischen Dichtkunst". — 8. Das älteste Tragödien-Repertoire und die Musik. — 9. Wachstum der deutschen Gesellschaft, Begründung der „Beiträge", Massenproduktion, Zeitgedichte. — 10. Der Litteratursalon der Christiane Marianne von Ziegler. Philosophie. Frau Gottsched. — 11. Gottscheds sogenannte Diktatur. — 12. Austritt aus der deutschen Gesellschaft und der Beginn des Litteraturstreites 1738—1740. — 13. Gottsched um 1740, seine „deutsche Schaubühne" und Schwabes „Belustigungen". — 14. Zweite Periode des Litteraturstreites 1741—1745. — 15. Die neue Bewegung; Abfall von Gottsched; seine Schule seit 1745. — 16. Dritte Periode des Litteraturstreites 1745

—1750. — 17. Die deutsche Sprachkunst. Reise nach Wien. Verhältnis zu Süddeutschland. — 18. Der neologische Krieg. Schönaich und Lessing. 1750—1756. — 19. Die Gesellschaft der freien Künste. Der komische Krieg. Abschluß der poetischen, kritischen und wissenschaftlichen Wirksamkeit. — 20. Gottsched und Friedrich der Große. Die letzten Pasquille. Ausland. Schluß.

Wolff E., Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. 2. (Schluß-) Band. Kiel, Lipsius & Tischer. 6 M.

Petzold E., Hölderlins Brot und Wein. Ein exegetischer Versuch. Sambor 1896.

Nach Überwindung ungeheurer Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Natur ist es diesem ausgezeichneten Kenner Hölderlins gelungen, ein Specimen eruditionis vorzulegen, das uns den Umfang und die Tiefe seiner Studien ahnen läßt. Daß er seine Forschungen an ein bisher kaum gekanntes, aber für die Erkenntnis von Hölderlins Eigenart sehr wichtiges Gedicht angeknüpft und als Form der Darstellung den Kommentar gewählt hat, können wir nur billigen. Wenn sich um den festen Stamm der Erklärung etwas zu viele, nur lose damit verbundene Anmerkungen schlingen, so müssen wir es der Freude zu Gute halten, nach so langer Zeit der Zurückhaltung aus den reichen Schätzen auch manches zum Schmucke darbieten zu können. Nachdem aber nun der Bann gebrochen ist, dürfen wir von Petzold eine systematische Darstellung von Hölderlins geistiger und dichterischer Entwicklung, wenn auch in knapperem Umriß, erwarten und dazu wünschen wir ihm Mut und Kraft an der von deutscher Kultur abgeschiedenen Stätte seiner Wirksamkeit. A. S.

Vogel H., Christian Friedrich Hunold (Menantes) (1681—1721). Sein Leben und seine Werke. Eine Monographie. Leipzig, Gräfe. 1.50 M.

Besson P., Un ami de la France à la cour de Weimar. Ch.-L. de Knebel. (Extrait des Annales de l'Université de Grenoble, 2me trimestre 1897.) Grenoble, Allier.

Rosenmüller M., Johann Ulrich von König. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dissertation. Leipzig 1896.

Anwand O., Beiträge zum Studium der Gedichte von J. M. R. Lenz. München, Ackermann. 2 M.

Die etwas weitschweifige und umständliche Untersuchung weist die Einflüsse Klopstocks, Youngs, Thomsons, Horazens, Kleists, Ramlers, Herders und einiger jüngeren Zeitgenossen auf Lenzens Jugendlyrik nach. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht das wenig bedeutende beschreibende Gedicht „Die Landplagen", dessen litterarhistorische Stellung jedem halbwegs in der Litteratur des vorigen Jahrhunderts Belesenen so klar sein muß, daß es die Mühe einer so genauen Untersuchung nicht verdient. Eine kritische Darstellung von Lenzens gesamter Lyrik behält sich der Verfasser vor. In wie viel Bänden? x.

Lessing. G. E. Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von K. Lachmann. 3. Auflage, besorgt durch F. Muncker. 13. Band. Leipzig, Göschen. 4.50 M.

Inhalt: Über den Beweis des Geistes und der Kraft. 1777. — Das Testament Johannis. 1777. — Eine Duplik. 1778. — Eine Parabel. 1778. — Axiomata. 1778. — Anti-Goeze. 1778. — Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger. 1778. — G. E. Lessings nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage. 1778. Erste Folge 1778. — Ankündigung des Nathan. 1778. Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer. 1778. 1880. — Über die Subskription des Nathan. 1779. — Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten. 1779. — Die Erziehung des Menschengeschlechts. 1780.

Im Anschluß an diesen Band veröffentlichen Herausgeber und Verleger der Lessing-Ausgabe folgende Mitteilung:

„Die selbstlos-freigebige Unterstützung eines hochverehrten Gönners, dessen reichhaltiger Handschriftensammlung unsere Ausgabe schon von den ersten Bänden an die schätzenswerteste Förderung verdankte, ermöglicht es uns, der vollständigen

Sammlung von Leſſings Schriften, die mit dem 16. Bande ihren Abſchluß finden wird, nun auch ſämtliche Briefe von Leſſing anzureihen und ſo wirklich ohne Ausnahme alles in unſerer Ausgabe zu vereinigen, was aus Leſſings Feder auf die Nachwelt gekommen iſt, ſei es in fertiger Ausarbeitung, ſei es in ſkizzenhaften und unvollendeten Entwürfen, ſei es in brieflicher Ausſprache. Die Briefe Leſſings, genau nach denſelben Grundſätzen kritiſch bearbeitet wie ſeine Schriften, werden Band 17 und 18 unſerer Ausgabe füllen und im unmittelbaren Anſchluß an die vorausgehenden Bände erſcheinen, ſo daß die Vollendung der ganzen Ausgabe in den nächſten Jahren zu erwarten ſteht."

Rösler K., Die Handlung und Charaktere in Leſſings Emilia Galotti. Programm. Sächſiſch-Regen.

Widder F., Emilia Galotti und kein Ende. Programm. Lörrach.

Leſſing G. E., Nathan der Weiſe. Ein dramatiſches Gedicht. Sonderabdruck aus der kritiſch-hiſtoriſchen Ausgabe von Leſſings Werken. Herausgegeben von K. Lachmann. Dritte, aufs neue durchgeſehene und vermehrte Auflage, beſorgt durch F. Muncker. Leipzig, Göſchen. 1 M.

Braun J. W., Leſſing im Urteile ſeiner Zeitgenoſſen. Zeitungskritiken, Berichte und Notizen, Leſſing und ſeine Werke betreffend, aus den Jahren 1747—1781, geſammelt und herausgegeben. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben von Leſſings Werken. 3. (Schluß-) Band. Berlin, Stahn. 6 M.

Muralt Beat Ludwig, Lettres sur les Anglais et les français (1725). Herausgegeben von O. von Greyerz. Bern, Steiger & Cie. 4.50 Frcs.

Neudruck mit Einleitung und Anhang.

Andrae R., Studien zu den Volksmärchen der Deutſchen von J. K. A. Muſäus Eine litterar hiſtoriſche Unterſuchung. Diſſertation. Marburg.

Schwinger R., Friedrich Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker". Ein Beitrag zur Geſchichte der Aufklärung. (Litterarhiſtoriſche Forſchungen. Herausgegeben von J. Schick und M. Freihr. von Waldberg. Heft 2.) Weimar, Felber. 6 M.

Schleſinger E., Johann Rautenſtrauch (geboren 1746, geſtorben 1801). Biographiſcher Beitrag zur Geſchichte der Aufklärung in Öſterreich. Wien, Stern & Steiner.

Inhalt: I. Leben Rautenſtrauchs. — II. Luſtſpiele. — III. Lyriſche Gedichte. — IV. Hiſtoriſche Schriften. — V. Kirchenpolitiſche Schriften. — VI. Kulturhiſtoriſche Schriften. — Schlußbemerkungen. — Anhang. „Denkmal der Freundſchaft bei Hirzels Abreiſe aus Wien von Johann Rautenſtrauch 1772."

Von dem im Anhang mitgeteilten ungedruckten Gedicht Rautenſtrauchs und von deſſen Begegnung mit C. H. Hirzel ausgehend hat ſich der Verfaſſer mit der ausgedehnten Schriftſtellerei dieſes vielſeitigen, aber wenig bedeutenden Wiener Litteraten beſchäftigt. Er hat alle ihm erreichbaren Schriften Rautenſtrauchs mit Verſtändnis geleſen, er analyſiert ſie ganz richtig, giebt reichliche Auszüge daraus und macht Anſätze zu ihrer Würdigung. Überall aber fehlt die zuſammenfaſſende und abſchließende Betrachtung. Der Verfaſſer hat ſich offenbar ad hoc in die öſterreichiſche Geſchichte und Litteraturgeſchichte einzuarbeiten verſucht; es ſind ihm aber wichtige Arbeiten entgangen, wie für das 5. Kapitel Wolfsgrubers „Kardinal Migazzi" und Schlitters Quellenpublikationen über die Wiener Reiſe des Papſtes im Archiv für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung ꝛc. Überhaupt aber iſt die Frageſtellung und die Abgrenzung des Themas verfehlt. Wenn es irgendwo notwendig iſt, größere Maſſen zu bewältigen und zu gruppieren, ſo bei den Flugſchriften der Joſephiniſchen Zeit und bei dem Repertoire der Wiener Volksbühne. Nicht Monographien über einzelne Perſönlichkeiten brauchen wir da, ſondern Monographien über einzelne Litteraturgruppen und einzelne Dichtungsgattungen. A. S.

Weiß R., Über die ſtoffl. Beziehungen der Lyrik von Salis Seewis zur Dichtung Höltys und Matthiſſons. Programm Komotau.

Schiller. F. von Schillers Werke. Herausgegeben von L. Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 10. 13. 14. (Schluß-)Band. Leipzig, Bibliogr. Institut. à 2 M.

Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte. 1788—1805. Herausgegeben und erläutert von W. Fielitz. 3 Bände (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 278. 280. 282). Stuttgart, Cotta. 3 M.

Engel J., Schiller als Führer zur Welt des Idealen. Vortrag. Charlottenburg, Engel. 50 Pf.

Baumeister A., Über Schillers Lebensansicht insbesondere in ihrer Beziehung zur Kantschen. Programm. Tübingen, Schnürlen. 1.50 M.

Mensel R., Was verdankt Schiller seinem Kantstudium? Programm. Kiel.

Lange F. A., Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten. Aus dem Nachlaß des Verfassers herausgegeben von O. A. Elissen. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 90 Pf.

Bauer F., Das Dramatische in Schillers Balladen. Vortrag. Karlsbad, Stark. 40 Pf.

Bellermann L., Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis. 1. Teil. 2. Auflage. Berlin, Weidmann. 6 M.

Weitbrecht C., Schiller in seinen Dramen. Stuttgart, Frommann. 3.60 M.

Schreyer H., Die dramatische Kunst Schillers in seinen Jugendwerken. Nebst einer Besprechung von E. von Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht". Dramaturgische Studien. Programm. Naumburg.

Zipper A., Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Litteratur. 3. Band. Schillers Jungfrau von Orleans. (Universalbibliothek Nr. 3740.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Düntzer H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 52.—54. Bändchen. Leipzig, Wartig. à 1 M.

52. Schillers Braut von Messina. 4. Auflage.

53. 54. Schillers Wilhelm Tell. 6. Auflage.

Rein B., Karte zu Schillers Tell. Gotha, F. A. Perthes. 3 M.

Fietkau H., Schillers Macbeth unter Berücksichtigung des Originals und seiner Quelle. Programm. Königsberg.

Ladendorf O., Christoph Otto Freiherr von Schönaich. Beiträge zur Kenntnis seines Lebens und seiner Schriften. Dissertation. Leipzig.

Inhalt: I. Jugendjahre. Poetische Anfänge. — II. Schönaich und Gottsched. 1. Hermann oder das befreyte Deutschland. 2. Die Poetenkrönung. 3. Zweite Ausgabe des „Hermann". 4. Der Baron oder das Picknick. 5. Versuch in der tragischen Dichtkunst. — III. Litteraturfehden. 1. Die ganze Ästhetik in einer Nuß. 2. Neologische Streitschriften.

Herold Th., Friedrich August Clemens Werthes und die deutschen Zrinydramen. Biographische und quellenkritische Forschungen. Münster, Schöningh. 3.20 M.

Inhalt: I. F. A. Cl Werthes. Sein Leben und seine Werke. — II. Die deutschen Zrinydramen. 1. Werthes' „Niklas Zrini". 2. Pyrkers „Zrinis Tod". 3. Körners „Zriny". 4. Vergleichende Charakteristik und ästhetische Würdigung der einzelnen Zriny-Dramen. — III. Beilagen. 1. Zehn bisher ungedruckte Briefe von F. A. Cl. Werthes (1. An J. G. Jacobi. 2—8. An Wieland. 9. An Reich. 10. An J. G. Cotta). 2. Erstes vollständiges Verzeichnis der von F. Werthes selbständig erschienenen Werke und Schriften. 3. F. Werthes' Thätigkeit an Zeitschriften, Almanachen und anderen litterarischen Organen.

Biach A., Biblische Sprache und biblische Motive in Wielands Oberon. Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Brüx.

Die Forderung des Verfassers, die Einwirkung der Bibel auf Wielands Dichtung sei zu untersuchen, ist voll begründet. Wenn Wieland auch das Hebräische kaum beherrschte, wie Biach meint, so hatte er doch die Bibel inne. Elternhaus,

die Züricher Umgebung und eigener Geschmack führten ihn immer wieder zu ihr Eine historische Verfolgung ihres Einflusses auf seine Werke wäre sehr fruchtbar, wenn sie zugleich beachtete, was die zeitgenössische Dichtung schon recipiert hatte, also schon Litteratur und nicht mehr Bibelsprache war. Dann würden Biachs Beobachtungen über den Oberon ihre rechte Beleuchtung und Bewertung erhalten. Denn wenn Wieland auch 1777 in der Bibel liest, wie Biach aus den Briefen nachweist, so wird doch das wenigste neu für den Oberon angeeignet sein und kaum in absichtlicher Nachahmung. Immerhin ist bemerkenswert, daß unter den vielen Parallelen Biachs sich eine erstaunliche Zahl überzeugender findet. B. S.

---

19. Jahrhundert.

Bettelheim A., Anzengruber. Der Mann. — Sein Werk. — Seine Weltanschauung. 2. Auflage. (Geisteshelden. — Führende Geister. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. I. Sammlung. 4. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 2.40 M.

Bachmayr J. N., Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in fünf Aufzügen. (Allgemeine National-Bibliothek 172—173.) Wien, Daberkow.

Emmerich A. K., Das Leben unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Nach den Gesichten der gottseligen Emmerich aufgeschrieben von Clemens Brentano. Neue Ausgabe. Mit einer Einleitung vom Herausgeber. 3 Bände. Regensburg, Pustet. 10.50 M.

Steinhausen W., Randzeichnungen zur Chronika eines fahrenden Schülers von Clemens Brentano. Frankfurt a. M., Weller. 18 M.

Kreiten W. S. J., Lebrecht Dreves. Ein Lebensbild. Als Beitrag zur Litteratur- und Kirchengeschichte nach dem handschriftlichen Nachlaß und den gedruckten Quellen entworfen. Freiburg i. B., Herder. 5 M.

Zottmann A., Deutschlands größte Dichterin (Annette Freiin von Droste-Hülshoff). Ein Jubiläumsgedenkblatt (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Reich. 18 Band. Heft 2). Frankfurt a. M., Kreuer. 50 Pf.

Fischer H., Erinnerungen an Johann Georg Fischer von seinem Sohne. Tübingen, Laupp. 1.20 M.

Eine schöne Schrift von wohlthuender Wärme, keine bewundernde Verhimmelung, sondern eine schlichte Lebens- und Charakterschilderung und eine Vorzüge und Schwächen vorsichtig und gerecht abwägende Würdigung des Dichters. Kein Wort zu wenig und keines zu viel. Das Werkchen wird neben Fischers Dichtungen die Hauptquelle für die Erkenntnis des schwäbischen Lyrikers bleiben und die Litteraturgeschichte wird sich die liebevollen und feinsinnigen Charakteristiken der einzelnen Gedichtsammlungen ohne Scheu zu eigen machen dürfen.

Lanznaster F. A., Alois Flir. Eine biographisch-litterarische Studie. Programm Bozen.

Roth G., Gustav Freytag. Programm. Stuttgart.

Ernst A. W., Hermann von Gilm. Beiträge zu seinem Werden und Wirken. Mit einem Anhang, enthaltend Gilms Novelle. Leipzig, Meyer. 3.50 M.

Gotthelf J. (A. Bitius), Briefe an Amtsrichter Burkhalter. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag 4. Oktober 1897, herausgegeben von G Joß. Bern, Wyß 2 M.

Bitius, Großvater, Vater und Sohn. Drei Predigten aus den Jahren 1800, 1840 und 1875. Mit Vorwort herausgegeben von G Joß. Bern, Wyß 1 M

Müller-Guttenbrunn A., Franz Grillparzer (Allgemeine National-Bibliothek 175) Wien, Daberkow. 20 Pf

Müller H. F., Euripides Medea und das goldene Vließ von Grillparzer. II. Programm. Blankenburg 1896.

Hamerling R., Ungedruckte Briefe. 2 Teile (Allgemeine National-Bibliothek 163—165. 169—171). Wien, Daberkow. à 20 Pf.

Briefe und Karten an L. F. Schulz von Straßnitzky, J. Tandler, J. E. Wessely, A. A. Naaff, L. Déschán Edlen von Hannsen, R. Musiol, E. Samhaber, R. Schwingenschlögl, E. Rauscher, H. Hopfen, Friedrich Halm (6 Briefe an Halm sind gedruckt im Neuen Wiener Journal 18. April 1897), J. Jireček, J. Böck-Gnadenau, F. Keim. 1, 48 ein ungedrucktes Gedicht Hamerlings; 2, 80 f. F. Kürenbergers Referat über Hamerling für die Schillerstiftung. Leider ist die Ausgabe der nicht unwichtigen Schriftstücke möglichst unbeholfen; keine Überschriften, kein Adressatenverzeichnis, kein Register. Man weiß niemals, an wen der Dichter schreibt; die Anmerkungen stehen zwar in Klammern, aber in derselben Schriftart zwischen den einzelnen Briefen. Die Benutzung der Hefte kann einen zur Verzweiflung bringen.

Hauptmann. Bartels A., Gerhart Hauptmann. Weimar, Felber. 2.80 M.

Schlenther P., Gerhard Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin, Fischer. 3.50 M.

Woerner U. C., Gerhart Hauptmann (Forschungen zur neuen Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker IV). München, Haushalter. 1.80 M.

Freimuth W., Bim baum! Helfe Dir Gott aus Deinem Traum! Ein Beitrag zur Klärung des Urteils über G. Hauptmanns deutsches Märchendrama. Die versunkene Glocke. Berlin, Fussinger. 50 Pf.

Helmer H., Das Symbolische in Gerhard Hauptmanns Märchendrama „Die versunkene Glocke", 2. Auflage. Breslau. Oppeln, Maske. 50 Pf.

Ramiew H., Die Symbolik in Gerh. Hauptmanns Märchendrama Die versunkene Glocke. Mainz, Quasthoff. 50 Pf.

Rode A., Hauptmann und Nietzsche. Ein Beitrag zum Verständnis der „Versunkenen Glocke". Hamburg, Harnig. 50 Pf.

Schneidewin M., Das Rätsel des Gerhart Hauptmannschen Märchendramas „Die versunkene Glocke" und seines märchenhaftes Erfolges. Leipzig, F. Fleischer. 1 M.

Heine. Heine H., Sein Leben in seinen Liedern (1797—1856). Ein Breviarium zum 100. Geburtstage (13. XII. 1897). Herausgegeben von R. Schaukal. (Fischer und Frankes Bibliothek für Bücherliebhaber.) Berlin, Fischer und Franke. 7.50 M.

Heinrich Heines Lieder und Gedichte selected and arranged with notes and a literary introduction by C. A. Buchheim. London, Macmillan and Co.

Buchheim bietet eine Auslese aus Heines Gedichten nach folgendem Gesichtspunkt: „His works present us with two Heines — with a pure and noble minded poet ... and also with a frivolous and reckless singer ... All the poems which reveal what we may call the lower Heine have been carefully excluded." Heine selbst sei ja bereit gewesen, religiös oder sittlich anstößige Gedichte zu unterdrücken. Über die Grenzen einer solchen Auswahl kann nur das englische Publikum richten. Der Verfasser hat, mit Benutzung der Heinelitteratur, hauptsächlich der Ausgaben von Elster und Karpeles, seinen Text eingerichtet, eine litterarische Charakteristik des Dichters vorangestellt und sprachlich oder geschichtlich erläuternde Anmerkungen folgen lassen. B. S.

Kaufmann M., Heines Liebesleben. (Zum 100jährigen Geburtstage Heines 13. XII. 1797—1897.) Zürich, Müller. 2 M.

Mauerhof E., Dichterische Idole. Heine. Horaz. Zürich, Henckell. 2 M.

Panizza O., Die Krankheit Heines (zur 100jährigen Wiederkehr des Geburtstags Heines). (Zürcher Diskussionen Nr. 1.). 60 Pf.

Nassen J., Neue Heine-Funde. Leipzig, Barsdorf 1898. 1.50 M.

Inhalt: 1. Auf dem Boulevard du Calvaire. Ein bisher unbekanntes Gedicht von H. Heine. — 2. H. Heine und J. P. Lyser. — 3. Ein Sonett an Heine aus dem Jahre 1837. — 4. Sonnenuntergang. Eine poetische Paraphrase des gleichnamigen Gedichtes. Von H. Heine. — 5. Die erste bisher unbekannte Biographie Heinrich Heines. Von seinem Jugendfreunde J. B. Rousseau. Aus dem Jahre 1838. — 6. Heine als politischer Flüchtling. — 7. Heine über G. Rossini. — 8. Eine französische Übertragung von vier Stücken der „Englischen Fragmente" von Dr. Max Kaufmann, dem ersten, bisher unbekannten Heineübersetzer. — 9. P. Brignault (Urbain Didier) und H. Dupuy als französische Heineübersetzer. — 10. Proben englischer und spanischer Übertragungen Heinescher Poesien. — 11. Dr. Ed. Duller über Heines Geburtsjahr.

Wie schon das Inhaltsverzeichnis erkennen läßt, ein elend zusammengestoppeltes Machwerk, das kaum etwas wirklich neues enthält. Ob das unter 1 mitgeteilte Gedicht echt ist, wird erst zu erweisen sein; jedenfalls ist es aus zweiter Hand genommen. Nr. 2 bietet vier Verse Heines an J. P. Lyser. Nr. 4 (wieder aus zweiter Hand genommen) ist im Original wohl französisch. Damit ist Heines Anteil an diesem Buch erschöpft. Aus Nr. 5 hätte ein Auszug, auf 8—11 ein Hinweis genügt. Nr. 6 und 7 sind wertlos, letzteres überhaupt kein Fund oder Fündlein, sondern nur eine Zusammenstellung Heinescher Äußerungen über Rossini. Über die Wertlosigkeit dieser Schrift darf uns auch die Absicht nicht hinwegtäuschen, daß der Reinertrag zur Pflege und Ausschmückung des Heine-Grabes bestimmt ist. —r.

Linden A. v. d., Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Leipzig, Barsdorf. 40 Pf.

Die Frankfurter Zeitung hat in einer Reihe von Feuilletons aus den Monaten Mai, Juni und Juli 1897 die Anregung zur dauernden Ausschmückung von Heines Grab gegeben und die dazu dienenden Bemühungen ihrer Korrespondenten in Paris, Hamburg und Rom geschildert. Diese Feuilletons werden hier mit einer Vorbemerkung und einem Nachwort neugedruckt. Der Reinertrag der Schrift ist zur weiteren Pflege und Ausschmückung des Grabes bestimmt. —r

Heemstede L. von, Friedrich Wilhelm Helle. Biographisch-litterarische Skizze mit einigen nicht streng zur Sache gehörigen, aber keineswegs überflüssigen Glossen. (Biographien katholischer Dichter der Gegenwart. 1.) Heiligenstadt, Cordier. 30 Pf.

Heufenstamm Graf Th., Gesammelte Werke. Band 4 und 5. Wien, Braumüller à 3 M.

4. Dramen: Ein weibliches Herz. Ein guter Bürger. Der Virginier. Die wunderlichen Pilger.

5. Erzählungen. 1. Teil: Arm und Reich. Die Genesung. Schattenrisse aus Giulios Leben.

Storch C., Karl von Holtei. Ein Gedenkblatt zum 24. I. 1898. Waldenburg i. Schlesien, Knorrn.

Humboldt W. von, Briefe an eine Freundin. 13. Original-Auflage. Mit einem Faksimile, 3 Abildungen, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister. Leipzig, Brockhaus. 4.50 M.

Immermanns ausgewählte Werke in 6 Bänden. Mit Einleitung von F. Muncker. Band 4—6 (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 279. 281. 283). Stuttgart, Cotta. 3 M.

Wolfmann W., Beiträge zur Erläuterung von Immermanns Münchhausen. Programm. Breslau.

Jean Pauls ausgewählte Werke in 8 Bänden. Mit einer Einleitung von R. Steiner. 1. und 2. Band (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Band 285. 287). Stuttgart, Cotta. à 1 M.

Baechtold J., Gottfried Keller-Bibliographie. Verzeichnis der sämtlichen gedruckten Werke. (Nachtrag zur Biographie.) Berlin, Besser. 1 M.

Kerner Justinus, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804. Vollständige Ausgabe. Frankfurt a. d. O., H. Andres & Co. 1 M.

Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohn Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen und Faksimiles. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 12 M.

Nuland W., Kleists Amphitryon. Eine Studie. Berlin, Harrwitz. 1 M.

Theodor Körner als Sänger des Riesengebirges. Dichtungen aus dem Sommer 1809, zusammengestellt und eingeleitet von A. v. d. Velde. Breslau, Woywod. 50 Pf.

Lagarde P. de, Gedichte. Gesammtausgabe, besorgt von Anna de Lagarde. Göttingen, Horstmann. 2 M.

Storck K., Otto von Leixner. Eine Studie. Berlin, Schall & Grund. 1 M.

Wachler E., Über Otto Ludwigs ästhetische Grundsätze. Dissertation. Berlin.

Morold M., Stephan Milow. Eine litterarische Skizze. Leipzig, G. H. Meyer 2 M.

Neubürger L. F., Gesammelte Werke. 2 Bände. Dresden, Pierson. 5 M.

Werner R. M., Betty Paoli. Preßburg und Leipzig, Heckenast 1898.

Rabenlechner M. M., Oskar von Redwitz' religiöser Entwicklungsgang (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. Band 18. Heft 1.) Frankfurt a. M. Kreuer. 50 Pf.

Engel F., Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827 bis 1841). 2. Auflage. Braunschweig, Westermann 1898. 2 Bände. 4 M.

Ring M., Erinnerungen. (Aus dem 19. Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Karl Emil Franzos.) Berlin, Concordia. 2 Bände. 8 M

Roberts A. Baron von, Nachgelassene Novellen. Berlin, Fontane & Co. 5 M.

Rosegger P., Mein Weltleben oder Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Leipzig, Stackmann. 4 M.

Inhalt: Der Erste und der Letzte von der Waldheimat. Mein Graz. Meine Studienzeit. Mein Weib. Meine Kinder. Mein Heim. Meine Arbeiten. Meine Verleger. Meine lieben Feinde. Meine Vorlesereisen. Mein Heimweh. Mein Kranksein. Mein Wien. Zwei Kameraden. Besondere Erlebnisse und Erfahrungen. Im Glanze der Kronen. Bekenntnisse und Geständnisse.

Rückerts Werke. Herausgegeben von G. Ellinger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. 4 M.

Inhalt: 1. Band. Lyrische Gedichte in vier Büchern. — Erzählungen. — Wanderung. — Anhang. — 2. Band. Pantheon. — Die Weisheit des Brahmanen. — Epische Gedichte (Nal und Damajanti. Sawitri). — Aus morgenländischen Dichtern. — Schi-King.

Der Verfasser dieser Auswahl aus Rückerts Werken hatte eine sehr schwere Aufgabe zu lösen. In zwei schmalen Bänden sollte er „die besten Leistungen, die dem Dichter gelungen sind", vereinigen und dabei „ein annähernd erschöpfendes Bild von dem Umfange seiner poetischen Bestrebungen" geben. Nicht nur war er durch die Rücksicht auf den Raum dazu gezwungen, die Mitteilung der Lesarten auf die vollständig gegebenen Werke „Amaryllis" und „Nal und Damajanti" zu beschränken, sondern der Mangel an Raum legte ihm auch bei der Auswahl selbst manche Beschränkungen auf, worüber er sich fast in jeder Einleitung zu den einzelnen Abschnitten und auch im Vorwort selbst äußert: „Er hat sich daher z. B. genötigt gesehen — heißt es an letzterer Stelle — das „Allgemeine Grablied" den „Gräbern zu Ottensen" nicht anzureihen, ebensowenig den „Zusatz" zu den „Vier Namen". Während er in den beiden eben genannten Fällen schnell entschlossen war, den nur scheinbaren Zusammenhang zu durch

brechen und für andere, wertvollere Stücke durch Auslassung des „Allgemeinen Grabliedes“ und des „Zusatzes“ Raum zu schaffen, hat ihm die Auswahl bei der „Weisheit des Brahmanen“, für die leider nur ein verhältnismäßig sehr geringer Raum zur Verfügung stand, große Schwierigkeiten bereitet. — Bei den „Makamen“ war es das Bestreben des Herausgebers, gerade die Abschnitte auszuwählen, in denen die Eigenart des Werkes sich am deutlichsten offenbart.“ Unter diesen Umständen hat es gar keinen Sinn, mit dem Herausgeber über die Auswahl im einzelnen zu rechten, sondern wir wollen nur unserem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß bei der Bedeutung und Popularität eines Dichters wie Rückert ihm nicht eine größere Anzahl von Bänden zur Verfügung gestellt wurde. Innerhalb des abgesteckten Rahmens ist die Ausgabe tadellos.

Rückert F., Gedichte. Auswahl. Leipzig, Göschen. 4 M.

Schack A. F. Graf von, Gesammelte Werke. (In 10 Bänden.) 3. Auflage. 1. Band. Stuttgart, Cotta. 3 M.

Frey A., Briefe J. V. von Scheffels an Schweizer Freunde. Mit einem Porträt Scheffels in Lichtdruck herausgegeben. Zürich, F. Schultheß 1898. 2.40 M.

Es ist A. Frey gelungen, eine größere Anzahl hübscher inhaltreicher Briefe Scheffels an verschiedene Schweizer Freunde zu sammeln, die in der Einleitung kurz und kräftig charakterisiert werden. Von der Mutter her mit der Familie des Militärschriftstellers Wilhelm Meyer-Ott und des Fürsprechs Wilhelm Heim befreundet, hatte Scheffel schon glückliche Jugendtage in der Schweiz verlebt. 1854 bewarb er sich um die Professur für deutsche Litteratur am schweizerischen Polytechnikum zu Zürich, die dann F. Vischer erhielt. („Nach meiner Vorbildung und den vielen inneren Erfahrungen, die sich an das produktive Schaffen knüpfen, würde ich die Geschichte der deutschen Litteratur weder als silbenstechender Philologe, noch als hohler phraseologischer Ästhetiker vortragen, sondern meine Zuhörer auf den Pfaden lebendig wehenden Geistes durch die heitern Labyrinthe geleiten“ S. 45. „Sie würden an mir keinen strengen monotonen altdeutschen Philologen und keinen mit flitternden Phrasen gerüsteten Ästhetiker erwerben, sondern einen einfachen Mann, der die geistige Vergangenheit mit der Gerechtigkeit dessen beurteilt, der aus eigener Erfahrung weiß, wie und warum das Kunstwerk im schöpferischen Gemüt entsteht, und der zugleich als Historiker im einzelnen immer nur den Teil eines großen Ganzen sieht, einzureihen in das Kulturleben seiner Entstehungszeit und darzustellend [!] nach den damit gemeinsamen und den sich davon spezifisch abhebenden Momenten“ S. 50 f.) 1860—1862 stellte er in einem zweimaligen längeren Aufenthalt in Dr. Adolf Erismanns Wasserheilanstalt Brestenberg seine stark angegriffene Gesundheit wieder her und siedelte sich in der ersten glücklichen Zeit seiner Ehe im Suhrthale, in Seon an (1864—1865). Mit Erismann und dessen Familie, sowie mit dem Dichter Eduard Tößfekel war er innig befreundet, mit dem Mediziner Rudolf Häusler, mit dem Juristen Emil Rothpletz, dem Germanisten E. L. Rochholz (an den bisher nur ein einziger Brief gedruckt ist), mit dem Lyriker Emil Faller und anderen schloß er nahe Bekanntschaft und alle diese Verbindungen setzten sich durch Scheffels späteres Leben weiter fort. Die Mehrzahl der Briefe entfällt auf Erismann und Tößfekel, längere und kürzere Schreiben aus den verschiedensten Stimmungen heraus, bald heiter und neckisch, bald ernst und schwermütig, alle von großer Anmut und Herzensgüte. Von seinen Dichtungen ist es die in der Schweiz entstandene „Frau Aventiure“, über die er sich mehrfach äußert: „Ich fühle nämlich“ — schreibt er an Tößfekel S. 82 f. — „daß Viele, die mich nicht persönlich kennen, glauben können, es sei gewissermaßen eine Verherrlichung der gefährlichen feudalen Zeit und ihres Geistes — während meine künstlerische Absicht allezeit eine objektiv historische ist, das heißt jedes Jahrhundert in dem Kulturinhalt der Nachwelt vor Augen zu stellen, den es sich selbst geschaffen hat. Wenn nun Ritter und Pfaffheit die Künstler waren,

wie im XIII., so muß ich in Gottes Namen diese als Träger der Kultur schildern. Es thäte mir aber leid, mißverstanden zu sein." Und schon früher an denselben bei der Übersendung desselben Werkes, das er als Antwort auf das verbreitete Gerücht von seiner Geisteskrankheit fragmentarisch in die Welt gesandt hatte, allgemeiner (S. 75 f.): „Was man ... in Deutschland für einen Dank für die ausschließliche Hingabe an die Kunst erntet, haben Sie nun an meinem Beispiel deutlich ersehen, und ich warne Sie, sich je von der Muse weiter als zu harmlosen Spaziergängen verführen zu lassen. Es ist etwas Dämonisches und etwas Koboldisches dabei, wenn man sich tiefer einläßt ...." Von sonstigen litterarischen Äußerungen hebe ich die ehrende Anerkennung Justus Mösers S. 132, die gerechte Würdigung Linggs S. 137; die liebevolle Charakteristik Döffekels S. 138; die energische Kritik über die Tellsage S. 139 f. hervor. — Das Buch wird jedem Leser einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen.

Sulger-Gebing E., Die Brüder A. W. und F. Schlegel in ihrem Verhältnisse zur bildenden Kunst. Mit ungedruckten Briefen und Aufsätzen A. W. Schlegels. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte. Herausgegeben von F. Muncker. III.) München, Haushalter. 3.80 M.

Inhalt: I. F. Schlegels erste Eindrücke und erste Äußerungen über bildende Kunst (bis 1797). — II. A. W. Schlegels Anfänge und erste Äußerungen über bildende Kunst (bis 1798). — III. Gemeinsames Wirken der beiden Brüder im „Athenäum" und ihre gleichzeitigen Werke (1798—1801). — IV. August Wilhelms Berliner Vorlesungen und Friedrichs „Europa" (1801—1805). — V. F. Schlegels letzte 25 Jahre (1804—1829). — VI. A. W. Schlegel im Dienste der Frau von Staël und bis zu seinem Tode (1804—1845). — Beilagen: 1. Brief A. W. Schlegels an W. Ternite. 2. a) Konzept eines Schreibens A. W. Schlegels an das Ministerium Altenstein. b) Konzept einer Gemäldebeschreibung A. W. Schlegels. 3. Konzept eines Gutachtens A. W. Schlegels über die architektonische Dekoration der Universitäts-Aula zu Bonn. 4. a) Abschrift eines Briefes A. W. Schlegels an den Prinzen Albert von Sachsen-Coburg-Gotha. b) Antwort des Prinzen Albert an A. W. Schlegel.

Schmelzkopf E., Kinder des Herzens. Aus seinem Nachlasse. 1. Plattdeutsche Gedichte. Helmstedt, Richter. 1.20 M.

Vetter F., Ferdinand Schmid (Dranmor). Eine litterarische Studie. (Vermehrter Sonderabdruck aus: „Sonntagsblatt des Bund"). Bern, Schmid und Franke. 80 Pf.

Storm Th., Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 8 Bänden. Braunschweig, Westermann. 24 M.

Remer P., Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Mit einem Einführungsgedicht von Detlev von Liliencron. Berlin, Schuster & Loeffler. 1 M.

Kawerau W., Hermann Sudermann. Eine kritische Studie. Magdeburg, Niemann. 3 M.

Telmann C., Von Jenseits des Grabes. Lebensbilder eines Todten. Dresden, Reißner. 3 M.

Bischoff H., Ludwig Tieck als Dramaturg, Brüssel.

Schmidt E., Uhlands „Märchenbuch des Königs von Frankreich". (Aus: „Sitzungsberichte der k. preußischen Akademie der Wissenschaften.") Berlin, Reimer. 2 M.

Uhlands Tagbuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. 1. und 2. Auflage. Stuttgart, Cotta Nachfolger. 3 M.

Dieter H., Der salzburgische Dichter Sylvester Wagner. Eine Skizze seines Lebensganges mit Proben seiner Mundartdichtungen. Vortrag. Salzburg, Dieter 60 Pf.

Wagner Rich., Gesammelte Schriften und Dichtungen. 3. Auflage. 2. Band Leipzig, Fritzsch. 1.80 M.

Hoeck H., Ernst von Wildenbruchs dramatische Entwicklung 1. Teil. Programm. Holzminden.

Nachrichten.

Der Schrift von P. Hamelius, Die Kritik in der englischen Litteratur des 17. und 18. Jahrhunderts. Leipzig, Grieben 1897 (Thèse présentée à la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège pour l'obtention du grade de docteur spécial en philologie germanique) sind folgende Thesen beigegeben: 1. Bürgers Lenore ist weder von den Balladen William and Margaret und Margaret's Ghost bei Percy, noch von dem Gedichte Lenore in des Knaben Wunderhorn stark beeinflußt worden. Das verlorene Lied, das Bürger zum Dichten der Lenore veranlaßt hat, gehörte vermutlich demselben Kreise an, als das Lied von Helgi dem Hundingstöter in der Edda, das Märchen „Das Totenhemdchen", die schwedische Ballade „Sorgens magt" und die dänische „Her Aage og jomgfrue Else". — 2. Klopstock hat Gerstenberg in der Benutzung der deutschen Mythologie nachgeahmt, aber hat ihren Sinn nicht verstanden, weil ihm die Quellen unbekannt blieben. Seine Auffassung des germanischen Altertums hat er zum Teil aus Ossian, zum Teil aus Tacitus und anderen lateinischen Schriftstellern, dann auch aus dem Verkehr mit Gerstenberg, Cramer und anderen Deutschen im dänischen Dienste und geborenen Dänen geschöpft. — 3. Leisewitz gehörte nur äußerlich zum Hainbund. Nach seinen Schriften und seinem Leben muß er als ein Schüler Lessings angesehen werden.

Dr. Karl Riecke teilt in seinem Buche: „Meine Eltern, ihre Geschwister und ihre Freunde" als Handschrift gedruckt, Stuttgart, W. Kohlhammer 1897, aus dem Nachlasse seines Vaters Christian Heinrich Riecke Ungedrucktes von Hauff mit: Briefe von Wilhelm Hauff an Christian Riecke und andere Freunde 1819–1827. Bruchstücke von Reden, die der Student Hauff als Mitglied der „Compagnie" in Tübingen gehalten hat. Ein Gratulationsgedicht des Knaben an seinen Onkel, den Oberregierungsrat Grüneisen, gerichtet. Ein Begrüßungsgedicht für die Compagnie (1821). Bruchstücke einer Rede über die Wirkung des Gesanges, gehalten am Neujahrsfeste 1816 im Stuttgarter Liederkranz. Memorabilien für mich und meine Freunde von Wilhelm Hauff (Riecke S. 90–128.) Über Hauffs Krankheit und Tod berichtet Christian Riecke an seinen Bruder Victor Adolf (Riecke S. 128–130).

Gustav Wilhelm.

C. Walther in Eisenach, Generalbevollmächtigter der Erben Fritz Reuters erläßt folgende Aufforderung:

„Da neuerdings von unberufener Seite litterarische und bildliche Erzeugnisse Fritz Reuters in einer Weise veröffentlicht sind, die nicht im Sinne des Dichters, auch keineswegs den Intentionen der Erben entspricht, so werden im Interesse einer würdigen, pietätvollen Bearbeitung alle diejenigen, welche bisher ungedruckte Briefe, Gedichte oder sonst Handschriftliches von Fritz Reuter und seinem Freundeskreis besitzen, desgleichen Bilder und Zeichnungen von ihm oder persönliche Erinnerungen an ihn bewahren, hierdurch von den Reuterschen Erben gebeten, solche Reliquien nur ihrem litterarischen Vertrauensmann Herrn Professor Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlichem Bibliothekar in Berlin (W., am Karlsbad 5 pt.), für den dritten Band seines biographischen Sammelwerkes ‚Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen' leihweise anvertrauen zu wollen."

Für die Sammlung „Geisteshelden" sind für die Jahre 1898 und 1899 folgende Biographien in Aussicht genommen: Schiller von O. Harnack, Uhland von Erich Schmidt, Grillparzer von A. Freiherrn von Berger, Helmholtz

von H. Kroncker, Molière von H. Morf, Richard Wagner von P. Marſop, Hans Sachs von M. Hermann.

Im 86. Lebensjahre verſchied zu Prag am 29. Dezember 1897 der Neſtor der deutſchen Hiſtoriker Conſtantin Ritter von Höfler. Ein genialer Zögling der deutſchen Romantik, getränkt von den Traditionen unſerer großen dichteriſchen Zeit und ſelbſt poetiſch beanlagt, ſtand er den Aufgaben der Litteraturgeſchichte freundlich gegenüber und ſeine letzten Arbeiten über Simon Lemnius waren durchaus litterarhiſtoriſcher Art. Die Begründung und Weiterentwicklung dieſer Zeitſchrift begrüßte er mit heißen Segenswünſchen und gütigen Ratſchlägen und nur ungünſtige Zwiſchenfälle verhinderten es, daß er unter ihren Pathen im erſten Hefte erſchienen wäre. Eine größere biographiſche Darſtellung, die ſich in Vorbereitung befindet, wird uns Gelegenheit geben, ſein Andenken zu erneuen.

Franz Xaver Wegele

geboren 28. Oktober 1823, geſtorben 16. Oktober 1897.

Wegele ſteht der Litterarhiſtorie durch ſein Buch über Dante, die Studie über Goethe als Hiſtoriker, die Geſchichte der deutſchen Geſchichtsſchreibung, ſeine Mitredaktion der Allgemeinen Deutſchen Biographie und anderes mehr nahe. Aus der Heidelberger Schule, der er als Lernender angehörte, hat er die Verbindung der politiſchen und litterariſchen Geſchichte beibehalten. Der Wert ſeiner Arbeiten iſt bekannt; ſeine Kunſt der Charakteriſtik offenbart ſich vielleicht noch deutlicher in ſeinen verſtreuten kleinen Studien, deren Sammlung dringend zu wünſchen iſt. —

Schiller ſagt einmal, ein bedeutender Menſch ſei perſönlich es noch mehr denn als Schriftſteller. Das trifft auf Wegele. Man muß ſeinen Umgang genoſſen, ſeine Lehre vernommen haben, um ſeinen Wert ganz zu ermeſſen.

In einem ſehr zuverläſſigen Gedächtniſſe häufte er vielſeitiges Wiſſen auf und alles wurde von ſeinem klaren Geiſte, ſeiner beſtimmten Überzeugung durchdrungen. Seine Vorleſungen waren in Ausdrucksweiſe und Inhalt äußerſt lebendig. Ohne jede Phraſe ſprach er auf das eindrucksvollſte. Seine Fähigkeit, Perſonen zu kennzeichnen und daraus ihre Thaten abzuleiten, kam bei dieſem mündlichen Worte noch viel glänzender zur Geltung als im vorſichtig abgewogenen gedruckten. Man ſpürte, er hatte ein inneres Verhältnis zu den Geſtalten gewonnen, nur darum konnte er ſie ſo plaſtiſch vor Augen ſtellen. Er hat auf die Vorleſungen einen unendlichen Fleiß verwendet, noch in hohen Jahren neue Stoffe dafür gewählt, die Zeit vom frühen Mittelalter bis tief in unſer Jahrhundert durchlaufen, die Geſchichte der Hiſtoriographie, die Theorie der Politik verfolgt. Vieles war mit ſolcher Sorgfalt vorbereitet, daß Stunde für Stunde wie ein in ſich fertiges Kunſtwerk der Charakteriſtik erſchien. In dramatiſcher Gegenwart wußte er die Figuren der Weltbühne agieren zu laſſen, weil er ganz bei der Sache war, mit Begeiſterung, mit Empörung,

wie es die Lage gebot. Lange Jahre verſammelte er im Hörſaale Männer aus allen Ständen und jedes Alters, die ſich neben den Studierenden verſchiedener Fakultäten zu ſeinen öffentlichen Vorleſungen drängten; alle riß er in gleicher Weiſe hin durch zündenden Idealismus der Auffaſſung, im Sinne einer humanen, liberalen, deutſchen Entwicklung. Die Wahrheit ſuchte er mit allen Kräften; und den Anfänger verblüffte es manchmal, wie unbefangen er einbekannte: das weiß ich jetzt nicht.

Wegele war ein Charakter. Es fehlte ihm nicht an ſchroffer Zurückhaltung, wo er auf Unlauterkeit der Geſinnung, Strebertum, tendenziöſes Weſen zu ſtoßen meinte; aber im Herzen war er grundgut; und im Kreiſe der Vertrauten, ich meine dabei auch die jungen Studenten, die er gern an ſeinen Tiſch zog, gab er ſich milde und aufgeſchloſſen.

Der Mittelpunkt ſeines Lebens war die akademiſche Lehre. In philoſophiſchen Werken wohl bewandert, ſuchte er auch die Theorie ſeiner Wiſſenſchaft; auf Darſtellung der Geſchichte aber ging er am meiſten aus. Die Methodik der Forſchung achtete er, doch mühte er ſich nicht, ihre jeweils neueſte Phaſe den Schülern einzuüben; wie ich glaube in der Überzeugung, daß es mehr auf den Geiſt des Forſchers ankommt, als auf die Mittel, deren er ſich bei der Arbeit bedient. Er forderte Kenntnis der Hilfswiſſenſchaften, aber ſie wurden ihm nicht der Kern ſeiner Wiſſenſchaft. Den Menſchen ſuchte er in der Überlieferung, nur um ſeinetwillen war ſie ihm wert.

Wegeles Andenken wird fortleben als das eines echten deutſchen Profeſſors. Unermüdlich war er und pflichttreu, anſpruchslos für ſeine Perſon, Achtung heiſchend für ſeinen Beruf, der ſein ganzes Weſen einheitlich erfüllte, feſt und gerade dem Ideale dienſtbar, das ihm in allen Dingen vorſchwebte.

Graz. B. Seuffert.

Geſellſchaft für deutſche Litteratur.

1897. Oktoberverſammlung. Otto Pniower erörtert die Frage nach dem Einfluſſe Bettina Brentanos auf Goethes Sonette, den er größer bewertet als bisher angenommen wurde. Auch die Beziehungen anderer Perſönlichkeiten zu den Sonetten erfahren einige Aufhellung. — Erich Schmidt giebt vier Proben von Uhlands Nachdichtungen aus dem Altfranzöſiſchen.

Novemberverſammlung. Aloys Brandl trägt ein reiches Material für die mannigfachſten Beziehungen des humaniſtiſchen Dramas zu Vor-Shakeſpeareſchen Dramen zuſammen, gruppiert die Maſſen und legt Wert auf den Hinweis, daß die Dichtungen der continentalen Germanen dem großen Briten mehr vorgearbeitet haben als gewöhnlich angenommen wird. — Hans Morſch führt Hermann von Schellings moderne Nachdichtung der Odyſſee ein und begründet ihre Vorzüge namentlich in formaler Hinſicht.

Dezemberverſammlung. Max Hermann ſprach über die deutſche Litteratur der Gegenwart und ihre Erhaltung für die Zukunft. Die bisherigen Einrichtungen erfüllen ihren Zweck nicht. Weder die Druckſchriftenver-

zeichnisse noch die Sammlung der gesetzlichen Pflichtexemplare bieten eine Handhabe und Gewähr für die Vollständigkeit, da sie weder die Privatdrucke noch die Manuskriptdrucke berücksichtigen können. Und gerade diese bilden die überwiegende Mehrheit der Neuerscheinungen, besonders auf dramatischem Gebiet, nahezu neunzig Prozent der Gesamterscheinungen. Diese unglaublich hohe Ziffer ermittelt der Vortragende auf Grund sorgfältiger Nachforschungen, die im Zusammenhange mit der geschichtlichen Entwicklung der oben genannten Hilfsmittel, dazu des Dramatikerhonorars und der Theateragenturen einen klaren Einblick in den gerügten Mißstand gewähren. Im Anschluß an diese Auseinandersetzungen beschloß die Gesellschaft für deutsche Litteratur einstimmig „zur Rettung dieses bedrohten Schrifttums für die gegenwärtige und künftige litterarhistorische Forschung dem Gedanken einer von ihr zu schaffenden, zu verwaltenden und ständig zu vermehrenden Bibliothek von Manuskript- und Privatdrucken nahe zu treten".

1898. Januarversammlung. Georg Ellinger faßte die jüngsten Forschungen über das älteste Faustbuch in einem Überblick zusammen und übte Kritik an Milchsacks Veröffentlichung. — Ludwig Stettenheim erzählt seine Eindrücke während zweier Besuche bei Ulrike von Levetzow.

Berichtigungen und Nachträge.

Band 4, S. 548 ist die Notiz über Wilhelm Tell zu streichen mit Rücksicht auf S. 256 Anmerkung 2. A. Hauffen.

Band 4, S. 462 „Spiel mit einer Sau" vergleiche Götze, Hans Sachsens Fabeln und Schwänke, Nr. 310. A. Hauffen.

Band 5, S. 69 unten liegen offenbar zwei Varianten vor: zu Zeile 3 und 4 entweder 1 und 2 oder 4 und 5. — S. 74 Nr. XXIII geht wohl auf irgend einen, der „Koch" hieß; von Joh Adam Koch (Goedeke 3^1, 772) sind freilich die „Dramatischen Gemälde" erst nach Kästners Tod 1805 erschienen. R. M. Meyer.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Februar, im Satz am 27. April 1898.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Methode und Schablone.

Von Johannes Niejahr in Halle a. S.

Im 4. Bande dieser Zeitschrift (S. 691 ff.) haben Jellinek und Kraus eine ausführliche Entgegnung auf meine gelegentlich eingefügte Kritik (Euphorion 3, 673 ff.) ihres Aufsatzes „Widersprüche in Kunstdichtungen" (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1893, S. 673 ff.) ergehen lassen. Sie erklären, meine Beurteilung ihrer Gedanken und Absichten beruhe auf einem einzigen großen Mißverständnis, und sie suchen mir dies an einer fast unabsehbaren Fülle von Beispielen, die diesmal den Argumenten der „Liedertheorie" selbst entnommen sind, nachzuweisen. In dem Hochgefühl ihrer fachmännischen Überlegenheit gefallen sich dabei meine Gegner in einem Ton mitleidsvoller Herablassung und einer ironischen Teilnahme an dem Strafgericht, das sie treuherzig überzeugt sind an mir zu vollziehen. Sie entlasten mich großmütig von aller Verantwortung, da ich ja als „Nichtfachmann" nur „unwizzende" gefehlt habe. Meine Gegner gestatten mir wohl, diese Tonart, in der sie sich behagen mögen, in meiner folgenden Erwiderung zu ignorieren. Auf diesem Niveau des wissenschaftlichen Verkehrs sich zu bewegen ist nicht eines jeden Sache und Geschmack. Es wird sich ja zeigen, wie weit dieser Ausdruck eines nicht zu erschütternden Selbstvertrauens in dem inhaltlichen Wert ihrer Verteidigung selbst begründet ist.

Es wäre unmöglich, alle Mißverständnisse und Verdrehungen, mit denen Jellinek und Kraus meine Äußerungen wiedergegeben haben, richtigstellen zu wollen. Auch wäre es eine überflüssige Mühe, da die Mehrzahl dieser, selbstverständlich unbeabsichtigten, Entstellungen mehr bezeichnend für die Auffassung meiner Gegner als von irgend welcher sachlichen Wichtigkeit ist. Ich werde mich daher darauf beschränken, hier vorweg einige Irrtümer persönlicher Natur zurückzuweisen, soweit sie meine Stellung zu meinen Gegnern wie zu der Sache, die ich vertrete, in falschem Licht könnten erscheinen lassen.

Jellinek und Kraus meinen, ich hätte ihnen den Rat erteilt, sie sollten sich „still der Ausbildung in der Kritik widmen“; sie hätten das inzwischen gethan und kämen, mir „die ersten Früchte dieser Ausbildung“ darzubringen. Ich sollte Jellinek und Kraus einen solchen Rat erteilt haben? Das wäre ein wenig viel gewagt! Ich habe gesprochen von dem „jungen Geschlecht von Epigonen, das gut thäte, sich still der Ausbildung in der Kritik zu widmen, statt geräuschvoll das Evangelium einer neuen Methode zu verkünden“ (S. 689). Diese Worte sind an die psychologischen Litterarhistoriker gerichtet, mit denen ich es in meinem Aufsatz, abgesehen von dem Jellinek und Kraus gewidmeten Passus (S. 673—678), ausschließlich zu thun habe. Der ganze Zusammenhang lehrt es, und ich erkläre ausdrücklich, daß ich an Jellinek und Kraus dabei nicht gedacht habe. Wenn sie sich indes durch jene Worte getroffen fühlen, so ist das ihre Sache.

Ich soll mich ferner im Irrtum befunden haben, über ihre „eigentlichen Absichten“, wenn ich meinte, sie hätten mit ihren Beispielen „doch wohl nur möglichen Auswüchsen der Kritik entgegentreten“ wollen. Ja, wenn sie das mit ihrem ersten Aufsatz und ihren gegenwärtigen Auseinandersetzungen nicht gewollt haben, was haben sie dann gewollt? War es wirklich auf die kritische Methode selbst abgesehen?

Jellinek und Kraus verwahren sich weiter dagegen, als ob sie den Anspruch erhoben hätten, „die Frage der Widersprüche endgiltig gelöst zu haben“. Sie wüßten gar nicht, was das heiße, „die Frage der Widersprüche lösen“ (S. 693). Es freut mich, hier in der Sache mich mit ihnen einig zu sehen, denn ich weiß es auch nicht. Aber sollte ich denn an diesem Mißverständnis allein schuld sein? Die Verfasser berufen sich auf die limitierenden Bemerkungen ihres ersten Aufsatzes wie „einige andeutende Bemerkungen“, „unseres Ermessens“, „nicht ungerechtfertigt“ (S. 715). Aber dazwischen reden sie von den „Schlüssen, die sich“ ihres Erachtens „mit Notwendigkeit ergeben“. Wenn jemand so spricht, da bin ich trotz all meiner „Bescheidenheit“ unbescheiden genug, ich werfe die einschränkenden Arabesken fort und halte mich an den Kern, und was enthält der anderes als ihre persönliche Überzeugung, daß die von ihnen gewonnenen Ergebnisse in der Frage der Widersprüche von entscheidender Bedeutung sind. Dazu stimmen ja auch die folgenden Bemerkungen S. 715: „Zunächst lehrt unsre Sammlung“, „ferner haben wir gezeigt,“ und was sie „gelehrt“ und „gezeigt“ zu haben behaupten, das sind eben die verschiedenen Möglichkeiten, unter denen Widersprüche entstehen können. Auch die Bemerkungen über das, was nach ihrer Meinung „unberechtigt“ und „unrichtig“ ist in dem Verfahren der Kritik, sehen

doch ganz darnach aus, als ob sie sich in dieser Frage ein entscheidendes Urteil zutrauen. Aber ich will mich in diesem Punkte gern getäuscht haben; ihre Erklärung ist um so beruhigender, da sie ja zur Lösung der Widerspruchsfrage wirklich nichts beigetragen haben.

Jellinek und Kraus deuten endlich an (S. 692), ich hätte mir erlaubt, ohne „im Mittelhochdeutschen Fachmann" zu sein, „über die höhere Kritik der Nibelungen ein entschiedenes Wort zu sprechen". Ich weise dies zurück und erwarte den Beweis, wo es geschehen sein sollte. Ich habe über die Berechtigung der Kritik in mittelhochdeutschen Volksepen kein Wort verloren. Nur ein vereinzeltes Beispiel aus Lachmanns Nibelungenkritik habe ich gegen die Auslegung meiner Gegner in Schutz genommen (S. 677), und ich werde später nachweisen, daß ich darin Recht hatte.

Überhaupt aber sollte doch, wer mit so souveräner Freiheit wie die Verfasser durch alle möglichen Litteraturen schweift, selbst etwas vorsichtiger sein mit dem Hervorkehren der Fachwissenschaft. Ich weiß zwar nicht, wie weit sie sich die Arbeit geteilt haben, aber jedenfalls treten sie doch engverbunden auf, zwei Seelen und ein Gedanke. Sie sind in der alt- und neufranzösischen, in der mittel- und neuhochdeutschen Litteratur, sie sind im Angelsächsischen, im Spanischen zu Hause, sie sind in der Lage, mir eine authentische Darlegung des Textverhältnisses vom Don Quixote zu geben. Danach sieht es doch so aus, als ob für ihre eigene Praxis jeder engherzige Begriff von Fachwissenschaft in wesenlosem Scheine hinter ihnen liege.

Hier aber handelt es sich gar nicht einmal um eine fachwissenschaftliche, sondern um eine gemeinsame philologische Angelegenheit. Es wäre sehr von Übel, wenn man grundsätzlich die Augen verschließen wollte gegen das, was auf den Nachbargebieten vorgeht, wenn man mit Gleichmut betrachten wollte, wie sich dort falsche Tendenzen festsetzen, die notwendigerweise auch auf die angrenzenden Fächer in schädlicher Weise übergreifen müssen. In diesem Falle haben übrigens Jellinek und Kraus durch ihre Exemplifikation auf die moderne Litteratur ihren Thesen selbst eine allgemeinere Bedeutung gegeben, und sie können sich nicht wundern, wenn sie auch von dort Antwort bekommen. Nur weil ich sah, daß man auch in der modernen litterarhistorischen Forschung schon anfing sich auf sie zu berufen, habe ich, da ich gerade des Weges kam, meine Ansicht über ihren Aufsatz gesagt und diese Episode eingeschaltet, die freilich nach der Natur der kritisierten Arbeit nur eine, wie Jellinek und Kraus ganz richtig sagen, „untergeordnete" Bedeutung haben konnte.

Ich komme nun zur Sache. Also meine Kritik des Aufsatzes von Jellinek und Kraus soll ein großes „Mißverständnis" bilden. Wäre das wirklich der Fall, so hätten die Verfasser am wenigsten Berechtigung

ſich darüber zu beklagen. Ich habe ſchon früher kurz darauf hingewieſen, in wie läſſiger Ordnung ſie ihre Beiſpiele mitgeteilt haben. Unter der Rubrik „Widerſprüche zwiſchen verſchiedenen Angaben“ ſtopfen ſie alles zuſammen, was ſie in der mittelhochdeutſchen und altfranzöſiſchen Litteratur an paſſenden und unpaſſenden Belegen gefunden haben. Da ſtehen die verſchiedenartigſten Dinge bunt durcheinander. Dabei ſind die meiſten der angeführten Fälle gar keine Widerſprüche, ſondern ſprachliche und ſtiliſtiſche Anomalien, die weder unter dieſe Rubrik noch überhaupt in eine Sammlung von Widerſprüchen gehören. Die „Grundgedanken“, die ſie gehabt haben wollen, ſind entweder überhaupt nicht wahrzunehmen oder nur ganz im Vorbeigehen angedeutet. Eine ihrer Hauptabſichten ſoll geweſen ſein, den Unterſchied zu beleuchten zwiſchen „moderner und mittelalterlicher Art zu dichten“. Gewiß hört man ein paar Mal etwas derartiges. Als ob ſich das nur auf dieſe wenigen Fälle bezöge! Alles was ſie von S. 692 an bis zum Schluß vorbringen, gehört dahin, und das mußte natürlich geſagt und zum beherrſchenden Geſichtspunkt gemacht werden. Sie meinen freilich, ihre „Erörterungen ſeien nur für einen engen Kreis von Fachgenoſſen berechnet“ geweſen, „denen dieſe Vorſtellungen längſt geläufig geworden“ ſeien (S. 708). Aber ich verſtehe nicht, wenn dieſe „Vorſtellungen“ den Fachmännern „längſt geläufig geworden“ ſind, warum ſuchen die Verfaſſer ſie dann noch mit einem ſolchen Aufwand von Beiſpielen neu zu beweiſen? Ich fürchte doch, es werden auch die Fachleute von dieſer Form, ihnen eine alte Weisheit neu aufzutiſchen, nicht gerade erbaut ſein.

Schlimmer aber iſt — was ich ihnen an einigen Beiſpielen nachgewieſen hatte — die große ſachliche Sorgloſigkeit, mit der ſie ihre Beiſpiele ausgewählt haben. Hier ſcheinen ſie mir anfangs ſogar ſelbſt zuſtimmen zu wollen, denn was ſollten ſonſt die Worte bedeuten, ich ſei „gezwungen“ geweſen, „die verunglückte Interpretation einiger mittelhochdeutſcher Citate richtig zu ſtellen“ (S. 691). Später aber ſcheint ihnen dies Geſtändnis leid geworden zu ſein — liegt hier vielleicht Kontamination von Quelle Jellinek und Kraus vor? — und ſie ſuchen ſich bei einigen von den Fällen, die ich angeführt hatte, ſo gut es geht, aus der Klemme zu ziehen. Leider ſehe auch ich mich dadurch gezwungen, noch einmal auf dieſe Stellen zurückzukommen.

Nibelungen 870:

> Geladen vil der rosse kom vor in über Rîn,
> diu den jeitgesellen truogen brôt unde wîn,
> vleisch mit den vischen, unde ander manegen rât,
> den ein künec sô riche harte billichen hât.

Dieſe Strophe iſt von Lachmann beanſtandet, weil die Erwähnung des Weines hier unpaſſend iſt. Denn darin habe „ja eben die Liſt“

beſtanden, daß er nicht mit auf die Jagd genommen wurde. Dagegen hatten Jellinek und Kraus (S. 692) eingewandt, brôt unde win ſei ein „formelhafter Ausdruck“ und, wie zu ergänzen, deswegen hier als ernſthafter Widerſpruch nicht anzuſehen. Ich hielt dem (S. 677 f.) entgegen, das ſei eine Behauptung ohne Beweis. Im ganzen Nibelungenlied komme brôt unde win nur noch einmal ſo verbunden vor, und dort ſei es ſicher nicht formelhaft gebraucht.

Was Jellinek und Kraus hierauf erwidern, muß ich ganz herſetzen (S. 711): „Wenn ein Mathematiker gelegentlich ſeiner Überzeugung Ausdruck giebt, daß das Quadrat über der Hypotenuſe gleich iſt der Summe der Quadrate über den beiden Katheten, ſo will er nicht, daß man ihm das ſo ohne Beweiſe glaube, aber er meint, daß man die Beweiſe kennt. Was würde er wohl ſagen, wenn man ihm den pythagoräiſchen Lehrſatz für eine Behauptung aufs Geratewohl erklärte? Wir möchten gern höflicher ſein als der Mathematiker und Niejahr die Beweiſe an die Hand geben, indem wir ihn auf Martins Note zur Kudrun 322, 2 aufmerkſam machen. Denn er iſt der Anſicht, daß man nur dann eine Verbindung für formelhaft erklären dürfe, wenn ſie in einem und demſelben Werk öfter auftritt. Im Nibelungenlied kommen aber Brot und Wein nur noch einmal verbunden vor und an dieſer Stelle (1627, 2) iſt der Ausdruck nach Niejahrs Überzeugung ſicher nicht formelhaft. Nibelungen 1627, 2. 3 lauten:

wâ naemet ir die spîse, daz brôt und ouch den wîn,
daz ir sô manegen recken noch hinte müeset hân?

Offenbar kennt Niejahr die Sitte unſerer Gaſtwirte, das Gebäck beſonders zu berechnen und mit ſcharfſinniger Erwägung der öſterreichiſchen Heimat des Nibelungenlieds hat er daraus für spîse an unſerer Stelle die Bedeutung „Kouvert exkluſive Brot und Getränk“ erſchloſſen. Unſer Blick iſt allerdings ſo ſehr durch banauſiſche Fachkenntniſſe getrübt, daß uns ſowohl Niejahrs Anſicht über den Begriff der Formel, als auch die Meinung, daß Nibelungen 1627, 2 daz brôt und ouch den wîn etwas anderes ſein könne, denn Variation zu spîse als gänzlich abſurd erſcheint. Allein die Schuld liegt nur an uns.“

Dies eine vorläufige Probe von der Art, wie die Verfaſſer ſich mit einer ernſthaften Frage der Interpretation abfinden.

Ich fange mit Strophe 1627, 2 an:

wâ naemet ir die spîse, daz brôt und ouch den wîn.

daz brôt und ouch den wîn ſoll hier „Variation“ zu spîse und jede andere Auffaſſung „gänzlich abſurd“ ſein. Alſo „brôt und ouch

den win" ist ein „formelhafter Ausdruck", weil es „Variation" zu spise ist? Und wenn nun noch Fleisch und Butter und Käse u. s. w. hinzugesetzt wäre, so wäre auch das alles formelhaft gebraucht? Man braucht wirklich nicht Fachmann zu sein, um dieses ganze hohle Gerede umzustoßen. spise kommt im Nibelungenlied in verschiedener Bedeutung vor. Es steht erstens in dem allgemeinen Sinn „Nahrung" (308. 699. 1577. 1625. 1886). Dann, neben win oder trinken, bezeichnet es die feste Speise, das Essen (369. 1407, 4—1408. 1885). An anderen Stellen wieder ist es alles, was in „kezzeln. haven unde pfannen" bereitet wird (720. 900), also doch wohl vorzugsweise Fleisch. Wie verhält sich nun dazu „daz brôt und ouch den win"? Es müßte, wenn es hier als formelhafte Variation zu spise gebraucht sein sollte, ebenso wie dieses „Nahrung" oder „Unterhalt" bezeichnen. Nun kommt brôt allein zweimal im Nibelungenlied in dieser Bedeutung vor (1577. 1964), aber von „brôt unde win" ist dies noch erst zu beweisen. Die einzige Stelle, wo es sich sonst noch findet (870), kann natürlich dafür nicht herangezogen werden, deshalb nehmen Jellinek und Kraus ihre Zuflucht zur Kudrun, wo 322 die Worte sin brôt und sinen win nach Martins Ansicht „überhaupt die Nahrung" bedeuten sollen. Aber die beiden Belegstellen, die er aus der Kudrun und dem Nibelungenliede dafür anführt, können dies unmöglich beweisen. Denn Kudrun 1383, 2 schließt der Zusatz unde guote spise eine „formelhafte" Bedeutung unserer Worte geradezu aus, und Nibelungen 1627, 2 ist eben unsere Stelle, wo dieser Sinn mindestens zweifelhaft ist. Ich brauche die Frage nicht weiter zu verfolgen, ich lasse es auf sich beruhen, ob Kudrun 322 wirklich die von Martin angenommene Bedeutung vorliegt und ob sie auch bei anderen Dichtern begegnet; es geht aus dem Gesagten schon zur Genüge hervor, es zwingt an unserer Nibelungenstelle nichts, daz brôt und ouch den win als „Variation" oder Apposition von spise zu fassen. Ich persönlich leugne nicht der „absurden" Überzeugung zu sein, der Dichter wolle nicht sagen „die Speise, nämlich das Brot und auch den Wein (= Speise)", sondern „das Fleisch, das Brot und auch den Wein".

Aber mag es doch damit stehen, wie es will, jedenfalls kann an der Stelle, auf die es hier ankommt, Nibelungen 870, von einer „formelhaften" Bedeutung unter keinen Umständen die Rede sein. Wenn es heißt „brôt unde win, vleisch mit den vischen, unde ander manegen rât", so beweist diese detaillierte Aufzählung der einzelnen Speisesorten, die sonst im Nibelungenlied nicht üblich ist, deutlich, daß der Dichter sich der Vorstellung der Dinge klar bewußt ist. Wenn er also brôt unde win sagt, so schwebt ihm nicht bloß der allgemeine Begriff „Nahrung" vor, sondern beides.

Brot und Wein, steht ihm in seiner wirklichen Bedeutung vor Augen. Danach waren also Lachmanns Bedenken gegen die Strophe doch wohl einigermaßen berechtigt.

Aber vielleicht verstehe ich gar nicht, was die Verfasser sich unter ihrem „formelhaften Ausdruck" eigentlich denken. Sie meinen ja, die Beweise für „formelhaften" Gebrauch eines Ausdrucks müßten als gerade so bekannt vorausgesetzt werden wie der Beweis eines mathematischen Lehrsatzes, und sie wundern sich höchlich, wenn ich an ihre hochmögende Fachgelehrsamkeit das Ansinnen stelle, Beispiele für „formelhafte" Bedeutung von „brôt unde wîn" aus dem Nibelungenlied, das ja in dieser Beziehung einem abweichenden Sprachgebrauch huldigen könnte, beizubringen. Daß sie dazu nicht im Stande sind, haben wir ja gesehen, und doch dürfte es in der Natur der Sache liegen, daß ein formelhafter Ausdruck zu seiner uneigentlichen, konventionellen Bedeutung nur durch besonders häufige Anwendung gelangen konnte. Aber sie werden jedenfalls außer der einen zweifelhaften Stelle der Kudrun noch zahlreiche andere Beispiele bei der Hand haben und zugleich die sichersten Anhaltspunkte dafür, daß sie auch für das Nibelungenlied maßgebend sind. Es dürfte aber doch wohl außer mir noch mancher bedauern, diese köstlichen Fälle bei dieser Gelegenheit nicht kennen gelernt zu haben.

Was soll man nun dazu sagen? Meine Gegner berufen sich auf ihre überlegenen Fachkenntnisse und im selben Augenblick verschmähen sie es nicht, sich um die einfachsten Forderungen der Interpretation mit den wohlfeilsten Ausreden herumzuwinden. Wen denken sie denn damit zu täuschen, die Fachmänner oder mich, den Nichtfachmann?

Ich kann mich hiernach bei den beiden anderen Fällen, in denen Jellinek und Kraus eine Verteidigung versucht haben, kürzer fassen.

Ulrichs Lanzelet Vers 7002 ff. äußert sich Erec auf Tristants Vorschlag, den Zauberer Malduc kommen zu lassen, folgendermaßen: Ich glaube (ich waene), mein Herr kann den Mann nicht hierherkommen lassen. Wir haben ihm manchen schweren Schaden zugefügt. Ich habe seinen Vater, Walwein seinen Bruder getötet, und mein Herr hat ihn aus dem Lande getrieben. Dann fährt er fort (Vers 7012 ff.):

doch dês al ein, ob er uns mac
ze disen dingen iht vervâhen,
sô sulen wir gerne gâhen
und süenen uns swie wir megen,
daz wir daz laster (die Burg Falerins) nider gelegen.

Ich erklärte den angeblichen Widerspruch zwischen der anfänglichen Abweisung und der folgenden Befürwortung des Vorschlags damit, der Dichter habe uns hier nicht die fertige, sondern die erst sich

bildende Anſicht Erecs hören laſſen wollen (S. 675). Die Verfaſſer ſind hiermit ganz einverſtanden, finden aber „dieſe Verfertigung" der Gedanken „ungeſchickt gemacht" (S. 701), und damit iſt dann die Sache für ſie bagethan. Aber ich kann hier von einem Widerſpruch beim beſten Willen nichts wahrnehmen. Es möchte widerſpruchsvoll, nicht ſein, aber klingen, wenn Erec erſt die objektive Unmöglichkeit betonte, den Zauberer zu „beſenden". Aber ſo drückt er ſich nicht aus, er ſagt, ich glaube, der Mann wird unſerem Ruf nicht folgen. Doch, fährt er fort, das iſt alles gleich, mit anderen Worten, dieſe meine ſubjektiven Bedenken können nicht in Betracht kommen: wenn er uns zur Niederlegung der Burg irgendwie helfen kann, müſſen wir wenigſtens den Verſuch der Ausſöhnung machen. Es wird hiernach wohl niemand außer den Verfaſſern ein Ungeſchick oder einen Widerſpruch in dieſen Worten entdecken.

Nun meinen Jellinek und Kraus — ich muß dies gleich hier mitbeſprechen — „einen vollſtändig analogen Fall" hätte Lachmann „zu Nibelungen 1609 athetiert". Das wäre in der That merkwürdig. Aber ich ſehe, ſie haben die Stelle nur nicht recht verſtanden. Es handelt ſich um die Strophen 1609—1613. Die Burgunden werden in Bechlaren empfangen und in den Saal geführt. Man ſchenkt ihnen Wein und die Ritter werfen verliebte Blicke auf die ſchöne Tochter Rüdigers. Strophe 1609: „Es ward da viel hin und wieder geſehen an Mädchen und Frauen." Volker „dem wirte holden willen truoc". Strophe 1610—1612: Man geht zu Tiſche. Die Tochter muß drinnen bei den kinden bleiben. Die Tafel wird aufgehoben, die Mädchen kommen wieder herein. Strophe 1613 f.: da ſprach Volker: Reicher Markgraf, Gott hat an Euch gnädig gehandelt, daß er Euch ein ſo ſchönes Weib gegeben. Wäre ich ein König, zum Weibe wollte ich Eure ſchöne Tochter haben.

Hierzu bemerkt nun Lachmann: „Dieſe ſtrophe (1609) wäre zu ertragen, wenn nun 1613 unmittelbar folgte. Da aber 1610—1612 ohne tadel ſind, ſo muß wohl 1609 ein wenig geſchickter zuſatz eines dichters ſein, der, des folgenden ſchon kundig, hier Volkers gedanken wollte entſtehen laſſen, ohne doch recht ſagen zu können, was er meinte." Alſo die Worte „Volker trug dem Wirth geneigten Willen" wären neben den andern Worten der Strophe 1609 nur dann zu ertragen, wenn Volker nun gleich zu reden anfinge. Da aber drei Strophen gänzlich heterogenen Inhalts (1610—1612) dazwiſchen treten, ſo iſt Strophe 1609 unhaltbar. Dies nennen nun Jellinek und Kraus einen mit dem vorhergehenden „vollſtändig analogen" Fall. Dort handelt es ſich um eine, nach ihrer Auffaſſung, ungeſchickte Motivierung einer „Sinnesänderung" innerhalb

einer Rede, hier handelt es sich weder um eine „Sinnesänderung", noch um eine Rede, sondern um einen ungeschickt ausgedrückten Hinweis auf eine später zu erwartende Rede. Dort soll befremdend sein die angeblich mangelhafte Motivierung innerhalb einer ununterbrochenen Gedankenreihe, hier ist der Hauptanstoß die Trennung zusammengehöriger Elemente durch andersartige Bestandteile. Man darf also, wie man sieht, doch nicht so ohne weiteres alle Fälle, wo von Ungeschick oder Gedankenentstehung die Rede ist, als „vollständig analog" betrachten.

Endlich der dritte Fall aus Veldekes Eneide Vers 6750 ff. Volzan hat dem gefangenen Eurialus den Kopf abschlagen lassen. Sein Freund Nisus stürzt sich darauf in wahnsinniger Wut auf die Feinde, tötet ihrer mehrere und wird dann selbst überwältigt und getötet. Dann heißt es Vers 6786 ff.:

doe dat Volzân gesach,
dat sî dâ beide lâgen dôt,
sînen lûden he gebôt
— er enwolde sî niet skeiden —
he gebôt, dat man hen beiden
die houvet ave sloege.

Jellinek und Kraus bleiben dabei, der Dichter habe Vers 6790 f. vergessen, daß Eurialus ja schon enthauptet war. Aber ich bestreite auch jetzt noch die Berechtigung dieser Auffassung. Der Dichter selbst steht auf meiner Seite. Er hat mit dem Zwischensatz 6789 er enwolde si niet skeiden wie mit dem Finger darauf hingewiesen, wie er die Stelle verstanden wissen will. Die Worte haben in dieser Situation nur dann einen Sinn, wenn die beiden tot daliegenden Freunde bisher „geschieden" waren, das heißt, der eine enthauptet, der andere es nicht war. Diese Auffassung wird durch das folgende „hen beiden" lediglich bestätigt. Denn dieses hebt, da es durch den Reim in der Betonung steht, ausdrücklich die Vorstellung der Zweiheit hervor, und kann nur bedeuten, wie vorher dem einen, so soll jetzt auch dem andern das Haupt abgeschlagen werden. Dies ist die rein logische Analyse. Sprachlich erklärt sich der Ausdruck beiden wohl aus der Zusammenfassung der Vorstellungen: er gebot auch den Nisus zu köpfen, so daß dann beide enthauptet waren. Dies hatte ich als „volkstümlich brachylogische, vielleicht dialektische Ausdrucksweise" bezeichnet. Meine Gegner thun, als wenn ich gesagt hätte, eine „dialektische, vielleicht brachylogische" Ausdrucksweise, sie verdrehen mir die Worte, um sich dann nach ihrer Art daran zu erlustigen (S. 704 f.). Aber ich kann ihnen dieses Vergnügen nicht gönnen. Ich habe bestimmt nur behauptet, hier liege ein Fall von

Brachylogie vor, ob ſie etwa in beſonderen Eigentümlichkeiten des Veldekeſchen Dialekts begründet iſt, habe ich ganz unentſchieden gelaſſen. Jellinek und Kraus meinen, in keiner deutſchen Mundart könne man den Gedanken „er ließ auch dem X das und das zufügen“ ausdrücken durch die Worte „er ließ ihnen beiden das und das zufügen“. Sie irren ſich. Wenn ich ſage „ich habe jetzt X widerlegt“ und dann fortfahre „ich muß aber beide widerlegen“, ſo iſt das eine ganz verſtändliche Ausdrucksweiſe, und doch heißt „beide“ hier nichts anderes als bei Veldeke, nämlich „auch den anderen“.

Sie wollen nun die „Schwierigkeit“ aus Veldekes Quelle erklären, obwohl ſie — einigermaßen zu meiner Verwunderung — ſelbſt zugeben, „die Vermutung, ein deutſcher Dichter des Mittelalters könne einen Zug angebracht haben, weil ſeine Vorlage ihm denſelben bot“, liege „ſehr weit ab“. Im Roman d'Enéas alſo wird der Vorgang im übrigen ebenſo wie bei Veldeke erzählt. Eurialus iſt enthauptet, Niſus fällt, indem er ihn rächen will. Die entſcheidenden Worte ſind nun Vers 5253 f.: a son compaignon l'ajosterent, les chiés ont pris, ses en porterent, das heißt, wenn ich recht verſtehe, „ſie legten ihn (den Niſus) neben ſeinen Gefährten, ſie haben die Köpfe genommen und trugen ſie davon“. Hier hat alſo der Dichter unterlaſſen, die Enthauptung des Niſus zu erwähnen. Und hierdurch ſoll Veldeke zu „ſeinem Widerſpruch“ gekommen ſein, er, der die Enthauptung des Niſus richtig erzählt, aber angeblich den Eurialus zweimal köpfen läßt? Veldeke ſoll es „für nötig“ gehalten haben, ſeine Vorlage zu ergänzen und des Niſus Köpfung ausdrücklich zu berichten, ohne daran zu denken, daß er die Enthauptung des Eurialus bereits erzählt hatte? Alſo er korrigiert mit Vorbedacht ſeine Quelle und merkt nicht, wie er dadurch mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerät? Gewiß kommt das vor, aber darf man eine Schwierigkeit mit der Aufwerfung einer anderen erklären? Und die Worte er enwolde si niet skeiden! Jellinek und Kraus vermuten, da Veldeke in der Quelle die Angabe gefunden habe, „daß die Rumpfe vereint und die Häupter davongetragen werden“, ſo habe es ihm nahe gelegen, beides in Kauſalnexus zu ſetzen und zu erklären: „er wollte ſie nämlich nicht trennen“. Ein ſo beſonderer Kauſalnexus, daß Veldeke ſich wohl vor ihm bedankt haben würde!

So ſieht es alſo mit dieſen drei vermeintlichen Widerſprüchen aus, auf denen ſich die Verfaſſer, der natürlichen Interpretation zum Trotz, ſo hartnäckig zu behaupten ſuchen. Bei den beiden andern Fällen haben ſie eine Widerlegung nicht erſt verſucht, und ich darf alſo annehmen, ſie wiſſen gegen meine Einwände nichts vorzubringen. Es muß alſo ſchon dabei bleiben, ſie haben es ſich wirklich mit der Auswahl ihrer Beiſpiele „leicht gemacht“.

Um ihnen aber noch deutlicher zu beweisen, bis zu welchem Grade sie es sich leicht gemacht und wie kritiklos sie darauf losgesammelt haben, erlaube ich mir ihnen hier noch eine weitere kleine Blütenlese fälschlich so genannter Widersprüche aus ihrer Kollektion vorzulegen, ohne damit natürlich, wie Jellinek und Kraus behaupten, die Beweiskraft sämtlicher Fälle „verneinen" zu wollen. Ich nehme die Beispiele, wie sie mir gerade vor Augen kommen. Ein „Fachmann" würde vermutlich auf den ersten Blick leicht noch mehr dergleichen Versehen entdecken.

S. 683. Kleist „Marquise von O." Sie meinen, Graf F. könne den Namen der Marquise „Julietta" nicht kennen; daß er ihn erfahren, sei weder erzählt, noch nach der S. 101 (Muncker) geschilderten Situation wahrscheinlich. Aber es wird ausdrücklich mitgeteilt, der Vater habe unmittelbar nach jener Situation erst mit dem Grafen F. allein und dann von neuem mit ihm und dem russischen General über seine Tochter gesprochen, und es ist eine zwar nicht angedeutete, aber eine selbstverständliche Voraussetzung, daß dabei der Name der Marquise gefallen ist.

S. 691. Herborts Trojanischer Krieg 10713 ff. und 10917 f. liegt gar kein „Widerspruch in Zahlangaben" vor. Die Griechen verlangen von den Trojanern einen Waffenstillstand, auf zwei Monate, „wenn es sein kann". Er wird ihnen gewährt, auf wie lange Zeit ist nicht gesagt (Vers 10713 ff.). Später, als er abgelaufen ist, erfährt man, daß er auf einen Monat abgeschlossen war. Hier ist also, wie so oft in mittelhochdeutschen Gedichten, ein Zwischengedanke zu ergänzen, daß den Griechen die Waffenruhe in der gewünschten Länge nicht zugestanden wurde.

S. 692. Vorauer Moses, Diemer S. 39, 6 f.:

si (die Heuschrecken) namen in garten unde chorn.

Hier soll garten unde chorn (Obst und Korn) mit dem bekannten Schlagwort ein „formelhafter Ausdruck" sein. Denn in der Vulgata sei an der betreffenden Stelle (Exodus 10, 15) von Obst und Kraut (herba) die Rede. Aber der Verfasser des Gedichtes hat sicherlich in diesem ganzen Abschnitt die Bibel gar nicht vor Augen gehabt, er erzählt die Plagen in anderer Reihenfolge und zum Teil willkürlich abgeändert. Und überdies entspricht „Korn" hier selbst im Sinne der Bibel durchaus dem Zusammenhang. Denn Exodus 9, 25 und 31—32 ist ausdrücklich gesagt, nur Kraut, Flachs und Gerste sei vom Hagel zerstört, aber Weizen und Roggen (far), also „Korn," sei nicht geschlagen, da es spät Getreide sei. Also von einem „formelhaften" Gebrauch von garten unde chorn kann gar nicht die Rede sein.

S. 693. Konrad von Fußesbrunnen „Die Kindheit Jesu" Vers 1978 ff. Jellinek und Kraus führen dieses Beispiel an unter den Fällen, wo der Dichter seine Personen „Äußerungen thun" läßt, die ein Wissen von den Dingen voraussetzen, das sie nicht haben können. Es handelt sich hier um Götzenbilder, „die zu Boden stürzen, als die heilige Familie den Tempel betritt". Der Dichter selbst ist es, der sagt, es sei gewesen „**als ob** si solden sprechen: sit der wâre got ist komen, nu hât ende genomen unser valschiu gotheit". Die Götzen selbst dagegen läßt er gar nichts sprechen. Also wohl ein recht unangenehmes Versehen? Auch der Herzog der Stadt äußert nur vermutungsweise, die Götter müßten einen Gott in der Nähe wissen, der über ihnen sei (Vers 2009 f.). Was daran Widerspruchsvolles oder Auffallendes ist, verstehe ich nicht.

S. 695. Lamprechts „Franciskus leben" Vers 349 f. soll sich „eine Störung der Fiktion finden in den Worten „barmherzer got, erbarme dich über in und über mich". Jellinek und Kraus sagen leider nicht, wie sie die Stelle erklären, jedenfalls aber meinen sie doch, der Dichter springe plötzlich in die erste Person über (mich), nachdem er bisher in seinem Gebet in der dritten Person von sich gesprochen. Ist das möglich? Das Gebet, bis dahin an den heiligen Franz gerichtet, wendet sich in den angeführten Worten unvermittelt umschlagend an Gott. Meint der Dichter sich selbst mit „mich", wer ist dann „in", da es natürlich nicht der Heilige sein kann? Weinhold (zu Vers 350) erklärt: „über mich verdeutlicht das über in. Beide gehn auf Lamprecht." Mir steht kein Urteil darüber zu, ob diese Auffassung möglich ist. Der Dichter hätte dann einem Widerspruch selbst vorgebeugt, wenn er sagte „über ihn, nämlich über mich (den Dichter)". Vielleicht — was ich unmaßgeblich bemerke — liegt eine Interpolation des Abschreibers vor, der die Gelegenheit benutzte, um sich selbst neben dem Dichter (in) der Gnade Gottes zu empfehlen. Jedenfalls aber durfte doch eine Stelle, deren Interpretation so wenig gesichert ist, nicht als Beispiel verwendet werden.

S. 699. Jüngere Judith, Diemer 161, 11 ff.: „unde leit ir brutgwant ane, daz was mit golde wol beslagen unde stralte ir vahs unde want in enine (eine) sidine huben daz, unde leit ir bestez gewant an." Hier finden Jellinek und Kraus eine „auffällige Wiederholung". brutgwant und gewant soll dasselbe sein; denn gewant könne hier nicht „Mantel" bedeuten, da noch folge, daß sie „Arm-, Hals- und Ohrringe angelegt habe". Aber in der Bibel (Judith 10, 3) ist es ja thatsächlich so erzählt, Judith zieht sich erst vollständig an (vestimenta iucunditatis suae, sandalia), und dann erst legt sie sich ihren Schmuck an, Armbänder, Ohrringe u. s. w. Faßt man brutgwant wie Jellinek und Kraus

als gesamte Kleidung, dann läßt man den Dichter die Absurdität begehen und sagen, Judith zog sich erst vollständig an und darauf kämmte sie sich und setzte sich ihre Haube auf. Der Zwischensatz unde stralte ir vahs zeigt deutlich, daß ihm bei brutgwant nicht die ganze Toilette, sondern nur das Untergewand — auch die Hemden waren ja oft mit Goldstickereien verziert (siehe A. Schultz, das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger 1, 251) — vorschweben konnte. Jedenfalls also bezeichnen brutgwant und gewant hier zwei verschiedene Teile der Kleidung.

S. 703 nennen die Verfasser den Fall aus „Mai und Beaflor" S. 185, 2 selbst „weniger auffällig". Thatsächlich ist überhaupt nichts „Auffälliges" daran, wenn Beaflor anfangs sich weigert zu essen, dann von der als Mutter verehrten Benigna energisch zurechtgewiesen erwidert: Ich folge Dir gern, ich will Dir gehorsam sein.

S. 705. Der merkwürdige Fall von „Kontamination zweier Vorstellungen" aus Pleiers Meleranz 8733 ff. besteht nur in der Phantasie der Verfasser. Wenn es heißt „sus slief der junge werde man unz der tac üf in gie", so ist damit nur die Zeit angegeben, wie lange er schlief. Die Ursache seines Erwachens ist ausgedrückt in den Worten „gedane in niht slâfen lie". Ein ganz ähnlicher Fall findet sich in Wolframs Parzival V, 245, 17 ff. Dort wacht Parzival in der Gralsburg auf, von einem finsteren Traum geschreckt („von disen strengen sachen muos' er durch nôt erwachen"). Dann heißt es weiter „der tag ouch durch diu venster schein". Wenn es der Traum war, was ihn durch nôt erweckte, so können die letzten Worte nur die Zeit des Aufwachens bestimmen. „Der Tag auch bereits durch die Fenster schien", das heißt, es war auch schon Zeit aufzustehen.

Zu guter letzt sei noch eines Falles aus Wolframs Parzival gedacht, über den die Verfasser sich mit besonderer Umständlichkeit und Wichtigkeit verbreiten S. 685 f. Wer den Parzival auch nur mit oberflächlicher Sammlung gelesen hat, dem kann nicht entgangen sein, mit welcher Inkonsequenz der Dichter die äußere Erscheinung seines Helden behandelt. Parzival hat Ither, den „rothen Ritter", gefällt und sich seine rothe Rüstung angelegt. Er kommt zunächst zu Gurnemanz geritten. Aber schon jetzt denkt der Dichter nicht mehr an den neuen Waffenschmuck seines Helden. Gurnemanz findet durchaus nichts Auffallendes an ihm, erst als er hört, er habe Ither erschlagen, nennt er ihn den „rothen Ritter" (III, 170, 3 ff.). Und so ist es nun fast immer. Die rothen Waffen werden wohl hie und da erwähnt (IV, 179, 21; IV, 211, 9; VIII, 398, 5 u. s. w.), aber ihren Träger machen sie nur selten kenntlich. Selbst Gawan muß erst von Parzival selbst vernehmen, wen er vor sich hat (XIV, 689, 11 ff.), und Sigune,

die ihn doch vorher in seiner Rüstung gesehen hat (V, 249, 14 ff.), erkennt ihn erst wieder, nachdem er das „hersenier" gelüftet (IX, 440, 20 ff.). Diese und andere Beispiele mochten die Verfasser anführen, obwohl ja nirgends gesagt ist, daß Parzival *immer* die rothe Rüstung getragen habe. Aber sie haben nun einmal eine unglückliche Hand. Sie verfallen auf die einzige Stelle in dem ganzen Gedicht, die *nicht passend* ist, nicht passend, weil der Dichter hier selbst alles Widersprechende beseitigt hat. Denn die Ritter, die an jenem Morgen mit Parzival tjostiren (VI, 286 ff.), sie können ihn unmöglich an seiner rothen Rüstung erkennen, *weil er sie zufällig an diesem Tage gar nicht trägt*. Als er nämlich später von der Tafelrunde Abschied nimmt und sich „*seinen* Harnisch" bringen läßt (VI, 332, 21) — der also kein anderer sein kann als der vorher getragene —, da sehen wir, daß dieser *nicht rot, sondern* „*licht weiß*" ist (VI, 333, 4). Auch braucht er im Kampf den Speer von Troys, den er „vor der Klause" fand (VI, 288, 16), nicht den roten Ithers. Ein genaues Auge mag nun freilich immer noch an ihm den roten Schild, das rote kürsît u. s. w. entdecken. Aber so scharfsichtige Beobachter hat sich der Dichter hier offenbar nicht gewünscht, denn wenn er ihm einen „lichtweißen" Harnisch giebt, dann sollen wir uns natürlich auch die sonstige Rüstung entsprechend aussehend vorstellen. Bezeichnend übrigens ist es, wenn die Verfasser noch besonders hervorheben, Parzival werde „gerade hier" der *riter röt* genannt (S. 685). Er heißt, mit Ausnahme der letzten Bücher, durch das ganze Gedicht so, und es ist durchaus nichts Auffälliges darin, wenn er auch hier den Namen trägt.

Das ist nun der Aufsatz meiner Gegner, auf dessen Resultate sie so mutig pochen. Ich frage, welchen Wert hat eine solche rein statistische Sammlung, wenn die Beispiele nicht einmal zuverlässig sind? Man kommt wirklich auf den Gedanken, daß die Verfasser es nur darum so auf die Menge ihrer Belege abgesehen haben, damit sich jeder erst etwas passendes heraussuche. *Eine solche Leistung, die im Inhalt wie in der Auffassung den Stempel der Oberflächlichkeit an der Stirn trägt, verdient nichts anderes als die schärfste Zurückweisung. Ihre Richtigkeit zu entlarven hat jeder das Recht, der sie durchschaut, und um so schlimmer für die Verfasser, wenn es ein Nichtfachmann ist.*

Doch meine Herren Gegner wollen mir ja nun eine Lehrstunde geben. Ich soll erfahren, wie es mit der mittelhochdeutschen Kritik eigentlich steht. Ich hatte geglaubt, Männer wie Lachmann, Müllenhoff, ten Brink seien einigermaßen mit den allgemeinen Grundsätzen der Kritik vertraut gewesen und hätten in ihrer praktischen Anwendung

wenigſtens die elementarſten Fehler vermieden. Das war ein Irrtum; ſie ſind es gerade, die in ihrer kritiſchen Behandlung germaniſcher Volksepen all jene Schnitzer begangen haben, die ich „unwizzende" ſtümperhaft und wer weiß wie ſonſt noch genannt hatte. Gegen ſie iſt denn auch, wie ich jetzt wohl ſehe, der Aufſatz von Jellinek und Kraus „Widerſprüche in Kunſtdichtungen" eigentlich gerichtet.

Gut alſo, ich höre!

Jellinek und Kraus fangen an mit der Kategorie „nicht eigentliche, ſondern nur ſcheinbare Widerſprüche, veranlaßt durch Läſſigkeit des Ausdrucks oder der Erzählung" (Euphorion S. 694). Ich hatte es beſtritten, daß die Kritik aus ſolchen Erſcheinungen auf „Kontamination verſchiedener Quellen" ſchließe. Sie verweiſen mich auf das Beiſpiel S. 709 ihres erſten Aufſatzes „Vom Leben Jeſu", Diemer S. 266, 5 ff. und ſagen, „genau denſelben Fall" habe „Lachmann zu Nibelungen 1349 beanſtandet". Alſo ich ſchlage erſt bei den Verfaſſern nach S. 709. Da heißt es „do funden si da sizen ein engel wizen — si sahen ouch ein roten — der engel sprach". Ich ſehe zunächſt, das Beiſpiel gehört gar nicht in dieſe Kategorie. Wenn erſt von zwei Engeln die Rede iſt und dann nachher nur von einem, ſo iſt das ein Widerſpruch in einer thatſächlichen, alſo wohl Zahlangabe, und es würde daher zur Kategorie auf S. 691 gehören. Aber ich will mich darauf nicht ſteifen, man darf das bei meinen Gegnern ſo genau nicht nehmen. Mag es, mit Vorbehalt, einmal gelten. Aber ſehe ich recht? Sie geben eine Art Erklärung, wie der Widerſpruch entſtanden ſein könnte. „Zur Entſtehung," ſo ſagen ſie, „hat vielleicht der Umſtand beigetragen, daß die Evangeliſten Matthäus und Marcus von einem Engel erzählen, während bei Lucas und Johannes zwei vorkommen." Alſo ſie erklären den Widerſpruch aus der doppelten Quelle, aus einer „Vorſtellungskontamination", die durch zwei verſchiedene Vorlagen veranlaßt iſt. Ja, ahnen ſie denn nur gar nicht, was ſie damit eigentlich zugeben? Dann hätte ja Lachmann vielleicht ganz recht, wenn er in einem „genau" entſprechenden Fall ebenſo Kontamination verſchiedener Quellen annimmt, und es würde bei der Unſicherheit, die über die Entſtehung von Volksepen herrſcht, nur die Frage übrig bleiben, ob dieſe Kontamination ſich in einem und demſelben Individuum vollzogen hat, wie bei dem Verfaſſer des „Leben Jeſu", oder ob ſie von verſchiedenen Händen herrührt. Denn Jellinek und Kraus werden nicht beſtreiten wollen, daß mit dem gegenwärtigen Beiſpiel über dieſe Frage gar nichts entſchieden iſt. Doch mag das ſein! Sehen wir uns doch lieber die Stelle bei Lachmann Nibelungen 1349 ſelbſt an. Da heißt es: „Im und er ſagt der verfaſſer dieſes geſetzes (Z. 2. 3) indem er ſchon Swemmeln aus 1352 im ſinne hat. die vierte zeile

kommt zu früh: sie lautete anders, wenn dem verfasser etwas besseres eingefallen wäre. er machte die strophe, mit unbewegtem gemüte, bloß weil ihm am inhalt der ersten zeile lag." Also Lachmann hebt gebührend den Gegensatz zwischen den sonst erwähnten beiden und hier dem einen Boten hervor. Aber ist das der einzige Grund, weshalb er die Strophe der älteren Fassung abspricht? Er weist außerdem auf den doch recht schwerwiegenden Widerspruch hin, daß die vierte Zeile „Kriemhilt diu vrouwe si sunder sprechen began" zu früh kommt. Thatsächlich nämlich folgt nun erst die Unterredung zwischen Etzel und dem Boten, und dann erst Strophe 1354 beginnt Kriemhilde „sunder" zu ihnen zu sprechen. Er macht ferner auf die erste Zeile aufmerksam, die hier und auch später ganz ohne Beziehung bleibt. Alle diese Gründe zusammen also bestimmen ihn, die Strophe für eine Interpolation zu erklären. Jellinek und Kraus aber greifen das eine Argument heraus, um — ja, was eigentlich zu beweisen? um mir zu zeigen, die Kritik bediene sich überhaupt solcher Fälle wie des gedachten? Habe ich denn das bestritten? Meine Worte lauteten: „Will man im Ernst behaupten, daß die Kritik sich solcher Erscheinungen als Argument bedient, um aus ihnen Kontamination verschiedener Quellen zu beweisen?" Das heißt, solche Erscheinungen der bloßen Lässigkeit des Ausdrucks für sich reichen für einen verständigen Kritiker nicht hin, um eine Stelle hinsichtlich ihres Ursprungs zu beanstanden. Das habe ich gesagt, und nur das habe ich vernünftigerweise sagen können. Ich würde es für ungeheuerlich halten, wenn man eine bloße Ungenauigkeit des Ausdrucks als Beweis für eine Interpolation benutzen wollte, und ich würde es für ebenso verkehrt halten, wenn man das Fehlgreifen eines Wortes neben anderen befremdenden Erscheinungen grundsätzlich ignorieren wollte. Ich habe in Bezug auf die Widersprüche des niederen Grades, das ist der Distrepanzen in einzelnen thatsächlichen Angaben, selbst hervorgehoben, daß, wenn sonst Anzeichen für nichteinheitliche Entstehung vorliegen, auch sie nicht unbeachtet zu lassen sind (S. 684). Der Gattung von Fällen dabei zu gedenken, die Jellinek und Kraus von S. 693 an in ihrem ersten Aufsatz anführen, hatte ich natürlich keine Veranlassung. Sie sind, wie gesagt, überhaupt keine Widersprüche, sondern sprachliche und stilistische Idiotismen, über die es ein Unding wäre allgemeine Regeln aufstellen zu wollen.

Hiernach ist dieses erste Beispiel unmöglich geeignet, mich über Lachmanns Nibelungenkritik eines besseren zu belehren. Und nicht anders steht es mit dem folgenden Fall, auf den Jellinek und Kraus hinweisen. Zu Nibelungen 1363 bemerkt Lachmann: „Nachdem in der vorhergehenden strophe zweierlei boten genannt waren, fängt diese

nicht gut an „Die boten dannen fuoren ûzer Hiunen lant". die drei burgundiſchen könige ſind bedenklich: ſ. zu 1358—1360. die letzten worte des man [si] dô gâhen began verſtehe ich nicht: denn ‚mit welchem kommen man ſich denn auch eilte' iſt doch allzu elend." Hiernach iſt der erſte Grund, „die Läſſigkeit des Ausdrucks", um mit den Verfaſſern zu reden, keineswegs für Lachmann ausſchlaggebend, er hat außerdem und abgeſehen von der Dunkelheit des letzten Verſes noch einen andern, und von ſeinem Standpunkt aus doch ſehr ins Gewicht fallenden Grund, den, daß „dieſes lied gewiß urſprünglich nur zwei könige, Günther und Gernot, kannte" (ſiehe 1358—1360). Alſo erſt die Vereinigung all dieſer Argumente macht ihm die Strophe ſo verdächtig, daß er ſie eliminiert.

So ſieht es nun ausnahmslos mit allen übrigen Beiſpielen aus, die die Verfaſſer mit unfruchtbarer Mühe endlos aufhäufen, um mir mein „großes Mißverſtändnis" begreiflich zu machen. Stets liegt an den Stellen, auf die ſie ſich berufen, eine Mehrheit, oft ein ganzer Komplex von Gründen vor, die ſich gegenſeitig ergänzen und ſtützen, und die erſt in ihrer Vereinigung die Veranlaſſung zu einer kritiſchen Beanſtandung geworden ſind. Aus dieſer Argumentation greifen ſich dann Jellinek und Kraus einen Punkt heraus, der ihnen gerade zu paſſen ſcheint, und erwecken ſo den Anſchein, als ob dies das einzige und eigentliche Motiv für die Annahme einer „Kontamination" geweſen iſt. Damit iſt denn die Sache glücklich ſo gedreht, als ob ich „unwizzende" und in blindem Eifer Männer wie Lachmann, Müllenhoff, ten Brink als „Stümper" und „Anfänger" bezeichnet hätte.

Ich könnte mich eigentlich begnügen, dies konſtatiert und damit die Verteidigung meiner Gegner abgethan zu haben. Aber ich halte es doch für gut, ihnen noch etwas auf den Ferſen zu bleiben und ihnen vor Augen zu führen, mit welcher Leichtherzigkeit ſie auch hier wieder ihre Citate zuſammengerafft haben. Sie meinen zwar, ſie beſorgten nicht, daß ich es ſo machen würde wie das erſte Mal: ſie erklärten feierlich, ſie wollten ihre Anſprüche mir gegenüber gern herabſtimmen und vollſtändig befriedigt ſein, wenn ich in jeder Kategorie auch nur ein einziges Beiſpiel fände, an dem ich nichts auszuſetzen vermöge (S. 709). Haben ſie vielleicht vorbeugen wollen? Es wäre ihnen gewiß ſehr geſund, wenn man dieſe Muſterung einmal vornehmen wollte. Aber ich mag mich dieſer Mühe jetzt nicht unterziehen. Ich will lieber aus allen Kategorien einige Fälle, und zum guten Teil ſolche, die ſcheinbar für meine Gegner noch günſtig liegen, herausnehmen und beleuchten, um damit ein- für allemal einen Maßſtab für die Zuverläſſigkeit ihrer endloſen Sammelfrüchte zu geben. Ich bemerke, daß ich mich immer auf das eine von den

Verfassern citierte Argument beschränke und die andern Gründe, die regelmäßig daneben noch vorliegen, unerwähnt lasse.

Ich bin natürlich nicht in der Lage, die zahlreichen Beispiele, die die Verfasser mit besonderer Beflissenheit aus der Beowulfkritik beigebracht haben, zu kontrollieren. Verglichen habe ich sie alle und wenigstens das konstatiert, daß auch hier überall neben dem einen von Jellinek und Kraus herausgegriffenen Argument für Müllenhoff und ten Brink noch andere Gründe maßgebend gewesen sind, wenn sie eine „Kontamination" annehmen. Nur in einem Falle scheint sich ten Brink auf einen Beweis, eine „Lücke in der Darstellung" (S. 63, Jellinek und Kraus S. 695 f.) zu beschränken; ich nehme an, hier wird ein besonderer Grad von Unwahrscheinlichkeit und Zusammenhangslosigkeit der Erzählung vorliegen.

In Bezug auf die Beispiele, die Jellinek und Kraus von S. 695 an zunächst anführen, sei folgendes bemerkt. Ich habe die Kategorien, die sie S. 692—703 in ihrem früheren Aufsatz aufgestellt haben, mit keinem Wort angegriffen. Ich sprach von ihren „Beispielen" und den „Widersprüchen", von denen „nicht wenige sich bei näherem Zusehen in nichts auflösen" (S. 674). Sie haben also, das war es, was ich sagte, die Beispiele zu ihren Kategorien schlecht ausgewählt, die meisten von ihnen würden in einer ernsthaften Kritik kaum eine Rolle spielen. Das schließt natürlich nicht aus, daß eine große Zahl darunter auch erfahrenen Kritikern unter Umständen als beweiskräftiges Argument für eine Interpolation, nur nicht für sich allein, dienen würde.

Hiernach bitte ich nun meine Gegner sich zunächst den auf S. 695 angeführten Fall „Lachmann zu Nibelungen 1439—1444" noch einmal anzusehen. Es ist die Kategorie, wo der Dichter seinen Personen eine Kenntnis beilegt, die sie eigentlich nicht haben können. Die vorliegende Stelle indes beweist nur, wie mechanisch die Verfasser ihre Beispiele benutzen. Wenn Lachmann sagt: „und doch melden sie (die Boten) von der berathung das was ohne zweifel am sorgfältigsten vor ihnen verborgen ward", so will er damit die ganz besondere Unwahrscheinlichkeit dieses Falles hervorheben. Denn thatsächlich handelt es sich hier um ein Wissen, das die Boten gar nicht haben dürfen, weil es ja Krimhild mißtrauisch machen mußte und in Widerspruch steht mit Strophe 1685.

Jellinek und Kraus empfehlen mir dann (S. 696) zu meiner „weiteren Einübung" die Bemerkungen Lachmanns zu Nibelungen 375, 396, 576 zu lesen. Vorderhand würde ich ihnen rathen, sie lieber selbst noch einmal zu lesen, sie würden dann merken, daß sie sich schon wieder einmal recht böse versehen haben. Sie meinen nämlich, ich könnte einwenden, Lachmann hätte diese Strophen ja

gar nicht „bemängelt“. Leider aber hat Lachmann dieſe Strophen „bemängelt“, er hat ſie mit den dazu gehörigen für unecht erklärt, ſeine ganze Argumentation läuft darauf hinaus. Es iſt demnach doppelt zu bedauern, daß Jellinek und Kraus den wahren „Grund, weshalb“ ſie dieſe Fälle „doch anführen“, nicht angeben. Ich wäre wirklich neugierig, auch einmal von ihren „tieferen Gründen“ zu hören. Im übrigen gehören dieſe Fälle gar nicht unter dieſe Kategorie, es handelt ſich hier gar nicht um ein nicht motiviertes Wiſſen, ſondern um einen Widerſpruch in der Annahme einer Thatſache, und zwar einer ſehr wichtigen. Die Frage, ob Siegfried Brünhild ſchon vor ſeiner Fahrt nach dem Iſenſtein gekannt hat, findet in dem vierten und fünften und andererſeits dem ſechſten Lachmanniſchen Liede eine verſchiedene Beantwortung. Lachmann erblickt in dieſer Variation der Auffaſſung verſchiedene „Verſuche, der unverſtändlich gewordenen fabel durch unſchuldige oder wenig genügende zuſätze nachzuhelfen“. Jedenfalls iſt die Frage von ganz anderer Art und ganz anderer Wichtigkeit als was Jellinek und Kraus mit ihrer gegenwärtigen Kategorie im Sinne haben. Übrigens ſind für die Beanſtandung der Strophen 396 f. wieder neue Gründe maßgebend.

Nibelungen 346 (Jellinek und Kraus S. 696) erklärt Lachmann innerhalb der umgebenden Strophe überhaupt nicht für interpoliert. Er fragt nur zweifelnd, „ob dieſe ſtrophe“ vielleicht „noch jünger“ ſei. Er deutet ſogar an, was ſich zu ihrer Verteidigung ſagen läßt.

Nibelungen 18 (Jellinek und Kraus S. 699) beanſtandet Lachmann nicht allein, weil der Inhalt Strophe 47 „zum zweiten mahl“ kommt, ſondern auch aus Stilgründen.

Nibelungen 896 verwirft wieder Lachmann innerhalb der dazu gehörigen Strophe gar nicht. Er fragt nur, ob „dieſes geſetz vielleicht noch neuer iſt“. Alſo der eine Grund reicht ihm für die Atheteſe nicht aus.

Kategorie: Unmotivierte Nichtbeachtung der Rede eines andern (S. 700). Nibelungen 675 bleibt Brunhilds Frage gar nicht unbeachtet. Günther ſagt ja ausdrücklich (676, 1), er wolle ſie beantworten. Aber das Auffallende iſt, daß er etwas erwidert, wonach zunächſt gar nicht gefragt iſt. Das iſt es, was Lachmann hervorhebt. Ebenſo Nibelungen 812 thut Ortwin, als wenn Günther etwas ganz anderes geſagt und von der Stärke Siegfrieds geſprochen hätte. Das iſt doch weſentlich ſchlimmer, als wenn er die Worte nur „unbeachtet“ gelaſſen hätte. Auch Nibelungen 1136 hat ſich Rüdiger über Nichtbeachtung ſeiner Rede keineswegs zu beklagen. Die Antwort iſt nur, wie Lachmann hervorhebt, „auf eine ſehr ungeſchickte weiſe unter die beiden brüder vertheilt, nur damit beide etwas ſprechen“. Auch das iſt danach ein ganz verſchiedener Fall.

Rubrik: Unmotivierte „Sinnesänderung“ (S. 700). Kudrun 1509 ff. liegt die Sache doch etwas anders als es nach dem Citat von Jellinek und Kraus scheint. „Kudrun,“ sagt Müllenhoff (S. 74), „weigert sich ihr (Gerlinde) zu helfen 1509.“ Gleichwohl sucht sie sie Strophe 1520 vor Wate zu schützen, indem sie vorgiebt, sie sei nicht da. Aber diese Notlüge ist ebenso thöricht wie Wates Erkundigung selbst unverständlich, da er Gerlinde, worauf Müllenhoff ausdrücklich hinweist, schon Strophe 1510 „gewahr“ geworden ist. Das heißt hier nach dem Zusammenhang doch offenbar, und auch Müllenhoff faßt es so auf, er hatte sie als Gerlinde erkannt.

S. 702 f. kommen Jellinek und Kraus zu den Erscheinungen, die ich „Lappalien“ (S. 676) genannt hatte. Es sind die Fälle, wo der Dichter sich im Ausdruck vergriffen hat, ohne daß der Sinn dadurch berührt würde. Sie verweisen mich auf Lachmann zu Nibelungen 39. Dies Beispiel paßt deswegen nicht, weil es sich hier nicht um einen einzelnen Ausdruck, sondern um einen ganzen Satz, einen ganzen Gedanken (39, 4) handelt, den Lachmann entweder zu „allgemein“ oder zu „unbestimmt“ findet, was für den Sinn doch nicht gleichgiltig ist. Mit dem folgenden Beispiel Nibelungen 197 steht es nicht anders. Lachmann beanstandet die Strophe unter anderem wegen der Worte „dô wären ouch die Sahsen mit ir scharn komen.“ Er meint, „was brauchen die Sachsen zu kommen? Siegfried und der Burgunden scharmeister führen ja alle zu ihnen.“ Jellinek und Kraus erwidern (S. 703), wenn man „komen“ nicht prägnant fasse oder annehme, daß der Dichter mit dieser Strophe den Standpunkt wechsele, fiele der Widerspruch fort. Aber Lachmann meint, die Sachsen bewegten sich überhaupt nicht vom Platze, da ja ausdrücklich erzählt wird, daß das Heer der Burgunden sie aufsucht (194, 2. 198). Das ist doch, in seinem Sinn, ein recht ernsthafter Widerspruch. — Zu Nibelungen Strophe 771 bemerkt Lachmann, es scheine nicht passend, daß „statt des Kirchganges“ gesagt werde „ze hove gên“. Jellinek und Kraus dürften die ersten sein, die zwischen den Vorstellungen „zur Kirche gehn“ und „zu Hofe gehn“ keinen größeren Unterschied finden als zwischen „einen Brief eröffnen“ und „einen Brief erbrechen“.

Als Beispiel für „Brachylogie“ des Ausdrucks führen sie (S. 706) an Nibelungen 6, 4 mit Lachmanns Bemerkung (S. 7): „als der dichter sagte, sie starben durch zweier königinnen haß, war ihm da nicht deutlich daß eine von ihnen die schwester war, die er eben zu beschreiben sich gequält hatte?“ Was wollen Jellinek und Kraus eigentlich? Lachmann verwirft die Worte „von zweier edelen frouwen nît“ nicht, weil sie eine Brachylogie enthalten, sondern weil sie zu unbestimmt und unbezeichnend sind, denn der Dichter

hätte die Schwester direkt nennen müssen. Das sind doch zwei ganz verschiedene Dinge. Im übrigen möchte ich wissen, wo in dem Ausdruck „zweier edelen frouwen" überhaupt eine Brachylogie steckt.

Ebenso steht es mit dem folgenden Beispiel Nibelungen 763, 3: „ich hôrtes jehen beide, dô ichs êrste sach" (vgl. Lachmann Nibelungen 375). Jellinek und Kraus fragen, „was hindert uns, von Niejahrs Brachylogie Gebrauch machend, zu interpretieren: als ich Siegfried wiederum und Günther zuerst sah? Nichts anders als die Worte selbst verhindern es. Brachylogischen Ausdruck darf man doch nur da annehmen, wo der Sinn unmittelbar und zwingend darauf führt. Aber wie soll man dem Wort êrste nach dem Zusammenhang hier ansehen, daß darin der Sinn steckt: „den einen wiederum, den andern zuerst?"

Es sei an den angeführten Beispielen genug. Das also ist die Verteidigung, die Jellinek und Kraus mit so überlegenem Bewußtsein meinen Einwänden entgegenstellen, das ist der wahre Sachverhalt gegenüber dem „großen Mißverständnis", dessen ich mich schuldig gemacht haben soll. Es wird nun vielleicht doch auch ihnen selbst klar geworden sein, daß sie ihre Sache nur noch schlimmer gemacht haben. Ich habe nie gesagt, die Kritik bediene sich derartiger Widersprüche, deren sie in ihrem ersten Aufsatz S. 692—715 gedenken, überhaupt nicht als Argument oder dürfe sich ihrer nicht bedienen. Und jetzt kommen sie und überschütten mich mit einer Flut von Beispielen, um mir zu beweisen, was ich nicht bestritten habe, daß Lachmann, Müllenhoff, ten Brink neben anderen Argumenten auch Erscheinungen dieser Art heranziehen, um eine Stelle als unecht zu kennzeichnen. Und damit nicht genug. Wie bei ihrem ersten Aufsatz zeigen sie auch hier wiederum eine Fahrlässigkeit in der Sammlung ihrer Belege, die nicht einmal die elementarsten Forderungen der äußeren Korrektheit immer erfüllt. Sie versehen und verlesen sich, sie verstehen oft nicht einmal die Argumente, die sie als Beweis anführen, und über allem, sie lassen, wo es darauf ankommt, die einfachsten Gesetze der Interpretation außer Augen.

Eine Frage ist aber nun doch wohl erlaubt: Was haben Jellinek und Kraus denn eigentlich mit ihrem ersten Aufsatz gewollt? Sind sie wirklich der Meinung, die Kritik solle sich der von ihnen rubrizierten „Widersprüche" überhaupt nicht bedienen? Sie solle, wenn schon andere verdachterregende Momente vorliegen, nicht auch hinweisen dürfen auf eine Diskrepanz in einem Nebenumstand, auf sprachliche und stilistische Anomalien? Ich wage ihnen eine solche Absurdität nicht zuzutrauen. Aber was haben sie dann gewollt? Sie lassen die Vertreter der „Liedertheorie" aufmarschieren, sie nehmen ein Beispiel nach dem andern aus ihren Argumentationen heraus und zeigen es mir, losgelöst

von ſeinem Zuſammenhang, als corpus delicti vor. Aber was die Hauptſache iſt, darüber hüllen ſie ſich nach wie vor in ein feierliches Schweigen: wie ſoll man verfahren, wenn die Widerſprüche ſich an einer Stelle häufen, ſtehen auch dann noch verſchiedene „Möglichkeiten“ für die Erklärung offen, wenn Anſtöße ihrer Art von anderen inhaltlichen Diſſonanzen begleitet ſind, oder hat man dann, wenigſtens unter Umſtänden, in der Vereinigung ſolcher befremdenden Momente die Spuren einer andern Hand zu erblicken, und wann?

Aber dieſe Frage iſt vielleicht vorwitzig Männern gegenüber, die ſolche Dinge nicht von Fall zu Fall, ſondern generell zu entſcheiden gewohnt ſind. Sie ſagen freilich am Schluß ihres erſten Aufſatzes (S. 716) ſehr vorſichtig, ſie hielten es „für unrichtig, daß die Widerſprüche in Volksepen faſt ausſchließlich aus der Kontamination verſchiedener Angaben erklärt werden, während andere gleichberechtigte Möglichkeiten beiſeite bleiben“. Aber wie ſie eigentlich denken, verrät ihr Hinweis auf Denis Piramus und Konrad von Würzburg nur zu deutlich (ebenda). Einen prinzipiellen Unterſchied zwiſchen dem Zuſtandekommen von Kunſt- und Volksdichtungen giebt es ja nach ihrer Anſicht nicht. Nun iſt es unmöglich, „einzig und allein auf Grund des deutſchen Gedichtes nachzuweiſen, welche Widerſprüche von Konrad herrühren, welche von Denis Piramus, welche von den Quellen des letzteren u. ſ. w. Und doch werden ſolche Verſuche, deren Ausſichtsloſigkeit in dieſem Falle niemand leugnen wird, in andern Fällen unbedenklich gemacht“. Dies in ſeiner Konſequenz genommen und angewandt auf Volksdichtungen heißt das, wir können zwar auf Grund von Widerſprüchen ſo viel erkennen, daß verſchiedene Quellen und Bearbeitungen einem Gedicht zu Grunde liegen, aber darüber hinaus iſt uns alles verſchloſſen, eine Einſicht in den Entſtehungsprozeß des Dichtwerks ſelbſt können wir nicht gewinnen. Damit wäre denn die Kritik aus einer ihrer wichtigſten Poſitionen gedrängt. Und „auch die Berechtigung von formalen Kriterien iſt noch erſt zu erweiſen“. Sie hätte ſich dann allenfalls auf das Gebiet gewiſſer ſtofflicher Kriterien zurückzuziehen und zu ſehen, was ſich etwa aus der Unterſuchung der allgemeinen Fragen, wie ſie im Volksepos eine Rolle zu ſpielen pflegen, der religiöſen, der ſozialen, der Kulturverhältniſſe und ähnlicher Erſcheinungen gewinnen läßt. Wo aber auch ſolche Kennzeichen nicht vorliegen, da heißt es verzichten, da iſt die Kritik depoſſediert. Mögen inhaltliche Diſſonanzen ganz offenbar ihre Riſſe und Spalten durch das Gefüge der Kompoſition ziehen, wir dürfen das Inſtrument nicht einſetzen, um den Verſuch der Zerlegung zu machen. Das Beiſpiel von „Partonopier und Meliur“ ſteht warnend davor. Der Trugſchluß liegt ja freilich auf der Hand. Denn ſelbſt zugegeben, es beſtehe in Wirklichkeit kein Unterſchied zwiſchen der Art,

wie Volks- und Kunſtepos ſich bilden — ein Satz, den ich nach wie vor beſtreite —, iſt denn damit geſagt, dieſer Werdeprozeß müſſe immer und überall derſelbe ſein? Er wird in einigen Fällen komplizierter, in anderen einfacher und dementſprechend bald ſchwerer, bald leichter nachweisbar ſein. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß die Analyſe der Odyſſee auf Grund der Kompoſition ſelbſt eine leichtere Aufgabe iſt als die der Ilias. Aber ein ſolches Sondern und Trennen der Probleme liegt nicht im Plan von Jellinek und Kraus. Sie drücken ſich mit ſcheinbarer Reſerve aus, aber ihr vermeintliches thatſächliches Ergebnis laſſen ſie deutlich genug durch dieſe Zurückhaltung hindurchblicken. Fortan alſo, wenn die Götter nicht beſonders günſtig ſind, werden ſolche Gegenſtände der Forſchung wie die Nibelungen-, die Kudrunfrage gänzlich aus der Wiſſenſchaft verſchwinden und man wird ſich ein für alle Mal bei einem reſignierten ignorabimus beruhigen müſſen.

Nun iſt die kritiſche Methode gewiß nicht ein Inſtrument, bei deſſen Gebrauch nicht auch der Meiſter einmal Fehler begehen könnte. Lachmann mag mit der allzuſcharfen Abgrenzung des Echten und des Unechten im Nibelungenliede oft geirrt haben, Müllenhoffs Kudrunanalyſe mag vielfach anfechtbar ſein. Über all dieſe Dinge ſteht mir kein Urteil zu, und überhaupt handelt es ſich hier gar nicht um die Frage, wie man über einzelne kritiſche Leiſtungen und Reſultate zu denken hat, ſondern nur um die Prinzipien. Auch die Methode der Kritik ſelbſt wird einer Vervollkommnung fähig ſein, ſie wird an der Verfeinerung ihrer Werkzeuge, der Vervielfältigung ihrer Mittel und Geſichtspunkte arbeiten.

Sind Jellinek und Kraus die Männer, ſich als Wegweiſer in ſolcher Sache aufwerfen zu können? Sie halten mir (S. 710) die Bemerkungen Lachmanns zum 20. Liede (S. 253) vor: „Was ich jetzt als ein einziges lied gebe, hielt ich früher für mehrere. gegner meiner anſicht können hier lernen wie ſie ſollte bekämpft worden ſein.“ „Und nun“ ſo ſagen ſie, „ſetzt er auseinander, warum die von ihm früher zur Scheidung verwendeten Kriterien nicht ſtichhaltig ſeien: und dabei bedient er ſich ganz derſelben Methode, die auch wir geübt haben“ (S. 710). Alſo wirklich, derſelben Methode? Man leſe ſolche Stellen bei Lachmann (S. 253): „es iſt jedes mahl beſonders zu unterſuchen ob dergleichen ſchlüſſe und anfänge, wie Nib. 1582, einzelnen liedern angehören, oder nur nachahmung der art einzelner lieder ſind, wie im Parzival.“ Oder (S. 254): „Allein dieſe geringen unebenheiten, die dem hörer etwas guten willen zumuten, kommen nicht in betracht gegen die überdachte und wohl gegliederte anlage dieſes gedichts, wenn man es als ein ganzes nimmt.“ Alſo Lachmann verlangt Individualiſierung, beſondere

Unterſuchung jedes einzelnen Falles, er ſieht von „geringen Unebenheiten“ ab, wo ſie kompenſiert werden von der Anlage des Ganzen. Und damit vergleiche man die Vorrede S. 2: „Wer nun behaupten will, das buch von den Nibelungen habe einer nach einem oder mehreren liedern gedichtet, der darf nicht ſagen .ich glaube das weil es doch möglich iſt, und weil wir ſo auf eine großartige weiſe die innerliche einheit und die äußere vielheit retten', ſondern er muß mit gefühl und fleiß ſich in das innere des werks vertiefen und das eigenthümliche ſeines einen dichters, wie es ſich durch das ganze ziehe, vorweiſen, daneben aber das beſondere und bezeichnende des einen urſprünglichen oder jedes der mehreren zum grunde gelegten oder eingefügten lieder. Einer ſo ſchweren beweisführung muß ſich unterziehen wer meiner vermutung auf mehrere dichter die andere vermutung, das ganze ſei nur eines einzigen werk, ehrlich entgegenſtellen will.“ Man erwäge endlich, welche Geſichtspunkte Lachmann bei ſeiner Kritik leiten, die Sage mit ihren mannigfachen abweichenden Zügen, die eigentümliche Art unſers Epos im Vergleich zu anderen mittelhochdeutſchen Gedichten, der individuelle Ton und die beſondere Auffaſſung der einzelnen Lieder, die Verskunſt, die Eigenart der Darſtellung, der Sprache, und nicht zum letzten ein durch intimes Einleben in Geiſt und Form des Gedichts geſchärftes Feingefühl für das Echte und Urſprüngliche, für das Falſche und Nachgeahmte, das alle Beweiſe „unterſtützen muß“ (S. 6). Das iſt Lachmanns Methode.

Damit vergleiche man nun — wenn ein ſolcher Vergleich geſtattet iſt! — die „Methode“ von Jellinek und Kraus. Sie raffen ihre Fälle von Widerſprüchen unterſchiedslos aus den verſchiedenartigſten Schriftſtellern zuſammen, ſie reißen ſie aufs geratewohl und kritiklos aus ihrem Zuſammenhang und ſtellen ſie, nach äußeren Rubriken geordnet, dutzendweiſe wie unbenannte Größen nebeneinander, höchſtens eine flüchtige Bemerkung hinzufügend, wie der Widerſpruch aus der Quelle erklärt werden könne. So geht es in endloſer öder Aufzählung fort. Dann am Schluß addieren ſie und ziehen das Facit. Kann man äußerlicher, kann man mechaniſcher und unmethodiſcher verfahren! Sind die Dichter, ihre Art, der inhaltliche Zuſammenhang, der Sprachcharakter überall gleich? Was beweiſt ein Fall von Unregelmäßigkeit der Darſtellung bei Heinrich von Veldeke, bei Konrad von Würzburg oder gar im Beowulf oder in einem altfranzöſiſchen Gedicht für einen meinetwegen ähnlichen Fall im Nibelungenliede? Für die Verfaſſer giebt es ſolche Bedenken nicht, ſie legen die Schablone ihrer Kategorien auf und alles, was äußerlich angeſehen zu ihnen paßt, wird als „gleichartig“ geſtempelt Wie ſich damit ihr philologiſches Gewiſſen abfindet, iſt ihre Sache. Aber

andere werden das Recht haben, sich gegen diese Art von Methode zu erklären.

Man mag sich eine solche rechnungsmäßige Zusammenstellung bei den rein äußeren Widersprüchen in Namen-, Zahl-, Zeitangaben und ähnlichen Dingen noch einigermaßen gefallen lassen. Aber bei der großen Masse der Fälle, mit denen Jellinek und Kraus es zu thun haben, den Sprüngen und Härten der Motivierung, der Darstellung, spricht ein solches Verfahren jeder ernsten wissenschaftlichen Methode Hohn. Ich habe vorher einige Proben gegeben, was alles die Verfasser bei Lachmann und Müllenhoff „gleichartig" mit ihren Beispielen finden. Eine Durchvergleichung aller von ihnen angeführten Parallelen würde zweifellos den handgreiflichen Beweis liefern, wie kläglich eine so äußerliche Art, sprachliche Erscheinungen in eine feste Schablone zwängen zu wollen, an der lebendigen Individualität jedes einzelnen Falles zu Schanden wird. Hier herrscht nicht die Formel, sondern die Interpretation. Es ist freilich bequemer, die Kategorientafel aufzuschlagen, als in mühsamer Prüfung die Faktoren der Eigenart des Autors, seines besonderen Sprachgebrauchs, des inhaltlichen Zusammenhangs, aller der sonst in Betracht kommenden individuellen Nüancen abzuwägen und nach Wert und Bedeutung zu bestimmen.

Man nehme folgendes Beispiel. Jellinek und Kraus haben eine Gattung von Widersprüchen, die auch in Kunstdichtungen vorkommen, entdeckt „unmotivierte Nichtbeachtung der Rede eines andern". Ein „gleichartiger" Fall, so behaupten sie, findet sich im Nibelungenlied 1021 f. Ergo: Lachmann hat Unrecht, wenn er wegen einer solchen „Nichtbeachtung" die Strophen 1021 f. verwirft. Und damit ist die Sache für sie erledigt (S. 700). Wie verfährt dagegen Lachmann? Es handelt sich um die Scene, wo nach dem Tode Siegfrieds Kriemhild ihre Verwandten bitten, Sigmund nicht zu begleiten, sondern bei ihnen zu bleiben. Giselher fordert sie auf, damit ihr Hagen nicht vor Augen käme, „bei ihm zu sein". Sie giebt noch keine bestimmte Antwort. Dann folgen die beiden von Lachmann beanstandeten Strophen 1021 f., in denen Ute, Gernot und die andern „getreuen Verwandten" sich diesen Bitten mit neuen Gründen anschließen. Darauf heißt es dann Strophe 1023: si (nämlich Kriemhild) lobete Giselhêre si wolde dâ bestân. Also Lachmann fällt hier, wie natürlich, auf, daß, nachdem „Gernot zuletzt gesprochen, auch Ute und die übrigen nach Geiselher", dennoch „folgt si lobete Giselhêre, ohne daß von ihm etwas besondres gesagt wird". Selbst wenn er sich mit diesem allgemeinen Argument begnügte, könnte man noch nicht so ohne weiteres sagen, das sei voreilig. Denn vielleicht liegt hier der Fall doch eigenartig, und jedenfalls liegt er wesentlich anders als in den Beispielen, die Jellinek und Kraus in ihrem ersten Aufsatz (S. 700 f.) an-

führen. Aber Lachmann begnügt sich gar nicht damit. Er sieht sich, wie gebührend, näher an, was denn eigentlich Gernot, Ute und die andern sagen. Er findet Gernots Worte unpassend, besonders unangebracht aber „ein allgemeines Flehen" der erwähnten Personen in der gegebenen Situation. Es kommt hinzu, Gernot begegnet „in keiner echten Strophe dieses Liedes", so wenig wie die Mutter „als Trösterin ihrer Tochter". Diese Erwägungen zusammengenommen bestimmen Lachmann, die Strophen 1021 f. für interpoliert zu erklären. Man kann den Unterschied zwischen der Schablone und einer strengen wissenschaftlichen Analyse nicht besser veranschaulichen.

Und mechanisch wie ihre ganze Auffassung vom Wesen der Kritik ist auch die Rolle, welche die „Contamination" bei ihnen spielt. Sie tritt auf als ein fester, unveränderlicher Begriff, in dem es keinen Art- und Gradunterschied giebt. Als wenn das Zusammenwachsen ursprünglich selbständiger größerer Dichtungselemente und die erweiternde Zudichtung nicht ganz heterogene Dinge wären, als wenn selbst die Interpolation je nach ihrem Umfang und ihrer Tendenz in sich nicht wieder wesentliche Abweichungen zeigte. Die Verfasser behaupten in ihrem früheren Aufsatz (S. 684), sie hätten bei der Auswahl ihrer Beispiele „stets auf die Kriterien Rücksicht genommen, nach denen die höhere Kritik einheitlich überlieferte Werke in mehrere zu zerlegen pflegt". Aber man zeige mir einen Fall, wo Lachmann in seiner Nibelungenkritik lediglich auf Grund solcher Kriterien, wie Jellinek und Kraus sie zusammenstellen, das heißt auf Grund von Widersprüchen in vereinzelten Nebenumständen oder stilistischen Unebenheiten verschiedene, ursprünglich selbständige Lieder annehmen. Sie werden mich vielleicht auf Lachmanns Bemerkungen zu Nibelungen 375 verweisen: „das fünfte und das vierte lied mit seinen zusätzen werden nur unter voraussetzung eines früheren verhältnisses zwischen Siegfried und Brünhild verständlich", nach dem sechsten Lied aber hat Brünhild Siegfrieden nicht eher als Günthern gesehen, „und zwar geschah es da wo sie sich Günther (dem wahren oder dem verstellten) ergab; so daß das sechste lied nicht den inhalt des vierten und den des fünften neben einander gelten läßt". Jellinek und Kraus stellen nämlich, wie wir schon sahen, diesen Fall den Beispielen gleich (S. 696), die sie unter ihrer Kategorie „unmotivierte Voraussetzung eines Wissens" brachten. Sie wollen also andeuten, die Schlüsse, die Lachmann aus dem verschieden angenommenen Verhältniß Siegfrieds zu Brünhild zieht, seien voreilig, da dergleichen Widersprüche auch bei Kunstdichtern vorkämen. Welche Anschauung verrät das! Ich will einmal davon absehen, daß ja ihre unter dieser Kategorie angeführten Beispiele aus der Kunstpoesie (S. 692 f.) — die zum Teil noch dazu falsch sind — gar keine Verwandtschaft haben

mit unſerem Fall. Aber möchte das auch ſein, ſo könnte doch von einer „Gleichartigkeit“ nicht entfernt die Rede ſein. Dort, bei den Stellen aus Konrads Partonopier (S. 692 f.), handelt es ſich um belangloſe Unregelmäßigkeiten der Darſtellung. Der Dichter hat vergeſſen zu erzählen oder er läßt es uns ergänzen, wie ſeine Perſonen zur Kenntnis eines einzelnen Umſtandes gekommen ſind, der im übrigen für den weiteren Verlauf der Handlung gänzlich bedeutungslos iſt. Hingegen in dem Fall aus den Nibelungen haben wir es mit zwei grundverſchiedenen Vorausſetzungen für die Sage ſelbſt zu thun. Die Frage, ob Siegfried Brünhild früher ſchon gekannt hat oder nicht, iſt von entſcheidender Wichtigkeit für die ganze Auffaſſung und Geſtaltung des folgenden Konflikts. Nun iſt es freilich gewiß, es kommen auch in Kunſtdichtungen unter Umſtänden Widerſprüche ſo fundamentaler Natur vor und folglich wäre es falſch, wenn man an unſerer Stelle lediglich aus der einen Diſſonanz, mag ſie noch ſo ſchwer ſein, ſchon auf verſchiedene Lieder ſchließen wollte. Auch hat Lachmann noch andere Gründe. Aber welche Anſchauung gehört dazu, eine Erſcheinung von dieſer Art und Bedeutung auf gleiche Stufe ſtellen zu wollen mit den unſchuldigen Fällen aus dem Partonopier, wo Frekel in belangloſer Weiſe von Dingen plaudert, die ſie genau genommen eigentlich nicht wiſſen dürfte. Aber bei Jellinek und Kraus iſt nun einmal eine Contamination gleich der andern und ſie zeigen damit nur wieder von neuem, wie wenig ſie berufen ſind, über Probleme entſcheidend mitzuſprechen, über die ſie ſich mir gegenüber in einem ſo hohen Ton auslaſſen.

Jellinek und Kraus berufen ſich (S. 708 Anmerkung) auf Cauers „Grundfragen der Homerkritik“; man ſehe, meinen ſie, auch in der klaſſiſchen Litteratur mache ſich „dieſelbe Reaktion“ gegen die Kritik „geltend wie auf germaniſtiſchem Gebiet“. Cauer iſt kein Gegner der Kritik, er bekämpft nur die Einſeitigkeiten in ihrer Anwendung. Ohne Frage enthalten ſeine Gedanken und Anregungen ſehr viel beherzigenswertes. Aber gerade der Abſchnitt über die „Homeriſche Kompoſition“ und die in ihr ſich findenden Widerſprüche geben zu manchen Einwendungen Anlaß. Man kann nun einmal dieſe Frage nicht für ſich und nicht unter allgemeinen Geſichtspunkten behandeln. Was hilft es durch Zeugniſſe und Analogien ſich immer von neuem das längſt Bekannte zu beſtätigen, daß ſachliche Disharmonien auch bei andern Dichtern vorkommen, man ſteht doch im einzelnen Falle immer wieder vor der Frage, ob ein Widerſpruch an einer beſtimmten Stelle innerhalb einer Kette beſonderer Bedingungen einem und demſelben Dichter zugetraut werden kann oder nicht. Auch kann man Homer nicht an Goethe und Schiller meſſen. Immerhin ſucht aber

doch Cauer seine Aufschlüsse über die inhaltlichen Anomalien im Homer vorwiegend aus dem Homer selbst zu gewinnen und an diesem Maßstab die Ansätze und Entscheidungen der Kritik zu prüfen. Und dies ist in der That die einzige Methode, sich mit der kritischen Forschung auseinanderzusetzen, indem man ihre Ergebnisse auf der Grundlage des behandelten Werkes im einzelnen untersucht und widerlegt. Hätten meine Gegner diesen Weg genommen, hätten sie Lachmanns Nibelungen- oder Müllenhoffs Kudrunanalyse unmittelbar zum Gegenstand ihrer Kritik gemacht, es wäre Sache der „Fachmänner" gewesen sich damit abzufinden, und ich für meine Person hätte weder Beruf noch Veranlassung gehabt mich darein zu mischen.

Aber dieser mühevolle Weg der individualisierenden Betrachtung ist heutzutage nicht mehr beliebt. Man glaubt auf dem bequemeren der allgemeinen Argumentation weiter zu kommen, die einen mit dem gewichtigthuerischen Aufwand abstrakter psychologischer Deduktionen, die andern mit einer indirekten Generalabfertigung, den ad absurdum-Beweis durch „gleichartige" Beispiele. Alle diese Versuche indes haben keinen wesentlichen anderen Wert als den symptomatischer Erscheinungen: sie sind lediglich charakteristisch für den Geist ihrer Urheber wie für die allgemeine antikritische Zeitströmung. Darum aber ist die Gefahr nicht geringer, daß diese Art von unphilologischer oder mechanischer Auffassung auf die große Zahl derer, die in diesen Dingen auf ein selbständiges Urteil keinen Anspruch machen können, verwirrend wirke. Dies nach meinem Teil zu verhüten, hatte ich vor den vermeintlichen Resultaten des Aufsatzes von Jellinek und Kraus gewarnt, und ich will es hiermit von neuem gethan haben.

Jellinek und Kraus äußern am Schluß, sie müßten sich „versagen", mir ihre „Ansichten über epische Kritik und ihre Berechtigung in leichtfaßlicher Weise auseinanderzusetzen", diese Zeitschrift sei „kein Organ für University-Extension-Bestrebungen". Sie haben damit ihre „Ansichten" über Wesen und Bedeutung der kritischen Methode selbst so richtig bewertet, daß mir kaum übrig bleibt zu sagen, ich müßte auch für ihre Belehrung danken.

Damit erkläre ich diese Angelegenheit für mich erledigt.[1]

[1] Schon aus redaktionellen Gründen hätte mit diesen Ausführungen die Polemik ihren Abschluß finden sollen. Wenn ich trotzdem der folgenden Entgegnung die Aufnahme nicht versagt habe, so leitete mich dabei das Bestreben, den Lesern der Zeitschrift selbst nichts vorzuenthalten, was sie in die Lage setzen kann, sich ihre eigene Meinung zu bilden. Unser hochgeschätzter Mitarbeiter Herr Dr. Niejahr hat sich durch die Erwiderung zu einer Wiederaufnahme der Polemik nicht veranlaßt gesehen. A. Sauer.

Höhere Kritik und höhere Kritiklosigkeit.

Von Max Hermann Jellinek und Carl Kraus in Wien.

Nicht ohne Besorgnis nahmen wir Niejahrs Erwiderung „Methode und Schablone" zur Hand. Wie sollte die Frist von einigen wenigen Wochen hingereicht haben, um Niejahr all die Lücken stopfen zu lassen, zu deren Ausfüllung ihm die angestrengte Verfolgung höherer Ziele bisher keine Zeit gelassen hatte? Wir mußten also befürchten, Niejahr habe etwas unternommen, was über seine, über menschliche Kräfte überhaupt, weit hinausging. Aber diese Befürchtung blieb, wie wir uns bald überzeugten, hinter den Thatsachen beträchtlich zurück: Niejahr hat gar nichts der Art unternommen, zum wenigsten ist nirgends wahrzunehmen, daß er den Umfang seiner Kenntnisse um etwas erweitert hätte.

Das ist in der That recht betrüblich! Zeigt es doch deutlich, daß er, ungeachtet unserer gegenteiligen Versicherungen und Nachweise, in der Überzeugung beharrt, im Besitze des philologischen Rüstzeugs zu sein, ohne das man Stellen aus altdeutschen Dichtwerken nicht erfolgreich interpretieren kann. Wir würdigen es vollkommen, daß Niejahr diese Selbsttäuschung viel Vergnügen bereiten mag: gleichwohl wird er gut thun, sich möglichst rasch von ihr loszumachen, denn auch in der altdeutschen Philologie gilt der Satz, daß die Erkenntnis, nichts zu wissen, der Anfang der Weisheit ist. Freilich ist's ein schwerer Schritt, zu dieser Erkenntnis vorzudringen. Aber was von unserer Seite geschehen kann, ihm dabei zu helfen, soll gerne gethan werden. Nur möge er es nicht für unfreundlich halten, wenn wir uns bei der Kürze der uns zur Verfügung stehenden Zeit im wesentlichen auf drei Beispiele beschränken.

Den Anfang mögen ein paar Bemerkungen zu den beiden Nibelungenstrophen 1627 und 870 machen, deren Interpretation Niejahr so sehr am Herzen liegt. Wir fassen uns dabei ganz kurz. Es ist im wesentlichen eine Brotfrage. Also:

1. Die Grundlage, das Wichtigste der Nahrung, bildet das Brot. Deshalb kann brôt für „Nahrung überhaupt" gebraucht werden. Das beweisen z. B. die zwei Stellen aus den Nibelungen, die Niejahr anführt, das beweist auch der Ausdruck botenbrôt, der ursprünglich nichts anderes bezeichnete als die Bewirtung, die man dem Boten zu teil werden ließ, u. s. w. 2. Der Begriff „Nahrung" kann aber auch dadurch ausgedrückt werden, daß man den wichtigsten

Teil der festen und der flüssigen Nahrung herausgreift und sie miteinander paart: so kommt brôt unde wîn zur Bedeutung „Nahrung überhaupt". Und da diese Zusammenstellung häufig vorkommt, so nennt man sie eine formelhafte. All dies beweist die Anmerkung Martins zu Kudrun 322, 2, die lautet: „sîn brôt und sînen wîn: darunter ist überhaupt die Nahrung zu verstehen, vgl. 1383, 2. Nibelungen 1627, 2. Biterolf 6305. Virginal 379, 9. 945, 4. 964, 4. 1025, 4. Bewirtung wird mit derselben Formel angeboten S. Oswald 240 (Haupts Zeitschrift 2)." Da Niejahr nicht bemerkt zu haben scheint, daß Martin in dieser Anmerkung außer den Stellen aus Nibelungen und Kudrun auch noch sechs andere anführt, so sehen wir uns gezwungen, eine davon herzusetzen. Nehmen wir gleich die erste: Biterolf 6305 heißt es: sô sol dienen hie mîn hant sô wol sîn brôt und ouch den wîn. Das wird wohl genügen. Und nun zur Stelle Nibelungen 1627, 2, wo Martin und wir mit ihm den Begriff „Nahrung überhaupt" in formelhafter Weise ausgedrückt fanden; hier steht die spîse. daz brôt und ouch den wîn. Das interpretiert Niejahr „das Fleisch, das Brot und auch den Wein". Zur Stütze dieser Übersetzung verweist er auf zwei Stellen in den Nibelungen, wo was in kezzeln. haven unde pfannen bereitet wird, „also doch wohl vorzugsweise Fleisch", spîse genannt ist. Es war nicht gerade nötig, die Nibelungen zu bemühen, um zu beweisen, daß auch das Fleisch spîse genannt werden kann. Hätte Niejahr lieber gezeigt, daß spîse irgendwo ausschließlich das Fleisch, im bewußten Gegensatz zu Brot, bezeichnet, also etwa eine Stelle vorgebracht wie dô was in der spîse zerunnen, si enheten niht wan brôt. Solche Stellen sind uns nicht bekannt: wohl aber bezeichnet spîse im Gegenteil oft nichts als das Brot, so etwa im Gregorius 2717: die Frau setzt dem armen sündære ihre aller beste spîse vor, er aber weist sie zurück, begnügt sich mit einer Rinde von Haberbrot und einem Trunk Wasser und sagt, daß sein sündiger Leib nicht einmal dieser spîse recht würdig wäre. Und der Fischer schilt ihn gleich darauf, als er ihn diese kärgliche Nahrung (die kranken spîse) essen sah. Andere Stellen, wo Brot spîse genannt wird, geben die mittelhochdeutschen Wörterbücher, auch bei Schmeller, Bayerisches Wörterbuch[1] 3, 578 mag Niejahr sich belehren. Solange also spîse in der Bedeutung „Fleisch im Gegensatz zu Brot" nicht nachgewiesen wird, bleibt die einzig mögliche Deutung jener Nibelungenstelle die von Martin und uns gegebene: brôt und ouch den wîn ist „Variation" zu spîse, das heißt man muß übersetzen „den Unterhalt, die Nahrung" (nicht „die Speise, nämlich das Brot und auch den Wein", wie Niejahr uns in den Mund legt, da er mit dem Wort „Variation" nicht den richtigen Begriff verbindet). 3. Man

kann den Begriff Nahrung auch noch auf reichere Art ausdrücken, indem man mehr als zwei Bestandteile derselben herausgreift und nebeneinanderstellt. Dies kann in formelhafter Weise geschehen, wenn die einzelnen zusammengestellten Paare miteinander auch sonst häufig verbunden erscheinen, oder aber in nicht formelhafter Weise. Letzteres ist z. B. der Fall im Parzival 190, 10, wo Wolfram zwölf Brote, drei geräucherte vordere und hintere Schweinsschlegel, acht Käse und zwei kleine Tonnen Wein auftischt. Das erstere findet an der Stelle Nibelungen 870 statt: denn wenn der Dichter, um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit der Nahrung zu geben, sagt brôt unde win. vleisch mit den vischen, so stellt er nichts als zwei häufige Formeln nebeneinander: die Formelhaftigkeit der Verbindung brôt unde win wurde durch die oben gegebene Anmerkung Martins bereits festgestellt, und genau ebenso traditionell ist die Nebeneinanderstellung von vleisch und vische, vgl. Alexander S. 75 und 4037; Credo 2461; Pilatus 147, 13; Eneide 3714 und 3774; Orendel 1550; Iwein 6217; Otto 264, Stellen, die Niejahr zum größten Teil bei Kinzel zu Alexander S. 75 hätte finden können, so wie auch von der Leyen, Glouve S. 134 dieses Paar als Formel Nr. 143 verzeichnet; vgl. noch Deutsches Wörterbuch 3, 1680. Und daß auch die Verbindung der beiden Paare, wie sie in jener Nibelungenstrophe vorliegt, formelhaft ist, zeigt Reinbots Georg 4703 vische, vleisch, win unde brôt. Was folgt aus dem Dargelegten? Wenn im Parzival etwa die Intrigue darauf beruhte, daß bei dem Male 190, 10 keine geräucherten Schweinsschlegel aufgetragen wurden, so würde man sich ohne Zweifel nicht leicht mit der Erklärung abfinden lassen, Wolfram habe vergessen, daß er früher drei vordere und hintere Schweinsschlegel schicken ließ: denn die Erwähnung dieses Gerichts gehört nicht zum Formelbestande der mittelhochdeutschen Poesie. Ganz anders liegt der Fall im Nibelungenlied, denn hier setzt sich die Schilderung aus formelhaft-traditionellen Wendungen zusammen, und solche werden leicht auch gedankenlos, rein mechanisch gebraucht, was wir in unserem Aufsatz über „Widersprüche" mit Beispielen erhärtet haben. Damit sind wir wohl auch der Notwendigkeit überhoben, auf die sonderbaren Vorstellungen, die Niejahr mit dem Begriff „Formel" verbindet, näher einzugehen: eine Formel ist keine Formel, wenn sie in einem Gedichte nur einmal vorkommt, zwei Formeln sind keine Formeln, wenn sie miteinander verbunden werden, und was dergleichen originelle Anschauungen mehr sind: ihrem Besitzer könnte wahrlich nichts schlimmeres begegnen, als wenn man sie, wie er verlangt, ernst nehmen wollte.

Oder besehen wir uns das Beispiel aus Herborts Trojanerkrieg. Das Auffällige liegt hier darin, daß die Griechen von den Trojanern

einen Waffenstillstand auf zwei Monate verlangen, ob ez sin mac, während es später heißt: „da war der Friede, der auf einen Monat abgeschlossen war, zu Ende." Mit dieser Schwierigkeit weiß sich Niejahr rasch abzufinden: man brauche ja nur den Zwischengedanken zu ergänzen, daß den Griechen der Waffenstillstand in der gewünschten Länge nicht zugestanden wurde. Darauf ist zunächst zu bemerken, daß Herborts unmittelbare Vorlage, der Roman de Troie des Benoit de Sainte-More für diese Vermutung nicht den geringsten Anhalt giebt: es heißt hier (16564) Mandons senpres al rei Priant Que trieves nos donge deus meis. Das wird gewährt (16577): A deus meis l'ont fete jurer Et des deuz parz asséurer. Nach einer Zwischenbemerkung, daß die Griechen sich schon nach dem Ende des Friedens sehnten (16828), heißt es an der dem zweiten Passus bei Herbort entsprechenden Stelle (16999): Les trieves furent aconplies, Et deronpues et faillies. Was konnte nun den deutschen Dichter bewegen, hier das neue Motiv hinzu zu erfinden, daß die Trojaner nur die Hälfte der erbetenen Zeit zugestanden? Und wenn, warum hat er das nicht deutlich gesagt, etwa mit Angabe der Gründe, die die Trojaner dazu bewogen? Ist es denn so ganz natürlich, daß ein Autor ein Motiv hinzudichtet, nur um es in gänzlich thörichter und unverständlicher Weise in einem einzigen Wort anzudeuten? Das sind die Erwägungen, die auch Niejahr bei einigem Nachdenken hätte anstellen können, wenn dergleichen zu seinen Gewohnheiten gehörte und seine Abneigung gegen die Lektüre altfranzösischer Dichtungen weniger groß wäre. Statt dessen steift er sich zu Gunsten seiner „Auffassung" darauf, daß nicht gesagt sei, auf wie lange Zeit den Griechen der erbetene Waffenstillstand gewährt wurde. Da es nur Eine Ausgabe des Trojanerkriegs giebt, so giebt es auch für diese Behauptung nur Eine Erklärung: daß Niejahr die Textstelle infolge seines Mangels an Sprachkenntnis einfach nicht verstanden hat.[1] Denn es heißt Vers 10714 f.:

Wir mvzzen haben eine frist
Vnd friede vnde tac
Zwêne mânde, ob ez sin mac,
Biz er werde gesunt.
Sie santen boten; zv stunt
In fride gegeben wart,
Als ir itzvnt sit gelart.
Waz sol vmbe rede mê?

[1] Allerdings stößt ihm das auch bei Stellen zu, wo der Mangel an Sprachkenntnissen keinen Milderungsgrund abgiebt: so wenn er meint, wir hätten (in dieser Zeitschrift 4, 696) von Strophen, die Lachmann als unecht bezeichnete, behauptet, Lachmann habe sie für echt gehalten: er hat wohl den Satz „soweit sie die frühere Bekanntschaft Siegfrieds mit Brünhilde betreffen" für einen bedeutungs-

Die vorletzte Zeile bedeutet nichts anderes als „der Friede, in dem eben oder gerade genannten Ausmaß". Zu dieser, einzig möglichen Übersetzung stimmt auch, daß Herbort es liebt, die Fristbestimmungen für Waffenstillstände mit dieser Formel seinen Lesern mitzuteilen: so heißt es 12520:

Si hizzen flêhen vnde biten
Daz in fride gegeben wart.
Der werte, als ich bin gelart
Vnd ez Dares hât gesprochen,
Vier vnde zwênzic wochen.
Waz sol vmbe rede mê?

Und 11060 erzählt Herbort, daß die Griechen einen Frieden gewährt hätten, aber er wisse nicht auf wie lange Zeit:

Des sît irz vnberiht bliben.
Wen daz ich daz bin gelart,
Daz er lange gegeben wart.
Waz sol vmbe rede mê?

Diese Parallelen, in denen zum Überfluß auch noch die letzte Zeile mit dem Schluß der besprochenen Stelle wörtlich übereinstimmt, lassen über die Richtigkeit der gegebenen Interpretation keinen Zweifel. Auch 7882 heißt als ir vor sît gelart „in der Weise, wie ich es euch früher erzält habe" und 17054 bedeutet der Criechen widervart als mich Itis hât gelart „die Rückkehr der Griechen in der mir von Dictys berichteten Weise". — Somit werden den Griechen zwei Monate gewährt, und später spricht der Dichter von dem einmonatlichen Frieden: und das ist eben der Widerspruch, von dem wir in unserem ersten Aufsatze gesprochen hatten. Konnte denn Niejahr nicht einen des Mittelhochdeutschen halbwegs Kundigen befragen, der ihn vor solchen Schulschnitzern freundschaftlich bewahrt hätte?

Und nun zu Niejahrs Erklärung der Stelle im Parzival.

Der Sachverhalt ist kurz der, daß Parzival Ithers vollständig rote Rüstung angelegt hat (157, 15) und deshalb fortan den Namen „der rote Ritter" führt (170, 6. 176, 20. 202, 21. 206, 16. 218, 4. 221, 6. 276, 4. 276, 21. 278, 25. 280, 9. 305, 11. 307, 18. 309, 16. 315, 11. 383, 23. 388, 8. 389, 4. 389, 29. 392, 20 u. s. w.). Ausdrücklich erwähnt wird Parzivals roter Harnisch zuletzt 179, 21, die rote Decke, der rote Schild und das rote kursit 211, 6.

losen Zusatz gehalten? Oder Bekanntschaft mit Unbekanntschaft verwechselt? Weniger schlimm ists, wenn er in ein paar Fällen Ironie für bare Münze nimmt (und dadurch einmal sogar zur Entdeckung eines Widerspruchs geführt wird, der ihn zu selbständigen Versuchen auf dem Gebiet der höheren Kritik ermuntert): denn die Ironie pflegt ihre besten Reize nicht unverhüllt zur Schau zu stellen.

An einer späteren Stelle dagegen (333, 3) legt er sin lieht wîz isernharnasch an und reitet damit von Artus' Hof fort, nach Bearosche, wo er mit den Belagerten zahlreiche Kämpfe führt als ein ritter allenthalben röt, den seine Gegner den „Ungenannten" heißen (383, 23). Die Erklärung, die Niejahr giebt, läuft auf folgendes hinaus: Parzival hatte zuerst den roten Harnisch an [dann legte er ihn aus unbekannten Gründen ab und kommt in einem lieht wîzen zu Artus]. In diesem lieht wîzen bricht er am nächsten Tage auf [legt ihn aber dann aus unbekannten Gründen wieder ab und zieht, wieder aus unbekannten Gründen, den roten Harnisch neuerdings an] und erscheint im Belagerungsheer als ein ritter allenthalben röt. Warum Wolfram auf diesen wunderlichen doppelten Kostumewechsel verfiel und warum er ihn in so mysteriöser Weise nur durch das Wort lieht wîz vorübergehend andeutete, das darf man bei dieser Erklärung nicht fragen. Zu stützen vermeint sie Niejahr, indem er darauf hinweist, daß Parzival bei Artus ja auch nicht mehr den roten Speer Ithers trage, sondern einen andern. Diese Bemerkung zeigt große Unkenntnis der Realien: denn die Speere, die bei tüchtigem Tjostieren in der Regel zerbrechen, müssen oft durch neue ersetzt werden (wie denn auch Parzival Ithers roten Speer sowohl 174, 20. 175, 1 als auch 262, 18 eingebüßt haben konnte: deshalb nimmt sich ein Ritter wie Gawan, dem diese Thatsache besser bekannt war als Niejahr, auf eine längere Fahrt ein ganzes Dutzend Speere mit (nebst drei Schilden und sieben Pferden, Parzival 335, 12, vgl. 349, 19. 361, 8. 375, 27. 384, 30). Daß er auch zwölf Harnische gehabt habe, erzählt Wolfram nicht, ganz natürlich, da diese schwereren Beschädigungen nur in Ausnahmsfällen ausgesetzt waren und selbst dann noch immer wieder ausgebessert werden konnten, was bei Speeren, Schilden und Rossen zum Teil nicht der Mühe wert und zum Teil unmöglich war. Diese Bemerkung nur nebenbei, damit Niejahr nicht bei jedem Speerwechsel, von dem er in Zukunft günstigenfalls liest, einen Kleiderwechsel, den der Dichter nur nicht erzählt habe, hinzu ergänzt. Und endlich, da wir nun einmal bei den Waffen sind: Parzival trägt bei Artus gar keinen „lichtweißen" Harnisch! Allerdings hat Niejahr richtig gesehen, daß lieht unserem „licht" und wîz unserem „weiß" entspricht: und doch ist ein lieht wîz isernharnasch kein „lichtweißer"! Man müßte denn für wahrscheinlich halten, daß Beowulfs Helm gleichfalls weiß war, daß die Angelsachsen helle, weiße Tage, einen weißeren Himmel und eine weißere Erde kannten, daß Sifried die heilige Maria als „weißer Edelstein, leuchtende Jungfrau" anredete, oder nach der älteren Edda Heimdallr der weißeste der Asen und Svanhildr weißer als der glänzende Tag war oder daß die Esche Yggdrasill mit weißem Wasser begossen wurde. Was Wolfram

hier unter wiz verstand, geht z. B. aus einer Stelle seines Willehalm deutlich hervor, wo die Krieger ihre Harnische wiz machent: das bedeutet nicht etwa, wie Niejahr wohl übersetzen würde, daß sie dieselben mit weißer Farbe anstrichen, sondern — allerdings weit weniger malerisch — daß sie sie blank machten, von Staub, Schweiß und Blut reinigten (vgl. etwa Wigalois 114, 16 ff.). — Wie Parzival plötzlich zu einem hellstrahlenden Harnisch kommt, da er doch vor- und nachher einen roten trägt, hat sich der Leser wohl schon längst zurechtgelegt: Wolfram hat einfach in dem Moment, wo er seinen Helden von Artus' Hof fortreiten ließ, an dessen rote Rüstung nicht gedacht, und deshalb seinen Harnisch als wiz bezeichnet, weil die Eisenharnische eben in der Regel wiz zu sein pflegen.

Sollen wir wirklich auf die übrigen acht mittelhochdeutschen Beispiele, die Niejahr unserem ersten Aufsatz entnommen, näher eingehen? Wir halten es für überflüssig: er findet nichts anstößiges, wo wir Anstoß genommen haben (Lanzelet, Kindheit Jesu, Mai, Meleranz): aber wir sind überzeugt, auch er wird mit der Zeit die von uns hervorgehobenen Besonderheiten an diesen Stellen nachfühlen lernen, statt sie durch ungeschickte Paraphrasen zu verdunkeln: man muß ihm nur Zeit lassen, sich durch sorgfältige Lektüre mittelhochdeutscher Autoren das dazu nöthige feinere Sprachgefühl anzueignen. Über die Stelle in der Eneide haben wir unsere Meinung schon auseinandergesetzt: dadurch, daß Niejahr zwei neue Gründe für seine Auffassung bringt, von denen der eine zeigt, daß er von mittelhochdeutscher Reimtechnik keine Ahnung hat, und der andere, daß ihm für die Sonderung syntaktisch-verschiedener Fälle derzeit noch die Schulung fehlt — dadurch fühlen wir uns nicht bewogen, unsere frühere Auffassung aufzugeben. Warum wir das Beispiel aus dem Vorauer Moses gebracht haben, hat er gar nicht verstanden, denn er sucht die Schwierigkeit ganz in der falschen Richtung, seine Bemerkungen zum Franziskus bezeichnet er selbst als „unmaßgeblich", und das sind sie auch für uns, und in dem einzigen Fall, wo wir wirklich zu korrigieren waren, nämlich bei dem Beispiel aus der jüngeren Judith, produciert er eine aus der Luft gegriffene Übersetzung von brûtgewant statt zu sehen, daß es nichts als ein Schreibfehler für fuozgewant ist.

Soviel über den ersten Teil von Niejahrs Aufsatz. Den zweiten lassen wir vollständig unerwidert. Denn wenn das Interesse, das Niejahr für die altdeutsche Philologie zeigt, sich in dem Drang, über Materien aus ihrem Bereiche zu schreiben, nicht vollständig erschöpft, dann giebt es für ihn gar nichts dringenderes zu thun, als sich die Elemente der mittelhochdeutschen Laut- und Formenlehre anzueignen, Kenntnisse auf metrischem und syntaktischem Gebiet zu

erwerben, fleißig Lektüre mittelhochdeutſcher Texte zu treiben, mit den Realien Bekanntſchaft zu machen und dann allmählich die älteren germaniſchen Sprachen, ſowie das Altfranzöſiſche in den Kreis ſeiner Studien einzubeziehen.

Das giebt Arbeit für mehrere Jahre, und je eher er ſich daran macht, umſo beſſer wird es für ihn ſein. Aber eine Fortſetzung der Erörterung über Fragen höheren Ranges käme einſtweilen zu früh: ihn würde ſie von der Erwerbung der notwendigen Vorkenntniſſe nur noch weiter abhalten, und uns vermöchte ſie keinen Erſatz zu bieten für die Ablenkung von anderen intereſſanten Problemen, die uns gerade beſchäftigen. So wollen wir lieber den zweiten Teil ſeines Aufſatzes als ungeſchrieben betrachten.

Zur Fauſtſage.

Von Adolf Hauffen in Prag.

In ſeiner Streitſchrift „Examen Chartaceae Lutheranorum Concordiae. Das iſt die Außmuſterung vnnd Widerlegung deß Concordibuches . . . Ingolſtatt 1581“ eifert Johann Nas wiederholt gegen die lutheriſche Lehre von der Erlangung der Seligkeit durch den bloßen Glauben an die Gnade Gottes und die Erlöſung durch Chriſtus. Er verhöhnt dieſe sola fides als Sohlenglauben, dem das „Vbergeſchú“ der guten Werke fehle (S. 183 und ſonſt). An einer ſpäteren Stelle S. 374 kommt er abermals darauf zurück und ſchreibt:

Dieſe Geſellen (nämlich die Lutheraner) haben den Solnglauben von Simone Zauberer, von Aërio vnnd Eunomio. Iſt ein rechter Wurſtglauben, wie von deß Phil. Melanch. Weib ein Hiſtori erzählt wirdt, jhren groſſen Glauben auffzubuwen. Dann da jhr der Zauberer Faustus trohet, er wolte jhr die Würſt fliegen machen, darauff ſprach ſie im Glauben: Ich trawe dem getrewen Gott, er werde mir meine Würſt wol vor dem Zauberer Fausto behüten, vnd alſo ſagen ſie, hab er nicht zaubern können vor deſs kleinen Weibleins groſſen Glauben.

Dieſe bisher nicht bekannte kurze Fauſtſage iſt beachtenswert, weil ſie aus der Zeit vor der Veröffentlichung des Fauſtbuches (1587) ſtammt und weil ſie der Wittenberger Überlieferung des Melanchthonſchen Kreiſes angehört. Melanchthon hatte mit Fauſt in Wittenberg um 1530 (wahrſcheinlich nur flüchtige) perſönliche Berührung,[1] doch von den Geſchichten, die Melanchthon ſelbſt und

[1] Vgl. G. Witkowski, „Der hiſtoriſche Fauſt“ in der Deutſchen Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft Jahrgang 1896/97, S. 326 f.

Manlius (nach Melanchthonſchen Äußerungen) über Fauſt erzählen, ſtimmt keine mit dem obigen Berichte des Franziskaners überein.[1])

Doch ein anderer Schriftſteller aus dem Kreiſe Melanchthons, deſſen Schüler Lerchheimer, erzählt in ſeinem „Chriſtlich Bedencken und Erinnerung von Zauberei" 1585, unter anderen Fauſtanekdoten eine Geſchichte, die als Parallele zu der Mitteilung von Nas angeſehen werden muß. Danach habe Melanchthon oft den Zauberer geſcholten, worauf ihm Fauſt einmal drohte: „Herr Philippe, ir faret mich allemal mit rauchen Worten an; ich wills ein Mal machen, wann ir zu Tiſche gehet, daß alle Häfen in der Kuchen zum Schornſtein hinausfliegen, daß ir mit ewere Geſten nicht zu eſſen werdet haben." Darauff antwortet im Herr Philippus: „Daß ſoltu wol laſſen, ich ſchieße dir in deine Kunſt." Und er ließ es auch; es konnte der Teufel dem heiligen Man ſeine Küche nicht berauben.[2])

Wir ſehen deutlich die Verwandtſchaft zwiſchen beiden Berichten. Nur iſt bei Nas Melanchthons Frau die Heldin; ſtatt der gefüllten Küchentöpfe werden zu derbkomiſcherer Wirkung die Würſte genannt und während nach Lerchheimers Auffaſſung die Frömmigkeit Melanchthons wirklich den teufliſchen Zauber verhindert, wird bei Nas der zuverſichtliche ſtarke Glaube ſeiner Frau verſpottet.

Nun veröffentlicht Nas ſeine Fauſtſage vier Jahre vor Lerchheimer. Wir müſſen daher annehmen, daß die von Lerchheimer berichtete Anekdote ſchon Jahre vorher in weiteren Kreiſen und in verſchiedenen Varianten verbreitet war und daß ſie in katholiſchen Kreiſen zur Verhöhnung Melanchthons eine derbere ironiſche Faſſung angenommen hat.

Nas ſagt ausdrücklich, daß die „Hiſtori erzählt wirdt". Er hat ſie alſo aus mündlicher Überlieferung, wahrſcheinlich in ſeinem langjährigen Aufenthaltsort Ingolſtadt, dem damaligen Sammelpunkte der katholiſchen Polemiker, erfahren. Gerade in Ingolſtadt, wo Fauſt nachweislich ſich aufgehalten hat,[3]) konnte ſich leicht eine mündliche (wahrſcheinlich antilutheriſch gefärbte) Fauſtüberlieferung bilden.

---

[1]) Vgl. Wilhelm Meyer, Nürnberger Fauſtgeſchichten (Aus den Abhandlungen der königl. bayeriſchen Akademie der Wiſſenſchaften), S. 16 ff., wo wir eine dankenswerte, überſichtliche Zuſammenſtellung der Zeugniſſe zur Fauſtſage des 16. Jahrhunderts vorfinden. Eine Ergänzung hierzu giebt jetzt Milchſack in der Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte 12, 121, Anmerkung 2.

[2]) Wilhelm Meyer, S. 27. Auch Luther verſichert in den Tiſchreden, daß ihm Fauſt und teufliſche Zauberer überhaupt keinen Schaden zufügen können. Vgl. Witkowski, S. 346.

[3]) Meyer, S. 15; Witkowski, S. 307 und 328. Auch eine der „Nürnberger Fauſtgeſchichten" iſt in Ingolſtadt lokaliſiert.

Zum Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand von Tirol.

Von Rudolf Wolkan in Czernowitz.

Das Entstehungsjahr dieses Dramas war bisher nicht bekannt. Ein Anonymus, der in den Grenzboten 1861, 1, 218 ff., zuerst auf das Werk aufmerksam machte, glaubte es in das Jahr 1564 versetzen zu sollen; Minor, dem wir den Neudruck verdanken, verlegte es (S. XXXVI) „an das Ende der 70er Jahre oder gar in den Beginn der 80er Jahre". Der folgende Brief des Komponisten Jakob Regnart, der seit 1582 in Diensten des Erzherzogs Ferdinand stand (R. Eitner: Jakob Regnart in den Monatsheften für Musikgeschichte 12, 92), an den Prager Erzbischof Martin Medek bringt nun volle Sicherheit: Erzherzog Ferdinand hat das Stück zur Taufeier seiner ihm von seiner zweiten Gemahlin, der Erzherzogin Anna Katharina von Mantua, am 16. Juni 1584 geborenen Tochter Maria geschrieben. Das Original des Briefes befindet sich im Prager erzbischöflichen Archiv (Recepta ab ao. 1584 Orig.); der Abdruck folgt der im Prager Landesarchiv vorhandenen Abschrift. Die von Regnart erwähnten Motetten und Gesänge, die er für dieses Drama komponierte, habe ich in der Wiener Hofbibliothek vermutet, wo sie sich jedoch nach einer gütigen Mitteilung der Direktion nicht befinden. Der Brief lautet:

Hochwürdigster Fürst und Herr!

Ich hab lange Zeit auf Gelegenheit gewartet, daß ich Euer H. f. G. etwas news aus Tirol schicken, damit ich meine gebürliche und unterthenigste dienst derselbigen erzeigen möchte; aber biß hieher ist nichts sonderlichs ausgangen, das etwa Eu. H. f. G. darbei mechte erfreien oder ein gefallen haben, allein auf diymal: dann Ir Durchl. hatt auf diesen Khindtsthauff und zu erfreuung aller Fürsten und Herrn ein Comedia erdicht und gemacht, welche gar lustig und kurzweilig ist. Weil dann mehr ein geistlich als weltliche sache ist, als hab mich fürgenummen, dieselbige Eu. H. f. G. neben den Motetten und Gesang, so Ihr Durchl. mir zu derselbigen Comedia zu componiren gnedigst befohlen, zuschickhen, bitt desbalben, Eu. H. f. G. woll solches von mir zu gudt an und aufnemen.

Die Erzherzogin ist den 16. ditz Monat zu morgen frü umb 4 Uhr mit einer Tochter niederkhummen, welchen tag Erzherzog Carl mit sein Gemal, Herzog Wilhelm aus Baiern auch sein Gemalh und Schwestern alhie ankhummen. Die Comedia ist Sontag nachmittag gehalten worden, darbei die Fürsten groß gefall und kurzweil gehabt, dann es ist alles lustig ergangen.

Montag nachmittag ist das Khindt von dem Bischof von Brixen cum solemnitate gethaufft worden und heißt mit Namen Maria. Die Herzogin von Bayern hatts im Namen der Kayserin auß der Thauff gehebt, die andere gevatterin ist

Erzherzogs Carls Gemalh, welcher auch neben Herzog Wilhelm von Baiern beide Gevattern seind worden. Die Khayserin hatt zur Verehrung ein Kleinheitt neben auch dem Khindtskleid zugeschickt, welche beiden auf 8000 Cronen geschätzt und wert ist.

Gestert seind die Fürsten mit einander gen Munich verreist, so daß alhie jetzund gar still ist. Will also auf dißmal mit dem auffhoren mit unterthenigster bitt, Eu. H. f. G. woll solches mein schreiben nit für ein übermutt, sondern für ein Zeichen meiner Unterthänigkeit, so ich mich gegen derselbigen schuldig erkhenne, annemen, thue mich auch derselben unterthenigst befelhen. Mein Hausfraw sambt meinen Khinderlein, sonderlich aber der khleiner Johannes wünschen mit einander Eu. H. f. G. von Gott dem Herrn alles Glück und wolfarth, und in gesundtheit ein langes Leben.

Eu. H. f. Gd.

unterthenigster Diener und Gevatter

Jacobus Regnart.

Aus Innsbruck den
23. Juni Ao. 84.

Zur Lebensgeschichte Joh. Michael Moscheroschs.

Von Karl Obser in Karlsruhe.

Eine den modernen Anforderungen genügende Biographie des Dichters der „Gesichte Philanders von Sittewald" fehlt uns bis heute noch immer. Nach wie vor sind wir bezüglich der Lebensschicksale des vielgewanderten und vielgeprüften Mannes, wie manche Bausteine zu einer Darstellung derselben in dem letzten Jahrzehnte hierfür auch zusammengetragen worden sind, im wesentlichen auf den von dem Wormser Pfarrer Math. Meigener in seiner Grabrede vom Jahre 1669 mitgeteilten Lebenslauf[1]) angewiesen, sowie auf die biographische Skizze, welche Heinr. Dittmar seiner Ausgabe der „Gesichte" vom Jahre 1830 mit Benutzung von Frankfurter Familienpapieren vorangestellt hat. Die höchst schätzenswerten „Beiträge zu einer Biographie H. M. Moscheroschs", die L. Pariser in seiner tüchtigen Münchener Dissertation (1891) geliefert hat,[2]) beschränken

[1]) Ultimum Vale Philandrinum etc. Frankfurt a. M. 1669.

[2]) Weitere biographische Mitteilungen bieten J. Wirth, der in seiner Erlanger Dissertation („Moscheroschs Gesichte Philanders von Sittewald", 1887) aus dem Archiv des Straßburger Thomasstifts die Briefe an Gloner veröffentlicht, G. Witkowski in der Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 183 ff.; Erich Schmidt in der Zeitschrift für deutsches Altertum 23, 71; F. Muncker in der Allgemeinen Deutschen Biographie 22, 351 ff, auf Grund der Straßburger Universitätsakten, und neuerdings J. Bolte in dem soeben erschienenen Jahrbuche für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens 13, 150 ff.

sich auf die Jahre 1626—42 und stützen sich fast ausnahmslos auf gedruckte Quellen, insbesondere des Dichters eigene Werke. Ein methodischer Versuch, das in vielen Archiven zerstreute und zweifellos noch vorhandene einschlägige Material zu sammeln und hier den Spuren von Moscheroschs Wirken nachzugehen, ist bis jetzt nicht gemacht worden, so sehr eine solche Aufgabe, schon um die Wechselwirkung zwischen Leben und Dichtung kennen zu lernen, der Mühe verlohnte.[1]

Die Repertoirisierung der Urkunden der ehemaligen rechtsrheinischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg gab mir Anlaß die Nachrichten, die sich in dieser und andern Abteilungen des Karlsruher Archives über Moscherosch und seine Familie finden, einmal zusammenzustellen; zur Ergänzung sind die Kirchenbücher des evangelischen Pfarramts Willstätt herangezogen worden. Ich lasse das Wenige, was ich auf diese Weise ermittelt habe, als einen Beitrag zu Moscheroschs Lebensgeschichte hier folgen.

1. Des Dichters Vater, Michael Moscherosch, wird in den Jahren 1599 bis 1634 urkundlich vielfach genannt. Wenn Dittmar und nach ihm Muncker (Allgemeine Deutsche Biographie 22, 351) angiebt, er habe das Amt eines Kirchenseniors und Amtmanns zu Willstätt bekleidet, so beruht dies auf Irrtum; er wird vielmehr in dem oben angeführten Zeitraume stets als Kirchenschaffner[2] bezeichnet, hatte als solcher das kirchliche Vermögen des ihm zugewiesenen Bezirks Willstätt zu verwalten und erscheint daher in einer Reihe von Gültbriefen als Kapitaldarleiher namens der Kirche. Sein Amtsvorgänger war sein Schwiegervater, der Amts- und Kirchenschaffner Quirin Becker,[3] an dessen Stelle er im Jahre 1599 trat. In einem Reskripte vom 2. Oktober 1625, aus dem zugleich hervorgeht, daß er damals auch den Dienst eines Münzgegenschreibers versah, bewilligt ihm Graf Joh. Reinhard von Hanau-Lichtenberg aus besondern Gnaden jährlich sechs Klafter Holz aus dem Thomanswalde. Der

[1] Nachrichten über ihn dürften sich finden im fürstlich Leiningenschen Archive zu Amorbach, im fürstlich Wiedschen Archive zu Neuwied, wo die Akten der Herrschaft Kriechingen verwahrt werden, im herzoglich Croyschen Archive zu Dülmen, im Straßburger Stadtarchiv, für die Benfelder Zeit im Stockholmer Reichsarchiv, für die letzten Jahre seines Lebens im königlich preußischen Staatsarchive zu Marburg und wegen seiner Beziehungen zu Kurfürst Joh. Philipp von Mainz vielleicht auch in dem der Forschung seit kurzem erschlossenen gräflich Schönbornschen Archive zu Wiesentheid.

[2] Die von ihm geführten Kirchenschaffneirechnungen aus den Jahren 1599—1606, 1613, 1619—1620 und 1631 sind im Karlsruher Archive noch vorhanden (Abteilung Rechnungen, Nr. 3672 ff.).

[3] So und nicht wie sonst üblich, Beck oder Peck, wird sein Name in den Rechnungen stets geschrieben.

Ehebund, den er im Jahre 1600 mit Veronika Becker schloß, erfreute sich, wie man weiß, eines reichen Kindersegens. Als erstes von zwölf Kindern wurde ihm am 7. März 1601[1]) ein Sohn Joh. Michael, unser Dichter, geboren. Diesem folgten in den Jahren 1601—1608 drei weitere Kinder: Euphemia, Maria Salome und Hans Ulrich, welch letzterer indes bereits am 2. Januar 1610 starb. Von dem Jahre 1608 ab geben die Willstätter Kirchenbücher genauen Aufschluß über den stattlichen Familienzuwachs, der ihm in den nächsten Jahren beschert war. Wir verzeichnen kurz Namen und Taufdaten[2]) der Kinder: Maria Magdalena, 1608 September 4.; Maria Jacobe, 1611 Januar 20.; Amelia, 1613 Februar 14.; Veronika, 1615 September 18.; Hans Christoph,[3]) 1617 Juli 13.; Materna, 1619 Februar 14.; Hans Ulrich, 1621 Juni 22., und Quirin, 1623 Dezember 14.[4]) Wichtiger für die Lebensgeschichte des Dichters ist ein Eintrag vom 12. Juli 1629; an diesem Tage wird nämlich dem Magister Joh. Michael Moscherosch und seiner Ehefrau Esther zu Willstätt ein Töchterlein getauft, das von des Vaters Mutter den Namen Veronica erhält.[5]) Daraus ergiebt sich, daß derselbe, nachdem er sich im November 1628 mit der Frankenthaler Juwelierstochter Esther Ackermann vermählt und einen eigenen Hausstand gegründet im folgenden Jahre, ehe er dem Rufe nach Kriechingen folgte, einige Zeit mit seiner jungen Frau bei den Eltern zugebracht hat. Schon die nächsten Jahre brachten mit ihren Kriegsnöten dem Vater schwere Drangsale; als im September 1634 die Kaiserlichen in der Grafschaft einfielen und Willstätt brandschatzten, ging das Haus des Kirchenschaffners in Flammen auf.[6]) Vermutlich flüchtete er, wie die meisten andern Einwohner, damals hinter die

---

[1]) Dieses Geburtsdatum gibt wenigstens Moscherosch selbst in einem Briefe an seinen Breslauer Freund Machner an (Witkowski, Zeitschrift für deutsche Philologie 21, 185), während Meigener den 5. März nennt.

[2]) Dieselben differieren von den Geburtsdaten nach Ortssitte um ein bis höchstens zwei Tage.

[3]) Später Barbier und Wundarzt zu Straßburg (vgl. Dittmar, a. a. O. XXXII). Sein Siegel mit dem Wappen der Familie, einem achtstrahligen Stern an einer Urkunde vom Jahre 1664 (Urkunden Convol. 29/6).

[4]) Später Pfarrer zu Offendorf und Bodersweier und als Mitglied des „Pegnesischen Blumenordens" gleichfalls schriftstellerisch thätig. Vgl. Amarantes, Historische Nachrichten von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortsetzung. S. 437 ff., wo übrigens als Geburtsjahr fälschlich 1628 angegeben wird.

[5]) Nach einem Vermerk Moscheroschs (Insomnis cura parentum: christliches Vermächnuß ꝛc. Ausgabe von 1653, S. 446) ist dasselbe noch im gleichen Jahre gestorben.

[6]) Vgl. J. Schaible: Geschichte des badischen Hanauerlandes, S. 68, 66. Noch nach Jahren gedenkt der Dichter dieses Ereignisses, wenn er in

festen Mauern von Straßburg und kehrte erst nach einiger Zeit, als die schlimmsten Tage vorüber waren, nach Willstätt zurück. Bald darauf, anfangs Juli 1636, ist er dort, gestorben und am 10. Juli, wie das Kirchenbuch vermerkt, bestattet worden.[1] Die Witwe ist dann, wie es scheint, mit den Kindern, soweit diese sich nicht in Willstätt verheiratet hatten, nach Straßburg gezogen. Nach dem Jahre 1636 begegnet der Name Moscherosch in den Kirchenbüchern der Gemeinde nicht mehr; wohl aber hat die Familie noch später Grundbesitz in der Gemarkung gehabt: in einer Zusammenstellung der im Besitze von Ausmärkern befindlichen Güter zu Willstätt aus dem Oktober 1664 werden vier Morgen Land als Herrn Mich. Moscheroschs Erben in Straßburg gehörig bezeichnet.

2. In die spätern Lebensjahre des Dichters führt uns ein Bericht, den der baden-badische Agent Dr. Kieffer dem Markgrafen Wilhelm am 25. August 1662 aus Straßburg erstattet;[2] er fällt in die Zeit, wo Moscherosch infolge vielseitiger Anfeindungen die hanauischen Dienste verlassen hatte[3] und, wie man sieht, von materiellen Sorgen gedrückt, sich eifrig anderweitig um eine seine Zukunft sichernde Stellung umsah. Offenbar in einem gewissen Zusammenhang mit diesen Bemühungen steht auch das Schreiben Kieffers, sei es nun, daß Moscherosch sich selbst mit einem Gesuch an den Markgrafen gewandt, oder sei es, daß dieser ihn für seine Dienste zu gewinnen gedachte. Es lautet wie folgt:

Euer Durchleucht gnedigstes den Moscherosch betreffent habe ich underthenigst erhalten, darauf ich keinen andern Bericht geben kan, als nachdeme die Armuht Ihn zumblich drucket Er allenthalben Dienste suchet, wie Er den vor gahr wenig Zeid wieder bay hiesiger Statt eine Supplication vmb Dienste zu Erlangen eingelegt, auch zu Hagenaw[4] vnd anderswo gesucht. Wen Er nun in Cubrmeintzischen Diensten sein solte, Wundere Ich mich, wie Er bey geringen ständen Dienste sucht; daß wundert mich, daß Er keine vidimirte Copey der vberschickten Paß vnderthenigst vberschickt hatt. Habe zu Maintz nach gefragt vmb gewißer vrsach willen, ob Er die

„Melanders Abscheid vnd Philanders Glückwünschung in Straßburg" die Klage erhebt:

Das Hauß, darinn ich bin an dise Welt gebohren,
Das ist durch Schnauberay in Feur und Rauch verlohren

(Bolte, a. a. O. 13, 159).

[1] Nicht wie Dittmar anführt, im Jahre 1634, noch wie Wirth a. a. O. S. 54 angeblich auf Grund des Willstätter Kirchenbuchs berichtigt, am 11. Juli 1636.

[2] Haus und Staatsarchiv. Personalien. B. Baden. 6. Korrespondenz.

[3] Moscherosch ist, wie hier auf Grund einer gefälligen Mitteilung des Herrn Geh. Archivats Dr. Konnecke in Marburg ergänzend angeführt sein mag, im Frühjahr 1656 in hanauische Dienste eingetreten, hat am 16. Februar dieses Jahres zum erstenmal einer Sitzung der Regierung beigewohnt und ist im Jahre 1660, nachdem er am 27. September zum letztenmal an einer Sitzung teilgenommen, wieder aus seiner dortigen Stellung ausgeschieden.

[4] Im Hagenauer Archive ist von einem solchen Gesuche nichts bekannt; die Ratsprotokolle aus jener Zeit fehlen. Gefällige Mitteilung des Herrn Abbe Hanauer.

Rahtsſtelle habe, da mihr geantwortet worden, man wiße nichts davon. Daß weiß Ich, daß Er zu Maynz gute freunde gehabt, obweihl Er noch bey Hanaw geweſen; wie eß jetztund ſtehet, habe ich keinen Bericht. . . . .

Sonſtige Nachrichten über die Angelegenheit finden ſich im Karlsruher Archive nicht:[1]) Moſcheroſchs Berufung nach Mainz bereitete jedenfalls weiteren Erörterungen, ſofern ſolche überhaupt ſtattfanden, bald ein Ende.

Aus dem Nachlaß der Sophie von La Roche.

Briefe von Arndt, G. Forſter, W. Heinſe, W. von Humboldt, Juſt. Moeſer, E. F. von Moſer, G. Konr. Pfeffel und Heume.

Herausgegeben von Robert Haſſencamp in Düſſeldorf.

Bis in ihr höchſtes Alter unterhielt die langjährige Freundin Wielands und Goethes, die geiſtreiche Schriftſtellerin Sophie von La Roche, eine ausgedehnte Korreſpondenz mit vielen litterariſch bedeutenden Perſönlichkeiten Deutſchlands, und ihr ſchon im Euphorion Jahrgang 3, Heft 3 von dem Unterzeichneten kurz charakteriſierter Nachlaß, in den ihm von dem Beſitzer der Briefe gütigſt Einblick verſtattet wurde, bietet daher dem Litterarhiſtoriker eine unerſchöpfliche Fundgrube. Schon 1879 hat von Loeper die Briefe Goethes aus dieſem Nachlaſſe herausgegeben, die aus mehr als 100 Briefen beſtehende Korreſpondenz Wielands iſt von mir 1894 bei Cotta veröffentlicht worden, und ebenſo ſind im Jahrgange 2 und 3 des „Euphorion" die Briefe von Jung Stilling und Lenz, in den „Beiträgen zur Geſchichte des Niederrheins" 1895 die Briefe von Joh. Georg Jacobi mitgeteilt. Außerdem iſt die ganze Korreſpondenz der früheren Jahre, das heißt der Periode von 1760—1780, von mir in einer Abhandlung in „Nord und Süd"[2]) kurz gewürdigt worden,

---

[1]) Auch nicht über Moſcheroſch. Ich führe hier aus den beiden durlachiſchen Dienerakten nur noch ein paar Daten über den Dr. Joh. Heinrich Schill an, der dem Straßburger Freundeskreiſe des Dichters angehört hat und noch ſpäterhin mit erſterem in Verbindung geblieben iſt (vgl. Pariſer, a. a. O. 20 ff.). Danach iſt Schill am 23. April 1641 zum markgräflich baden-durlachiſchen Hofrat ernannt worden, aber ſchon im Herbſt 1645 zu Straßburg geſtorben.

[2]) „Aus alten Briefen. Die Familie La Roche und ihr Freundeskreis in den Jahren 1760—1780." Nord und Süd. Juni 1895.

aber auch aus ihrem ſpäteren Leben, als ſie nach Entlaſſung ihres Gatten aus den Kurtrieriſchen Dienſten in Zurückgezogenheit in Speier und Offenbach lebte, ſind noch zahlreiche ungedruckte Schreiben erhalten, die von litterariſch bedeutenden Perſönlichkeiten an dieſe Dame gerichtet waren, und wenn wir es jetzt unternehmen, auch von dieſen Briefen der ſpätern Periode eine Auswahl den Leſern dieſer Zeitſchrift vorzulegen, glauben wir damit das Intereſſe vieler Litteraturfreunde zu erregen.

Wir beginnen mit einem Schreiben von Ernſt Moritz Arndt aus dem Jahre 1803. Nachdem der pommerſche Dichter ſeine Univerſitätsſtudien in Greifswalde und Jena zurückgelegt hatte, begab er ſich in den Jahren 1798 und 1799 auf Reiſen, die ihn durch Deutſchland, Ungarn, Italien und Frankreich führten. Bei dieſer Gelegenheit traf er, als er aus Italien zurückkehrte, in Leipzig mit Sophie von La Roche zuſammen, die mit ihrer Enkelin Sophie Brentano von Offenbach nach Schönebeck gereiſt war, um ihren im Bergfache angeſtellten Sohn Carl zu beſuchen. Auf der Hinfahrt hatte ſie in Weimar ihren langjährigen Freund Wieland aufgeſucht und war dann auf dem Rückweg in Leipzig mit ihrem Verleger Gräff zuſammengetroffen, der ihr als Reiſebegleiter für die Rückreiſe nach Weimar ſeinen Jugendfreund Arndt empfohlen hatte.[1] Geſtützt auf dieſe perſönliche Bekanntſchaft des Jahres 1799, richtete Arndt im Auguſt des Jahres 1803 ein Schreiben an Sophie, worin er ſie erſucht, einer ihm befreundeten Dame eine Stellung als Gouvernante oder Geſellſchafterin zu verſchaffen. Es iſt dies Schreiben alſo eigentlich ein einfacher Geſchäftsbrief, trotzdem habe ich ihn aufnehmen zu müſſen geglaubt, weil er uns einen Einblick in die biderbe, gerade Art des pommerſchen Dichters thun läßt.

Daran ſchließen wir fünf Briefe Georg Forſters. Wahrſcheinlich hat dieſer glänzende Stiliſt erſt in ſeinen letzten Lebensjahren Sophiens perſönliche Bekanntſchaft gemacht; möglich iſt es zwar, daß G. Forſter ſchon im Jahre 1778, als er von Düſſeldorf aus Norddeutſchland bereiſte,[2] die Frau von La Roche in Ehrenbreitſtein kennen gelernt hat, doch habe ich wenigſtens keinen ſichern Beweis hierfür beibringen können. Als aber G. Forſter von Wilna nach Deutſchland zurückgekehrt war und im Jahre 1788 eine Stelle als Bibliothekar in Mainz angenommen hatte, da lag es für ihn nahe, mit der bekannten Schriftſtellerin zu-

[1] Siehe „Reiſe von Offenbach nach Weimar und Schönebeck im Jahre 1799“. Leipzig 1799. Vgl. Ludm. Aſſing „Sophie von La Roche, die Freundin Wielands“. Berlin 1859. S. 328.

[2] Siehe J. Moleſchott „Georg Forſter, der Naturforſcher des Volks.“ Frankfurt 1854. S. 73.

zuſammenzutreffen, die ſeit 1786 in dem benachbarten Offenbach ihr Heim aufgeſchlagen hatte. Sophie hatte auf ihrer engliſchen Reiſe in eben dieſem Jahre die Bekanntſchaft von Karl Reinhold Forſter, dem Vater unſeres Schriftſtellers, in London gemacht,[1]) und ſo war es natürlich, daß, als der Sohn eine Stellung in ihrer Nähe angenommen hatte, auch dieſer in Beziehungen zu ihr zu treten ſuchte. Schon vor der Mitte des Jahres 1789 müſſen beide am Rhein zuſammengetroffen ſein; denn der erſte Brief Forſters vom 12. Juli 1789 weiſt ſchon auf dieſe Zuſammenkunft hin; darauf ſandte Sophie dem Schriftſteller ihr neueſtes Werk „Geſchichte von Miß Lony" zu, und Forſter erfreute ſie ſeinerſeits durch ſeine Überſetzung der italieniſchen Briefe des Dupaty. Desgleichen vermittelte ſie ihm die Bekanntſchaft mit dem Maler Langhöffel. Als Forſter ſich im Jahre 1790 zu ſeiner Reiſe nach dem Niederrhein, nach Holland und England vorbereitete, übermittelte ihm Sophie von La Roche Empfehlungen an den berühmten Generalgouverneur von Indien, Warren Haſtings und deſſen Gattin; desgleichen erhielt er den Auftrag, ein Exemplar der „Miß Lony" an Madame Lafite in London abzugeben, die Vorleſerin der Königin Charlotte von England war und ſchon 1773 den erſten Roman Sophiens in das Franzöſiſche überſetzt hatte. Über die Eindrücke der engliſchen Reiſe berichtet denn auch Forſter im September 1790 ſeiner Freundin Sophie; in ihrem nächſten Briefe lud ſie den Gelehrten ein, die Sammlung indiſcher Altertümer bei dem ihr bekannten Oberſten Polier in Lauſanne einzuſehen und eventuell zu beſprechen, und dieſe Angelegenheit bildet den Inhalt des letzten Briefes Forſters, der uns erhalten iſt. Denn die Einnahme von Mainz durch die Franzoſen im Jahre 1792 hatte für dieſen Gelehrten eine ſo aufregende politiſche Thätigkeit zur Folge, daß er ſeinen Freunden entfremdet wurde. Nachdem er ſchon im Dezember 1792 ſeine Frau und ſeine Kinder nach Straßburg hatte bringen laſſen, wurde er ſelbſt im März des folgenden Jahres nach Paris geſandt, um im Namen der Stadt Mainz deren Einverleibung in die franzöſiſche Republik zu erbitten.[2]) Die Rückkehr in die Heimat war ihm abgeſchnitten, da der Herzog von Braunſchweig einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatte, mannigfacher häuslicher Kummer zehrte an ſeinem Herzen, und ſchon im Jahre 1794 ſchied er, noch nicht vierzig Jahre alt, in Paris aus dem Leben.

Von den fünf Briefen Forſters ſind nur zwei Originalſchreiben (Nr. I und IV) erhalten; die übrigen ſind Abſchriften, die von dem Dichter von Göckingk genommen worden waren.

---

[1]) Ludmilla Aſſing a. a. O. S. 266.
[2]) Siehe Moleſchott a. a. O. S. 258.

Es folgen nun zwei Briefe von dem feinſinnigen Kunſtkenner J. J. Wilh. Heinſe, dem Nachahmer Wielands, dem Verfaſſer des Ardinghello. Wilh. Heinſe war im April 1774 von dem Dichter Joh. Georg Jacobi nach Düſſeldorf gezogen worden, um die Leitung und Korrektur der von Jacobi neugegründeten Zeitſchrift „Iris" zu übernehmen. Da ſowohl der Dichter J. G. Jacobi, wie ſein Bruder, der Philoſoph F. H. Jacobi, damals ſchon in eifrigem Briefwechſel mit der Frau von La Roche geſtanden hat, ſo iſt es recht wohl möglich, daß ihr Vertrauter Heinſe gleichfalls ſchon in den ſiebziger Jahren mit dieſer Dame korreſpondiert hat. Ihre perſönliche Bekanntſchaft aber machte Heinſe erſt im Jahre 1780, als er auf dem Hinwege nach Italien Frau von La Roche in Coblenz aufſuchte, die er „bei vielem Talente eine der herzguteſten Frauen unter der Sonne" nennt.[1])

Als Heinſe ſodann nach drei Jahren wieder aus Italien nach Düſſeldorf zurückkehrte, hatte die Familie La Roche, nachdem deren Haupt, der Kanzler, aus dem Kurtrieriſchen Dienſte ausgeſchieden war, ihren Wohnſitz von Coblenz nach Speier verlegt, und durch die weitere Entfernung wurden die Beziehungen zwiſchen beiden Perſonen zwar nicht völlig abgebrochen, aber doch wenigſtens erſchwert. Dies änderte ſich erſt mit dem Jahre 1786, in welchem Heinſe das Amt eines Vorlеſers am Hofe des Kurfürſten von Mainz übernahm; um dieſelbe Zeit verlegte die Familie La Roche ihren Wohnſitz von Speier nach Offenbach, ſo daß ſich jetzt leichter eine Gelegenheit, einander zu ſehen, darbot. Auch als nach dem Baſeler Frieden 1795 Heinſe mit ſeinem Kurfürſten nach Aſchaffenburg flüchtete, wurden die Beziehungen zu der Offenbacher Freundin nicht aufgegeben: in den beiden erhaltenen Schreiben betont er den Wunſch, Frau von La Roche demnächſt wieder zu ſehen.

Von dieſen beiden Briefen iſt nur der erſte, der eingehende Neuigkeiten über die Familien von Clermont und Jacobi mitteilt, im Originale erhalten; der zweite findet ſich nur in der Abſchrift Göckingks und noch dazu in einer recht fragmentariſchen Form vor.

Von Wilh. von Humboldt iſt nur ein Schreiben erhalten, das freilich zu den intereſſanteſten unſerer Sammlung gehört. In ſeinen Univerſitätsjahren hatte Wilh. von Humboldt die Bekanntſchaft des zweiten Sohnes unſerer Schriftſtellerin, Carl von La Roche, gemacht. Als er nun nach Beendigung ſeiner Univerſitätsſtudien 1788 eine Rheinreiſe unternahm,[2]) da ſuchte er auch, geſtützt auf

[1]) Heinſes „Sämtliche Schriften; herausgegeben von H. Laube". Leipzig 1838. 9, 1—25 und, Schober „J. J. Wilh. Heinſe". Leipzig 1882. S. 85.

[2]) Siehe A. Leitzmann „Briefe von W. von Humboldt an Jacobi" S. 89 und 90

dieſe Beziehungen, in Offenbach die Mutter des Freundes auf. Von ihr empfing er ſodann Grüße an ihre zweite Tochter, die Hofrätin Louiſe von Möhn, die er perſönlich in Coblenz überbrachte. Ebenſo war er auch von Sophie von La Roche an ihren langjährigen Freund F. H. Jacobi in Düſſeldorf empfohlen worden und hatte in deſſen Hauſe mehrere Tage eine äußerſt liebenswürdige Aufnahme gefunden. Endlich war auf dieſer Reiſe auch dem preußiſchen Diplomaten von Dohm in Aachen ein längerer Beſuch abgeſtattet worden. Bald nach ſeiner Rückkehr wandte ſich W. von Humboldt am 14. November mit einem Schreiben an Frau von La Roche, worin er ihr ſeine Reiſeeindrücke ſchildert und den Dank für ihre Empfehlungen abſtattet, die ihm die Bekanntſchaft ſo hervorragender Perſonen verſchafft hätten.

Dieſer Brief, der im Originale erhalten iſt, entbehrt der Jahreszahl; doch ſteht es außer Zweifel, daß er, da W. von Humboldt im Jahre 1788 ſeine Rheinreiſe unternommen hat, in dieſe Zeit zu ſetzen iſt.

Auch der berühmte Vertreter der Osnabrücker Ritterſchaft, der Verfaſſer der patriotiſchen Phantaſien, Juſtus Moeſer, iſt nur durch einen Brief vertreten. Ob Sophie von La Roche deſſen perſönliche Bekanntſchaft gemacht hat, ſcheint mir mehr als zweifelhaft. Die einzige Stelle, die auf gewiſſe Beziehungen zwiſchen beiden Perſonen hindeutet, findet ſich in einem Brief der La Roche an Merck, der auch bei L. Aſſing abgedruckt iſt.[1] Hier heißt es: „Umſtände rauben mir Italien, und meine Geſundheit raubt mir Pyrmont, Ihre mir von alter Zeit ſo unſchätzbare Geſellſchaft und Frau von Voigt, von Bernſtorff, Beroldingen, Möſer, Jacobi und Frau v. d. Recke.“ Dieſe Stelle will doch wohl nichts anderes beſagen, als daß ſich Sophie damals (17. Juli 1789) darüber beklagte, wie ihr durch den Wunſch, ihren Lieblingsſohn Franz nicht zu verlaſſen, die projektierte Reiſe nach Italien, durch ihre geſchwächte Geſundheit die Badereiſe nach Pyrmont vereitelt ſei, auf der ſie Juſtus Moeſer und ſeine Tochter, die Frau von Voigt, ſowie die anderen anregenden Perſonen hätte treffen können. Im folgenden Jahre (1790) unternahm die La Roche wirklich die Badereiſe nach Pyrmont und traf hier in der That mit der Frau von der Recke zuſammen; ob ſie damals auch dem Juſtus Moeſer begegnet iſt, darüber vermiſſe ich jeden Nachweis. Das Schreiben ſtammt vom 8. März 1782 und iſt im Originale erhalten.

Dagegen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß der Schreiber des nächſten Briefes, der hartgeprüfte Miniſter Carl Friedr. Joh. von Moſer,

[1] Siehe L. Aſſing a. a. O. S. 296.

der Dichter des Epos „Daniel in der Löwengrube", mit Frau von La Roche perſönlich bekannt geworden iſt. Denn als dieſer 1780 in Darmſtadt ſeines Dienſtes entſetzt wurde, begab er ſich nach Mannheim, im gleichen Jahre aber nahm die Familie des Kanzlers La Roche ihren Wohnſitz in dem nahen Speier; es war daher leicht erklärlich, daß die beiden durch ihre litterariſchen Neigungen einander nahe ſtehenden und durch das Schickſal gleich ſchwer geprüften Familien aneinander Anſchluß ſuchten. Schwieriger mag wohl das Zuſammentreffen geworden ſein, als Sophie 1786 nach Offenbach überſiedelte; von hier aus ſcheint die Schriftſtellerin im Jahre 1790 an Moſer die Anfrage gerichtet zu haben, ob er nicht ſein zu Zwingenberg an der Bergſtraße gelegenes Gütchen aufſuchen und bei dieſer Gelegenheit ihr einen Beſuch abſtatten wollte. Moſer aber mußte ihr erwidern, daß ſchon 1782 das Gütchen verkauft worden ſei, und daß es ſeither ſchon einmal den Beſitzer gewechſelt habe. Zugleich nimmt er die Gelegenheit wahr, ſchwere Vorwürfe gegen die Hartherzigkeit des Landgrafen Ludwig X. von Heſſen zu ſchleudern und den mangelnden Patriotismus der Frankfurter Ariſtokraten zu geißeln. Auch dieſer Brief iſt im Originale erhalten.

Von dem Fabeldichter Gottlieb Konrad Pfeffel ſind fünf Schreiben vorhanden, das erſte von dieſen ſtammt aus dem Jahre 1783, aber ſeine Einleitung läßt ſchon auf einen vorausgegangenen Briefwechſel ſchließen, denn der Dichter entſchuldigt ſich hier, daß er mit ſeiner Korreſpondenz an die Adreſſatin im Rückſtande ſei, verſichert aber, daß er ſich in ſeinen Gedanken um ſo mehr mit ihr beſchäftige. Auch der Umſtand, daß Pfeffel gerade in demſelben Jahre eine ſeiner Fabeln, den „Hänfling", der Frau von La Roche gewidmet hat, läßt auf enge Beziehungen ſchließen. Im Jahre 1784 beſuchte Sophie auf der Rückreiſe von der Schweiz den Dichter Pfeffel in Colmar, wo er eine militäriſche Erziehungsanſtalt geſtiftet hatte; ſie vertraute ihm hier ihren dritten Sohn Franz als Zögling an und empfing dafür Pfeffels fünfzehnjährige Tochter Karoline, gewöhnlich Peppi genannt, um dieſe auszubilden. Infolge deſſen finden wir Sophien unter dem 7. Auguſt 1784 im „Fremdenbuche Pfeffels" eingezeichnet.[1] Bei dem Abſchiede reichten ſich die Schriftſtellerin und der Dichter die Hände und verſprachen einander, für die anvertrauten Kinder zu ſorgen. Im folgenden Jahre unternahm Herr von La Roche eine Reiſe nach Colmar, um ſeinen Sohn zu ſehen und bei dieſer Gelegenheit Pfeffel zu beſuchen: Am 13. Juli 1785 hat er ſich in das Fremdenbuch eingeſchrieben.[2] Pfeffels Tochter

[1] Siehe Pfannſchmidt „Pfeffels Fremdenbuch". Colmar 1892. S. 272. Vgl. L. Aſſing a. a. O. S. 226.

[2] Siehe Pfannſchmidt a. a. O. S. 286. Nr. 1316.

weilte noch im Februar 1786 in Sophiens Hauſe, wie aus einem Briefe von Jung-Stilling[1]) hervorgeht. Im Anfange des nächſten Jahres war ſie, wie aus einem der vielen mitgeteilten Briefe (Nr. II) hervorgeht, ſchon wieder in die elterliche Familie zurückgekehrt; Franz von La Roche war dagegen noch damals in Colmar und ſcheint erſt 1788 die Anſtalt Pfeffels verlaſſen zu haben, um die Univerſität zu Marburg zu beziehen. Aber auch jetzt bleiben noch enge Beziehungen zwiſchen beiden Perſonen: Mehrfache Briefe werden getauſcht; noch im Jahre 1789 unternimmt die damals ſchon verwitwete La Roche eine neue Reiſe nach Colmar, und zwar fällt, wie aus dem Fremdenbuche Pfeffels hervorgeht, ihre dortige Anweſenheit in die Zeit vom 16. bis zum 21. Auguſt 1789. Da die Wirren der franzöſiſchen Revolution das Inſtitut des Dichters völlig zu vernichten drohten, ſo richtete Sophie 1791 an ihren alten blinden Freund die Bitte, ſeine Anſtalt nach Deutſchland zu verlegen und verſprach ihm für dieſes Projekt den Schutz des Landgrafen von Heſſen. In ſeiner Antwort vom 12. April 1791 ſetzte ihr Pfeffel die Bedenken auseinander, welche ihn beſtimmen mußten, den Vorſchlag abzulehnen. Der letzte Brief Pfeffels ſtammt aus dem Jahre 1792 und iſt für ſeine Beurteilung der franzöſiſchen Revolution von beſonderer Wichtigkeit. Von allen Briefen ſind nur zwei in deutſcher Sprache abgefaßt, in dreien hat er ſich der franzöſiſchen Sprache bedient.

Den Schluß der Sammlung ſollen zwei Briefe von Joh. Gottl. Seume bilden, die beide einer Jahreszahl ermangeln. Im erſten Briefe geht er von einem Beſuche aus, den er der Frau von La Roche in ihrem Witwenheim abgeſtattet habe, berichtet ſodann, wie er darauf ſeinen Freund Münchhauſen in Schmalkalden, den Dichter Wieland in Weimar, ſeine Mutter in Weißenfeld, den Dichter Weiße und Buchhändler Goeſchen in Leipzig aufgeſucht habe; ich möchte dieſen Brief in das Jahr 1801 ſetzen, alſo in das gleiche Jahr, in dem er im Dezember den Spaziergang nach Syrakus antrat. Folgende Anſpielungen bringen mich auf dieſe Vermutung: Der Dichter beberichtet, es ſeien fünf Olympiaden verfloſſen, ſeitdem er ſeinen Freund Münchhauſen in Amerika verlaſſen habe; nun fällt aber Münchhauſens und Seumes Bekanntſchaft in Halifax in das Jahr 1782, die Erneuerung die Bekanntſchaft, da wir wohl nur eine approximative Schätzung anzunehmen haben, demnach in das Jahr 1801 oder 1802; damit ſtimmt auch die Angabe des Briefes, daß der Schreiber damals „die junge Frau Münchhauſens“ kennen gelernt habe; denn dieſer verheiratete ſich im Jahre 1801 mit einem Fräulein

[1]) Brief von Jung-Stilling an Sophie von La Roche vom 6. Februar 1786. (Siehe Euphorion 2, 582.)

Schenk von Schweinsberg. Endlich beſtätigt auch die Notiz über Wielands Gut Oßmanſtädt, das im Jahre 1803 verkauft werden mußte, die ungefähre Zeit der Abfaſſung.

Der zweite Brief Seumes fällt, wie aus den einleitenden Worten hervorgeht, einige Jahre ſpäter wie ſein Vorgänger. Seume hatte damals ſchon den „Spaziergang nach Syrakus", der in das Ende von 1801 und in das Jahr 1802 fällt, zurückgelegt; er hatte auch die Beſchreibung dieſer Reiſe ſchon veröffentlicht, gedachte ſie von neuem „auszufegen und in einem gefälligeren Jäckchen" herauszugeben, es muß alſo der Brief zwiſchen die erſte und zweite Ausgabe der Reiſebeſchreibung fallen, alſo wahrſcheinlich, da die zweite Auflage im Jahre 1805 erſchienen iſt, im Jahre 1804 geſchrieben ſein.

1. Brief von E. M. Arndt.

Verehrungswürdige Frau!

Sie haben mich ehedem ſo unverdient gütig behandelt, meiner ſo ehrenvoll ſelbſt öffentlich erwähnt, daß ich ein Stein ſein müßte, wenn mich das nicht rührte. Viele Tage liegen ſchon zwiſchen jenen ſchönen Tagen unſerer anmutigen Fahrt von Leipzig nach Oßmannſtädt,[1]) viele gute und ſchöne Begebenheiten. Sie haben Ihre himmliſche Sophie verloren,[2]) ich ein geliebtes Weib[3]) begraben und bin der Vater eines kleinen rüſtigen Buben. O daß ich Sie noch einmal ſähe, noch einmal dieſes ſchönen jugendlichen Alters mich freute! Wenn ich dem Rhein mal nahe, — und wer weiß? — ſo ſind Sie nicht ſicher vor mir. Ihre alte Güte und Ihr trefflicher Charakter bringt mich zu dieſem Briefe und zu einer Bitte, weil ſie eine ſehr menſchliche iſt, und die Sie eben darum erfüllen werden, wenn Sie können. Eine meiner Freundinnen, ein ſehr liebenswürdiges, unterrichtetes und geſittetes Frauenzimmer, wünſcht aus dieſen Gegenden von Pommern und Mecklenburg entrückt zu werden; ſie hat mich gebeten, mich deshalb an Sie zu wenden, die ſie aus Ihren Schriften als eine ſo treffliche Frau verehrt. Sie lebt als Geſellſchafterin hier in einer ſehr liebenswürdigen Familie, aber Unfälle, die ihr Haus betroffen haben, Wohlſtand und große Hoffnungen, die untergegangen ſind, Verhältniſſe der früheren Zeit, die ſich weder füglich aufheben, noch erhalten laſſen, veranlaſſen in ihr den lebendigen Wunſch, um 20, 30, 50, ja wohl 100 Meilen aus dieſen Gegenden entrückt zu werden, die ihr nur Gram und kummervolle Erinnerungen zeigen. Wüßten Sie alſo gegen den künftigen Frühling, bei Ihren ausgebreiteten Bekanntſchaften eine Dame oder eine gute Familie, wo ſie wohl angebracht wäre (als Erzieherin, welches Geſchäft ſie jetzt auch mit übernommen hat, lieber als Geſellſchafterin, ſo würden Sie gewiß zwei Teile zugleich verpflichten. Meine Freundin iſt 21 Jahre alt, wohl gebildet, hat immer in der feinen Welt gelebt, und ihr Geiſt und ihre Güte ſind durch zwei Unglücksjahre geläutert. Sie trauen meiner pommer-

[1]) Sophie von La Roche war mit ihrer Enkelin Sophie Brentano im Juni 1799 von Leipzig nach Oßmannſtädt, dem bei Weimar gelegenen Gute Wielands, gefahren, wie ſie dies ſelbſt in den „Schattenriſſen abgeſchiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck" behandelt hat.

[2]) Sophie Brentano, die Tochter der Maximiliane von Laroche, war 1800 zu Weimar, 24 Jahre alt, aus dem Leben geſchieden.

[3]) Gemeint iſt Charlotte Maria Guiſtorp, die ſich 1800 mit E. M. Arndt vermählte, aber ſchon am 25. Juni 1801 nach Geburt eines Knaben ſtarb.

ſchen Ehrlichkeit, daß ich nur das Treffliche trefflich nenne. Das Menſchliche gehört ja uns allen, um wieviel mehr Ihnen, würdige Mutter! Sie werden mir antworten, Sie werden helfen, wenn Sie können, ich aber bin mit der höchſten Verehrung

Ihr

Greifswald den 26. Aug. 1803. E. M. Arndt.

2. Briefe von Georg Forſter.

I.

Mainz d. 12 Jul. 1789.

Sie erhalten hierbei, meine verehrungswürdige Freundin, den herzlichſten Dank meiner Thereſe[1]) für Ihr ſchönes Geſchenk. Unſer Aufenthalt im Rheingau, den ich noch 14 Tage verlängern werde, wird durch Arbeit und Lektüre gewürzt, und da hätte Ihre „Miß Lony“[2]) nicht zu einer glücklicheren Stunde kommen können. Die Reihe, Sie zu leſen, kommt nun bald an mich; meine Frau und Mademoiſelle Dieze, die Sie hier geſehen haben, ſind ſchon damit fertig und haben mich noch lüſterner gemacht als ich es ſchon war. Thereſe ſagt, beſonders gefalle ihr die Weiblichkeit der Miß und das reine einfache, ungekünſtelte Gefühl, das durch Ihr ganzes Werk atmet.

Es ergötzt mich ſehr, teuere Freundin, daß meine Überſetzung des Dupaty[3]) Ihnen einige Unterhaltung gewährt hat. Ich bin ſehr dafür, daß man die Menſchen nehme, wie ſie ſind; und wenn ich dann etwas auszeichnend gutes an ihnen finde, ſo ſehe ich es als Gewinn an und verzeihe ihnen dann dafür ihre menſchliche Schwachheit, die ich doch nicht hinwegzaubern kann. Dupaty hat viele Flecken; teils ſind es Nationalfehler, teils eigene; aber ſein Gefühl war wirklich für Natur und Kunſt empfänglich, und wo er ſich demſelben überläßt, es nicht erkünſtelt, iſt es ein ſchöner hinreißender Strom, mit dem wir gern dahinſchwimmen. Die meiſten Menſchen urteilen anders. Sie fordern immer etwas hoch vollkommenes und haben alſo faſt immer das Mißvergnügen getäuſcht zu werden; ein Flecken iſt hinreichend, ihnen Ekel zu machen; daher kommt es gar bald mit ihnen auf den Punkt, daß ſie gar nichts genießen können, als was einen gewiſſen Zuſchnitt oder Anſtrich hat; allein die Folge dieſer Verwöhnung iſt Parteigeiſt, Einſeitigkeit des Urteils, Schiefheit der Empfindung und zuletzt Unfähigkeit, etwas zu genießen, Überdruß an allen, außer den eigenen oder mit den eigenen genau übereinſtimmenden Ideen. Dieſe Leute — und oft ſind es von Herz und Kopf die vorzüglichſten — haben dann in moraliſchem Sinne einen verdorbenen Magen und geſchwächte Unterleibswerkzeuge, ſie ſind litterariſch hypochondriſch, wie es andere phyſiſch ſind. Das wahre Mittel, die Produkte des menſchlichen Geiſtes in ſeinem größten Umfange und mit Vorteil zu genießen, iſt wohl kein anderes, als was der heilige Paulus ſchon empfohlen hat: Alles prüfen und das beſte behalten. Dann überzeugt einen bald die Erfahrung, daß auch beinahe in allem etwas Gutes ſei; allein freilich gehört oft ein geſunder Magen dazu, um alles zu verdauen. Ich ſetze nur noch hinzu, daß man die verſchiedenartigſten Produkte der Litteratur zu ihrer Zeit genießen kann, wenn man ſie nicht alle auf einmal oder zuviel verſchiedenartige miteinander verſchlingen will.

---

[1]) Thereſe iſt Forſters Gattin.

[2]) „Die Geſchichte von Miß Lony und der ſchöne Bund“ war von Sophie von La Roche 1789 herausgegeben worden.

[3]) Dupaty, Charles Marguerite, franzöſiſcher Staatsmann und Schriftſteller, geboren 1746 zu La Rochelle, geſtorben 1788 zu Paris. Er ſchrieb unter anderen „Lettres sur l'Italie“ en 1785—1788, die von Georg Forſter überſetzt wurden (Mainz 1789—90, 2 Bände).

Es gehört zu jedem eine eigene Stimmung. Doch genug in Bildern geſpielt, wenn man einmal hineinkommt, hält es ſchwer, ſich hinaus zu finden. Sie verſtehen mich indeſſen.

Für Herrn Langhöffels[1]) Bekanntſchaft bin ich Ihnen vielen Dank ſchuldig. Er iſt ein wackerer Mann, hat ſehr viel geſunde Urteilskraft in ſeiner Kunſt und ſeltenes Studium des Altertums dabei. Ich freue mich, ihn künftig in Mannheim näher zu kennen. Mein liebes Weib umarmt Sie von ganzer Seele. Sie genießt die ſchönen Sommertage auf dem Lande mit ſichtlichem Gewinn für ihr Wohlſein. Ich küſſe Ihre Hand mit der wärmſten Hochachtung.

Ihr

ergebenſter Forſter.

II.

Mainz den 19. März 1790.

Ich danke Ihnen, gütigſte Freundin, daß Sie meine Bitte ſo bereitwillig erfüllen; ich danke es Ihnen ins beſondere ſo gern, denn es iſt ja nicht gleich viel, wem man zu danken hat und danken mag. Von den Haſtings[2]) ſollen Sie nun durch mich ſichere Nachrichten erhalten; ich hoffe auch ſie noch in London zu finden, da die fatalen Verhöre in Weſtminſterhall ihm jetzt viel Zeit rauben müſſen, weil er eben an ſeiner Rechtfertigung arbeitet, da die Lungen ſeiner Kläger endlich müde zu werden ſcheinen. Sobald ich ſie geſehen habe, ſchreibe ich Ihnen. Ihren Auftrag werde ich mit Vergnügen beſorgen. Begleiten Sie das Exemplar von Ihrer Lonn an Madame La Fite[3]) auch mit einigen Zeilen? So wäre es mir lieber, denn Sie wiſſen, wie ſchwer es fällt, in England Zutritt zu erhalten, und aus dem Ton der fremden kalten Zurückhaltung zu kommen.

Ich reiſe in Geſellſchaft des jüngeren Herrn von Humboldt, nicht meines Wilhelms,[4]) ſondern eines auch ſehr liebenswürdigen, braven, geiſtvollen und kenntnisreichen Jünglings, Alexanders.[5]) Meine Abſicht bei dieſer freilich nur gar zu kurzen Excurſion nach London iſt, außer dem daß meine Geſundheit etwas Schütteln erfordert, die Einſammlung[6]) von allerlei Materialien zu meinen ſchrift-

---

[1]) Langhöffel (eigentlich Langenhöffel), Joh. Joſ.; Maler und Kupferſtecher, geboren 1750 zu Düſſeldorf, geſtorben 1805 als Galleriedirektor zu Wien; er war 1782 als Hofmaler nach Mannheim berufen worden.

[2]) Warren Haſtings, Generalgouverneur von Indien, geboren 6. Dezember 1732. Nach einer zwölfjährigen Verwaltung 1785 entlaſſen, wurde er 1787 vom britiſchen Unterhauſe angeklagt, aber 1795 freigeſprochen. Der Prozeß, bei dem E. Burke als Hauptankläger fungierte, hatte ſich in der Weſtminſterhalle abgeſpielt. Haſtings Gattin war eine Deutſche, die Gemahlin eines Barons Imhoff; auf der Überfahrt nach Indien im Jahre 1769 lernte ſie Haſtings kennen, der ſie, nachdem die Ehe mit ihrem Gatten getrennt war, heiratete. Im Nachlaſſe der Frau von La Roche finden ſich noch zwei Briefe der Lady Haſtings.

[3]) Madame La Fite, die Vorleſerin der Königin Charlotte von England, hatte Sophiens Roman „Geſchichte der Fräulein von Sternheim“ ins Engliſche überſetzt und war ſeit dieſer Zeit mit der Verfaſſerin in einen brieflichen Verkehr getreten.

[4]) Wilhelm von Humboldt war im Jahre 1788 und 1789 zweimal bei Forſter zu Gaſte.

[5]) Alexander von Humboldt ſtand, als er mit Forſter die Reiſe nach Holland, Belgien, Frankreich und England unternahm, im Alter von 21 Jahren.

[6]) Forſter verband mit dieſer engliſchen Reiſe noch einen weiteren Zweck, weil er bei der britiſchen Regierung Geldanſprüche aus den Zeiten der Cookſchen Weltumſegelungsreiſe, an der ſich Forſter Vater und Sohn beteiligt hatten, geltend machen wollte.

ſtelleriſchen Arbeiten, zumal im Fache der Natur- und Menſchengeſchichte, wie auch im Kunſtfache, worüber ich in Archenholz' diesjährigen brittiſchen Annalen,[1]) aus meiner Erinnerung großenteils abgezogenes geſagt habe.

Beim Worte Kunſt fällt mir ein: Leſen Sie wohl die „Thalia" von Schiller? Im 9ten Hefte iſt ein Aufſatz „die Kunſt und das Zeitalter". Der Verfaſſer iſt ein Mann von 36 Jahren, der aber die Fähigkeit zu ſchwärmen noch nicht verlernt hat, und nach Art der jugendlichen Schriftſteller ſeinen Gegenſtand von einer Seite recht ſchaef ins Auge faßt, indem er es mit Fleiß zu vergeſſen ſcheint, daß mehrere Seiten daran zu betrachten ſind. Gelegentlich, liebe Mama, Ihr Urteil darüber, denn der 36jährige Schwärmer bin ich.

Außer dieſen Beſchäftigungen hoffe ich einige Bekanntſchaften teils zu machen, teils neu anzuknüpfen, die mir nützlich werden können; denn was ich von meinen Jahren Ihnen ſchreibe, erinnert mich, daß dies die Zeit ſei, zu ſäen und den Acker zu beſtellen, damit auch bald eine Ernte für die Meinigen daraus wachſen möge. Für mich allein wäre ich ſchon mehr als zufrieden mit dem, was ich habe; ich hoffe auch nicht einen Zuwachs an von Glück und wahrer Zufriedenheit; aber als Gatte und Vater muß ich ſorgen, und als Menſch, der individuelle Beſtimmung und Wirkungskreis fühlt, muß ich nützlich und thätig zu werden ſuchen. Alles Pfund darf ja nicht verſcharrt werden, ſo lange es Wucher bringen könnte. Ich ſetze nicht hinzu, daß Sie mir dieſe Herzenserleichterungen vergeben ſollen, denn ich ehre Ihren Geiſt zu ſehr, um zu wiſſen, daß ich einer ſolchen Entſchuldigung bei Ihnen nicht bedarf. Mich dünkt, wenn man mit Menſchen von einer gewiſſen Höhe, von einem gewiſſen Seelenadel ſpricht, ſo iſt der Detail über eigne Angelegenheiten des Individuums nur eine Fortſetzung des Studiums der Menſchheit, welches jenen Menſchen eigen zu ſein pflegt.

III.

Mainz d. 15. May 1790.

Das iſt doch ein wahres Vergnügen, meine teuere Freundin, daß man in gewiſſen Fällen ſo mit ganzem Vertrauen ſich an Menſchen von Herz wenden darf, wenn man etwas von ihnen zu bitten hat. Ich komme jetzt ſo zu ihnen und weiß gewiß, Sie verargen mir meine Freimütigkeit nicht, wenn Sie mir auch meine Bitte nicht gewähren können. Doch glaube ich wenigſtens, daß auch die Gewährung Ihnen möglich iſt; denn, kurz geſagt, ich gehe auf 5 oder 6 Wochen nach London und wünſche von Ihrer lieben Hand ein Empfehlungsſchreiben an Madame Haſtings zu erhalten, oder auch an Herrn v. Haſtings, wie es Ihnen beliebt. Ich wünſche dieſen intereſſanten Mann und dieſe intereſſante Frau, Ihre Freunde, kennen zu lernen, und wünſche, da mein Studium des Menſchen und der Natur es mit ſich bringt, mich von Indien und ſeinen Bewohnern mit beiden zu unterhalten, um zu ſehen, wieviel ich von meinen Otahaitiern[2]) im Indier wieder finden kann, von dem Sie doch wahrſcheinlich entſproßten. Dies, gütge Freundin, iſt meine Bitte, der ich noch hinzufüge, daß Sie mir Aufträge geben mögen, wie Sie glauben, daß ich fähig ſei, ſie auszurichten.

---

[1]) Die britiſchen Annalen waren von Archenholz 1788 ins Leben gerufen worden und in der Zeit von 1789—1798 in 20 Bänden erſchienen.

[2]) Wenn Forſter hier von ſeinen Otaheitiern ſpricht, ſo geſchieht es deswegen, weil er auf der Cookſchen Endeckungsreiſe Oceanien kennen gelernt und ſelbſt beſchrieben hatte. Der Aufſatz „O Tahiti" erſchien in Lichtenbergs „Göttingiſchem Magazin" 1780.

Meine Geſundheit heiſcht eine ſtarke Bewegung; meine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten können durch Einſammlung von Materialien in England gewinnen; ich kombinierte das, und ſo ward meine Reiſe reif. In künftiger Woche gedenke ich abzureiſen.

IV.

Mainz den 16. Sept. 1790.

Nun, liebe, innig verehrte Freundin, auch ein paar Worte von mir, ob ich gleich in meinem Schreibzimmer von einem Tiſch oder Pult zum anderen gehe und auf jedem eine Arbeit liegen habe. Ich ſchicke Ihnen mit fahrender Poſt zwei Vorſchriften, wie ich ſie in England eingekauft habe. Beide ſtehen Ihro Durchlaucht der Frau Landgräfin[1] zu Befehl, und ich füge nur die unterthänige Bitte hinzu, daß Sie mich benachrichtigen wollen, welche Art die erhabene Fürſtin vorzieht, damit ich ſoviel Exemplare beſtellen kann, als Ihro Durchlaucht befehlen.

Thereſe trägt mir auf, Ihnen zu ſchreiben, daß die Götter Griechenlands[2] in dem deutſchen Merkur von 1788 im April Monat ſtehen. Nächſtens ſchreibt ſie Ihnen ſelbſt.

Meine Reiſe hat mich ſtark angegriffen, denn ich konnte es nicht laſſen, ich mußte mit aller Anſtrengung meiner Kräfte beobachten, wohin ich nur kam, und aufzeichnen, was ich bemerkenswert fand. Erſt nachdem ich acht oder vierzehn Tage bei meinen Lieben ausgeruht hatte, fing ich an, die guten Folgen des Reiſens an meiner Geſundheit zu ſpüren. Jetzt iſt eine kurze Nachricht von dem, was ich bei manchem Anblick dachte und empfand, meine erſte Beſchäftigung.[3] Den eigentlichen Zweck meiner Reiſe habe ich nicht erreicht: in England Freunde zu finden, fordert Zeit; ich fand aber nicht blos Gleichgiltigkeit, ſondern Kälte, und das war, dünkt mich, ungerecht; denn es hieß, mich für fremde Sünden büßen laſſen. Schon ſo vieles von der Art nahm ich hin, jetzt alſo auch noch das. Ich will gern alles, was ich habe, meinen zehn Fingern zu verdanken haben, nur muß das Schickſal auch nicht die Härte zu weit treiben, und meinem guten Willen und meiner Arbeitſamkeit weniger Gedeihen geben, als dem Leichtſinn und dem Müßigang anderer. Davon einmal mündlich, wie von mehren andereren Sachen.

Jetzt noch eine angelegene Bitte! Fritz und Chriſtel v. Clermont[4] müſſen in dieſen Tagen in Frankfurt eintreffen, mit ihrem eben in Heilbron verheirateten

---

[1] Gemeint iſt die Landgräfin Louiſe von Heſſen-Darmſtadt, die Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Heſſen, geboren 1761, ſeit 1777 mit dem Landgrafen Ludwig X. von Heſſen-Darmſtadt vermählt, geſtorben 1829.

[2] Die „Götter Griechenlands" von Schiller ſind in der That im genannten Jahre in Wielands „Deutſchem Merkur" erſchienen.

[3] In der That erſchien noch im Laufe des Jahres 1790 Forſters reifſtes Werk „Die Anſichten vom Niederrhein" als Frucht ſeiner Reiſe nach den Niederlanden, England und Frankreich.

[4] Unter Chriſtel von Clermont iſt wahrſcheinlich Caroline Helene Chriſtine von Clermont, die Nichte des Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi, zu verſtehen, die in erſter Ehe mit einem holländiſchen Major Delcour, in der zweiten mit einem General von Rinkel verheiratet war. Einen Fritz von Clermont finde ich in den Aufzeichnungen, die mir über die Familie von Clermont zu Gebote ſtehen (ſiehe Macco „Beiträge zur Genealogie rheiniſcher Adels- und Patricierfamilien" Aachen 1887. 2, 4 ff.), nicht erwähnt; vielleicht iſt unter Fritz der nachgenannte Fritz Jacobi gemeint, der mit ſeiner Nichte damals die Reiſe nach dem Mittelrhein unternommen hat. Unter dem eben in Heilbronn vermählten Bruder iſt Johann Adam von Clermont zu verſtehen, der 1789 geboren, ſich 1790 mit Erneſtine Theodore von Emmingshaus, einer Tochter des verſtorbenen königlich preußiſchen Geſandten

Bruder und ſeiner jungen Gattin. Vielleicht käme ich, oder wenigſtens ein Freund von mir, nach Frankfurt, um ſie zu ſehen, wenn ich erſt weiß, wenn ſie dort ſein werden, und ob die Geſellſchaft, zu welcher ſie ſich vorzüglich halten, von unſerer Bekanntſchaft iſt, oder nicht. Verſprochen haben ſie zwar auch Mainz zu beſuchen, allein der alte Fritz Jakobi läßt mich von dieſem Beſuche nicht viel hoffen und ſchreibt, er würde wohl nur von wenigen Stunden ſein. — Alſo, meine teuere Freundin, erzeigen Sie mir die Liebe, mir zu ſchreiben, wie bald Sie die guten Kinder erwarten, und wo man Sie in Frankfurt antreffen kann, ohne für zudringlich gehalten zu werden.

Sie kennen mein Herz und wiſſen, daß es von Hochachtung und inniger Liebe für Sie durchdrungen iſt. Ich küſſe Ihre liebe Hand, und Thereſe umarmt ihre mütterliche Freundin.[1])

G. Forſter.

V.

Mainz den 24 Juli 1791.

— — — Was Sie mir von der Güte und der Bereitwilligkeit des Obriſten Polier,[2]) mir ſeine indiſchen Sachen zu zeigen, ſo gütig melden, iſt mir, wie Sie leicht denken können, äußerſt wichtig, da ich ſchon ſo lange Materialien zu einer Beſchreibung von Indien ſammle. Die Reiſe nach Lausanne würde mich auch nicht abhalten, von ſeinem gütigen Erbieten Gebrauch zu machen, und die angenehme Geſellſchaft, wozu Sie mir die Ausſicht eröffnen, würde mir die Reiſe doppelt erleichtern und die Abweſenheit vom Hauſe erträglich machen. Allein ich würde unrecht handeln gegen mich ſelbſt, und undankbar gegen die Freundſchaft, welche Sie mir erzeigen, wenn ich nicht alle Bedenklichkeiten bei Seite ſetzte, um Ihnen offenherzig von meiner Lage zu reden.

Dieſe Lage iſt ſo beſchaffen, daß ich mir die größten Vorwürfe machen müßte, wenn ich — ohne der Erreichung meiner Abſicht verſichert zu ſein — jetzt die Koſten dieſer Reiſe anwenden wollte. Ich könnte Ihnen dieſes mündlich ſehr befriedigend aus einander ſetzen. Hier iſt es genug zu ſagen, daß ich ſehr gerne ſowohl die Ausgabe, welche die Reiſe erfordert, als den anderen ebenſo koſtbaren Artikel, die Zeit, daran wenden will, wenn ich mit der beruhigenden Ausſicht nach Lauſanne gehen kann, daß ich die Schätze Indiens, die der Oberſt Polier geſammelt hat, nicht blos anſehen, ſondern auch benutzen ſoll.

Ich kenne dieſen braven, von ſeinen Freunden gerühmten und durch ſeine im brittiſchen Muſeum niedergelegten indiſchen Manuſkripte ſchätzbaren Mann noch nicht perſönlich, allein ich urteile ſo: Er hat ſich während einem ſehr langen Aufenthalt, die Einſammlung von Merkwürdigkeiten aller Art in Indien, welche die alte und neuere Geſchichte dieſes Landes betreffen und erläutern, ſehr angelegen ſein laſſen:

---

von Emminghaus und ſeiner Frau, einer geborenen von Culemann aus Heilbronn, vermählte (ſiehe Macco a. a. O. S. 15).

[1]) Der letzte Teil des Briefes (von der Erwähnung der Reiſe Clermonts an) fehlt in der Abſchrift bei Göckingk.

[2]) Der engliſche Obriſt Polier lebte früher in Delhi, wo er auch eine Indierin als Gattin heimführte. Nachdem er ſich hier eine große Sammlung von indiſchen Altertümern und Manuſkripten angelegt hatte, zog er ſich nach Lauſanne zurück, wo Frau von La Roche ſeine Sammlungen kennen lernte. Die Arbeit, welche Sophie urſprünglich ihrem Freunde Forſter zugedacht hatte, ſcheint dann ſpäter von einer Verwandten ausgeführt worden zu ſein, die eine Histoire de la Mythologie et de la Philosophie et de la Theologie des Chinois et des Indiens herausgab. Der Obriſt Polier ſelbſt wurde ſpäter in Frankreich von Räubern ermordet. Siehe La Roche „Mein Schreibtiſch". Leipzig 1799. 1, 45 und 2, 464.

er hat fleißig eigne Anmerkungen aufgeſchrieben; es hat ihm geglückt, Zeichnungen und Seltenheiten aller Art zu bekommen, welche wichtig für dieſen Teil der Geſchichte ſind. — Es kann ihm alſo, als einem einſichtsvollen Manne, nicht anders als ſehr am Herzen liegen, dieſe ſchönen Kenntniſſe der Welt mizuteilen und, ſoviel an ihm liegt, das Seinige zur Maſſe von richtigen, wiſſenſchaftlichen Reſultaten beizutragen.

Nun fragt es ſich: Hat er Zeit, hat er Luſt, hat er Kräfte, hat er die Bekanntſchaft mit alter und neuer Litteratur, hat er die Fertigkeit im Styl, welche erforderlich ſind, aus ſeinen Journalen, Noten, Manuſkripten und Sammlungen ein methodiſch geordnetes, mit demjenigen, was man ſonſt ſchon von Indien weiß, verglichenes Werk daraus zu machen? Wenn das iſt, ſo braucht er mich nicht, und ich würde es für unverſchämt halten, wenn ich ſeine Schäze einſehen wollte, um ſie für mich zu benuzen, da er doch ſelbſt die Ehre, ſie dem Publikum vorzulegen, verdienen könnte und möchte. Hingegen wenn ihm die Hülfe eines Gelehrten angenehm iſt, dem es wahrlich ſowohl um litteratiſche Reputation, als um Bekanntmachung neuer Kenntniſſe zu thun iſt, wenn es ihm angenehm wäre, daß ich ihm den Ruhm, den er im Publikum verdient, dadurch ſicherte, daß ich der Herausgeber ſeiner geſammelten Memoires würde, und ſie mit anderen Kenntniſſen über dieſen Gegenſtand verwebte, dann würde es mir eine der erſtaunlichſten Unternehmungen von der Welt ſeyn, zu ihm zu reiſen, mit ihm Verabredung zu treffen, wie die Sache anzugreifen wäre, wie er mir ſeine Sammlungen nach und nach mitteilen könnte, damit ich das Werk auszuarbeiten in ſtand geſezt werde.

Denken Sie nicht ungleich von mir, meine ſchäzbarſte Freundin, daß ich mit dieſer Vorſicht zu Werke gehe. Ich arbeitete aus der Hand in den Mund; dieſes Werk über Indien würde mich mehrere Jahre Arbeit koſten; es iſt alſo natürlich, daß ich meine Maßregel nehme, um nicht, anſtatt den Vorteil der Meinigen zu bewirken, uns alle durch eine raſche Unternehmung zu Grunde zu richten.

Wenn die Reiſe zuſtande kömmt, ſo wird es mir lieb ſein, daß ſolche ſpät in den Herbſt fällt, weil wir dann in Mainz Ferien haben, und ich eher abkommen kann. Ich glaube, in drei Wochen kann ich nach Lauſanne hin und wieder zurück kommen; denn die Hin und Herreiſe bedarf nur weniger Tage, und in acht bis zehn Tagen läßt ſich mit dem lieben Obriſten ſchon viel abreden.

Verzeihen Sie mein eilfertiges und weitläufiges Geſchmiere. Bei Ihnen darf ich doch keiner Entſchuldigung, daß ich als ein bedürftiger Hausvater alles hübſch ordentlich vorher erwäge. Darnach hat man nichts zu bereuen. Ich bin mit Dank und herzlicher Ergebenheit

Ihr

Forſter.

3. Briefe von Wilhelm Heinſe.

I.

Aſchaffenburg den 2. May 96.

Vortreffliche Frau!

Ich habe Ihnen jezt einige Nachrichten mitzuteilen, nach welchen Sie verlangten.

Fritz Jacobi ſchrieb vom 2. April Sömmeringen,[1]) daß Graf Reventlow[2]) jezt in Rom ſei, immer kränker würde, und zu befürchten wäre, er werde ſeine

[1]) Sömmering lebte ſeit 1784 als Profeſſor in Mainz. Der hier citierte Brief iſt in den Briefſammlungen von Roth und Zoeppritz nicht enthalten.

[2]) Reventlow, Friedrich Carl Graf von, Sohn des Grafen Detlev von Reventlow (geboren 1754, geſtorben 28. September 1828), ſtudierte in Göttingen,

Gebeine in Rom laſſen müſſen. Die Gräfin befände ſich noch wie ehemals, eher etwas beſſer. Möchten doch dieſe ſeltenen Menſchen an Vollkommenheit bald irgend wo die ächte Quelle der Geſundheit finden! ſo wie unſer teurer Freund Jacobi ſelbſt, welcher, wie er meldet, ſeit 13 Monaten ſich mit ſeiner hinfälligen Geſundheit faſt immer plagen muß. Er ſchreibt es dem feuchten Klima zu, wo er iſt; und befindet ſich mit ſeiner Schweſter Lene zu Eutin,[1]) gedenkt aber, ſobald er wieder in ſeinem geliebten Pempelfort ſicher ſein kann, über Leipzig, Dresden und unſer Frankfurt dieſen Sommer zurück zu kehren, wenn aber der goldene Frieden nicht erſcheint, zu ſeinen Reventlows nach Italien zu ziehen.

Der alte Herr von Clermont iſt geſtorben, und deſſen Tochter, welche der zweite Sohn Jacobis, Georg, geheiratet hatte, im Kindbette[2]) Noch zwei andere Töchter von Clermont ſind verheiratet, und Lotte allein noch nicht. . . Clärchen, die ſchöne Tochter Jacobis, hat Arnold Clermont.[3])

Georg Jacobi war zu Paris; und der alte getreue Schenk[4]) Jacobis, welcher Oekonomierat mit einem guten Gehalt zu Düſſeldorf geworden iſt, auch drei Monate lang zu Paris, und ſprach oft mit Siéyes.

Vielleicht wiſſen Sie ſchon einen Teil der Nachrichten? Ich freue mich von Herzen, Sie einmal, nach ſo langer Zeit, wieder zu ſehen und zu ſprechen. Sobald ich wieder nach Frankfurt komme, werde ich zu Ihnen eilen, und weder Sturm noch Wetter ſoll mich davon abhalten. Wenn Sie meinem lieben Fritz nach Amerika ſchreiben, tauſend Grüße an ihn und ſeine gute Gattin.

Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen!

Ihr alter Freund und Diener

An Frau von La Roche Heinſe.

zu Offenbach.

---

wo er unter anderen mit den Gebrüdern Stolberg Freundſchaft ſchloß; er wurde däniſcher Geſandter in London, lebte nach ſeiner Rückberufung 1789 auf ſeinem Gute in Emkendorf in Holſtein und übernahm 1800 das Amt eines Kurators der Univerſität Kiel. Vermählt war er mit Julia, Gräfin von Schimmelmann, und unternahm mit ſeiner Gattin die italieniſche Reiſe, auf die hier angeſpielt iſt, in den Jahren 1795—1796.

[1]) Der Philoſoph Friedrich Heinrich Jacobi hatte ſein Gut Pempelfort bei Düſſeldorf bei dem Herannahen der Franzoſen 1794 verlaſſen und ſich nach Holſtein begeben; zuerſt hielt er ſich mit ſeiner unverheirateten Schweſter Helene in Wandsbeck bei Claudius, ſodann in Emkendorf bei dem Grafen Reventlow, darauf in Tremsbüttel bei dem Grafen Stolberg, ſeit dem Anfange von 1796 in Eutin auf, wo er im Verkehr mit Voß, Gerſtenberg und anderen lebte.

[2]) Der alte Herr Johann Arnold von Clermont, der Schwager Jacobis, ſtarb am 5. Dezember 1795; die Tochter, von der hier die Rede iſt, Karoline von Clermont, die den Sohn des Philoſophen Jacobi, Georg Arnold, geheiratet hatte, ſtarb am 19. Mai 1795; es war übrigens nicht die zweite, ſondern die fünfte Tochter des genannten Herrn von Clermont.

[3]) Lotte war die jüngſte Tochter des Herrn von Clermont, die erſt 1802 den königlich preußiſchen Lieutenant von Klüx heiratete. Die Tochter des Philoſophen Jacobi, Clara Franciska (geboren 1777), hatte am 18. November 1795 ſich mit Ludwig Arnold von Clermont vermählt.

[4]) Heinrich Schenk war zuerſt Hauslehrer in der Familie des Philoſophen Jacobi, empfing dann durch deſſen Vermittlung eine Stelle im Zollweſen, ſpäter wurde er Ökonomierat in Düſſeldorf, 1799 auf Vorſchlag des Miniſters von Hompeſch, Staatsreferendar in München, 1808 wirklicher Geheimrat, 1810 Generaldirektor der Finanzen und ſtarb 1813 daſelbſt, 1805 hatte er ſeinen alten Freund Jacobi nach München gezogen.

II.

Aſchaffenburg den 17. Juli 1798.

Ich verlange herzlich, Sie gefühlvolle, geiſtreiche, vortreffliche Frau wieder zu ſehen und hoffe, daß es in der Fruchtbarkeit des Herbſtes wird geſchehen können. Mein lieber Lips Hoffmann,[1]) den ich beſtändig hier haben möchte, bringt mir die freudige Nachricht, daß in Ihrem Hauſe ſich alles wohl befinde. Was mich betrifft, ſo bin ich immer geſund, und laſſe ſo, als Stoiker, leicht bei wenig Bedürfniſſen, Krieg und Schickſal an meinem Speſſart vorüberſtürmen.

Auch das ſchöne Italien iſt hart aus ſeiner Ruhe aufgeſchüttelt worden, und ſelbſt der fröhliche Neapolitaner wird, ſtatt Wiegenlieder von Paëſiello[2]) zu ſingen, auf der Trompete bald, wie ein Böhme, ſchmettern.

Leben Sie wohl.

Ganz Ihr alter Freund und Diener

Heinſe.

4. Brief W. von Humboldts.

Göttingen den 14 Nov.

Gewiß hätte ich mir nicht ſo lange das Vergnügen verſagt, Ihnen, verehrungswürdige Freundin, zu ſchreiben, wenn ich nicht ſpäter, als ich vermutete, hierher zurückgekommen und ſeitdem ich wieder hier bin, mit tauſend kleineren und großeren Geſchäften und Beſorgungen überladen geweſen wäre. Jetzt habe ich zwar meine Reiſe nicht ſoweit, als ich zuerſt beſchloſſen hatte, ausgedehnt, mich aber weit über meinen Vorſatz hinaus, bei Herrn v. Dohm in Aachen[3]) und bei dem vortrefflichen Jacobi in Düſſeldorf aufgehalten. Wie ſehr bin ich Ihnen für Jacobis Bekanntſchaft verbunden![4]) Kaum erinnere ich mich, je einen intereſſanteren Mann geſehen zu haben, einen Mann, deſſen tiefer metaphyſiſcher Geiſt eben ſoviel Bewunderung, als ſein offner, edler, freier Charakter Achtung und Liebe einflößt! Daß meine ganze Reiſe mir höchſt intereſſant war, daß mir die Bekanntſchaft ſo vieler trefflicher Männer, das Reizende ſo vieler Naturſchönheiten, endlich die Neuheit aller dieſer Gegenſtände für mich ein unbeſchreibliches Vergnügen gewährte, können Sie ſich leicht denken; aber damit geſtehe ich Ihnen gern, teure Frau, daß die wenigen Stunden, die ich das Glück habe, bei Ihnen zuzubringen, zu denen gehören, welche das ſüßeſte Andenken in mir zurück ließen. Wie herzlich, wie innig würde ich Ihnen für die freundſchaftliche Liebe, für die mehr als mütterliche Zärtlichkeit danken, mit der Sie mich aufnahmen, wenn ſich für alles dies mit Worten danken ließe! Ich ſah in Coblenz Ihren Franz und Ihre Tochter.[5]) Beiden dank ich zwei der angenehmſten

[1]) Sollte darunter vielleicht der Arzt Hoffmann (geboren 1721—1806) gemeint ſein, der als Kurfürſtlich Mainziſcher Geheimrat gerade damals teils in Mainz, teils mit Heinſe zuſammen in Aſchaffenburg lebte; freilich führte dieſer den Vornamen „Ludwig", doch könnte hier ein Schreibfehler Göckingks vorliegen.

[2]) Paëſiello, italieniſcher Komponiſt, lebte von 1741 bis 1816.

[3]) Chr. Wilh. Dohm vertrat 1786 als bevollmächtigter Miniſter Preußen bei Kurköln und wohnte abwechſelnd in Köln und Aachen; hier ſchrieb er ſein Werk über die Lütticher Revolution.

[4]) Schon im Mai 1771 hatte der Philoſoph F. H. Jacobi die Familie La Roche in Coblenz beſucht, und ſeit dieſer Zeit herrſchten zwiſchen ihr und den Gebrüdern Jacobi freundſchaftliche Beziehungen; Sophie La Roche aber war es, die den jungen Humboldt bei F. H. Jacobi eingeführt hatte.

[5]) Franz von La Roche, der jüngſte Sohn der Schriftſtellerin, geboren 1768, ſtarb 1791, als er eben eine Anſtellung im Forſtfache erhalten ſollte. Die Tochter

Tage meiner Reiſe. Franz iſt ein überaus liebenswürdiger junger Mann, ſein Herz iſt vortrefflich, ſein Kopf beneidenswert. Wenn ihm längeres Leben in Deutſchland einen deutſcheren Ton, und mehrere Jahre den Ernſt und die Feſtigkeit geben, die ich an Karl ſo ſehr liebe, ſo gehört er gewiß zu den beſten und vorzüglichſten Menſchen. Er ſagte mir, er würde noch ein halbes Jahr in Marburg ſtudieren. Wäre es ihm nicht möglich, noch auf ein halbes Jahr hierher zu kommen? Marburg iſt doch immerhin nur eine ſehr mittelmäßige Univerſität, und wenngleich Göttingen teurer iſt, ſo könnte doch bei einer ökonomiſchen Einrichtung der Unterſchied auf ein halbes Jahr nur von 100 rh. etwa ſein. Vielleicht gewinnen dieſe Betrachtungen mehr Gewicht in Ihren Augen, wenn ich Ihnen ſage, daß Engelbach,[1]) der Marburg und Franz beſſer kennt als ich, auch meiner Meinung iſt.

Wie glücklich ſind Sie doch, liebe Frau von La Roche, ſolche Kinder zu beſitzen, wie glücklich aber ſind auch — ich ſag es gewiß aus tiefempfundenem Gefühl meines Herzens — Ihre Kinder, ihre Bildung von ſolch einer Mutter empfangen zu haben!

Wenn Sie Ihre Kinder, die um Sie ſind, ſehen und den anderen ſchreiben, ſo bitten Sie für mich um die Fortdauer ihrer wohl wollenden Geſinnung gegen mich. Gewiß werde ich mich immer glücklich ſchätzen, mich den Freund einer ſolchen Familie nennen zu dürfen. Madame Brentano verſichern Sie vorzüglich meiner innigſten Hochachtung und Ihrem Herrn Sohn in Offenbach[2]) und ſeiner Frau Gemahlin danken Sie noch einmal recht ſehr in meinem Namen für jede mir erwieſene Freundſchaft.

Sie, theuerſte Frau, erhalten Sie mir die Freundſchaft, die mir ſelbſt in meinen eigenen Augen einen höheren Wert gibt, und ſeien Sie gewiß meiner wahrſten und tiefſten Achtung und meiner unverwandelbarſten Ergebenheit für mein ganzes Leben verſichert!

Humboldt.

5. Brief von Juſtus Moeſer.

Osnabrück den 8. März 1782.

Dasjenige, was man von ſeinen eigenen Empfindungen zu deutlichen Vorſtellungen erheben und ausdrücken kann, wird allemal nur ein unendlich kleiner Teil des Ganzen ſein, und die umſtändlichſte Beſchreibung einer Phyſiognomie von Lavater niemals den Totaleindruck, welchen eine Perſon auf uns macht, darſtellen können. Verzeihen Sie alſo mir, edle Frau, wenn ich Ihnen nichts von der dank-

---

iſt Louiſe (geboren 1759), die in erſter Ehe mit dem Kurtrieriſchen Hofrat Möhn, in zweiter Ehe mit einem Herrn von Heſſen vermählt war. Der nachher genannte Carl von La Roche iſt der zweite Sohn der Frau von La Roche (geboren 1766), der ſich dem Bergfache widmete und mit W. von Humboldt und Göckingk eng befreundet war; er ſtarb als Königlich preußiſcher Oberbergrat.

[1]) Engelbach wird auch in einem Briefe Jung-Stillings an Frau von La Roche vom 15. Juni 1788 als Freund und Kommilitone des jungen Franz La Roche erwähnt (ſiehe Euphorion 2, 583).

[2]) Madame Brentano iſt Sophiens älteſte Tochter Maximiliane, die Freundin Goethes, welche 1756 geboren wurde, ſich 1773 mit dem Kaufmanne Brentano vermählte und ſchon 1793 ſtarb. Unter dem Herrn Sohn in Offenbach iſt der älteſte Sohn Fritz zu verſtehen, der, 1757 geboren, bei Wieland in Penſion war; ſpäter beteiligte er ſich als franzöſiſcher Offizier am nordamerikaniſchen Freiheitskriege; ſodann lebte er eine Zeitlang in Offenbach, nachdem er eine Holländerin geheiratet hatte (ſiehe Böttiger in Raumers Taſchenbuche 1839, S. 419 und L. Aſſing „Sophie von La Roche" S. 350, 351).

baren Freude ſage, welche ich bei Durchleſung Ihres ſo unvermuteten als angenehmen Schreibens empfunden habe. So wie es von Herzen gekommen iſt, ſo iſt es auch wieder zu Herzen gegangen, und dieſes iſt alles, was Sie von den Leſern Ihrer Schriften fordern, die bei jedem Zuge Ihres Ausdrucks dasjenige hinzu empfinden, was ſich namentlich nicht mitteilen läßt.

Erlauben Sie mir übrigens, edle Frau, bei dem Schluſſe Ihres gütigen Briefes die Bemerkung zu machen, daß es eben ein ſogar übler Tauſch nicht ſey, wenn man ein Stück Herz ſtatt Hirns von der Natur erhalten hat. Jenes enthält die Summe aller Totaleindrücke, welche die Natur oder die Gegenſtände in derſelben auf uns machen; dieſes hingegen enthält davon nichts weiter, als was ſich namentlich denken und ausdrücken läßt. Jenes combiniert unendliche Größen mit unendlichen Größen, und ihr Produkt, das ſich in unſeren Handlungen zeigt, iſt unendlich. Dieſes aber kann blos aus bekannten und beſtimmten Zahlen oder Zeichen fließen. Jenes iſt alſo der Algebraiſt, dieſes ein gemeiner Rechenmeiſter, und es iſt gewiß das ſeltſamſte Verfahren, das ich kenne, wenn alle unſere Sittenlehrer die Regeln, welche ihnen das Hirn gibt, zur Richtſchnur unſerer Handlungen machen, grade als wenn ſich unendliche Größen nach der Regel de tri berechnen ließen. Ferner macht man noch den Schluß, daß wir Menſchen das Gute kenneten und doch das Böſe wähleten, ohne daran zu denken, daß hier die unendliche Maſſe von Totaleindrücken und dort ein kleiner Vorrat von geſammelten Begriffen wirke. Doch nichts weiter von den Fehlſchlüſſen des Hirns.[1])

Mein Dank für Ihre herzliche Zuſchrift fließt aus ganzem Herzen.

J. Möſer.

6. Brief des Freiherrn Friedrich Carl von Moſer.

Mannheim den 2. Sept. 1790.

Mit dem lebendigſten Danke finde und erkenne (ich), daß Sie, verehrteſte Freundin, bei allen Gelegenheiten an mich Emigranten denken und ſich, um mit einem Wort es zuſammenzufaſſen, vor mich und meine eines beſſeren Schickſals ſo ſehr würdige Louiſe[2]) intereſſieren. Mein Zwingenberger[3]) Gütchen iſt aber ſchon An. 1782, da ich von dem Löwen aus ſeinem Gebiet verwieſen worden, mit einem Verluſte von 9000 fl. an einen wie vom Himmel gefallenen Holländer verkauft worden; dieſer hat, auf gut Holländiſch, den Rock verſchnitten, die Güter mit Profit an die Bauern und das Haus und Garten an den Grafen Guſtav v. Erbach[4]) verkauft. Dieſer iſt durch die franzöſiſche Regeneration und Verluſt ſeiner Penſion auch zum Lumpen geworden, ſucht überall Geld zu lehnen und wird freilich mit Vergnügen dies Gütchen wieder verkaufen wollen. Wehe aber denen, die da wohnen wollten oder müßten, es wäre juſt, ſich in einen Ameiſenhaufen betten zu wollen.

Wenn Ludwig X.[5]) ein Bauer wäre, würde er ſein ſo oft ſo feierlich und an ſo viele abgegebenes Wort, den Undank und die Ungerechtigkeit ſeines Vaters zu

[1]) Lavaters „Phyſiognomiſche Fragmente" ſind Leipzig 1775—1778 erſchienen.

[2]) Louiſe, ein geborenes Fräulein von Wurmſer, war Moſers zweite Gattin, die er 1779 heimführte.

[3]) Als Moſer 1780 ſeiner Miniſterſtellung enthoben wurde, begab er ſich auf ſein Gut Zwingenberg an der Bergſtraße, das er aber ſchon nach zwei Jahren veräußerte.

[4]) Unter Guſtav Graf von Erbach iſt jedenfalls der 1812 verſtorbene Sohn des Grafen Georg Auguſt von Erbach-Schönberg gemeint.

[5]) Ludwig X., Landgraf von Heſſen-Darmſtadt, geboren 1753, folgte ſeinem Vater Ludwig IX. 1790 und ſtarb als Großherzog von Heſſen 1816. Er nahm

vergüten, längſt gehalten und erfüllt haben; er iſt aber leider ein Fürſt, deren Herzen nach David den krummen Weg eines Waſſerbachs nehmen und die Kunſt verſtehen und üben, immer nicht nur leiden, ſondern auch warten zu machen. B. v. Groſchlag[1]) hat, in meiner Sache, als ein edler vortrefflicher Mann, als ein wahrer Freund gehandelt und mehr als nur einmal, tüchtig und derb, an dieſen Fürſtenfelſen geſchlagen, es wollte aber kein Waſſer kommen, nur Worte!! So gehe ich denn täglich mit Geduld zu Bette und ſtehe mit Hoffnung wieder auf. Endlich wird auch meine Sonne hinterm Berg hervorkommen, und gehe ich ehender ſchlafen, ſo brauche ich keine Sonne mehr.

An die Philoſophie und Patriotism. der jetzigen Frankfurter Ariſtokraten iſt mein Glaube noch kleiner, als eines Senfkorns, und meine Armut heißt mich, mehr vor Winterholz als Poſtgeld ſorgen. Es wird halt gehen, wie An. 64.[2]) Wenn ſie ſich ſatt gegeſſen und getrunken haben, und jeder hat, was er will, (wovon aber auch ein ſtarker Rabat ſtattfinden wird) dann adieu Vaterland! Die öſtreichiſchen Bauern tragen nun Joſephs Bild im Knopfloch, die proteſtantiſchen Bauern haben auch Knopflöcher und auch viele andere Löcher im Rocke, aber nicht einen Heiligen! — Doch genug, ich komme zu tief in den Text, und Sie würden mit Recht ſagen: Der Moſer kann doch ſeine Raupen[3]) nicht laſſen, wenns Ihm noch ſo übel geht. Ihnen, Teuerſte, müßte es ſtets ſo wohl gehen, als es eine ſo oft und hart geprüfte Tugend hoffen darf, und als es meine und Frau Louiſens treueſte Verehrung wünſcht.

F. C. Moſer.

7. Briefe von Gottlieb Konrad Pfeffel.

I.

Verehrungswürdigſte, teuere Freundin!

Wie weit bin ich mit meinen Briefen gegen Sie zurück! Aber ganz gewiß nur mit meinen Briefen; denn nie hat ſich meine Seele mehr mit Ihnen beſchäftigt, als ſeit meinem Stillſchweigen. Oft fühlte ich ein unausſprechliches Bedürfnis, mit Ihnen zu reden, und Abhaltungen von aller Art hinderten mich, es zu befriedigen. Dieſe Verzichtleiſtung koſtete meinem Herzen ſehr viel; nun will ich ſehen, wie weit es mir gelingen wird, mich zu entſchuldigen. — Ihre teuere Zuſchrift mit dem Beiſchluß an unſeren Beroldingen[4]) erhielt ich

---

nach ſeiner Thronbeſteigung den Prozeß des Miniſters von Moſer, den ſein Vater 1780 entſetzt hatte, wieder auf und gewährte ihm eine Penſion von 3000 fl. (ſiehe Heidenheimer in der Allgemeinen deutſchen Biographie, Band 22).

[1]) von Groſchlag, Baron Karl Friedr. Wunibald, Großhofmeiſter bei dem Kurfürſten von Mainz, dann Botſchafter am franzöſiſchen Hofe und Botſchafter bei Kaiſer Joſephs Krönung, ſpäter Miniſter von Kurmainz. Er ſtarb 1799 auf ſeinem Landgute zu Driburg.

[2]) Worauf ſich dieſe Anſpielung bezieht, habe ich nicht mit Sicherheit feſtſtellen können. Herr Stadtarchivar Jung in Frankfurt, an den ich mich in dieſer Angelegenheit gewandt hatte, äußerte mir brieflich die Vermutung, da ſowohl im Jahre 1764 wie im Jahre 1790 Kaiſerkrönungen zu Frankfurt ſtatt hatten, ſo werde Moſer wohl an das Verhalten des Frankfurter Patriciats bei beiden Nationalfeſten gedacht haben.

[3]) Raupen, Schrullen, Grillen; vgl. Deutſches Wörterbuch 7, 474.

[4]) Joſeph Freiherr von Beroldingen war Domherr zu Speier, Hildesheim und Odenheim und zugleich fürſtlich Speieriſcher Hof- und Rentkammerpräſident. Er war ein vertrauter Freund der Familie La Roche (ſiehe L. Aſſing „Sophie von La Roche". Berlin 1859 S. 205), die auch ſeinen Bruder Paul Joſeph, den früheren

zwei Tage vor meiner Abreiſe nach Olten.[1]) Es hing damals eine ſehr dunkle Wolke über meinem Haupte. Ich hatte wenige Stunden vorher einen lieben Eleven, den zweiten in 10 Jahren, und zwar durch die bösartigen Blattern verloren. . . . und hätte ich nicht wenige Wochen zuvor mein eigenes Kind inokulieren laſſen, ſo läge es itzt neben meinem guten Pflegſohne begraben. Dieſer Gedanke war mir ein neuer Beweis, daß mitten in den traurigſten Scenen meines Lebens die himmliſche Vorſehung ihr Mutterauge über mir offen hält. Ich könnte Ihnen ein halbes Dutzend ſolcher Züge erzählen, wovon einige kaum in einem Roman wahrſcheinlich wären, und die für mich eine goldene Ruhe von individuellen Beweisgründen für die Wahrheit der Religion geworden ſind. Auch die Ankunft Ihres Briefes in dieſen Augenblicken war mir Troſt von Oben, und die Verſammlung in Olten, wohin ich am Tage nach der Beerdigung meines Thomann[2]) verreiſte, war mir eine reiche Quelle von Aufheiterungen und lehrreichem Vergnügen.

Unſer neuer Präſident Beroldingen wird Ihnen ſelbſt geſagt haben, daß ich ihm Ihr Schreiben übergeben, aber vielleicht hat er ihnen verſchwiegen, daß er alles gethan hat, um ihre treffliche Pomona,[3]) da, wo ſie es noch nicht oder noch nicht genug war, bekannt zu machen. Aber ich habe dem Triebe meines Herzens gefolgt und mit verſchiedenen Züricher und anderen Freunden viel darüber geſprochen. Alle laſſen Ihrer edlen Abſicht und der Ausführung Gerechtigkeit wiederfahren. Verſchiedene, worunter einige ebenſo aufgeklärte als gute Männer gehören, wünſchten, daß Sie die Spaziergänge nach Thomſon mit anderen Aufſätzen vertauſchten, weil dieſer engliſche Dichter mit oder ohne Grund weniger als ehemals geſchätzt und zumal in der Schweiz Geßnern und Kleiſten weit nachgeſetzt wird. Auch habe er zu viel Lokalitäten, die ſelbſt mit Ihren einſichtsvollen Erläuterungen im Auslande ihr meiſtes Intereſſe verlören. Ich ſelbſt, meine Freundin, glaube, daß dieſe Anmerkung gegründet iſt, um ſo mehr, da auch die hieſigen Leſerinnen dieſe Spaziergänge am wenigſten anziehend finden. Doch Sie ſcheinen dieſe Wirkung ſelbſt geahnt, und deswegen in den folgenden Heften dieſen Teil Ihres Planes verlaſſen zu haben.

Eine andere Bemerkung, die ich ſelbſt ſchon in der Sternheim und Roſalie machte und bei Ihrer herrlichen Erzählung wiederholte, iſt Ihre Vorzugsliebe für die engliſchen Sitten und Moden, wovon ich Ihnen nie würde geſprochen haben, weil ich jedermann ſeine Lieblingsnation erlaube, ungeachtet ich ſelbſt ſeit langer Zeit keine mehr habe. Allein da verſchiedenen meiner Freunde dieſer Umſtand, wie mir, auffiel, ſo nehme ich daher Anlaß, Sie, edle Freundin, zu fragen, ob Sie nicht glauben, daß, da die meiſten Ihrer Helden Engländer oder nach engliſcher Form gebildet ſind, durch die Darſtellung ſolcher Muſter die Grundzüge des deutſchen Charakters immer mehr verwiſcht und Ihre deutſchen Mädchen gewöhnt werden, in ihren Liebhabern nur das engliſche Gepräge, ſo wie in ihren Moden nur den engliſchen Schnitt zu ſchätzen. Sie wiſſen nicht, verehrungswürdige Freundin, wie ſehr und wie gern man Ihnen aufs Wort glaubt, und wie viel ein Genie, wie das Ihrige, zur Stimmung der beſſeren Hälfte Ihrer Nation beitragen könnte. Es wäre eine der edlen La Roche würdige Arbeit, die Grundlineamente des deutſchen Charakters zu

---

Kurtrieriſchen Kammerherrn, den württembergiſchen Kammerherrn und Oberhofmeiſter kannte. Beide Brüder hatten im Jahre 1782 Pfeffel beſucht und ſich auch in ſein Fremdenbuch eingeſchrieben. Siehe Pfannſchmidt „Das Fremdenbuch C. Pfeffels". Colmar 1892, S. 217. Vgl. auch Kneſchke Adelslexikon. Band 1 s. v.

[1]) In Olten tagte die helvetiſche Geſellſchaft, deren eifriges Mitglied und zeitweiliger Präſident Pfeffel war. Siehe Allgemeine deutſche Biographie. Band 25 s. v.

[2]) Ein „Thomann aus Zürich" wird im Jahre 1782 im Fremdenbuche Pfeffels (S. 219) erwähnt, wahrſcheinlich der Vater des verſtorbenen Zöglings.

[3]) Die Monatsſchrift „Pomona für Deutſchlands Töchter" wurde von Januar 1783 bis Dezember 1784 von S. La Roche zu Speier herausgegeben.

ſammeln, von allen Auswüchſen der Gallomanie und Anglomanie zu reinigen und den deutſchen Schönen deutſche Ideale von beiden Geſchlechtern vors Auge zu ſtellen. Sie beſitzen eine reizende Kunſt, geſchmackvolle Kleidertrachten und Mobilien zu malen, und ich bin gewiß, daß viele dieſer Gemälde von Ihrer Erfindung ſind.

Wie wäre es, wenn Sie es verſuchten, einen deutſchen Nationalgeſchmack einzuführen und das, was Sie anderen Nationen allenfalls abborgen, entweder zu verhehlen oder doch ſo zu naturaliſieren, wie Virgil die Gemälde des Homers in Rom naturaliſiert hat! Die Frauenzimmer geben auch in Deutſchland den Ton an; wenn Sie einmal dieſe gewonnen haben, ſo wird die Revolution ſchnell und glücklich auf unſere angliſierenden und franzöſierenden Stutzer wirken, und die Neuerungsſucht des frei ſein wollenden Deutſchen wird ſeinen Nachbarn weniger Stoff zu Vorwürfen und Spöttereien darbieten.

Ich weiß nicht, ob ich mich betrüge, aber das weiß ich, daß Sie meine Anmerkung mit Nachſicht und Güte aufnehmen werden. Sie ſind in der Eile hingeworfen, und nun da ich ſie überleſe, finde ich, daß ich manches beſtimmter und beſſer hätte ſagen ſollen. Allein ich habe nie Zeit, in meinen Briefen auf den Ausdruck zu denken, und in dieſem ward ich bis hierher durch zween lange Beſuche unterbrochen, die meine Ideen völlig zerſtreut haben.

Vorgeſtern beſuchte uns Ihr Herr Sohn,[1]) aber leider, nur auf eine Stunde, weil er ſich nicht von ſeiner Geſellſchaft trennen mochte. Von ihm erfuhr ich die frohe Zeitung, daß ſein Regiment auf den Herbſt nach Landau kommt, wozu ich Ihrem Mutterherzen mit ganzer Seele Glück wünſche.

Nun, meine verehrungswürdige Freundin, ſollte ich noch von der Epiſode reden, wodurch Sie mich im 7. Hefte der Pomona bis zum Erſchrecken überraſcht haben. Allein was kann ich ſagen, als beſchämt Ihre Hand ergreifen und ſie mit einem „Gott ſegne Sie!“ an meine Lippe drücken! Ich bekenne Ihnen, wie ich es Gott bekenne, daß ich Ihr günſtiges Urteil nicht verdiene, aber auch das bekenne ich Ihnen, daß noch keine menſchliche Stimme mich mächtiger aufgemuntert hat, nach dem vorgeſtreckten Kleinod hinaufzulangen und auf meinem mühſamen, aber doch wonnereichen Poſten bis zur Ablöſung mit heiterem Mute auszudauern. Ich habe ſchon oft gefühlt, daß die Orakel Gottes nicht immer hinreichen, um uns Standhaftigkeit und Freude einzuſprechen. Die Stimme der Edeln unter den Sterblichen klingt uns traulicher, und ihr ſympathiſcher Zug hilft der Hand des Allmächtigen, uns fortzuführen. Das, ich wiederhole es, thun Sie mehr als irgend eine Stimme, die noch in meine Seele drang.

Ich breche ſchnell ab; die Glocke ruft mich in meine Lektion.

Leben Sie wohl, meine innigſt verehrte Freundin! Meine ganze Familie teilt mit mir dieſes Gefühl für Sie und meine liebe tolle Ergebenheit gegen die teuren Ihrigen.

Colmar den 12. Juli 1783.

Pfeffel.

II.

Colmar le 30 Janv. 1787.

Si votre silence, ma respectable amie, nous a allarmés, les causes que Vous en alléguez dans la lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 10, nous ont fait bien plus de peine encore. Nous réunissons tous nos voeux; pour le rétablissement des jours précieux de notre cher Papa La Roche.[2]) Les mortels de son espèce sont si rares, leur exemple

[1]) Siehe S. 490, Anmerkung 5.

[2]) Sophiens Gatte, der Hofrat von La Roche, war ſchon ſeit 1786 leidend (ſiehe Jung-Stillings Brief im Euphorion 1895. 2, 582) und ſchied auch am 21. November 1788 aus dem Leben.

devient si nécessaire dans un siècle qui ne connait presque plus que la fausse philosophie, que la providence doit aux amis de la vraie sagesse la conservation d'un modèle, qui peut encore longtemps servir à leur instruction. J'aime bien mon ami François[1]) pour les soins qu'il donne au meilleur des pères, mais il ne serait ni son fils ni le vôtre, s'il ne pratiquait pas la plus belle des vertus, la piété filiale. J'ai été bien fâché que son frère Charles nous ait privés du plaisir de la posséder ici, d'autant plus que cette occasion ne reviendra probablement plus de sitôt.

Dès la reception de votre lettre, ma respectable amie, je me suis informé du sort de celle qui Vous était adressée par Mad[e] May de Schefftland.[2]) J'ai appris qu'elle est heureusement tombée dans les mains de son fils, lequel l'a remise à Mr. Ortlieb,[3]) notre régisseur, afin de l'expédier pour Offenbach et ce dernier m'assure de l'avoir fait sous l'adresse de l'ami François. Si elle n'est point arrivée au lieu de sa destination, j'ignore, où il faut chercher la cause de cette irrégularité et les informations qu'on pourrait faire à cet égard seraient malheureusement trop tardives.

Je ne divine pas plus ce que peut être devenu le dessin d'une broderie anglaise, dont vous avez bien voulu faire la galanterie à Caroline, et qui très certainement ne s'est point trouvé dans votre dernier paquet. La pauvre enfant en a été bien affligée et me charge ainsi que sa sœur et toute la famille de ses tendres respects pour Vous et pour son cher Papa adoptif. Permettez-moi d'y joindre nos embrassements pour l'ami François et l'hommage de la tendre et profonde vénération que je vous ai vouée pour la vie.

Pfeffel.

III.

Colmar den 20. Junius 1787.

Verehrteſte Freundin!

Als Ihre gütige Zuſchrift vom 6. Mai bei mir einlief, war meine Seele noch mit Kummer umwölkt über den Tod eines lieben Eleven, eines jungen Grafen von Wedel,[4]) den ein bösartiges Fieber uns am 23. April entriſſen hatte. Dieſen ganzen Monat über lagen acht bis zehn unſerer Zöglinge an minder ernſtlichen Krankheiten darnieder, die meine wenigen Erholungsſtunden mit Sorgen und Unruhe ausfüllten; und als die Stürme vorbei, als die Gebeine des einzigen Schlachtopfers kaum mit Erde bedeckt waren, fühlte mein Freund Verſe[5]) zuerſt die Wirkungen

[1]) Über Franz ſiehe S. 490, Anmerkung 5. Er war von 1784—1788 bei Pfeffel in Penſion.

[2]) Eine Mad. May de Schefftland (genauer Schöftland in Aargau) née Steiguer, wird in Pfeffels Fremdenbuche aus dem Jahre 1781 erwähnt (ſiehe Pfannſchmidt a. a. O. S. 210). Zwei Söhne von ihr waren in Pfeffels Inſtitut.

[3]) Mr. Ortlieb aus Rappoltsweiler wird auch von Pfannſchmidt im Regiſter des Fremdenbuchs als der Einnehmer der Pfeffelſchen Kriegsſchule bezeichnet. Seine Gemahlin, die Mde. Ortliebin, wird ebendaſelbſt Nr. 399 erwähnt.

[4]) Caroline, Pfeffels Tochter (geboren 1769) heiratete einen gewiſſen Karl Ludw. Berger, ſtarb 1811 zu Mömpelgard, war zeitweilig in der Familie der La Roche zu Speier in Penſion. Siehe Pfannſchmidt a. a. O. S. 274. L. Aſſing a. a. O. S. 226.

[5]) Dies beſtätigt das Totenbuch der evangeliſchen Kirche nach Pfannſchmidt a. a. O. S. 323. Er ſtammte aus Jarlsberg in Norwegen und war der Sohn des königlich däniſchen außerordentlichen Geſandten im Haag.

[6]) Verſe, Franz, aus Buchsweiler, wurde 1775 an der Kriegsſchule Pfeffels als Inſpektor angeſtellt.

von mehr als 30 raſtloſen Tagen und Nächten. Er wurde von einem hitzigem Bruſtfieber befallen, das mit Gefahr begleitet war und noch größere Gefahr androhte. Erſt vier oder fünf Tage vor meiner Reiſe nach Olten, welche ich dieſes Mal mehr als noch nie abkürzte, konnte er ſeine Geſchäfte wieder antreten. Dieſe kleine Luftveränderung hemmte bei mir den Ausbruch der Gährung, in welche der gewaltſame Zuſtand der Seele die Säfte meines Körpers gebracht hatte. Noch ſtand ich feſt bis vor zehn oder zwölf Tagen, da mein vorjähriges Tertianfieber wieder ausbrach und mich nun auch niederwarf. Ich ſträubte mich aber mit ſo glücklichem Erfolge gegen die überwältigende Macht, indem ich beinahe täglich ausging und nur in der äußerſten Not das Bette aufſuchte, daß dieſer Widerſtand, durch die Hand des Arztes unterſtützt, das Fieber nach dem fünften Anfalle verbannte. Seit drei Tagen bin ich nun Gottlob frei davon, ohne mich gegen einen Rückfall geſichert zu halten, weil für eine völlige Geneſung meine Kräfte noch zu weit zurück ſind. Sie ſehen, verehrteſte Freundin, aus dieſer Erzählung, daß die letzten Monden meines Lebens auch nicht immer heiter waren. Vielleicht werden mir die unangenehmen Eindrücke des Vergangenen durch die Hand meines Bruders verwiſcht, den ich zu Ende dieſes Monats erwarte, ſowie ich hoffe, daß die Anweſenheit Ihres Herrn Sohnes,[1]) dem ich mich dringend empfehle, und Ihrer neuen Tochter, welche in dem Namen La Roche die Belohnung aller ihrer Verdienſte findet, die Furchen des Kummers aus Ihrem Herzen vertilgen werde.

Bei dem erwarteten Beſuche ſehen Sie ſelbſt ein, verehrungswürdige Freundin, daß meine Mädchen den Sommer keine Reiſe unternehmen könnten, wenn ſich auch ſonſt eine Gelegenheit zeigte, Ihr gütiges Anerbieten zu benützen, und wir in Frankfurt die Verwandten hätten, die wir nicht haben. Caroline[2]) erwartet nun bald ihre Freundin Martange; und wirklich haben wir ſeit dem Anfang des Monats eine höchſt intereſſante Perſon, die jüngſte Tochter des Märtyrers Calas,[3]) bei uns, die, wie Sie wiſſen, einen Sohn im Inſtitut hat. Es iſt nicht möglich, ein größeres Maß von jener reinen Weisheit, die eine Reihe unverſchuldeter Leiden gewährt, mit einem höheren Grade von ſanfter Lebensphiloſophie zu verbinden.[4])

— — — — —

Leben Sie wohl, verehrteſte Freundin, meine Frau und meine Familie, und Minna mit eingeſchloſſen, verehren und ſegnen Ihr Andenken, und ich bleibe, bis in mein Grab, mit dem wärmſten Pflichtgefühl eines Ihnen geweihten Herzens

Pfeffel.

IV.

à Colmar ce 12 Avril 1791.

Il y a longtemps, ma respectable Amie, que, conformément à ma promesse du 4 Mars, aurais dû l'honneur de Vous écrire d'une manière plus circonstanciée sur l'ouverture que Vous m'avez faite d'une transplanta-

---

[1]) Gemeint iſt der älteſte Sohn Fritz von La Roche, der ſich kurz vorher mit einer jungen Holländerin vermählt hatte. Siehe L. Aſſing a. a. O. S. 351.

[2]) Über Caroline. Siehe die Anmerkung des vorigen Briefes.

[3]) Calas war ein proteſtantiſcher Kaufmann aus Toulouſe, der angeklagt wurde, ſeinen zum Katholizismus übergetretenen Sohn erhängt zu haben; er wurde daher zum Tode verurteilt und 1761 hingerichtet; ſpäter rettete Voltaire ſeine Ehre, und das Parlament erklärte ihn 1765 für unſchuldig. Seine Tochter war an einen gewiſſen Duvoiſin vermählt; ihr Sohn trat in Pfeffels Inſtitut ein, und deshalb ſchrieb ſich auch die Mutter am 27. Juni 1787 in Pfeffels Fremdenbuch ein. Siehe Pfannſchmidt a. a. O. S. 330.

[4]) Die folgende Stelle beſpricht eine geſchäftliche Abrechnung und ermangelt des allgemeineren Intereſſes.

tion en Allemagne, si une maladie très grave qui m'a fait trembler pendant 15 jours pour la vie de mon cher Charles et le travail du Quartier qui a suivi du près sa convalescence m'avaient laissé assez de liberté physique et morale pour m'acquitter de mon engagement.

Dans la même lettre j'ai eu l'honneur de Vous remercier de Votre charmant ouvrage sur Mannheim,[1]) dont Vous me demandez des nouvelles, et il faut qu'elle Vous soit parvenue, puisque dans celle que Vous avez eue la bonté de m'écrire le 7 de ce mois, Vous me parlez de l'Abbé Däuzer, dont les propositions étaient renfermées dans le même paquet. Je lui ai communiqué Votre réponse provisoire, qui lui a fait grand plaisir et d'après tout ce qu'on m'en dit, je dois croire que Mr. de Siersdorf n'aura pas lieu de se repentir de son acquisition. Pour revenir au projet qui devait me rapprocher de Vous, Ma Respectable Amie, je Vous avoue que mon esprit s'en est occupé plus d'un jour et plus d'une nuit, et que mon cœur, profondément penétré de la générosité de Monseigneur le Landgrave,[2]) ne s'est pas moins agité que ma tête pour se décider dans une affaire de laquelle dépend la destinée du reste de ma vie et surtout celle de mes enfants qui dans ce pays-ci n'ont aucune perspective. Je Vous ai déjà observé que mes immeubles, surtout mes deux maisons, que je ne pourrai ni conserver ni vendre sans beaucoup de perte, opposaient un grand obstacle à mon déplacement. Il me faudrait travailler plusieurs années avec un succès dont on ne peut prévoir la certitude, pour réparer cette brèche, parce que les loyers et les prix des maisons vont éprouver une baisse énorme par la vente des édifices nationaux dont l'on s'occupe avec vigueur,[3]) et par l'émigration des membres de notre ci-devant Conseil souverain, qui se dispersent dans tous les coins de la province. Cette considération toutefois ne m'aurait point arrêté, surtout parce que l'asyle, que la bonté du prince me destinait aurait été gratuit. Mais pourqu'un établissement tel que le mien puisse subsister et inspirer de la confiance, il faut qu'il se trouve au sein d'une ville pourvue de toutes les ressources en fait des Maîtres, de médecins, d'ouvriers pp. dont on éprouve journellement la nécessité. Ces objets, surtout ceux qui concernent l'instruction, sont moins indispensables pour l'éducation des Enfants en basse âge, et la campagne peut même avoir une influence salutaire sur leur physique, tandis que mon institut exige, si je puis m'exprimer ainsi, tout le luxe de la civilisation. Il me faudrait 60 élèves, pour entretenir aux frais de la maison les nombreux Instituteurs, dont elle aurait besoin et que je ne paye dans une ville que pour autant d'heures que leur service me devient nécéssaire. Mais, supposé même que l'institut devînt plus nombreux qu'il n'a jamais été, l'état de ma santé et l'épuisement de mes forces ne me permettraient pas d'y suffire. Je sens que je pourrais être le père de 30 enfants, mais si ce nombre était doublé, je n'en serais que le parâtre et mon cœur se révolte contre cette qualification

Il ne me reste donc plus, ma respectable Amie, que d'attendre de pied ferme le dénouement de notre tragédie et de travailler à trouver pour mes enfants des débouchés sous un Ciel étranger. C'est à quoi je Vous

[1]) Die Briefe über Mannheim waren 1791 zu Zürich erschienen.

[2]) Gemeint ist Ludwig X. von Hessen-Darmstadt, über den S. 42, Anmerkung 4 zu vergleichen ist

[3]) Das Gesetz, welches die geistlichen Güter in Frankreich einzog und als Nationaleigentum erklärte, stammt vom 17. März 1790; aber der Verkauf zog sich längere Zeit hin.

supplie de vouloir bien coopérer en Votre qualité de mère adoptive de mes filles. Si cet été se passe sans troubles extérieurs, il est probable que mes recrues augmenteront. Si nos frontières sont menacées, les liens qui me retiennent en Alsace se romperont d'eux-mêmes par la dispersion des élèves actuels, parmi lesquels la moitié au moins, nommément les Français et les Genèvois, ne me suivraient pas en Allemagne. Mais alors je préférerais tout emploi paisible, quoique d'un revenu modique, à la peine effrayante de remonter un établissement tel que le mien, et dont le succès est toujours douteux, lorsqu'il n'est point commencé à l'ombre de la paix et dans la vigueur de l'âge.

Je reviendrai sur cet objet, quand j'aurai plus de temps et surtout l'esprit plus libre. J'ignore encore, ma digne amie, si je pourrai profiter du rendezvous que Vous me donnez à Baade, ces eaux ne m'ayant pas fait le moindre bien.

Mais mon coeur me flatte de l'ésperance que nous nous rencontrerons quelque part. J'ai écrit a Mr. Petersen[1]) 4 jours après la réception de sa lettre concernant le jeune de Picquot[2]) dont j'embrasse bien tendrement la sœur. Ses parents demeurent à Keysersberg; il m'a fallu leur écrire et avoir leur réponse, avant de pouvoir faire la mienne qui est partie le 30 Mars.

Adieu, mon incomparable Amie; toute ma famille joint l'hommage de sa tendre vénération à celui de mon profond Respect.

Pfeffel.

A Madame, Madame de
La Roche, née de Guttermann
à Offenbach près Francfort s/M.
L. S.

V.

à Colmar ce 1er Février 1792.

Enfin, ma respectable Amie, mes occupations courantes et mes travaux extraordinaires que les malheurs de temps n'ont que trop accumulés, me laissent quelques instances pour m'entretenir avec Vous et pour Vous demander surtout des nouvelles de Votre Santé, pour laquelle, d'après Votre dernière lettre, nous avons conçu beaucoup d'inquiétudes. Hélas, ma digne Amie, je sais me mettre à Votre place; je connais l'état dans lequel Vous languissez, il est cruel et Dieu seul peut nous en tirer. Je n'entreprendrai jamais de Vous consoler, ce serait la prétention la plus présomptueuse de l'orgueil humain que de vouloir cicatriser une plaie, qu'il faut laisser saigner jusqu'à ce que le temps et la religion y mettent le premier appareil. Outre notre fils commun,[3]) l'année qui vient de s'écouler m'a enlevé trois personnes bien chères à mon cœur: ma soeur Sarasin,[4]) ma belle sœur

[1]) Hierunter iſt jedenfalls der Syndicus Peterſen aus Speier zu verſtehen, der im Jahre 1785 auch Pfeffels Inſtitut beſucht und ſich unter Nr. 1343 in ſein Fremdenbuch eingeſchrieben hat.

[2]) Der Genannte iſt wohl ein Sohn des Oberſtlieutenants Picquot-Pinſack, der ſich mit dem Fräulein Franziska Henriette von Nardin vermählt hat. Siehe Pfannſchmidt a. a. O. S. 304.

[3]) Franz von La Roche. (Siehe S. 490, Anmerkung 5.)

[4]) „Soeur" iſt hier nicht in wörtlichem, ſondern in übertragenem Sinne zu verſtehen. Jacob Saraſſin, Bandfabrikant zu Baſel (1742—1802), war mit Gertrud Battier ſeit 1770 vermählt; Gertrud Battier war Pfeffels innigſte Freundin, die

Hoffmann[1]) et ma tendre et vertueuse amie Less[2]) qui a succombé à Hanovre à une maladie de langueur. La mort de ma chère Zoé surtout avec laquelle j'étais habitué de passer chaque année une dizaine de jours à différentes époques et qui pendant seize ans m'avait témoigné une amitié à toute épreuve à été pour moi une perte irréparable. Si je ne vois que des tombeaux dans l'année passée, celle que nous venons de commencer ne m'offre que des scènes de discorde et des perspectives de ruines. Depuis près de trois ans nous ne vivons que dans les alarmes; aucune insurrection n'a à la verité, troublé notre repos, mais la situation de ma pauvre patrie, les démonstrations de nos voisins, les fautes de nos législateurs, les fureurs du fanatisme politique et réligieux, le fléau des assignats, les sacrifices que j'ai fait jusqu'ici, pour soutenir mon institut, tout cela, Ma respectable amie, ne peut manquer de déchirer les entrailles d'un Citoyen père de famille qui voit sans sa faute les fruits de 20 années de travail se fondre entre ses mains et qui ignore si dans six mois d'ici les ennemis du dédans ou du dehors lui laisseront encore la triste liberté de passer sous son propre toit des nuits que les soucis et les tourments d'une infirmité chronique ne marquent que d'insomnies. J'ai béni la révolution parce qu'elle était nécessaire, parce qu'elle rompit les chaines honteuses qui nous tenaient dans l'esclavage le plus accablant, mais je ne puis bénir une constitution qui jusqu'ici n'a presque fait que des malheureux et qui met l'anarchie à la place de la liberté. Je sais bien que notre Acte constitutionnel est à bien des égards un chef d'œuvre de beauté, mais une belle femme n'est pas toujours une bonne femme et une loi belle dans son principe peut être très mauvaise dans son application. Avant que d'ouvrir la ménagerie il fallait apprivoiser les lions, les tigres et les hiaines, qui s'y trouvaient renfermés. Notre noblesse a été sans doute traitée avec injustice et même avec cruauté, mais il faut convenir aussi qu'une partie de cette noblesse a été dans l'origine la cause principale du renversement de toutes choses et de sa propre destruction Comme nos parlementaires, ils ont voulu tout garder ou tout perdre et à cette opiniâtreté les nobles ont joint une morgue, un mépris pour le tiers-état, auquel le premier sentiment de sa force a dû nécessairement inspirer le désir de s'en venger. Quant à moi, j'ai voulu être libre, mais je n'ai pas voulu être tiran, j'ai voulu être heureux, mais non aux dépens de mes frères; j'ai voulu la régéneration de ma patrie, mais non l'amputation d'un si grand nombre de ses membres qu'on aurait pu conserver et faire cooperer au bonheur commun.

J'espère toujours, ma respectable amie, que nous aurons celui de Vous embrasser, quand Vous quitterez la Suisse et que, par la part que nous prendrons à Vos souffrances, Vous nous trouverez dignes de ne pas Nous les dérober. Recevez les hommages de notre tendre et respectueuse vénération.

Pfeffel.

---

er in Briefen öfters Schweſter, ebenſo in Gedichten Seraphine genut. Ein anderer Beiname dieſer im Jahre 1791 verſtorbenen Dame begegnet uns gleich in den nächſten Zeilen, nämlich Zoe. (Siehe Pfannſchmidt a. a. O. S. 261.)

[1]) Pfeffel ſelbſt war mit Cleophe Divoux vermählt; deren Schweſter, Magdalene Eliſabeth Divoux, heiratete 1779 den Inſpektor der Kriegsſchule zu Colmar, Joh. Friedrich Hoffmann, der ſpäter Bürgermeiſter von Landau war. (Siehe Pfannſchmidt S. 153 ff.)

[2]) Dorothea Salome Lebs, geborene Steinheil, vom Dichter Pfeffel Serena genannt, war an den Profeſſor der Theologie, Gottfried Lebs, vermählt. (Siehe Pfannſchmidt S. 231.)

8. Briefe von Seume.

I.

Leipzig den 28. October.

Die glücklichen Stunden, die Sie mir zu ſchenken die Güte hatten, werden mir in der Erinnerung immer teuer bleiben; und ich würde gewiß die Erlaubnis, Ihnen zu ſchreiben, eher benutzt haben, wäre ich eher an ein Örtchen der Ruhe gekommen. Von Ihnen weg wandelte ich zu meinem Freunde Münchhauſen[1]) nach Schmalkalden, den ich ſeit zwanzig Jahren und in der alten Welt gar nicht geſehen hatte. Fünf Olympiaden machen in den Antlitze der Menſchen, die ſich als junge Kerle kannten, eine merkliche Veränderung. Er erkannte mich nicht, und erſt nachdem ich mein Introduktionsſchreiben, einen Ring mit ſeinem Bildniſſe, vorhielt, ſank er, wie von einem elektriſchen Funken gerührt, in meine Arme und führte mich zu ſeiner jungen Frau[2]) als ſeinen Freund. Von da ging ich nach Weimar und traf unſern geliebten Patriarchen in dem Heiligtum der Humanität zu Tiefurt. Die Herzogin und Wieland waren ſehr gütig und ſchenkten mir ſoviel Teilnahme und Aufmunterung, als ich nur immer verdienen konnte. Von da ſah ich meine alte gute Mutter, nicht weit von Weißenfels, eine Frau, welche, trotz ihrem ſchlichten Bauernrocke, ſich die Hochachtung aller, die ſie kennen, erwirbt, und der ich alles verdanke, was an ſolider Bildung an mir iſt. Von da ging es nach Leipzig zu Weiße und Göſchen. Lauter Tage der Belohnung! Ich wäre undankbar, wenn ich ſagte, ich ſtürbe ohne Genuß.

Nur erſt ſeit wenigen Tagen hatte ich von meinen Wanderungen in der Gegend herum ruhige Muße genug, Ihr Geſchenk[3]) näher zu betrachten. Ob es gleich nicht unter die Gattung Bücher gehört, durch die ich nunmehr meine Bildung fortzuſetzen ſuche, ſo iſt es doch gewiß nicht bloße Artigkeit, wenn ich Ihnen ſage, daß ich viel Vergnügen und Unterricht daraus gezogen habe. Das ſage ich mit Wahrheit, wenn ich auch vielleicht hier und da etwas über Anordnung und Stil zu bemerken fände. Ich wiederhole Ihnen meinen Dank. Scenerie in Nordengland iſt ſehr intereſſant. Von Osmannſtädt darf ich nichts ſagen; denn die Kataſtrophe[4]) hatte mich Wielands wegen und ſchon durch ſich ſelbſt gerührt, noch ehe ich die Ehre hatte, Ihnen perſönlich bekannt zu ſein.

Meine herzlichen Wünſche, wenn Sie den Grafen von Solms und den guten wackern Mann, ſeinen Juſtitiarius Hofmann, ſehen ſollten.

Der Himmel gebe Ihnen noch viele Freude und laſſe Sie zuweilen mi Teilnahme denken an

Ihren wahren Verehrer.

---

[1]) Carl Ludwig von Münchhauſen-Oldendorf, geboren 1759 auf einer Weſerinſel im Schaumburgiſchen, zuerſt in kurheſſiſchen Dienſten, machte mit den heſſiſchen Truppen einen Teil der amerikaniſchen Kämpfe mit und ſchloß mit Seume in Halifax Freundſchaft, ſchlug die Stelle eines weſtfäliſchen Diviſionsgenerals aus, ſeit 1808 Forſtmeiſter, dann auf ſeinem Stammgute lebend.

[2]) Münchhauſen war ſeit 1801 mit Marianne Schenk von Schweinsberg vermählt. Siehe Krauſes Biographie in der allgemeinen deutſchen Biographie 23, 7.

[3]) Sophie hatte dem Dichter Seume augenſcheinlich einige ihrer Werke zugeſandt, wahrſcheinlich das 1788 erſchienene „Tagebuch einer Reiſe durch Holland und England".

[4]) Damit meint Seume offenbar den Tod der Sophie Brentano (geſtorben 19. September 1800 in Osmannſtädt). Die Reiſe iſt wohl dieſelbe, die bei Planer und Reißmann S. 288 f. erwähnt wird; aber die Daten ſtimmen nicht. A. Sauer.

II.

Verehrungswürdige Freundin!

Sie denken gewiß, Ihr wilder Amerikaner iſt geſtorben oder wieder zu den Hyperboreern gegangen oder hat Sie vergeſſen. Nichts davon! Er iſt weiter nichts als etwas faul und ſündigt auf die Güte ſeiner Freunde los. Ihre Bücher haben mir beide Vergnügen gemacht und Belehrung gegeben. Vorzüglich haben mir die Verſe auf die Raupe in ihren Veränderungen gefallen. Die Idee iſt ſo einfach und ſo ſchön und anmutig ausgeführt. Die engliſchen Verſe aber ſind in der Druckerei entſetzlich verderbt und wimmeln von Druckfehlern. Herr Gräf [1]) ſollte doch vor Ihnen und dem Publikum etwas mehr Achtung haben und die Sachen nicht ſo verſtümmeln laſſen, da man hier in Leipzig doch wohl auf jeder Straße einen engliſchen Korrektor finden kann.

Sie müſſen in der engliſchen Litteratur und Geſchichte ungewöhnlich fleißig ſein, daß Sie ohne Angſtlichkeit ſo viel Nützliches aus derſelben in ein Buch dieſer Art weben können. Mir geht es wieder ganz gut, nachdem mir die Kopfknochen wieder gehörig zuſammengeknorpelt ſind; denn durch eine Schurkerei war mir der linke Schlafknochen zerbrochen und mußte halb herausgenommen werden, welches eben keine ſanfte Operation war.

Mein Syrakuſer Spaziergang [2]) iſt ziemlich gut ſpaziert, und ich bin jetzt beſchäftigt, ihn noch etwas auszufegen, weil er nach Oſtern wieder gequetſcht werden ſoll. Dann bekommt er vielleicht ein gefälligeres Jäckchen, und ich werde ſodann die Ehre haben, das ſonderbare Geſchöpf bei Ihnen einzuführen.

Meinen Gruß an die Leutchen, die ſich bei Ihnen meiner erinnern wollen, vorzüglich wenn Sie den Herrn Hofmann von Röthelsheim ſehen ſollten. Gerning ſcheint mir zu zürnen; darüber muß ich mich dann nach meiner Weiſe zu tröſten ſuchen.

Der Himmel erhalte Sie noch lange geſund und munter und froh und mir Ihr Wohlwollen.

Leipzig. Seume.

Zwei ungedruckte Briefe Goethes.

Mitgeteilt von Carl Scherer in Caſſel.

Die nachſtehend zum Abdruck gebrachten Briefe befinden ſich in der Schloßbibliothek zu Wilhelmshöhe bei Caſſel als Einlagen in der

[1]) Der Buchhändler Gräff in Leipzig verlegte die in der Zeit von 1795—1805 erſchienenen Werke der La Roche. In welcher Arbeit ſich das Gedicht auf die Raupe vorfindet, habe ich nicht feſtſtellen können. Im Jahre 1799 hat Sophie von La Roche ihren Verleger ſelbſt in Leipzig aufgeſucht.

[2]) Hoffmann aus Röthelsheim iſt wohl identiſch mit dem Juſtitiarius Hofmann des vorigen Briefes, einem Bekannten der La Roche aus ihrer Offenbacher Zeit; für Röthelsheim iſt wohl das bei Bockenheim gelegene Rödelheim zu leſen. Auch Gerning gehörte mutmaßlich zu dem gleichen Bekanntenkreis und iſt wohl identiſch mit dem Herrn desſelben Namens, der 1789 die Bekanntſchaft der La Roche mit Ferdinand IV. und Caroline von Neapel vermittelte. (Siehe La Roche „Mein Schreibtiſch". Leipzig 1799. 1, 367.)

1789er Ausgabe von Goethes Römischem Carneval.[1]) Die Veröffentlichung erfolgt mit Genehmigung des Königlichen Oberhofmarschallamtes zu Berlin, für deren Vermittelung der Herausgeber dem derzeitigen Hüter der Wilhelmshöher Bücherschätze Herrn Königlichen Hofbauinspektor Wittig zu Danke verpflichtet ist.

I.[2])

Wohlgeborner
Insonders Hochgeehrter
Herr,[3])

Ihro Königl. Hoheit, Ihres gnädigsten Herrn geäußertes Verlangen die Quartausgabe des Römischen Carnevals mit ausgemalten Kupfern, Höchst Ihro Kabinets-Bibliothek, wo es bisher gemangelt, wieder einzuverleiben,[4]) ist mir allzuschmeichelhaft als daß ich einen Augenblick anstehen könnte, das Einzige Exemplar welches mir von jener Zeit übrig geblieben Höchstdenenselben zu Füßen zu legen. Es erfolgt deßwegen hiebey, mit der aufrichtigsten Versicherung daß mir durch die Annahme deßelben die größte Gnade widerfahre.

Denn wenn es, wie doch bey meinen mannigfaltigen literarischen Verbindungen höchst wahrscheinlich ist, mir auch nicht gelänge sogleich wieder ein anderes Exemplar aufzufinden, so würde ich dennoch sehr gern dies geringe Opfer einem solchen Fürsten bringen, da es mir Gelegenheit giebt Höchstdemselben die Verehrung einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit und Beharrlichkeit unter den bedenklichsten Umständen,[5]) devotest darzulegen. Möge ich höchster Gnade immerfort empfohlen seyn wie sich jene frühere kleine, Arbeit, nach soviel Jahren einer ausgezeichneten Theilnahme und Erinnerung zu erfreuen hat.

Der ich Ew: Wohlgeb. für geneigte Vermittelung den verbindlichsten Dank abstatte und mich zu sonstigen freundlichen Diensten immer bereit erkläre.

Ew. Wohlgeb.

ergebenster
Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar
den 8ten July
1819.

---

[1]) Die Wilhelmshöher Sammlung ist im Februar 1897 zum größeren Teil unter Wahrung des Eigentumsrechts der Krone Preußens an die Ständische Landesbibliothek in Cassel abgegeben worden. Nur die Kupferstiche und ein kleiner Rest von Büchern, darunter auch der obige Druck, sind im Schlosse zurückgeblieben. Für die Geschichte der Schloßbibliothek vergleiche des Herausgebers Abhandlung in der „Zeitschrift für Bücherfreunde" Heft 5 (1897), S. 255—263.

[2]) Doppelblatt in Quart. Von Goethes Hand nur die Ergebenheitsformel und die Unterschrift.

[3]) Adressat ist der Geheime Kabinets-Archivarius Kriegsrat Gottsched, ein Neffe des Leipziger Professors, der die Schloßbibliothek verwaltete.

[4]) Die Bibliothek hatte bereits früher ein Exemplar des Römischen Karnevals besessen, das jedoch zur Zeit der französischen Zwischenherrschaft in Hessen, während der die Kunsträubereien im großartigsten Maße betrieben worden waren (S. Duncker, Zur Geschichte der Kasseler Kunstschätze. . . . Deutsche Rundschau, Jahrgang 9, S. 223 ff.), verloren gegangen war. Eine Wiederbeschaffung war unmöglich gewesen.

[5]) Gemeint ist die siebenjährige Verbannung des Kurfürsten aus dem Lande seiner Väter, die am 1. November 1806 mit dem Einrücken der Franzosen begann und erst am 21. November 1813 ihr Ende erreichte.

II.[1]

Wohlgebohrner,
besonders geehrter Herr Geheimerrath und Staatsminister!

Ew wohlgeb.[2] haben Mir durch die Übersendung Ihrer Schrift: Der Römische Carneval, nicht nur ein besonderes Vergnügen, sondern auch eine große Gefälligkeit erzeigt die Ich mit vorzüglichem Dank erkenne und schätze. Sie entziehen[3] Sich, wie Ich vernehme, dadurch Selbst eines Werks,[4] das Ich lange vermißte, und sonst nirgends wieder erhalten konnte. Ich lasse es jezt in Meiner Bibliothek zu Wilhelmshöhe, als ein schönes Denkmal von Ew. wohlgeb.[5] und als Zierde, bei Ihre andern Schriften,[6] deren Werth Ich so sehr achte, aufstellen. Die gute Meinung, welche Ew. Excell.[7] bei dieser Gelegenheit von Mir geäußert haben, bleibt mir überaus schätzbar, und in den Gesinnungen einer ausgezeichneten Achtung verharre Ich stets

Ew. Wohlgb.[8]

Bad Geismar[9]
den 23ten Julius
1819

dienstwilligster[10] Frd.
W. K.

exped.

An d. H. Geheimenrath u. Staatsminister v. Göthe in Weimar.

III.[11]

Durchlauchtigster Kuhrfürst,
gnädigster Großherzog und Herr

Eine jede Anzeige daß meine schuldige Sendung zu Ew Königl Hoheit gnädigsten Händen gelangt sey würde mich schon vollkommen beglückt haben. Daß aber Höchst Dieselben mich davon, unter den ehrenvollsten Ausdrücken, Selbst zu versichern geruhen fordert und verpflichtet mich zu devotester Dankbarkeit, welche hiemit gerührt auszusprechen nicht verfehle. Mit wiederholter Anerkennung Höchst Ihro erhabenen Eigenschaften und redlichster Betheurung wie schmeichelhaft es sey Ew. Königl Hoheit Aufmerksamkeit meinen Arbeiten zugewendet und erhalten zu wißen. Zu aufrichtigst empfundener Verehrung zeitlebens mich bekennend

Ew Königl Hoheit

Weimar
den 1 Aug 1819

unterthänigster
J W v Goethe.

[1] Quartblatt. Konzept von Gottscheds Hand. Der Kurfürst hat einige unten näher bezeichnete Änderungen am Entwurf gemacht und seine Unterschrift und das exped. unter dem Datum hinzugefügt.

[2] Im Entwurf stand das Goethe zukommende Prädikat „Excellenz", das der Kurfürst durch „Wohlgeb." ersetzte.

[3] „Entziehen" statt „entäussern" von des Kurfürsten Hand.

[4] Hier folgten zunächst noch die Worte „das Mir angenehm war", die der Kurfürst gestrichen hat.

[5] Statt des ursprünglichen „Excellenz" wie oben Anmerkung 2.

[6] Die Bibliothek besaß damals neben mehreren meist guten Originalausgaben Goethescher Dramen und der Optik eine Wiener Gesammtausgabe.

[7] Die Änderung (siehe oben Anmerkung 2) ist hier übersehen worden.

[8] Der damals vielbesuchte Gesundbrunnen bei dem Städtchen Hofgeismar im nördlichen Hessen.

[9] Statt des ursprünglichen „Excellenz" wie oben Anmerkung 2.

[10] Gottsched hatte „dienstwilliger" geschrieben.

[11] Doppelblatt in Quart; eigenhändig von Goethe.

Ein ungedruckter Brief August Wilhelm von Schlegels an Schleiermacher.

Mitgeteilt von Gertrud Bäumer in Magdeburg.

In dem Nachlasse des im Jahre 1834 zu Berlin verstorbenen Regierungsrates Schede, meines Urgroßvaters, findet sich ein Brief August Wilhelm von Schlegels an Schleiermacher. Der Umschlag trägt die Aufschrift:

An

Herrn Prediger u. Professor

Schleiermacher Wohlgeb.

in

Fr. Nürnberg Berlin

und den Poststempel Coppet. Auf der versiegelten Rückseite finden sich in einer anderen, doch nicht in Schleiermachers Handschrift, die Worte: Demoiselle Schede Lpzgstr. N° 110. Durch wen und wie der Brief in Besitz des Regierungsrates Schede, der in ziemlich nahen Beziehungen zu Schleiermacher stand, gekommen, weiß ich nicht. Der Brief lautet:

Coppet d. 4. Dec. 1809.

Herr Dreist hat mir Ihr Briefchen vom 15ten Aug. bescheidentlich zugesandt, wertheſter Freund; nach so langer Entfernung und so ununterbrochenem Stillschweigen war es mir ein angenehmes Lebenszeichen. Lassen Sie mich Ihnen zuerst meinen Glückwunsch über Ihre häusliche Veränderung abstatten, deren ich mich herzlich gefreut habe.

Es ist überhaupt nicht gut, daß der Mensch allein sey, und eben jetzt, da die großen Staatsgebäude halb eingerissen und übrigens so baufällig dastehen, daß ihnen kein Architekt mehr helfen kann, ist es vielleicht am weisesten gethan, sich vor der Hand einen Heerd zu bauen, bis etwan einmal der Grund, worauf er steht, vaterländisch wird. Ihre schriftstellerischen Arbeiten habe ich unterdessen nicht aus den Augen verlohren. Wie weit Ihr Plato gediehen, weiß ich nicht genau und habe mir noch nicht alles verschaffen können. Das Weihnachtsgeschenk und die scharfsinnige Herstellung des Heraklit las ich mit großem Vergnügen. Dagegen entging mir bis jetzt Ihre Schrift über die Universitäten. Leider fürchte ich, daß unsere etwas verspäteten Lobreden auf diese Anstalten, denen wir Deutsche vielleicht mehr verdanken, als wir glaubten, eben so viele Leichenreden sind. Es dürfte, wenn es so fortgeht, bald keine Universitäten mehr, sondern bloß noch Schulen unter der Zuchtruthe der neuen kaiserlichen Sorbonne geben. Aus den Zeitungen sahe ich, daß die Universität in Berlin, die Sie wünschten, wirklich eingerichtet wird. Wenn nur Ihrer Hauptstadt nicht noch ganz andre, minder angenehme Veränderungen bevorstehn!

Daß mich einige Berlinische Freunde für einen litterarie mortuum erklärten, wußte ich schon: allein ich hätte gewünscht, Sie möchten nicht mit unter der Zahl

seyn. Ich habe es wenigstens an der Sorge nicht fehlen lassen, mein annoch gefristetes Leben bemerklich zu machen. Meine Elegie Rom ist Ihnen gewiß bey ihrer Erscheinung zugestellt worden, wenigstens gab ich Auftrag dazu. Einige einzelne Aufsätze, z. B. ein ziemlich ausführlicher über den heutigen Zustand der Künste in Rom in der Jenaischen Lit. Zeitung, andre im Prometheus konnten Ihnen leichter entgehen. Mit der kleinen französischen Schrift bezweckte ich nichts weniger als eine Bemühung um das poetische Heil der Franzosen; ich war vielmehr versucht als Motto darauf zu setzen:

If we displease, it is with our good will.

Ich dächte immerhin, meine Landsleute könnten mir es anrechnen, daß ich den Krieg gegen die entschiedensten Feinde unseres litterarischen Rufes im Auslande auf ihr eigenes Gebiet hinüberzuspielen gesucht; doch mag ich darüber nicht rechten. Es könnten vielleicht bedeutendere Schriften in derselben Sprache nachfolgen, ohne daß es dem Anbau der Muttersprache Eintrag thun soll. Am wenigsten erwartete ich jetzt von Ihnen den Vorwurf der Verfäumniß, da ich eben im Zeitraum eines halben Jahres eine Kleinigkeit von drey ganz artigen Bänden ausgehen lassen. Das spanische Theater und die Vorlesungen über dramatische Kunst werden Sie doch nicht als Bemühungen um das poetische Heil ich weiß nicht wessen von der Hand weisen? Da der erste Theil der Vorlesungen, das theoretische abgerechnet, ganz vom griechischen Theater handelt, so dürfte ich wohl eine ausführliche Beurtheilung davon in Ihrem Museum erwarten, und es sollte mich freuen wenn Sie oder Wolf (dem ich das Buch auch habe zustellen lassen) sie zu meiner Belehrung übernehmen wollten.

Von noch nicht mitgetheilten Arbeiten erwähne ich nur, daß ich mich fleißig mit dem Text der Niebelungen beschäftigt, und die sämtlichen Lesearten der Sk. Gallischen und der Münchner Handschrift, die letztere von mir selbst ausgezeichnet, in Händen habe.

Es war mir ein erfreulicher Beweis Ihrer Offenherzigkeit, daß Sie in Betreff meines Bruders etwas in Anregung bringen, worüber Sie wohl die gänzliche Abweichung unserer Ansichten voraussetzen konnten. Rechnen Sie es nicht auch zu den durch den Protestantismus behaupteten[1] Rechten, seiner Überzeugung gemäß handeln zu dürfen? Und warum sollte man seine Gesinnungen nicht auch in Gedichten äußern? Kennte ich Friedrichs Gedichte nicht selbst, so würde ich nach Ihren Äußerungen glauben müssen, sie handelten eine Seite um die andere von der Messe. Ich kann nur die einzige von Ihnen angezogene Stelle finden, die sich darauf bezieht. Freylich wem die Messe, wie es im Heidelberger Catechismus lautet, für eine verruchte und vermaledeyte Abgötterey gilt, dem muß dieß immer anstößig bleiben; wäre aber dies Wunder, wodurch das große Versöhnungswerk gleichsam sichtbar vor unsern Augen immerfort bestätigt wird, dennoch wahr, so würde es auch wohl erlaubt seyn, sich darüber zu freuen. Daß mein Bruder dieß wie Sie sagen in unpoetischen Versen; meines Bedünkens in innigen und einfältigen Ausdrücken, gethan, dieß ist nun nicht mehr eine theologische sondern eine kunstrichterliche Beschuldigung, die ich dahingestellt seyn lasse.

Es war eine löbliche Sache um das Protestiren, so lange es etwas gab, wogegen, und etwas womit man protestieren konnte. Jetzt aber, da es einen so gedeihlichen Fortgang mit dieser schönen Erfindung gehabt, daß wir uns leiblich und geistlich gleichsam Grund und Boden unter den Füßen wegprotestirt, wäre es wohl Zeit auf die Rückkehr von der Trennung zur Einheit bedacht zu seyn. Die Deutschen in ihrem Zwiespalt unter sich unter solchen Umständen kommen mir vor wie zwey

[1]) Schlegel scheint hier zuerst „errungenen" geschrieben zu haben, dann hat er verbessert „erkämpften", dann beides durchgestrichen und „behaupteten" darüber geschrieben.

Advocaten, die noch immer nicht aufhören können zu zanken und zu schimpfen, während der ganze Gerichtssaal, worin sie ihre Beredsamkeit auskramen, unter ihnen einstürzt. Der Protestantismus war vormals die Triebfeder heldenmüthiger Handlungen, und als solche gewiß achtungswürdig. Glauben Sie, er werde jetzt noch, ich will nicht sagen Märtyrer bilden, sondern überhaupt auf irgend eine Weise, außer gegen das Gute, Widerstand leisten? Es ist damit wie mit der Stute des Roland die gar manche Tugenden besaß, nur daß sie leider todt war. Friedrich wird sich wohl zu rechtfertigen wissen, wie er es meynt, und hat sich zum Theil schon durch die That gerechtfertigt. Viele seiner neueren Gedichte sind nicht bloß herrliche Werke, sondern rühmliche Handlungen; mich dünkt, jeder ächte Deutsche muß es so fühlen.

Von einem alten Freunde, ich gestehe es, hätte ich eine ganz andre Anerkennung seiner Laufbahn erwartet, als die ich in Ihrem Briefe finde. Sein Buch über die indische Sprache und Weisheit, wovon unsere Philosophen auch nichts wissen wollen, wird seinen Ruf in Europa gründen: es wird gegenwärtig in Paris übersetzt.

Nehmen Sie meine freymüthige Erwiederung nicht ungütig auf, erfreuen Sie mich bald wieder mit Nachrichten von Ihnen, und dem Befinden und Thun der ehemaligen dortigen Bekannten als Fichte, Steffens pp., und leben Sie recht wohl.

Der Ihrige

A. W. Schlegel.

Wollten Sie gefälligst inliegendes Briefchen an Madame Unger befördern. Es ist darin von einer mir wichtigen Angelegenheit die Rede. Man hat nämlich bey Absendung meiner Bücher alle meine dabey befindlichen Briefschaften u. Papiere aus Vergessenheit oder geflissentlich zurückbehalten. Sollte Mad. Unger sie dazu veranlassen, so bitte ich Sie sich deßhalb für mich zu verwenden. Eigentlich käme es dem Kriegesrath von Schütze zu, mir zu meinem Recht und Eigenthum,[1]) denn er übernahm bey meiner Abreise von B. die Verwahrung des Schlüssels. Ich weiß aber nicht, ob er sich in der Stadt oder auf dem Lande aufhält.

Schleiermachers Briefwechsel mit den Schlegels enthält nach Dilthey (Aus Schleiermachers Leben. In Briefen. 3. Band) keinen Brief aus dem Jahre 1809. Mit einem Briefe Friedrich Schlegels, vom 9. Juni 1808 aus Dresden datiert, tritt eine Unterbrechung seines brieflichen Verkehrs mit Schleiermacher ein, bis am 22. April 1813 von Paris aus Friedrich die alte Verbindung wieder anknüpft. Dabei bezieht er sich auf einen Brief Schleiermachers vom Jahre 1809, den er unbeantwortet gelassen, weil er nicht hoffte, „die Wolken von Mißverständnissen" zwischen ihm und dem ehemaligen Freunde durch einen Brief zerstreuen zu können. Dieser anscheinend verlorene Brief Schleiermachers scheint nach dieser Andeutung dem an Aug. Wilhelm am 12. August 1809 gerichteten in Bezug auf Veranlassung und Inhalt verwandt zu sein. In seiner Ausgabe von Schleiermachers Briefwechsel teilt Dilthey A. W. Schlegels Briefe nur mit Auswahl und im Auszuge mit. Enthält diese Sammlung für den in Frage kommenden Zeitabschnitt alle schriftlichen Mitteilungen A. W. Schlegels an Schleiermacher, so hätten wir in dem

[1]) Es fehlt: zu verhelfen.

brieflichen Verkehr der beiden Männer eine Unterbrechung vom April 1804 bis zum 8. Juli 1813 zu konstatieren; Schlegel selbst nennt Schleiermachers Brief, den er beantwortet, „ein erfreuliches Lebenszeichen nach langer Entfernung und ununterbrochenem Stillschweigen". So ist vorstehender Brief Schlegels, abgesehen von der Vielseitigkeit seines Inhaltes, als das einzige erhaltene Zeugnis aus einem ziemlich großen Zeitraum von Wert und Interesse.

Einige erläuternde Notizen in Bezug auf Veranlassung und Inhalt seien dem Schriftstück hinzugefügt.

Das Jahr 1809 bedeutet den Höhepunkt der Macht Napoleons. Am 6. und 7. Juli war die Schlacht von Wagram, am 14. Oktober schließt Österreich den schmachvollen Frieden von Schönbrunn. — In Berlin ist alles Interesse der Errichtung der neuen Universität zugewandt. Dem Unternehmen liegt der Gedanke zu Grunde, „daß der Staat durch geistige Kräfte ersetzen müsse, was er an physischen verloren hat". Die angestrengteste, wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit gilt jetzt Schleiermacher und seinen Gesinnungsgenossen für eine patriotische Pflicht, der sich keiner, der fähig wäre sie zu erfüllen, entziehen darf. — August Wilhelm Schlegel aber vergleicht in Coppet die Phèdre des Racine mit dem Hippolytos des Euripides und schreibt eine französische Abhandlung darüber; im übrigen scheint er ein litterarie mortuus, und sein Bruder besingt im Schoße der allein seligmachenden Kirche die Wunder der Messe. So scheint sich Schleiermacher in dem von August Wilhelm erwähnten Briefe vom 16. August 1809 über die litterarische Thätigkeit der Schlegels geäußert zu haben; und die Mißbilligung der ausschließlich französischen Interessen des einen und der ausschließlich katholischen des andern scheint die Veranlassung und der Hauptinhalt seines Schreibens gewesen zu sein.

Die Antwort Schlegels läßt mit geringerer Sicherheit schließen, daß Schleiermacher ihm von seiner Verheiratung mit Henriette von Willich und von seinen wissenschaftlichen Arbeiten berichtet hat. Schleiermacher hat 1805—1806 die von Schlegel als Weihnachtsgeschenk bezeichnete Weihnachtsfeier herausgegeben, 1808 die Schrift über die Universitäten und im ersten Bande von Wolfs Museum der Altertumswissenschaften „die Herstellung des Heraklit" unter dem Titel: Heracleitos der Dunkle von Ephesos, hergestellt aus den Trümmern seines Werkes und den Zeugnissen der Alten. Nebenbei arbeitet er am Plato weiter. —

A. W. Schlegel ist seit dem Juni 1808 mit Mme. de Stael aus Deutschland zurückgekehrt nach Coppet. Sie erwartet hier mit Schmerzen, aber vergeblich, ihre Begnadigung und schreibt während des folgenden Jahres an ihrem Buche über Deutschland. Zu ihrem

Freundeskreise gehört jetzt auch Zacharias Werner, dessen 24. Februar im September 1809 in Coppet aufgeführt wurde. Schlegels Einfluß scheint um diese Zeit in Coppet sehr groß zu sein. Am 12. Oktober 1809 schreibt Bonstetten an Friederike Brun: Nichts ist veränderter als Coppet. Du wirst sehen, die Leute werden alle noch katholisch, martinistisch, mystisch; alles durch Schlegel, und obenein wird alles deutsch. — Wenige Wochen nachher hat Schlegel den vorliegenden Brief geschrieben. Er rechtfertigt sich Schleiermachers Vorwürfen gegenüber durch eine Darstellung seiner litterarischen Thätigkeit während der letzten Jahre; beginnt, etwas weit ausholend, mit der Elegie Rom (1805) und erwähnt einzelne Aufsätze, von denen er einen aus der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung „Schreiben an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler" ausdrücklich hervorhebt. Solche einzelnen Aufsätze sind außerdem: Über die Vermählungsfeier Sr. K. K. Majestät Franz I. mit Ihrer Kgl. Hoheit Maria Ludovica Beatrix von Österreich. Prometheus 1. Band, 1. Heft. Wien 1808; Die deutschen Mundarten, in demselben Heft des Prometheus. Montbard, Band 1, Heft 2, und Über das Verhältnis der schönen Kunst zur Natur, über Täuschung und Wahrscheinlichkeit, über Stil und Manier, Band 1, 5. und 6. Heft; ein Auszug aus den Vorlesungen in Berlin 1802.

Die von Schlegel erwähnte französische Schrift ist die „Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide", 1807 in Paris erschienen. Auf Grund der Wirkung, die diese Abhandlung in der französischen Litteratur bereits ausgeübt, ist des Verfassers Verteidigung ganz gerechtfertigt. Es handelt sich im letzten Grunde um die Autorität des klassischen Vorbildes für das französische Drama; die schon im Jahre 1773 von Mercier in seinem „Essai sur l'art dramatique", allerdings ohne bleibenden Erfolg, angefochten worden war. Schlegels Abhandlung wird die Veranlassung zu einem heftigen Kampf zwischen den Anhängern des Klassicismus und den Vertretern einer neueren Richtung in der französischen Litteratur, die zum großen Teile zu Madame de Staels Kreise gehörten. Im Journal d'Empire vom 16. und 24. Februar und vom 4. März 1808 erscheint eine Entgegnung auf die Schlegelsche Schrift. Diese übersetzt Collin ins Deutsche und fügt sie seiner deutschen Übersetzung der Comparaison bei. In einer Vorrede, und ausführlicher noch in einem besonderen Artikel im Journal Londres et Paris verteidigt Collin Schlegels Behauptungen dieser Entgegnung gegenüber. Es würde hier zu weit führen, auf den ferneren Verlauf des Kampfes einzugehen. Schlegel griff noch einmal und noch wirkungsvoller ein durch seine „Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur", die von Madame Necker de Saussure übersetzt, 1814 in französischer Sprache erschienen.

Deutsch wurden diese Vorlesungen, auf die Schlegel auch in dem vorliegenden Briefe hinweist, schon 1809—1811 in Heidelberg veröffentlicht. — Von den erwähnten Nibelungenstudien hat Schlegel erst 1812 einzelnes herausgegeben. (Vgl. Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an August Wilhelm. S. 529, Anmerkung 2.)

So viel über den ersten Teil des Briefes. Von größerem Interesse ist der zweite, in dem Schlegel seine Stellung zu dem Katholizismus seines Bruders klarlegt. Die von Schleiermacher angegriffenen Gedichte Friedrich Schlegels sind die im Dichtergarten, Taschenbuch auf das Jahr 1807 von Rostorf (Pseudonym für Karl von Hardenberg) und in einer besonderen Sammlung im Mai 1809 veröffentlichten. Auf den Dichtergarten macht Friedr. Schlegel selbst Schleiermacher aufmerksam in einem Briefe vom 23. Juni 1807 und einem vom 26. August desselben Jahres. Die dem Anschein nach sehr scharfe Kritik Schleiermachers mag beeinflußt sein durch die Gedichte der Mitarbeiter Schlegels am Dichtergarten, die vorwiegend religiöse Stoffe in ausgesprochen katholischer Auffassung und mit mystischer Schwärmerei behandeln. So heißt es z. B. am Schluß eines Gedichtes von Karl von Hardenberg S. 97: Die himmlische Mutter:

Und Du bist nun Mutter mir geworden,
Du der alle Welten eigen sind,
Du, die Königin der Himmelspforten
Neigtest Dich zu Deinem ärmsten Kind.

O Maria, Jungfrau, hoch gepriesen,
Mutter Du vor Allen nur allein;
Laß mein Herz in Deiner Lieb zerfließen,
Und auf ewig mich Dein Kindlein sein.

Das Taschenbuch ist von August Wilhelm selbst in der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung rezensiert worden. In der vorliegenden Verteidigung seines Bruders Schleiermachers Kritik gegenüber hat er insofern recht, als thatsächlich nur eins von Friedrichs Gedichten geradezu von der Messe handelt. Es ist das im Herbst 1806 gedichtete und 1809 veröffentlichte: An seinen Freund, in dem es heißt:

Das Siegel unsres Bundes
Im Schrein des Herzensgrundes
Sei inniges Gebet:
Und die verborgne Handlung,
Wo Gott in der Verwandlung
Sichtbar vor uns entsteht.
Sog je den Wein des Lebens
Ein Kranker wohl vergebens?

Schlegels Beurteilung des Protestantismus stimmt mit dem überein, was er im Jahre 1811 an Madame de Montmorency schreibt: „In

Bezug auf meine Rückkehr in den Schoß der Kirche habe ich noch keinen Entschluß gefaßt; aber die Aufforderungen dazu sind so dringend und häufig, daß ich mir zum Vorwurf mache, aus bloß irdischen Motiven zu widerstehen." [1]) —

Schlegel wird später auf Grund seiner Kritik des Rostorfschen Dichtergartens in Joh. Heinr. Voßens Anti-Symbolik katholischer Tendenzen beschuldigt, und es ist interessant, seine Verteidigung, die unter dem Titel: Berichtigung einiger Mißdeutungen (1828) erschien, mit seinen Äußerungen in dem Briefe an Schleiermacher zu vergleichen. Da heißt es: „Ich betrachte das durch die Reformation so heldenmütig wieder errungene Recht der eigenen, freien Prüfung als das Palladium der Menschheit und die Reformation, dieses große Denkmal des deutschen Ruhmes, als eine notwendige, weltgeschichtliche Begebenheit, deren heilsame Wirkungen, durch mehr als hundertjährige Kämpfe nicht zu teuer erkauft, seit drei Jahrhunderten sich als jeder Erweiterung der Erkenntnis, jeder sittlichen und geselligen Verbesserung förderlich bewährt haben. Diese Wirkungen haben sich unleugbar sogar über Länder erstreckt, wo die Reformation die ihr entgegengestellten Hindernisse nicht hat besiegen können. Wiewohl in der letzten Hälfte des 15. und zum Anfange des 16. Jahrhunderts, an der Gründung des Mittelalters und der neueren Zeit, vieles zusammentraf, was dem menschlichen Geiste einen mächtigen Aufschwung gab, so muß doch nach meiner Überzeugung der Reformation an der gegenwärtigen, in der Geschichte beispiellosen Höhe der europäischen Bildung ein sehr bedeutender Anteil zugeschrieben werden." [2]) — Wenn Aug. Wilhelm am Schluß der Verteidigung seines Bruders dessen Gedichte rühmliche Handlungen nennt, so thut er das mit Bezug auf ihre patriotischen Tendenzen. — Eine französische Übersetzung des Werkes „Über die Sprache und Weisheit der Inder" von Mazure ist erst 1820 in Paris erschienen. Ob A. W. Schlegel diese schon im Auge hat, oder ob an einer andern, die unvollendet oder unveröffentlicht geblieben, damals in Paris gearbeitet wurde, kann ich nicht ermitteln.

---

[1]) Lady Blennerhasset: Frau von Stael.

[2]) Ich darf einfach auf Minors Aufsatz in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1887, S. 590 ff. und 733 ff. verweisen. A. Sauer.

Hermann Wolfrum.

(Zu Heine und Börne.)

Mitgeteilt von Anton Wallner in Laibach.

„Montag, den 26. Dezember (1831).

Soeben verläßt mich ein Besuch, dessen Veranlassung mir sehr erfreulich war, dessen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Mensch, aus Hof in Bayern gebürtig, seit einigen Jahren in einer hiesigen Handlung als Kommis angestellt. Er sagte, daß er im Namen seiner zahlreichen Freunde käme, die erst kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris sei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und so fort. Ich suchte das abzukürzen. Darauf weiter: er sei beauftragt, mich um Rat zu fragen. Er, seine Freunde und Kameraden, wohl zwei- bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten sich vorgenommen, an die Bayrischen und Badischen Stände eine Adresse zu erlassen, um ihnen für den Mut und die Beharrlichkeit, mit welcher sie für Recht und Freiheit gestritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine solche Adresse zu spät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Karlsruhe auseinandergehen würden, erwiderte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja bloß darum zu thun, auch ihrerseits ihre Gesinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine solche Adresse aufsetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den sie zu machen gedächten, würde von den heilsamsten Folgen sein. Uns andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftsteller, so oft wir von den verfassungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen sprechen, machte man den Vorwurf der Unruhestiftung und heillosen Zerstörungssucht, und wo man einmal so gnädig sei, uns milder zu betrachten, spottete man unserer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glücke des Volkes, das auch für solche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung stünde. Jetzt aber kämen sie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beschäftigung an das Positive gewiesen, ja durch Maß, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn sie sie je vergessen möchten, stündlich erinnert würden, und wünschten und forderten das Nämliche. Sie sprächen es aus, daß die materiellen Interessen, wo die Sorge für dieselben löblich wäre, innigst an die moralischen Interessen

gebunden wären, und daß nach allem das sinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menschen nicht ihre höchste Bestimmung sei. Dieses würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der Freiheit in Verwirrung bringen, die deren Freunde um so leichter zu besiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien suchten .... In diesem Sinne werde ich nun für die jungen Leute die Adresse abfassen." (Börne, Briefe aus Paris, 64. Brief.)

Wer der junge Mensch aus Hof in Bayern war, der sich hier Börne als Sprecher der jungen deutschen Kaufleute in Paris vorstellte, läßt sich aus einer Stelle in Heines Buche über Börne (S. 170) erraten:

„Es ist weder hier der Ort, noch ist es jetzt an der Zeit, ausführlicher über die Differenzen zu reden, die sich bald nach der Julusrevolution zwischen mir und den deutschen Revolutionären in Paris kundgeben mußten. Als der bedeutendste Repräsentant dieser letzteren muß unser Ludwig Börne betrachtet werden, zumal in den letzten Jahren seines Lebens, als infolge der republikanischen Niederlagen die zwei thätigsten Agitatoren, Garnier und Wolfrum, vom Schauplatze abtraten.

Von ersterem ist bereits Erwähnung geschehen. Er war einer der rüstigsten Umtriebler, und man muß ihm das Zeugnis geben, daß er alle demagogische Talente im höchsten Grade besaß. Ein Mensch von vielem Geiste, auch vielen Kenntnissen und großer Beredsamkeit. Aber ein Intrigant. In den Stürmen einer deutschen Revolution hätte Garnier gewiß eine Rolle gespielt; da aber das Stück nicht aufgeführt wurde, ging es ihm schlecht. Man sagt, er mußte von Paris flüchten, weil sein Gastwirt ihm nach dem Leben trachtete, nicht indem er ihm die Speisen zu vergiften drohte, sondern indem er ihm gar keine Speisen mehr ohne bare Bezahlung verabreichen wollte. Der andere der beiden Agitatoren, Wolfrum, war ein junger Mensch aus Altbayern, wenn ich nicht irre, aus Hof, der hier als Commis in einem Handlungshause konditionierte, aber seine Stelle aufgab, um den ausbrechenden Freiheitsideen, die auch ihn ergriffen hatten, seine ganze Thätigkeit zu widmen. Es war ein braver, uneigennütziger, von reiner Begeisterung getriebener Mensch, und ich halte mich um so mehr verpflichtet, dieses auszusprechen, da sein Andenken noch nicht ganz gereinigt ist von einer schauderhaften Verleumdung. Als er nämlich aus Paris verwiesen wurde und der General Lafayette den Grafen d'Argout, damaligen Minister des Innern, ob dieser Willkür in der Kammer zur Rede stellte, schneuzte Graf d'Argout seine lange Nase und behauptete: der Verwiesene sei ein Agent der bayerischen Jesuiten gewesen und unter seinen Papieren habe man die Beweisstücke gefunden. Als Wolfrum, welcher sich in

Belgien aufhielt, von dieser schnöden Beschuldigung durch die Tagesblätter Kunde empfing, wollte er auf der Stelle hierher zurückeilen, konnte aber wegen mangelnder Barschaft nur zu Fuße reißen, und, erkrankt durch Übermüdung und innere Aufregung, mußte er bei seiner Ankunft zu Paris im Hôtel de Dieu einkehren; hier starb er unter fremdem Namen.

Wolfrum und Garnier waren immer Börnes treue Anhänger, aber sie behaupteten ihm gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit, und nicht selten schöpften sie ihre Inspirationen aus ganz andern Quellen. Seitdem aber diese Beiden verschwanden, trat Börne unter den Revolutionären zu Paris unmittelbar persönlich hervor, er herrschte nicht mehr durch Agenten seines Willens, sondern in eigenem Namen u. s. w."

Noch an einer zweiten Stelle (S. 132) geschieht Wolfrums in dem Buche über Börne Erwähnung:

„Der Einfluß des F. [Frommann?] war indessen bald beendigt, als derselbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an der Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporstiegen; unter diesen waren die Bedeutendsten der schon erwähnte Garnier und ein gewisser Wolfrum. Ich darf sie wohl mit Namen nennen, da der eine tot ist, und dem andern, welcher sich im sichern England befindet, durch die Hindeutung auf seine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; Beide aber, Garnier zum Teil, Wolfrum aber ganz [vergleiche oben!], schöpften ihre Inspirationen aus dem Munde Börnes, der von nun an als die Seele der Pariser Propaganda zu betrachten war."

Es ist gewiß nicht ohne Interesse, über diesen Wolfrum, in dessen Händen in jener bewegten Zeit nach der Julirevolution die Vermittelung zwischen Börne und den deutschen Kaufleuten und Handwerkern in Paris lag, dem ein Heine trotz der politischen Gegnerschaft so warme Worte der Theilnahme ins frühe Grab nachsendet, etwas Näheres zu erfahren.

Ein Gedenkbuch der Familie Wolfrum in Aussig, das Lebenserinnerungen des im Jahre 1888 verstorbenen österreichischen Reichsratsabgeordneten Carl Wolfrum enthält,[1] giebt da erwünschten Aufschluß. Die Stellen bei Börne und Heine beziehen sich nämlich auf Carl Wolfrums Bruder Hermann. Diese Aufzeichnungen Carls liegen dem folgenden Lebensabriß Hermanns zu Grunde, wobei die Schilderung seiner letzten Tage, sowie die Besuche bei Lafayette, Heine und

[1] „Erinnerungen an Carl Wolfrum", als Manuskript gedruckt 1893. Professor Jul. Schmidt in Laibach, dem ich den Einblick in das Buch verdanke, hat mir auch die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Folgenden erwirkt.

Börne unverkürzt wiedergegeben werden, da sie besonderes Interesse beanspruchen dürfen.

Hermann Wolfrum ist im Februar 1812 zu Hof geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er in die Handelsschule seines Oheims nach Bamberg und von da im Jahre 1829 in ein Edelstein- und Kurzwarengeschäft nach Paris. Die Julirevolution brachte die entscheidende Wendung in sein Leben. „In Deutschland, namentlich in Süddeutschland, regte sich auch ein freier Geist, der in einem einigen Deutschland gipfelte und anfangs auch von König Ludwig von Bayern begünstigt wurde. Baden und ganz besonders die bayerische Pfalz waren der Sitz dieser Bewegung, es entstanden Zeitungen, es wurden Versammlungen abgehalten (Hambacherfest) und breitete sich diese Bewegung rasch aus. Die Regierung suchte sie zu unterdrücken, und um dem entgegenzuwirken, wurden Verbindungen gegründet zur Unterstützung der freien Presse. Von den Leitern der französischen Bewegung scheinen die Vorgänge im westlichen Deutschland aufmerksam beobachtet und in Paris unterstützt worden zu sein. Denn als sich in Paris auch ein Verein zur Unterstützung der freien Presse gründete, wurde er von Männern, wie Lafayette, begünstigt. Dieser Verein entstand aus einem deutschen Gesangverein, der schon im Jahre 1830 nach der Revolution gegründet worden zu sein scheint. Mein Bruder scheint ein Vorstand oder gar Präsident gewesen zu sein; wenn ein Gesangverein abgehalten wurde, so luden sie die politischen Koryphäen ein, Lafayette, Garnier-Pagès, Marrast, die sich beteiligten und ebenso an den Sammlungen zur Unterstützung der freien Presse. Auf diese Weise wurde mein Bruder, der das Französische fertig sprach und schrieb, mit allen französischen politischen Persönlichkeiten bekannt und in das politische Leben hineingerissen.

Er war auch ein aufgeweckter, kenntnisreicher, junger Mann, und war es natürlich, daß er sich der Politik mit Leidenschaft hingab, da damals alles, was jung war und Geist hatte, für das einige Deutschland schwärmte. Über die drei Julitage schrieb mein Bruder der Mutter nach Hof einen langen Brief mit schwarzer und roter Tinte, letztere in der Quer, der in Hof in hohen und niederen Kreisen von Hand zu Hand ging und die Revolution weit anschaulicher darstellte, als es damals die Zeitungen durften."

Als sein Chef, den er bis zum Tode aufopfernd gepflegt hatte, an der Cholera gestorben, bereiste Hermann Baden, Hessen und die Pfalz, „um Abonnenten für eine landwirtschaftliche Zeitung zu sammeln, welche in deutscher und französischer Sprache herausgegeben wurde", wie er seinem Bruder sagte, mit dem er in Basel zusammen-

traf.[1]) Carl befand sich als Färbergeselle auf der Wanderschaft. Hermann suchte ihn zu bestimmen, vorerst nach dem Elsaß zu gehen und nächstes Jahr nach Paris zu wandern. Mit Empfehlungen und Reisegeld werde er ihn nach Möglichkeit unterstützen. In Bruchsal, wo Carl bis Weihnacht 1832 in Arbeit stand, trafen sich die Brüder wieder. Hermann hatte in Carlsruhe zu thun, wo Beide eines Abends auch bei Mathy eingeladen waren. „Es wurde nur von der Herstellung des einigen Deutschland gesprochen. Mathy war damals in sehr einfachen Verhältnissen. Später spielte er eine große politische Rolle und starb 1868 als badischer Staatsminister, ohne das einige Deutschland erlebt zu haben." Auf der Rückreise nach Paris nahm Hermann seinen Bruder mit nach dem Elsaß und versah ihn mit Empfehlungsbriefen an politisch befreundete Personen. Carl lernte in Straßburg Venedey kennen, in Rappoltsweiler Pistor. Als ihm Hermann endlich das Reisegeld, 80 Francs, schicken konnte, machte er sich auf den Weg nach Paris, wo er am 12. Juli 1833 eintraf. In der Wohnung des Bruders erfuhr er, daß dieser seit einigen Tagen verhaftet sei und sich im politischen Staatsgefängnisse St. Pelagie befinde.

„Ich erfuhr, daß damals in der Deputiertenkammer große Aufregung herrschte über den Plan der Regierung, Paris zu befestigen, zu welchem Zwecke die Forts détachés rund um Paris angelegt werden sollten. Die liberalen Deputierten und an ihrer Spitze Arago, Garnier-Pagès ꝛc. behaupteten, die Forts wären weniger zur Verteidigung geeignet, als vielmehr bestimmt, Paris im Zaum zu halten und jede Revolution mit einem Bombardement niederzuschlagen.

Alle politischen Vereine, französische und fremde und die geflüchteten Polen, deren eine Menge in Paris lebten, schlossen sich dieser Meinung an und agitierten heftig gegen diese Befestigung. Es herrschte Aufregung in Paris, und man prophezeite eine Revolte bei den bevorstehenden Julifesten, die zum Andenken der Julirevolution von 1830 alljährlich am 27., 28. und 29. Juli mit großem Spektakel gefeiert wurden, im Jahre 1833 um so mehr, als die Statue Napoleons I. auf der Vendôme-Säule in dem historischen Napoleonskostüme wieder enthüllt werden sollte. Die Statue im römischen Kaiserornate, welche Napoleon sich selbst gesetzt hatte, ließ Blücher 1814 herabstürzen.

[1]) „Für die Verbreitung eines wissenschaftlich-ökonomisch-industriellen Journals, das in Frankreich schon 80.000 Abonnenten zählt, und jetzt in einer deutschen Ausgabe erscheint", schrieb er beruhigend an seine Mutter. Nicht ausgeschlossen ist, daß er im Dienste des damals in der Pfalz von Dr. Wirth (einem Verwandten), Savoie und Geib gegründeten demokratischen Preßvereins thätig war, der mit den deutschen Kreisen in Paris in so enger Fühlung stand, daß Heine sagen konnte: „Die hiesige Volksversammlung war im Anfang nichts anderes, als eine Filialgesellschaft des Preßvereins von Zweibrücken." Über Börne, S. 149.

Um nun eine Revolte zu verhüten, ließ die Regierung anfangs Juli alle Vorstände der politischen Vereine, diejenigen politischen Persönlichkeiten der Nichtfranzosen, welche sich bemerkbar gemacht hatten, verhaften und in die St. Pelagie, das politische Gefängnis in der Nähe des Jardin des plantes und des Panthéon einsperren."[1]) Carl Wolfrum verschaffte sich nun einen Erlaubnisschein zum Besuch des Bruders. „Ich zeigte meinen Schein vor und wurde über einen ziemlich großen, gepflasterten Hof und eine schmale, finstere Treppe im ersten Stock in ein längliches, düsteres Zimmer geführt, in welchem eine ziemliche Anzahl alter und junger Männer im Gespräche auf und ab gingen. Darunter war mein Bruder. Das Wiedersehen war natürlich sehr bewegt. Mein Bruder stellte mich mehreren Herren vor, und erinnere ich mich eines jungen, sehr einnehmenden Franzosen, Boissaye (Kaufmann), der Vorstand eines großen politischen Vereines und mit Hermann sehr befreundet war. Er hat meinen Bruder, nachdem er wieder frei war, auf jede Weise unterstützt und scheint der Vermittler zwischen den französischen und deutschen Liberalen gewesen zu sein. Ich habe ihn später öfters gesprochen, an ihn wandte sich mein Bruder zuerst, als er todkrank von Brüssel wieder nach Paris kam, er begleitete seine Leiche, und an ihn schrieb ich auch einmal, als ich in Hof von der Fremde zurück war und habe ihm für seine uns bewiesene Freundschaft gedankt. Weiter erinnere ich mich noch an einen finsteren Polen, Petlavski,[2]) einen katholischen Priester, der in der 1831er polnischen Revolution dem Corps des Dembinski mit einem Kruzifix in der Hand voran marschiert sein soll. Er war der Typus eines Revolutionärs und träumte von nichts als der Wiederherstellung Polens, welches auch dummerweise das Losungswort aller deutschen Liberalen war. Polen sollte die Schutzmauer gegen Rußland, den Freiheitsfeind Europas, werden. Freiheit war überhaupt das Feldgeschrei, man dachte sich aber nichts dabei, wenn sie je erklärt werden sollte, schrie man Preßfreiheit, Nationalgarde, Schwurgerichte! Vorderhand sollte aber Revolution gemacht werden und in Deutschland das Fortjagen der Fürsten losgehen.

Noch mehrere stellte mir Hermann vor, größtenteils Franzosen, ich erinnere mich aber ihrer nicht mehr und auch nicht, ob mehr Deutsche dabei waren. Doch erinnere ich mich noch sehr lebhaft, daß ich bei meinen späteren, öfteren Besuchen in St. Pelagie den da-

[1]) Die Freimaurerloge „Die unteilbare Dreieinigkeit" hatte zur Totenfeier des polnischen Majors Dziewicki eine große Versammlung veranstaltet, deren Redner — unter ihnen Wolfrum — „wegen Aufreizung zur Rebellion" verhaftet wurden; der später erwähnte Boissaye präsidierte.

[2]) Hermann nennt ihn in einem Briefe an seine Mutter: Pulawski.

maligen Verkünder des Socialismus, Père Enfantin, im Hofe des Gefängniſſes ganz allein habe ſpazieren gehen ſehen. Es war ein ſchöner Mann in den vierziger oder fünfziger Jahren, theatraliſch, etwas im orientaliſchen Stil gekleidet und hatte eine breite auffallende Leibbinde nach Art der Turner, auf welcher Père Enfantin geſtickt war.[1])

Hermann hatte nun keine Arbeitsſtelle für mich, er rieth mir, bei allen Färbereien vorzuſprechen, jedenfalls bis nach den Juliſeſten in Paris mich umzuſehen, und alsdann in der Umgegend, wo in allen Ortſchaften Fabriken waren, auch mein Glück zu verſuchen. Wie es mit meinem Gelde damals ausgeſehen hat, weiß ich nicht mehr, ich weiß nur, daß dasſelbe bei Hermann auch ſehr knapp war. Er ſagte mir, daß er Kommiſſionsgeſchäfte gemacht und damit ſich mit Ach und Krach durchgebracht habe, jetzt aber durch ſeine Verhaftung alle Geſchäftsverbindungen verlieren würde" ... „Ich ſah mich nun in der Umgegend um und wandte mich nach Puteaux. Daß dort Arbeit ſein könnte, hatte man mir in dem Kaffeehauſe geſagt, wohin mich Hermann wies, da dort Deutſche ſeiner Bekanntſchaft verkehrten. Als ich dort meinen Namen ſagte, war ich ſogleich bekannt, und jeder ſuchte mir behilflich zu ſein. Es waren größtenteils Schneider von Profeſſion, von denen manche förmliche Werkſtätten, wieder mit deutſchen Geſellen, unterhielten und für die großen Schneidergeſchäfte und Fabricken gegen Stücklohn arbeiten ließen. Alle dieſe Schneider aber waren Hauptpolitiker und revolutionär geſinnt. Sie waren größtenteils aus der Rheingegend und hielten regelmäßige Wochenzuſammenkünfte. In dieſe Wochenverſammlungen ging ich ſchon jetzt, wo ich noch ohne Arbeit war und ſpäterhin bis zu meinem Abgange von Paris regelmäßig, und hatte ich auch meine dort gemachten Bekanntſchaften nicht zu bereuen, denn in Puteaux bekam ich in der Fabrik von Thomann und Blanchenait Arbeit. ... Hermann wurde ungefähr acht Tage nach den Juliſeſten aus der Haft entlaſſen, mit dem Befehl, nach vier Wochen Frankreich zu verlaſſen.

Die politiſchen Freunde Hermanns, beſonders Garnier-Pagès bemühten ſich zwar, die Ausweiſung rückgängig zu machen, es war aber vergebens, und erſtreckte ſich dieſe Ausweiſung auf alle jene Ausländer, welche während der Juliſeſte verhaftet waren. Namhafte Advokaten, und wenn ich mich recht erinnere, Berryer und Cremieux, unterſchrieben wohl ein Rechtsgutachten, wonach dieſe Maßregel ungeſetzlich wäre, es half aber alles nichts.

[1]) Père Enfantin, der Hauptvertreter des Saint-Simonismus, wurde mit mehreren Häuptern der Sekte 1832 angeklagt, die öffentliche Moral und Sittſamkeit verletzt zu haben, und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, doch nach einigen Monaten freigelaſſen.

Ich ging nun alle Sonntage und auch schon Samstag abends, nach Paris und war mit Hermann zusammen. Er sagte mir seine Pläne, daß er erst nach Brüssel und dann nach England gehen wollte, wohin ihm Lafayette Empfehlungsbriefe mitgeben wollte. Hermann bemühte sich auch, mich nicht bloß in den deutschen Versammlungen einzuführen und bekannt zu machen, er stellte mich auch damaligen Berühmtheiten vor. Er führte mich zu Garnier-Pagès, Lafayette, Heine und Börne. Bei Garnier-Pagès, der Hermanns Ausweisung in der Deputiertenkammer vorbringen wollte, wurde ich vorgestellt, damit ich ihm allenfallsige Auskunft geben könnte, und empfing mich derselbe ganz freundschaftlich, indem er mich einlud, bei Vorkommen jederzeit ihn aufzusuchen. Bei Lafayette ist mir der Empfang noch lebhaft erinnerlich, denn ich kannte dessen Namen aus der Geschichte der französischen Revolution und wußte, daß er sowohl in dieser wie in den nordamerikanischen Freiheitskämpfen eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Auch in der Julirevolution von 1830 war sein Auftreten für Louis Philipp entscheidend, indem er auf dem Balkon des Hôtel de Ville denselben umarmt hatte mit dem Ausrufe: ‚Das ist die beste Republik!'

Da mein Französisch noch sehr gering war, so sagte mir Hermann, als wir zu Lafayette gingen, er würde mir mit der Hand ein Zeichen geben, ob ich oui oder non sagen sollte.

Wir ließen uns anmelden und wurden sogleich vorgelassen, obgleich Lafayette noch nicht angezogen war, es war Vormittags. Er empfing uns in seinem Schlafzimmer und konnte noch nicht lange aufgestanden sein, denn er war, wie mir schien, noch in Unterhosen und hatte eine kurze, weißleinene Jacke an. Als Kopfbedeckung hatte er eine ganz gewöhnliche weiße Zipfelmütze. Er begrüßte meinen Bruder wie einen alten Bekannten und gab ihm und mir die Hand und lud uns ein, uns neben ihm an einen kleinen Tisch zu setzen, der beinahe in der Mitte des Zimmers stand. Mein Bruder sagte ihm, daß ich ein Handwerker, Färber, sei und aus Bayern, der Mitte Deutschlands, nach Paris gewandert wäre, um mich weiter auszubilden. Da sprach nun Lafayette französisch zu mir, welches ich zwar nicht ganz verstand, worauf ich aber je nach dem Zeichen Hermanns mit Verbeugung und oui oder non antwortete, endlich aber sagte Lafayette deutsch, ‚bin auch in Deutschland gewesen, 9 Jahre[1]) in Olmütz'. Er war nämlich in den neunziger Jahren General eines französischen Korps in den Niederlanden und stand

[1]) Richtig: 5 Jahre. Lafayette wurde von der radikalen Partei als Rebell seines Korpskommandos entsetzt und sah sich, von seinen Truppen verlassen, zur Flucht genötigt. Von den österreichischen Vorposten am 19. August 1792 gefangen, erhielt er infolge der Verhandlungen zu Leoben 1797 durch Bonaparte seine Freiheit wieder.

gegen die Österreicher. Nach der Hinrichtung des König Louis XVI. verließ er die französische Armee und trat zu den ihm gegenüber stehenden Österreichern über. Diese behandelten ihn aber als Kriegsgefangenen und setzten ihn in die Citadelle von Olmütz als Gefangenen; in dem Frieden von Luneville (oder einem andern) machte aber Napoleon seine Freilassung zu einer Bedingung.

Das Gespräch, welches Lafayette mit meinem Bruder ½ Stunde lang führte, betraf, wie er mir nachher sagte, vorzugsweise die kurz vorher von der Regierung Louis Philipps getroffene Verfügung, daß Lafayette von seinem seit der Revolution von 1830 bekleideten Posten eines Oberkommandanten aller Nationalgarden Frankreichs entfernt wurde. Wie mir Hermann sagte, hätte er Lafayette Vorwürfe gemacht, daß er 1830 die Gründung der Republik durch seine Umarmung auf dem Balkon des Hôtel de Ville verhindert habe und auch schon in den neunziger Jahren auf dem Marsfelde in Paris auf die Republikaner habe schießen lassen. Lafayette habe darauf mit Bedauern geantwortet, daß er damals in einem Irrtume gewesen sei, das Beste aber damit gewollt habe.

Als wir uns verabschiedeten, lud mich Lafayette ein, zu jeder Zeit, wenn ich ein Anliegen hätte, zu ihm zu kommen und sagte nach meinem Bruder, er solle mir im Vorzimmer das Fäßchen mit der amerikanischen Erde zeigen.

Im Vorzimmer war nämlich eine große Büste von Washington und unter derselben stand ein elegantes, hölzernes, mit eisernen, blank polierten Reifen versehenes Fäßchen in der Größe eines Eimers. Dieses Fäßchen war mit amerikanischer Erde gefüllt, welche die Bestimmung hatte, auf das Grab Lafayettes geschüttet zu werden, wenn er einstens das Zeitliche segnen würde. Der amerikanische Kongreß hatte ihm diese Widmung beschlossen, als er in den zwanziger Jahren die Freistaaten besuchte und dort von der ganzen Nation wegen seiner Teilnahme an dem Befreiungskriege ungemein gefeiert wurde.

Dieses Fäßchen sah ich mir natürlich mit großer Ehrfurcht an.

Ich will gleich einen zweiten Besuch bei Lafayette erzählen, der im April nächsten Jahres nach dem Tode meines Bruders stattfand. Ich wollte den Tod meines Bruders Lafayette mitteilen und wurde auch sofort zu ihm geführt, obgleich derselbe selbst krank im Bette lag.

Es war das nämliche Schlafzimmer, in welchem wir den Herbst zuvor empfangen wurden, nur lag Lafayette, wieder mit der weißen Zipfelmütze, in einem ganz einfachen, weißen Himmelbette. Ich mußte mich ganz dicht an sein Bett setzen und, da ich jetzt schon ziemlich französisch sprach, die Krankheit und den Tod des Bruders erzählen. Er weinte über den Verlust eines so jungen lieben Menschen und

ſagte, er würde ſehr bald auch den nämlichen Weg gehen und von ſeinem Krankenlager nicht mehr aufſtehen. Als ich Abſchied nahm, ſagte er zu mir, da er zu ſchwach war, ſich aufzurichten, ich ſollte näher kommen, nahm mich mit beiden Händen beim Kopf, zog mich an ſein Geſicht und küßte mich herzlich ab, indem er den Segen des Himmels auf mich ausſprach.

Tief erſchüttert ging ich von ihm, und wenige Tage darauf war auch er eine Leiche. Ich ging inmitten einer großen Menge Menſchen mit in ſeinem Leichenzuge und habe auch geſehen, wie in einem kleinen Parke, Picpus hieß er, glaube ich, das Fäßchen amerikaniſche Erde auf ſein Grab ausgeſchüttet wurde. Ich bewahre noch die Empfehlungsbriefe auf, welche Lafayette meinem Bruder, als er aus Frankreich verwieſen wurde, nach England mitgab. Hermann kam nicht nach England, und ich fand ſie unter ſeinen Habſeligkeiten und habe ſie geöffnet. Die Siegel ſtellen den Kopf Waſhingtons vor und wurden von Lafayette in Privatſachen ausſchließlich gebraucht.

Hermann ſtellte mich auch bei Börne und Heine vor, deren Namen ich bis dahin noch gar nicht gehört hatte, und deren Schriftſtellerruhm mir vollſtändig unbekannt war. Auf Börne kann ich mich von dieſem erſten Beſuch nur ſo viel erinnern, daß er ein kleiner, dürrer, ſchwarzhaariger Mann war. Später bin ich einigemale mit noch anderen bei ihm geweſen, da er als ehrlicher Charakter von den deutſchen Republikanern in Paris hoch geſchätzt wurde.

Von Heines Beſuch aber weiß ich noch etwas, weil Hermann mir von ihm mehr als von Börne ſprach, daß er ein ſehr gefeierter Dichter wäre, ſehr geiſtreich ſei, aber ſtark im Verdachte ſtünde, von Metternich bezahlt zu ſein, um perfide Korreſpondenzen in die Allgemeine Zeitung zu ſchreiben. Wenn er mich fragen ſollte, ob ich ſein Buch der Lieder geleſen hätte, von welchem ich noch kein Wort gehört hatte, ſo ſollte ich es bejahen und hinzufügen, daß es unter den Handwerksburſchen ſtark geleſen würde.

Als wir zu Heine kamen, es war frühzeitig, war er noch im Schlafrock und ließ ſich gerade raſieren. Er war auch ein kleiner, wenigſtens nicht großer Mann, mäßig korpulent und blond und fragte mich richtig gleich, ob ich ſein Buch der Lieder geleſen hätte. Ich antwortete wie verabredet, und helle Freude leuchtete aus dem ganzen Geſichte Heines über meine Lüge. Er fragte mich noch aus, was in Deutſchland die Gemüther bewegte. Ich habe aber Heine nie mehr geſehen, da er von den republikaniſchen Deutſchen in Paris gemieden wurde.

Gegen Ende Auguſt oder anfangs September reiſte Hermann ab, er wollte über Brüſſel nach England gehen. Ich war gar nicht ergriffen von dieſer Trennung und dem Mißgeſchicke Hermanns,

denn politische Verfolgung war zu dieser Zeit etwas gewöhnliches und viel eher eine Empfehlung als eine Schande" ...

„Einigemal in der Woche ging ich in ein Café oder in eine Straßburger Bierstube, wo größtenteils Deutsche zusammen kamen, und von Zeit zu Zeit war eine politische Versammlung, in welcher zugereiste Flüchtlinge Reden hielten. Ich lernte da einen gewissen Schuster vom Anschauen kennen, der bei der Belagerung von Göttingen die Studenten kommandiert hatte, er genoß großes Ansehen, weil er ernst war und kein Phrasenheld.

Auch den von Straßburg her mir schon bekannten Venedey hörte ich in diesen Versammlungen einigemal sprechen und wiederum kam er mir als einer der Gemäßigten vor, und kann ich mich noch auf einen Satz erinnern, den er sprach, daß er sich mit den vielen kleinen Staaten und Fürsten Deutschlands versöhnen könnte, wenn damit eine Aussicht nicht bloß für das Wohlbefinden der Bürger, sondern auch für das Ansehen und die Macht unseres deutschen Vaterlandes gedacht werden könnte. Nach der Geschichte der letzten Jahrhunderte wäre das nicht der Fall. Wir müssen daher auf Beseitigung der vielen kleinen Fürsten und auf ein einiges Deutschland unter einem Kaiser hinwirken.

Das hatte mir gefallen; die meisten der Pariser Deutschen hatten aber eine deutsche föderative Republik im Kopfe.

Ich wurde nun auf diese Weise mit vielen der Deutschen bekannt und schloß mich an einzelne etwas enger an, indem wir uns Sonntags zu einem oder dem andern zu gehen verabredeten. In der Regel handelte es sich da um Herstellung eines Mittagsessens, welches wir in der Wohnung des Gastgebers auf gemeinschaftliche Kosten selbst bereiteten. Meine Kameraden waren größtenteils Schneider, dann einige Lithographen und deutsche Flüchtlinge, welche als Schreiber bei deutschen Literaten beschäftigt waren" ...

„Ich kehre nun zu meinem Bruder Hermann mit meiner Erzählung zurück.

Bei seiner Abreise sagte er mir, daß Garnier-Pagès in der Deputiertenkammer wegen seiner Ausweisung interpellieren werde; ich studierte daher die Kammerverhandlungen nur noch aufmerksamer, als es ohnedies geschah.

Wie erstaunt war ich nun, als ich eines Tages die Interpellation des Garnier-Pagès[1]) las und der damalige Minister des Innern d'Argout ihm antwortete: ‚Wissen sie denn, wer dieser Wolfrum ist? Der ist ein Jesuitenzögling.[1]) In dem Jesuitenkolleg von Turin wurde er erzogen und kam von da nach Paris.'

[1]) Durch diese Ausführungen werden Heines Angaben (siehe oben) richtiggestellt.

Das unterstützte er damit, daß er einen Pack Akten vorwies, welche das bekräftigen sollten.

Der Name Jesuit war auch damals in Paris das Ärgste, was man jemandem nachsagen konnte, und d'Argout hatte einen großen Erfolg, während Garnier-Pagès, der den Lebenslauf meines Bruders natürlich nicht so genau kannte, vor Erstaunen ganz versteinert war und kein Wort erwiderte.

Ich war bei dem Lesen auch ganz versteinert, rannte Abends zu Garnier-Pagès und nannte die Angabe des Ministers das, was sie war, eine Unwahrheit. Mein Bruder wäre Protestant, war von 1825—1829 bei seinem Onkel in Bamberg in der Handelsschule und hatte 1829 und 1830 bei einem Pariser Hause serviert, mit diesem die Leipziger Messe besucht und war dann bei verschiedenen Häusern in Paris in Kondition. Nach Turin wäre er nie in seinem Leben gekommen. Garnier-Pagès meinte, er hätte es gleich gedacht, daß der Minister eine Unwahrheit sage, der Jesuit hätte aber einen solchen Erfolg gehabt, daß er mit einer Interpellation nicht mehr kommen dürfe, in der Presse müsse er aber hergenommen werden, und sollte ich in das Redaktionsbureau der Tribüne, ein republikanisches Blatt, kommen, da würde beschlossen werden, was zu machen ist.

Ich ging nun in die Tribüne und wurde in ein Zimmer gewiesen, in welchem an einem großen Tisch 10—12 Herren saßen. Garnier-Pagès stellte mich vor, insbesondere dem Chefredakteur Marast, einem kleinen, dicken Mann mit schwarzen Haaren, der äußerst lebhaft und erbost auf den Minister war. Nach der Februarrevolution, in welcher Marast auch eine hervorragende Rolle spielte, wurde er Maire in Paris, ist aber, wenn ich mich nicht täusche, nicht lange danach gestorben. Ich mußte den Herren den Lebenslauf meines Bruders erzählen, und waren sie alle einstimmig, diese Lüge des Ministers zu einem starken Artikel der Tribüne zu benutzen. Dazu sollte ich aber eine kurze Erklärung in die Tribüne mit meiner Unterschrift geben, womit ich mich einverstanden erklärte, nur sollte man die Erklärung abfassen, da ich der französischen Sprache nicht so weit mächtig sei." Marast verfaßte nun den Brief. „Ich weiß mich auf den Wortlaut dieses Schriftstückes nicht mehr zu erinnern, soviel weiß ich nur noch, daß darin der Minister calomniateur genannt wurde.

Andern Tages hatte die Tribüne einen Leitartikel, der, soviel ich mich noch erinnere, überschrieben war: „Monsieur d'Argout un scapin", und nun kam ein ganz fulminant geschriebener Artikel und vorne dran mein Brief mit meiner Unterschrift. Ich war freilich etwas erstaunt, daß ein solches Wesen mit meiner Person gemacht

wurde, eine Wut hatte ich aber auch, daß mein Bruder so schändlich verleumdet worden war“ . . .

„Ich arbeitete und lebte nun so fort, wie ich es oben beschrieben habe, bis in den Februar 1834. Da kam eines Vormittags Herr Boissaye in die Färberei und fordert mich auf, mich anzuziehen und auf einige Stunden mit ihm zu gehen, er hätte mir etwas mitzuteilen. Ich ging mit ihm, vor unserem Hause stand ein Cabriolet, in welchem einzusteigen er mich einlud. Im Cabriolet saß schon ein in einen Mantel ganz eingehüllter Herr, neben welchen sich Boissaye setzte. Als der Wagen im Gange war, schlug der Herr seinen Mantel zurück, und ich erkannte mit Schrecken meinen Bruder Hermann, aber furchtbar entstellt; aus dem blühenden jungen Mann, der im August Paris verließ, war ein hohläugiges, blasses Skelett geworden. Unwillkürlich schlug ich die Hände zusammen und rief: „Hermann, wie kommst Du hierher, was ist mit Dir passiert?“ Er antwortete mühsam und mit hohler Stimme: ‚Ich komme von Brüssel, um in Paris bei Dir zu sterben.‘ Boissaye teilte mir mit, da Hermann zu anhaltendem Reden zu schwach war, daß mein Bruder in Brüssel krank geworden, seit November dort gelegen wäre und jetzt unter dem falschen Namen Thomas nach Paris gekommen sei, wo er vielleicht noch ärztliche Hilfe finden könnte und in der Passage Saumon in einem kleinen, aber höchst anständigen Hotel garni abgestiegen sei. Ich möchte nun meinen Bruder so gut wie möglich pflegen, und wenn ich einen Rat bedürfe, zu jeder Zeit mich an ihn wenden, er werde mir nach Kräften beistehen.

Wir stiegen in der Passage Saumon ab, wo Hermann im ersten Stock ein hohes, freundliches und elegantes Zimmer mit einem Bette hatte, und Boissaye entfernte sich, indem er sagte, er werde einen befreundeten Arzt schicken.

Hermann erzählte mir nun, daß er sich in Brüssel bis November aufgehalten habe und im November zu der Feier der polnischen Revolution von dem in Brüssel befindlichen Polenkomité eingeladen worden sei. Er habe das Bankett mitgemacht und dabei nach Mitternacht einige Gläser Punsch getrunken. Bei dem Nachhausegehen in der kalten Nacht habe er stark gefroren, und seit dieser Zeit wäre er krank, hätte einen furchtbaren Husten, schlaflose Nächte und würde bei gänzlicher Appetitlosigkeit immer schwächer. Da sein Geld zur Neige ging, hatte er den Entschluß gefaßt, zu mir nach Paris zu gehen, ich würde nun trachten, ihn mit durchzubringen und, wenn er sterben würde, ihn begraben. Weil er aus Frankreich ausgewiesen sei, hätte er den Namen Thomas angegeben, unter welchem er im Hôtel garni gemeldet sei.

Ich war wie zerschmettert, erklärte Hermann für selbstverständlich, daß ich ihm beistehen und nie verlassen würde. Da ich aber jetzt Arbeit und Verdienst um so nötiger hätte, so dürfte ich meine Färberstelle nicht vernachlässigen, ich müßte wieder in die Arbeit, und würde ich jeden Abend um 8 Uhr und den ganzen Sonntag zu ihm kommen, nachdem Hermann während des Tages vom Hôtel aus gut bedient würde. Damit war Hermann ganz einverstanden, er würde ohnedies im Bette liegen bleiben, jetzt befände er sich aber wie im Himmel bei dem Gefühle, den Bruder an seiner Seite zu haben.

Ich ging wieder in die Arbeit, aber mit welchen Gefühlen! Ich wagte niemandem zu sagen, daß ich einen Kranken verpflegen müßte, viel weniger meinen Bruder zu nennen, da ich fürchtete, die Polizei aufmerksam zu machen.

Daß ich noch sparsamer leben müßte, war mein erster Gedanke. Ich hatte einige hundert Franken erspart, denn zu Neujahr gingen wir Arbeiter bei Cherault zu allen Kundschaften des Herrn zur Gratulation und teilten die nicht unansehnlichen Geldgeschenke. Dadurch war meine Kasse gestärkt, welches mir nun sehr zustatten kam. Ich mußte aber jeden Sonntag im Hotel zahlen; und meine Barschaft schmolz zusehends. Von dieser Zeit an aß ich statt Weizenbrot das schwarze und nahm im Kaffeehause bloß ein Schnäpschen billigster Sorte. Abends bis 11 Uhr und Sonntags den ganzen Tag saß ich bei Hermann, und mühsam erzählte er mir in abgebrochenen Pausen seinen bisherigen Lebenslauf. Er bereute, daß er sich soviel mit Politik abgegeben habe, er sah ein, daß die meisten Personen Phrasenhelden seien, und das ganze Bestreben derselben nur auf Wirrwarr hinausging, denn immerwährend könne doch nicht Revolution gemacht werden, und an der Spitze eines Staates müsse doch immer nur einer stehen, wären mehrere oder würde, wie in einer Republik, abgewechselt, so hörten die gegenseitigen Anfeindungen, Zänkereien und endloses Revolutionieren nicht auf. Das Beste wäre doch, wenn jeder trachten würde, für seine Person und Familie mit Fleiß und Redlichkeit zu sorgen. Wenn er wieder gesund sei, und das glaubte er um so zuversichtlicher, je länger er lag und nach und nach die Brustschmerzen nachließen, dann wollten wir zwei wieder nach Hause nach Deutschland gehen und eine Fabrik anfangen. Er wäre Kaufmann und ich Färber, das paßte gut zusammen, und wir würden die Mutter erhalten und unsere Geschwister ebenfalls vorwärts bringen. Ich stimmte in diese Pläne auch mit ein, und Hermann war bei denselben ganz glücklich. Mir kam aber doch manchmal der Gedanke, daß man doch auch Geld dazu haben müsse, ich behielt es aber für mich. Manchmal phantasierte Hermann, wenn ich zu ihm kam, besonders

Sonntags Morgens, Abends weniger, und das waren allemal tief niederschlagende Stunden für mich.

Eines Abends, nachdem Hermann während des Februar und März im Hotel immer im Bette zugebracht hatte, teilte mir derselbe mit, daß der Hotelier ihm das Logis gekündigt habe mit dem Bemerken, daß sein Hotel kein Krankenhaus sei, und Hermann bei seiner Krankheit in ein Maison de Santé übersiedeln müsse. Ich sprach mit dem Arzte, der die Übersiedelung auch für das Beste hielt und mir ein Maison de Santé in der Foubourg St. Martin oder Montmartre empfahl. Ich lief Abends hin und machte für 3½ Francs täglich eine Stelle in einem gemeinschaftlichen Saale aus. Am Sonntag sollte Hermann dahin in einer Sänfte getragen werden, was auch geschah. Mein Geld war aber beinahe ganz zur Neige, und ich überlegte mir, wenn ich nicht mehr Lohn erhielte, daß ich Hermann nicht mehr so gut unterhalten könnte und ihn in das Hotel Dieu unterbringen müßte, wo ich genöthigt sei, seinen wahren Namen zu nennen. Das wollte ich bis zum äußersten vermeiden. Als ich Samstag abends von dem Herrn die 21 Francs Wochenlohn ausgezahlt erhielt, ersuchte ich ihn, mir zuzulegen. Ich stellte ihm vor, daß ich in seiner Färberei in der That ein Contre-maître sei, der überall 5 Francs per Tag erhalte, während ich 3½ Francs bekäme, soviel wie zwei andere Arbeiter und bloß 50 Cents mehr als die paar Niedrigsten. Der Herr schlug mir meine Bitte ab, und ich sagte ihm, daß ich Montag nicht mehr kommen würde, worauf er mir sagte, das wäre ihm auch recht.

Mit welchen Gefühlen ich das Zimmer verließ, steht mir heute noch lebhaft vor meinem Geiste. Ich wankte die Treppe hinab und packte unten meine wenigen Habseligkeiten, welche ich immer in der Färberei zurückließ, zusammen, dann ging ich wie im Traume, aber voll Sorge, durch die engen Gassen in mein Logis. Ich sah im Geiste vor mir, daß, wenn ich nicht andern Tages, am Sonntag, gleich wieder einen Platz fände, ich Hermann den zweitnächsten Sonntag aus dem Maison nehmen müßte, wo für nur 14 Tage gezahlt war. Und was dann? Ich wußte keinen Rat. Da stand auf einmal, als ich um eine Straßenecke bog, mein Herr, Cherault, in seinem Hausanzug vor mir und sagte: „Charles, venez le lundi, je vous donnerai 5 Francs par jour." Ich habe da erfahren, was Himmelstöne sind, ich hätte laut aufjauchzen wollen, aber ich antwortete bloß: „Merci, Monsieur Cherault, je viendrai." Ich flog mehr als ich ging nach Hause, und war dieser Abend einer meiner glücklichsten. Ich teilte es gleich Hermann mit, und andern Tages wurde er ins Maison getragen. Freilich war er dort nicht so elegant und bequem aufgehoben, es standen wohl gegen 6 Betten, mit Schwerkranken belegt, im Zimmer, und was mich beinahe mit Entsetzen

erfüllte, in einem Bette erhielt ein Sterbender von einem Priester die letzte Ölung unter ganz laut gesprochenen lateinischen Gebeten und schauerlichem Gestöhne des Sterbenden. Hermann war von dem Übertragen so angegriffen, daß er wenig merkte, ich zog mich zurück und schwelgte in der Freude der 5 Franken täglich.

Da ich Abends Hermann in dem Maison de Santé nicht besuchen konnte, so sah ich ihn erst den nächsten Sonntag, wo ich ihn viel schlechter aussehend fand. Er war nur noch ein Gerippe. Er selbst fühlte sich aber wohler und besonders auf der Brust leichter und, wenn er wieder die Kraft hatte, einige Worte zu sprechen, so fieng er wieder an, daß wir miteinander nach Deutschland gehen und zu Hause eine Fabrik gründen würden, sobald er gesund sei, was er sicher hoffte. Ich bestärkte ihn in seinen Plänen, sah es aber wohl ein, daß es Seifenblasen waren, und Hermann sterben würde. Während wir so beisammen waren, hörten wir auf einmal Kanonenschüsse. Hermann fragte, was das bedeute, und ich sagte ihm, daß man schon die ganze Woche von dem Ausbruche einer Emeute gesprochen habe, und wahrscheinlich dieselbe ausgebrochen sei, denn als ich ins Maison gegangen wäre, seien große Volkshaufen durch die Rue St. Martin gezogen. Hermann drang nun in mich, fortzugehen und zu sehen, was vorfällt, und sollte ich ihm, wenn etwas Entscheidendes eintrete, im Laufe der Woche Nachricht bringen. Ich ging gegen 4—5 Uhr Abends fort und habe meinen Bruder lebend nicht mehr gesehen, denn er starb am 17. April 1834, und verlassen habe ich ihn am 12. oder 13. April" ...

„Gegen Ende der Woche erhielt ich von dem Maison de Santé Mitteilung, daß mein Bruder früh 8 Uhr gestorben sei und den zweitnächsten Tag begraben werden würde. Ich rannte Abends in das Maison, mein Bruder war schon in die Todtenkammer geschafft und sagte man mir die Stunde, in welcher er auf dem Gottesacker Montmartre begraben werden sollte; alles wurde von dem Maison besorgt, ich sollte aber die Kosten des Begräbnisses alsdann in der Kanzlei bezahlen. Da war ich nun in größter Verlegenheit, denn so viel Geld hatte ich nicht. In meiner Angst lief ich zu Garnier-Pagès, der bei seinem Bruder wohnte, er selbst war Junggeselle und ich wußte, daß er nichts weniger als reich war. Es war gerade Soirée, ich ließ Garnier-Pagès herausbitten, meldete ihm den Tod meines Bruders und bat ihn um eine Unterstützung.

Es war dieses eine meiner trübseligsten Stunden. Aber dankbar werde ich immer an das Benehmen des Garnier-Pagès denken. Er bezeugte mir sein tiefes Mitgefühl über den Tod meines Bruders, bedauerte, daß er kein wohlhabender Mann sei, er wolle mir aber geben, was er bei sich habe, griff in die Tasche und gab mir 25 Franken.

Ich dankte ihm tief gerührt, und da ich andern Tages meinen Lohn erhielt, der 30 Franken betrug, konnte ich das Begräbnis bezahlen. Ich hatte von dem Tode Hermanns Boissaye und einige Bekannte unterrichtet und waren bei dem Begräbnisse einige 30 Freunde versammelt.

Tief niedergedrückt war ich aber bei diesem Begräbnis. Ich kam etwas früher in das Maison, um meinen Bruder im Sarge noch einmal zusehen und ob alles vorbereitet sei. Da war nun mein armer Bruder in einem Kasten aus rohen Brettern nackt, nur mit einem Leintuch bedeckt, ganz in der Lage wie er gestorben war, eingesargt. Keine liebende Hand hatte ihm die starren Augen zugedrückt und seine Glieder in eine gerade Lage gebracht. Ich war ganz zerschmettert, Boissaye sagte mir aber, ein solcher Sarg wäre gesetzlich vorgeschrieben, jedermann müßte einen solchen nehmen, es wäre aber bei Reichen gebräuchlich, einen besseren noch darüber machen zu lassen. Hermann wurde auf dem Kirchhofe Montmartre in einer sogenannten fosse commune begraben. Es ist dieses ein großer in der Erde ausgehobener Graben, wo unten 10 bis 20 Särge nebeneinander gestellt werden können. Sobald eine Reihe Särge eingestellt ist, welches rasch der Fall ist, da die meisten Todten so beerdigt werden und besondere Grabstellen sehr theuer sind, wird gleich Erde darauf geschüttet, und auf diese Weise ist ein viele Klafter langer Graben in ein bis zwei Tagen gefüllt.

Ich merkte mir den Platz, in welcher Reihe mein Bruder beerdigt wurde und habe einige Tage darauf ein einfaches Holzkreuz mit Namen, Geburts- und Todestag hingesetzt.

Als ich von Paris abreiste, besuchte ich noch einmal dieses Kreuz und habe von dem Grabe etwas Erde mitgenommen" . . .

„Zu dem Schriftsteller Börne, der von den politischen Deutschen sehr verehrt wurde, bin ich auch zum Abschied gegangen. Er wohnte in einem kleinen eleganten Landhause in Auteuil. Es war ein kleiner, sehr magerer Mann mit schwarzen Haaren und hatte ein ziemlich verbissenes Gesicht. Er empfing mich freundlich und ermahnte mich, den Freiheitsideen treu zu bleiben, wenn ich wieder in Deutschland lebte, aber dabei zog er gewaltig auf die deutschen Fürsten los, was mich noch nicht sehr erregte. Als er aber auch über das deutsche Volk loszog, dasselbe ein Bedientenvolk nannte, und zuletzt gar mir empfahl, ich sollte Gift und Dolch mitnehmen, um dieses Volk zu vertilgen, da dachte ich mir, das ist ein böser Mensch und empfahl mich. Und seit der Zeit war meine Verehrung für Börne verschwunden, und für Heine hatte ich keine gehabt."

Fallmerayer in Wien 1846.

Von Julius Jung in Prag.

Als die Nachricht kam, daß am 9. September 1897 in Budapest der alte Revolutionär Franz Pulszky gestorben sei, erinnerte ich mich aus den Tagebüchern Jac. Philipp Fallmerayers,[1] daß derselbe im Jahre 1846 mit Pulszky in Wien zusammenkam und daß dieser damals auch den Wiener litterarischen Kreisen angehörte. In der That war 1845 Pulszky einunddreißigjährig der Gatte der Wiener Banquierstochter Therese Walter geworden, was ihn, der als Schriftsteller und ungarischer Patriot schon einen Namen hatte, mit den litterarischen Notabilitäten der Residenz in Verbindung brachte; namentlich mit Hammer-Purgstall, dem berühmten Orientalisten, der damals eben alles daran setzte, die Konstituierung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Stande zu bringen, deren erster Präsident er 1847 werden sollte.

Mit Fallmerayer stand Hammer schon mehrfach in Verbindung, da ersterer Herrn von Hammers historische und topographische Werke bewunderte. „Der Mann ist zu gelehrt, man schämt sich seiner eigenen Unwissenheit und kann nicht schlafen," schreibt er einmal nach dem Studium von Hammers Konstantinopolis ins Tagebuch. Als Fallmerayer im Jahre 1840 seine zweite Orientreise antrat, bekam er aus Wien Empfehlungsbriefe an den Internuntius Freiherrn von Stürmer und durch diesen an den österreichischen Konsul in Trapezunt Herrn von Gherfi mit; er stand seitdem mit Hammer, der diese Dinge vermittelt hatte, in beständigem Briefwechsel und freundschaftlichem Verkehr, wie er ihm denn auch aus Trapezunt Sämereien mitbrachte. Nachdem im Jahre 1845 die „Fragmente aus dem Orient" erschienen waren, interessierten sich für Fallmerayer auch die weiteren litterarischen und selbst die offiziellen Kreise,[2] unter denen der Fürst Moriz Dietrichstein durch seine Stellung hervorragte: als Präfekt der Hofbibliothek, Direktor des Münz und Antikenkabinets, Hoftheaterdirektor, Oberstkämmerer u. s. w. Auch war er mit allen geistigen Kräften des damaligen Österreich in lebhaftester

[1] Die Tagebücher Fallmerayers aus der Zeit von 1831 bis zu seinem Tode (April 1861) sind vor einigen Jahren aus dem Nachlaß von G. M. Thomas für das Museum Ferdinandeum in Innsbruck erworben worden.

[2] Auf weitere Beziehungen zu Wien weist auch Fallmerayers Tagebucheintrag vom 14. August 1845: „Censurfeindliches Konventikel [in München] um den Wiener Bauernfeld." [Die Auszüge aus Bauernfelds Tagebüchern im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 5, 122 f. enthalten nichts über diesen Verkehr. A. Sauer.]

Fühlung. Von ihm erging im April 1846 eine Einladung an Fallmerayer, nach Wien zu kommen; er sei entzückt über die „Fragmente" und wünsche die persönliche Bekanntschaft zu machen. Und da Fallmerayer ohnedies nicht ungern von Zeit zu Zeit der Münchener Luft Ade sagte, auch mancherlei Studienzwecke in Wien gefördert werden konnten, machte er sich, von den getreuen Ludwig Steub und Friedrich Lentner amicissime verabschiedet, im Juni 1846 auf den Weg. Nachdem er in Salzburg die alten Freunde aus der Studienzeit besucht hatte, fuhr er am 24. d. M. zu Schiff von Linz hinunter, landete bei Nußdorf und nahm im Hôtel à l'Empereur Romain sein Absteigquartier, von wo aus er dem Fürsten Dietrichstein Ankunft und Besuch ankündigte.

Wir lassen für die folgenden Ereignisse das Tagebuch reden.

25. Juni. Um 11 Uhr den Fürsten Dietrichstein besucht und den octogenarius[1]) rüstig befunden praeter opinionem; einstündige Unterredung, laudes. Allianz; Hammers Anzeige der „Fragmente" in den Wiener Jahrbüchern als besonderen Abdruck vom Fürsten erhalten und avide durchgelesen; im größten Regen Dr. Brunners Adresse gesucht und gefunden.

26. Juni. Hammer, Baron Hügel, Baumgärtner, Fürst Dietrichstein et Pulszky den reichen schönen Magyaren mit Hammer besucht; dann lange Promenade mit letzterem et amplissima confabulatio de academicis; dégout suprême übers Thun der Großen und über die Erbärmlichkeit der Kleinen . . . . .

Wie man sieht, eine interessante Gesellschaft. Fürst Dietrichstein, Hammer-Purgstall, Sebastian Brunner; dieser war im Mai 1846 in München gewesen, hatte Fallmerayer wiederholt besucht und ihm zum Abschied seinen „deutschen Hiob" geschenkt; Fallmerayer „mire delectatus hominis lepidissimis salibus", wie er sich nach der Lektüre notierte, wollte den Besuch erwidern. Baron Clemens Hügel, einer der bedeutendsten Mitarbeiter Metternichs in der Staatskanzlei, zugleich Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, „ein Lebemann von feiner Sitte, großer Weltkenntnis und encyklopädischer Bildung", wie ihn Wurzbach charakterisiert; „mit litterarischen Diners vor fremden Gelehrten Staat machend". Der Physiker Baumgartner, 1847 Vicepräsident der neugegründeten Akademie, später wiederholt Minister, auch nach Hammers Rücktritt (1849) Präsident der Akademie der Wissenschaften (1851). Endlich Franz Pulszky, den in dieser Gesellschaft zu finden vielen neu sein wird. Fallmerayer war mit Pulszky bereits 1844 in München bekannt geworden. Zum 15. September dieses Jahres verzeichnet das Tagebuch: „Pulski [sic] aus Eperies bei Neumann [dem Münchener Geschichtsprofessor] gesehen; laudes meae apud Hungaros." Franz Pulszky stammte aus Eperies in Oberungarn.

[1]) Fürst Dietrichstein, geboren 1775, war damals 71 Jahre alt

Die Revolution des Jahres 1848 hat diese Männer auseinandergeweht, indem die einen mit Metternich fielen, wie Clemens Hügel, der im Dezember 1849 im Exil starb; Fürst Dietrichstein, der sich von allen Ämtern zurückzog; andere sich erhoben, wie Baumgartner; endlich einige als Revolutionäre eine Rolle spielten, wie Franz Pulszky, der sich Kossuth anschloß, während Fallmerayer selbst in der Paulskirche saß und aus Pessimismus mit der Linken, ja der äußersten Linken stimmte. Die Bemerkung über die Intriguen der Akademiker beziehen sich auf mancherlei Vorgänge vor und nach der Gründung der Akademie, die man neuerdings von Alfons Huber in seiner Geschichte dieser Gründung (1897) zusammengestellt findet. Man begreift, daß sich Fallmerayer dadurch angewidert fühlte. Nach diesen Bemerkungen fahren wir mit dem Auszuge aus Fallmerayers Tagebuch fort.

27. Juni. Frühstück mit langer confabulatio et praelectio bei Baron Hügel; dann ins Münzkabinet, Bergmann zu sehen; vom Direktor Arneth freundlichst empfangen, collaudatus et beschenkt; General Prokesch getroffen und ins Hôtel von ihm begleitet; Abends per ambages zu Direktor Endlicher im botanischen Garten ....

Von den hier Genannten ist der Vorarlberger Bergmann als Historiker und Numismatiker hinlänglich bekannt, Josef Arneth, der Gemahl der Toni Adamberger und Vater Alfreds von Arneth, General Prokesch aber der berühmte Diplomat, damals Gesandter in Athen, zugleich Historiker, Archäologe und Münzsammler. Professor Endlicher, der Professor der Botanik, zugleich Sprachforscher und Historiker, der sich 1849 aus Desperation über den Gang der Dinge selbst das Leben nahm.[1])

28. Juni. Von 9—11 Uhr bei General Prokesch lange Reden nützlich angehört, dann Imbiß mit Baumgartner und Einführung ins Musaeum: um 4 Uhr bei Fürst Dietrichstein gespeißt und dann nach Alt-Lerchenfeld zu Dr. Brunner; dann Musaeum .....

29. Juni. Mit B. [d. i. Bergmann, wenn nicht E. d. i. Endlicher zu lesen ist] im Archiv die Register durchgesehen und nichts neues gefunden; das Bailo-Archiv von Stambul habe nur Spätes und Ärmliches geliefert; hier ist das Wiener Geschäft vollendet und morgen könnte ich abreisen; lange confabulatio mit B.; gen 5 Uhr bei Pulszky gespeißt; Abends im Garten bei Endlicher mit Hammer; gen 10 Uhr cubitum mit tiefem Ekel gegen das Wiener Gelehrten und Beamtengetriebe.

30. Juni. Custos Niederstetter besucht; dann im Münzcabinet 7 trapezuntische Münzen bestimmt; dann Baron Hügel besucht und nachher bei Sgre Marchesi Besuch gemacht; post prandium mit B. nach Dornbach gefahren, Hofrath Cleiden und Dr. Wiedmann gesprochen. Um 8 Uhr wieder ad Urbem; Musaeum; Dr. Gogl begleitet heim collaudans multum ....

[1]) Über die Art und die Ursachen von Endlichers Tod scheinen die Akten noch nicht geschlossen zu sein. Wurzbach 4, 44 giebt an, daß das Gerücht, Endlicher

Der hier genannte Johann Niederstätter[1]) war 1789 zu Villanders in Südtirol geboren, nahe der Heimat Fallmerayers und wie dieser in der Jugend die Schafe hütend, dann am Gymnasium zu Brixen. Studierte in Landshut erst Theologie, später Medizin und schließlich Jus. Widmete sich dem Lehrfache, bis er Custos an der Universitätsbibliothek in Wien wurde. Er war ein Jugendfreund Fallmerayers, auch Dichter (worüber Wurzbach zu vergleichen ist); er hat Fallmerayern im Oktober 1842 in München besucht, wo sie in Jugenderinnerungen schwelgten. Am 13. d. M. schreibt Fallmerayer in sein Tagebuch:

Professor Niederstätter, Philosoph und Weltverbesserer aus Wien, mein lieber Landsmann, macht morgens Besuch. Lange Unterredung:

Vom Katechismus schweig ich, der Glaube gilt für blind
Die Pfaffen necke keiner weil sie unversöhnlich sind.

[Variante aus Platens „Verhängnisvoller Gabel".]

15. Oktober. Abschied von Niederstätter. Der redliche, gute schwärmerische Landsmann begleitete mich im Mondschein heim und recitirte eines seiner Gedichte von 1830.

Niederstätter starb 1849.

1. Juli. Im Archiv die Trapezuntischen Produkte gemustert, item Bergmann im Antikenkabinet gesprochen, Brunner in Altlerchenfeld besucht, dann zu Fürst Dietrichstein; Museum; Prokesch getroffen . . .

2. Juli. Um 9½ Uhr mit Hammer auf der Eisenbahn nach Mödling Frau von Buol zu besuchen; Promenade auf die Waldhöhe zum schwarzen Thurm, dann zum Belvedere und über die Brühlschlucht ins Gartenhaus zurück zum Morgen-Imbiß: matt hungerig, aber entzückt durchs baumvolle Gehölze und die Waldschluchten — schöngeschwungene Kuppen; dann auf der Bahn fort nach Leobersdorf und in Fabrikanten Pachers Equipage nach Schönau zum Diner; die beiden schönen List Töchter! Parkpromenade und Abends 10 Uhr wieder in Wien. Tag ungetrübter Lust und Schwärmerei!

Die Frau von Buol wird wohl der Tiroler Familie dieses Namens angehört haben. Einen Hofrat Baron Buol nennt Alfons Huber in der Geschichte der Gründung der kaiserlichen Akademie S. 30 als Mitglied der Studienhofkommission. Den Fabrikanten Pacher und die schönen List Töchter wollte ich nicht weglassen: die letzteren könnten dem Nationalökonomen Friedrich List gehört haben, der 1844 und 1845 in Wien und Ungarn war, wo er viel gefeiert wurde. Ver-

habe sich vergiftet, nicht unwidersprochen geblieben sei. S. Brunner, Denkpfennige S. 53 f., und M. Koller, Franz Xaver Zenner (Wien 1862) bringen seinen Tod damit in Zusammenhang, daß er das ihm während der Belagerung Wiens zur Aufbewahrung übergebene beträchtliche Vermögen Zenners (24.000 fl.) veruntreut haben soll. Ob diese Behauptungen öffentlich widerlegt worden sind, ist mir nicht bekannt. A. Sauer

[1]) Vgl. über ihn Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 2, 87. A. Sauer.

gleiche das Leben F. Liſts von Ludwig Häußer (1850). Die ganze ſchwärmeriſche Stelle des Tagebuches iſt charakteriſtiſch für Fallmerayer, deſſen Stimmungen ſehr veränderlich waren, vielfach melancholiſch und verzagt — was im Tagebuch immer verzeichnet wird.

3. Juli. Morgens 9 Uhr in die Ambraſerſammlung; vorher Niederſtetter domi empfangen; nach 10 Uhr Durchſicht der venetianiſchen Dokumente vollendet; dann Musaeum; um 4 Uhr mit General Prokeſch zum Diner beim Fürſten Dietrichſtein gefahren und post longos sermones zu Pulszky gegangen mit Baron Hammer . . . . .

4. Juli. Die 4 Gypsabdrücke trapezuntiſcher Münzen auf dem Antikencabinet abgeholt und 48 Kr bezahlt; varia daſelbſt angeſehen und examinirt; melancholiſcher Anfall; Abends Studien im botaniſchen Garten . . . . .

5. Juli. Lange Morgenviſite Pulszky's . . . . Um 3 Uhr nach Hitzing in Hügels Garten zum Diner; 14 Perſonen bei Tiſch und zum Theil ſehr angenehm; unheimliches Gefühl; doch plurimis notus und a nonnullis amice appellatus.

6. Juli. Dr. Brunner in Altlerchenfeld zum Abſchied begrüßt; dann zu Fürſt Dietrichſtein; dann ins Archiv salutaturus; dann musaeum; dann ἄριστον in der „Stadt Brünn"; nach 4 Uhr zu Hammer, den Einzug der Wallfahrer Maria Zell zu ſehen; dann mit Hammer zu Bergmann die hiſtoriſchen Portracte zu muſtern; dann una zu Endlicher und um 9 Uhr wieder domi.

7. Juli. Dreiſtündige Conferenz mit Frühſtück bei Baron Clemens Hügel; doctrinieren und Vorleſen ſeiner Reflexionen angehört und amicissime verabſchiedet; im Antikencabinet General Prokeſch noch einmal geſprochen; gaſtliche Einladung bei ihm in Athen zu wohnen delikat vorgebracht; nota est rerum mearum tenuitas! Promenade zur Karlskirche; Conto geordnet und eingepackt; solitudo, silentium, ruit aetas! Langer Beſuch Baumgartners . . . . .

Fallmerayer iſt der hier vorgebrachten Einladung des Generals Prokeſch nachgekommen, als er 1847 ſeine dritte Reiſe in den Orient unternahm. Bekanntlich war er ſeit 1834 mit geringem Gehalt penſionierter Lyceal-profeſſor und lebte von ſeiner litterariſchen Thätigkeit, die ſeit den „Fragmenten" immerhin etwas mehr eintrug. Aber freilich, wie Bodenſtedt dem befreundeten Autor ſagte: auch die „Fragmente" wurden mehr geleſen als gekauft. — Seit 1844 war Fallmerayer in den intimen Cirkel des Kronprinzen Max von Bayern gezogen worden, dem er in München und in Hohenſchwangau hiſtoriſche Vorträge zu halten hatte. Zu den Koſten der dritten Reiſe erhielt er von Max, der ſich damals ſehr für ihn intereſſierte (im Gegenſatz zu ſeinem Vater, dem Philhellenen König Ludwig), einen Zuſchuß. — Übrigens ſtimmte Fallmerayer mit Prokeſch in der Beurteilung der orientaliſchen Dinge nicht durchwegs überein, ſo z. B. hinſichtlich Mehemed Alis von Ägypten, den Prokeſch im Gegenſatz zu Fallmerayer hochſtellte; auch in Bezug auf die Frage nach der Abſtammung der heutigen Griechen konnten ſie ſich nicht verſtändigen.

Nachdem in Wien allſeitig Abſchied genommen war, reiſte Fallmerayer am 8. Juli ab; über den Semmering nach Graz (wo er

im Münzkabinet Herrn Wartinger und den Pfarrer Knabl[1]) sah, „amicissime appellatus von wegen der Fragmente"), Cilli (wo er einige Tiroler Freunde und die Schwester von Prokesch besuchte), Triest; von hier nach Venedig und über Vicenza, wo er bei seinem Jugendfreund Tournier, dem nachherigen Appellationsgerichtspräsidenten, einkehrte, nach Tirol. In Bozen war er der Gast von Josef Streiter, dessen Freundeskreis aus Steubs „Sängerkrieg in Tirol" männiglich bekannt ist. In Meran traf Fallmerayer wieder mit Hammer-Purgstall zusammen und verkehrte mit den enchorischen Celebritäten, wie Professor Albert Jäger, dem Grafen Brandis, dem Baron Giovanelli. Hier lernte ihn auch der damals einundzwanzigjährige Meraner Ignaz Zingerle, der Schüler von Beda Weber und künftige Germanist, kennen, worüber dieser im ersten Bande seiner „Schildereien aus Tirol" berichtet. Und so hätte uns denn diese Reise des „Fragmentisten" mit einer nicht geringen Anzahl von Persönlichkeiten zusammengeführt, die im Metternichschen Österreich von Bedeutung waren und auch mit solchen, die später noch eine Rolle spielten; so daß es sich vielleicht verlohnte, an dieser Stelle den Litterarhistorikern davon Notiz zu geben.

Zu Halms Gedicht „Die Brautnacht".

Von Johannes Bolte in Berlin.

Im November des Jahres 1896 lief durch die Zeitungen die Geschichte eines Lyoner Kaufmanns, der sich aus Furcht von einem andern Liebhaber seines Mädchens in einem großen Koffer versteckt und solange darin bleibt, bis er erstickt. Dabei ward an die ältere Erzählung von dem in einer Truhe umgekommenen Burgfräulein erinnert, ohne daß doch der glänzenden und effektreichen Behandlung gedacht wurde, die dieser Stoff durch den Freiherrn von Münch-Bellinghausen, alias Friedrich Halm erfahren hat.

Sie steht im ersten Bande seiner gesammelten Werke (1856, S. 372) und führt den Titel: „Die Brautnacht". Der Schauplatz ist Genua; dort feiert an einem wonnigen Frühlingsabende der junge Francesco Doria mit der schönen Ginevra Orsini seine Hochzeit. Aus dem Festesjubel, der im Tanzsaale, bei der Tafel und unter

[1]) Wartinger der steierische Historiograph, Knabl der von Mommsen sehr geschätzte Epigraphiker.

der gaffenden Volksmenge erschallt, stehlen sich die Neuvermählten hinaus auf die vom Mondlicht bestrahlte Terrasse. Als er voller Seligkeit sie fester an sich preßt, entwindet sie sich mutwillig seinen Armen und eilt davon mit dem Rufe, er möge sie haschen. Doch seines süßen Glückes sicher bleibt er auf dem Altan stehen, in träumerisches Sinnen versinkend; wie er sich darauf langsam zum Brautgemache wendet, findet er dort niemand. Er weckt den Vater; mit steigender Angst durchsuchen beide alle Räume; vergebens, die Braut ist spurlos verschwunden. — Nach langen Jahren wird im Palaste der Orsini wiederum ein Hochzeitsfest vorbereitet. Das verlobte Paar durchmustert seine künftigen Wohngemächer und dringt auch in eine seit lange verschlossene Kammer ein. Da eine große Truhe den Raum beengt, gebietet der Bräutigam den Dienern sie fortzuschaffen. Sie greifen zu, da birst der Deckel, und ein Gerippe zeigt sich den erschreckten Blicken. Es waren die Überreste der schönen Ginevra, die hier ein Versteck suchend unter dem zufallenden Deckel ein unvermutet rasches Ende gefunden hatte.

Halm fügt seiner Ballade die Bemerkung hinzu: „Nach einer wahren Begebenheit“, ohne die Quelle zu nennen, aus der er schöpfte. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß er, wie Reinhold Köhler in seinen hinterlassenen Kollektaneen angemerkt hat, eine 1830 unter dem Titel „Italy“ erschienene Dichtung des englischen Banquiers und Kunstmäcens Samuel Rogers (1763—1855) benutzte. In dieser Sammlung von interessanten Erzählungen aus Italien, die man nicht ohne Grund einen poetischen Touristenführer genannt hat, steht auf S. 92 unter der Bezeichnung „Ginevra“ in reimlosen Versen dieselbe Geschichte, nur kürzer gefaßt und mit dem abweichenden Schauplatze Modena; dabei die Note: „Diese Erzählung ist, wie ich glaube, auf Thatsachen gegründet; doch sind Zeit und Ort ungewiß.“

Es waren also dem englischen Dichter noch andere Fassungen derselben Fabel geläufig, und in der That sind neuerdings durch eine Umfrage in der englischen Zeitschrift „Notes and Queries“ eine Reihe solcher Überlieferungen zu Tage gekommen. In einem Florentiner Palaste zeigt man sogar dem wißbegierigen Fremden noch die Truhe, in der die unglückliche Braut ihr Ende fand.[1]) Eine in Catalonien verbreitete Sage hat P. Bertran y Bros[2]) aus dem Volksmunde aufgezeichnet.

In England, wo in den sechziger Jahren ein Gemälde ausgestellt war, das Rogers' Dichtung illustrierte, singt man mehrfach

[1]) Notes and Queries 4. Series 8, 313 (1871).
[2]) Archivio delle tradizioni popolari 4, 396: „La caxa de la núvia.“

eine neuere, von Haynes Bayley komponierte Ballade vom Miſtelzweige:

The mistletoe hung in the castle hall,
The holly-branch shone on the old oak wall . . .

mit der Kehrzeile: „Oh, the mistletoe bough!" In dieſer Dichtung hat ein junges Mädchen bei einer Liebhabervorſtellung am Weihnachtsfeſte eine Tote im Sarge vorzuſtellen und erſtickt darin.[1] Das ſoll nach einer Tradition um 1700 in Exton Hall geſchehen ſein; nach einer andern kam Eleanor Lovell, geborene Bradford, die laut ihrer in der Kirche zu Bawdrip befindlichen Grabſchrift im Juni 1681 ſtarb, als Braut beim Verſteckenſpiel in der bezeichneten Weiſe ums Leben. Und noch von andern alten engliſchen Schlöſſern, Bramshill in Hampſhire und Malſanger bei Baſingſtoke, weiß die geſchäftige Volksüberlieferung das Gleiche zu berichten.[2]

Solange uns daher beglaubigte ältere Zeugniſſe mangeln, wird es kaum möglich ſein, den Ausgangspunkt dieſer Wanderlegende, die durch Halm eine formvollendete Ausprägung erhalten hat, mit Sicherheit zu beſtimmen.

Miscellen.

Zu den Schauſpielen der engliſchen Komödianten.

W. Creizenach hat im 23. Bande von Kürſchners „Deutſcher National-Litteratur" neben andern Schauſpielen der engliſchen Komödianten zwei aus der Sammlung „Liebeskampff" von 1630 abgedruckt: eine nicht näher bezeichnete „Tragi Comoedia" und die „Tragödi Vnzeitiger Vorwitz". In den Einleitungen zu dieſen Stücken (S. 190 und 258) führt Creizenach im ganzen 13 Worte oder Redewendungen auf, deren Erklärung ihm nicht gelungen iſt. Zu fünf von dieſen möchte ich im folgenden Deutungsverſuche beibringen.

1. Priſche, S. 228, Z. 36 (Tragikomödie Akt IV, Scene I) „Der alte Hoſenſcheißer mit ſeiner jungen Priſchen".

Ich nehme hier Priſche für lautliche oder graphiſche Entſtellung von Pritſche und finde in Grimms Wörterbuche (7, 2134 f. vgl. 2, 393) unter dieſem Stichworte an fünfter Stelle die Bedeutung „vulva" und im Anſchluß daran „puella petulans, puera vaga" belegt. Da der Gewährsmann des Wörterbuches in letzterem Falle ein Sprachforſcher des 17. Jahrhunderts, Caſpar von Stieler, iſt, ſo trage ich kein Bedenken, die von dieſem bezeugte Bedeutung unſerm „Priſche" unterzulegen.

2. Hepheta, S. 237, Z. 25 (Tragikomödie Akt IV, Scene IV).

Ein Soldat erzählt dem andern: „Wann mein Wirth nicht will ſchaffen, ſo nehme ich ein Axt binde daran auff ein Zettelgen geſchrieben hepheta, ſo er dann

[1] Notes and Queries 4. Series 8, 8. 116. 195. 313. 9, 142.

[2] Ebenda 9, 46. 477. — Von zwei in Glasgow auf gleiche Art erſtickten Knaben wird ebenda 5. Series 12, 206. 354 (1879) erzählt.

das ſihet, iſt er geſchwind dar mir mit guten Wörtern auff zu warten, vnd findet ſich dann allezeit was ich begehre."

Das Wort Hephetha (*Ἐφφαθά*, in neueren Drucken der Lutherbibel Hephatha) findet ſich Mark. 7, 34. Jeſus heilt einen Taubſtummen: „und ſprach zu ihm: Hephetha, das iſt Thu dich auf" (Tiſchendorf Novum Testamentum Graece et Germanice, Leipzig 1864, 1, 153). — Die Aufſchrift beſagt wohl: „Thu Kiſten und Kaſten auf, oder du koſteſt meine Art."

3. **Paßgenricht, Baßgänrich**, S. 272, Z. 10; S. 275, Z. 33 (Unzeitiger Vorwitz Akt I, Scene V; Akt II, Scene II): „Das Paßgenrichte Kammerkätzigen". „Das Baßgänriche Alacinchen".

Das Adjektivum dürfte von dem Subſtantiv „Paßgänger" gebildet ſein, müßte alſo eigentlich „paßgängrich" heißen. Eine ſichere Bedeutung iſt freilich noch nicht gewonnen. Soll es vielleicht bedeuten: „leiſetreterisch"?

4. **Scheuſſenpeltz**, S. 292, Z. 6 (Unzeitiger Vorwitz Akt IV, Scene III). „Die jungen Scheuſſenpeltze". Gemeint ſind, dem Zuſammenhange nach, junge Mädchen im Gegenſatze zu alten Freiern.

Scheuſſenpeltz iſt eine Spottnamenbildung imperativiſcher Art: Scheiß in'n peltz. Schwanken zwiſchen eu und ei findet ſich auch anderwärts in dem Stücke: S. 279, Z. 5: „Zeigkammer" für „Zeugkammer".

5. **Mehre**, S. 319, Z. 2 (Unzeitiger Vorwitz Akt V, Szene V). „Hertzen vnd Schertzen frölich bey den Mehren, wer will denn daß der Jugend wehren."

Wahrſcheinlich iſt Mehre hier = Mähre, Möhre, welches Wort Grimms Wörterbuch 6, 1467 f. unter 4. mit zahlreichen Beiſpielen in der Bedeutung „liederliches Weibsbild, Dirne" belegt. In den Zuſammenhang würde dies recht gut paſſen.

Jena. Rudolf Schlöſſer.

Kleine Leſſingſtudien.

1. Eine irrtümlich Leſſing zugeſchriebene Parodie von Käſtner.

Die Berliniſche privilegierte Zeitung brachte im 135. Stück des Jahrgangs 1754 (9. November) eine Anzeige des „Ragout à la Mode", an deren Schluſſe[1]) ſie die nachſtehende, ihr „von guter Hand" zugegangene Strophe abdruckte:

Kurzſichtiger! der Neid hat dein Geſicht vergället,
Du ſieheſt Hallern ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen matten Witz, dein wenig Wiſſen, Flegel,
Dies nicht zur Deutlichkeit, den nicht zur Schreibart Regel.

Die Zeilen enthalten eine Parodie auf Hallers Verſe in der „Antwort an Herrn Johann Jakob Bodmer":

Kurzſichtiger! dein Gram hat dein Geſicht vergället,
Du ſiehſt die Dinge ſchwarz, gebrochen und verſtellet:
Mach deinen Raupenſtand und deinen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit.[2])

[1]) Siehe Leſſings ſämtliche Schriften. Herausgegeben von Lachmann. 3. Auflage beſorgt durch Muncker. 5, 445—446.

[2]) Siehe Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben von Hirzel, S. 181, Z. 123—126. Die Beiſprechung in der Berliniſchen Zeitung ſchickt die Zeilen gleichfalls zum Verſtändnis voraus.

Der Inhalt wendet sich gegen den Verfasser des neologischen Wörterbuches, den Gottschedianer Schönaich, der dem darin von ihm so heftig befehdeten Haller gerade auch das Wort „vergällen" aufgemutzt hatte.[1] Maltzahn hatte seiner Zeit[2] Lessing die ganze Besprechung des „Ragout" zugewiesen, Muncker, der sich ihm hierin anschloß,[3] nahm dann die Parodie in den Anhang der Singgedichte auf.[4] Der Hinweis des Recensenten, daß er die Verse „von guter Hand" bekommen habe, hätte meines Erachtens stutzig machen müssen, diesen selbst für ihren Verfasser anzusehen; daß Lessing aber in der That keinen Anspruch auf ihre Autorschaft erheben kann, beweist eine briefliche Äußerung Kästners in der Nachschrift eines Briefes an den bekannten Göttinger Orientalisten Michaelis, datiert Leipzig d. 13. Christm. 1754:[5]

„Der Verfasser d. Aesthetik in einer Nuß ist in den gött. Zeit. sehr unglücklich errathen worden,[6] in sofern man nicht Verfasser u. Anstifter für einerley hält. Hier halten die Gottschedianer selbst durchgehends Schönaichen dafür. aber der Verfasser der Parodie aus Hallern, an diesen Verfasser, die in Vossens Berlin. Zeitungen gestanden hat, ist Prof. Kästner."

Kästner hat bei verschiedenen Anlässen mit der Schärfe seines Witzes den kleinen Günstling Gottscheds getroffen und den großen, von ihm so hoch verehrten Schweizer verteidigt; für diese Beziehungen bietet die Parodie einen neuen hübschen Beitrag.

Cassel. Carl Scherer.

---

2. Eine verschollene Recension über Lessings Miß Sara Sampson.

In einer kurzlebigen und unbedeutenden Wochenschrift des vorigen Jahrhunderts, über deren Herausgeber ich nichts bestimmtes erfahren konnte, findet sich eine kurze Bemerkung über Lessings Miß Sara Sampson, die J. W. Braun in sein Buch: Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen aufzunehmen übersah. Mit Rücksicht auf die Seltenheit der Wochenschrift mag die Stelle hier als Ergänzung ihren Platz finden:

[1] Siehe Die ganze Ästhetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch . . . S. 433:

Vergällen das Gesicht; folglich die Zunge aufklären. Was Sc. Gn. nicht für ein wunderlicher Arzt sind!

„Kurzsichtiger! dein Gram hat dein Gesicht vergällt.
Haller, 144 S.

Also!

„Langsichtiger! Dein Scherz hat dein Gesicht versüßt.

[2] Lessings Schriften. Herausgegeben von Lachmann, aufs Neue durchgesehen . . . von Maltzahn. 4, 514.

[3] a. a. O. Siehe auch: Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Von Gustav Waniek (Leipzig 1897), S. 599—600.

[4] a. a. O. 1, 41.

[5] Cod. Michael. 325, Band 6, Blatt 56 (Universitätsbibliothek zu Göttingen).

[6] Die Göttingischen Anzeigen, Jahrgang 1754, Stück 133 vom 7. November bezeichneten als solchen den Herrn G. — Gottsched verwahrte sich hiergegen in einer Erklärung der Leipziger Gelehrten Zeitungen vom 25. November dieses Jahres, S. 838—840, worauf die Göttingischen Anzeigen am 7. Dezember, S. 1291—1292, einzulenken suchten. Siehe auch Goedeke Grundriß[2] 3, 362—363.

Die Witzige Tyrolerin. Eine Wochenschrift Nürnberg, In Commission zu haben, in Joh. Jac. Bauers Buchhandlung, 1765.[1])

9. Stück vom 10. May 1765. (Aus dem Briefe eines gelehrten Frauenzimmers[2]) an eine Freundin): „Hier erhälst du die 3 Theile[3]) Leßings, meinen Tausendfachen Dank will ich dir mündlich geben, vorjetzo aber mustu wissen, weil du doch ein bißgen neugierig sein wirst, welche Stücke mir gefallen haben. Die Sinngedichte sind alles was man schön und Witzig heist, und unter denen Fabeln ziehe ich die in Versen denen in Prosa vor, unter denen aber deucht mich, sind daß Muster der Ehen, das Cruzifix, das Geheimniß ꝛc. allerliebst. Der junge Gelehrte hatte meinen ganzen Beifall. Miß Sara Sampson aber mein Kind! Dieses trauerspil behält den Sieg über alles was ich gelesen habe. Der Charakteur der Marwod zeichet die Boßheit, die eifersucht, die Rache, daß ganz verderbte Herz einer ausgelernten Buhlerin so lebhafft daß ich es noch nie so gelesen habe; enfin sie ist sich immer gleich. Das einige hat mir nicht gefallen und ich habe mich recht über den Sir Sampson Geärgert, Mit den erschrecklichsten Gegenständen umgeben, da man glauben solte Er ringe mit Verzweifflung, sagt Er ganz ruhig auf die Nachricht daß die Aerzte da waren wann sie Wunderthun können — — dieße Rede hätte ich lieber von Waitwell oder Betti gehört, doch waß kan ich an einen solchen Geist wie Leßing ausetzen, Ich förchte ich bin Naßeweiß in meiner Critic."

Berlin. Richard Rosenbaum.

---

3. Zu einem Stammbuchverse Lessings.

Als Lessing wenige Monate vor seinem Tode durch drei Wochen in Hamburg weilte, schrieb er seinem Freunde Schröder (am 20. Oktober 1780) die bekannten Mahnworte ins Stammbuch:

Daß Beyfall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!
Den auch den Blinden brennt das Licht,
Und wer dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Schröders Biograph F. L. W. Meyer galt bisher als der erste, der von diesen Versen Mitteilung gemacht habe (1, 337); zuletzt finde ich diese irrige Ansicht noch bei Muncker (Lessings sämtliche Werke 1, 50). In Wahrheit hat Lessings Stammbuchblatt zuerst in den von Joh. Friedr. Schink herausgegebenen „Dichter-Manuscripten" (Wien 1781) Aufnahme gefunden. Dort (1, 147) sind die Verse, nur mit etwas veränderter Orthographie und Interpunktion, unter der Überschrift „An Herrn Schröder" abgedruckt. Danach folgt nachstehende Apostrophe Schröders durch Schink als:

Zusatz zu Lessing
an Herrn Schröder. Wien, den 18ten April 1781.

Wahr! und ich freue mich Freund, daß ich dich verstehen,
Verstehen und empfinden kann;
Daß ich die Schöpfung, die du hervorbringst sehen,
Und ihr Warum begreifen kann;

---

[1]) Ein Exemplar besitzt die Breslauer Königliche und Universitätsbibliothek, eines das Ferdinandeum in Innsbruck. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek 10, 305 zählt die Wochenschrift unter „die niedrigste Klasse der Wochenblätter".

[2]) Der Brief scheint einen ironischen Beigeschmack zu haben. Ich erschließe das unter anderm aus der Inkonsequenz der Schreibung.

[3]) Es kommen in Betracht G. E. Lessings Schrifften. Berlin bey Voß. 1753 ffg. 1., 4. und 6. Theil.

Daß es der Mühe lont dich zu verſtehen
Und daß die Kunſt dabei gewinnt;
Denn Freund wie viele Künſtler ſind,
Bei denen nicht das Herz und nichts die Kunſt gewinnt,
— Ich habe deren gnug geſehen; —
Und lont es da — ſprich ſelbſt! — dem Mann
Von Kopf die Mühe wohl, ſie zu verſtehen? —
Wie freu ich mich, daß ich dich wiederſehen,
Dir wieder nach empfinden kann.

Schröders Engagementantritt am Wiener Nationaltheater war zwei Tage früher (in der „Agnes Bernauer") erfolgt. Darauf bezieht ſich die in den beiden letzten Zeilen enthaltene Begrüßung. Gelegentlich dieſes Wiederſehens dürfte Schink in das Stammbuch Einſicht genommen und ſich Leſſings Verſe zum Abdrucke notiert haben. Es kann daher nur von den übrigen 72 in die Sammlung aufgenommenen Gedichten (und den beiden Proſafabeln) gelten, was Schink in der Vorrede angiebt, daß die Dichter-Manuſkripte ſchon über Jahr und Tag das Pult ihres Herausgebers gehütet hätten. Von dieſer Anzahl ſind noch zehn bis zwölf auszunehmen, die ſchon vorher anderswo abgedruckt worden waren. Ungefähr ein Viertel der ziemlich wahllos zuſammengeſtellten Anthologie fällt dem Konto des Herausgebers zu, einige Gedichte haben d'Arien, die Karſchin zu Verfaſſern, in den weitaus überwiegenden Fällen jedoch verbirgt ſich der Autor hinter dem Pſeudonym oder Initialen. Liebesgedichte (worunter einige „An Laura") und Epigramme machen der Hauptſache nach den unbedeutenden Inhalt der Sammlung aus. Die Abſicht, die ihr Herausgeber verfolgte, etwas dem Wiener Muſenalmanach gleichwertiges zu ſchaffen, hat ſie nicht erreicht, und es iſt ihr keine zweite Sammlung nachgefolgt. Eines der ſeltenen Exemplare von Schinks „Dichter-Manuſcripten" beſitzt die Wiener Stadtbibliothek.

Wien. Emil Horner

Zu Nicolais Volksliedern.

1.

Bretſchneider, der ſich lebhaft für Nicolais Sammlung intereſſierte und aus ſeinen Schätzen vieles beitrug, teilte dem Freunde, Frankfurt den 17. Juli 1776, aus der Erinnerung „ein Handwerksburſchen Liedlein" mit, mit dem Nicolai ſeinen Almanach eröffnete, „nach mündlicher Überlieferung mit Zuhülfenahme eines Einzeldruckes" (vgl. Ellinger, 2, 62). Bretſchneiders Aufzeichnung lautet:

Es war einmal ein Schumacher Geſell
War gar ein junges Blut
Der machte der jungen Marggräfin ein paar Schuh
Von Silber und rothen Gold.

Als er die Schu verfeſtiget hat
Legt er ſich nieder und ſchlief
Da kam des jungen Marggrafen ſein Weib
Und thät ihm wohl etliche Rüf.

Steh auf, Steh auf, mein lieber Schuknecht
Es iſt ſchon an der Zeit
Und wenn wir bey einander thäten ſchlafen
So wäre es mir eine Freud.

(Schukn.) Und wenn wir beyeinander thäten ſchlafen
So wäre es uns eine Schand
Und wenn es der junge Marggrafe erführ
Er jagte uns aus dem Land.

Und als nun den beiden ihr Wille geſchah
Sie meinten ſie wären allein
Da kam ein altes bliz Cammerweib an
Zum Schlüßel Loch guckt ſie nein.

Ach Herr! ach Herr! großmächtiger Herr
Gros Wunder von eurem Weib
Der Schuknecht thut bey ihr ſchlafen
Auf ihrem ſchneeweiſen Leib.

Schläft er bey meiner Frauen
Geſtrafet muß er ſeyn
Einen Thurm den lies er ihm bauen
Zo Cöln wohl an dem Rhein.

Und als der Thurm verfertigtt war
Schickt man nach Urtheil und Recht
Das Urtheil das thet kommen
Man ſollt ihm (!) laßen weg.

Der Schuknecht der thät wandern
Thet wandern auf grüner Hayd
Was thät im alda begegnen
Des jungen Marggrafen ſein Weib.

Was zog ſie aus ihrer Taſche
Dreytauſend Ducaten ſo roth
Da Schuknecht haſt du zu naſchen
Und kaufe dir Wein und Brod.

Was zog ſie von ihrem Finger
Ein Ringlein von Golde ſo roth
Dabey ſollſt du mein gedenken
Ich ſey lebendig oder tod.

Der Wortlaut bei Nicolai unterſcheidet ſich weſentlich von dieſer Faſſung.

Lemberg. Richard Maria Werner.

2.

Im Jahre 1777 wechſelte Nicolai mit Leſſing je einen Brief über die Polyglotte eines „Volksliedes für gelehrtes Volk". Die Strophe, um die es ſich handelte, lautet:

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut.

Urſprünglich ſollte der Vers in ſechs Sprachen den Feynen kleynen Almanach Daniel Seuberlichs beſchließen. Nicolai macht in der erſten Ausgabe der Briefe

Leſſings[1]) bei Gelegenheit der entſprechenden Briefſtelle auf das Liedchen aufmerkſam und druckt die griechiſche, lateiniſche und engliſche Überſetzung davon auch ab. Betreffs der Übertragung ins Franzöſiſche und Italieniſche weiß er nur zu wiederholen, was aus dem Briefaustauſch ſchon hervorgeht, daß ſie verloren gegangen ſei.

Vor kurzem brachte nun Lingers Buch über den abenteuernden öſterreichiſchen Hofrat H. G. von Bretſchneider, das ſich auf eine Fülle neuen Quellenmateriales ſtützt, auch einen Brief Bretſchneiders an Nicolai[2]) zum Abdruck, worin die fehlenden zwei Überſetzungen mit direkter Beziehung auf jene Anmerkung Nicolais hergeſtellt ſind. Bretſchneider nimmt die Urheberſchaft der franzöſiſchen und italieniſchen Überſetzung für ſich in Anſpruch, während er die engliſche Leſſingen zugeſteht. Seinem mangelhaften Bildungsgange zufolge dürfen wir ihm die lateiniſche und griechiſche wohl auch nicht zutrauen.

Der Zweck dieſer Zeilen iſt, auf die verborgene Reſtaurierung der Polyglotte zu dem neckiſchen Vierzeiler hinzuweiſen und gleichzeitig die Frage aufzuwerfen, ob zwiſchen ihm und einem Verſe, der bei den Schülern der unteren Gymnaſialklaſſen Öſterreichs vielfach umläuft, ein Zuſammenhang anzunehmen iſt. Ich meine den Vers:

O puella, quid fecisti?
In saltando cecidisti,
Ostendisti genua
Et omnia cetera.

Der Vers ſoll, wie ich höre, auch in Deutſchland nicht unbekannt ſein.

Berlin. Richard Roſenbaum.

[1]) Sämtliche Schriften. Berlin 1791—1794. (Bei Lachmann 10, 486.)

[2]) Vgl. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. k. Hofrates Heinrich Gottfried von Bretſchneider 1739 bis 1810. Mit Benutzung ſehr ſelten gewordener Quellen zum erſten Male vollſtändig herausgegeben von Karl Friedrich Linger. Wien und Leipzig 1892. S. 235: Brief an Nicolai vom 4. Oktober 1794.

Nachträge und Berichtigungen.

Zu Euphorion 5, 73. Das unter Nr. XVI veröffentlichte Epigramm Käſtners ſteht bereits in deſſen Schönwiſſenſchaftlichen Werken 1, 74 unter Nr. 245 mit der Überſchrift: „Unſchickliche Benennung.“ In der Anmerkung wird dort der Freudenſaal als ein Geſellſchaftsſaal im Hauſe des Hofrats Baldinger angegeben, wo manchmal Kandidaten zur Doktorwürde einer der höheren Fakultäten examiniert wurden. C. Nutzhorn.

Zu Euphorion 5, 109 ff. Der dritte Brief Hoffmanns iſt von Holtei bereits in ſeinen „Dreihundert Briefen aus zwei Jahrhunderten“ (Hannover 1872) 2, 30—33 mit einer abſichtlichen Auslaſſung (Ruf des Chauſſeeeinnehmers) mitgeteilt. Unter dem „Kaiſer“ verſteht Holtei den Breslauer Buchhändler Joſ. Max, welcher einige von Hoffmanns Werken verlegt hat. — Der zweite Brief iſt an den Hofrat Karl Gottlieb Winkler (Theodor Hell) in Dresden gerichtet; Holtei teilt nämlich ebenda 2, 29 f. einen Brief Hoffmanns an Winkler (Bamberg, 8. März 1810) mit und 4, 139 ff. ſteht ein Brief von Zacharias Werner aus Warſchau, 28. April 1805 an Hofrat Winkler, woraus folgt, daß dieſer ſchon damals den Hofratstitel geführt hat. C. Nutzhorn.

Recenſionen und Referate.

Georgius Macropedius Rebelles und Aluta. Herausgegeben von Johannes Bolte. Mit Bildern und Notenbeigaben. Berlin 1897. (Lateiniſche Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Herrmann 13.)

Vor zwölf Jahren ſchrieb der Unterzeichnete in einem Aufſatz über Macropedius (Berlin 1886, 31 S. 4°), den Goedeke den ausgezeichneteſten lateiniſchen Dramatiker des 16. Jahrhunderts genannt hat, es ſei ihm bei den ſpärlich fließenden Quellen trotz aller Bemühung nicht gelungen, ein überall ſcharf umriſſenes Bild des Lebens und Schaffens des Dichters zu geben. Einzelnes werde noch genauer und ausführlicher darzuſtellen ſein. Johannes Bolte hat uns jetzt durch ſeine Ausgabe der beiden Dramen „Rebelles" und „Aluta" in der Kenntnis des Niederländers weſentlich gefördert. In der Einleitung giebt er zunächſt kurz das Wenige, was wir von dem Leben Georgs van Langveldt — ſo hieß Macropedius urſprünglich — wiſſen. Um 1475 in Gemert bei Herzogenbuſch geboren, widmete er ſich wahrſcheinlich in Löwen humaniſtiſchen Studien, leitete die 1425 gegründete Schule der Hieronymianer zu Herzogenbuſch, wurde Rektor in Lüttich und in Utrecht und ſtarb in Herzogenbuſch 1558.

Von ſeinen zwölf Schauſpielen behandeln ſieben einen ernſten religöſen Inhalt: „Asotus" (1537 gedruckt), „Hecastus" (1539), „Lazarus" (1541), „Josephus" (1544), „Adamus" (1552), „Hypomone" (1553), „Jesus scholasticus" (1556). Sein „Adam" und die „Hypomone" weiſen, wie Bolte zeigt, auf einen Zuſammenhang mit den mittelalterlichen Dramatiſierungen des alten und neuen Teſtaments am Oſter- und Fronleichnamsfeſt und mit den allegoriſierenden Sinnſpielen der Rederijker, die Macropedius freilich durch kunſtvolle wie kräftige Darſtellung übertrifft.

In ſeinen „Rebelles", der „Aluta", dem „Petriscus", der „Andrisca", dem „Bassarus" zeichnet Macropedius mit derbem Realismus

Bilder des täglichen Lebens und läßt seiner Laune und keckem Frohsinn freies Spiel. Da wird der dumme Bauer geprellt, der geizige Pfaffe gefoppt, der verbuhlte verspottet, der Pantoffelheld gehänselt, das herrschsüchtige Mannweib besiegt und grausam bestraft, das buhlerische Eheweib trotz seinen Listen ertappt. Mit Stolz nennt Macropedius nur Reuchlin als sein Vorbild: „saeculi nostri et Germaniae decus." Aber er hat auch von Plautus und Terenz gelernt, und der griechischen Komödie hat er gewiß nicht bloß das Chorlied am Schluß des Aktes entlehnt. Nirgends jedoch zeigt er sich als sklavischen Nachahmer der Alten, wie so mancher Schulfuchs zu seiner und in späterer Zeit. Er nimmt, wie Bolte treffend sagt, nicht antike Typen wie den Parasiten, den verliebten Jüngling und das leichtfertige Mädchen ohne weiteres herüber, noch wird ihm die Handhabung der antiken Sprache bei der Darstellung modernen Volkslebens irgendwie lästig. Wenn er Chöre der bekränzten Bacchantinnen in zweien seiner Possenspiele einführt, so erklärt sich das, nach Boltes Bemerkung, aus der im 16. Jahrhundert verbreiteten Gleichsetzung der modernen Fastnachtsfeier mit den antiken Bacchanalien oder Dionysien, bei denen die Mänaden nie fehlten.

Seine Selbständigkeit zeigt sich auch darin, daß er zuerst das Schulleben auf die Bühne gebracht hat. In den ersten Akten der „Rebelles" wird dargestellt, wie die von ihren Müttern verzogenen Jungen für ihre Unthaten vom Schulmeister mit Prügeln bestraft werden; die thörichten Frauen schwören ihm Rache. Aber nachdem die Söhne ihr Geld verpraßt haben und, im Würfelspiel betrogen, zu einem Diebstahl sich verführen lassen, dann von Gerichtsdienern ergriffen und zum Galgen verurteilt werden, flehen die Mütter den Schulmeister um Hilfe an, dem die Gerichtsbarkeit über die Schüler zufolge einem Privileg zusteht. Nach einer kräftigen Tracht Prügel, die hinter der Bühne verabfolgt wird, erhalten die Jungen des Lehrers Verzeihung. Zwei Teufel bezeugen am Schlusse jedes Aktes ihre Freude über die sichere Beute, oder sie heulen mit den geschlagenen Buben, oder beklagen sich schließlich, daß ihnen der gehoffte Fang entwischt ist. Ihr eifriges Lauern wird durch ein in die Augenlöcher ihrer Masken geklemmtes Spänchen versinnlicht: Nachweise dazu siehe S. XIII Anmerkung. Die Zeit der Abfassung der „Rebelles" ist nicht festzustellen, sicher aber entstand der „Petriscus" später. Im Prolog zu diesem sagt Macropedius, ein älteres Prosadrama habe ihn angeregt. Da dieses nicht mehr vorhanden ist, können wir seiner Aufforderung, es mit den „Rebelles" zu vergleichen, nicht folgen. „Petriscus" hat eine reichere Handlung, aber es fehlen die Teufelsgespräche und die Wirtshausscenen. In der Gesamtausgabe seiner Dramen (Utrecht 1553) hat Macropedius beide Stücke mit Zusätzen versehen: den ausgeführteren Schluß der „Rebelles" findet man bei Bolte S. XXVI—XXXIV. Seinem Neudruck liegt die erste Ausgabe von 1535 zu Grunde; Druckfehler sind nach

der Gesamtausgabe von 1553 verbessert, doch S. 24 muß es heißen trimetri (statt dimetri). Die Angaben über die Nachwirkungen der „Rebelles" und des „Petriscus" auf die Folgezeit erregen unsere Teilnahme ebenso wie die Anführung der Übersetzungen ins Deutsche. In einer bisher unbenutzten Wolfenbütteler Handschrift aus dem Jahre 1556 hat ein Anonymus „Rebelles", „Aluta" und „Andrisca" in deutschen Reimen übersetzt (siehe Bibliographie XXV, vgl. XVI).

Besonders wichtig sind die Bemerkungen Boltes zur „Aluta". Die einfältige Bäuerin ist aus dem Dorf Bunschooten nach Utrecht gekommen; sie will ihre Hühner und Enten verkaufen und klagt über das betrügerische Stadtvolk. Zwei Gauner, denen Macropedius die Züge der einheimischen Lotterbuben geliehen, prellen sie schmählich: sie betrinkt sich im Wirtshause, und auf dem Heimweg lauern die Gauner ihr auf. Der eine zieht ihr die Kleider ab, da sie ihrem Manne Heino ruft, und hängt ihr sein Netz über (Abbildung eines Lotterbuben mit einem solchen S. XVII). Allmählich kommt sie zur Besinnung, aber sie kennt sich selbst nicht mehr. Die vom erschreckten Söhnchen angemeldete Mutter erscheint: Heino hält die sinnlos Lallende für behext und läßt sie durch einen Priester von den unsauberen Geistern befreien. — An einen Streich Eulenspiegels erinnert die Art, wie die Bäuerin mit dem zum Pfand zurückgelassenen Hahne betrogen wird. Die mittleren Akte beruhen auf dem Märchen von der einfältigen Frau, von dem Bolte 13 Aufzeichnungen aus verschiedenen Ländern kennt. Bei Macropedius aber foppt nicht der Ehemann die schlafende Frau, sondern die Gauner. Von der Beliebtheit des Stückes zeugen die deutschen Übersetzungen; J. Ayrer ging mit dem Original freier um als die Vorgänger. In seinem „Vitulus" zeigt sich Schonaeus durch Macropedius beeinflußt: ein trunkener Bauer wird in eine Kalbshaut genäht und als Kalb verkauft. Über die niederdeutsche, niederländische und schwedische Übersetzung haben Bolte und Seelmann uns belehrt. Im 17. Jahrhundert benutzte, wie Bolte wahrscheinlich macht, die „Aluta" wie den „Vitulus" Constantin Huygens für seine Posse von der jungen Schiffersfrau; ihm ahmten wieder zwei andere Landsleute nach. Der 1802 verstorbene schottische Priester Alexander Geddes hat den Inhalt der „Aluta" in einer lustigen Ballade benutzt.

Macropedius' Sprache verdiente eine eingehendere Untersuchung. Gegen Schluß der Einleitung zeigt Bolte, daß er sich zwar in lateinischen Wendungen mit Vorliebe an Plautus hielt, aber durchaus kein einseitiger Plautiner war: im Bestreben, den Ausdruck möglichst kräftig und reich zu gestalten, bediente er sich des von neueren Lexikographen zusammengebrachten Sprachmaterials ganz unbedenklich. Zuletzt werden die einstimmigen Melodien zu den Chorgesängen in den „Rebelles" und der „Aluta" mitgeteilt, die sich zuerst in der Gesamtausgabe finden.

Auch Macropedius war freilich kein Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes, aber wie Hans Sachs unter den deutſchen Dramatikern des 16. Jahrhunderts, ſo verdient er unter den lateiniſchen einen Ehrenplatz. Die Spuren ſeiner Wirkſamkeit gingen nicht verloren, und ſelbſt bei Shakeſpeare, der ſechs Jahre nach ſeinem Tode geboren wurde, findet ſich mancher Zug, der deutlich auf den Niederländer zurückleitet. Für die Geſchichte des Dramas iſt daher Boltes Neudruck wie ſeine Einleitung von Bedeutung. Seine treue Sorgfalt, ſein umfaſſendes Wiſſen ſind zu bekannt, als daß ich dieſe Eigenſchaften zu loben mir erlauben wollte, aber das will ich hervorheben, daß er nie kleinlich wird, immer das Weſentliche im Auge hat und klar und anſchaulich zu ſchreiben weiß.

Berlin. Daniel Jacoby.

Köſter A., Der Dichter der Geharnſchten Venus. Eine litterarhiſtoriſche Unterſuchung. Marburg 1897, Elwert. M. 3.

Ein Buch wie das vorliegende zu rezenſieren iſt eine der angenehmſten Aufgaben. Denn man hat ſich hier im weſentlichen darauf zu beſchränken, die in ihrem methodiſchen Gange und der Sicherheit der Schlußfolgerungen wahrhaft muſterhafte Beweisführung des Verfaſſers in kurzem Auszuge wiederzugeben und ſo den Genuß, den die Lektüre dem Referenten bereitet hat, auch den Leſern zu verſchaffen. Wenn ich trotzdem von einer eigentlichen Rezenſion abſehe, ſo möge das wunderliche Abenteuer, das mir mit Filidor, dem Dichter der Geharnſchten Venus,[1] begegnet iſt, meine Rechtfertigung bilden.

Mit litterariſchen Beſtrebungen des großen Kurfürſten und ſeiner Umgebung beſchäftigt, lag mir daran, die gelegentliche Bemerkung des feinſinnigen Litterarhiſtorikers C. Lemcke, in Filidor dem Dorfferer ſei ein Hauch von dem friſchen, ſchneidigen Geiſte, „der unter den Reitern ſteckte, wie ſie der alte Derfflinger kommandierte, mit denen Friedrich Wilhelm aufwuchs und ſeine Siege erkämpfte," als der thatſächlichen Lebensſtellung des Dichters entſprechend zu erweiſen. Die Angabe, daß eine Anzahl der ſeinem Liederbuche beigegebenen „Melodeyen" (die „übelklingenden", wie er beſcheiden hinzufügt) von ihm (Filidor) ſelbſt herrühre, führte mich auf die rechte Spur: die 18 Liedern vorgeſetzte Signatur C. S. wies auf den Namen Caſpar Stieler hin, und bald erkannte ich, daß jeder Zweifel ausgeſchloſſen ſei. Der freche, wilde Sinn des Studenten, der abſichtlich über die engen Schranken der bürgerlichen Moral hinwegſetzt (G. Witkowski), war nunmehr erklärt: Stieler war 1650 aus Gießen, gewiß nicht wegen Wohlverhaltens, relegiert worden. Jener kecke, ſchneidige Reiterſinn ferner entſprach der Thatſache, daß Stieler 1656 als

[1] Haller Neudrucke, Nr. 74 und 75.

Offizier des Kurfürſten Friedrich Wilhelm deſſen Heer von Königsberg aus nach Warſchau begleitete. Entſcheidend aber war die völlige Übereinſtimmung der einzelnen biographiſchen Daten, die das Leben Filidors und das des Erfurter Schriftſtellers aufwieſen. Voller Freude begann ich in einem kleinen Aufſatz die Entdeckung zu bearbeiten, da wurde mir das Buch von Köſter zugeſtellt, das dieſelbe Thatſache mit außerordentlichem Scharfſinn und umfaſſender Beherrſchung des ſprachlichen und litterariſchen Materials in geiſtvoller, ja ſpannender Darſtellung vor Augen führt.[1]) Natürlich ſchrieb ich nicht weiter; gern aber benutze ich nun die von dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift mir liebenswürdig erteilte Erlaubnis, ein paar Kleinigkeiten an dieſer Stelle nachzutragen und ſo, ſtatt Köſters Unterſuchung zu rezenſieren, vielmehr ſie zu ergänzen zu ſuchen.

Kurze Zeit gehörte Stieler dem Leipziger Dichterkreis an, der eine der in jener Periode ſo beliebten Schäfergenoſſenſchaften bildete.[2]) Zahlreich ſind die Motive, die er dieſen Dichtern verdankt. Die intereſſanteſte Entlehnung aber iſt der Name. Johann Georg Schoch (geboren in Leipzig 1627, fünf Jahre älter als Stieler), eines der begabteſten und ſympathiſchſten Mitglieder dieſes Hirtenordens an der Pleiße, führte, worauf ſchon Herder (1780) hinweiſt, den Namen Filidor. Natürlich mußte der Erfurter Dichter Filidor einen unterſcheidenden Zuſatz ſeinem Schäfernamen beifügen, um nicht mit jenem ihm auch in ſeiner poetiſchen Manier nahe verwandten verwechſelt zu werden: ſo nannte er ſich „der Dorfferer“ (das iſt der „Erfforder“, Köſter S. 90). Mit Schoch blieb Stieler wohl noch ferner in Berührung, ſelbſt auf jener kriegeriſchen Expedition ſcheint er eine ihm zugegangene Dichtung des Leipziger Poeten geleſen zu haben.[3]) Auch die Sammlung des anderen Hauptes der ſächſiſchen Dichter, die Roſen-Gepüſche David Schirmers (geboren 1623), kannte Stieler. Wenn Schoch uns erzählt, daß ihr (der Pleißenſchäfer) „gewöhnliches Leib-

[1]) Am Schluß (S. 111 f.) ſteht als letztes Glied in der Kette der Beweiſe das entſcheidende Anagramm (Geharnſchte Venus II 8, 1):

Und, wo ich dirs, Zelinde, ſchenke,
ſo heiß' ich Peilkaraſtres nicht.

Das iſt: Kaſpar Stieler. Dies iſt eine Nachahmung von Simon Dachs Anagramm:

Wil ich nicht Chasmindo heiſſen.

[2]) Über ihn und die bedeutendſten Dichter desſelben ſiehe meine inzwiſchen erſchienenen „Griechiſchen Epigramme“. Die einzelnen Stellen ſind im Regiſter S. 209 angegeben.

[3]) Darüber an anderer Stelle! Hier ſei aus der übrigens ſo gut wie unbekannten Dichtung Schochs eine ſeine friſche volkstümliche Manier gut charakteriſierende Strophe angeführt:

So lange die Violen blühen,
So lange geht man umb das Beet,
Wer wil ſich aber mehr bemühen,
Wenn nur der bloſſe Stengel ſteht?

ſtückgen“ Schirmers „Immer hin, fahr immer hin“ geweſen ſei und wenn wir als Überſchrift von Geharnſchte Venus II 6 leſen: „Meinet halben, fahr immer hin,“ ſo wird hier doch wohl kein Zufall vorliegen. — Die Erinnerung an dieſe Schäferdichtung- und Genoſſenſchaft begleitete Stieler auf ſeinen weiteren akademiſchen Wanderjahren. In Königsberg, wo er am längſten aushielt und ernſthafte litterariſche Studien trieb, beſonders Virgil und die römiſchen Elegiker eifrigſt las, gründete er in Verein mit Landsleuten (den „hoch-berühmten Gerenſchäffern“, alſo den Schäfern an der Gera) und anderen Freunden eine der Leipziger ganz ähnliche paſtorale Geſellſchaft. Ihre Schäfernamen geben uns die „Zuſchreiben“ vor der Geharnſchten Venus und Filidors „Zuſchrifften“ vor den einzelnen Zehen. Was Stieler während dieſer Jahre gedichtet, deutet der Magiſter Martin Posmer[1]) an mit den Worten (S. 5): „Da du in Stäten lebtſt, da ſchriebeſtu von Feldern“ und der Dichter ſelbſt, wenn er demſelben Freunde verſichert (S. 12): „Meinen armen Hirten-Muſen ward der Lorber faſt zu ſchlecht, / wenn ſie deinen Beyfall hörten: Selbſt ich ringer Schäfer-Knecht / bildte mir den Adel ein, lobtſtu meiner Flöte Weiſen.“ Damit ſind nicht etwa wirkliche Eklogen gemeint, ſondern die nach Opitziſchem Schema („Coridon der gieng betrübet An der kalten Cimberſee“ Ode I, „Coridon ſprach mit Verlangen Zu der liebſten Feldgöttin“ Ode XII) in ſechszeiligen Strophen (mit gepaartem Reim am Schluß) verfaßten, ſtets mit dem Schäfernamen beginnenden paſtoralen Gedichte der Pleißen-Schäfer. Beſonders David Schirmer leiſtete in dieſem Genre Großes: „Tilian gieng an der Elbe“ (Roſen-Gepüſche 1650, S. 84), „Daphnis gieng in Luſt und Freuden / ümb den blancken Saalen-Strand“ (S. 92), „Seladon lag auf den Wieſen / an der ſchnellen Neiſſen-Strand“ (S. 110), „Damon ſaß am kühlen Strande, / da der klare Silberfluß . . .“ (S. 115), „Floridan ſaß an den Ufern / in dem Speckbuſch an den Kiefern“ (S. 124, beachte den Reim!). Ganz ſo beginnt nun Geharnſchte Venus II 2: „Filidor lag in dem Schatten / wo der gelbe Pregel-fluß / durch Prutenens braune Matten ziehet ſeinen leiſen Guß, / da befielen ihn die Grillen / von der falſchen Erotillen,“ und Strophe 8 heißt es, was beſonders zu beachten: „Eine Zytter geel gefärbet, / bunte Seiten oben drauff, / hat mir Daffnis angeerbet, / dar ſpielt' ich zuweilen auff, wenn ich von der Arbeit müde / nachdacht' einem Schäffer-Liede.“ Daphnis gehörte zu jenen „Gerenſchäffern“, von denen wir oben ſprachen: er hatte Königsberg vor dem Dichter verlaſſen (1657 war er wieder in Erfurt anſäſſig, Geharnſchte Venus S. 29), nachdem er dort, wie Filidor bezeugt (S. 30), „im Scherze manches Liebeslied geſungen“. Die angeführte,

[1]) Daß ſich dieſer Name hinter dem Anagramm „Pranſerminto“ (S. 11) verſtecke, hat Köſter ſcharfſinnig feſtgeſtellt S. 79 ff.

durchaus nach Schirmers Vorbild gedichtete Ode iſt, ſo weit ich ſehe, das einzige, was Stieler aus jener erſten Periode in ſeine Sammlung aufgenommen hat. Wir werden deshalb nicht klagen. Denn erſt ſeine Liebe zu dem reizenden Königsberger Kinde, das er ſchmeichelnd „Buſchgen“ (Barbara) nennt,[1]) und die Teilnahme an dem polniſchen Kriege ließen ſeine Eigenart, ſeine geniale Friſche und Gewandtheit recht zum Durchbruch kommen.[2])

Warum Stieler trotz ſeinem raſchen Avancement die militäriſche Laufbahn plötzlich aufgab, erfahren wir durch gelegentliche Andeutungen. Als er von der Peſt, an der er kurz nach der Schlacht bei Warſchau (Ende Juli 1656), nur von dem treuen Buſchgen (Geharnſchte Venus S. 52) und dem wackeren Posner (S. 12) gepflegt, viele Wochen krank darnieder gelegen hatte, endlich geheilt war und ihn „der Götter Wille ſeinem Leben wiederſchenkte“ (S. 12), da traf ihn ein neues Unglück: . . . „nacher Macht vor Recht ergieng, / und, als wie an einem Faden, meines Nahmens Ehre hieng“ (S. 12). Auch in dieſer Not ſtand ihm Posner mit Rat und That zur Seite: „Was erwieſeſtu mir nicht! deiner treuen Schreiben Fülle, / dienet mir an Zeugniß ſtatt“ (S. 12). Aber auch die Gebrüder Tingrian, „die Hochgepreiſten Weichſel-Schäffer“ (S. 47) halfen ihm bei eben dieſem Anlaß: „Und du gebrudert-Paar, das mir im Unglükksſtand / in dehm die Freundſchafft ſiegt, boht Guht und treue Hand, / Als mich ein Nord verfolgt' in meinen Norden-reiſen . . .“ Näheres über die Anſchuldigung, die den Dichter zur Aufgabe ſeiner Stellung beim Kurfürſten und zur Trennung von ſeinem Buſchgen (S. 59) zwang, erfahren wir nicht. Schlimm genug aber erging es ihm zunächſt: „Was aber iſt in meinen Händen? / der Götter überheuffter Grimm / führt mich im Elend noch herum / ohn anzulenden“ (S. 82), ſo ſchreibt er am 1. Herbſtmonat 1657 aus Hamburg an ſeinen Freund, „den offen-herzigen Filomuſus an dem Pregel-fluſſe weidend.“

Wie alle Erotiker ſeit Opitz, ſo ſieht auch Stieler in ſeinen lyriſchen Verſuchen nur eine „Schuld der Jugend“; ſchon in der Widmung an

---

[1]) Dieſe Gleichung entnimmt Köſter dem preußiſchen Idioticon von Bock. Über das altpreußiſche Marigelle in II 8, 1 belehrt er uns nach Hennigs Wörterbuch: „Bey Frauenzimmern von Stande wird dies Wort niemals ohne Beleidigung des Wohlſtandes angebracht.“ Da iſt es nun intereſſant, daß faſt gleichzeitig mit Stielers Gedicht die Schweſter des großen Kurfürſten, Herzogin Luiſe Charlotte von Kurland, an Otto von Schwerin ſchrieb (28. Dezember 1657): „Wo aber nun meine Töchter Arme Margellen bleiben, und nicht Was redtliches bekommen . . .“

[2]) Die köſtliche Verarbeitung von Tibull I 8, 55 ff. in der Geharnſchten Venus V 3 enthält zahlreiche Anklänge an Opitzens Hochzeitsgedicht auf Joh. Mayer und an das auch in I 1 benutzte auf Joh. Geißel; die Schlußſtrophe: „Wer lieben wil und nichts nicht wagen, / wer bey dem Lieben wil verzagen . . .“ ſtimmt ferner faſt wörtlich mit dem Anfang eines im Venus-Gärtlein (1656) S. 133 abgedruckten Gedichts überein: „Wer lieben will und bald verzagen.“ Wenn trotz alledem das Gedicht ſo unmittelbar und durchaus volkstümlich friſch wirkt, ſo iſt gerade das ein deutliches Zeichen der originalen Kunſt Filidors.

den „Befordernden Aegon“ (S. 98) bemerkt er zu ſeiner Rechtfertigung (10. Herbſtmonat 1657): „Die Venus wird nicht nur von mir beſungen ſein, / iezt ſchwazzt Minerve nur (mir?) ein anders Treiben ein, / forthin entzieh' ich mich des Zypripors Gewälten. / Iſt mir die Fame ſtum: hier wil ichs gerne leiden, / ich heiß' auch allezeit nicht der Hirte Filidor. / Mein Nahm' iſt ſonſt bekant, wenn mich der Muſen Chor / bey Zirren reiner Fluht ließ um Parnaſſen weiden. / Hier ſuch' ich keinen Ruhm . . .“[1]) Welches gelehrte Werk dem Dichter das Recht zu dieſer Erklärung gab, wiſſen wir nicht.[2]) Der Hinweis auf die Pſeudonymität, deren Folgen er gerne auf ſich nehme, iſt nicht weniger bezeichnend als das Verſprechen, nunmehr dem Amor Lebewohl zu ſagen: „Diß Buch iſt mein beginn in Lieb vnd auch das Ende“[3]): er kehrte in der That nie wieder zur Liebesdichtung zurück. Schwerlich wird er daher ſeine „Geharnſchte Venus“ dem edlen Wohlgeratenen (Auguſt von Sachſen, Adminiſtrator des Erzſtifts Magdeburg), dem damaligen Oberhaupte des Palmenordens, überreicht haben, als er ſich 1668 um die Mitgliedſchaft bewarb, eher jene Rudolſtädter Feſtſpiele, die „Filidor“ kurz vorher, 1665—1667, verfaßt hatte, oder eine gelehrte Schrift wie die in der Zuſchrift an Aegon bezeichnete. Wenn er nun bei der Aufnahme als Gemälde den „Blumen Kohl“ erhielt, dazu den Namen „der Spahte“ und als Wort „das letzte, das beſte“,[4]) ſo kann damit, was auch der Art der Namengebung widerſprechen würde (man richtete ſich vielmehr nach „der Art, Wirkung und Eigenſchaft oder Geſtalt des Krautes oder der Frucht“), nicht etwa darauf hingedeutet worden ſein, daß Stieler „mit 36 Jahren litterariſch noch völlig unbekannt war“ (ſo Edw. Schröder, Allgemeine deutſche Biographie 36, 202). Mit vollem Recht betont dagegen derſelbe Gelehrte, daß unſer Dichter durch ſeine weit verbreiteten Lehrbücher für den Brief- und Geſchäftsſtil („Teutſche Secretariats-Kunſt“ 1673 und öfter) und beſonders durch die Rieſenarbeit ſeines „Teutſchen Sprachſchatzes“ (1691, im ganzen 60.000 Wörter umfaſſend)

[1]) Darnach iſt Witkowskis Angabe (Kochs Zeitſchrift 3, 12), in der „Geharnſchten Venus“ ſei nicht einmal der Verſuch einer Rechtfertigung gemacht, zu modifizieren.

[2]) Eine allgemeine Andeutung ſolcher gelehrten Thätigkeit bietet auch das Zuſchreiben, das „auß den Lager in Podlaſchen“ Chirander dem Dichter ſchickt: „Wer aber nu ſich bildet ein, du müſteſt in der That ſo ſein, / wie du dich hier haſt außgegeben: / der kennet dich nicht, noch dein Leben / . . . Ich weiß, du haſt ſchon abgefaſſet, / darob der blaſſe Neid erblaſſet.“

[3]) Ich habe den Opitz'ſchen Vers mit Abſicht citiert, denn auf Opitz, Flemming und Riſt beruft ſich der Dichter (S. 99), obwohl er ſich nicht ſo wie dieſe zu zwingen vermöge: „Mir iſt das Urtheil all zu ſchwach, / ſo bald der Eyfer wird in meiner Feder wach, / denn weiß ich keinen Halt. Katull hat ſo geſungen,“ und doch leſe und lobe man dieſen weit und breit.

[4]) So berichte ich nach einer mir zufällig in die Hände gefallenen gleichzeitigen, handſchriftlichen Bemerkung; Herdegen (1744) giebt dagegen, ich glaube verſehentlich, als „Wort“ an: „Übertrifft den Frühzeitigen.“

nachhaltig wie kein zweites Mitglied seit Schottel im Interesse der Fruchtbringenden Gesellschaft thätig gewesen ist.

Berlin. Max Rubensohn.

Warkentin R., Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgegeben von F. Muncker. I.) München 1896, Franke und Haushalter.

Die Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte sind ein dankenswertes Unternehmen, welches augenscheinlich nach Analogie der seit sieben Jahren bestehenden Theatergeschichtlichen Forschungen B. Litzmanns und ungefähr gleichzeitig mit den Litterarhistorischen Forschungen von Schick und Waldberg begründet worden ist. Auch sie wollen sich, wie es bei jenen durch die Natur der Sache bedingt ist, ausschließlich auf die Litteratur der letzten Jahrhunderte beschränken, die Erkenntnis des Wertes vergleichender Untersuchungen haben sie mit diesen, mit beiden Sammlungen endlich bei gebürender Rücksicht auf fremdes doch die vorwiegende Bezugnahme auf deutsches Geistesleben und, was die Darstellung betrifft, die strengste Wissenschaftlichkeit gemein. Dagegen nehmen sie als unterscheidendes Merkmal die Erweiterung des Stoffgebietes in Anspruch, das in die Untersuchung einbezogen werden soll. Die Beziehungen nicht bloß der verschiedenen Litteraturen untereinander, sondern auch zwischen Dichtung und Wissenschaft, zwischen Litteratur, Musik und bildender Kunst sollen gelegentlich eine Beleuchtung erfahren. Was speciell die Musik anlangt, so dürften wir kaum fehlgehen, wenn wir ihre Heranziehung auf die persönliche Neigung des verdienstvollen Wagner-Biographen zurückführen. Dementsprechend wird nicht immer eine streng philologische Methode der Darstellung angewendet werden können, sondern dann und wann auch eine mehr ästhetisch-psychologische zu Worte gelangen müssen. An eine durchgeführte Trennung der beiden Methoden ist wohl nicht im entferntesten gedacht. Denn wollte sich der Litterarhistoriker die Mühe möglichst feinsinniger Analysen ersparen, so wäre man berechtigt, ihm die Unterlassungssünde ebenso übel zu vermerken wie umgekehrt den Ästhetiker zu verurteilen, der etwa, statt auf Grund historischer Untersuchungen selbst kompliziertester Natur zwischen gegebenen Thatsachen die nötige Kausalverbindung herzustellen, uns mit Schlüssen von subjektiver Willkür abspeiste.

So viel im allgemeinen über die neuen „Forschungen", in deren erstem Heft R. Warkentin eine zusammenfassende Besprechung der deutschen Kunstdichtungen vom Doktor Faust bietet, insoweit sie unter dem mehr oder minder starken Einfluß des Sturmes und Dranges stehen. Es muß eingeräumt werden, daß die Wahl dieses Gesichtspunktes eine überaus

glückliche, ja vielleicht die einzig mögliche ist, will man in das trostlose Gewirre der deutschen Faustdichtungen ein wenig Ordnung bringen. So fallen die zahllosen Possen, Operntexte, Satiren und Ballette fort, zu denen der Faststoff gebraucht und noch öfter mißbraucht worden ist, so läßt sich mit dem Todesjahr Goethes, über das hinaus eine erhebliche Nachwirkung von Tendenzen der Genieperiode schwerlich mehr zu konstatieren ist, eine natürliche, bloß einmal (Braun von Braunthals Faust 1835) überschrittene Grenze der Betrachtung gewinnen. Gleichgiltig, ob man die Zeit des Sturmes und Dranges, wie üblich, mit der Reformationsepoche in Parallele bringt oder in ihr, wie Warkentin wegen der Voranstellung des eigenen Ichs lieber will, eher ein schwaches Abbild der italienischen Renaissance erblickt, als die bezeichnendste Verkörperung ihrer Ideen wird uns immer die Figur des von titanenhaftem Streben erfüllten Faust erscheinen. Bei näherem Zusehen erlebt man freilich eine arge Enttäuschung. Es zeigt sich, daß die Originalgenies doch nicht die alles vermögenden Dichternaturen waren, als welche sie sich geberdeten. Was Excentricität und Wildheit in Worten betrifft, ja, da ist der Faust sowohl Müllers wie Klingers ein Himmelsstürmer, seine Handlungen dagegen stellen sich weit mehr als der Ausfluß kleinlicher, beengender Verhältnisse als des inneren Dranges dar. Warkentin hat dies richtig hervorgehoben, auch im Anschlusse an die trefflichen Untersuchungen des allzu früh verblichenen G. J. Pfeiffer, deren Ergebnisse noch vermehrend, den Einfluß des Weidmannschen Dramas auf Klingers Roman betont und, über Seuffert hinausgehend, eine ähnliche, nur nicht ganz so starke Abhängigkeit Müllers von Weidmann wahrscheinlich gemacht. Das ist gleichfalls ein Moment, welches man unmöglich zu Gunsten der beiden auslegen kann. Paul Weidmann gehört zu den untergeordnetsten Vertretern der Wiener Dramatik; seine Stücke, schon von der zeitgenössischen Kritik zu den elendsten gerechnet, die in Wien fabriciert würden, besitzen nicht einmal den relativen Wert, welchen man den Produkten seiner Mitbewerber um die Gunst des Theaterpublikums Ayrenhoff, Gebler, Stephanie d. J. in Berücksichtigung des Umstandes zuerkennen darf, daß die Reinigung der Bühne durch Sonnenfels nur um wenige Jahre zurücklag. Trotz Lessing und der Hamburgischen Dramaturgie erfreuten sich in Wien die Tragédie classique und aus der Mode gekommene Litteraten wie Gottsched, J. E. Schlegel, Weisse eines kaum erschütterten Ansehens, als bereits der Sturm und Drang ungestüm an die Thore der deutschen Litteratur poch'e. Eine gegen den Shakespearismus, demnach mittelbar gegen das Genieweſen gerichtete Satire wie jene, welche Ayrenhoff 1775 in seine Bearbeitung der Femmes savantes aufnahm, verstand man so wenig, daß das Stück schon nach der dritten Wiederholung aus dem Repertoire verschwinden mußte. Weidmann vollends segelte noch ganz im alten Fahrwasser; die naive Art, seine Stücke Originaldramen zu nennen, um den Ruf der Ursprünglichkeit

zu erlangen, verfehlte ihren Zweck vollkommen. Originell war er bloß in der geradezu Beſorgnis erregenden Produktivität, mit der er Jahr für Jahr ſeine drei, vier oder mehr Stücke verfaßte. Indem er von berühmten Muſtern nicht nur Manier und Motive, ſondern mitunter ſogar den ganzen Stoff borgte, machte er ſich allerdings die Sache über die Maßen leicht. Daher rufen ſchon die Titel ſeines nahezu halben Hunderts von Dramen in uns Reminiſcenzen wach. Außer einer Merope und einem Pizarro ſchrieb er eine Dido, einen Moſtadhem oder der Fanatismus (vgl. Voltaires Le fanatisme ou Mahomet le prophète); im Luſtſpiele unternahm er Neubearbeitungen längſt behandelter Typen wie des Geheimnisvollen, des Mißtrauiſchen, des Ehrgeizigen, Stolzen, Gefühlloſen und Freigeiſtes. In ſeinem „Schwätzer“ (nicht nach Boiſſy) geht er hinter Ayrenhoffs „Poſtzug“ einher. Leider fehlt die Möglichkeit eines Quellennachweiſes, der für alle übrigen Stücke ein leichtes, nur wegen ihrer Wertloſigkeit ſchwerlich lohnendes Unternehmen wäre, gerade in dem für uns wichtigſten Falle der erſten Kunſtdichtung vom Doktor Fauſt, die in Weidmanns allegoriſchem Drama (1775) vorliegt. Und keine Ausſicht, daß ſich das Dunkel, welches über der inneren Geſchichte dieſes Stückes ſchwebt, jemals völlig aufhellt! Denn ſo lange der *Verſuch* einer Geſchichte des Volksſchauſpiels vom Doktor Fauſt nicht auf Grund neuerſchloſſenen, die klaffenden Lücken ausfüllenden Materiales zu einer wirklichen *Geſchichte* erweitert werden kann, ſo lange müſſen wir mit Seuffert und Erich Schmidt ein unbekanntes Puppenſpiel als Quelle des Weidmannſchen Fauſt anſehen. Creizenach hat zwar verſucht, einen direkten Zuſammenhang mit dem von dem Bernardon Kurz aufgeführten Fauſt feſtzuſtellen, aber man muß Warkentin in ſeiner Oppoſition dagegen unbedingt beipflichten. Der von Helena ermordete Vater Fauſts bei Weidmann hat mit dem vor Gram geſtorbenen Vater bei Kurz nichts gemein, und ebenſo hinfällig iſt der Rückſchluß, daß die Figur des warnenden Vaters, weil ſie bei Weidmann eine Rolle ſpielt, vermutlich auch im Volksſchauſpiel vorhanden geweſen ſei. Es hätte ſich doch wohl noch eine zweite Spur davon erhalten haben müſſen. Daß Maler Müller gerade in dieſem Punkte bei Weidmann ein Anlehen gemacht hat, iſt von Warkentin ſehr wahrſcheinlich gemacht worden. So dankt der Wiener Dramatiker der Unmöglichkeit, ihm ſeine Vorlage nachzuweiſen, einen Schein von Originalität, der wohl auch die Erklärung für die ſonſt völlig unverſtändliche Thatſache an die Hand giebt, daß die Stürmer und Dränger es nicht verſchmähten, ſich das eine oder andere Motiv bei ihm zu holen. Keinesfalls aber fühlten ſie ſich zu dem Verfaſſer des Zwitterproduktes — halb froſtige Allegorie, halb Rührdrama — wie zu einem kongenialen Geiſt hingezogen; Warkentin hätte ſich daher um Boxberger, der von dem ihm allerdings unbekannten Autor des anonym erſchienenen Stückes behauptete: „Unter die Stürmer und Dränger gehört er jedenfalls,“ ein größeres Verdienſt erworben, wenn er

ihn gar nicht citiert hätte. Denn das heißt die Wahrheit wenigstens in unerreicht gründlicher Weise verfehlen!

Von Aufführungen des Weidmannschen Faust waren bislang nur solche in Prag, Ulm, Nördlingen und München bekannt, aber auffälligerweise keine in Wien, obgleich das Stück offenbar im Hinblick auf die dortige deutsche Bühne geschrieben wurde. Eine Wiener Aufführung, die allerdings erst im Jahr 1792 stattfand, ist aber bereits von dem kundigen Haydn-Biographen C. F. Pohl in seinem wichtigen, befremdenderweise dem Schicksal völliger Vergessenheit anheimgefallenen Aufsatz „Zur Geschichte der Vorstadt-Theater Wiens" (Neue Freie Presse 1869, Nr. 1905 und 1906) nachgewiesen worden. Ihm lagen einige Ankündigungszettel der Gesellschaft des Unternehmers Franz Scherzer[1]) vor, die in dem neuerbauten Theater in der Porzellangasse Nr. 73 (Roßau) Vorstellungen von ernsten und komischen Stücken, Melodramen und Balletten gab. Am 24. April 1792 wurde die Bühne mit dem Weidmannschen Lustspiel „Der Diener aus Liebe" eröffnet, dem ein unter Pauken und Trompeten gesprochener Prolog voranging. Um diese Zeit wurde hier auch gegeben: „Johann Faust, ein allegorisches Schauspiel mit Arien und Tänzen in fünf Aufzügen von dem Verfasser der Schönen Wienerin." Der erste Zusatz bezieht sich auf die Arien Wagners, der zweite auf das im vierten Akte vorkommende Ballett „Der Zauberpalast der Liebe". Zum Schlusse wird in der Einladung versichert: „Ein Streit zwischen guten und bösen Geistern mit feurigen Schwertern wird einem verehrungswürdigen Publikum eine ganz niedliche Augenweide verschaffen." Dies bezieht sich auf den letzten Auftritt, da Ithuriel mit seinem Gefolge von Engeln vor Mephistopheles und seinen Furien erscheint, um die Rettung Fausts zu verkünden; nur kommt es bei Weidmann nicht zum eigentlichen Kampfe.

Die Ausführungen über das Abhängigkeitsverhältnis der Faustdichtungen Klingers und Müllers von Weidmanns Drama sind dem eigentlichen Thema in einem einleitenden Kapitel vorangestellt, damit man sich nach des Verfassers Absicht in der Folge jedesmal vergewissern könne, inwieweit die behandelten Faustdramen auf die beiden Originalgenies, inwieweit sie auf den Wiener Vielschreiber zurückgehen. Da nun Weidmann auch seinen Anteil hat, sogar einen ziemlich bedeutenden, so stimmt natürlich weder der Titel genau, der bloß von Nachklängen des Sturmes und Dranges spricht, noch trägt die Gruppierung der Faustdichter in solche, die unmittelbar an die Stürmer und Dränger anknüpfen (Graf Soden, Chamisso, Schöne, Klingemann, Braun von Braunthal), und solche, die bloß in einem äußerlichen Verhältnis zu ihnen stehen, im übrigen selbst-

[1]) Daß es die Scherzersche Gesellschaft war, wird nicht gesagt, ist jedoch nach Glossys Mitteilung im Katalog der „Theatergeschichtlichen Ausstellung der Stadt Wien" S. 53 unzweifelhaft. Was Wurzbach 29, 238 über Scherzer mitteilt, stammt aus Pohls Aufsatz.

ſtändig ſind (Schreiber, Komareck, Benkowitz, Vogt und Grabbe), dem Einfluſſe Weidmanns Rechnung. Indes liegt ein Grund, dem Verfaſſer einen Vorwurf daraus zu machen, um ſo weniger vor als das Weſen ſeiner Unterſuchungen hierdurch nicht berührt worden iſt. Eher läßt ſich mit ihm über die Verteilung der einzelnen Fauſtdichter in die beiden Gruppen rechten. Wenn er ſelbſt die Unmöglichkeit zugeben muß, klar feſtzuſtellen, wie viel Chamiſſo von den Dichtungen der Stürmer und Dränger gekannt habe, ſo heißt dies mit anderen Worten, daß er gar nicht zur Gruppe I gehört, in die er Aufnahme gefunden hat. Chamiſſos Fauſt iſt in der That als eine Jugenddichtung wohl ein Produkt ſeiner eigenen Sturm- und Drangperiode, ohne darum in deutlicher Beziehung zu irgend einer Dichtung der litterariſchen Epoche dieſes Namens zu ſtehen. Es wäre denn, daß man Goethes Fauſtfragment für die Geniezeit reklamiert, was allerdings in ſehr bedingtem Sinne ſeine Richtigkeit hat. Warkentin hat ſich in allzu lakoniſcher Weiſe damit begnügt, auf das Verhältnis von Chamiſſos einaktiger Tragödie zu Goethes Dichtung durch die leere Wendung: „Manches klingt an Goethes Fragment an“ aufmerkſam zu machen. Wer näheres erfahren will, muß, ohne etwa durch eine Anmerkung darauf verwieſen zu werden, den einſchlägigen Abſchnitt in Walzels Einleitung zu Chamiſſos Werken (Deutſche National-Litteratur 148, XIV ff.) nachleſen. Dafür hätte ſich Warkentin die etwas boshafte Frage, warum L. Geiger es merkwürdig findet, daß Chamiſſos Fauſt vor dem Erſcheinen von Goethes erſtem Teil gedichtet und veröffentlicht wurde, leicht ſelbſt beantworten können. Das Adjektiv iſt von Geiger einfach in dem jetzt antiquierten Sinne ſeiner Zuſammenſetzung = würdig, gemerkt zu werden gebraucht. Aber auch merkwürdig in dem üblichen Sinne des Auffälligen iſt die Übereinſtimmung der dem Volksſchauſpiel nachgebildeten Situation, da der gute Geiſt (bei Goethe der Geiſterchor) den Fluch Fauſts mit Verſen beantwortet, die durch ein wiederholtes Wehe eingeleitet werden; die Goetheſche Scene war, als Chamiſſos Fauſt erſchien (1803), bereits vollendet, lag jedoch im Drucke erſt 1808 vor. Die Ähnlichkeit iſt fraglos eine zufällige. Hätte der Verfaſſer Walzel zu Rate gezogen, ſo hätte er dort den Hinweis auf das Zuſammentreffen gefunden; vielleicht wäre er auch durch Walzels Einwendungen gegen den Selbſtmord von Chamiſſos Fauſt zu demſelben Widerſpruch wie ich gereizt worden. Die Behauptung, daß ein Fauſt, der ſich dem Teufel verſchrieben hat, nie und nimmer zum Selbſtmörder werden könne, trifft allerdings auf den Helden der Sage ſowie alle Charaktere vom gleichen Schlage zu. Wenn aber ein Fauſtdichter ſich die Freiheit nimmt, abweichend von der Tradition, wie es ſein gutes Recht iſt, eine Löſung nach ſeinem eigenen Ermeſſen herbeizuführen, ſo darf ihr beileibe kein „innerer Widerſpruch“ zum Vorwurf gemacht werden, wofern ſie aus der Dichtung ſelbſt heraus als notwendig erkannt wird. Und in der That muß man dem jugendlich-

unreifen Versuche Chamissos den einen Vorzug der folgerichtigen Durchführung lassen. Seinem Faust ist es nicht um Lebenserfahrungen mannigfachster Art zu thun wie jenem Faust, der uns sonst in der Litteratur begegnet, sondern um eine einzige Erkenntnis, die metaphysische. Wenn ihm nun der böse Geist den letzten Glauben, an den er sich klammert, raubt, indem er ihm hohnlachend Kants niederschlagende Lehre von den Grenzen der menschlichen Erkenntnis verkündet, so bleibt dem Betrogenen gar nichts anderes übrig als das selbstgewählte Ende. Es ist der Selbstmord nicht allein aus Verzweiflung, sondern auch, wie schon Walzel zu betonen nicht unterlassen hat, aus dem aufs höchste gesteigerten Wahrheitsdrange, der mit der Möglichkeit einer Befriedigung im Jenseits rechnet. Er thut den Schritt, vor dem sich Chamisso selbst vielleicht nur mit äußerster Kraftanstrengung zurückhielt, als er durch das Studium der Kantschen Philosophie in qualvolle seelische Wirren gestürzt wurde. Zweifellos ist es darum viel zu weit hergeholt, wenn Warkentin für den Selbstmord Fausts eine Einwirkung von Weidmanns allegorischem Drama anzunehmen geneigt ist.

Was die übrigen Faustdichter der Gruppe I betrifft, so ist den Ausführungen des Verfassers kaum mehr viel hinzuzufügen. Wünschenswert wäre nur gewesen, daß der im Vorwort ausgesprochene Grundsatz, volle Klarheit sei nur dann möglich, wenn bei jedem einzelnen Dichter die Stellung seines Faustdramas inmitten seiner anderen Schriften und seines ganzen Lebens hervorgehoben werde, auch in seinem zweiten Teile befolgt worden wäre. Man ist arg enttäuscht, wenn man statt einer Darstellung des Lebenslaufes nur die dürftigen, vielfach irrigen Daten der Handbücher hinter dem Namen des betreffenden Dichters in Klammern angeführt findet. Dagegen kann man den eigentlich litterarhistorischen Partien, die von einem gesunden Urteil und richtigem Verständnis zeugen, in den überwiegenden Fällen seine volle Zustimmung nicht versagen. Die eingehendste Behandlung in Gruppe I hat der Reichsgraf von Soden gefunden, ein im Interesse der bairischen Bühne verdienstlich wirkender Dilettant, der einen gewissen Stolz dareinsetzte, gerade die meistbearbeiteten Stoffe in der Absicht, es besser zu machen, aufs neue zu dramatisieren. Er ließ hierin gar keinen Unterschied gelten, ob seine Vorgänger nun Dichter wie Ariost („Der rasende Roland"), Shakespeare („Kleopatra"), Lessing („Virginia") oder Kotzebue und Weidmann waren. Zu Sodens Kleopatra war übrigens nicht Genées unzuverlässige und durch Einzeluntersuchungen längst überholte Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland zu citieren, sondern G. H. Möllers treffliche Monographie „Die Auffassung der Kleopatra in der Tragödienlitteratur der romanischen und germanischen Nationen" (Ulm 1888), worin auch Sodens Drama — nach Möller die bedeutendste Kleopatra-Tragödie der deutschen Litteratur — in erschöpfender Weise besprochen ist (S. 73 ff.). Auf einer ungleich tieferen Stufe steht jenes

vier Jahre ſpäter (1797) veröffentlichtes Volksſchauſpiel „Doktor Fauſt“, worin ſich Soden in einer äußerlichen Nachahmung des Sturmes und Dranges gefällt. Die zahlreichen Anklänge an Müllers und Klingers Fauſtdichtungen, Schillers Räuber, Goethes Götz ꝛc. ſind von Warkentin mit vielem Fleiße zuſammengeſtellt worden. Auf den erſten Blick läßt ſich auch eine genaue Bekanntſchaft mit Weidmanns allegoriſchem Drama feſtſtellen. Leſſing endlich wird noch übertrumpft, indem der Preis der höchſten Schnelligkeit dem Teufel, der ſo ſchnell iſt wie der Übergang vom Guten zum Böſen, durch einen anderen weggeſchnappt wird, der ſo ſchnell iſt wie der Übergang vom erſten Schritt zum zweiten. Sodens beſcheidene Anfrage an den Menſchenkenner, ob dieſe Idee neben der Leſſings zu ſtehen verdiene, kann man ohne lange Überlegung mit einem entſchiedenen Nein beantworten. Nicht minder mißglückt erwies ſich die romantiſche Tragödie „Fauſt“ (1809) C. C. L. Schönes, der, von Klinger ausgehend und, wie es ſcheint, unbeeinflußt durch den im Jahre vorher erſchienenen erſten Teil von Goethes Fauſt, ſeinen Helden in den Mittelpunkt einer neuerfundenen, überaus verworrenen Handlung rückt, ohne doch dem „denkenden Leſer“, an den er appelliert, zur Klarheit über die Grundidee zu verhelfen. So unternahm drei Jahre ſpäter der bekannte Romanſchreiber, Dramatiker und Theaterdirektor E. A. Klingemann aufs neue den Verſuch, aus Klingers Roman ein bühnenfähiges Stück zu gewinnen, und man muß zugeben, daß ihm das Wagnis gelang. Die ſtarken, ja kraſſen Effekte, mit denen er ſein Trauerſpiel abſichtlich überlud — Dolch, Piſtole und Giftbecher ſpielen eine gewaltige Rolle — verfehlten ihre Wirkung auf das Theaterpublikum nicht; Klingemanns Fauſt wurde ein Repertoireſtück aller deutſchen und ſelbſt ausländiſcher Bühnen, lange bevor Goethes Fauſt durch den nämlichen Klingemann zum erſtenmal in Scene geſetzt wurde (1829). Den Abſchluß der Gruppe I bildet Braun von Braunthals Tragödie „Fauſt“, die an Müller anknüpft, aber vom zweiten Akte an eine freierfundene, in Einzelheiten an den Stoff des Don Juan gemahnende Handlung bietet; eine Don Juan-Tragödie ſchrieb Braun von Braunthal übrigens ſieben Jahre ſpäter (1842) gleichfalls. Die Zeitgenoſſen (vgl. Seidlitz, die Poeſie und die Poeten in Öſterreich im Jahre 1836, S. 53) wollten von dem Erſcheinungsjahr des „Fauſt“ Braun von Braunthals Ruf im Ausland datieren, aber das keineswegs hochſtehende Werk, obſchon vielleicht das beſte ſeines Verfaſſers, fiel ſchnell dem Schickſal der Vergeſſenheit anheim; als er 1866 ſtarb, fand man, daß ſeine Unfähigkeit zu geiſtiger Vertiefung gerade im „Fauſt“ am deutlichſten zu Tage trete (vgl. den Nekrolog in den Blättern für litterariſche Unterhaltung 1866, Nr. 51).

Aus Gruppe II iſt zunächſt der Schauſpieler und ſpätere Buchdrucker Joh. Nep. Komareck, ein gebürtiger Prager, vollſtändig auszuſcheiden. Denn ſein „Fauſt (ſollte richtig Fuſt heißen) von Mainz“ iſt nur der Buchdrucker dieſes Namens, mit dem der eigentliche Fauſt allerdings oft

verwechſelt oder zu einer Figur verſchmolzen worden iſt. Unter die Fauſtdichter gehört Komareck darum ebenſo wenig wie etwa der Pfälzer Maier, weil er ein Ritterdrama unter dem Titel „Fuſt von Stromberg“ geſchrieben hat. Das lebhafteſte Augenmerk ziehen in dieſem Kapitel die Goethe gewidmeten „Scenen aus Fauſts Leben“ oder nach dem Titel einer ſpäteren Ausgabe. „Gemälde im ſanfteren Kolorit aus dem Leben des Schwarzkünſtlers Fauſt“ auf ſich. Wir haben es hier mit einem dialogiſierten Roman lehrhaften Charakters zu thun, deſſen Held nicht mehr ausſchließlich in den Stürmen des Lebens, ſondern auch als in ſich gekehrter Wahrheitsſucher auf philoſophiſchem Gebiete vorgeführt wird; darin beſteht eben das „ſanftere Kolorit“. Die halbe Welt durchreiſend, gelangte er endlich zu den Braminen, in deren Geheimbund er nach wohl beſtandener Probe Aufnahme findet. Aber die Paſſivität des Gefühles, die eine ſtrenge Ordensregel vorſchreibt, behagt ihm ſo wenig, daß er ſchließlich den Tod als Erlöſung begrüßt. Ein ganz neuer Inhalt iſt, wie man ſieht, in ein für den Lieblingsſtoff des Sturmes und Dranges höchſt unpaſſendes quietiſtiſches Gewand gekleidet. Es iſt eine Originalität, für die man dem Verfaſſer A. W. Schreiber um ſo weniger Dank weiß als er des Vermögens dichteriſcher Geſtaltung völlig entbehrt. Näher als ſein Roman ſteht das Drama „Die Jubelfeier der Hölle oder Fauſt der jüngere“ von K. F. Benkowitz dem Sturm und Drang. Durch L. Geiger iſt ſchon vor Warkentin eine Inhaltsangabe, nur in gedrängterer Form, geliefert worden (Goethe-Jahrbuch 7, 306 f.; ebenda auch von Braunthals Fauſt). Trotz ſeines geringen poetiſchen Wertes ſteht dieſes Produkt einer mit dem Stoffe willkürlich ſchaltenden, überaus blutrünſtigen Phantaſie doch thurmhoch über Niklas Vogts Fauſtfragment „Der Färberhof oder die Buchdruckerei in Maynz“. Die Ähnlichkeit zwiſchen Fauſt und Don Juan, auf die durch Mozarts Oper das Augenmerk hingelenkt wurde, gab ihm die Idee ein, die beiden Geſtalten zu identificieren, ebenſo Wagner und Leporello. Aber die ſaloppe Ausführung, die ſich ſtellenweiſe wörtlich an den Operntext anlehnt, verdarb den bekanntlich ſpäter wieder von Grabbe aufgenommenen Plan. Ob Grabbe das Fragment Vogts gekannt hat, muß dahingeſtellt bleiben. Warkentin hat übrigens von dem „Don Juan und Fauſt“ auch keine hohe Meinung, wie er denn in Grabbe eine bloße Karikatur der Genieperiode erblicken will. Insbeſondere leuguet er jeden Zuſammenhang mit Hebbel, der viel eher ein Nachfolger Kleiſts genannt zu werden verdiene.

Dem Dramatiker und Dramaturgen Johann Friedrich Schink iſt ein eigenes Kapitel gewidmet, das zwar außerdem noch mit dem Namen Julius von Voß überſchrieben iſt, aber mit Rückſicht auf die eingehende Charakteriſtik, die Ellinger von Voß in der Einleitung zum Berliner Neudrucke ſeines Trauerſpieles mit Geſang und Tanz „Fauſt“ entworfen hat, dieſes Fauſtdichters nur in Kürze Erwähnung thut. Neu iſt bloß der Hinweis darauf, daß Heine vermutlich durch eine Scene des Voßſchen

Stückes zum vierten Akte seines Faustballettes angeregt worden sei. Was hingegen Schink betrifft, so ist endlich mit der schon wiederholt, zuletzt mit Bezug auf F. Brümmers durchaus ungenügenden Artikel in der Allgemeinen Deutschen Biographie von Weilen geforderten Darstellung seines dichterischen Wesens und dramaturgischen Wirkens ein bescheidener, aber immerhin erfreulicher Anfang gemacht. Die reiche Materie zu erschöpfen, lag selbstverständlich nicht in der Absicht des Verfassers, war auch schlechterdings nicht möglich, wenn der „Johann Faust" den Mittelpunkt der Betrachtung bilden sollte. Denn dieses Drama wurde erst in einer Zeit vollendet, da Schink seine für die Wiener und Hamburger Theatergeschichte nicht unwichtige Rolle bereits ausgespielt hatte; er lebte damals fern von den Litteraturcentren in Ratzeburg, einer Stadt, die für Warkentin in Schinks Biographie gar nicht existiert, obwohl gerade dort der ganze Faust, von einigen früher abgefaßten Scenen abgesehen, gedichtet wurde. Der Mangel an Genauigkeit macht sich überhaupt in keinem Kapitel — bei aller Anerkennung des darauf verwendeten Fleißes — so stark fühlbar wie in diesem. Und es handelt sich hierbei nicht immer um Kleinigkeiten wie die, daß Warkentin sämtliche vier Bände der „Dramaturgischen Fragmente" in Graz erschienen sein läßt, während in Wirklichkeit der vierte in Leipzig herausgekommen ist; oder daß er Geiger zu citieren unterläßt, der zuerst auf die in Schinks Marionetten-Theater vorliegende, selbst Goethe nicht schonende Verspottung des Genieweſens aufmerksam gemacht hat (im Goethe-Jahrbuch 6, 356 ff.); oder den Einfluß Othellos auf die Bianetta Montaldi aufs neue entdeckt, nachdem Minor genau das Nämliche bereits längst festgestellt hat („Zur Hamburgischen Preisausschreibung", Zeitschrift für deutsche Philologie 20, 55 ff.). Auch von meiner Schilderung der Thätigkeit Schinks in Wien (Euphorion 2, 558 ff.) weiß Warkentin nichts; sonst hätte er wenigstens auf die Vermutung kommen müssen, daß das der Curiosität halber (S. 75) erwähnte „Schreiben an den Herrn Verfasser der Dramaturgischen Fragmente über Deutschlands Theaterwesen und Theaterkunstrichterey" (so lautet der eigentliche Titel) den Dramatiker Ayrenhoff, einen der heftigsten Gegner des von Schink betriebenen Shakespeare-Cultes, zum Verfasser hat. Unter den die Romantik verspottenden Dichtungen Schinks fehlt das einaktige Lustspiel „Die Schriftstellerin" (gegen W. von Schütz), über das ich in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien ausführlich gehandelt habe (1896, 124 ff.). Endlich ist gegen die wegwerfende Art, mit der Warkentin von Schink als einem Manne spricht, „der nur an Dichtern wie Beil, Iffland, Schröder, Kotzebue und Konsorten Geschmack fand", entschiedene Verwahrung einzulegen. Und Goethe und Schiller? Haben sie nicht in Schink einen ihrer glühendsten Verehrer besessen? So weiß Warkentin also auch nichts von Schinks Brief an seinen Berliner Freund Bertram, datiert: Wien, den 12. März 1788, worin es zum Schlusse heißt: „Was sagen Sie zu Goethes Iphigenie? Ist sie nicht ein

herrliches Stück? Um nichts beneid' ich Goethe mehr. Sie werden in meinem neueſten Buche meine Meinung darüber leſen" (Holtei, Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten 2, 58 f.) Dieſem Hinweiſe iſt bisher, auffällig genug, noch niemand nachgegangen, und ſo kommt es, daß gerade diejenige Recenſion, die der Iphigenie gleich nach ihrem Erſcheinen 1787 das überſchwänglichſte Lob ſpendete, bisher unbekannt geblieben iſt. Von den „Kritiſchen Briefen", die den Hauptinhalt von Schinks 1788 bei Stahel in Wien erſchienenem Buche „Ausſtellungen" bilden, iſt der dreizehnte (datiert: Wien, den 14. September 1787) bis einſchließlich dem ſiebzehnten ganz der Iphigenie gewidmet; vorher gehen ausführliche Beſprechungen der „Situationen" Friedrichs ſowie der Stollbergſchen „Schauſpiele mit Chören". Schink verräth den Schüler Leſſings, wenn er die „ganze griechiſche Einfalt" in der Iphigenie wiederfindet, aber er verfehlt durchaus die Wahrheit, wenn er ſie ein „echtes griechiſches Drama in Manier, Ton und Geiſt" nennt, das ſelbſt Sophokles und Euripides nicht griechiſcher hätten bilden können. Mit überſchwenglichen Lobesworten feiert er den Dichter als einen Proteus, der jede Geſtalt anzunehmen, ſich in den Geiſt jeder Nation zu verſetzen verſtehe, Shakeſpeare, Molière, La Chauſſé, Gozzi und Sophokles in Einer Perſon ſei. Namentlich die Heldin ſelbſt hat es ihm angethan; Goethe hätte gewiß mit Freude die Kunde vernommen, daß ſeine Iphigenie in einem Leſer ähnliche Empfindungen wachzurufen vermöge, wie das Bild der heiligen Agatha auf ihn ſelbſt. „Mehr als einmal," ruft Schink aus, „bin ich in Verſuchung gerathen, mit dem Enthuſiasmus eines Liebhabers vor dem Bilde dieſer herrlichen Seele hinzuknien und ſtumm, bloß meinem Gefühle überlaſſen, mich in ihrem Anſchauen zu verlieren" (S. 334). Der Analyſe des Eingangsmonologes widmet er einen beſonderen Abſchnitt, der erſten Scene mit Thoas den größten Teil des folgenden. In einer Unzahl von Ausrufungszeichen gelangt ſeine Bewunderung für die „ſtille Größe" (Leſſing!) Iphigeniens, die Reinheit ihres Herzens und Gottesglaubens zum primitivſten Ausdrucke. Ganze Stellen druckt er ab und bedauert nur, nicht das umſtändliche Verfahren äſthetiſcher Zergliederung anwenden zu können, auf das er ſich in ſeinen Dramaturgiſchen Fragmenten eingelaſſen hatte. Aber er macht ſich anheiſchig, auf Grund fortgeſetzter Studien ein eigenes dramaturgiſches Werk über die Iphigenie, eine Art Lehrbuch für junge Bühnenſchriftſteller und Schauſpieler, zu verfaſſen, falls ihm eine entſprechende Belohnung für ſeine Mühe zugeſichert werde. Mit beweglichen Worten ſchildert er ſeine Lage, die ihm keine Wahl laſſe, ob er lieber aus Enthuſiasmus für die gute Sache oder ums Brot ſchreibe. Das ganze Elend eines von ſeiner Feder lebenden Schriftſtellers entrollt ſich vor unſeren Augen. Der Appell verhallte natürlich ſo gut wie ungehört.

Was Schinks Verhältnis zu Schiller anlangt, ſo genügt ein Hinweis auf ſein Buch: „Friedrich Schillers Don Karlos, Wallenſtein, Maria

Stuart, die Jungfrau von Orléans, die Braut von Meſſina und Wilhelm Tell, äſthetiſch, kritiſch und pſychologiſch entwickelt“ (Dresden und Leipzig 1827), deſſen bezeichnenderer Umſchlagtitel lautet: „Schillers dramatiſcher Genius gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverſtand des Zeitalters“. Der weſentliche Inhalt desſelben rührt aus der Zeit her, da Schink die Schillerſchen Dramen gleich nach ihrem Erſcheinen in den kritiſchen Organen recenſierte, vornehmlich in der Neuen Allgemeinen Deutſchen Bibliothek (Maria Stuart, Wilhelm Tell). Schink zollt darin dem Genius des von ihm hochverehrten Dichters ungeheuchelte Bewunderung, ohne darum für die Schattenſeiten ſeiner poetiſchen Produkte den Blick zu verſchließen. Die verſtändnisvollen Analyſen des Inhalts und Zergliederungen der Charaktere ſind trotz mancher (im Buche übrigens modifizierter oder ganz getilgter) Urteile, die zum Widerſpruche reizen, noch heute lesbar. Von gelegentlichen Ausfällen gegen die Tageskritik abgeſehen, verfolgt das Buch übrigens keine polemiſchen Zwecke, wie der eine der beiden Titel vermuten laſſen könnte; es ſoll bloß darthun, daß man auch in früherer Zeit große Dichter kritiſch zu würdigen verſtand. Als Zugabe enthält es die gutgemeinten Strophen Schinks „Schillers Todtenfeyer“, die im Hamburger Theater 1805 vorgetragen wurden. Auch ſie ſind ein ſchlagender Beweis, daß er nicht bloß an Dichtern wie Beil, Iffland u. ſ. w. Geſchmack fand.

Freilich noch größere Bewunderung als für Goethe und Schiller hegte er zeitlebens für Leſſing, mit dem er perſönlich im Verkehre geſtanden; in ihm erblickte er von allem Anfang an ſein großes Vorbild. So iſt es gewiß nicht zu viel behauptet, wenn Warkentin in der bloßen Thatſache, daß Leſſing einen Fauſt geſchrieben hatte, den Grund der mächtigen Sympathien erkennt, die Schink für den nämlichen Stoff empfand. Zunächſt beſchäftigte er ſich mit ihm allerdings bloß in einer mehr ſpieleriſchen Weiſe. 1778 verfaßte er ein komiſches Duodrama „Doktor Fauſt“ (1782 zu einem zweiaktigen Singſpiel erweitert) und ſchrieb, was wohl hätte erwähnt werden ſollen, die Verſe für die Überſetzung der Hamiltonſchen Spottſchrift auf die Königin Eliſabeth „L'Enchanteur Faustus“, die von Mylius für den zweiten Band der „Bibliothek der Romane“ angefertigt wurde. Die Anfänge zu einer ernſthaften Behandlung des Stoffes liegen ſeit 1795 und 1796 vor, in welchen Jahren er einen „Prolog zu einem dramatiſchen Gedicht Doktor Fauſt“, ſowie einige Scenen als „ein kleines Ganze aus einem größeren“, betitelt „Doktor Fauſts Bund mit der Hölle“ veröffentlichte. Plümickes Angabe, Schink habe auch ein allegoriſches Schauſpiel mit Geſang „Doktor Fauſt“ geſchrieben, dürfte auf einer Verwechslung mit ſeinem Singſpiel beruhen. 1804 endlich erſchien ſeine zweibändige „dramatiſche Phantaſie“ Doktor Fauſt. Welche Abſichten er darin verfolgte, geht aus dem nachſtehenden, bisher ungedruckten Briefe hervor, den Schink an Nicolai ſchrieb:

Ratzeburg, den 6ten Januar 1802.

Die mir von Ew. Wohlgebohren am 21ten Nov. 1801 zugesandten Bücher nebst der gütigen Zuschrift hab' ich richtig erhalten. Sie empfangen hiemit einen Theil der Bücher zurück, die dazugehörigen Recensionen gleichfals. Die beurtheilten Schriften sind folgende.

1. Julie St. Albain[1])
2. Leben und Thaten des Frl. Karfunkelstein[2])
3. Angelika v. P.[3])
4. Juliens Schwachheiten.[4])

Diese sind zusammen genommen worden. Einzeln recensirt finden Sie

5. Den Freiherrn von Schaafkopf[5])
6. Den Graurock[6])
7. Marionette[7])
8. Den Farospieler.[8])

Den Graurock und Farospieler bitt' ich auf meine Rechnung zu schreiben, ich habe sie der hiesigen Lesebibliothek überlassen. Nächstens erhalten Sie eine neue Portion.

Es freut mich, daß mit den Recensionen alles in Ordnung ist. Die Anzeige der Jungfrau von Orleans muß allerdings durch den Umstand gewinnen, daß der Rec. der Vorstellung davon beiwohnen kann.[9]) Es macht mir Vergnügen, daß meine Beurtheilung der Maria Stuart Ihren Beifall hat. Die Bemerkungen, die Sie hinzufügen wollen, können ihr nur zum Vortheile gereichen, und so bitt' ich darum.[10])

---

[1]) Julie Saint Albain. Zwey Theile. Dresden 1801. Die Verfasserin ist Sophie Bernhardi, geborene Tieck. Bei Goedeke 6, 46 ist Titel, Ort und Jahr falsch: Julius St. Albain. Leipzig 1802.

[2]) Leben und Thaten des geistreichen, belesenen, edlen Fräuleins Karfunkelstein vom Ofenloch. Erlangen 1801.

[3]) Angelika, Tochter des großen Banditen Odoardo, Prinzen von Peschia, aus dem Hause Zanetti. Ein Seitenstück zu Schillers Geisterseher. Leipzig 1801. Der Verfasser ist Johann Jakob Brückner. Fehlt bei Goedeke 5, 178 unter den Nachahmungen des Geisterſehers.

[4]) Julchens Schwachheiten. Ein Seitenstück zu Röschens Geheimnissen von G. Schiller. Leipzig 1801. Der Verfasser des Romans „Röschens Geheimnisse" ist Friedr. Gustav Schilling. — Diese vier Romane finden sich in der That unter Einem besprochen in der Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek 71, 80 ff. Schinks Chiffre ist hier Pl.

[5]) Des seligen Herrn Etatsraths Samuel Conrad von Schaafskopf hinterlassene Papiere; von seinen Erben herausgegeben. Breslau 1792 (eine Neuauflage Breslau 1796). Die Recension dieses Romanes wurde in die Bibliothek nicht aufgenommen, offenbar weil er aus einem früheren Jahr stammte. Der Verfasser ist der Freiherr von Knigge.

[6]) Der Graurock oder der moderne treue Eckart. Eine etwas ungewöhnliche Geschichte. Zwey Theile. Eisleben 1801. Die Recension steht in der Bibliothek 72, 84. Schinks Chiffre ist hier Wr.

[7]) ? Ein Roman dieses Titels findet sich in der Bibliothek nicht recensiert.

[8]) Der Farospieler Eduard Conte du Passaro. Zwey Theile. Halle 1802. Die Recension steht in der Bibliothek 72, 362 f.

[9]) Die Anzeige, mit Rf unterzeichnet, findet sich in der Bibliothek 82, 87—116.

[10]) Die Recension steht in der Bibliothek 69, 129—148, unterzeichnet Wr.

Sehr ungern geb' ich meine Hoffnungen, das Kind meiner Liebe, den Faust, in Ihrem Verlage erscheinen zu sehn, auf. Ein besonderes Interesse hat mich zur Ausführung eines Plans hingezogen, den ich schon lange geregt und bewegt habe. Ich entsagte allen andern Arbeiten, mich dieser mit ganzer Seele zu widmen. Ich las einigen hiesigen und benachbarten litterarischen Freunden mehrere Scenen desselben vor; sie machten keine gewöhnliche Sensation, das eiferte mich noch mehr zur Ausführung an. Allen Schwierigkeiten zum Trotz, die Sie mir nicht ohne Grund entwikkelt haben, kann ich doch nicht dem Drange widerstehen, die Arbeit zu vollenden. Wirklich wird mein Faust mit allen übrigen nur wenig ähnliches haben, und auch dies wenige läßt sich abändern. Sie müssen mir erlauben, Ihnen einige Ideen des ersten Aktes mitzutheilen, nicht, um Sie noch zum Verlage meines Buches zu bewegen, nur Ihnen zu zeigen, daß meine Behandlung dieses Volksmärchen wirklich neu ist.

Mephistopheles — dem ich wohl einen andern Namen geben, so wie ich den Namen Faust vom Titel weglassen werde[1]) — eröffnet den ersten Akt mit einem Monologe. Er hat die Gestalt einer alten Hexe angenommen. Durch seine und der andern höllischen Geister Teufelskünste hat er vor die Thore von Wittenberg eine Felsengrotte gezaubert, die eben, weil sie Faust hier nie gesehen, den Wunderahnenden um so empfänglicher für die Wunder macht, die hier durch Höllenblendwerk vorgehen. Faust geräth auf einem sinnenden Spaziergang im Zwielicht in diese Gegend. Er erstaunt über die neue Erscheinung, über Mephistopheles Anblick, zweifelt, glaubt zu träumen, seine Sinne verändert, traut dem Zeugnisse seiner Augen und Ohren nicht. Nun treiben Mephistopheles und seine Geister ihr Wunderfastnachtspiel. Ein Hexensabbath, in dem allerhand Thiere eine Concert geben, das Mephistopheles mit satyrischen Anmerkungen komentirt, macht den Anfang. Dan steigen Gnomen aus der Erde, Nixen fahren aus Flüssen heraus, Salamander entspringen lodernden Flammen, und aus der Luft schweben Elfen herab; alle singen charakteristische Chöre, die vorzüglich meiner litterarischen Zuhörer Beifall erhielten. Diese Chöre begrüßen Faust als Herrn der Geister, wenn er sich dem Bunde ergiebt, der ihm um Mitternacht angeboten wird. Faust nicht von diesem Bunde abzuschrekken, wird der Name höllischer Geister gar nicht genannt. Faust glaubt sich also in den Händen guter Geister. Endlich verschwindet der ganze Geisterspektakel, sogar die Felsengrotte, und Faust sieht sich auf der wohlbekannten Straße nach Wittenberg, dessen beleuchtete Häuser ihm entgegen schimmern. Sein Erstaunen ist groß. Er überzeugt sich, daß er nicht geträumt hat, daß er nicht wahnsinnig ist. Ich denke, sagt er, ja über meinen Zustand nach. Und wär' es Traum:

beim hohen Himmel, so
Scheint alles nur, ist alles, was der Mensch
Als da sich träumt, Produkt nur seines Denkens.

So verläßt er die Scene. Hier folgt ein Monolog des Mephistopheles:

Brav, meine Geister! Bei des Abgrunds Nacht,
Ihr seid, wie ich, gewandte Taschenspieler!
Auf gutem Weg' ist unser Philosoph,
In Dunst und Nacht hinein sich zu vernünfteln.
Der Höllenwirrwarr, der sein Hirn durchkreuzt,
Stellt seine Weisheit trefflich auf den Kopf;
Schon producirt er um sich her die Dinge.
Bald wird der luftige Philosoph noch selbst
Ein Wesen seyn aus seiner eignen Mache,
Und seines Aberwitzes schaale Ausgeburt

[1]) Beides ist nicht geschehen.

Die Ordnung nennen, die die Welt regiert;
Zu Gott sich stempeln, keinen Gott mehr glauben,
Als nur den eignen, den er selber macht;
Verdammt seyn lieber wollen, als den leugnen.
Vortreflich, Faust, du machst mir leichtes Spiel,[1])
Die Raserei, selbst Gott zu seyn, ist alt,
Wie Gottes Schöpfung, fing mit Satan an,
Ward fortgepflanzt im Paradies' und wird,
Wie dort geschah, dich in der alten Schlange
Sophisterei, zum Falle dir, verstrikken.

Mephistopheles betrügt sich indes Faust macht ihm nicht so leichtes Spiel. Nach mehreren Gaukeleien dieser Art in der Mitternachtstunde bringt er Faust zwar zum Bündnisse mit der Hölle, aber aus Bedingungen, die er nicht erwartet, und mit einem Trotze der ihn stutzig macht. Ich wage, sagt Faust:

An dieser Stelle geht der Briefbogen zu Ende; der Schluß des Schreibens ist nicht mehr erhalten. Die Inhaltsangabe der ersten Abteilung, sowie die Textproben stimmen genau mit dem Drucke überein, der zwei Jahre später bei J. D. Sander in Berlin herauskam; Nicolai hatte sich also nicht erweichen lassen. Begreiflich genug, denn jeder feinere Sinn für Poesie mußte sich durch die öde Reflexionsdichtung der Schinkschen Faustfragmente abgestoßen fühlen; so urteilten denn auch der Reihe nach Goethe (in einem Xenion), A. W. Schlegel und — nach der Vollendung — Tieck und Chamisso in höchst abfälliger oder spöttischer Weise über das gänzlich verfehlte Werk. Schink hatte sich von seinem auch in den dramaturgischen Schriften störenden Hang zur Breite fortreißen lassen, die „dramatische Phantasie" bis auf nahezu sechshundert Oktavseiten auszudehnen, so daß man Chamissos Stoßseufzer: „Ich habe Schinks Faust — Gott strafe mich — redlich durchgelesen" ganz zu würdigen versteht. Warkentin verdient daher für die Unverdrossenheit, mit der er sich durch die umfängliche Dichtung hindurcharbeitete, um eine klare, namentlich die Anklänge an andere Faustdramen und das Volksschauspiel hervorhebende Skizze des Inhalts zu liefern, gewiß nicht wenig Anerkennung.

In einem Schlußkapitel endlich ist einiges über die erste Aufnahme von Goethes Faustfragment zusammengestellt und der Fortsetzer seines ersten Teiles (des bereits früher als selbständigen Faustdichters erwähnten Schöne, des Dichters und Litterarhistorikers Karl Rosenkranz, sowie Gustav Pfizers) in Kürze gedacht. Auch Grillparzer trug sich bekanntlich in jungen Jahren mit der Idee einer Fortsetzung des Goetheschen Faust; über diesen Plan liegen zwei einander ergänzende (nicht, wie Warkentin meint, sich widersprechende) Aufzeichnungen aus den Jahren 1811 und 1822 vor. Nach der ersten sollte ein junger Mensch beim Erwachen der Leidenschaft geschildert werden. Warkentin bezieht diese Angabe auf Faust und schließt

[1]) Zwischen diesem und dem folgenden Verse steht im gedruckten Faust noch der Vers: „Noch ein Paar Luftgebild' und du bist mein!"

daraus, daß es sich um eine ganz neue Faustdichtung handelt, während doch ausdrücklich nur von einer Fortsetzung des Goetheschen Faust die Rede ist. In Wahrheit kann unter dem jungen Menschen Faust am wenigsten verstanden werden, da seine Leidenschaft nach Gretchens „entsetzlicher Katastrophe" längst über das Stadium des Erwachens hinaus ist. Vielleicht ist der „Knabe im ersten Erwachen" gemeint, dessen Lehrer und Freund Faust nach der Aufzeichnung vom Jahre 1822 wird.

Wien. Emil Horner.

Eleutheropulos A., Kritik der reinen rechtlich-gesetzgebenden Vernunft oder Kants Rechtsphilosophie. Leipzig 1896, Strübig.

Eine wunderliche Schrift, seltsam in ihrer Absicht und kaum weniger seltsam in der Ausführung! Obwohl für seine Person kein Anhänger, sondern, wie die Vorrede mitteilt, vielmehr ein überzeugter Gegner der Kantschen Lehre, will der Verfasser doch den Nachweis liefern, daß die rechtsphilosophischen Ansichten des Königsberger Denkers von den inneren Widersprüchen, mit welchen sie Einige behaftet glaubten, durchaus frei sind, daß ein Angriff sich daher nur auf die Fundamente des ganzen Systems, auf die Principien der Transscendentalphilosophie überhaupt richten kann, daß aber, sobald diese Principien einmal zugestanden sind, Kants rechtsphilosophische Specialauffassungen sich mit strengster Konsequenz aus den Voraussetzungen ergeben. Zu solchem Behufe konstruiert nun der Verfasser eine Kantsche Rechtsphilosophie, die, wie er meint, nicht nur den in verschiedenen Schriften verstreuten Äußerungen Kants über rechtsphilosophische Probleme völlig entspricht — daß der erste Teil der „Metaphysik der Sitten" eine ausführliche Rechtsphilosophie enthält, verschweigt Dr. Eleutheropulos —, sondern diese Äußerungen auch erst wirklich zu einer Totalanschauung verbindet, sie einfügt in den Zusammenhang des allgemeinen philosophischen Systems und so aus den fragmentarischen Stücken ein einheitliches Ganzes macht, dessen innere Geschlossenheit eben den behaupteten Sachverhalt, die Widerspruchslosigkeit der Rechtslehre Kants offenkundig, gleichsam sinnfällig erwiese. Dabei hält jedoch Eleutheropulos seine Darstellung so, als wenn Kant selber die Schrift verfaßt hätte, und nur dort, wo er gegen Einen der späteren Kritiker, Binding, K. Fischer, Fricker, zu polemisieren Anlaß nimmt — übrigens setzt er sich auch mit älteren Autoren, mit Hufeland und Brucker, gelegentlich auseinander — wird in einer Anmerkung der Anachronismus sichtbar gemacht.

Wer zunächst bloß die Vorrede in ihrer naiven und unbehilflichen, teilweise sogar fehlerhaften Schreibweise — Dr. Eleutheropulos ist der deutschen Sprache offenbar nicht vollkommen mächtig — gelesen hat, der möchte dem Verfasser wohl nicht einmal dasjenige Geschick zutrauen, das

er in der Lösung seiner kurioſen Aufgabe unleugbar beweiſt. Es iſt, als hätte der in Leipzig lebende Neugrieche — dieſe Aufenthaltsbeſtimmung wird dem Namen auf dem Titelblatte eigens beigefügt — ausſchließlich aus Kants Werken Deutſch gelernt. So weit er ſich nämlich der Terminologie des Philoſophen bedienen, ſich die von demſelben dargebotenen Sprachmuſter aneignen und deſſen Konſtruktionen ſeine eigenen Sätze ſklaviſch nachbilden kann, ſchreibt er, wenn auch nicht gut, ſo doch erträglich und leidlich faßbar, während ſeine Sprache zu einem faſt unverſtändlichen, geradezu kläglichen Stammeln wird, ſobald ihn ſein Mentor oder beſſer geſagt ſeine Vorlage im Stich läßt. Viele Sätze ſind ganz abſichtliche Kopien Kantſcher: — genau ſo wie Kant in der „Kritik der praktiſchen Vernunft“ die Pflicht apoſtrophiert hat, ſo apoſtrophiert der Verfaſſer z. B. die Gerechtigkeit. Aber auch die Einteilung der Schrift im ganzen iſt entlehnt, ſie iſt völlig dieſelbe wie diejenige der „Kritik der reinen Vernunft“, deren Gedankengang ſich der Gedankengang von Dr. Eleutheropulos auf das Engſte und Ängſtlichſte anſchließt.

Im Hinblick auf dieſen letzteren Umſtand muß man ſich nun allerdings fragen: iſt es denkbar, daß dies Kant ſelber je ſo gehalten hätte, wenn er dazu gekommen wäre, neben dem erſten Teile der „Metaphyſik der Sitten“ noch weiters ein Syſtem der Rechtsphiloſophie zu veröffentlichen? Hätte er wirklich dem „angeborenen Rechte“ als der „Fähigkeit zum Rechte“ die Rolle zugeteilt, die in der „Kritik der reinen Vernunft“ die Formen der Sinnlichkeit ſpielen, die Gerechtigkeit aber als „Kategorie“, „Vernunftbegriff“ oder „Idee“ — für Eleutheropulos ſind das etwa Synonyme — gefaßt und damit ſich eine Baſis geſchaffen, auf welcher die Rechtsphiloſophie durchaus konform der Erkenntnistheorie geſtaltet werden kann? Der von dem Verfaſſer nachdrücklich betonte Umſtand, daß das Ideal der Rechtsverfaſſung, das friedliche Zuſammenleben der Menſchen, ſich als Analogon der Harmonie der Naturerſcheinungen betrachten läßt, rechtfertigt es doch wahrlich nicht, alles, was von dem Verhältniſſe der Kategorien zu dem ſinnlichen Empfindungsmaterial für die Erkenntnislehre gilt, ſchlankweg auch auf das Verhältnis der Rechtsbegriffe zu der „Rechtsfähigkeit“ zu übertragen, die letztere mit den receptiven Faktoren im Erkenntnisproceſſe, die erſteren mit dem ſpontanen Verſtandesfaktor förmlich zu identifizieren. An einzelnen Punkten, wie z. B. dort, wo eine der „tranſſcendentalen Deduktion der Kategorien“ entſprechende „Deduktion der Kauſalität der Gerechtigkeit“ verlangt wird, merkt es ja doch auch der Verfaſſer, daß die ſtrenge Paralleliſierung nicht durchführbar iſt; in dem erwähnten Falle giebt er zu, daß „dieſes Hauptſtück“ „nicht auf eine Stelle“ in ſeiner Kritik Anſpruch erheben darf, und ſieht er ſich demnach genötigt, „auf ein ſo falſches Unterſuchungsobjekt“ zu verzichten. Solche Kapitel, die nur eingefügt ſind zum Zwecke der Erklärung, daß ſie gar nicht in die Arbeit gehören, machen einen überwältigend komiſchen Ein-

druck und erinnern lebhaft an das kurze „Kapitelchen" im Hieronymus Jobs, welches nur da ist, die übergroße Länge des Vorhergegangenen zu entschuldigen und gutzumachen.

Indes auch abgesehen von der Ungehörigkeit, in der Anlage der Rechtsphilosophie die „Kritik der reinen Vernunft" völlig kopieren zu wollen, dürfte so viel feststehen, daß unter den Händen Kants eine dasselbe Ziel verfolgende Bearbeitung der philosophischen Rechtslehre doch etwas gehaltvoller und weniger formalistisch dürr ausgefallen wäre. Eigentlich trifft man in der ganzen Schrift nur ein Paar wirkliche Gedanken, so z. B., daß das Recht in der Forderung wurzelt, die Freiheit des einen Menschen, nämlich die „Freiheit im äußeren Gebrauche", mit der Freiheit der Übrigen in Einklang zu bringen, daß der Erfüllung dieser Forderung die „Kausalität der Gerechtigkeit" dient, daß ihre volle Verwirklichung jedoch ein Ideal ist, dem sich die Verfassung der menschlichen Gesellschaft mehr und mehr annähern soll, ohne es je vollständig zu erreichen. Wo sonst noch specifisch rechtsphilosophische Begriffe vorkommen, da werden dieselben durch Anwendung des Kantschen Kategorienschemas in der willkürlichsten Weise gewonnen oder treten sie überhaupt nur auf, um als Seitenstücke zu irgend welchen Begriffsfassungen der „Kritik der reinen Vernunft" benutzt zu werden, was natürlich die ärgsten Verzerrungen, die gezwungensten Wendungen mit sich bringt, und doch thut es einem förmlich wohl, aus dem Getöne der leeren Schellen dann und wann Sätze oder sogar bloß einzelne Worte herauszuhören, mit denen sich eine bestimmtere, thatsächlich der Rechtssphäre entnommene Vorstellung verbinden läßt. Daß diese Begriffe in dem a priori gezimmerten Gerüste beliebig ihre Plätze wechseln können, daß oft wirklich der eine viel besser und schicklicher seine Stelle dort hätte, wo sich bei Eleutheropulos ein anderer befindet, muß man als fast selbstverständlich hinnehmen. Geärgert oder erheitert — je nach dem Temperamente — wird man nur dann, wenn es sich der Verfasser bei der Ableitung der wichtigsten und fundamentalsten Bestimmungen so leicht macht wie z. B. bei der Deduktion des „Sollens" auf S. 49 oder wenn er die künstlich selbstkonstruierten Antinomien der „reinen rechtlich gesetzgebenden Vernunft" so bequem auflöst, wie auf S. 75 durch Herbeiziehung des Gegensatzes von Noumenon und Phänomenon geschieht.

Trotz alledem ist die Arbeit von Dr. Eleutheropulos, dem man das Zeugnis nicht versagen kann, daß er sich in Werke Kants mit außerordentlichem Eifer hineingelesen hat, in gewisser Hinsicht lehrreich. Sie stellt eine unabsichtliche, jedoch nicht üble Karikatur der schlimmen Seiten des Kantschen Philosophierens dar: mit ihrer Kategorienspielerei, ihrer inhaltlichen Dürftigkeit, mit dem hohlen, abstrakten Wortgeklingel ihrer Ausführungen persifliert sie wider Willen die logische Unnatur vieler Konceptionen, zu welchen den großen Denker sein überstark ausgeprägter formatistischer und architektonischer Sinn verleitete, und wenn man sich

einen Augenblick etwa versucht fühlt, Dr. Eleutheropulos harte Worte zu geben, weil er in der beschützenden die mögliche, in der kommutativen die wirkliche und in der distributiven die notwendige Gerechtigkeit sieht, so hält man sofort ein, da diese läppische Spielerei die Erinnerung an ganz gleiche Mißhandlungen der Modalitätskategorien wachruft, deren sich Kant selbst beispielsweise in der Naturphilosophie schuldig gemacht. So kann man aus der vorliegenden Schrift wenigstens neuerlich lernen, was uns Kant — im übrigen auch für die Philosophie der Gegenwart noch ein berufener Führer und Wegweiser — heute nicht mehr sein soll.

Graz. Hugo Spitzer.

Heinemann K., Goethe. Leipzig 1895, Verlag von E. A. Seemann. Zwei Bände. Mit vielen Abbildungen. M. 12.

Ohne Zweifel ist Heinemann wohl gerüstet an seine Aufgabe herangetreten, den weitesten Kreisen, vor allem der heranreifenden Jugend, ein Bild von Goethes Leben zu entwerfen. Er ist mit der Fachlitteratur gut vertraut, er besitzt die Gabe klarer Darstellung, der nur mit Rücksicht auf sein Publikum an den Höhepunkten etwas mehr Aufschwung zu wünschen wäre, er weiß die Probleme psychologischer, ästhetischer und philologischer Art leicht faßbar und doch nicht ganz oberflächlich zu behandeln.

So könnte sein Werk neben den fast gleichzeitig erschienenen von Meyer und Bielschowsky sehr wohl seine Stelle behaupten, mangelte ihm nicht eine notwendige Eigenschaft, die gerade gegenüber Lesern, die nicht im Stande sind, das Gebotene selbständig zu prüfen, unentbehrlich erscheint: die Genauigkeit im Thatsächlichen. An weit über hundert Stellen sind Fehler in Zahlen, Titeln, Namen, Citaten festzustellen, die beweisen, daß der Abschluß und der Druck des Buches nicht mit der Sorgfalt erfolgt ist, mit der es vorbereitet wurde. Das sind häßliche Flecken, die das von Heinemann entworfene Bild entstellen, und es ist schon deshalb dem Buche eine neue Auflage zu wünschen, damit der Verfasser die Möglichkeit einer gründlichen Retouche erhielte.

Es wäre aber auch aus anderen Gründen erfreulich, wenn diese Biographie in gereinigter Gestalt sich dauernd einbürgerte; denn wir sind überzeugt, daß sie mehr als ihre Vorgänger verwandter Art geeignet ist, zur Beschäftigung mit Goethe anzuregen und eine feste Grundlage für das Verständnis seiner Schöpfungen zu bilden.

Der reiche Bilderschmuck des Werkes gewährt diesem Zwecke eine erhebliche Unterstützung. Mit großem Eifer ist das Material dazu gesammelt worden; manches verschollene oder noch nicht reproducierte Bild bereichert unsere Kenntnis der äußeren Erscheinung Goethes, der Seinen und der Örtlichkeiten, die den Schauplatz seines Daseins bildeten.

Auch hier ist aber zu künftigen Verbesserungen reiche Gelegenheit geboten, insofern als einmal das Mißverhältnis zu beseitigen wäre, in dem die reiche Illustrierung des ersten Bandes zu dem spärlicheren Schmucke des zweiten steht, und als ferner eine Anzahl von schlechten und aus später Zeit stammenden Vorlagen durch bessere zu ersetzen wären.

Es bleibt also nur zu wünschen, daß der Goethe-Biographie Heinemanns ein ähnlicher Erfolg beschieden sei wie seinem Buche über Goethes Mutter. Jedenfalls würde das hier besprochene Werk einen solchen Erfolg trotz seiner Mängel in weit höherem Maße verdienen als das frühere.

Leipzig. Georg Witkowski.

Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener, herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig 1896, G. J. Göschen. 8.

Das Vorwort berichtet, daß Bruhns alle wichtigen Korrespondenzen Alexander von Humboldts, die er für seine Biographie verwertete, herauszugeben beabsichtigt hat. Die älteste, interessanteste und schönste Reihe der Jugendbriefe, die an Wilhelm Gabriel Wegener gerichteten, sollten die Sammlung eröffnen. Abgesehen von den durch Bruhns benutzten Stellen wurde aus dieser Reihe einzelnes Interessante schon in der Kölnischen Zeitung vom 4., 8., 11. und 12. September 1869 und dann wieder in der Gegenwart vom 29. Juli und 12. August 1882 mitgeteilt. Für die Lebensgeschichte Alexander von Humboldts sind die Briefe gewiß von großem Interesse; für die Litteraturgeschichte fällt aus ihnen nicht viel ab. Enthusiastische Kundgebungen eines jugendlichen Seelenbundes, voll schwärmerischer Innigkeit, gelegentlich ein bißchen sentimental, zeigen sie den werdenden Gelehrten, der sich weit hinaus über das Gebiet seines späteren Ruhmes ausbreitet, der in Mendelssohnscher Terminologie über Wunderglauben philosophiert, der in Göttingen Heynes philologisches Seminar besucht und Kollegien Eichhorns und Spittlers belegt. „Vester Bruder!“, „Lieber Bruder!“ spricht er den Freund Wegener an, dessen Freundschaft er gelegentlich sogar über sein Verhältnis zu dem Bruder Wilhelm setzt. In einer citatenreichen, gern nach fremden Idiomen ausgreifenden, in griechischer Sprache zuweilen schauerlich stümpernden Briefkonfession zeichnet er mit scharfem, oft erbarmungslosem Griffel die ihm gegenübertretenden Gelehrten Deutschlands; Jerusalem, Michaelis, Kästner spielen im Hausrocke eine böse Rolle. Berichte über Helmstädt, Braunschweig und insbesondere über Göttingen schildern deutsches Hochschulleben der letzten achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts in seinen guten und bösen Seiten. Humboldt schwärmt für den Philologen Heyne. Seines künftigen Nachfolgers gedenkend ruft er aus: „In Deutschland sieht es armselig aus, wenn es darauf ankommt, eine Stelle zu besetzen, die Gesner und Heyne gehabt

haben“ (S. 68). Ja, ſichtlich im Rothwelſch der Göttinger Seminariſten Heynes verſteigt er ſich in gleichem Zuſammenhange zu der kühnen Behauptung: „Wolf taugt ſeiner ſchlechten Methode wegen nicht einmal nach Halle.“ Solche quere Urteile mag ihm der damalige Student und ſpätere Hiſtoriker Karl Ludwig Woltmann zugetragen haben, über den Humboldt faſt wörtlich gleiches verkündet, wie Woltmanns Gönner Friedr. Leop. Stolberg (an Bürger bei Strodtmann 3, 200). Wenn auch etwas vorſchnell, offenbart ſich Humboldt doch auf jedem Blatte als hochbegabtes Naturell, das ſich raſch zurecht findet und neue Eindrücke ſich ſofort aſſimiliert. Wie weiß er in wenigen Strichen eine Geſtalt plaſtiſch hinzuſtellen! Karl Philipp Moritz ſteht, Vorleſungen abhaltend, nach ſeiner knappen Schilderung (S. 54 f.) lebendig vor uns. Ein Urteil über Caroline, die ſpätere Gattin W. Schlegels und Schellings, ſei nicht verſchwiegen: „Michaelis hat ein Paar Töchter, die ſehr gebildet ſind, von denen die eine aber gar die Gelehrte ſpielt“ (S. 65). Ganz ſo denken wir uns die junge Caroline nicht.

Leitzmann hat einen eindringlichen Kommentar ſeiner Veröffentlichung beigegeben. Nicht nur die vielen Citate und Anſpielungen werden nach Kräften gedeutet. Aus Wegeners Selbſtbiographie teilt er zu beſſerer Beleuchtung der Briefe umfängliche Stellen mit. Endlich giebt er zuſammenfaſſende Erläuterungen zu den einzelnen Gruppen der Briefe (1. Studienzeit in Frankfurt an der Oder 1787/8. 2. Zwiſchenzeit in Berlin 1788/9. 3. Studienzeit in Göttingen 1789/90. 4. Reiſe nach England mit Forſter 1790. 5. Auf der Handelsakademie in Hamburg 1790 f.). Leitzmanns genaue Kenntnis der Humboldtlitteratur thut ihm gute Dienſte.

Was ein großer Dichter, ein großer Philoſoph, ja ſogar was ein Heros der Geiſteswiſſenſchaften in ſeiner Frühzeit gedacht und geſagt hat, feſſelt im allgemeinen mehr als die jugendlichen Bekenntniſſe auch des bedeutendſten Vertreters der Naturwiſſenſchaften. Dennoch wird man nicht ohne Rührung ein Bekenntnis leſen, das Alexander von Humboldt, 19 Jahre alt, den 21. Juni 1788 gethan hat: „Nicht Geſeze, nicht Regeln will ich der Gottheit vorſchreiben. Mein forſchender Geiſt iſt nur bemüht den Geſezen und Regeln nachzuſpühren, nach welchen der unermeßliche Schöpfungs Plan entworfen iſt“ (S. 15).

Bern. Oskar F. Walzel.

Conrad H., Heinrich von Kleiſt als Menſch und Dichter. Berlin 1896, Hermann Walther. 80 Pf.

Conrad iſt mit den Biographen Kleiſts unzufrieden, insbeſondere mit dem „verſtandesſcharfen und herzenskühlen“ Brahm, „der einerſeits ſich als Verehrer Kleiſtſcher und ſelbſt Schillerſcher Dramatik bekennt und andererſeits die „Familie Selicke“ und die „Ehre“ in den Himmel erhebt,

das heißt dem Genie und der dreiſten Talentloſigkeit die gleiche Verehrung widmet und die Afterkunſt neben der wahren in pandemiſch weitem Herzen hegt.“ Conrad fühlt ſich denn auch gedrängt, Kleiſt zu retten, und zwar in einem Tone, der Vorträgen im Kaſino der Haupt-Kadettenanſtalt zu Groß-Lichterfelde vermutlich nach einem naheliegenden Vorbilde gemäß iſt, in unſeren Kreiſen indes als vieux jeu gilt. Nur eine Probe: „Es muß geſagt werden — wohinter die Biographen Kleiſts mit ihrer verſchrobenen Auffaſſung des Menſchen, mit ihrem Spintiſieren über kleinliche, gleichgiltige Schwankungen eines reich bewegten Seelenlebens nicht kommen können — daß andere Nationen in ihren Litteraturen vergeblich ſuchen nach einem Vaterlandsliede wie „Die Hermannsſchlacht“, dem unſterblichen Sange von deutſchem Opfermut und deutſcher Heldenkraft; vergeblich nach einer Dichtung wie der „Prinz von Homburg“, dem hohen Liede von dem mannhaften Geiſte und der ſittlichen Tüchtigkeit unſeres geliebten Hohenzollern-Staates. In dieſen Leiſtungen ſteckt der wahre Kleiſt.“ Das officiöſe Pathos dieſes Periodenbaues wird in jugendlichen, vom Kaiſermanöver träumenden Kadettengemütern ſeine Wirkung nicht verfehlen. Wir andern werden uns aber lieber mit Erich Schmidts Worte begnügen: „Wie voll, unendlich mehr ein politiſcher Weckruf der Zeit als der Idealismus des Weltbürgers Poſa, dem hier der Staatsbürger und Staatsdiener gegenüberſteht, ertönt der Schlußgeſang: In Staub mit allen Feinden Brandenburgs! Wir werden beim „Prinzen von Homburg“ von Erich Schmidt uns gerne an Schlüters großen Kurfürſten erinnern laſſen, allein im Hinblick auf die „Hermannsſchlacht“ in ſein Urteil einſtimmen: „Die Entrüſtung iſt eine gefährliche Gehilfin für Dramatiker, denn ſie trübt ſeinen Blick, und die bebende Hand zieht unſichere Linien.“ Und wenn dies von Kleiſts Hermanndichtung gilt, ſo gilt es noch weit mehr von ihrem Kritiker Conrad. Er will den Menſchen Kleiſt reinwaſchen. Zu ſolchem Zwecke wird lang und breit und mit vielem Aplomb der auch von anderen mit Fragezeichen verſehenen Anekdote von Kleiſts geplantem Napoleon-Attentate der „Stempel blödſinnigen Klatſches“ auf die Stirn gedrückt. Ferner erblickt Conrad in dem meiſtverbreiteten ſchlechten Porträt Kleiſts „eine beſondere Art unbegründeter übler Nachrede“. Wenn dann Conrad dem in die Thunerſeeidylle fliehenden Kleiſt aus dem Verlangen nach Einſamkeit nicht eine „krankhafte Seelendispoſition“ ableiten will, ſo rennt er nur offene Thüren ein. Denn Schmidt etwa nennt den Schweizer Aufenthalt ſeine glücklichſte Zeit. Eher wäre an dieſer Stelle Rouſſeaus Namen zu erwähnen geweſen, der durch Wort und That dem preußiſchen Dichter das Beiſpiel einer Einſiedelei in der Schweiz vor Augen ſtellte, ein Beiſpiel, das Sénancours wertheriſierenden „Obermann“ (1804) um dieſelbe Zeit befolgt, und das in der ſpäteren franzöſiſchen Romandichtung der Sand immer wieder anklingt. Vollends borgt Conrad nur von Zolling, wenn er Kleiſts Beziehungen zu dem Thuner „Mädeli“ auf das

neueren Forschungen entsprechende Niveau herabdrückt. Doch wozu soll ich weiter nachweisen, daß Conrads Entdeckungen uns über den Menschen Kleist nichts neues sagen? Was er vollends über den Dichter vorbringt, erreicht an Bestimmtheit die Ausführungen anderer nicht, verteidigt ungeschickt genug des Prinzen von Homburg Todesangst und polemisiert in nicht ganz verständlicher Weise gegen die Auffassung, die der Exposition des genannten Stückes zuteil geworden ist oder zuteil geworden sein soll. Hier wie sonst konstruiert sich Conrad gerne das Phantom eines Kleist mißverstehenden Kritikers. Gegen ein solches Phantom zu fechten ist bequem, dem Zuschauer aber herzlich uninteressant.

Bern. Oskar F. Walzel.

Binder F., Erinnerungen an Emilie Linder (1797—1867). Zum Säcular-gedächtniß ihrer Geburt. München 1897, Verlag der J. J. Lentner-schen Buchhandlung (E. Stahl jun.). 1.50 M.

Emilie Linder war eine aus Basel stammende Malerin, die über drei Jahrzehnte bis zu ihrem Tode 1867 unvermählt in München lebte. Den hohen katholischen Kreisen dort sehr nahe stehend, trat sie, wie viele Protestanten damals aus gleichen Anregungen und gleichem Bedürfnis, 1843 zum Katholicismus über. Ich zeichne von ihren vielen hervorragenden Freunden Cornelius und Overbeck, Diepenbrock, Görres und Ringseis aus. Nach ihrem Tode schrieb Franz Binder, der sie gekannt hatte, noch 1867 ein Lebensbild in seinen Historisch-politischen Blättern, und diesen selten gewordenen Aufsatz (den ich glücklich im Original besitze) legt er jetzt, hundert Jahre nach ihrer Geburt, dreißig nach ihrem Tode, abermals in einem bequemen Bändchen vor: im Wortlaut möglichst unverändert, aber sachlich öfters berichtigt und erweitert durch neue Briefe oder solche Nachrichten, die in der Zwischenzeit biographische Werke über einzelne ihrer Freunde geliefert haben.[1])

Diejenigen Partien, um derentwillen sich die Litteraturgeschichte diese „Erinnerungen" aneignen muß, sind gerade jetzt reicher als zuvor ausgestattet worden. Es ist der Beachtung wert, daß Emilie Linder den Sommer 1830 in Sorrent mit einer Gesellschaft von Deutschen verbrachte, unter denen sich Graf Platen befand, von dessen Briefen an sie wenigstens Teile, bis zwei Monate vor seinen Tod reichend, auf S. 15

[1]) Es sei noch auf die Selbstbiographie des Maler Convertiten Friedrich Wajmann (München, Bruckmann 1896) verwiesen, der während der dreißiger Jahre in München zu den gleichen Kreisen und Personen Zutritt erhielt; vgl. Deutsche Rundschau, November 1897, S. 471. — Ein Porträt und Briefe Emilie Linders findet man auch in dem zweiten Bande des inzwischen erschienenen Werkes „Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden" herausgegeben von Alphons Maria von Steinle (Freiburg, Herder) 1897; darin auch Briefe von und an Brentano.

und 50 f. mitgeteilt werden. Ihre geistige Bedeutung spiegelt sich auch darin wieder, daß Cornelius seine Lebenserinnerungen in der Form von an sie gerichteten Briefen zu schreiben gedachte. Das Wichtigste ist aber doch, daß Clemens Brentano, der 1833 nach München kam, eine Herzensneigung zu Emilie Linder faßte, die fast zu ehelicher Verbindung mit ihr geführt hätte. Der eifrig auf ihren, damals noch festgehaltenen protestantischen Glauben einredende Brief Brentanos „an eine Freundin" (Gesammelte Schriften 9, 310) ist offenbar an sie gerichtet. Wie zur Zeit seines Verkehrs mit Luise Hensel regte sich frisch die Poesie in ihm, und es entstanden eine Anzahl Lieder und Gedichte, die neben christkatholischer Frömmigkeit auch den Herzenston entsagender Liebe wiederfanden. Von Binder und Diel-Kreiten (im 2. Bande) ist mancherlei darüber beobachtet und ausgesprochen worden, obgleich die Sache von dem, den sie interessierte, in erneute Betrachtung gezogen werden könnte. Um die Mitte der dreißiger Jahre malte sie Clemens Brentano in Öl, ein Porträt, das von Knauth lithographiert wurde, und das später, von Sichling gestochen, als Titelschmuck vor die Gesammelten Schriften und Briefe trat. Wertvoll ist Emilie Linders eigenes Urteil über ihre Arbeit, das Binder (S. 75 f.) aus ihren Briefen an Brentanos Liebling Steinle gezogen hat. Das Original vermachte sie letztwillig dem Abte Haneberg von St. Bonifaz in München.[1]) Auch die von Friedrich Tieck in Weimar gearbeitete Büste Brentanos, aus dem Jahre 1803, befand sich in ihrem Besitze.

So verdanken wir Binder vielerlei Anregung und Förderung. Er hat diese Erinnerungen durchweg gut und warm und wohlthuend geschrieben, wohlthuend auch in denjenigen Teilen, die, dem Orte des ersten Erscheinens gemäß, in bestimmt katholischem Sinne wirken sollten.

Berlin. Reinhold Steig.

Lorenz O., Staatsmänner und Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. Berlin 1896, W. Hertz. 6 M.

Ein Buch von Ottokar Lorenz hat allemal litterarisches Interesse; dies doppelt, denn es behandelt zur Hälfte Männer von schriftstellerischer Bedeutung, zur andern Memoirenwerke. Der historische Standpunkt ist hier nicht zu erörtern; nur anzumerken ist, daß der begeisterte Prophet Rankes in seiner Opposition gegen dessen Hochwertung der Archive fortfährt und Sybel als Hauptvertreter der archivalischen Historiographie zu bekämpfen nicht müde wird (S. 118. 135. 158 f. 239).

[1]) Eine Reproduktion dieses Originals wird das „Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" enthalten. Mir liegt bereits eine sehr schöne Photographie vor, die zeigt, wie weit das Titelbild vor den Schriften an Ausdruck und Auffassung hinter dem Original zurückgeblieben ist.

Am meisten geht uns der Aufsatz über G. Freytags politische Thätigkeit (S. 327 f.) an. „G. Freytag blieb stets ein nüchterner politischer Denker, ein unerbittlicher Realist im Gebiet des öffentlichen Lebens und Wohles“ (S. 330). Die Stellung der „Grenzboten“ (S. 333 f.) soll aber dennoch nur durch Sympathien ohne die Grundlage wirklicher Kenntnis bedingt sein; wogegen Freytag über Kaiser Wilhelm (S. 348) früh ein zutreffendes Urteil hatte. Sein Buch über den Kronprinzen wird (S. 352 f.) warm verteidigt; und am Schluß heißt es doch (S. 359): „Seine politische Thätigkeit stand ausschließlich unter dem Einfluß litterarischer Interessen!“ Wir gestehen, daß wir diese Aussprüche nicht zu einem lebendigen Bilde zu vereinigen wissen und daß uns die Grundbedingung historischer Kritik, sich in den Horizont einer früheren Epoche hineinzudenken, zu Gunsten einer nach dem späteren Ausgang richtenden politischen Kritik mehr als einmal vernachlässigt scheint.

Wichtig ist uns ferner der Artikel über Gentz (S. 81 f.), in dem der politische Einfluß des gewandten Journalisten wohl mit Recht sehr stark herabgedrückt wird. Von Staatsschriftstellern wird Bunsen (S. 140. 150) geringer, Radowitz (S. 134. 175) höher veranschlagt als üblich; von Historikern wenden Sybel und Gervinus (S. 284 f.) scharf kritisiert, Reumont (S. 145) dagegen gar auch als Meister der Geschichtsdarstellung gefeiert! Die Memoiren Metternichs (S. 1 f.) und Gerlachs (S. 156 f.) werden als politische Quellen, die des Grafen Vitzthum (S. 215 f.) auch als litterarische Leistungen hochgestellt.

Kulturhistorische Bedeutung hat die geistreiche Scheidung des alten und neuen Österreich (S. 95; über das altösterreichische Straffsystem S. 113), die Auseinandersetzung über die „Deutschen“ im alten Österreich (gegen Springer S. 124), nicht zum wenigsten auch die Grundauffassung Lorenz' über den geringen Einfluß, den in der Politik die „geistigen Mächte“ (S. 85) gegenüber den Leuten von Handwerk spielen sollen. Gern beruft sich Lorenz auf Aussprüche Bismarcks. Dieser beherrscht überhaupt als unsichtbares Maß alle Beurteilung. Metternich als Wahrer des alten Systems wird einigermaßen „gerettet“, weil der junge Bismarck vielfach gedacht hat wie der alte Metternich. (Beider Begegnung übrigens im Jahr 1851, die Lorenz so stark hervorhebt, hatte doch schon nach G. Heseliels Bericht die innere Übereinstimmung dargethan, die Lorenz wie eine ganz frische Überraschung hervorhebt.)

Auch die historischen Charakterskizzen über K. Wilhelms erste Liebe (S. 256), Ludwig I. von Bayern (S. 264), Ernst II. von Coburg (S. 308) u. s. w. sind fesselnd geschrieben. Ob der Verfasser ebenso glücklich ist, wo er politische Strömungen bespricht, dürfen wir nicht entscheiden; uns scheint es, als mache sein großes Vertrauen auf „konfidentielle Äußerungen und Privatbriefe“ ihn zuweilen allzu mißtrauisch gegen die offenen Dokumente starker Volksstimmungen. Lorenz ist im allgemeinen

den Staatsmännern, die Geſchichte ſchreiben, ſehr freundlich, den Hiſtorikern, die Politik treiben, recht ungünſtig geſinnt; wir wiſſen nicht, ob er ein Recht hatte, zu ſeinen Gunſten eine Ausnahme zu machen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Efterladte papirer fra den Reventlowske familiekreds i tidsrummet 1770—1827. Meddelelser af arkiverne paa Pederstrup og Brahe-Trolleborg, udgivne paa foranledning af hofjägermester lehnsgreve C. E. Reventlow ved Louis Bobé. Kopenhagen, Lehmann und Stage.

Unter dieſem Titel hat eine umfangreiche, auf neun Bände berechnete, vorzüglich ausgeſtattete Briefpublikation zu erſcheinen begonnen, deren Herausgabe dem durch eine Reihe von Studien und kleineren Mitteilungen über die Wechſelbeziehungen der deutſchen und däniſchen Litteratur vorteilhaft bekannten däniſchen Gelehrten Louis Bobé verdankt wird. Welche bedeutende, auf Dezennien hinaus tonangebende Stellung im politiſchen und litterariſchen Leben ihrer däniſchen Heimat die drei gräflichen Häuſer Bernſtorff, Reventlow und Schimmelmann in einer Reihe ihrer hervorragendſten Glieder im letzten Drittel des vorigen und im erſten Drittel unſres Jahrhunderts eingenommen haben, iſt in den allgemeinſten Umriſſen ebenſo bekannt wie die mannigfachen perſönlichen, verwandtſchaftlichen und ideellen Bande, durch welche dieſer däniſche Adelskreis mit den Größen der deutſchen Litteratur und mit dem geiſtigen Leben Deutſchlands überhaupt verknüpft war. Es iſt eine Freude, die wohlthuende gegenſeitige Einwirkung beider Nationen aufeinander in jener Zeit zu betrachten, zweier ſtammverwandter Nationen, die in Eintracht bemüht ſind, die Aufgaben des Kulturfortſchritts und der geiſtigen Bildung zu löſen. Man darf hoffen und muß wünſchen, daß die politiſchen Gegenſätze, wie ſie ſeit der Wiedereinverleibung der Elbherzogtümer in das Deutſche Reich ſich ſchroffer und ſchroffer entwickelt haben, einer friedlicheren Betrachtung der Dinge und einem ernſteren Hinblick auf die gemeinſamen friedlichen Aufgaben Platz machen und daß das Bild dieſer in dem Reventlowbuche in gegenſtändlicher Anſchaulichkeit vor Augen geführten großen Vergangenheit an dieſem Verſöhnungswerke mitarbeiten wird.

Aus den unglaublich reichen, pietätvoll gehüteten Reventlowſchen Familienarchiven in Brahe-Trolleborg auf Fühnen und in Pederſtrup auf Laaland hat Bobé unbeſchränkt ſchöpfen dürfen und ſtellt alles dasjenige in ſeinem Werke zuſammen, was bedeutungsvoll und intereſſant erſcheint. Die mitgeteilten Quellen ſind in der Originalſprache, faſt durchgängig, bei den Briefen immer deutſch, abgedruckt; die Beigaben des Herausgebers, Einleitungen und erklärende Anmerkungen, ſind in däniſcher Sprache

geſchrieben: ſo repräſentiert das Buch ſchon durch ſeine Zweiſprachigkeit die enge Verbindung beider Völker in der behandelten Zeitepoche. Mir liegt es an dieſem Orte nur ob zuſammenzuſtellen, was irgend auf deutſche Litteratur- und Kulturgeſchichte bezügliches in dieſem reichen Quellenmaterial ſich findet. Auf die Bedeutung der Publikation für die politiſche und litterariſche Geſchichte Dänemarks kann hier nur im Vorbeigehen hingedeutet werden. Ebenſo kann ich nur hier eingangs auf den pſychologiſchen Reiz hinweiſen, den die Selbſtdarbietungen dieſer hervorragenden Menſchen einem ſich in die Charaktere und Exiſtenzbedingungen derſelben einlebenden teilnehmenden Betrachter gewähren. Nicht mit Unrecht ſagt der Herausgeber (1, XI): „Wenn der moderne Menſch, müde von dem nervöſen Haſten der Zeit, von ihrem Zweifel und ihrem Aufgeben ihrer ſelbſt, ſich für eine Stunde in dieſe Zeit der Schöngeiſter und Schwärmer vertieft, welche das Beſte wollten, das Unendliche hofften, iſt ihm zu Mute, wie wenn man nach einer langen beſchwerlichen Wanderung durch den Lärm und das Gewimmel der Großſtadt das Fenſter öffnet hinaus nach einem alten ſtillen Garten, wo Träume und Erinnerungen unter Bäumen und Büſchen ſchlummern."

Erſter Band: Geheimestatsminister grev Christian Ditlev Frederik Reventlows breve og dagbogs optegnelser i udvalg. 1895.

Im Mittelpunkt des erſten Bandes ſteht der ältere der beiden berühmten Brüder Reventlow, Chriſtian Ditlev Frederik (1748—1827). Nach dem Beſuch des Altonaer Gymnaſiums und der Leipziger Univerſität, wo er gleichzeitig mit dem jungen Goethe ſtudierte (daß beide ſich „unzweifelhaft" kennen gelernt haben, behauptet Bobé S. XXXII ohne eigentlichen Beweis), begab er ſich mit ſeinem Hofmeiſter Karl Wendt, dem ſpäteren Konferenzrat und Oberpräſidenten in Kiel, auf eine längere Bildungsreiſe, auf der Süddeutſchland, die Schweiz, Savoyen, Südfrankreich, Paris, London, Oxford, Belgien und Holland, nach kurzer Pauſe dann auch Norwegen und Schweden beſucht wurden. Nach der Rückkehr begann er ſeine Staatslaufbahn 1773 als Auskultator beim Ökonomie- und Kommerzkollegium und ſtieg mit der Zeit, nacheinander in faſt allen Reſſorts der inneren Verwaltung beſchäftigt, bis zum Staatsminiſter auf, wozu er 1797 nach Bernſtorffs Tode ernannt wurde. 1807 während der Blokade Dänemarks durch die engliſche Flotte begleitete er den König und den Kronprinzen nach Holſtein. Ende 1813 wurde er auf ſein Anſuchen von ſeinen Ämtern entbunden und lebte ſeitdem auf ſeinen Gütern auf Laaland. Seine Beamtenthätigkeit iſt für Dänemark und die Hebung ſeines Wohlſtandes geradezu epochemachend geweſen: er hatte zuerſt auf ſeinen Gütern im kleinen den Beweis zu liefern verſucht, von welchen günſtigen Folgen die Aufhebung der Leibeigenſchaft der Bauern und ihrer Konſequenzen für den Nationalwohlſtand iſt, und ſetzte die-

ſelben liberalen Prinzipien dann auch im großen in die Wirklichkeit um; die däniſche Bauernſchaft verehrt in ihm ihren Befreier, der trotz aller leichtbegreiflicher Gegenſtrömungen ohne Wanken auf dieſes Ziel hin mit Einſetzung ſeiner beſten Kräfte arbeitete. Aber auch auf andern Gebieten, zur Regelung der Korneinfuhr und des Kornzolls, für den Viehhandel, für die Heranziehung der Bauern zu Selbſteigentümern, für das Zehntenweſen hat er erfolgreich gewirkt. Für die geiſtige Bildung ſeiner Bauern ſorgte er mit ſeinem Bruder durch Einrichtung verbeſſerter Volksſchulen. Als Forſtmann war er ſelbſtändig ſchriftſtelleriſch thätig; bedeutend waren ſeine Reformen auf dem Gebiete des Wege-, Poſt-, Leuchtfeuer-, Deichverbeſſerungs- und des Armenweſens. So iſt er, einer der populärſten Männer Dänemarks, allgemein verehrt und geliebt, 1827 geſtorben und ſein Name bleibt mit wichtigen Ereigniſſen der däniſchen Geſchichte für immer verbunden. Der vorliegende Band enthält Briefe von ihm aus den Jahren 1772—1822 an ſeine Braut Friederike Charlotte von Beulwitz, an Karl Wendt, an ſeinen Bruder Johann Ludwig, an ſeine Schweſter Luiſe Stolberg, an ſeinen Sohn Chriſtian Ditlev, an die Brüder Chriſtian (S. 55. 146) und Fritz Stolberg (S. 111) und an den Grafen Ernſt Schimmelmann. Den Briefen folgen vereinzelte Auszüge aus (meiſt däniſch geſchriebenen) Tagebüchern, welche von 1801—1827 reichen: in ihnen fällt die ſehr häufig angewandte Figur der Apoſtrophe auf.

Durch ſeine Schweſter Luiſe, deren guten und richtigen Verſtand Wilhelm von Humboldt (Tagebuch von ſeiner Reiſe nach Norddeutſchland S. 84) lobt, der auch von ihrer Kenntnis des Lateiniſchen und der kantiſchen Philoſophie berichtet, war Chriſtian Reventlow dem Stolbergſchen Kreiſe verwandtſchaftlich aufs engſte nahegerückt: Luiſe heiratete 1777 in zweiter Ehe Chriſtian Stolberg. Ein gutes Charakterbild von ihr entwirft Chriſtian Reventlow ſeiner Braut (S. 11) aus der Zeit ihrer erſten Ehe mit Gramm. Wie an ſeines Schwagers Chriſtian, ſo nimmt Reventlow natürlich auch an Fritz Stolbergs Gedeihen und Schickſalen lebhaften und herzlichen Anteil: ſo bei ſeiner Liebe zu Sibylle Schubart, die dann Ludwig Reventlows Frau wurde (S. 45; hübſch iſt das S. 280 mitgeteilte Bild, wie Sibylle auf Beſuch in Löitmark beim Studium der Lavaterſchen Phyſiognomik auf die Silhouetten der Brüder Stolberg ſtößt und von Lavaters ſchwungvollem Hymnus auf Fritz entzückt iſt), und bei ſeiner Bewerbung um die Grafſchaft Rantzau (S. 93. 94). Auch durch Stolbergs Konverſion, die Reventlow im Grunde ſo wenig billigte wie alle Freunde Stolbergs, wenn er auch ſeiner friedfertigen Natur entſprechend dem Freunde gegenüber ſo milde als möglich ſich ausſprach, wurde an dem Verhältnis beider nichts geändert. Gleich am 30. Auguſt 1800 ſchreibt er an Stolberg einen Brief über die Thatſache (S. 111): er erkennt die Lauterkeit und Uneigennützigkeit des gethanen Schrittes an, ſucht ſich den Übertritt aus einer Konfeſſion in eine andre für chriſtlicher

gehaltene pſychologiſch zu deuten, hebt den allgemein-chriſtlichen Standpunkt über den beſchränkt-konfeſſionellen hervor („Es wäre traurig, wenn in dieſen Zeiten, wo die Anzahl der wahren Chriſten geringer als ſonſt je ſcheint, wir uns an der Schale hielten und den Kern vergäſſen und Kephiſch oder Pauliſch oder Lutheriſch hießen; nein, Chriſten wollen wir alle ſein, voller Irrtümer, von denen wir uns aller Beſtrebung ohngeachtet nicht trennen können, aber auch voller Einfalt, Demut, Liebe und Duldung. Setzeſt du darin deinen Katholicismum, ſo bin ich auch katholiſch und ich hoffe, daß du denn mit mir auch evangeliſch biſt" S. 112) und ſchließt mit den Worten: „Ich liebe dich nicht weniger als bisher, ich halte den Schritt, den du gethan haſt, für eine Folge deiner zu weit getriebenen Strenge, aber ich liebe dich um ſo mehr, da dir kein Opfer für Chriſti Religion zu ſchwer zu bringen geweſen iſt .... Ich weine über deinen Entſchluß, über das, was ich an demſelben für Irrtum halte, und bete Gott an, daß er alles für dich und die Deinigen zum beſten leite" (ebenda). 1807 ſahen ſich beide Familien dann zuerſt in Windebye wieder: „Sie ſind alle ſanfter und beſſer geworden," ſchreibt Reventlow ſeinem Sohn (S. 131), „ſeitdem ſie den Katholicismum nicht mehr heimlich im Herzen tragen," und bedauert von neuem den durch den proteſtantiſchen Rationalismus verurſachten „Fehltritt" des Freundes, der der „mit Menſchenſatzungen verunreinigten" Religion das Opfer vieler Vorteile „mit reinem Herzen" gebracht habe. Noch im April 1819 nach einem ſoeben von Stolberg empfangenen Briefe iſt er aufs neue feſt verſichert mit ihm trotz des äußerlichen konfeſſionellen Unterſchiedes „doch vor Gott zu derſelben Kirche" zu gehören. Des verewigten Freundes letzte Arbeit, das Büchlein von der Liebe, lieſt er Anfang 1820 mit wehmütigem Intereſſe, nicht ohne an dem „wunderbaren" Beweis von der Infallibilität des Papſtes und der römiſchen Kirche Anſtoß zu nehmen (S. 203). Gegen Voßens Angriffe auf „die Aſche unſres trefflichen Stolbergs" iſt er ſehr aufgebracht, ermahnt jedoch Chriſtian, ſich auf keine Polemik gegen den „unreinen", den „verkehrten" einzulaſſen (S. 206). Katharine Stolbergs 1803 erfolgte Konverſion und Widerruf erweckten in Reventlow entſprechend wechſelnde Empfindungen (S. 235. 121). — Ich ſchließe hier noch ein paar Urteile über Perſonen und Zeitereigniſſe an. Als ſeine Lehrer am Altonaer Gymnaſium ſchätzte Reventlow beſonders Baſedow und Duſch, der das ihm beim Abgang überreichte Abſchiedscarmen verfaßt hatte (S. 263). Starke, teilweiſe ungerechte Worte des Tadels findet er 1815 für Niebuhrs Wiedereintritt in den preußiſchen Staatsdienſt nach ſeinem Zerwürfnis mit dem Staatskanzler: ſeinen Aufſatz über die holſteiniſchen Stände (vgl. Lebensnachrichten über Niebuhr 2, 107) erklärt er nicht leſen zu wollen, „um ihn nicht haſſen zu lernen, wie ich ſeine bisherigen Verhandlungen verachte; er verdient in ſeinem ſtolzen Eigendünkel mehr Mitleiden als das von ihm unanſtändig bemitleidete

Vaterland, dem er ſchändlich entſagt hat“ (S. 160); „Berger und Huth kann ich nicht mit dem aufgeblähten ehrgeizigen, mit den wichtigſten Geheimniſſen des Staates ſich in ein fremdes Land in Dienſte begebenden Niebuhr auf einmal nennen; er ſteht ebenſo weit unter ihnen, als er mit ſeinem vollgepfropften Gedächtniskaſten von unverdauten Kenntniſſen ſich über ihnen zu ſtehen glauben mag; der ganze Kerl iſt mir von jeher unausſtehlich geweſen und iſt wie Baggeſen von Schimmelmann hervorgezogen und verdorben worden“ (S. 161). Hennings, der Bruder der Frau Reimarus, iſt nach Reventlows Urteil eingebildet und beleidigt durch ſeinen Stolz die meiſten Menſchen (S. 220). Seinen vollen Abſcheu erweckt die Nachricht von Kotzebues Ermordung: „Gott gebe, daß es nicht wahr ſein möge, daß mehrere Jünglinge in dieſen Mordanſchlägen verflochten ſein mögen!“ (S. 200.)

Von Eindrücken litterariſcher Lektüre handeln Reventlows Briefe höchſt ſelten, ſeine Tagebücher niemals. In einem durch politiſche Geſchäfte und nationalökonomiſche Arbeiten ſo gänzlich abſorbierten Leben konnten Werke der ſchönen Litteratur naturgemäß keinen großen Raum einnehmen, zumal der Vielbeſchäftigte freie Stunden lieber im Familienkreiſe als bei einſamer Lektüre verbrachte; auch in der Muße ſeines weltabgeſchiedenen Alters änderte ſich darin nichts. Daß Reventlow von den Werken Leſſings, Herders, Goethes, Schillers nachhaltigere Eindrücke empfing, darf bezweifelt werden: ſie müßten ſich irgendwie in ſeinen intimen brieflichen Äußerungen ſpiegeln. Zudem gehörten ſeine in Deutſchland verbrachten Jahre der Periode Gellerts und Gottſcheds an: Gellert lieſt er gemeinſam mit ſeiner Braut, die zuerſt die Verſe nicht richtig lieſt, da ſie ſie ſkandieren zu müſſen glaubt (S. 44), in lebenslänglich bewahrter treuer Erinnerung an die bei ihm in Leipzig gehörten Vorleſungen (daß Gellert ſich damals vornehmer Dänen annahm, erzählt auch Goethe in ſeiner Selbſtbiographie Werke 27, 129 Weimariſche Ausgabe); einen durch die politiſchen Geſchäfte verknöcherten Beamten nennt er einen Gottſched (S. 99). Eins ſeiner Lieblingslieder iſt Hagedorns Johann der muntere Seifenſieder (S. 39. 95), den er als Typus unbekümmerter Gleichmütigkeit gern im Munde führt. Von jüngeren Dichtern kennt er Hebels Alemanniſche Gedichte (S. 182); bei Jean Paul findet er „bei weitem nicht alles klaſſiſch“, will „deswegen an jedem Stücke nach dem Werte des Gehaltes das Zeichen des Goldes, Silbers, Bleis, auch des Sandes, auch der Seifenblaſen am Rande zeichnen“ und glaubt, daß ſeine Werke durch Herſtellung einer verſtändigen Chreſtomathie ſehr gewinnen würden (S. 194), eine Anſicht, die ähnlich auch Karl Lehrs in einer Tagebuchnotiz ausgeſprochen hat (Ausgewählte Briefe von und an Lobeck und Lehrs S. 113). Den Ausſpruch Fichtes, „daß wir in der Epoche des größten Verderbens leben,“ citiert er dreimal (S. 160. 188. 200). An Harms' 95 Theſen tadelt er den „harten unchriſtlichen Bombaſt“, an Harms ſelbſt

den „Pfaffenſtolz“, der die Reinheit der chriſtlichen Lehre bedenklich ſtöre (S. 190. 192). Franz Volkmar Reinhards, des Dresdener Hofpredigers, Syſtem der chriſtlichen Moral iſt ihm „eines der herrlichſten Bücher, die je geſchrieben worden ſind“ (S. 196); gegen ſeine Angriffe verteidigt er in ſeinem Tagebuche den Glauben an die fortgeſetzte Gemeinſchaft und Einwirkung vorausgegangener Freunde auf die Nachlebenden (S. 265). Ob eine Sammlung däniſcher Volkslieder, die er im Alter auf Laaland begann und von der als Probe in einem Briefe das Lied einer Spinnerin mitgeteilt wird (S. 181), wirklich vollendet und erſchienen iſt, weiß ich nicht.

Bobés erklärende Anmerkungen, die eine Menge Daten über die vorkommenden Perſonen auch aus entlegeneren und unbekannteren däniſchen Büchern beibringen, könnten bei allem Dankenswerten, was ſie bringen, hie und da reichhaltiger und ausführlicher ſein: ſo weiß der deutſche Leſer nicht ohne weiteres, daß es ſich S. 104 um Bernſtorffs letzte Krankheit, S. 143 um den General Bagration (Reventlow ſchreibt „Pancration“) handelt, welche Arbeit Niebuhrs S. 160 gemeint iſt u. ſ. w. Auch die Zahlencitate ſind nicht immer zuverläſſig. Der Brief S. 141 kann nicht an Luiſe Stolberg gerichtet ſein. In den deutſchen Texten der Briefe ſind mir zwei Fehler aufgefallen: S. 112 iſt „kephiſch“ für „kuphiſch“ zu leſen (vgl. Korintherbrief 1, 3, 22 und S. 236); S. 165 unten vermute ich „bekennen“ für „bekommen“.

Zweiter Band: Grev Johan Ludvig Reventlows breve i udvalg. 1896.

Der zweite Band gruppiert ſich um die Geſtalt des jüngeren der beiden Brüder Reventlow, Johann Ludwig (1751—1801), des däniſchen Rouſſeau, wie ihn Charlotte Schimmelmann nennt (Charlotte von Schiller 2, 376). Die Schul-, Univerſitäts- und Reiſejahre verlebte er mit ſeinem Bruder Chriſtian gemeinſam: in Leipzig trat er Chriſtian Felix Weiße nahe; in ſeinem eingehenden Reiſetagebuch finden ſich wunderbar reife Beobachtungen und Urteile über Landwirtſchaft, Nationalökonomie, Technologie und beſonders Schul- und Unterrichtsweſen. 1773 trat er als Auskultant der Rentekammer in den Staatsdienſt, verlegte jedoch von Anfang an mehr und mehr den Schwerpunkt ſeiner Thätigkeit auf die Verwaltung des ihm vererbten Gutes Brahe-Trolleborg und trat, um ſich dieſer ſeiner Lebensaufgabe ganz widmen zu können, 1788 aus der Beamtenlaufbahn aus. 1778 verheiratete er ſich mit Sibylle Schubart, einer Schweſter von Charlotte Schimmelmann. 1783 reiſte er, um mit dem verbannten Bernſtorff über ſeine Rückkehr zu unterhandeln, nach Deutſchland und beſuchte Pyrmont, Leipzig, Deſſau und Magdeburg. Nach ſeinem Austritt aus dem Staatsdienſt ging ſein Leben in raſtloſer Arbeit für die materielle und geiſtig-ſittliche Hebung ſeiner Bauern auf, nicht ohne harte Kämpfe,

die seinem Leben ein frühes Ziel setzten. Bahnbrechend für das gesammte dänische Volksschulwesen waren seine nach dem Vorbild deutscher Jugendlehrer wie Cramer, Resewitz, Basedow, Campe, Saltzmann und vor allen Rochow geplanten und größtenteils auch durchgeführten pädagogischen Reformen: man findet diese Seite seiner Thätigkeit in Bobés Einleitung eingehend dargestellt. Aber auch für das materielle Wohl der Bauern, vor allem für die Aufhebung der Leibeigenschaft sorgte er nach Kräften in ideellem Verein mit seinem Bruder Christian: die bei der Aufhebungsfeierlichkeit von ihm gehaltene schwungvolle, von hohem Idealismus getragene Rede ist in unserm Bande abgedruckt. Im Vergleich zu seinem maßvolleren, kühleren Bruder Christian erscheint er leidenschaftlicher, impulsiver, ja zu Zeiten fast zerfahren. Auch im Stil seiner Briefe macht sich das Sprunghafte seines Wesens geltend; er liebt kurzatmige Sätze, in denen er mit Vorliebe das Subjekt oder ein Hilfsverbum ausläßt; Christians Gedanken fließen dagegen oft in geradezu klassischer Form dahin. Der vorliegende Band enthält Briefe von ihm aus den Jahren 1770—1799 an seine Schwester Luise Stolberg, an seinen Schwager Christian Stolberg (S. 46. 72. 92), an seinen Bruder Christian, an Andreas Peter Bernstorff und an Karl Wendt.

Mit Christian Felix Weiße war Reventlow, wie schon erwähnt, als Student in Leipzig in freundschaftliche Berührung getreten; noch zwanzig Jahre später rühmt er ihn den Geschwistern Stolberg, die Leipzig aufsuchen wollen, als „herrlichen Mann", „es ist kein treuerer dienstfertigerer Freund" (S. 54). Auch Huber erwähnt er an derselben Stelle lobend. Baggesen war mit Reventlows eng befreundet: er hielt sich ein paar Jahre auf Brahe-Trolleborg auf, wo er den Bauern bei den abendlichen Versammlungen Holbergs Komödien, „aber etwas mutiliert" vorlas (S. 65); an seiner Verheiratung nahm Reventlow herzlichen Anteil (S. 95. 100); „Baggesens Frau würde dir sicher gefallen, sie ist ganz schweizerisch, vergöttert ihren Mann gar nicht, disputiert sehr lustig mit ihm herum, aber liebt ihn sehr" (S. 103); „Im ganzen bin ich sonst deiner Meinung, daß er viel Eitelkeit und Eigenliebe hat, dabei aber so viel Gutes und so herrliche Talente und Fähigkeiten, daß man ihn doch gerne hat" (S. 111; vgl. auch S. 110). In der längeren Anmerkung über Baggesen (S. 222) hätten Humboldts Urteile über ihn nicht übergangen werden sollen (vgl. Briefe an Jacobi S. 60. 67. 72 und Goethejahrbuch 8, 64). Von schwärmerischer Verehrung ist Reventlow für Johann Andreas Cramer beseelt: bei seinem Tode weiht er ihm einen wehmütigen Nachruf (S. 69); „Ganz Deutschland und Norden sollte über ihn klagen, sein Verlust durch nichts zu ersetzen, eine wahre Strafe fürs Land" (S. 70; vgl. auch S. 104). Über Niebuhr in den Jahren seines Sekretariats bei Schimmelmann wird ein vorsichtig anerkennendes Urteil gefällt (S. 124), ein scharf ablehnendes über Hardenberg, den späteren Staatskanzler, als dessen Ehe mit Revent-

lows Couſine Juliane Friederike Reventlow geſchieden wurde (S. 151). 1797 berichtet Reventlow bei einem Beſuche Eutins: „Schloſſer habe ich nur einen Augenblick geſehen, er iſt über den Tod ſeines Bruders tief gebeugt; die Frau gefällt ungemein. Daß Jacobi mit ſeinen Schweſtern hier iſt, hat uns ſehr glücklich gemacht. Voß beſuchten wir geſtern Nachmittag, er iſt äußerſt intereſſant“ (S. 128). Ein Jahr vorher lernte Reventlow auch den Hamburger Freundeskreis kennen (hier hätte Bobé in der Anmerkung auf Humboldts Reiſetagebuch und Poels Bilder aus vergangener Zeit verweiſen ſollen): er erwähnt den „treuen und freundſchaftlichen“ Ebeling, Sillem, Reimarus, den „eiteln“ Plattner, General Dumouriez, Vogt in Neumühlen, den alle ſeine Erwartungen übertreffenden „herzlichen“ Reinhold, Mumſen und Klopſtock (S. 169).

Litterariſche Intereſſen nahmen in Ludwig Reventlows Leben ebenſo wenig oder vielleicht noch weniger Raum ein wie in dem ſeines Bruders Chriſtian. Von ſeiner Schwägerin Charlotte Schimmelmann ſchreibt er einmal: „Charlotte hat itzt ſo viele intereſſantere Gegenſtände, die ihr die ganze Zeit ausfüllen, daß ſie mich ſicher nicht vermißt, nur meine Blößen um ſoviel lebhafter ſpüren würde; es giebt das auch einen andern Ton, für den ich nicht gemacht bin, ſo wie überhaupt Geſellſchaften nicht mit meinem Weſen ſtimmen; i am not fit for it at all. Auch Lektüren von der dramatiſchen Art ſind mir in der Länge auch das nicht, was ſie mir ſein ſollten, habe das intérêt nicht“ (S. 68). Das geht auf das weitgehende litterariſche Bildungsbedürfnis Charlottens, das wohl ihre Schweſter Sibylle, aber nicht deren Mann teilte. Das beweiſt Charlotte ſelbſt, wenn ſie an Schillers Frau 1799 nach einem Aufenthalt in Brahe-Trolleborg ſchreibt: „Da auch wurde der Wallenſtein geleſen, verſtanden und ganz genoſſen; meine Schweſter war entzückt, Schillers Geiſt lebte unter uns und wir verdankten ihm die herrlichſten Momente unſres Zuſammenſeins“ (Charlotte von Schiller 2, 380). Auf ſeiner engliſchen Reiſe ſieht Reventlow in London den Kaufmann von Venedig: „Je me souviens d'avoir vu dans le premier acte,“ ſchreibt er (S. 5), „que quelqu'un a signé une lettre de change de six mois, dans le second elle était échue et dans le troisième on allait exécuter l'homme, qui ne pouvait pas la payer .... J'avoue, que cela m'a choqué terriblement.“ Die engliſche Schauſpielkunſt (für eine Vorſtellung Garricks hatte er allerdings kein Billet mehr bekommen) begeiſtert ihn wenig, nur ihr höchſt täuſchendes Darſtellen des Todtaliegens lobt er ſehr (S. 5). „Et qu'est-ce qui pourrait être plus ridicule que de voir une scène très comique au milieu d'une tragédie, qui vous déchire le coeur, défaut, que l'on trouve surtout dans les pièces de Shakespeare“ (S. 6). Er lobt „notre cher Thomson“ (S. 12) und bewundert Pope (S. 29; vgl. auch S. 110). Wieland wird nebenbei einmal erwähnt (S. 10). Aus Zollikofers Predigten zieht er Material für einen an Stelle

des Lutherſchen zu ſchreibenden Katechismus (S. 106. 107). Intereſſant für die langſame Verbreitung litterariſcher Dinge iſt folgende Stelle vom Dezember 1790: „Von Kant hat keiner von uns eine richtige Idee, wir möchten aber gerne ſeine Philoſophie kennen lernen. Baggeſen hat hier nur von ſeinem Lob und Verdienſte geſprochen, nicht aber von ſeinem eigentlichen Inhalte. Er hat aber wohl ſein Syſtem drucken laſſen. Oeſt (ein Volksſchullehrer in Brahe-Trolleborg) kannte nur die Kontroverſe, das Buch ſelbſt hat er aber nicht geleſen. Gelegentlich kriegen wir es wohl“ (S. 110).

Auch in dieſem Bande könnten die Anmerkungen reichhaltiger ſein: ſo erfährt man nichts über Rothe (S. 95), Kölpin (S. 113; vgl. Humboldts Reiſetagebuch S. 14), Baron Maclane (S. 169), Malling (S. 173); ob das Bauernteſtament (S. 175) wirklich in Beckers Ephemeriden der Menſchheit erſchienen iſt, konnte geſagt werden; bei der Anmerkung über den Grafen Purgſtall (S. 225) war auf Goethes Briefe 12. 313. 320. 333 zu verweiſen; die S. 8 erwähnten engliſchen Parks Leaſowes und Hagley beſchreibt ausführlich Forſter in den Anſichten vom Niederrhein 3, 139. 148 (Sämtliche Schriften 3, 403. 406). Im Text der Briefe iſt wahrſcheinlich zu verbeſſern: S. 123 unten „große“ in „grobe“, S. 189 unten „ſein erwarte“ in „ſeiner warte“. — Den Anfang eines Briefes aus dem Auguſt 1788 „Nun Krieg und Kriegsgeſchrei überall tönet“ (S. 147) erwähne ich hier noch, weil er Licht zu werfen im Stande iſt auf eine Hypotheſe zur Chronologie der Fauſtſcene vor dem Thor (vgl. zuletzt Pniower im Goethejahrbuch 16, 169), der dadurch jede Stütze endgiltig genommen wird.

Dritter Band: Grevinde Luise Stolbergs breve i udvalg samt breve fra greverne Christian og Frederik Leopold Stolberg. 1896.

Im Mittelpunkt des dritten Bandes ſteht die Schweſter der beiden Brüder Reventlow, Luiſe, in erſter Ehe mit Hofjägermeiſter von Gramm, in zweiter mit Chriſtian Stolberg vermählt (1746—1824). Mit fünfzehn Jahren Frau eines vierundzwanzigjährigen Wollüſtlings, wurde ſie mit zweiundzwanzig Jahren Witwe; mit einunddreißig heiratete ſie Chriſtian Stolberg, mit dem ſie in langer glücklicher Ehe lebte. Ihren beiden berühmten Brüdern geiſtig ebenbürtig, folgte ſie ihrem Leben und ihren Beſtrebungen mit Sympathie und vollem beirätigem Verſtändnis. Ihre Zeit war gleich geteilt zwiſchen der Fürſorge für Haus und Garten, der Lektüre der neueſten belletriſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Werke und der Beſorgung ihrer unerhört ausgedehnten Korreſpondenz, die mit den Jahren ſo zunahm, daß ſie zuweilen jährlich über tauſend Briefe ſchrieb. In ihren Briefen vereinigt ſie in ungezwungener Weiſe familiäre Plaudereien, äſthetiſche und politiſche Betrachtungen, ſcharfe und treffende Urteile über

Perſonen, Empfindungsmalerei, alles mit einer bedeutenden ſtiliſtiſchen Herrſchaft. Im Amtmannshauſe von Tremsbüttel kehrten die bedeutendſten geiſtigen Größen des Jahrhunderts ein und verließen die gaſtfreie Stätte nie ohne tiefempfundene Bewunderung vor der Hausherrin: Klopſtock, Claudius, Boie, Baggeſen, Reinhold, Jacobi, Lavater, Wilhelm von Humboldt, Schloſſer, von ihnen allen beſitzen wir mehr oder weniger ausführliche Urteile über Luiſe Stolberg. Auch Dichtungen ſind von ihr vorhanden: daß ſie an ihres Mannes Otaues Anteil hatte, bezeugt dieſer ſelbſt in dem Widmungsgedicht an Julie Reventlow; ein bürgerliches Schauſpiel in drei Akten, Emil, eine Fortſetzung des Rouſſeauſchen Emil ou les solitaires, im vorliegenden Bande (S. 305) zum erſten Mal nach der Handſchrift abgedruckt, ſcheint mir Bobé (S. XXVII) ein wenig zu hoch einzuſchätzen, wenn er auch mit Recht den natürlich leichten Fluß der Diktion lobend hervorhebt. Weitaus bedeutender war dieſe Frau jedenfalls durch das, was ſie perſönlich und menſchlich ihren Freunden und ihren von ihr zärtlich geliebten Geſchwiſtern geweſen iſt. Der vorliegende Band enthält Briefe von ihr aus den Jahren 1770—1819 an ihre Brüder Ludwig und Chriſtian Reventlow und deren Frauen, an den Philoſophen Reinhold, an ihre verehrte zweite Mutter Baroneſſe Lövenſkjold, an Karl Wendt und an den Herzog Friedrich Chriſtian von Auguſtenburg.

Uns intereſſiert zunächſt ihr Verhältnis zu dem weimariſchen Kreiſe, zu dem ſie ſich trotz aller Höhe ihrer geiſtigen Bildung als Glied eines andersdenkenden Kreiſes nie recht hingezogen fühlte. Als Amalie Münſter die Oberhofmeiſterinſtelle bei der Erbprinzeſſin von Weimar angeboten wurde, ſchreibt Luiſe an Reinhold: „In Weimar wird ſie das nicht finden, was ſie hofft. Ihr Verſtand wird die erſte Zeit ſchwelgen, aber ihr Herz wird darben, und ſowie man an dieſem den Hunger bemerkt, wird ſie verblüht haben, denn nur in der Äſthetik leben und weben dieſe Regenbogengenies .... Vielleicht wird ſie in dieſem Tempel der Honigſladen überdrüſſig“ (S. 156). Im Mai 1784 waren beide Brüder Stolberg mit ihren Frauen auf der Reiſe nach Karlsbad in Weimar (vgl. Goethes Urteile, Briefe 6, 282. 284. 286. 315), Luiſe dann nochmals allein im Jahre 1792, wo Goethe von ihr ſchreibt: „Ihre ungebändigte Tadelſucht macht eine ſolche rauhe Witterung um ſie her, daß keine meiner Herzensblumen ſich entfalten konnte“ (Briefe 9, 310). Ihre Urteile über Goethe ſind ohne Liebe, zuweilen ohne Verſtändnis: „Der Dialog der Ausgewanderten iſt gewiß von Goethe und ich finde unſer deutſches Publikum ſehr gütig, einem Autor, der es ſo wenig achtet, ſo viele Achtung zu bezeugen; aber unſer Publikum iſt noch wie unſre Staaten, ein Aggregat ohne Einheit, ohne Organiſation“ (S. 149); „Goethe iſt ganz franzöſiſch und trägt einen Knopf von Augereau in der Taſche, ein ſchönes Amulet“ (S. 167, vom März 1807); „Saat von Goethe geſäet, am Tage der Garben zu welken! hat Sie dieſe Parodie nicht empört? Eben ſchrieb ich

an Perthes, daß mir die egyptiſche Verehrung von Zwiebeln und Ibiſſen weniger ſinnlos ſchiene als dieſe Anbetung Goethens“ (S. 171, vom Dezember 1807); „Über Goethe habe ich lange ſo gedacht wie Sie. Bei Menſchen wie bei Sachen galt ihm immer die Form mehr wie der Inhalt. Als ich zum erſten Male 89 Jacobi ſah, wurde er ſehr böſe, weil ich Goethe ein unwilliges Glied in der Kette der Dinge nannte; jetzt aber, wo er ihn im Jahre 5 zu Weimar ſah, hat er, glaube ich, anders über ihn denken gelernt“ (S. 186, vom März 1816). Im April 1809 erwähnt ſie „den großen Kophten und ſeinen Sancho Panza Werner“ (S. 176). Im April 1814 ſchreibt ſie: „Die Frau von Ahlefeldt .... war kürzlich hier und erzählte mir, daß Goethe beim Durchzug der Alliierten einen großen Ärger gehabt hätte. Der Fürſt Colloredo war bei ihm einquartiert; Goethe kommt ihm, geziert mit dem franzöſiſchen Orden, vor der Thür entgegen; der Fürſt fährt zurück, dann auf den Orden hin, reißt ihn ab und tritt ihn mit Füßen. Sie fügte hinzu, man glaube in Weimar, Goethe würde wegziehen“ (S. 181); über dieſe in dieſer Form jedenfalls unwahre Geſchichte vgl. Goethes Briefe an Frau von Stein² 2, 462 und Briefwechſel zwiſchen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen S. 130. 137. Schiller wird von Luiſe 1792, als Stolberg ihn in Dresden ſehen ſollte, als „bien roide et peu liant“ bezeichnet (S. 69); ſie citiert das Lied an die Freude (S. 60) und die Worte des Wahns (S. 179) und lobt die äſthetiſchen Briefe (S. 149); nach ſeinem Tode ſchreibt ſie: „Auch Sie werden Schillers Tod beklagen. Leicht ſei ihm die Erde! Er hat ſchöne Lieder geſungen; möge er ſeine Leier dort als Harfe wiedererhalten! Auch ihm hat Lucifer Goethe geſchadet. Möge der Tod des Freundes ihn wecken, ihm eine leiſe Ahndung der Zukunft, auf die er keine Prätention macht, geben!“ (S. 157). Von Herder lobt Luiſe die Schrift vom Geiſt der ebräiſchen Poeſie (S. 43. 44) und den vierten Teil der Zerſtreuten Blätter (S. 115). Wieland wird nur vorübergehend erwähnt (S. 7. 114. 179). Mit der Herzogin Luiſe war Luiſe Stolberg ſeit ihrem zweiten weimariſchen Aufenthalt intim befreundet: ihr langjähriger freundſchaftlicher Briefwechſel ſcheint jedoch verloren oder iſt zur Zeit noch unzugänglich; daß er viele intereſſante Einzelheiten über das weimariſche Leben enthielt, darf man vermuten; die Unterredung der Herzogin mit Napoleon 1806 giebt Luiſe, offenbar nach einem Briefe derſelben, wörtlich wieder (S. 126). Karl Auguſt iſt ihr „ſehr freundlich und natürlich und gut in mancher Abſicht“ (S. 36) und „wirklich beſſer als ſein Ruf“ (S. 114, vom Jahre 1792). Ganz entzückt iſt ſie von der Erbprinzeſſin Maria Paulowna (S. 124) und vom Erbprinzen Karl Friedrich (S. 167).

Weiterhin ſind von litterariſchen oder perſönlichen Urteilen Luiſens folgende intereſſant. „Ebert habe ich entſetzlich lieb, fromm, gelehrt, munter, liebend wie ein Knabe. Wer kann einen ſolchen Greis nicht

lieben?“ (S. 22; vgl. auch S. 116). Die Bemerkungen über Baggeſen werden mit der Zeit immer ungünſtiger: 1787 tadelt ſie ſeine grenzenloſe Unſauberkeit, bemerkt aber doch: „Ich habe ihn herzlich lieb, er hat eine ſchöne Seele, ſie galoppiert ſchön, aber ſie muß den ebenen Trab noch lernen“ und teilt ein Paar kleine Züge mit (S. 45); 1795 nach ſeiner großen Reiſe findet ſie ihn bis auf den angeführten häßlichen Fehler, den er mit Klopſtock, Gerſtenberg und Hölty teile, mannigfach gebeſſert (S. 76); ſpäter nennt ſie ihn doch „kindiſch“ (S. 151), „eitel, unbeſtimmt, unwahr“ (S. 169) und ſpricht von ſeinem „loſen Geſchwätz“, ſeiner „lockeren Moral“, ſeiner „Inkonſequenz“ (S. 178). Lavater erregt bei ſeinem Beſuche Dänemarks ihren hohen Enthuſiasmus (S. 73). Ebenſo tritt ihr Jacobi nahe ans Herz, „un philosophe, comme on en voit peu“ (S. 75), der ſie im Äußeren an Goethe erinnert (S. 77), „ein charmanter Mann voll Leben und Intereſſe und dabei ſo ſanft und liebend“, ähnlich ſeinem Woldemar (S. 108); ſein Tod bewegt ſie tief (S. 142). „Einen ſo feurigen milden Greis wie Klopſtock ſahe ich nie, ſo geſellig und ſo arbeitſam, ſo menſchenfreundlich. Nie hörte ich ein ſtrenges Urteil aus ſeinem Munde; nie wandte er ſich von jemandem weg, der mit ihm reden wollte, und wäre es der ärgſte Tropf. Schämen ſollten ſich ſeine ſtrengen Richterchen“ (S. 112; vgl. auch S. 118). Gerſtenberg „hat wenig Halt, iſt ein geiſtiger Epikuräer“ (S. 159); über ſeine bisher ziemlich unbekannte Jugend teilt Bobé S. 424 wertvolle neue Daten mit. Viel Lob hat Luiſe für den Roman Agnes von Lilien, von dem ſie durch Max Jacobi weiß, daß er von Frau von Wolzogen und nicht von Goethe iſt: „Mir ſcheint dieſes kleine Opus ſehr ſchön, voll feiner Bemerkungen und tiefer Gefühle, obgleich ich es nicht ganz fehlerfrei finde“ (S. 153). Merkwürdig iſt auch ihr Urteil über Jean Paul: „Haben Sie einen Blick in Jean Pauls chaotiſche Werke gethan? Ich wollte nicht, aber als ich es wagte, that ich mehrere und nun muß ich durch den ganzen Chaos durch; aber je ſchöner die einzelnen Stellen ſind, je mehr ärgert man ſich über den Mangel an Geſchmack, der in dieſem Olla potrida auf jeder Seite anzutreffen iſt. Mit Cramers Reſeggab läßt er ſich aber ſo wenig vergleichen, als leichter und oft ſeichter Witz mit hoher Weisheit. Denn Witz iſt der beſſere Teil von Cramers Werk und Jean Paul reiht die ſchönſten Juwelen und echten Perlen der Weisheit an Strohhalmen auf“ (S. 155). Fritz Stolberg hatte auf ſeiner Petersburger Reiſe 1797 in Königsberg Kant beſucht: „Er hat von Diätetik, von Wetterbeobachtungen und von Träumen geſprochen“ (S. 153); an einer andern Stelle giebt ihm Luiſe den ſonderbaren Titel eines „Dalberg des 18. Jahrhunderts“ (S. 172). In Fichtes Schriften findet ſie „einen hellen, aber ſchneidenden Ton, nirgends Liebe“ (S. 149). Kleinere Bemerkungen (oder Citate) finden ſich dann noch über Winckelmann (S. 19), Eliſe von der Recke (S. 23. 24),

Zollikofer (S. 33), Karl Friedrich Cramer (S. 40. 42. 155), die Fürstin Gallitzin (S. 73), Voß (S. 79. 84), Schloſſer (S. 86), Gellert (S. 92), Claudius (S. 108. 118), Gleim (S. 116), Hennings (S. 118. 149), Harms (S. 142. 189), Wilhelm und Karoline von Humboldt (S. 151), Salis (S. 159), Matthiſſon (S. 178).

Außer den Luiſe Stolberg betreffenden Partien enthält der Band mannigfaches litterarhiſtoriſches Material für die Brüder Chriſtian und Fritz Stolberg. Eine lange Reihe von Briefen beider Brüder an die Brüder Reventlow oder deren Frauen werden mitgeteilt: 23 von Chriſtian aus den Jahren 1777—1820, 34 von Fritz aus den Jahren 1778—1819. Der Hauptinhalt dieſer Schreiben iſt familiärer, perſönlicher Natur. Aus Chriſtians Briefen iſt hervorzuheben: eine längere Erörterung über Religion von 1802 (S. 233), Mitteilungen über Katharinens doppelten Konfeſſionswechſel (S. 236), begeiſternde Worte über Öhlenſchlägers „herrliches" Drama Axel und Walborg (S. 242), endlich längere Urteile über ſeinen Bruder Fritz bei Gelegenheit ſeines Todes (S. 252. 253. 254) und Bemerkungen über Voßens bekannte Schmähſchrift (S. 256). Aus Friedrich Leopolds Briefen hebe ich hervor: ein ſchönes Schreiben nach dem Tode ſeiner Agnes (S. 272), zwei Briefe aus Rom und Neapel (S. 279. 281), eine eingehende pſychologiſche Begründung ſeiner Konverſion (S. 284. 286), eine Bemerkung über den in den Oktober 1803 fallenden Beginn ſeiner Oſſianüberſetzung (S. 294) und eine Notiz über den Plan ſeiner von Wilhelm von Humboldt (Briefe an eine Freundin 2, 93. 102) lobend erwähnten Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti (S. 295). Daß Stolberg nicht der Verfaſſer der ihm auch noch in der Allgemeinen deutſchen Biographie 37, 349 zugeſchriebenen Antwort auf das Sendſchreiben eines Ungenannten an Herrn Grafen von Reventlow, Hermes' Berufung nach Kiel betreffend, iſt, bezeugt Luiſe ausdrücklich Reinhold (S. 157). Äußerungen über den Streit mit Voß aus Stolbergs ungedruckten Briefen an Perthes teilt Bobé S. 419 in reichem Umfange mit; einiges auf däniſchen Archiven und Bibliotheken Befindliche über die Stollbergs ſtellt er S. 365. 367 zuſammen.

Zu den Anmerkungen Bobés, die in dieſem Bande bedeutend reichhaltiger ſind, gebe ich hier noch zwei Nachträge. Die S. 387 und 403 erwähnte Frau Luiſe von Diede, geborne Gräfin Kallenberg, iſt dieſelbe, auf deren Tod ſich Goethes Brief an ihren Gatten vom 19. Juli 1804 (Briefe 17, 161) bezieht; nebenbei ſei hier erwähnt, daß nach dem daſelbſt S. 316 citierten Schreiben Diedes an Goethe das bisher fälſchlich auf Frau von Stein bezogene Gedicht „Erkanntes Glück" (Werke 2, 126 Weimariſche Ausgabe) an Frau von Diede gerichtet und daher wohl mit Sicherheit in einen der Sommeraufenthalte Goethes in Gotha 1782 zu ſetzen iſt, wo er mit Diedes zuſammentraf, die im Herbſt des Jahres nach Italien gingen (vgl. Briefe 5, 293. 323. 6, 88). Die S. 388

erwähnte Überſetzung der Chöre aus Racines Athalie, die Goethe an Stelle der Cramerſchen plante, iſt im Goethejahrbuch 16, 35 gedruckt.

Zum Schluß dieſer Beſprechung gedenke ich noch des reichen, vornehm und künſtleriſch ausgeführten Bilderſchmucks aller drei Bände; es ſind ihnen im ganzen dreizehn Porträts beigegeben. Der erſte Band enthält ein Porträt Chriſtian Reventlows, ein Porträt ſeiner Frau Friederike Charlotte, ein Gruppenbild von Chriſtians Vater und Stiefmutter, ſämtlich nach Gemälden von Jens Juel, und eine Silhouette des jugendlichen Chriſtian. Der zweite Band bringt ein Porträt Ludwig Reventlows nach einem Gemälde von Graff, ein Porträt ſeiner Frau Sibylle nach einem Gemälde von Jens Juel, ein Jugendporträt Ludwigs nach einem Gemälde wahrſcheinlich desſelben Meiſters und ein Porträt von Karl Wendt nach einer Kohlenzeichnung. Im dritten Bande endlich finden ſich fünf Porträts: Luiſe von Gramm 1765 nach einem unbekannten Maler, Luiſe Stolberg und ihr Gatte Chriſtian nach Gemälden von Graff vom Jahre 1784, Friedrich Leopold Stolberg nach einem unbekannten Maler und ſeine erſte Frau Agnes, wahrſcheinlich nach einem Gemälde von Graff.

Den weiteren ſechs noch in Ausſicht geſtellten Bänden des ſchönen Werkes dürfen wir mit dem größten Intereſſe und mit dem Bewußtſein entgegenſehen, daß die Herausgabe und litterariſche Bearbeitung dieſer Schätze in die beſten Hände gelegt iſt.

Jena. Albert Leitzmann.

Streuli W., Thomas Carlyle als Vermittler deutſcher Litteratur und deutſchen Geiſtes. Zürich, Fr. Schultheß 1895. 2 M.

„Eine ehrliche Taglöhnerarbeit“ nannte Carlyle einmal ſeine unter dem Titel „German Romances“ geſammelten Überſetzungen aus der deutſchen Proſa. Mit dem beſten Willen kann man der Schrift Streulis keine höhere, vielleicht kaum dieſe Qualifikation geben. Nach einigen Bemerkungen über Weltlitteratur beginnt Streuli mit Carlyles Biographie und kommt im nächſten Kapitel auf die Beziehungen Englands zur deutſchen Litteratur. Mit neidenswerter Schnelligkeit wird in einigen Zeilen der Einfluß der engliſchen auf die deutſche Litteratur abgethan, wobei ein Dutzend von Namen genannt wird, unter dem noch ein ſo wichtiger wie Addiſon fehlt, und ohne daß auch nur auf einen inneren Zuſammenhang eingegangen würde. Neueres ſcheint uns der Bericht über die Verbreitung der deutſchen Litteratur in England zu bieten. Seit 1757 ſind in England Spuren des wieder erwachenden Intereſſes an deutſchen Büchern erkennbar und von da bis 1790 verzeichnet Streuli, der ſich nur allzu ſehr auf Archenholz verläßt, Überſetzungen Rabeners, Geßners, Klopſtocks, dann einzelner

Stücke Bodmers, Hallers, Wielands und Leſſings. Schon 1779 erſchien Werther, 1780 Nathan, im Jahrzehnt nach 1790 vieles von Schiller und Goethes „Stella“ und „Clavigo“. Eine gegen alles Deutſche gerichtete litterariſche Hetze in den einzelnen Reviews war die Folge der deutſchfreundlichen Beſtrebungen. Dieſe feindſelige und übelwollende Beurteilung aller deutſchen Verhältniſſe änderte ſich erſt mit der politiſchen Lage, mit dem vereinten Vorgehen gegen Napoleon. Die Scott, Coleridge, Wordsworth und in ihrem Gefolge die Häupter der „Schule des Schreckens“ machten ſich, wie nach Brandls Coleridge mitgeteilt wird, mit allem Eifer an die Überſetzung deutſcher Bücher aller Art und in mancher engliſchen Dichtung beginnt ſich der deutſche Einfluß zu zeigen. Mit dieſem Stand der Dinge hatte Carlyle zu rechnen, als er anfangs der zwanziger Jahre ſich mit der deutſchen Litteratur zu beſchäftigen begann. Nun ſucht der Verfaſſer, Carlyle beſonders als Vermittler unſerer Dichtung auf engliſchem Boden darzuſtellen, wobei ſich indes ſeine Unfähigkeit zu charakteriſieren aufs ſtörendſte bemerkbar macht. Die Darſtellung beſteht lediglich in der Aufzählung der Arbeiten Carlyles, deren weſentlichſter Inhalt in ein paar Worten angegeben und von ein paar nichtsſagenden Bemerkungen des Verfaſſers begleitet wird. Nirgend ein Anſatz, den Mann und ſeine Thätigkeit wirklich aufzufaſſen, nirgend aber auch eine wirkliche Kritik. Was Carlyle als Menſchen anlangt, war er „eben ein Sonderling mit vielen Eigenheiten“. Ebenſo tief wie der Mann, wird auch ſein Wirken aufgefaßt. Über die Schillerbiographie heißt es: Carlyle habe Schillers Werke „vollſtändig in ſich aufgenommen“, ſchildere ſeine Beziehungen zu Goethe „aufs reizendſte“, und „die kühnen und gewagten Schlüſſe und Vergleichungen, die bisweilen vorkommen, ſeien meiſtens zurückzuführen auf ſeine ‚nur‘ allzu große Schillerverehrung“. Dies die Geſamtcharakteriſtik des Buches; nun werden die Urteile Carlyles über die einzelnen Werke Schillers herausgehoben und nachgedruckt, ohne daß die mannigfachen Verſtöße, wie etwa die ganz unzulängliche Würdigung des „Demetrius“, mit einem Wort erwähnt würden. Wo immer eine Perſönlichkeit oder ein Werk charakteriſiert werden ſoll, wird der Verfaſſer vage oder trivial: Zacharias Werner „ging bekanntlich in der Romantik unter“, Goethes Fauſt iſt von „großartiger Bedeutung“, in „Helena“ macht Carlyle „allerlei“ äſthetiſche Erörterungen, er ſchildert ſehr oft „aufs prächtigſte“ oder „großartig“, und wir müſſen uns „unwillkürlich geſtehen“, er habe „Großartiges geleiſtet“. Höchſt phraſenhaft, zumal bei einem Gegenſtand, wie dem in Rede ſtehenden, iſt es auch, wenn von Carlyles Behandlung des Nibelungenliedes geſagt wird, „ſie gehöre ohne Zweifel zum beſten, was je in England über das Nibelungenlied geſchrieben wurde“. Wer wüßte ſich dadurch ein klares Bild dieſer Arbeit zu machen? Streuli findet, daß Carlyle für Novalis „allzu große Sympathie“ zeige, hat aber kein Wort der Rüge für die ganz alberne Beurteilung Grill-

parzers in den „German Playwrights", druckt vielmehr die „ſcharfe Kritik über Kotzebue, Grillparzer, Klingemann (den Carlyle hoch über Grillparzer ſtellt) und Dr. Müllner" behaglich nach und klagt mit Carlyle, daß das fataliſtiſche Element „ſogar" ins geſpenſtiſche hinabgezogen wird und „den Menſchen zum willenloſen Werkzeug eines Spukes macht". Erfreuen ſich Novalis und Grillparzer nicht der Anerkennung Streulis, ſo hat er Goethe umſo voller ins Herz geſchloſſen: er verkündet reſolut, daß ſeine Werke die Shakeſpeares „oft weit übertreffen". Es folgt noch ein rein äußerlicher Abſchnitt über Carlyles „Geſchichte Friedrichs des Großen", in dem nur die freundliche Bemerkung angenehm hervortritt, jedermann werde zugeben, daß es „ſehr übertrieben ſei", wenn Carlyle Männer wie Schloſſer, Ranke und Förſter als „dunkle Dummköpfe, deren Bücher bloße Flecken von gedruckter Dummheit ſind", beſchimpft. Bodenlos frech, hätte Streuli ruhig ſagen können. Vollſtändig überflüſſig iſt der nächſte Abſchnitt „Carlyles Briefwechſel mit Goethe", der einzelne Stellen aus dem ſo bequem zugänglichen Briefwechſel herausreißt, ein Beginnen, das Hermann Grimm ſchon vor zehn Jahren mit ungleich mehr Geſchmack und Beruf auf viel geringerem Raum unternommen hat; es folgen einzelne zuſammengetragene Urteile über Carlyle und ein Abſchluß von einigen Seiten über „Carlyles philoſophiſche und ethiſche Anſchauungen", der in gar keinem Verhältnis zu dem ſchon 1894 erſchienenen Buch von Schulze-Gaevernitz ſteht und wieder über die Zuſammenſtellung gelegentlicher Äußerungen nicht hinauskommt. — Ein Wort noch über Sprache und Bildungsgrad des Verfaſſers. Obwohl er wiederholt von der deutſchen als von „unſerer" Litteratur ſpricht, häufen ſich ihm die undeutſcheſten Inverſionen und Sprachſchnitzer. Er ſpricht von Völkern, „die einen lebhaften Verkehr unterhalten und wetteifern auf den verſchiedenſten Gebieten;" von einem Gepräge, „das noch intenſiver wurde während der Renaiſſance"; von Carlyles Vater, „der uns geſchildert wird als eine ernſte und ſtreng religiöſe Natur". Er läßt ſeinen Helden „auf" Beginn des Semeſters die Univerſität beziehen, ſich „für" eine Lehrſtelle bewerben; er beſpricht „die von einem Engländer geſchriebene Biographie von einem deutſchen Dichter"; er läßt Goethe „mit" etwas „ſehr befriedigt" ſein, und was derartige franzöſierende Wendungen mehr ſind. Es fehlt aber auch nicht an ſachlichen Schnitzern: der rätſelhafte, Brandl falſch nachgedruckte „Mönch-Lewis" (S. 21) iſt natürlich Lewis, der Verfaſſer des Romanes „The Monk"; ganz köſtlich werden Streulis Leſer (S. 53) gewarnt, den Göttinger Ch. G. Heyne (der dem Verfaſſer ganz unbekannt zu ſein ſcheint) mit Heinrich Heine zu verwechſeln und S. 137 iſt Paul Nerrlich zu einem „Gerling" geworden.

Der Verfaſſer ſcheint zu jenen Leuten zu gehören, die Hundertjahrfeiern zu den Anläſſen rechnen, an denen es, nach Goethe, notwendig und freundlich iſt, lieber nichts zu ſchreiben, als nicht zu ſchreiben.

Prag. Rudolf Fürſt.

Bibliographie.[1])

1. Zeitschriften.

Philologische und litterarhistorische Zeitschriften.

Verhandlungen der 44. Versammlung deutscher **Philologen** und **Schulmänner** in Dresden vom 29. September bis zum 2. Oktober 1897.

Allgemeine Sitzungen: Treu, Winckelmann und die neue Bildhauerei.

Pädagogische Sektion: Volkelt, Psychologie und Pädagogik. — Lyon, Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter.

Germanistische Sektion: Siebs, Thesen über eine Regelung der deutschen Bühnenaussprache. — Meier, Volkslied und Kunstlied. — Bremer, Über die Aufgaben der deutschen Mundarten-Forschung. — Schullerus, Bericht über den Stand der Vorarbeiten zum siebenbürgisch-deutschen Wörterbuch. — Neuschel, Über die ältesten Lutherspiele. — Hauffen, Johann Fischarts Bibliothek. — Drescher, Der Verfasser der pseudo-Stainhöwelschen Decameronübersetzung. — Uhl, Benennung und Wesen der deutschen Priamel.

Neuphilologische Sektion: Scheffler, Über Molières Bühne und das Komödienhaus am Kursächsischen Hofe.

Sektion für Bibliothekswesen: Schwenke, Über die Erforschung des deutschen Bucheinbandes des 15. und 16. Jahrhunderts. — Luther, Die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache.

Berliner philologische Wochenschrift. 18. Jahrgang.

Nr. 1. B[elger], Ernst Curtius' erster Besuch in Olympia.

Nr. 3. Morsch H., Thalmayr: Goethe und das klassische Altertum. Als unselbständig verurteilt.

Anzeiger für **indogermanische Sprach-** und **Altertumskunde.** 8. Band. Heft 3.

Str[eitberg] W., Peter von Bradke (Nekrolog).

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der **germanischen Philologie.** 18. Jahrgang 1896. Zweite Abteilung.

IX. Bohm, Recht (Schluß). — X. Schullerus und Bolte, Mythologie und Volkskunde. — XV. Bolte J. und Luther J., Das 16. Jahrhundert. — XVI. Dieter F., Wülker R. und Brandl A., Englisch. — XVII. Seelmann, Niederdeutsch. —

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, ist 1898 zu ergänzen.

XVIII. Bremer O., Friesisch. — XIX. Seelmann, Niederländisch. — XX. Kaiser, Latein. — XXI. Scheel W., Geschichte der germanischen Philologie. [Die Besprechungen von Michaelis' Buch über G. A. Klix und von Scherers Müllenhoff-Biographie durch Henrici riefen in der „Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin" höchst unerfreuliche Streitigkeiten und Spaltungen hervor, die in mehrfachen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Erklärungen Ausdruck fanden und von uns hier ignoriert werden dürfen. A. S.]

Jahresberichte für **neuere deutsche Litteraturgeschichte.** 6. Band. Jahr 1895. 2. Abteilung.

I. Allgemeiner Teil. I, 9. Bolte J., Stoffgeschichte. — I, 10. Werner R. M., Poetik und ihre Geschichte 1894, 1895. — II. Von der Mitte des 15. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. II, 1. Osborn M., Allgemeines. — II, 2. Wolkan R., Lyrik. — II, 3. Hauffen A., Epos. — II, 4. Creizenach W., Drama. — II, 5. Hofmeister A., Didaktik. — II, 6. Kawerau G., Luther und die Reformation. — II, 7. Ellinger G., Humanisten und Neulateiner. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. IV, 5. Meyer R. M., Didaktik. — IV, 5a. Ziegler Th., Philosophie und Theologie. — IV, 7. Naumann E., Herder.

Biographisches Jahrbuch und **deutscher Nekrolog.** 1. Band.

Biographisches Jahrbuch: Michaelis A., Biographische Aufzeichnungen Ludwig Richters aus Otto Jahns Nachlaß. — Scholz B., Clara Schumann. — Uhde H., Michael Bernays. — Bürkner R., Hugo Bürkner. — Lützow C. von, Erinnerungen an Friedrich Bodenstedt. — Marquardsen, F. A. Buhl. — Luther J., Übersicht der Bibliographie der biographischen Litteratur 1896.

Deutscher Nekrolog vom 1. Januar bis 31. Dezember 1896.

Deutscher Litteratur-Kalender auf das Jahr 1898. 20. Jahrgang.

Anzeiger für **deutsches Altertum** und **deutsche Litteratur.** Band 24.

Heft 1. Uhl W., Michels: Studien über die ältesten Fastnachtsspiele. Mit Nachträgen und Berichtigungen.

Spengler Fr., Wolkan: Böhmens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrhunderts. II. Teil: Ausgewählte Texte; Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts.

Bielschowsky A., Kögel: Goethes lyrische Dichtungen der ersten weimarischen Jahre (1775—1781) in ursprünglicher Fassung.

Köster A., Witkowski: Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust.

Pollak B., Chamisso: Fortunati Glückseckel und Wunschhütlein, herausgegeben von Roßmann (Deutsche Litteraturdenkmale 54 55). Wendet sich gegen Walzels Auffassung des Ampedo (Euphorion 4, 132—145).

Heft 2. Martin E., Scheel: Die deutsche Grammatik des Albert Ölinger.

Pniower O., K. Fischer: Goethes Sonettenkranz.

Elster E., Möller: Studien zum „Don Karlos".

Walzel O. F., Leitzmann: Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen.

Köster A., R. Mc Lintock: Goethes Faust.

Köster A., Scheidemantel: Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso.

Meyer R. M., Stickelberger: Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen.

R[oethe], Ein Zeugnis für Gengenbach. Ein Schreiben des Basler Magistrats an den Straßburger über eine Geldforderung Gengenbachs, 19. November 1523.

E[dward] Sch[röder], Ein neues Zeugnis für den historischen Faust. Eine Notiz in Prassers „Anonymi Chronicon Waldeccense" zum 25. Juni 1535.

St[einmeyer], Ein Brief Jacob Grimms an Rask. Cassel, 24. November 1823.

Zeitschrift für **deutsche Philologie.** 30. Band. Heft 3.

Köhler W., Zur Datierung und Autorschaft des Dialogs „Neu-Karsthans". Ende Juli — Anfang August 1521. Sucht Hutten als Verfasser zu erweisen.

Bruinier J. W., Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust. Der Höllenbund. IV. Die Beschwörung. V. Die Kontraktscene. VI. Antritt der Weltreise.

Bassenge E., Bericht über die Verhandlungen der germanistischen Sektion der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden.

Düntzer H., Goethes Werke. I. 37, 47; III. 8; IV. 19, 20, 21. Mit Berichtigungen. S. 399 wird irrtümlich behauptet, Suphan habe das Buch Annette schon früher herausgegeben.

Bossert, Lutherana.

The Journal of germanic philology. Band 1.

Heft 3. Heller O., Goethe and the Philosophy of Schopenhauer.

Karsten G. E., Milchsack: Historia D. Joh. Fausti.

Heft 4. Batt M., Schiller's Attitude towards the French Revolution.

Zeitschrift für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Neue Folge.

Band 11. Heft 5—6. Wünsche A., Die Pflanzenfabel in der mittelalterlichen deutschen Litteratur (die griechische Pflanzenfabel S. 374; der Stricker S. 375; andere mittelhochdeutsche Pflanzenfabeln mitgeteilt und gedeutet S. 376 f.; Ulrich Boner S. 383; Burchard Waldis S. 394; Gemmingen, Eschenburg, Zachariae, Gellert, Lessing zu Waldis S. 400; Erasmus Alberus S. 429. Überall deutende Anmerkungen und Mitteilungen von älteren deutschen, französischen, lateinischen Parallelen).

Horner E., Die ewige Liebe. Ein Lustspielmotiv auf der Wanderung („Alte Liebe rostet nicht" dramatisch durchgeführt oder bestritten. Molières Schüler Le Grand und Lessings Urteil über sein Stück S. 451—454; deutsche Bearbeitungen: A. G. Meißner S. 455; Ayrenhoff, der die Abhängigkeit leugnet S. 456–458; Aug. Lewald S. 461, von Holtei beeinflußt S. 462; Bauernfeld S. 463 und sein Verhältnis zu Ayrenhoff S. 464).

Neue Mitteilungen. Wlislocki H. von, Zur Lenorensage (ungarisches Märchen S. 467; Berührung mit dem Märchenkreis vom dankbaren Toten in einem rumänischen Märchen S. 470; siebenbürgische Märchen S. 472).

Distel Th., Müllner und Saphir als Privatankläger im albertinischen Sachsen S. 474 (W. Traugott Krug, der Philosoph, und sein „Apollo" S. 474; Müllner und Krug S. 476 f.; Müllner und seine Verleger S. 479. Bei der Erwähnung der Klage Saphirs gegen K. F. Philippi S. 479 schnappt der Aufsatz plötzlich ab).

Vermischtes. Warnatsch O., Des Knaben Wunderhorn und der lai du corn (das dem Gedicht „Wunderhorn" zu Grunde liegende altfranzösische Lied ist Bruchstück des anglonormannischen lai du corn. Vergleichung von Urtext, Übersetzung Elwerts, Arnims-Brentanos Text S. 482).

Arnold R. F., Dr. Andreas Saiffert und sein „deutscher Laufbericht" (eine deutsche Zeitung in Paris vor der von Dalberg geplanten: 1804; Purismen darin durch Kotzebue verspottet S. 485; Saiffert Arzt, Sprachverbesserer S. 485; Litteratur über ihn S. 486).

Besprechungen. Rabany: Goldoni, von Sulger-Gebing (Goldoni in Deutschland S. 490 f.: Ergänzungen; Sonnenfels S. 491; Gotter S. 492; Schauspieler-Bearbeitungen ebenda; J. J. Engel S. 495; Kretschmann S. 496; Kotzebue ebenda).

Kurze Anzeigen. Creizenach (zu Everyman).

Band 12. Heft 1—2. Küchler K., Zur Geschichte der isländischen Dramatik. Keinerlei Nachrichten über etwaige deutsche Einflüsse.

Neue Mitteilungen. Heine C., Kurzgefaßter Unterricht von der deutschen Poesie (dem Verfasser der „Anleitung zur Poesie" Breslau 1725 lag ein Manuskript des Breslauer Dichters Christian Stief „Kurzgefaßter Unterricht von der deutschen Poesie" vor, Niederschrift eines 1721—26 gehaltenen Collegs. Heine giebt S. 30 f. einen Auszug. Besonders handelt Stief über den furor poeticus — Alter der deutschen Sprache und Poesie — Mundarten: die schlesische gegenüber den andern herausgestrichen — Metrik — poesis heroica et elegica — Drama, nach Christian Gryphius — lyrische und vermischte Poesie).

Markgraf W., Amtliche Schreiben Lessings aus der Zeit seines Breslauer Aufenthaltes S. 43. Briefe Tauentziens an den Minister Schlabrendorff (betreffen besonders Deserteur- und dergleichen Angelegenheiten. Die Bestimmtheit und Schärfe des Ausdrucks, die der Herausgeber den Briefen mit Recht nachrühmt und die er ebenso auf die Art des Generals wie seines Sekretärs zurückführt, kommt besonders Nr. 18 in der Verwahrung zur Geltung. — Zum Schluß drei Briefe an den Magistrat. Irgend welche Beziehungen auf den Stoff der „Minna" oder dergleichen habe ich nirgends bemerkt).

Kraus E. W., Faustiana aus Böhmen (I. Zur Volkssage: Zyto gegen Tille als Vorläufer Fausts verteidigt; seine Vorgeschichte. — II. Die Volksbücher: das böhmische Faustbuch des Carchesius, im Böhmischen Museum, beschrieben; Zusätze zu Spies S. 66 f.; Milderungen S. 68 — Exkurs über den Faustdruck c^3, S. 70 f. — III. Das Volkslied: ein um 1750 gedrucktes böhmisches Lied mit dem deutschen Vorbild verglichen; Kraus behauptet S. 84, der böhmische Text sei Original! — IV. Zum Puppenspiel S. 31: auch der Einfluß des Volksliedes auf das Puppenspiel könnte aus böhmischen Stücken in deutsche übergegangen sein).

Vermischtes. Jonas Fr., Zu Schillers Gedichten (zu dem Gedicht „Resignation": Jonas polemisiert gegen Bellermanns Deutung in seiner Schiller-Ausgabe und stützt die seinige auf Schillers eigenen „Schlüssel" in einem 29. August 1808 im Morgenblatt veröffentlichten Artikel von Danneckers Schwager Rapp; darin auch eine Abwehr Schillers gegen Stolbergs Urteil über die „Götter Griechenlands". — Zu den Gedichten „Erwartung" und „Das Geheimnis": Zelters Notendruck „Zwölf Lieder am Clavier zu singen, Berlin 1801" enthalte die gemeinsame Quelle beider Gedichte, nicht aber habe (wie Brandstäter meinte) Zelter beide kontaminiert. — Zu dem Gedicht „Das Glück": es sei durch Luise Brachmanns „Gaben der Götter" beeinflußt. — Unbekannte Verse, die in einem Stammbuch Schiller zugeschrieben sind).

Besprechungen. W. Meyer: Nürnberger Faustgeschichten von G. Milchsack (mit heftiger ausführlicher Polemik).

Zur Verständigung. Unter diesem Titel polemisiert W. von Biedermann S. 143 gegen die Beurteilung seiner Aufsätze über die Wiederholung als Urform der Dichtung in Ehrenfelds „Studien zur Theorie des Reims" Zürich 1897.

Miscellen zur Entstehungsgeschichte der Oper — zu dem Thema der „Ewigen Liebe", Zeitschrift 11, 449. — W. Golther über K. Schröders Vortrag „J. J. Engel" Schwerin 1897. Richard M. Meyer.

Monatsschrift für **neue Litteratur** und **Kunst.** 2. Jahrgang. 4. Heft

Werner R. M., Roman, Novelle, Erzählung, Ästhetische Randbemerkungen.

Zeitschrift für den **deutschen Unterricht.**

11. Jahrgang 1897. Heft 12. Ebeling A., Wo ist der Originaltext der Paul Gerhardtschen Lieder zu finden?

Englert A., Zur Schwanklitteratur.

12. Jahrgang. Heft 1. Berlit G., Zu Schillers und Goethes Weltanschauung. Aus dem Nachlaß von R. Hildebrand.

Lyon O., Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter. Vortrag.

Prem S. M., Eine volkstümliche Wendung in Goethes Eislied.

Weizsäcker P., „...'s ist heut Simons und Juda." (Zeitschrift 10, 196.)

Evers M., Nochmals die „tragische Schuld" der Schillerschen Jungfrau von Orleans.

Crämer H., Die stilistische Eigenart der Homerübersetzungen von Bürger und Voß am ersten Gesang der Ilias erläutert.

Würffel J., Zur Behandlung der Klopstockschen Ode „Mein Vaterland" (1768).

Wernicke A., Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur?

Althaus A., Hat Goethes Orest die Ermordung des Vaters auf besonderen göttlichen Befehl an der Mutter gerächt? (Zeitschrift 11, 598.)

Rachel M., Zu Goethes Iphigenie II, 1. (Zeitschrift 11, 598 ff.)

Morsch H., Goethes Iphigenie, herausgegeben von Buchheim.

Heft 4. Lembke P., Studien zur Deutschen Weidmannssprache.

Zernial U., Der Bau von Goethes „Iphigenie auf Tauris".

Löschhorn, Das Urteil des Professors Blessig von der theologischen Fakultät der Straßburger Universität über Schillers „Kabale und Liebe" aus dem Jahre 1784 (Straßburger Gelehrte Anzeigen).

Heft 5. Denecke A., Lessing und Herder.

Weizsäcker P., Das Hohenzollern-Lied. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte der Volksdichtung.

Bischoff H., Lessings „Laokoon" und Heinrich von Kleist.

Heft 6. Tachau L., Über sprachliche Übungen im deutschen Unterricht auf der Unterstufe höherer Schulen.

Feist S., Gebührt Richard Wagner ein Platz in der deutschen Litteratur?

Fraedrich Fr., Hat Goethes Orest die Ermordung des Vaters auf besondern göttlichen Befehl an der Mutter gerächt? (Zeitschrift 11, 598—601. 12, 209—214.)

Henkel H., Über rhythmische Prosa in der deutschen Dichtung des vorigen Jahrhunderts. Bei Miller ist übersehen: Erich Schmidt, Rousseau, Richardson, Goethe S. 316 f.

Düntzer H., Zur Quellenforschung Goethes (Morris).

Gläßer P., Arndts Lied: Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!

Mohrmann H., „Der erste Druck der Münchhausischen Geschichten."

Düntzer H., Zu Hermann und Dorothea.

Steinbauer J., Zu Schillers Tell II, 2, 317. (Zeitschrift 10, 511 und 11, 208.)

Menges H., Das ist die rechte Höhe. (Zeitschrift 11, 740.)

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Jahrgang 12 (1897). Nr. 12. Sarrazin O., D. Martin Luther und der heutige Sarrazinismus. Offener Brief an Herrn Franz Sandvoß in Weimar.

Gartner Th., Bühnendeutsch und Gebildetendeutsch.

Jahrgang 13. Nr. 1. Matthias Th., Martin Opitz.

Nr. 2. Nochmals Franz Sandvoß.

Franke K., Schützet gute alte deutsche Wörter in der Schule!

Nr. 3. Brenner O., Deutsche Monatsnamen? Ergebnis der Umfrage.

Nr. 4. Dunger H., Eine neue Verteidigung der Fremdwörter.

Scheffler K., Hurra!

Nr. 5. Brenner O., Zur Sprache der Photographen.

Wissenschaftliche Beihefte zur **Zeitschrift** des **allgemeinen deutschen Sprachvereins.** Heft 12/13.

Wunderlich H., Das Sprachleben in der Mundart.

Luik K., Die fremden Bestandteile im englischen und im deutschen Wortschatz.

Matthias Th., Geschichte und Sprache.

Jahrbuch des Vereins für **niederdeutsche Sprachforschung.** Jahrgang 1896. XXII. 1897.

Krause G., Die Mundarten im südlichen Teile des ersten Jerichowschen Kreises (Provinz Sachsen).

Seelmann W., Die plattdeutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung. Zeitschriften und Kalender. Blütenlesen und Sammlungen. Die plattdeutschen Schriftsteller. Anonyme plattdeutsche Schriften. Chronologische Übersicht. Topographische Übersicht.

Meyer R. M., Zu Reuters Stromtid. Zwei Quellennachweise.

Oelgarte C., Christian Gilow. Nekrolog.

Damköhler E., Die Eis- und Weinlinie von Bettingerode bis Reindorf und Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs.

Bolte J., Adam Puschmann, Die Pomern mit dem Pfaffen. 1594, 9. Mai. (Aus der von Benedikt von Watt geschriebenen Dresdener Meisterliederhandschrift M. 5, S. 327.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **deutsche Sprache** in **Zürich.**

Heft 2. Zum 100. Geburtstag Jeremias Gotthelfs. 1. Ammann J., Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf. 2. Stickelberger H., Über die Sprache Jeremias Gotthelfs.

Heft 3. Tappolet E., Wustmann und die Sprachwissenschaft.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.** 1897.

Briefe Zimmermanns und Charlottens von Schiller an Charlotte und Friedrich von Stein. I. J. G. Zimmermann an Charlotte von Stein. 1. 19. August 1773. Über Wieland. 2. 14. Oktober 1773. Eine feine Schilderung der Frau von Döring. 3. 17. August 1774. „. . . par l'innombrable multiplicité de vos liaisons, und durch die Zephirmäßige Leichtigkeit, avec la quelle vous y passiés d'une amitié a l'autre". 4. 19. Januar 1775. Ausführlicher wichtiger Brief über Werther und Goethe mit mehreren Charakteristiken des letzteren; am merkwürdigsten folgende Stelle: „Vous voulés que je vous parle de Göthe; vous desirés de le voir? — Je vous en parlerai tantot —. Mais pauvre amie, vous n'y pensés pas, vous desirés de le voir, et vous ne savés pas à quel point cet homme aimable et charmant pourroit vois devenir dangereux! —". 5. 22. Oktober 1775. Über Goethe mit dessen bekannter Unterschrift unter Charlottens Silhouette. 6. 29. Dezember 1775. Bewundernd über Goethe. „Insgemein hat man nur eine Seele, dit Lavater, aber Göthe hat hundert." — II. Charlotte von Schiller an Friedrich von Stein. 1. Berlin, Mai 1804. Iffland. Gräfin Hagen. 2. Februar 1807. 3. Weimar, 29. März 1809. Über den Schauspieler Becker: „Schiller hatte ihn sehr gern . . . Ich glaube nicht daß Schiller es hätte an Unterhandlungen fehlen lassen, um ihn hier zu behalten."

Chronik des **Wiener Goethes-Vereins.**

Band 11 (1897). Nr. 12. Band 12 (1898). Nr. 1—2. Beer R., Johann Peter Eckermann und Auguste Kladzig, nach neu erschlossenen Briefen Eckermanns. Vortrag. (Vollständig abgedruckt im Feuilleton der Wiener Zeitung vom 18., 19. und 20. November 1897. Nr. 264, 265 und 266.)

Band 11. Nr. 12. Meyer R. M., Goethes Eröffnungssonette.

Miscellen. Eine österreichische Stimme über Schillers Adelung. Dietrichstein an Cobenzl. London, 6. Dezember 1802. — Eine verschollene Goethe-Büste? (Feuchtersleben, Werke 7, 22.)

Band 12. Nr. 1—2. Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handſchriften. 18. C. Th. Fr. Rühl, 19. Joh. A. Seyfarth, 20. Fr. W. Riemer, 21. Joh. G. Beſemann, 22. Joh. G. K. Zahn.

Iwof F., Goethe und die drehbare Bühne.

Die Eliſcherſche Goethe-Sammlung in Budapeſt.

Nr. 3—4. Brandeis A., Goethe und Goldſmith. Aus einem Vortrage. (Vollſtändig abgedruckt im Feuilleton der Wiener Zeitung vom 5. Februar 1898.

Wotke K., Taſſos Ferrara. Aus einem Vortrage.

Nr. 5—6. Rollett H., Eine Goethe-Silhouette von 1786.

Kerner von Marilaun A., Goethes Verhältnis zur Pflanzenwelt. Aus einem Vortrage.

Nicht raſten und nicht roſten! Jahrbuch des **Scheffelbundes.** 1897.

Ackermann Thella, Litterariſche Spaziergänge am Bodenſee.

Breitner A., Dem Andenken Dr. phil. Franz Pomeznys.

Bunge R., Ein Brief von Scheffels Mutter.

Freydorf A. von, Erinnerungen an Joſ. Victor Scheffel.

Groß F., Das Schöne am Ekkehard.

Oberbreyer M., Vom Abſatz der Scheffelſchen Bücher.

Werner A. von, Erinnerungen an Joſ. Victor von Scheffel.

Americana Germanica. Vol. I. No. 2. 1897.

Sachſe J. Fr., A German Poem by Friderick Augustus Mühlenberg.

Mulfinger G. A., Lenau in Amerika.

Baker T. S., America as the Political Utopia of Young Germany.

Anzeigen. Learned M. D., Jakob Mueller: Aus den Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Skizzen aus der deutſch-amerikaniſchen Sturm- und Drangperiode der 50er Jahre. (Cleveland, Ohio 1896.)

Archiv für das Studium der **neueren Sprachen** und **Litteraturen.**

Band 99. Heft 3 und 4. 1897. Fries K., Goethe und Euripides. 1. Phaethon. 2. Die Bacchen.

Volte J., Hiobs Weib. Geſchichte dieſes Motivs.

Band 100. Heft 1. 2. Roſenbaum R., Mignons Herkunft.

Neuphilologiſches Centralblatt. Band 12. Heft 3. 4.

Ahrend, Einiges über Destouches in Deutſchland.

Die neueren Sprachen.

Band 5. Heft 5—8. Fink F. N., Acht Vorträge über den deutſchen Sprachbau als Ausdruck deutſcher Weltanſchauung.

Band 6. Heft 1. Meyer E. A., Beiträge zur deutſchen Metrik 1.

Modern Language Notes. Vol. XIII.

No. 4. Logemann H., „Morte Caval" in the English Faustbook.

Hohlfeld A. R., W. T. Hewett: Poems of Uhland.

No. 5. Heller O., Faust II, V. 106—108.

Kurrelmeyer W., German Lexicography; Note on wohlauf, wohlan.

Publications of the modern language association of America. Jahrgang 13. Heft 2.

Hatefield T., The earliest poems of Wilhelm Müller.

Transactions of the Royal Society of Litteratur. II. Series. 19, 2.

Ames P. W., The supposed source of „The Vicar of Wakefield", and its treatment by Zschokke and Goldsmith.

Liebmann J. A., Goethe's Faust, an essay.

Jahrbuch der **deutſchen Shakeſpeare-Geſellſchaft.** 34. Jahrgang.

Wurzbach W. von, John Webſter.

Kilian E., Zur Aufführung des Sommernachtstraums.
Engel J., Shakeſpeare in Frankreich.
Sarrazin G., Wortechos bei Shakeſpeare.
Churchill G. R. und W. Keller, Die lateiniſchen Univerſitätsdramen in der Zeit der Königin Eliſabeth. Mit Vorwort von A. Brandl.
Berger A. von, Charlotte Wolter.
Fränkel L., Karl Starks Gedanken über Shakeſpeare, beſonders König Lear. („König Lear". Eine pſychiatriſche Shakeſpeare-Studie für das gebildete Publikum. Stuttgart 1871.) Ihm zum Gedächtniß, uns zur Erinnerung und Belehrung.
Weichberger R., Die Urquelle von Shakeſpeares „Much Ado about Nothing" (Charitons aus Aphrodiſias „Chaereas und Kallirrhoë").
Fränkel L., Der Streit um die Küſte von Bohemia im Wintermärchen.
Tobler R., Shakeſpeares Sommernachtstraum und Montemayors Diana.
Grube M., Shakeſpeare und die Bühnenkunſt. Feſtvortrag.

Taal en Letteren. VIII, 4.

Talen J. G., Psychologie en Lieteratuurwetenschap.

Tijdschrift voor Nederlandsche Taal en Letterkunde.

XVI, 1. Bolte J., Verdeutſchungen von Jac. Cats' Werken.
XVII, 1. Verdam J., De Griseldis-Novelle in het Nederlandsch.
Verdam J., Een nieuwe Griseldistekst.
Bolte J., Eine Verdeutſchung von Coornherts Schauſpiel „Abrahams Uytganck".

Arkiv für nordisk Filologi. XIV, 2. 1897.

Heusler A., Nekrolog över Julius Hoffory.

Dania. V, 1.

Elberling C., A. Oehlenſchläger: Erik og Roller udg. af V. Bierring.

Revue de philologie française et de littérature. XI, 4. XII, 1.

Bey L. P., Essai de bibliographie des questions, de littérature comparée.

Revue d'histoire littéraire de la France. V, 1.

Texte J., Les origines de l'influence allemande dans la littérature française du XIX siècle.
Martin J. B., Bibliotheca Erasmiana. Bibliographie des oeuvres d'Erasme.

Rassegna bibliografica della litteratura italiana. VI, 1. 2.

D'Ancona A., Soderhjelm: Antoine de la Sale et la légende de Tannhäuser.

Neoglottia. I, 1—7. 1897.

Le Blond, Essai sur le naturisme.

Zeitſchriften für Pädagogik und Schulgeſchichte.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. Band 155 und 156.

Heft 11 und 12. Zernial U., Zu Schillers Wallenſtein.
Heft 11. Weſſer A., Quintilian als Didaktiker und ſein Einfluß auf die didaktiſch pädagogiſche Theorie des Humanismus. (Schluß.)
Heft 12. Schwabe E., Zur Geſchichte der deutſchen Horazüberſetzungen
Traheim J., Goethii Arminius et Dorothea graece.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** 1. Jahrgang. 1 und 2. Band.

Heft 2. Dörwald P., Zur Behandlung von Schillers kulturhistorischer Lyrik im Unterrichte.

Biese A., Zum deutschen Unterricht.

Vogel Th., Goethe und das klassische Altertum. (Im Anschluß an Thalmayrs Buch.)

Volkelt J., Psychologie und Pädadogik.

Heft 3 und 4. Vollbrecht W., Aus Briefen des hannoverschen Oberschulrats Dr. Friedrich Kohlrausch.

Heft 3. Vogel Th., Goethe und das klassische Altertum. (Nachtrag.)

Müller A., Eine Frage an die Goethe-Forscher. Hat Goethe die Gemmeninschrift: λέγουσιν, ἃ θέλουσιν · λεγέτωσαν, οὐ μέλι μοι gekannt, als er „Götter Helden und Wieland" mit der gleichen Wendung schloß?

Heft 4. Valentin V., Zur Ästhetik des Tragischen.

Landmann K., Die Behandlung von Goethes Faust in den oberen Klassen höherer Schulen.

Gymnasium.

XV, 21. 1897. Widmann, Einige Bemerkungen zu Lessings „Minna von Barnhelm".

Nr. 22—24. Haehnel, Schillers „Wallenstein" im Gymnasial-Unterricht.

XVI, 3. Widmann, Zur Geschichte der Pädagogik und des Schulwesens. Schulreden.

Nr. 8. Kleinsorge, Beiträge zur Behandlung der nachgoethischen Litteratur im deutschen Unterrichte der oberen Klassen. 1. Zur dramatischen Litteratur der Gegenwart.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen.**

XXXIII, 11 und 12. 1897. Seibel M., Hymnologisches zu L. Krauß, Leitfaden der deutschen Poetik.

XXXIV, 1 und 2. Moroff A., Der Winkel in angedeuteter Parallele zu den drei Ringen in Lessings Nathan.

Schulblatt der Provinz **Brandenburg.** März und April.

Bieder, Zur Wallenstein-Forschung.

Massalien L., Zur Erinnerung an den Verfasser der katechetischen Bausteine (D. Leop. Schultze).

Zeitschrift für die **österreichischen Gymnasien.** 49. Jahrgang.

Heft 1. Martinak E., Zur Psychologie des Sprachlebens. Mit einigen Anwendungen auf die Unterrichtspraxis.

Arnold R. F., Euphorion. 4. Band. 1. Heft.

Heft 4. Koranda J., Zum deutschen Unterricht in der V. Gymnasialklasse (Zur Wortbildungslehre.)

Heft 6. Sewera E., Der Unterricht im Deutschen und die Sammlung archäologischer Lehrmittel.

Rheinische Blätter für **Erziehung** und **Unterricht.** Band 72.

Heft 1/2. Morf H., Bilder aus der Geschichte der Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Heft 2. Köhler R., War Pestalozzi ein Genie?

Uhsemann E., Jede Unterrichtsstunde sei eine Sprachstunde.

Nitschke F., War Diesterweg Individual- oder Socialpädagog?

Rheinisch-westfälische Schulzeitung. Jahrgang 21.

Nr. 13. Franke, Entstehung und Wirkung der Grimmschen Grammatik.

Nr. 20. Dohmen, A. Comenius in Lissa.

Nr. 22. Die preußischen Könige und das Seminarwesen.
Nr. 24. Scherer, Fr. E. Beneke.

Neue Blätter aus **Süddeutschland** für Erziehung und Unterricht. Band 26. Heft 4. 1897.
Schüle, Stellung Herbarts zu Pestalozzi.

Neues Korrespondenzblatt für die **Gelehrten-** und **Realschulen Württembergs.** 5. Jahrgang. 2. Heft.
Güntter, Zum Gedächtnis J. G. Fischers.

Pädagogisches Archiv. Band 40.
Heft 1—3. Schmeding, Zum 100. Geburtstage Fr. Ed. Benekes.
Heft 3. Hermann E., Onkel Bräsig.
Heft 4. Mikuliez H., Struwelpeter und Genossen. Eine Ehrenrettung.

Der praktische Schulmann. Band 47. Heft 1.
Möckel R., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens in der ehemaligen Diöcese Zwickau während der Zeit von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Jahre 1835.
Rothschild S., Georg Längin als Hebelforscher.

Lehrproben und **Lehrgänge** aus der Praxis der **Gymnasien** und **Realschulen.**
Heft 54. Biese A., Die Lebensweisheit in Goethes „Hermann und Dorothea" als Gegenstand des Unterrichtes in der Prima.
Heft 55. Fries W., Plan zu einer Pflanzschule für Lehrer in den Francke schen Stiftungen aus dem Jahre 1830.
Biese A., Die metaphorische Sprache in Goethes „Iphigenie".

Beiträge zur **pädagogischen Pathologie.** 4. Heft.
Gramzow O., Fr. Eduard Beneke als Vorläufer der pädagogischen Pathologie. Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstage des Philosophen. Mit einem Vorwort von O. Rosenbach.

Revue internationale de l'enseignement. Band 35. Heft 3.
Engel, L'ancienne académie de Strassbourg. (Suite.)

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Philosophie.**
I. Abteilung. Archiv für Geschichte der Philosophie Band 11. Neue Folge. Band 4 Heft 1 (1897). Heft 2 (1898). Speck J., Bonnets Einwirkung auf die deutsche Psychologie des vorigen Jahrhunderts
Maier H., Melanchthon als Philosoph
Heft 1. Zeller E., Sprachstatistisches.
II. Abteilung. Archiv für systematische Philosophie. Band 4. Heft 1 (1897) Heft 2 (1898). Koch E., Richard Avenarius' Kritik der reinen Erfahrung
Heft 1. Baumann J., Über Ernst Machs philosophische Ansichten
Ueberhorst K., Das Wesen der Aufmerksamkeit und der geistigen Sammlung.
Dessoir M., Beiträge zur Ästhetik. II. Vom Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kunst.
Heft 2. Zahlfleisch J., Über Analogie und Phantasie
Stein L., Wesen und Aufgabe der Sociologie.
Heft 3. Grunwald M., Miscellen. Atheismus. - Chr Wolff. — Malebranche. — Carteſius. — Joachim Jungius.
Schillowsky Ch., Register zu Band 1—10.

Vierteljahrsschrift für **wissenschaftliche Philosophie.** Band 22. Heft 1.

Riehl A., Bemerkungen zu dem Problem der Form in der Dichtkunst.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** Band 111. Heft 2.

Volkelt J., Das Recht des Individualismus.

Falckenberg R., Aus Herm. Lotzes Briefen an Theod. und Clara Fechner.

Nagl Fr., Über den Begriff der Ursache bei Spinoza und Schopenhauers Kritik desselben.

Zeitschrift für **immanente Philosophie.** Band 3.

Heft 1. Schuppe W., Das System der Wissenschaften und das des Seienden, zugleich eine pädagogische Untersuchung. Teil 1.

Heft 2. Burckhardt W., Kants objektiver Idealismus.

Jacobs, Das Verhältnis der Schopenhauerschen Philosophie zum Theismus, Pantheismus und Atheismus.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.** Band 5. Nr. 1 2.

Flügel O., Idealismus und Materialismus der Geschichte. (Fortsetzung.)

Mind. January.

Bosanquet B., Hegel's Theory of the Political Organism.

Hyslop J. H., Kant's Doctrine of Time and Space.

Annales de philosophie chrétienne. Februar. März.

Fénart M., La critique Kantienne de toute morale matérielle.

Theologische Zeitschriften.

Archiv für **Religionswissenschaft.** Band 1. Heft 1.

Vierkandt A., Philologie und Völkerpsychologie.

Branky Fr., Die Nauten, ein kleines Kapitel zur Sittenkunde des deutschen Volkes.

Theologischer Jahresbericht. 16. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1896. 4. Abteilung.

Marbach, Ehlers, Woltersdorf, Kind, Everling, Hasenclever und Spitta, Praktische Theologie und kirchliche Kunst.

Theologische Litteraturzeitung 1897 S. 488 f.

Kawerau G., Milchsack: Historia D. Johannis Fausti.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.**

Band 18. Heft 14. Köhler J., Das persönliche Schicksal des Molinos und der Bereich seiner Anhängerschaft.

Friedensburg W., Beiträge zum Briefwechsel der katholischen Gelehrten Deutschlands im Reformationszeitalter. Aus italienischen Archiven und Bibliotheken. (Fortsetzung) Briefwechsel des Cochläus.

Himmelreich, Zur Sektengeschichte der Grafschaft Solms-Greifenstein. Mitteilungen aus einem Greifensteiner Kirchenbuch 1697.

Band 19. Heft 1. Hamcke, Zur Reformation in Pommern.

Drews, Spalatiniana. 35 Briefe Spalatins, meist an Hans von Dolzig 1514—1527.

Burkhardt C. A. H., Altes und Neues über Luthers Reisen. Quellenmäßig mitgeteilt (nach Rechnungen des S. Ernestinischen Gesamtarchivs in Weimar.)

Müsebeck E., Ein Schmähgedicht gegen die Bettelmönche aus der Reformationszeit. Aus dem Zerbster Stadtarchiv mitgeteilt 1522—1524.

Beiträge zur **bayerischen Kirchengeschichte.** Band 4.

Heft 2/3. Geyer Chr., Die Hofer Gesangbücher des 16. und 17. Jahrhunderts. Zugleich Vorgeschichte des Markgräflich-Bayreuthischen Gesangbuchs von 1630.

Heft 3. Brunner K., Der angebliche Übertritt des Markgrafen Friedrich von Bayreuth und seiner Gemahlin zum Katholicismus.

Haußleiter J., Ein Wort Luthers an Leonhard Päminger in Passau 1538.

Radner S., Die anfängliche religiöse Stellung des Fürstbischofs Julius Echter.

Heft 4. Braun Fr., Dr. theol. J. G. Schelhorn. I.

Lippert, Kirchenvisitation anno 1586 im Fürstentum Hohenstrauß.

Zucker M., Zur Dürerforschung.

Kolde Th., Zur Geschichte der Konfirmation.

Beiträge zur **sächsischen Kirchengeschichte.** 12.

Kühn B., Jul. Meier.

Clemen O., Litterarische Nachspiele zur Leipziger Disputation.

Lyon O., Ev.-lutherisch oder ev.-lutherisch.

Feilitzsch E. von, Ein Blatt aus dem Jahre 1697.

Buchwald G. und H. J. Scheuffler, Die in Wittenberg ordinierte Geistlichkeit der Parochien des jetzigen Königreichs Sachsen (Ablaß-Fürstenwalde).

Beiträge und **Mitteilungen** des Vereins für **schleswig-holsteinische Kirchengeschichte.** 2. Reihe. 1. Heft.

Rolfs Chr., Zur dithmarsischen Reformationsgeschichte.

Diöcesanarchiv von **Schwaben.** XV.

1. Beck, Seb. Sailer, Nachlese zur Sailerbiographie.

3 und 4. Beck, Der schwäbische Bauer auf der Bühne.

Beck, Zur „Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung" von A. Holder.

Theologische Zeitschrift aus der **Schweiz.** 15. Jahrgang

Heft 1. Pfister O., Die Genesis der Religionsphilosophie A. E Biedermanns untersucht nach Seiten ihres psychologischen Ausbaues.

Christ P., Über Friedrich Nietzsche.

Bulletin historique et littéraire de la société de **l'histoire du protestantisme française.** IV. Série. 7, 3.

Nouvelles notes sur Calvin. — Zwingliana. — Wolfgang Musculus Portraits des Réformateurs.

Zeitschrift für **katholische Theologie.** Band 2.

Heft 1/2. Hirschmann A., Das Religionsgespräch zu Regensburg 1601

Heft 1. Zenner J. K., Aus den theologischen Vorlesungen der katholischen Universität Leipzig.

Theologische Quartalschrift. Band 80. Heft 1.

Schanz, Die katholische Tübinger Schule.

Theologische Studien und **Kritiken.**

1897, 2. Bossert, Die Entstehung von Luthers Wartburgpostille.

1898, 3. Albrecht, Ein bisher unbeachtetes Lied Luthers (All Ehr' und Lob soll Gottes sein = Et in terra).

Nietschel, Die erste Ausgabe des kleinen Katechismus in Tafelform.

Kirchliche Monatsschrift. 17. Jahrgang.

Heft 5. Schultze J. L., Die Ritschlsche Idee des Reiches Gottes in neuerer Beleuchtung.

Steinecke, Zur Charakteristik des Ministers von Heynitz.

Neue kirchliche Zeitschrift. 9. Jahrgang.
Heft 3. Schultze J. L., Die Ritschlsche Theologie eine Teleologie.

Zeitschrift für **Theologie** und **Kirche.** Band 8. Heft 1.
Troeltsch E., Geschichte und Metaphysik. — Kaftan J., Erwiderung darauf: 1. Die Methode. 2. Der Supranaturalismus.

Zeitschrift für den **evangelischen Religionsunterricht.** VIII, 4.
Sprenger, Zu deutschen geistlichen Liedern. XIV—XIX.

Römische Quartalschrift für christliche **Altertumskunde** und für **Kirchengeschichte.** Jahrgang 11. Heft 4.
Duhr, Die Thätigkeit des Jesuiten Nicolas Bobadilla in Deutschland.
Ehses, Korrespondenz des Kardinals Cervino von Wilhelm Sirlet (1546).

Stimmen aus **Maria-Laach.**
Heft 1. Baumgartner A., Der Cid in Geschichte und Poesie.
Heft 3. Kreiten W., „Die versunkene Glocke."

Der Katholik. 3. Folge. Band 17.
Januar. Franz A., Matthias von Liegnitz und Nicolaus Stör von Schweidnitz.
Paulus N., Über Leben und Schriften Johanns von Wesel.
Verfall der Schulen in Norddeutschland um 1541.
Februar. Friedrich Wasmann (1805—1886).
Simon Bagen, Kurmainzer Staatsmann des 16. Jahrhunderts

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.
Nr. 1. 2. Das Momento mori in deutscher Sprache und Sitte.
Nr. 2. Der Dichter des Liedes „Mein Auge wacht".
Nr. 5. Aus der Geschichte der deutschen Nationallitteratur.
Nr. 6. Zur seelsorgerlichen Bedeutung Philipp Spittas.
Nr. 7. Luthers Stellung zur Politik.
Nr. 8. Klaus Harms und sein „Krieg nach dem Kriege" vom Jahre 1814.
Nr. 9. Briefe über moderne Dichtungen.
Nr. 11. Bilder aus der Erweckungsgeschichte des religiös-kirchlichen Lebens in Deutschland in diesem Jahrhundert.

Der Protestant. Jahrgang 2. Nr. 15.
Hoffmann von Fallersleben.

Protestantische Monatshefte. 1. Jahrgang. Nr. 12. 1897.
Cropp J., Zur Erinnerung an Rich. Rothe II.

Deutsch-evangelische Blätter.
XXII, 12. 1897. Benrath K., Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit.
XXIII, 4. Benkert, Aus der Kirchen- und Leidensgeschichte von Soest.

Revue Internationale de Théologie. VI, 21.
Döllinger J. von †, Die Waldesier (mit Einleitung von Friedrich).
Weber, Ueber die Philosophie Anton Günthers.

Revue chrétienne. VII, 2.
Chevrier E., Honoré d'Urfé et Mich. Servet.

Kunstzeitschriften.

Repertorium für **Kunstwissenschaft.**
20. Band. Heft 6. 1897. Kalkoff P., Zur Lebensgeschichte Albrecht Dürers.
Lohmeyer K., Die Herkunft des Herzog-Albrechts-Epitaphs in der Domkirche zu Königsberg.

Schmidt W., Beiträge zur Kenntnis Sebald Behams.

Band 21. Heft 1. Dülberg F., Lucas von Leyden als Illustrator.

Ehrenberg H., Jacob Binck.

Scherer C., Die Familienbilder im Landgrafenzimmer der Wilhelmsburg zu Schmalkalden.

Zeitschrift für **bildende Kunst.** Band 9.

Heft 3. Stiaßny R., Baldung Griens Zeichnungen.

Heft 5. Pauli G., Jakob Burckhardt.

Fischel H., Em. Jak. Schindler.

Heft 6. Lange K., Dürers ästhetisches Glaubensbekenntnis.

Studien zur **deutschen Kunstgeschichte.**

Heft 11. Lichtenberg R. Freih. von, Über den Humor bei den deutschen Kupferstechern und Holzschnittkünstlern des 16. Jahrhunderts.

Heft 12. Scherer Chr., Studien zur Elfenbeinplastik der Barockzeit.

Heft 13. Stolberg A., Tobias Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr zu Straßburg.

Jahreshefte des **österreichischen archäologischen Institutes.** Band 1. Heft 1.

Szanto E., Archäologisches zu Goethes Faust. I. Die Lemuren. II. Zu Philostratos. III. Kraniche und Pygmäen.

Wickhoff Fr., Der zeitliche Wandel in Goethes Verhältnis zur Antike dargelegt am Faust.

Jahrbuch der königlich **Preußischen Kunstsammlungen.** Band 19 Heft 1.

Schöne B., Zur Erinnerung an A. von Sallet.

Schmidt H. A., Der Monogrammist H. F. und der Maler Hans Franck

Neujahrsblatt der **Kunstgesellschaft** in **Zürich** für 1898.

Lehmann W. L., Professor Ernst Gladbach.

Gazette des **Beaux-Arts.** Februar.

Gauthiez P., H. Holbein sur la route d'Italie: Lucerne, Altdorf (fin).

Zeitschriften für Bibliothekswesen.

Centralblatt für **Bibliothekswesen.**

15. Jahrgang. Heft 1. 2. Hartwig O., Zur ersten englischen Übersetzung der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Beiheft 18. Falk F., Die ehemalige Dombibliothek zu Mainz, ihre Entstehung, Verschleppung und Vernichtung, nach gedruckten und ungedruckten Quellen.

Mitteilungen des **österreichischen Vereins** für **Bibliothekswesen.**

I, 2/3. 1897. Schubert, Aus Mähren und Schlesien der k. k. Hofbibliothek gewordene Handschriften und Altdrucke.

II, 1. Ahn, „Newe Zeytungen" aus Joh. Manuels Druckerpresse.

Zeitschrift für **Bücherfreunde.** 1. Jahrgang 1897/98.

Diese im Frühling des verflossenen Jahres neu begründete, von Fedor von Zobeltitz geleitete Zeitschrift „verfolgt keine gelehrten Ziele, wohl aber die wissenschaftlichen und künstlerischen Intentionen, die mit der Bücherliebhaberei endgiltig immer verbunden sind". Sie will in weiteren Kreisen der gebildeten Welt das Interesse für Bücherkunde, das gesammte Buchwesen und die damit verbundenen graphischen Künste wecken und fördern. Sie will gerade in Deutschland, wo die

Bücherliebhaberei weit hinter Frankreich, England, Holland und Nordamerika zurückgeblieben ist, die Zahl der mit Geschmack wählenden und mit Verständnis genießenden Büchersammler und Bücherfreunde mehren.

Die Zeitschrift ist also kein Fachblatt im engeren Sinne, aber sie bringt auch dem Fachmanne, dem Bibliothekar, dem Bibliographen, dem Litterarhistoriker eine Fülle des Neuen und Anregenden. Eine Reihe hervorragender Fachmänner und vielseitig gebildeter Büchersammler arbeiten mit. Der erste (in zwei stattlichen, glänzend ausgestatteten, reich illustrierten Bänden) vorliegende Jahrgang enthält Aufsätze über Buch- und Schriftwesen, Autographen und Exlibris, Geschichte des Bücherdrucks und der Illustrationskunst, Bibliothekswissenschaft und Buchausstattung, Zeitungs- und Plakatwesen, Notendruck und Verlegermarken, auch Beiträge, die mit praktischen Winken in die Entwicklung des modernen Buchkunstgewerbes eingreifen. Ferner Rezensionen, Nachrichten über neue Erscheinungen, eine Rundschau der Presse, Mitteilungen von Bibliotheken, Auktionen und vom Antiquariatsmarkte.

Im Nachstehenden seien aus den einzelnen Heften Aufsätze, die für die neuere Litteraturgeschichte besonders in Betracht kommen, hervorgehoben:

Heft 1. Schreiber W. L., Die Holztafeldrucke der Apokalypse. Nach deutschen und niederländischen xylographischen Ausgaben, die gegen 1465 entstanden sind.

Hecker O., Die Schicksale der Bibliothek Boccaccios. Mit Faksimiles neu entdeckter Boccaccioscher Autogramme.

Heft 2. Heyck E., Eine fürstliche Hausbibliothek im Dienste der Öffentlichkeit. Kurze Geschichte der Bibliothek in Donaueschingen mit einer besonderen Würdigung Josefs von Laßberg.

Beer R., Die Autographensammlung der k. k. Hofbibliothek in Wien. Enthält unter anderem zahlreiche Briefe an Friedrich Halm (von A. Grün, Bauernfeld, Ebert, Geibel, Gutzkow, Hamerling, Hebbel, Holtei, Laube und anderen).

Zobeltitz F. von, Neudrucke. Faustbuch 1587. Septemberbibel 1522 und andere.

Meisner H., Der Bücherfluch. Alte Sprüche gegen Fälschung, Nachdruck und Bücherdiebstahl.

Heft 3. Schorbach K., Die Historie von der schönen Melusine. Über Quelle, Entstehung, Handschriften, Drucke, Übersetzungen und Bearbeitungen des Melusinen-Romans von Thüring von Ringoltingen.

Geiger L., Die erste Ausgabe von Goethes „Hermann und Dorothea" und ihr Verleger. Goethes Verhandlungen mit Böttiger und dem Verleger Vieweg über Druck und Ausstattung von „Hermann und Dorothea".

Heft 4. Fabricius W., Die ältesten gedruckten Quellen zur Geschichte deutschen Studententums.

Heft 5. Keinz F., Über die älteren Wasserzeichen des Papiers und ihre Untersuchung.

Zobeltitz F. von, Münchhausen und die Münchhausiaden. Über die Familie und die Lebensgeschichte des Freiherrn Hieronymus von Münchhausen, sowie über die verschiedenen Sammlungen von Münchhausiaden und verwandte Geschichten.

Scherer C., Die Wilhelmshöher Schloßbibliothek. Ein Blick auf ihre Geschichte und ihre Schätze.

Heft 6. Geiger L., Wieland an seinen Sohn Ludwig. Ein Brief Wielands vom August 1802, worin er seinem Sohn abrät, Schriftsteller zu werden. (= „Aus Altweimar" S. 18—38.)

Sondheim M., Das Philobiblon des Richard de Bury.

Heft 7. Brendicke Hans, Jahn-Karikaturen aus der Zeit des Frankfurter Parlamentes. Mit 4 Abbildungen.

Heft 8. 9. Witkowski G., Die deutsche Bücherillustration des 18. Jahrhunderts. Berücksichtigt werden besonders „Goethes Schriften“ 1787 bis 1790, Werke von Wieland, Geßner und anderen. Zahlreiche Abbildungen von Chodowiecki, Oeser, Angelika Kaufmann u. s. w. sind beigegeben.

Fromme E., Napoleon und der Gothaer Almanach. Ein Beitrag zur Geschichte der Censur unter dem ersten Kaiserreich.

Ottmann V., Casanovas Werke und seine litterarische Hinterlassenschaft.

Leiningen-Westerburg K. E. Graf zu, Zum Kapitel vom Bücherfluch.

Meißner H., Eine Arndt-Bibliographie.

Heuer O., Das neue Goethe-Museum und die Goethe-Bibliothek.

Luther J., Ideendiebstahl in dem dekorativen Bücherschmuck der Reformationszeit.

Heft 10. Lory K., Friedrich der Große in der süddeutschen Flugschriften-Litteratur. Seit 1757 wird die poetische Form (und zwar zumeist in Alexandrinern) beliebt.

Heft 11. Karpeles G., Heines Buch der Lieder. Eine bibliographische Plauderei. Zumeist über die Ausstattung der ältesten Ausgaben dieser Sammlung.

Fuchs E., Noch einige Jahn-Karikaturen.

Rowe E., Zur Litteratur über Friedrich Wilhelm II.

Heft 12. Ottmann V., Die erotische Litteratur und die Bibliophilen.

Jahrgang 2, 1898/99. Heft 1. Hauffen A., Über die Bibliothek Johann Fischarts. Vorläufiger Bericht über sieben vom Hofbibliothekar Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt entdeckten Bücher, die Namenseintragungen und zum Teil sehr umfängliche Randbemerkungen Fischarts enthalten. Fünf Faksimiles der Eintragungen sind beigegeben. — S. 21, Spalte rechts, Zeile 12 von unten ist Candanus ein Druckfehler für Cardanus. — Zu der Liste der nachweislich in Fischarts Besitz gewesenen Bücher (S. 30) ist hinzuzufügen die Cosmographia Petri Apiani Köln 1574 in einem Fischarts Namen tragenden Exemplar der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek. (Vgl. E. Martin in den Straßburger Studien 3, 146.) A. H.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der königlich **preußischen** Akademie der Wissenschaften zu **Berlin.**

1897. Heft 45. Schmidt Erich, Uhlands „Märchenbuch des Königs von Frankreich“.

1898. Heft 14. Schmidt Erich, Uhland als Politiker.

Mitteilung Nr. VIII der **Gesellschaft** zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in **Böhmen.**

Hauffen A., Vierter Bericht über den Fortgang seiner im Auftrage der Gesellschaft eröffneten Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Deutsch Böhmen (Januar 1898).

Göttinger gelehrte Anzeigen.

Januar. Seuffert B., Rieger: Klinger in seiner Reife dargestellt.

Sitzungsberichte der philosophischen Klasse der **bayerischen** Akademie der Wissenschaften in **München.** 1897. Band 2. Heft 2.

Wölfflin E. von, Zur Geschichte der Tonmalerei.

Anzeiger des **germanischen Nationalmuseums** in **Nürnberg.** 1897.

Nr. 6. Bösch H., Ein süddeutsches bürgerliches Wohnhaus vom Beginne des 18. Jahrhunderts. (Schluß.)

Stegmann H., Geheimmittelindustrie im 18. Jahrhundert.

Altes und Neues aus dem **Pegnesischen Blumenorden.** III. 1897.

Beckh W., Festrede bei dem Festakt zur Feier des 250jährigen Jubiläums des Blumenordens.

Burkhardt C. A. H., Aus dem Briefwechsel Georg Philipp Harsdörffers von 1647—1658. Briefe von Harsdörffer an Herzog Wilhelm, Zacharias Prüschenk, Schwechhausen, Neumark; an Harsdörffer von Herzog Wilhelm, Khuefstain, Stubenberg, G. von Windischgrätz, Moscherosch.

Günther S., Der Nürnberger Naturforscher Johann Georg Volckamer der Ältere.

Hodermann R. †, Ein Jünger Hans Sachsens, die Geschichte eines Gothaer Schusters (Johann Caspar Steübe).

Sitzungsberichte der königlich **böhmischen** Gesellschaft der Wissenschaften in **Prag.** 1897

Menčík F., Über ein Wiedertäufergesangbuch.

Čihula J., Über die Beziehungen der böhmischen Brüder zu Martin Luther.

Krejčí J., Über Uhlands skandinavische Studien. [Ich habe mir die Aufgabe gestellt, Uhlands wissenschaftliche Behandlung der nordischen Mythologie zu untersuchen. Es handelt sich vorerst darum, seinen wissenschaftlichen Standpunkt festzustellen. Ich untersuche daher seine Theorie, seine Anschauungen, wie sich diese in seinen eigenen Äußerungen darbieten, hebe seine großartige Auffassung der nordischen Götter- und Heldensage hervor, sowie das Gewicht, welches er auf ihr poetisches Element legt und die außerordentliche Bedeutung, welche er der Etymologie zuschreibt.

Auf Grund seiner Theorie suche ich nun seine Deutung der nordischen Mythen zu prüfen. Es ergiebt sich einerseits, daß es ihm nicht immer gelungen ist, seiner poetischen Auffassung derselben treu zu bleiben und er sich nicht selten mit bloßer Wiedergabe der nordischen Überlieferung begnügt. Andererseits entsprechen auch die von ihm angeführten Etymologien den gewünschten Anforderungen nicht immer; teils sind sie natürlich veraltet, teils operiert man ja, wie es nicht anders sein kann, auf einem so schwierigen Gebiete mit recht problematischen Mitteln — ein Beweis, welch hohe Aufgabe sich Uhland gestellt und wie schwer sie zu lösen war. Trotzdem zeigt sich bei Uhland überall kritisches Urteil, er übertreibt nicht, seine Erörterungen schweifen nie ins Phantastische hinüber. Und Eines ist charakteristisch: der poetische Standpunkt tritt bei Uhland immer mehr und mehr zurück, um dem rein wissenschaftlichen Platz zu machen; der wissenschaftliche Apparat wächst bei ihm mehr und mehr heran, was insbesondere die Abhandlungen von Thor und Odin beweisen.

Uhland meidet in seinen Untersuchungen jedwede Polemik, läßt sich auch nicht zu apodiktischen Behauptungen verführen. Er unterläßt es nicht, kritische Fragen zu berühren, wie das Verhältnis der nordischen Mythologie und Heldensage zur deutschen, das Verhältnis der nordischen und deutschen Nibelungensage und anderes. Doch begnügt er sich meist mit allgemeinen Andeutungen, ohne ins Detail einzugehen.

Was Uhlands Auffassung der nordischen Mythologie betrifft, so könnte man den Boden für sie gewissermaßen schon vorbereitet finden durch Wilhelm Grimm, Friedrich Schlegel, Erik Gustaf Geijer. Allein in dieser Beziehung steht Uhland als der erste und seinerzeit der Einzige da, daß er es versucht hat, seine Auffassung auch in der That zu beweisen und sie in ein System zu bringen, ohne sich von Forschern wie Görres, Creuzer in seinem wissenschaftlichen Standpunkt beeinflußen zu lassen. Ein Einfluß ist jedoch unleugbar: der der Grimmschen Mythologie; sie hat es wohl auch bewirkt, daß Uhland ein so großes Gewicht auf die Etymologie gelegt hat.

Uhland hat bekanntlich auch nordische Stoffe poetisch behandelt, und zwei nordische Balladen (Die sterbenden Helden, Der blinde König) finden wir auch in

seinen Gedichten aufgenommen. In der ersten Periode seines Schaffens knüpfte e recht häufig an die nordische Mythologie an, wie sein Tagebuch zeigt; allein der Stoff ist frei erfunden, was übrigens auch bei der Ballade „Die sterbenden Helden" trotz Düntzer der Fall ist, und die Gedichte sind ohne Bedeutung. Von Interesse ist, daß er eine größere Dichtung von Starkater plante, die leider nicht zur Ausführung gelangte.

Zwischen der wissenschaftlichen Behandlung der nordischen Mythologie und der poetischen kann man bei Uhland doch einen inneren Zusammenhang erblicken, obwohl letztere in ein weit früheres Stadium fällt: er beschäftigte sich mit ihr zuerst als Dichter und bearbeitete nordische Motive. Das hatte zur Folge, daß auch in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit der poetische Standpunkt anfangs überwiegt, um nachher dem rein wissenschaftlichen zu weichen. Seine poetische Thätigkeit erklärt das erste Stadium seiner wissenschaftlichen. J. K.]

Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften in **Wien.** 1897.

Lübeck und Metternich, Denkschriften und Briefe. Herausgegeben von A. Beer.

Revue des universités du Midi. 1898. 1.

Zyromski E., De l'influence de la pensée allemande sur l'esprit français au XIXe siècle.

Zeitschriften für Volkskunde.

Zeitschrift für Ethnologie.

Jahrgang 29. Heft 6. Bartels M., O. Schell: Bergische Sagen (moderne Sagen wie über die Einführung der Eisenbahn erwähnt).

Schulenburg W. von, Märkische Altertümer und Gebräuche. Zu Hans Sachs. Wölfe als Gottes Jagdhunde.

Jahrgang 30. Heft 1. Sartori P., Über das Bauopfer. Das Einmauern von Gegenständen oder auch lebenden Wesen zur Sicherung des Gebäudes. Citiert Wahlverwandtschaften, Kapitel 9 und zahlreiche Sagen. R. M. Meyer.

Zeitschrift des Vereins für **Volkskunde.**

Band 7. Heft 4. 1897. Meyer R. M., Neuere Zeugnisse von altgermanischen Sitten. (Goethe „Hoch auf dem alten Thurme steht —" S. 342; Anzengruber und Rosegger: Berserker Schilderungen S. 343; von Klöden in seiner Kindheit von einem tobsüchtigen Soldaten bedroht, ebenda; zu Platens Tagebüchern S. 345; Rätselkampf in Auerbachs „Barfüßele" S. 346; Flohfalle bei Fischart und Verlaine S. 347).

Hauser Chr., Der heilige Abend in einem Dorfe Paznauns (Wettersprüche S. 352. 356 f.).

Sartori P., Glockensagen und Glockenaberglaube. Fortsetzung (Lärm hält böse Geister ab S. 358; Glockenton ebenso S. 360; Glockenton der Vegetation förderlich S. 363; Wetterglocke S. 361; zu Pfizers Faustbuch S. 364 Anmerkung; Irrglocken S. 366; zu Forsters Reise um die Welt S. 366 Anmerkung; Glocke und Seele S. 368; Glocke ruft die Gottheit S. 369).

Klemm K., Über doppelte deutsche Vornamen.

Amalfi G., Wer hat die Facetien des Piovano Arlotto kompiliert. Schluß.

Volte J., Kranzwerbung, ein Gesellschaftsspiel des 17. Jahrhunderts (ein Dialog etwa von 1690, durch zahlreiche Citate zum Kranzsingen, zu den Rätselfragen u. s. w. erläutert).

John A., Alte Sitten und Bräuche im Egerland.

Bünker J. R., Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen (Hexenverse S. 400).

Weinhold K., Zwei alte Gerichtsſtätten.

Haaſe K. Ed., Volksmedizin in Ruppin und Umgegend (zahlreiche Heilſprüche).

Pichler F., Von Glan- und Furt-Orten, im beſondern von Klagenfurt.

Kaindl, Lieder, Neckreime u. ſ. w. aus der Kinderwelt (polniſch mit Überſetzungen S. 422).

Weinhold K., Der Wildemännlestanz von Oberſtdorf (mit Noten und Tanzplan. — Andere Wildemannsſpiele S. 431 f. Zum Brand im Palaſt im Fauſt II, S. 436).

Weinhold K., Oſtfrieſiſch-plattdeutſches Rammerlied (mit Noten; Erläuterungen Th. Siebs).

Kleine Mitteilungen: Goldziher, Die verweigerte Kniebeugung. — Weinhold Laura, Schleſiſche Sagen S. 443. — Weinhold K., Fruchtbarkeit im hohen Alter.

Bücheranzeigen: Märchen aus Mallorca, mit deutſchen Parallelen von J. Bolte.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins: Heusler über die Siegfriedſage S. 456.

Jahrgang 8. Heft 1. Feilberg H. F., Der Kobold in nordiſcher Überlieferung.

Bolte J., Zum Märchen vom Bauern und Teufel (zu Rückerts „Betrogenem Teufel“ viele Parallelen und ein Flugblatt auf dem Kupferſtichkabinet in Dresden; Spottnamen wie Gallenberg, Neidereck, Falſchenburg S. 23, vgl. S. 25; ein Augsburger Flugblatt S. 24).

Polívka G., Seit welcher Zeit werden die Greiſe nicht mehr getötet (zu J. Pauli Nr. 442; ſlaviſche Parallelen).

Sartori P., Glockenſagen und Glockenaberglaube (Klang der Glocke S. 29, 3).

Dörler A. F., Die Tierwelt in der ſympathetiſchen Tiroler Volksmedizin (Spruch S. 43).

Schukowitz H., Hausgerätinſchriften aus Niederöſterreich (meiſt in Verſen).

Haaſe K. Ed., Volksmedizin in der Grafſchaft Ruppin und Umgegend (Heilſprüche).

Reichhardt R., Baſtlöſereime aus der Provinz Sachſen.

Kaindl R. F., Lieder, Neckreime u. ſ. w. aus der Kinderwelt (Bukowina und Galizien).

Stiefel A. L., Zur Schwankdichtung des Hans Sachs (1. „Der plint Meßner“ und ein indiſches Märchen. 2. „Der Bawer mit dem Plerr“ und die Exempla des Jacques de Vitry; zu Geſamtabenteuer Nr. 38).

Bünker J. R., Heanziſche Schwänke, Sagen und Märchen (mit Verſen).

Kleine Mitteilungen. Tiroler Trachten 1852—1853 S. 94 f. Zum Oſtfrieſiſchen Rammerlied. — Zum Pater Guardian S. 96 f.

Bücheranzeigen. O. Schell, Bergiſche Sagen von K. Weinhold (der Glockengießerjunge; der Abt von St. Gallen; zur Lenorenſage. — Deutſche Kinderreime und Verwandtes von H. Bruchmann (zum Urſprung der Poeſie S. 107). — Nyrop, Der Kuß und ſeine Geſchichte (däniſch; mit Dichtercitaten: Heine, P. Fleming und andere S. 111) von K. W.

Aus den Sitzungsprotokollen: Petſch über das Volkrätſel S. 115.

Heft 2. Rehſener Marie, Goſſenſaſſer Jugend (mit Volksverſen und vielen volkstümlichen Redensarten).

Feilberg H. F., Der Kobold in nordiſcher Überlieferung.

Schukowitz H., Hausgerätinſchriften aus Niederöſterreich (hübſche Verſe und Sprüche, zum Teil emblematiſcher Natur).

Lehmann Filhés M., Volkskundliches aus Island.

Stiefel A. L., Zur Schwankdichtung des Hans Sachs (3. Der Schwank „Der Bauernknecht fras ſeine aigen Federbuſch“; italieniſcher Schwank des Sermini aus

Siena? 4. Zur Quelle der „Nennerley Hewt eines poesen Weibs" gegen Wünsches Herleitung aus Simonides).

Dörler W. F., Die Tierwelt in der sympathetischen Tiroler Volksmedicin.
Raff Helene, Spukgeschichten aus dem bayerischen Kreise Schwaben.
Kaindl R. F., Lieder, Neckreime u. s. w. aus Bukowina und Galizien.
Bünker J. R., Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.
Haase K. Ed., Volksmedizin in Ruppin und Umgegend (mit Segenssprüchen).
Eysn Marie, Totenbretter um Salzburg (mit Tafeln).
Weinhold K., Frau Harke in Dithmarschen.
Beck H., Aus dem bäuerlichen Leben in Nordsteimke (Braunschweig). Mit Spinn-Wettversen.
Jaworskij, St. Stölprian (Russische Parallelen zum 69. Fastnachtspiel des Hans Sachs).

Kleine Mitteilungen. Dirksen C., Marienkind (das Märchen auf biblische Aussprüche und die Erzählung vom Sündenfall zurückgeführt); Köhler C., Lied auf die Besetzung Saarbrückens und die Schlacht bei Spichern; Knoop O., Schmied Eisenhart; Eysn M., Botanisches zur Volkskunde; Heilig O., Sagen aus dem Simonswälderthal (Breisgau); Hühnersegen.

Bücheranzeigen. Béla Lázár, Über das Fortunatus-Märchen (nach J. Bolte oberflächlich); Ehmann P., Sprichwörter und bildliche Ausdrücke der japanischen Sprache (R. Lange vergleicht S. 235 eine Wendung aus „Kabale und Liebe" IV 7).

Sitzungsprotokolle: Minden über Balladenstoffe in älterer jüdisch deutscher Fassung; Elisabeth Lemke, Volkstümliches aus der Schlangenwelt. R. M. Meyer.

Das Land. Band 6.

Nr. 4. 8. Reichardt, Beiträge zur Volkskunde Nordthüringens.
Nr. 5. Was bedeutet für uns Jer. Gotthelf?
Nr. 9. v. d. Aa, Das Klootschceten, ein ostfriesisches Volksspiel.
Nr. 10. A. L. Sombart †.
Hoffmann, Volksbräuche und Sagen im Schwarzwald.
Nr. 13. Reichardt, Deutsche Osterbräuche.
Nr. 14. Freybe, Zur Beurteilung des Haberfeldtreibens.
Dieckmann, Unsere Heimat, Dorf Audenhain und Umgegend zur Zeit der schlesischen Kriege.

Globus. Band 37. Nr. 7—9.

Jensen, Grabhügel und Hünengräber der nordfriesischen Inseln in der Sage.

Unser Egerland. Blätter für Egerländer Volkskunde. Jahrgang 1.

Nr. 2. [John A.], Rat Josef Sebastian Grüner. (16. Februar 1780 bis 16. Januar 1864.) Der Begründer der Egerländer Volkskunde.
Nr. 4/5. Egerländer Festkalender.
Nr. 4. John A., Die wiederaufgefundenen Manuskripte des Rates Grüner.
Nr. 5. Bastlösereime.
Nr. 6. Schmidt G., Aberglaube im Egerlande zur Weihnachtszeit.
Jahrgang 2. Nr. 1. Müller M., Die Egerländer Tracht im 19. Jahrhundert
Binhack Fr., Volkstümliches aus dem Stiftslande Waldsassen.
Vogels H., Der schneider mit der gaiß.
Ein Egerländer Feuersegen.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in **Mecklenburg.** 50.
Blanck und Wilhelmi, Aus der Volksheilkunde Mecklenburgs.

Volkstümliches aus Mecklenburg. Aus dem Volksmunde gesammelt von Wossidlo.

Nr. 20. Allerlei ſcherzhafte Antworten und Neckreden — 21. Beim Kartenſpiel. — 22. Wohr di, dat ſpillt. — 23. Vom Trinken.

Fragebogen über das **Tierleben** im Munde des **Mecklenburger** Volkes (von Woſſidlo).

Zeitſchrift für **öſterreichiſche Volkskunde.** Jahrgang 4.

Heft 1—4. Bünker J. R., Niederöſterreichiſche Märchen IX—XIII.
Heft 1 und 2. Vernaleken Th., Die Frau Holle in Öſterreich.
Piger F. P., Das Schnaderhüpfel in der Iglauer Sprachinſel.
Urban M., Volkskundliches aus der Plauer Gegend.
Ankert H., Ein kleiner Beitrag zur Volksmedizin Nordböhmens.
Jaworskij J., Malthuſianiſche Zaubermittel.
Moſes H., Das Windfüttern (s' Windfuatern).
Heft 3 und 4. Haudeck J., Das deutſche Bauernhaus des Elbthales unterhalb Leitmeritz.
Haberlandt M., Ein Nikolaus-Spiel.
Petak A., Die Kindergräber von Ottensheim.
Urban M., Zu den älteren Hochzeitsgebräuchen im Egerlande.
Kroboth B., Krankheitsbeſchwörungen.
v. D., Zur „Tazzelwurm-Sage".
Schukowitz H., Kerbholz.
Peiter W., Das Leichen- oder Trauereſſen im deutſch-böhmiſchen Mittelgebirge.
Höfler M., Das Totenköpflein.
Peiter W., Kindstaufen im Hocherzgebirge.
Heft 5. Haudeck J., Bauernkoſt im Elbthale bei Leitmeritz.
Hintner V., Zur Geſchichte des Wortes Baiſ'l und Bahöll
Moſes H., Die Länge heiliger Perſonen.
Schukowitz H., Plunderwagen-Poeſie.

Blätter für **Pommerſche Volkskunde.** 5. Jahrgang. Nr. 9—12. 1897. 6. Jahrgang. Nr. 1.

Haas A., Volkstümliche Tänze und Tanzlieder aus Pommern.
Volkstümliches aus der Tierwelt.
Asmus F., Pommerſche Flurnamen 2.
Brunk A., Rätſelſagen aus Pommern.
Haas A., Ermordete, Mörder und Selbſtmörder.
H., Gaukler und Seiltänzer in Pommern im 16. Jahrhundert.
Brunk A., Volkslieder aus Pommern. 5. Der Geſtäupte. 6. Kurze Trennung.
Haas A, Der Narr im pommerſchen Sprichwort.
Baſtlöſereime.
Nack A., Sagen und Erzählungen aus Belkow und Umgegend.
Kurth E., Zwei Volksſagen aus Pommern.
Haas A., Kinderpredigten.
Haas A., Pommerſche Baſtlöſereime.
Knoop O., Neue Volksſagen aus Pommern.
Heller, Volksmärchen aus Pommern. 1. Zigeuner in Pommern.
Knoop O., Volkstümliches aus der Tierwelt.
Haas A., Liebesorakel und Liebeszauber in Pommern.

Wiſſenſchaftlicher Verein für **Volkskunde** und **Linguiſtik** in **Prag.** 5. Publikation.

Keller O., Die Schildkröte im Altertum.

Mitteilungen des Vereins für **ſächſiſche Volkskunde.** Jahrgang 1897. Nr. 2. Meiche A., Unechte Sagen.

M[ogk] E., Zur ätiologischen Sagenbildung.
Meiche A., Zu unseren Volkstrachten.
Nr. 3, 4. Franke C., Die Dialekte im Königreich Sachsen. I.
Nr. 3. Schumann, Beiträge zur Volks- und Landeskunde in Mittelsachsen Über einige Hausgeräte.
Nr. 4. Friesen Freih. von, Ein Ehevertrag vom Jahre 1576.

Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 1897. Heft 4. Nr. 5.
Scholz O., Der Spinnabend zu Herzogswaldau.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde.
1. Jahrgang. Heft 3. 4. Hoffmann-Krayer E., Die Fastnachtsgebräuche n der Schweiz. (Fortsetzung und Schluß.)
Heft 3. Wernli, Fastnachtsgebräuche in Laufenburg.
Hoppeler, Eine Teufelsgeschichte aus dem 17. Jahrhundert.
Singer S., Die Wirksamkeit der Besegnungen.
Fricker E., Sagen aus Beinwyl.
Zahn E., Fastnachtsbrauch in Urseren.
Heft 4. Rothenbach J. E., Österreichische Bienenbrettchen.
Rhyner G., Über den Löffel balbieren.
2. Jahrgang. Heft 1. Ithen A., Innerschweizerische Legenden und Sagen.
Ithen A., Die dupierten Ratsherren.
Ithen A., Männer von herkulischer Körperstärke.
Zindel, Der gefangene Mond.
Stückelberg E. A., Volkskunst.
Zindel A., Das „Bettlauben" in Sargans.
Zindel A., Ein alter Nachtwächterruf in Sargans.
Waser O., Die alten Jungfern im Glauben und Brauch des deutschen Volkes
Tobler G., Ein alter Hochzeitsbrauch.
Tobler G., Zum Hexenwesen in Bern.
Fricker E., Das Andereslen.
E. A. St., Epigraphische Spielereien.

Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für Kulturgeschichte.
Band 5. Heft 3. Gelzer H., Pro monachis oder die kulturgeschichtliche Bedeutung der Klosteraufhebung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit besonderer Berücksichtigung der Schweiz (J. Burckhardt, H. Thiersch, R Rothe über das Mönchtum S. 145 f.; Albr. Ritschl S. 147; Schlosser S. 148; Freih. von Aretin über die bayerische Klosteraufhebung S. 149; Mutter von Lang ebenso S. 150; Böckh über Säkularisation S. 150; Klosteraufhebung in der Schweiz S. 151 f.; Nicolai als Vertreter des „echt Berliner Aufklärichts" giebt „für Nicolai noch relativ anständige Gedanken über die vita contemplativa zum Besten" S. 154; M. J. Weber über die Möncherei S. 156). Nachschrift der Redaktion S. 159.

Buchwald G., Aus den Briefschaften eines Jenenser Studenten 1630 31 (Eberhard Wolff von Todenwarth, geboren 1614. Instruktion des Hauslehrers S. 163; Bericht über die Universität S. 165; Monatsrechnung S. 170; Abgangszeugnis S. 171).
Tille A., Weibliche Vornamen im Mittelalter (aus Frankfurter Steuerlisten).
Roth F. W. E, Aus der Kulturgeschichte des Rheingaues. I.

Gropp G., Die Anfänge der Geldwirtschaft. II.

Miscellen. Funck H., Cagliostro und der Magnetismus in Straßburg.

Mitteilungen und Notizen. W. H. Riehl †.

Besprechungen: Neuere Schriften zur Geschichte der Universitäten und Studentenschaft von W. Stieda (Studentenschaft in Erlangen, Straßburg, Leipzig Platen, Puchta, Fr. J. Stahl S. 224; Duell S. 225; Entwicklung der Universität Berlin S. 227; Kollegiengelder S. 228). — Faber Alex., Die Fabersche Buchdruckerei (seit 1646, in Magdeburg; Schlesische Zeitung) von G. Liebe.

Heft 4—5. Friedländer E., Festlichkeiten am Darmstädtischen Hofe im Anfang des 17. Jahrhunderts (1630; sehr charakteristisches mythologisches Ballett und allerlei Gratulationsgedichte).

Roth F. W. E., Aus der Kulturgeschichte des Rheingaues. II (mancherlei zur Volkskunde, z. B. die Amtszeiten der „Haingeräter" zu Hattenheim S. 258. — Die Schule im Rheingau; Klosterdruckerei in Marienthal; Buchdruckerei zu Eltville S. 277; Vokabularien S. 279).

Pronner Leo, Beschreibung des Salzbergwerkes zu Aussee, herausgegeben von F. Khull (Fortsetzung und Schluß).

Pauls E., Niederrheinische Molken-Zauberformeln (Nachrichten aus Hexenprozessen; S. 317 f. Zauberformeln mitgeteilt).

Pechtl H., Joseph II. und die Staatsbeamten seiner Zeit (Josephs rigoristische Reform des Beamtentums S. 323 f.; Konduitenlisten u. dgl.).

Distel Th., Ein als corpus delicti in sächsischen Akten vorliegender Alraun.

Bibliographie S. 361 f. Richard M. Meyer.

Historische Zeitschrift. Band 80.

2. Schiemann, Prinzessin Elise Radziwill und Prinz Wilhelm 1824.

Gebhardt, Zwei Denkschriften Steins über deutsche Verfassung.

3. von Bezold, Die ältesten deutschen Universitäten im Verhältnis zum Staat.

Kaufmann, Staatsminister Jolly.

Historische Bibliothek. Herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift.

Band 3. 1897. Sybel H. von, Vorträge und Abhandlungen. Mit einer biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. — Chronologisches Verzeichnis der von Sybel veröffentlichten Schriften. I. Der Operationsplan Friedrichs des Großen für den Feldzug von 1757. — II. Friedrich der Große im Jahre 1761. — III. Zur Erinnerung an Jacob Grimm. — IV. Hassenpflug. — V. Aus den Berliner Märztagen. — VI. Die preußische Heeresreform von 1860. — VII. Leopold Ranke. — VIII. Georg Waitz. — IX. Julius Weizsäcker. — X. Giesebrecht und Döllinger. — XI. Die Gründung und die ersten Unternehmungen der Münchener Historischen Kommission. — XII. Pariser Studien.

Band 4. Rosenmund R., Die Fortschritte der Diplomatik seit Mabillon vornehmlich in Deutschland-Österreich.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 2. Jahrgang. Heft 7—8.

Zwiedineck H. von, Alfred von Arneth.

Sutter C., Jakob Burckhardt.

Seliger G., Wilhelm Wattenbach.

Historische Vierteljahrschrift. Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 3. Jahrgang 1898. Der ganzen Folge 9. Jahrgang. 1. Heft.

Müller K., König Sigmunds Geleit für Huß.

Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland.

Band 120. Heft 2. Grauert H., Dante in Deutschland.

Paulus N., Zur litterarischen Thätigkeit des Franziskaners Stephan Fridolin.

Band 121. Heft 2. Ranftl J., Die Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders.

Heft 4. Das philosophische Studium zu Salzburg am Vorabend der Aufklärungsperiode.

Ein Spruch Clemens Brentanos.

Zeitschrift für **Social-** und **Wirtschaftsgeschichte.** 6. Band. Heft 1

Hartung J., Aus dem Geheimbuche eines deutschen Handelshauses im 16. Jahrhundert.

Zeitschrift für **Socialwissenschaft.** 1. Jahrgang. Heft 1.

Ratzel F., Die Philosophie der Geschichte als Sociologie.

Jahrbuch für **Gesetzgebung, Verwaltung** und **Volkswirtschaft** im Deutschen Reich. Neue Folge. Heft 1.

Wenckstern A. von, Die Karl Marx eigentümliche materialistische Geschichtsauffassung und Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts.

Monatsschrift für christliche **Socialreform.** XIX, 12. 1897. XX, 2.

Staatsromane und Gesellschaftsideale.

Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des **Judentums.** 6. Jahrgang. Heft 3.

Freudenthal M., Zum Jubiläum des ersten Talmuddrucks in Deutschland.

Quellen und **Forschungen** aus **italienischen Archiven** und **Bibliotheken.** 1. Band. 1. und 2. Heft.

Schellhaß K., Akten über die Reformthätigkeit Felician Ninguardas in Bayern und Österreich 1572—1577.

Kuyle G., Vor hundert Jahren: Briefe eines spanischen Gesandten aus Berlin, Januar - September 1797. — Eine Relation über den preußischen Hof vom Jahre 1795.

Friedensburg, Eine ungedruckte Depesche Alexanders von seiner ersten Nuntiatur bei Karl V. 1520. — Die Verbrennung der Bannbulle durch Luther.

Geschichtsblätter des **deutschen Hugenottenvereins.** 7. Zehnt.

Heft 1. Bonhoff P. C., Die église réformée in Leipzig.

Heft 2. 3. Cuno Fr. W., Geschichte der wallonisch- und deutsch reformierten Gemeinde zu Wetzlar.

Heft 4. 5. Tollin, Die Hugenotten-Kirche zu Frankfurt a. d. O.

Hohenzollern-Jahrbuch. Band 1. 1897.

Seidel, Die Wandteppiche mit den Darstellungen der Siege des Großen Kurfürsten über die Schweden.

Jähns, Der Große Kurfürst bei Fehrbellin, Wolgast und Stettin

Thouret, Die Musik am preußischen Hofe im 18. Jahrhundert.

Krauske, Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm I.

Koser und Seidel, Die äußere Erscheinung Friedrichs des Großen

Friedlaender, Briefe fürstlicher Frauen aus dem Hohenzollernhause

Großmann, Nachlese zur Korrespondenz Friedrichs des Großen mit dem Grafen Fr. Algarotti.

Bailleu, Aus der Brautzeit der Königin Luise

Bismarck-Jahrbuch. Band 5.

I. Urkunden und Briefe. Briefe von Bismarck an Legationsrat Wentzel, König Wilhelm, Graf Fr. zu Eulenburg, A. von Roon; an Bismarck von Legationsrat Wentzel, Edwin von Manteuffel, Staatsrat H. Fischer, General Leopold von Gerlach, Unterstaatssekretär Grimm, Erbprinz Friedrich von Augustenburg,

Geh. Legationsrat Abeken, Graf Robert v. d. Goltz, König Wilhelm. — III. Abhandlungen. Kohl, Beiträge zu Bismarcks politischen Reden.

La Révolution française. XVII, 9.

Perroud Cl., Lavater et la Révolution française.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Alemannia. Jahrgang 25.

Heft 2. Haas A., Volkstümliches aus Bögisheim im badischen Markgräflerland.

Unfeld W., Die Pflanzen in den schwäbischen Sprichwörtern und Redensarten. — Allerlei Aberglaube. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten.

Walter Th., Der Stat von Rufach recht vnd gewonheit.

Manns P., Stiftungs Brieff uff 100 fl. zweier Knaben bey den Jesuitern zu erhalten.

Beck P., Ein Flugblatt auf den Prager Frieden vom Jahr 1635. (Verse!)

Beck P., Ein Soldaten-Lied aus dem Türken-Krieg von 1789.

Rieder K., „Ain Form oder ain Gestalt der Novizen oder aines anfahrenden gaistlichen Menschen" (verfaßt 1505 von einer Schwester Katharina Eder) und „von der hochzit. so ein noviz wil gehorsam tun."

Heft 3. Gleck J. Ph., Lieder und Sprüche aus dem Elsenztal. Aus dem Munde des Volks gesammelt.

Albert P., Zur Lebens- und Familiengeschichte des Gallus Oheim.

Bolte J., Ein Augsburger Flugblatt auf den Frieden zu Rastatt.

Beck P., Nochmals ein „Interompiment".

Neujahrsblätter der **badischen** historischen Kommission. Neue Folge. Heft 1.

Weech Fr. von, Römische Prälaten am deutschen Rhein 1761—1764.

Baltische Monatsschrift.

Jahrgang 39. 1897. Heft 11. Marquis Paulucci und seine Verfolgung geheimer Gesellschaften in den Ostseeprovinzen.

Glasenapp G. von, Ästhetische Stimmungen.

Jahrgang 40. Heft 1/3. Bienemann F., Aus der Korrespondenz des Landrats Karl Friedr. Freih. von Schoultz-Ascheraden 1761, 63.

Heft 1/2. Buchholtz A., Die Krüdener Blau'sche Betgesellschaft in Riga und ein Ausbruch religiöser Verrücktheit in Kolzen.

Heft 2. Hunnius K., Dem Gedächtnis Prof. Dr. Karl Schmidts.

Heft 3 4. Diederichs H., Garlieb Merkel: Die Geschichte meiner liefländischen Zeitschriften.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für **Pommersche** Geschichte und Altertumskunde. Neue Folge. Band 1. 1897.

Müsebeck E., Die Feldzüge des Großen Kurfürsten in Pommern 1675—1677. S. 137 ff. Exkurse zur Geschichte des Feldzuges von 1677. 1. Über seine Quellen und Darstellungen. 2. Lieder und Denkmünzen.

Stojentin, Jacob von Zitzewitz, ein Pommerscher Staatsmann aus dem Reformationszeitalter.

Forschungen zur Geschichte **Bayerns.** VI, 2

Reinhardstöttner K. von, J. F. von Kohlbrenner.

Brunner K., Die deutschen Handschriften zur bayerischen Geschichte in der französischen Nationalbibliothek.

Schriften des Vereins für die Geschichte **Berlins.** Heft 34.

Weinitz F., Theodor Hosemann. Eine kunstgeschichtliche Studie zur Erinnerung an die 90. Wiederkehr des Tages seiner Geburt.

Baillen P., Der preußische Hof im Jahre 1798.

Wolfram G., Eine Reise nach Berlin im Jahre 1787. Mitteilungen aus Heinrich Harries Tagebuche.

Neujahrsblatt, herausgegeben vom historischen Verein des Kantons **Bern** für 1898.

Sterchi J., Die Sendung des Dr. jur. Samuel Friedrich Lüthardt nach Paris im Frühjahr 1798.

Neujahrsblatt der litterarischen Gesellschaft **Bern** auf das Jahr 1898.

Geiser K., Land und Leute bei Jeremias Gotthelf.

Verzeichnis der auf die Geschichte des Kantons Bern bezüglichen Publikationen des Jahres 1897.

Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in **Böhmen.** Jahrgang 36.

Nr. 2. Weber O., Eine Kaiserreise nach Böhmen im Jahre 1723. S. 191 f. Über das Festspiel der Jesuiten.

Mach Fr., Ein Volksspiel am „Todtensonntage" in der Saazer Gegend.

Weber O., Bericht über die Schenkung der Annuae Collegii Egrensis (S. J.).

Nr. 3. Neuwirth J., Ein Ablaßbrief für den Brüxer Kirchenbau vom 1. Januar 1518.

Nr. 4. Bachmann A., Constantin von Höfler.

Jung J., Wilhelm Wattenbach.

Bartolomäus R., Ein ungedruckter Tagesbefehl Wallensteins (ddo. 10. Februar 1633).

Klimesch J. M., Ein litterarischer Streit aus dem Ende des 17. Jahrhunderts, die Geschichte der Wittingauer Canonie und der Wittingauer Herrschaft betreffend.

Toischer W., Geschichtliches aus Familien- und Flurnamen.

Horcicka A., Über einige [verschollene] kunstkritische Abhandlungen Adalbert Stifters. Neue Ausgabe in Vorbereitung.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen** Geschichte.

Band 10. Jany C., Lehndienst und Landfolge unter dem Großen Kurfürsten. (Fortsetzung.)

Liebe G., Die Kanzleiordnung Kurfürst Albrechts von Magdeburg, des Hohenzollern (1538).

Waterstraat H., Die Stettiner Geistlichkeit in ihrem Verhalten gegen Gustav Adolf von Schweden (1630) und Friedrich Wilhelm I. von Preußen während des Sequesters (1713—1720).

Schiemann Th., Briefe des Großen Kurfürsten an seinen Schwager den Herzog Jacob von Kurland und an seine Schwester Luise Charlotte von Kurland.

Pick A., Zehn Briefe Neithards von Gneisenau an Friederike Gräfin von Reden.

L. Erhardt, Die periodische Wiederwahl der besoldeten Magistratsbeamten in Preußen. Über eine Denkschrift W. v. Humboldts.

Register A. zu den „Märkischen Forschungen" Band 1—20. B. zu den „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte" Band 1—10.

Band 11. 1. Hälfte. Nachfahl F., Gustav Adolf Harald Stenzel.

Bolte J., Zwei Schwänke des 16. Jahrhunderts. Aus der Handschrift des Benedict von Watt. „Der schwarzkünstner mit dem marggrafen. In der gfangweis

Romers von Zwickaw." Von Hans Sachs. — „Der landsknecht mit dem brott löffel. Im blut ton des jungen Stollen."

Doebner R., Zur Charakteriſtik Friedrich Wilhelms I., Königs von Preußen.

Braunſchweigiſches Magazin.

2. Band. Jahrgang 1896. Schüddekopf K., Leſſing und Wolfenbüttel. Über Leſſings erſten Beſuch in Wolfenbüttel im Jahre 1756 und über ſeine Abſicht 1760 61 längere Zeit daſelbſt zu arbeiten (nach ungedruckten Briefen Gleims).

Ein Brief Joh. Arn. Eberts an Leſſing (Braunſchweig, 15. December 1770 = Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte 4, 260).

Mack H., Ein litterariſch-politiſcher Scherzbrief an Johann Joachim Eſchenburg (angeblich aus Brünn).

Eggeling O., Anna Amalia v. Sachſen-Weimar, geb. Prinzeſſin von Braunſchweig.

Schüddekopf C., Briefe von Schiller [1. October 1793], Herder [12. Februar 1795] und Wieland [1. September 1799] an Friedrich Vieweg.

Damköhler E., Johann Heinrich Reß.

3. Band. 1897. Brandes W., Braunſchweigs Anteil an der Entwicklung der deutſchen Litteratur.

Koldewey F., Giordano Bruno und die Univerſität Helmſtedt.

Schüddekopf C., Eine wandernde Schauſpielertruppe in Braunſchweig.

Schüddekopf, Ein Jugendgedicht Gellerts. Ode auf die Vermählung des Prinzen Anton Ulrich von Braunſchweig 1739.

Schütte O., Neckreime. — Das Lied vom Schäfer und Edelmann. — Braunſchweiger Volksdeutungen.

Haſſebrauk G., Volkslieder des Braunſchweiger Landes.

Damköhler E., Ein Braunſchweigiſches hiſtoriſches Volkslied (19. Jahrhundert).

Museum Franciscoum (Brünn). 1896.

Zál J., Deutſche Volkslieder in den Handſchriften des Franzens-Muſeum in Brünn.

Beiträge zur Kunde **Ehſt-, Liv- und Kurlands.** Band 5. Heft 2.

Winkler R., Der Chroniſt Kelch und ſeine Zeit.

Weſtling F., Die Kirchenverfaſſung in Ehſtland zur Zeit der ſchwediſchen Herrſchaft.

Rottbeck E. v., Ein Spottlied auf den Ordensmeiſter Gotth. Kettler.

Beiträge zur Landes- und Volkskunde von **Elſaß-Lothringen.** Heft 23.

Eimer M., Die politiſchen Verhältniſſe und Bewegungen in Straßburg im Elſaß im Jahre 1789. Gekrönte Preisſchrift.

Zeitſchrift für die Geſchichte und Altertumskunde **Ermlands.** Jahrgang 1897.

Band 11. Heft 4. Namensregiſter zu Eichhorns Stanislaus Hoſius.

Namensregiſter zu Band VI—XI der Zeitſchrift für die Geſchichte Ermlands.

Band 12. Heft 1. Dittrich, Die Ausführung des Breve Dominus ac Redemptor vom 21. Juli 1773 in Weſtpreußen und Ermland.

F. H. [F. Hipler], Dr. Dominikus Korioth (geboren 1830, geſtorben 1897).

Beiträge zur Geſchichte von Stadt und Stift **Eſſen.**

Heft 18. Schroeder F., Sittliche und kirchliche Zuſtände Eſſens in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Baedeker J., Über die Anfänge des Buchdrucks und des Zeitungsweſens in Eſſen und beider Entwickelung im 18. Jahrhundert. S. 146. Ein politiſches Gedicht von Neujahr 1761.

Heft 19. Ribbeck R., Geschichte des Essener Gymnasiums. 2. Theil. Die lutherische Stadtschule 1564—1611.

Zeitschrift des Vereines für **hessische** Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. 22. Bd. (Der ganzen Folge 32. Bd.)

Siegel G., Geschichte der Stadt Lichtenau in Hessen und ihrer Umgebung nebst Nachrichten über die einzelnen Amtsorte und einem Urkundenbuche.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie **(Kärntens).** Bd. 18.

Die Reimchronik von Klagenfurt, herausgegeben von Khull.

Neues Lausitzisches Magazin. Band 73. Heft 2. 1897.

Schulze E., Ein Krämerbuch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Wernicke E., Wendel Roskopf Meister zu Görlitz und in Schlesien 1518 bis 1549.

Zeitschrift des Vereines für **Lübeckische** Geschichte und Altertumskunde Band 7. Heft 3.

Lenz H., Die altsächsischen Bauernhäuser der Umgegend Lübecks.

Geschichts-Blätter für Stadt und Land **Magdeburg.** Jahrgang 32 Heft 2. 1897.

Tollin, Johann Duräus.

Wegener Ph., Zur Kunde der Mundarten und des Volkstums im Gebiete der Ohre. 1. Allgemeines über die Mundarten des Ohregebietes. 2. Die Mundart von Räblingen. 3. Volksüberlieferungen aus Räblingen.

Mäuß, Propst Philipp Müller und eine Karte der Magdeburger Gegend rechts der Elbe vom Jahre 1700.

Sehepfand R., Stadtbuch („des rades bock") von Oschersleben 1428 bis 1562.

Mitteilungen des Vereines für **Nassauische** Altertumskunde und Geschichtsforschung. Jahrgang 1898. Nr. 3 und 4.

Bericht über die im Winter 1896/97 gehaltenen Vorträge: Kolb, Die Bewegung des Jahres 1848 in Nassau. — Otto, Freimaurer in Nassau während des 18. Jahrhunderts und der Freimaurerkonvent zu Wiesbaden. — Zedler, Das älteste nassauische Zeitungswesen. — Schroeter, Lord Byron am Rhein.

Jahrbuch der Historischen Gesellschaft für den **Netzedistrikt** zu **Bromberg.** 1898.

Meyer M., Die Kirchenbücher im Regierungsbezirk Bromberg.

Warminski Th., Die Ordnungen der Höheren Schule des Reformatenklosters zu Palosch (Fortsetzung und Schluß)

Schriften des Vereins für Geschichte der **Neumark.** Heft 6

Höhnemann E., Landeskunde der Neumark.

Niederlausitzer Mitteilungen.

Band 4 Heft 7 und 8. 1896. Werner A., Die ältesten Kirchenbücher der Stadt- und Hauptkirche von Guben.

Schlobach O., Aus zwei Leichenpredigten für Glieder der Familie von Dieskau in Finsterwalde 1597.

Wehrmann M., Lausitzer auf dem akademischen Gymnasium in Stettin (1679—1805).

Band 5. Heft 1—4. 1897. Weinert Fr., Der Knecht Ruprecht und seine Genossen.

Gander R., Aus dem Gebiet der Viehzucht. Beiträge zur Volkskunde der Niederlausitz. Gebräuche. Regeln. Sprichwörter.

Seydel Fr., Pfarrbesetzungen im Stift Neuzelle im 17. und 18. Jahrhundert.

J., Dorfnecknamen. (Verein)

Annalen des historischen Vereins für den **Niederrhein,** insbesondere die alte Erzdiözese **Köln.** Heft 63. 1897.

Meister A., Die humanistischen Anfänge des Nikolaus von Cues.

Pauls E., Der Exorcismus an Herzog Johann Wilhelm von Jülich in den Jahren 1604 und 1605.

Keussen H. sen. (†), Beiträge zur Geschichte Crefelds und des Niederrheins. 1. Das Volksschulwesen in der Grafschaft Mörs gegen Schluß des vergangenen Jahrhunderts. — 2. Ein Lehrerberufsvertrag aus dem vergangenen Jahrhundert (1778). — 3. Präceptor Johannes Camphoff (gestorben 1706). S. 87 ff.: Ein gereimtes Gesuch an den Landrentmeister Johann von Goor, 22. April 1667. — 4. Crefeld in seinen Beziehungen zur Duisburger Universität. — 5. Zwei Hexenprocesse aus der Crefelder Gegend. — 6. Kulturgeschichtliche Streifbilder vom Niederrhein aus der Zeit des 30jährigen Krieges. — 7. Ein Bild Rheinbergs aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Tille A., Tauf-, Trau- und Sterberegister am Niederrhein.

Keller K., Die historische Litteratur des Niederrheins für das Jahr 1894.

Beiträge zur Geschichte des **Niederrheins.** Jahrbuch des **Düsseldorfer** Geschichtsvereins. Band 12. 1897.

Kuch F., Die Politik des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm 1632—1636. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte von Jülich und Berg während des dreißigjährigen Krieges. Beilage: Tagebuch des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm 1636.

Hasseneamp, Beiträge zur Geschichte der Gebrüder Jacobi. IV. Die Beziehungen Joh. Jac. Wilh. Heinses zu den Gebrüdern Jacobi. Teilt einzelne ungedruckte Stellen aus Heinses Briefen an Jacobi mit. S. 240: Urteile von Bodmer, Lavater und Geßner über Wielands Oberon; S. 245 über Goethe und Jacobi; Plan, einen italienischen Merkur zu gründen. — Beilage: Heinse an Jacobi, Venedig, 31. Januar 1781.

Mitteilungen des **nordböhmischen** Exkursionsklubs. 20. Jahrgang. 1—4. Heft.

Klapper M., Gespenster.

Ankert H., Haus- und Zaubermittel aus Nordböhmen.

Ankert H., Vastlösereime aus Deutsch-Böhmen. II.

Kögler A., Volkssagen.

Steppan A. und W. G. Bendel, Kalenderpoesie.

Haudeck J., Volkstümliches aus dem Elbthale bei Leitmeritz. II.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt **Nürnberg.** 12. Heft. 2. Abteilung.

Schaefer K., Des Hieronymus Braun Prospekt der Stadt Nürnberg vom Jahre 1608 und seine Vorläufer.

Hampe Th., Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von **Osnabrück.** Mit den Bildern Mösers und Stüves. Band 22. 1897.

Hartmann H., Lebensbeschreibung des Organisten Heinrich Laag (geboren 18. Februar 1713 in Herford, gestorben in Osnabrück 30. November 1797).

Philippi F., Rückblick auf die Thätigkeit des historischen Vereins zu Osnabrück während der ersten 50 Jahre seines Bestehens.

Österreichisches Jahrbuch.

21. Jahrgang. 1897. Helfert J. A. Freiherr von, Graf Leo Thun, k. k. Gubernialpräsident in Böhmen. 4. Abschnitt. Blutige Pfingsten (Geschichte des Prager Juni-Aufstandes 1848). 5. Abschnitt. Kaiserlich königliche Hofkommission in Wien. 6. Abschnitt. Unterwerfung.

Truxa H. M., Ein weiteres Gedenkblatt an Josef Maurer. Briefe Maurers an den Kooperator Ludwig Plaßl in Asparn an der Zaya.

Feitzinger Wolf Anna (E. Lafermé), Faust Pachler (C. Paul) als Mensch und als Dichter. S. 302: Aus einem Briefe K. E. Eberts an Falke-Lilienstein über Pachler. Anhang. Aus Pachlers poetischem, bisher ungedruckten Nachlaß. Gedichte.

22. Jahrgang. 1898. Reinhart F., Wien zu meiner Zeit. Ein Rück- und Umblick. Neue Folge 6. Wienerwitz. Wienerlieder.

Vor fünfzig Jahren. I. Friedländer von Malheim Friedrich Ritter, Erlebnisse eines Wieners im Jahre 1848. II. Episoden. Aus Erinnerungen und Papieren des Herausgebers (Helfert).

Schwarzbuch J., Stille Nacht, heilige Nacht. Historische Skizze aus dem Salzburgischen. Über den Komponisten (Franz Gruber 1787—1863) und den Dichter (Josef Mohr 1792—1848) des Weihnachtsliedes.

Kovallik J., Joseph II. und Pius VI. Vortrag.

Mitteilungen des Instituts für **österreichische** Geschichtsforschung. 19 Band. Heft 1.

Tangl M., Die Fälschungen Chrys. Hanthalers.

Beer A., Zur Geschichte der Jahre 1806—1817.

Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz **Posen.** Jahrgang 12 Heft 3 und 4. 1897.

Kleinwächter H., Die evangelisch lutherische Gemeinde in Posen im 17. und 18. Jahrhundert.

Schottmüller K., Aus einer Schwerenzer Familienchronik 1765—1799.

Heinemann O., Julius Max Schottky (nach Hufer, Deutsche Rundschau 1896, 86, 133.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge Band 34 Heft 7 und 8.

Bock Th., Friedrich von Heydeck, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und Säkularisation Preußens.

Conrad G., Beschreibung der evangelischen Pfarrkirche in Mühlhausen Kreis Pr. Holland und Verzeichnis ihrer G.[illegible]chen Mit archivalischen Nachrichten.

Joachim A., Von der Pr.[illegible]h n oder Pr.[illegible]: Fortsetzung.

Arnoldt E., Beiträge zu dem Material der Geschichte von Kants Leben und Schriften. Separat-Abdruck aus der „Altpr. Monatsschrift" und neuem Komplex mit den Berichtigungen und Nachträgen. Dritter Beitrag. Kants Opponenten gegen Wolf. Nachträgliche Bemerkungen zu seinen Arbeiten.

Joachim H., Zu Herders Briefwechsel. S. 167 und 168.

Zeitschrift des Vereins für Orts- und Heimatskunde in Berge und Kreis **Recklinghausen.** VII.

Beiträge zur Geschichte der Stadt **Rostock.** Band 2. Heft 1.

Koppmann K., Die Rostocker Zeitung in ihren 2.

Lang A., Die Bevölkerung der Stadt Rostock in

Neujahrsblätter, [illegible] vom Verein für Sachsen-Meiningische Geschichte und Landeskunde. Nr. 22.

[illegible] Das [illegible]

Schriften des Vereins für **Sachsen-Meiningische** Geschichte und Landeskunde. Nr. 39.

[illegible] Die [illegible]

Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben vom historischen Verein in **St. Gallen.** Band 27. (3. Folge. Band 7). 1. Hälfte.

Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek St. Gallen. III. Herausgegeben von E. Arbenz.

VIII. Neujahrsblatt des Kunstvereins und des historisch-antiquarischen Vereins zu Schaffhausen für 1898.

Vogler C. H., Der Künstler und Naturforscher Lorenz Spengler aus Schaffhausen. 1. Hälfte. Der Lebenslauf.

Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons **Schwyz.**

9. Meier G., Pfarrer Peter Villinger von Arth, sein Leben, seine Pilgerreise und seine Schweizerchronik. — Anhang: Schwyzerische Jerusalempilger.

10. Ochsner M., Die Volks- und Lateinschule in der Waldstatt Einsiedeln bis zur Helvetik.

Styger M., Die Stauffacher im Lande Schwyz und ihre Stellung in Sage und Geschichte.

Dettling A., Geschichte der Pfarrei Iberg.

Die Familie Reding.

Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historischer antiquarischer Forschungen. Im Namen des ... **Thüringisch-Sächsischen** Vereins für Erforschung des vaterländischen Altertums ... herausgegeben. Band 19. Heft 4.

Köster, Die Naumburger Kirchen- und Schulordnung von D. Nicolaus Medler aus dem Jahre 1537. Anhang. Noten zu den geistlichen Liedertexten.

Albrecht O., Bemerkungen zu Medlers Naumburger Kirchenordnung vom Jahre 1537.

Zeitschrift für **vaterländische Geschichte** und **Altertumskunde.** Herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde **Westfalens.** Band 55. 1897.

Wormstall A., Zur Geschichte der Liesborner und Marienfelder Altargemälde.

Bömer A., Die ältesten Münsterischen Schulgesetze aus der Rektoratszeit Kerssenbrocks (1574). S. 102 ff. Anmerkung: Inhalt einer Sammelhandschrift der Vereinsbibliothek (Mskr. Nr. 112).

Offenberg H., Das Halsband Lamberts von Oer. Nach ungedruckten Akten.

Spannagel C., Zur Geschichte des Bistums Minden im Zeitalter der Gegenreformation.

Finke H., Zur Erinnerung an Kardinal Melchior von Diepenbrock (1798 – 1898). Nach ungedruckten Briefen u. s. w. Unter den Briefen sind besonders die an Luise Hensel und Clemens Brentano hervorzuheben. S. 222 Anmerkung: über ungefähr 30 Brentanobriefe im Besitze der Nichte des Kardinals, Fräulein Marie Diepenbrock in Münster, meist Schreiben Clemens Brentanos an Apollonia Diepenbrock.

Schrader Fr. X., Die Weihbischöfe, Officiale und Generalvikare von Minden vom 14. bis zum 16. Jahrhundert.

Heldmann A., Westfälische Studierende zu Marburg 1527—1636.

Wiener Neujahrs-Almanach. 1898.

Probst E., Urteile von Fremden über Alt-Wien.

Englmann W., Alte Wiener Brunnen.

Böck L., Zur Geschichte der öffentlichen Beleuchtung Wiens.

Gruber Th., Bernadotte in Wien. (Eine Episode aus dem Jahre 1798.)

Miscellen. 1. Der Bäckerrummel im Jahre 1805. — 2. Kaiser Josef und der Gründer des Leopoldstädter Theaters. — 3. Zur Geschichte der Wiener Laufer.

Wiener Almanach. [illegible]

Alt-Wien.

[illegible]

Berichte [illegible] **Württemberg** [illegible] **Wien.** XXXIII, 1

Die auf Württemberg als Wege [illegible]

Digitized by Google

Köstlin A. H., Ernst Friedrich Kauffmann (1803—1856). Nach seinen Briefen.

Kirn O., Schwäbische Art.

Palm A., Das Stuttgarter Hoftheater unter König Wilhelm II.

Winterlin A., Drei Briefe des Bildhauers Johann Heinrich Dannecker an seinen ehemaligen Karlsschule-Genossen, den General Georg Friedrich Scharffenstein aus den Jahren 1810—1813. Aus Cod. hist. Fol. Nro. 759 der k. öff. Bibliothek in Stuttgart mitgeteilt.

Württembergische Neujahrsblätter. Neue Folge. 3 Blatt.

Pfaff K. H. S., Die Reichstadt Eßlingen und ihr Bürgermeister Georg Wagner in den Zeiten des 30jährigen Krieges.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrgang 6. 1897.

Bohnenberger K., Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, insbesondere in Württemberg.

Schott F., Alte Horber Studenten. Matrikelauszüge.

Neujahrsblatt, herausgegeben von der **Stadtbibliothek** in **Zürich** auf das Jahr 1898.

Vetter Th., Johann Heinrich Waser, Diakon in Winterthur (1713—1777), ein Vermittler englischer Litteratur.

Neujahrsblatt auf das Jahr 1898. Zum Besten des **Waisenhauses** in **Zürich** von einer Gesellschaft herausgegeben. 61. Stück.

Finsler G., Lavaters Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren (1789—1795).

Allgemeines.

Deutsche Rundschau.

Dezember 1897. Bölsche W., Herman Grimm zu seinem 70. Geburtstage.

Januar—Mai 1898. Rodenberg J., Erinnerungen aus der Jugendzeit. Ein Frühvollendeter. — Ferdinand Freiligrath. (Mit Briefen Freiligraths.)

Januar und Februar 1898. Hüffer H., Annette von Droste Hülshoff.

März. Frenzel K., Die Berliner Märztage.

Neumann C., Jac. Burckhardt.

Buchholtz A., Die Litteratur der Berliner Märztage.

Diels H., Maupertuis und Friedrich der Große.

April. Schmidt Erich, Jul. Grosses Lebenserinnerungen.

Mai. Ratzel F., Reisebeschreibungen.

Nord und Süd. Band 84. Heft 252. März 1898.

Kohut A., Max Ring. Eine litterarisch-biographische Studie. Mit drei ungedruckten Briefen Karl Gutzkows (Dresden, 19. Mai 1851) und Berthold Auerbachs (Dresden, 27. April 1857 und Rochusberg bei Bingen, 25. Juni 1867).

Deutsche Revue. Jahrgang 23.

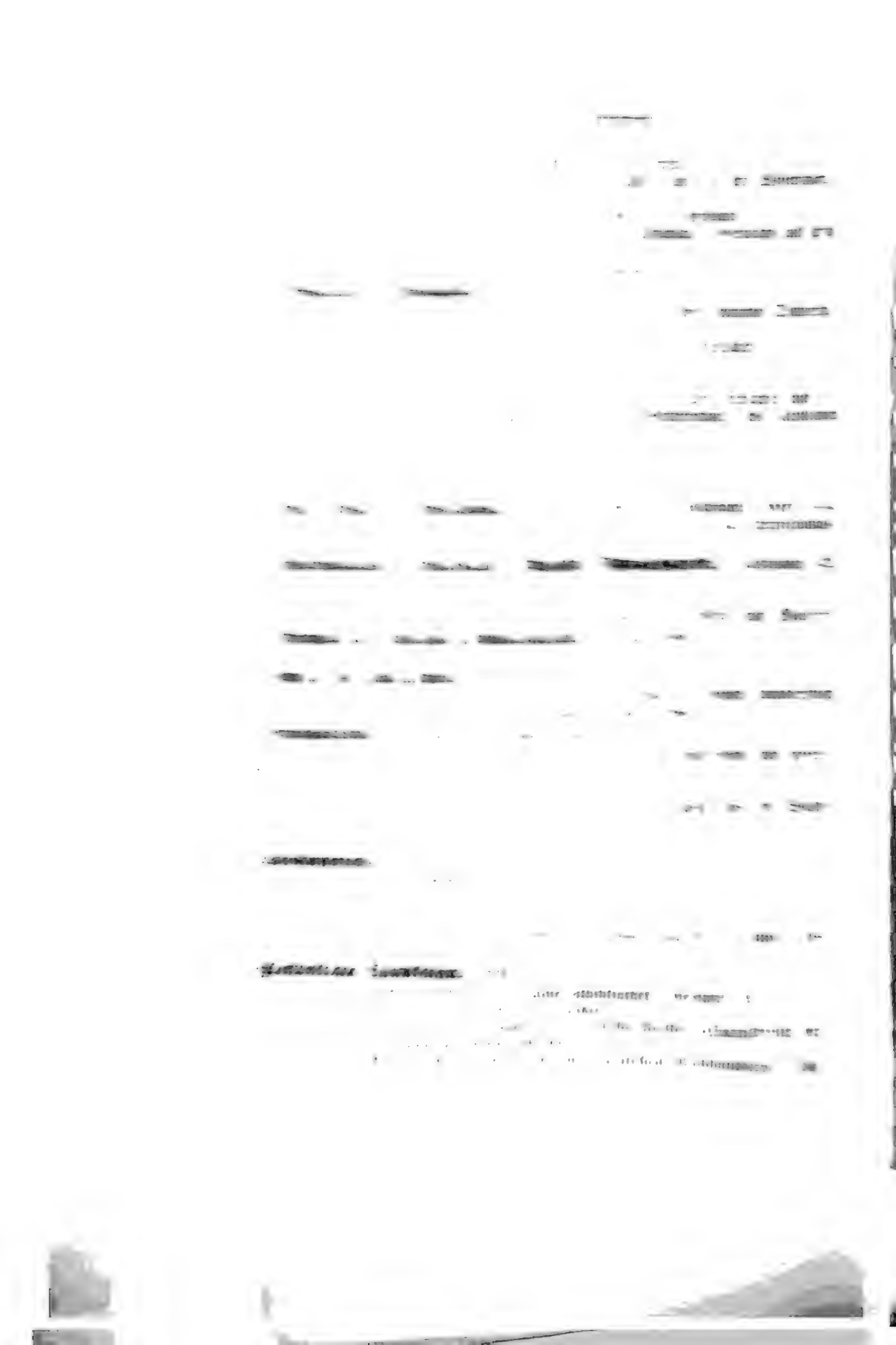
Heft 1. 4 und 5. Kalischer A. Chr., Ungedruckte Briefe Beethovens. Darunter ein Brief vom März 1808 an einen ungenannten Wiener Dichter und mehrere Briefe an Friedrich Treitschke.

Heft 1. Aegidi L., Erinnerungen von und an Emanuel Geibel.

Benedikt M., Gespenster in der Kunst und in der Wissenschaft.

Heft 2. Benedikt M., Die Zurechnungsfähigkeit und Kriminal-Anthropologie in der Kunst und in der Wissenschaft.

Nippold Fr., Aus dem Briefwechsel zwischen Prinz Albert und Bunsen.



Heft 9. Stümcke H., Kritische Beiträge zur modernen Lexikographie und Bibliographie I. II. (Ausführliche Besprechungen von M. Maacks Lexikon „Die Novelle" und Sofie Patakys „Lexikon deutscher Frauen der Feder". I.)

H. St., Gerhard Hauptmann-Litteratur.

Die Redenden Künste. Jahrgang 4. 1897/98. Heft 19/21.

Landmann C., Richard Wagner und die litterarhistorische Kritik. Ein Wort an die „Grenzboten".

Golther W., Zur Geschichte der Ringdichtung.

Ernst A., „Die Meistersinger" in Paris.

Koch M., Holtei und Wagner.

Schauinsland. 1897.

Pfaff F., Anthonius von Pforr und sein Buch der alten Weisen

Immergrün. 1898.

Januar. Feichtlbauer, Ein altes Weihnachtslied und seine Entstehung

Februar. Erinnerungen an D. O'Connell und Jos. Görres.

Sitten und Gebräuche in Steiermark.

Die katholische Welt. X, 5.

Redcatis, Louise Hensel.

La voix internationale. II, 4.

Michael, Ombres du XIXe siècle: V. Döllinger.

Nuova Antologia. XXII, fasc. 21. 1897.

De Lollis C., August Platen-Hallermünde. Gli ultimi anni del Platen.

Revue des deux mondes.

1. Dezember 1897. Texte J., L'influence allemande dans le romantisme français.

1. Februar 1898. Valbert G., L'Historien Henri de Treitschke.

15. Februar. Brunetière F., La doctrine évolutive et l'histoire de la littérature. C. Senil.

Revue de Paris.

15. November und 1. Dezember 1897. Halévy D., Nietzsche et Wagner.

1. und 15. Februar 1898. Bréal M., Une héroïne de Goethe. Les personages de la Fille Naturelle.

1. März. Carré A., Le théâtre en Allemagne et en Autriche.

15. März. La légende de Tannhäuser. C. Senil.

Österreichisches Litteraturblatt. Jahrgang 7. Nr. 7.

Helfert J. Freiherr von, Zenker: Die Wiener Revolution 1848 in ihren socialen Voraussetzungen und Beziehungen.

Litterarisches Centralblatt. Nr. 15/16.

Brdch [Burdach] K., Weiß: Aeneas Sylvius Piccolomini als Papst Pius II.

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang 19.

Nr. 2. Sauer A., Michael Bernays: Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Band 1 und 2.

Nr. 9. Schmidt Erich, Uhlands Tagbuch, herausgegeben von J. Hartmann.

Nr. 12. Jostes F., K. Richter: Der deutsche St. Christoph.

Nr. 13. Grimm H., J. W. Braun: Lessing im Urteile seiner Zeitgenossen. Band 3.

Nr. 15. Meisner H., Karl Goedeke: Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Auflage. Heft 16. 17.

Heft 3. Beta O., Gespräche mit Anton von Werner.
Heft 4. Benedikt M., Das Skelett in der Kunst und in der Wissenschaft.
Beta O., Gespräche mit Adolf Menzel. I.
Wilamowitz-Möllendorf U. von, Volk — Staat — Sprache.
Heft 5. Tissot E., Victor Cherbuliez über Deutschland. Gespräche und Erinnerungen.
Reuß E., Michael Bernays in seiner Bibliothek.

Preußische Jahrbücher.

Band 91. Heft 2. Sandvoß-Xanthippus: Suleika, eine deutsche Dichterin.
Drews A., Die Bedeutung Schellings für unsere Zeit.
Heft 3. Schröer A., Ueber die Zukunft unsrer Muttersprache.
Lenz M., 1848.
Heft 2. Lorenz M., Vom Dichter des Johannes.
Sandvoß F. (Xanthippus), Vergleichende Litteraturgeschichte und beschreibende Ästhetik (Goltz: Genoveva; Heinzel: Beschreibung des geistlichen Schauspiels).
Band 92. Heft 1. Gothein E., W. H. Riehl.
Hessen R., Wie soll erzählt werden?
Delbrück H., Hr. Lamprecht und Hr. Harden.

Neue Deutsche Rundschau, der freien Bühne 9. Jahrgang. Heft 1—4.
Heckel K., Briefe Richard Wagners an Emil Heckel. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Jahrgang 42. Heft 498. März.
Geiger L., Justinus Kerner und seine Freunde.
Epstein S. S., Helmholtz in seinen Beziehungen zur Musik und Malerei.

Velhagen & Klasings Monatshefte. Februar 1898.
Kalbeck M., Erinnerungen an Karl von Holtei.

Vom Fels zum Meer. Jahrgang 17. Heft 16.
Hoffmann von Fallersleben. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstage. Faksimile eines Briefes: Weimar, 8. März 1860.

Heimgarten. Jahrgang 22. Januar—Mai.
Hofmann A., Almsagen und Almmärchen aus dem bayerischen und steierischen Hochland.
Hütterott O., Bäuerlicher Aberglaube in Deutschland.
Rosegger P., Als ich Schullehrer gewesen. Erinnerungen aus der Waldheimat.
Reiterer K., Sinniger Unsinn. Volksmeinungen.

Kosmopolis.

Dezember 1897. Dowden E., H. Heine.
Rod E., H. Heine.
Frenzel K., H. Heine.
April 1898. Coleridge S. T., Notes on Flögels History of Comic Literature edited by H. Buxton Forman.

Westöstliche Rundschau. Band 3.
Heft 1 2 Stümcke H., Reklams Universalbibliothek. (Gesamtkritik)
Bienenstein K., Hermann von Gilm. (Studie.)
Heft 3. Sempronius (Paul Siman), Die deutsche Presse. (Charakteristik der bedeutendsten deutschen Tageszeitungen und ihrer Leiter.)
Heft 8. Stümcke H., Aus dem Leben eines deutschen Buchhändlers. (Joh Friedr. Cotta.)

Heft 9. Stümcke H., Kritiſche Beiträge zur modernen Lexikographie und Bibliographie I. II. (Ausführliche Beſprechungen von M. Maacks Lexikon „Die Novelle“ und Sofie Patakys „Lexikon deutſcher Frauen der Feder“. I.)

H. St., Gerhard Hauptmann-Litteratur.

Die Redenden Künſte. Jahrgang 4. 1897/98. Heft 19/21.

Landmann C., Richard Wagner und die litterarhiſtoriſche Kritik. Ein Wort an die „Grenzboten“.

Golther W., Zur Geſchichte der Ringdichtung.

Ernſt A., „Die Meiſterſinger“ in Paris.

Koch M., Holtei und Wagner.

Schauinsland. 1897.

Pfaff F., Anthonius von Pforr und ſein Buch der alten Weiſen

Immergrün. 1898.

Januar. Feichtlbauer, Ein altes Weihnachtslied und ſeine Entſtehung

Februar. Erinnerungen an D. O'Connell und Joſ. Görres.

Sitten und Gebräuche in Steiermark.

Die katholiſche Welt. X, 5.

Redeatis, Louiſe Henſel.

La voix internationale. II, 4.

Michael, Ombres du XIXe siècle: V. Döllinger.

Nuova Antologia. XXII, fasc. 21. 1897.

De Lollis C., August Platen-Hallermünde. Gli ultimi anni del Platen.

Revue des deux mondes.

1. Dezember 1897. Texte J., L'influence allemande dans le romantisme français.

1. Februar 1898. Valbert G., L'Historien Henri de Treitschke.

15. Februar. Brunetière F., La doctrine évolutive et l'histoire de la littérature. C. Senil.

Revue de Paris.

15. November und 1. Dezember 1897. Halévy D., Nietzsche et Wagner.

1. und 15. Februar 1898. Bréal M., Une héroïne de Goethe. Les personages de la Fille Naturelle.

1. März. Carré A., Le théâtre en Allemagne et en Autriche.

15. März. La légende de Tannhäuser. C. Senil.

Öſterreichiſches Litteraturblatt. Jahrgang 7. Nr. 7.

Helfert J. Freiherr von, Zenker: Die Wiener Revolution 1848 in ihren ſocialen Vorausſetzungen und Beziehungen.

Litterariſches Centralblatt. Nr. 15/16.

Brdch [Burdach] K., Weiß: Aeneas Sylvius Piccolomini als Papſt Pius II.

Deutſche Litteraturzeitung. Jahrgang 19.

Nr. 2. Sauer A., Michael Bernays: Schriften zur Kritik und Litteraturgeſchichte. Band 1 und 2.

Nr. 9. Schmidt Erich, Uhlands Tagbuch, herausgegeben von J. Hartmann.

Nr. 12. Joſtes F., K. Richter: Der deutſche St. Chriſtoph.

Nr. 13. Grimm H., J. W. Braun: Leſſing im Urteile ſeiner Zeitgenoſſen. Band 3.

Nr. 15. Meisner H., Karl Goedeke: Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. 2. Auflage. Heft 16. 17.

Nr. 17. Golther W., Mémoires de la société néo-philologique à Helsingfors II. 1897. — Från filologiska föreningen i Lund. Språkliga uppsatser. Lund 1897.

Revue critique. 1897.

45 A. C., Besson: Un ami de la France à la cour de Weimar: Ch. L. de Knebel.

Das Magazin für Litteratur.

Jahrgang 66. 1897. Nr. 50. Grottewitz C., Nietzsches Herrenmoral und die Naturwissenschaft.

Jahrgang 67. Nr. 1. Steiner R., H. Grimm (zu seinem siebzigsten Geburtstage).

Nr. 6/7. Stöcker Helene, Nietzsche und die Frauen.

Nr. 9. Schüddekopf C., Rudolf Brockhaus zum Gedächtnis.

Nr. 14. Steiner R., Hoffmann von Fallersleben.

Dramaturgische Blätter. Jahrgang 1.

Nr. 10. 12. Spectator, Ludwig Tieck als Dramaturg.

Nr. 17—19. Fred W., Das Wiener Theater, Historisches und Modernes.

Die Grenzboten. Jahrgang 57.

Nr. 2. Holz G., Sagenbildung und Sagenentwicklung.

Nr. 6. L., Geiger: Aus Alt-Weimar. Mit Berichtigungen.

Nr. 17—19. Jentsch C., Friedrich Nietzsche.

Nr. 20. Stern A., Goethe als Kriegsminister.

Die Nation. Jahrgang 15.

Nr. 14/15. Busse C., Erinnerungen an Johann Georg Fischer. Mit Briefen und Gedichten Fischers.

Die Gegenwart. Jahrgang 27.

Nr. 1. Dahn F., Wie mein „Kampf um Rom" entstand.

Keller Gottfried, Die mißlungene Vergiftung. Humoreske. Nach einer ungedruckten Handschrift des Dichters. Von Baechtold flüchtig erwähnt.

Nr. 5. Bamberg E. von, Laube und Dawison. Nach hinterlassenen Papieren des Künstlers.

Nr. 12. Wichmann H., Aus meinen Erinnerungen.

Nr. 17. Teßlaff A., Julius Grosse. Zu seinem 70. Geburtstage.

Nr. 18. Wichmann H., Jenny Lind und Spohr. Erinnerungen.

Die Zukunft. Band 6.

Nr. 23. Lamprecht K. und M. H[arden], Epilog.

Nr. 29. Breysig K., Deutsche Geschichtschreibung im Zeitalter Herders.

Die Zeit.

Band 14. Nr. 180. Frankl-Hochwart V. von, Anastasius Grün und Bauernfeld am 13. März. Mit ungedruckten Briefen. Bauernfeld an Frankl. Graz, 21. April 1848. Auersperg an seinen Schwiegervater, Graf Ignaz von Attems. Wien, 13. März 1848.

Heft 181. Schöchtner F., Alois Blumauer als Censor. Ernennungsdecret vom 19. April 1782. Abdruck eines Manuskripts von Blumauer: „Grundregeln zur Bestimmung einer ordentlichen künftigen Büchercensur."

Band 15. Nr. 183—185. Lamprecht K., Die Entwicklung der deutschen Musik bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Bruchstück aus dem in einigen Jahren erscheinenden Band VI der „Deutschen Geschichte".

Die Wage. Eine Wiener Wochenschrift. Jahrgang 1.

Nr. 8. Ein Brief R. Wagners.

Nr. 9/10. Sadger, Robert Hamerling. Eine ärztliche Studie.
Nr. 11. Zenker, Ein Wiener Journalist des Jahres 1848.
Aus dem Revolutionstagebuche R. Hamerlings. Bisher unveröffentlichte Blätter. März und April 1848.
Nr. 12 ff. Hofdamen über das Jahr 1848.

Ethische Kultur. Jahrgang 6. Nr. 10/11.
Jodl F., J. G. Fichte als Socialpolitiker.

Alte und Neue Welt. XXXII, 7.
Muth, W. H. von Riehl.

Deutscher Hausschatz. XXIV.
8. Hamann, Louise Henfel.
9/10. Höhler, Randglossen zur Geschichte des tollen Jahres 1848 in Deutschland.
10. Warnatsch, Die drei Eismänner.

Reklams Universum. XIV.
10. Busse, K. von Holtei.
14. Zieler, Zum 100. Geburtstag Hoffmanns von Fallersleben.

Leipziger Illustrierte Zeitung.
Nr. 2850. Allier A., Ein bisher unbekanntes Rückert-Porträt aus der Erlanger Zeit (1826—1838).
Nr. 2859. Ein wiederaufgefundenes Bildniß Johann Reinhold Forsters von Anton Graff.

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung. **(Berlin)** 1897.
Nr. 49—51. Schleuther P., Libussa, die Gründerin Prags.
Nr. 51. Rubensohn M., Martin Opitz.

Beilage zur **Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (Berlin).**
Nr. 2. Fiege R., Zum „Freischütz".
Nr. 4. Gangloff A. W., Der Fall Straßburgs im Jahre 1681.
Nr. 8. H. F., Ein deutscher Sieg. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Gesangskunst (Elisabeth Schmeling).
Nr. 11. Janßen H., Nachtwächterpoesie. Besprechung von Wichners Buch. Mitteilung eines schlesischen Nachtwächterliedes.
Nr. 13. Gr. L., Die Berliner Universität 1810—1815.
Nr. 14. Gr. L., Prinz Heinrich von Preußen während der Kriegsjahre 1758—1763.
Nr. 34. —e, Karl Gottlieb Reissiger.
Nr. 35. Langguth A., Zur Geschichte des Eislaufs.
Nr. 43. Schneider C., Die Hauptströmungen in der heutigen Psychologie.
Nr. 48. Seidel A., Eulenspiegeleien aus Tunis und Indien.
Nr. 52/3. Wohlfahrt B., Landeskind und Ausländer im altpreußischen Heere.
Nr. 58/9. 62/3. —e, Aufzeichnungen eines preußischen Offiziers aus den Kriegsjahren 1806—1814. I. Bei und nach Jena. II. In und um Danzig.
Nr. 79. Ziegler G., Dem Dichter des „Liedes der Deutschen". Zum 100. Geburtstag Hoffmanns von Fallersleben.
Nr. 96. Marshall H., Julius Grosse. Ein Beitrag zu der Feier von des Dichters 70. Geburtstage.
Nr. 102. Braun A., Ludwig von Hagn.
Nr. 106. Ein ungedrucktes Gedicht Richard Wagners. „An das deutsche Heer vor Paris." Januar 1871.
Nr. 112. K. G. Svarez und Chr. Fr. Koch.

Weser-Zeitung (Bremen). 14. Dezember 1897.
A. F., Heinrich Heine.

Casseler Tageblatt und Anzeiger. 45. Jahrgang. Nr. 92. 3. April.

L., Hoffmann von Fallersleben in Cassel. Eine Plauderei zur Erinnerung an seinen 100jährigen Geburtstag. Aus Erinnerungen und Briefen.

Frankfurter Zeitung. Nr. 122—123.

Frank R., Johann Kaspar Goethe als Gießener Doctorand.

Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben. (Beiblatt zur **Magdeburgischen** Zeitung.) 13. Dezember 1897.

Rubensohn M., La Rochelle und Hugo Grotius, Magdeburg und Martin Opitz. Zum 300. Geburtstag des schlesischen Dichters.

Marburger Zeitung. 17. April 1898.

Prem S. M., Zum Gedächtnisse Hoffmanns von Fallersleben. Vortrag.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung (München).**

7. Schönbach A., Die Quelle von Goethes Erlkönig. (Dialoge Gregor des Großen. 4. Buch. 18. Kapitel: Migne, Patrologia Latina. 77, 349.)

8. Landau M., Ein Romantiker in der Perückenzeit.

21. Gehring E. L., Opitz und seine Kritiker.

34. Holzhausen P., Immermanns Verhältnis zu Napoleon I.

36 37. Haushofer M., Die litterarische Blüte Münchens unter König Max II.

45. Kilian E., Der Monolog in Lessings Dramen.

53. 54. Meier John, Volkslied und Kunstlied in Deutschland.

61. Fürst R., Don Quijote-Spuren in der Weltlitteratur.

64. Horn P., Die deutsche Soldatensprache.

66. 67. Kluge F. und G. Baist, Der Venusberg.

66. Minde-Pouet G., Der Monolog bei Heinrich v. Kleist.

67. Pasig P., Alois Blumauer.

80. Goethe und Henriette von Lüttwitz.

83. Lamprecht K., Die Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft vornehmlich seit Herder.

105 6. Pochhammer P., Dante im Faust.

Sonntagblatt der **New-Yorker** Staats-Zeitung. 16. Januar 1898.

Klette A., Heinrich Heines Geburtsjahr.

Pilsener Zeitung. 37. Jahrgang. Nr. 33—35. 23. 27. 30. April 1898.

Sauer A., Wallenstein in der Dichtung. Unvollständiger Auszug aus einem Vortrag.

Beilage zur **Bohemia (Prag).** 1898. Nr. 41. Nr. 85.

Ehlen Ottilie, Der Beginn eines Briefwechsels mit Robert Hamerling. — Nur im Geiste noch. Aus R. Hamerlings Briefwechsel mit einer Unbekannten.

Politik (Prag). 12. März 1898.

Purus, Konstantin Ritter von Höfler. Einige Erinnerungen und Bemerkungen.

Neue Freie Presse (Wien).

19. März 1898. Nr. 12058. Schleinitz A. v., Aus den Berliner Märztagen des Jahres 1848. Ein Stückchen Weltgeschichte in subjectiver Spiegelung.

20. März. 3. 17. 24. April. 1. Mai. Doblhoff J. von, Mitteilungen aus dem Jahre 1848. Mit Benutzung der Litteratur und zahlreicher mündlicher Mitteilungen.

23. und 24. März. Nr. 12062/3. Stettenheim L., Bei Ulrike v. Levetzow.

13. April. Nr. 12082. Schlossar A., Friedrich von Matthisson. (Ungedruckte Briefe des Dichters.) An die Familie Hartmann in Stuttgart 1825 ff.

8. Mai. Nr. 19107. Woerz J. G. von, Aus dem Consular-Departement im Beatrix-Palais (1856—1859).

Deutſchland (Weimar). 25. März 1898.

S—f. [Schüddekopf], Von der Gedächtnis-Ausſtellung im Goethe-Schiller-Archiv.

Le Temps 8. Oktober 1897.

Egdar Quinet et la pensée allemande. C. Senil.

Ungariſche Zeitſchriften.

Egyetemes philologiai közlöny. (Allgemeine philologiſche Zeitſchrift). Unter Mitwirkung von G. Heinrich und E. Thewrewk herausgegeben von Géza Némethy und Gideon Petz. Budapeſt.

XIX. Jahrgang (1895). 9. Heft. Kont J., Haſes Anmerkungen zu Leſſings Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet". — Beſprechung. Kettner G.: Schillers Demetrius.

10. Heft. Gärtner H., Das erſte bürgerliche Trauerſpiel (G. Lillos „Kaufmann von London"). — Heinrich G., Neueſte Hans Sachs-Litteratur. — Beſprechung. Lázár B.: Agis a világirodalomban (Agis in der Weltlitteratur).

XX. Jahrgang (1896). 1. Heft. Beſprechung. Wolff H., Johannes Lebel: ein ſiebenbürgiſch-deutſcher Humaniſt.

2. Heft. Beſprechung. Scherer W.: Karl Müllenhoff.

3. Heft. Tolnai Wilhelm, Ein ſlovakiſches Puppenſpiel von Doctor Fauſt. — Beſprechung. Fiſcher K.: Kritiſche Streifzüge wider die Unkritik.

4. Heft. Reményi E., Die Gleichniſſe in den Epen Miltons. — Beſprechungen. Heller J.: A bécsi szinügy Mária Terézia és II. József alatt. (Das Wiener Bühnenweſen unter Maria Thereſia und Joſef II.) — Golther W.: Handbuch der germaniſchen Mythologie.

5. Heft. Pozder K., Alexander der Große in Firduſis Schahname. (Zur Alexanderſage.) — Beſprechungen. Ellinger G.: Angelus Sileſius. — Mihelics K.: Lessing drámatervei (Leſſings dramatiſche Entwürfe).

6. Heft. Bayer J., Eine ungariſche Fortſetzung der „Räuber". (A megtért Moor, „der bekehrte Moor," hiſtoriſches Drama von Samuel Molnár, reformierter Prediger zu Felső-Bály, 1826.)

8. Heft. Kont J., Die franzöſiſche philologiſche Litteratur 1893—1895. VIII. Deutſche Sprache und Litteratur in Frankreich.

9. Heft. Bergmann A., Auguſt Graf von Platen. — Beſprechungen. Mogk E.: Kelten und Nordgermanen im IX. und X. Jahrhundert. — Kohut A.: Alexander Petöfi, Proſaiſche Schriften.

10. Heft. Tolnai W., Zur Litteratur der Matrone von Epheſus. — Beſprechungen. Dippe O.: Die fränkiſchen Trojaſagen. — Bahlmann P.: Jeſuitendramen der niederrheiniſchen Ordensprovinz. — Wittſtock O.: Beiträge zur ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Trachtenkunde.

XXI. Jahrgang (1897). 1. Heft. Radó A., Michelangelo Buonarroti der Jüngere (zur Geſchichte der italieniſchen Litteratur des XVII. Jahrhunderts). — Beſprechungen. Kont J.: La Hongrie littéraire et scientifique. — Michels V.: Studien über die älteſten deutſchen Faſtnachtſpiele.

2. Heft. Bleyer J., Die auf Ungarn bezüglichen deutſchen hiſtoriſchen Volkslieder bis 1551. — Beſprechung. Kögel R.: Goethes lyriſche Dichtungen der erſten Weimariſchen Jahre.

3. Heft. Beſprechung. Müller E.: Schillers Jugenddichtung und Jugendleben.

5. Heft. Besprechung. Radó A.: Az olasz irodalom története. (Geschichte der italienischen Litteratur, 2 Bände.)

6. Heft. Heinrich G., Banus Bank in den Dramen Mathäus Collins. — Besprechung. Lumtzer V.: Die Leibitzer Mundart.

8. Heft. Wollanka J., Joh. Alxingers Leben und Werke. — Besprechung. Bartels A.: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. — Vermischtes. Kont J.: Joh. Kupeczky in den Schriften von Kloß.

10. Heft. Besprechungen. Oldal J.: A német irodalom rövid története (Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Litteratur). — Gomperz Th.: Aristoteles' Poetik. — Lachr H.: Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles. — Sajó A.: Katona és Grillparzer. (Der ungarische Dramatiker Jos. Katona und Grillparzer.) — Vermischtes. Julius Hoffory (Nekrolog).

XXII. Jahrgang (1898). 1. Heft. Binder E., Ein ungarisches Lazarus-Drama und seine Verwandten. (Comico-Tragoedia, Leutschau 1683.) — Besprechung. Kauffmann Fr.: Deutsche Metrik.

2. Heft. Heinrich G., Walthariusübersetzungen (von H. Althof und P. von Winterfeld).

3. Heft. Lázár V., Chamissos Fortunatus. — Besprechungen. Schwering J.: Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland. — Schatz J.: Die Mundart von Imst.

4. Heft. Reményi E., Miltons Christus und Satan.

5. Heft. Katona L., Der Sztárai-Codex der Gesta Romanorum. (Codex der Universitätsbibliothek zu Budapest.) — Besprechungen. Herold Th.: Fr. A. Cl. Werthes und die deutschen Zrinyi-Dramen. — Joseph E.: Das Heidenröslein.

G. P.

Budapesti Szemle (Budapester Revue). Im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Gyulai. 89.—92. Bd. Budapest.

1897. Februar-Heft (Nr. 242). Haraszti J., Musſets und G. Sands Liebe.

Mai-Heft (Nr. 245). Besprechung. Eserbalmi J.: Ungarischer Dichterwald.

Juni-Heft (Nr. 246). Besprechung. Nassen H.: Heines Familienleben.

Juli-Heft (Nr. 247). Besprechungen. Haraszti J.: Molière élete és müvei (Molières Leben und Werke). — Bartels A.: Die deutsche Dichtung der Gegenwart.

September-Heft (Nr. 249). Góbi E., Die Romane Gabriel d'Annunzios. — Besprechung. Bigault de Casanove: Madách, La tragédie de l'homme.

November Heft (Nr. 251). Besprechung. Brandes G.: William Shakespeare.

1898. Januar Heft (Nr. 253). Besprechungen. Warkentin: Nachklänge der Sturm und Drangperiode. — Róna V. von: Snádahüpfelek (Schnadahüpfeln in ungarischer Übersetzung).

Februar Heft (Nr. 254). Besprechung. Harnack, Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik.

März Heft (Nr. 255). Besprechung. Herold Th.: Fr. A. Cl. Werthes und die deutschen Zrinyi Dramen. G. P.

Irodalomtörténeti közlemények (Litteraturgeschichtliche Mitteilungen). Herausgegeben von Aaron Szilády. VII. Jahrgang. Budapest 1897.

I. Heft. Badics F., Der erste ungarische Litteraturhistoriker (Samuel Pápay, 1770—1827).

III. Heft. Bayer J., Die ersten ungarischen Übersetzer von Molières L'avare (Christoph Simai und Gabriel Döbrentei). G. P.

2. Bücher.

Allgemeines. Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Allgemeines. Paul H., Grundriß der germanischen Philologie. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. III. Band. 2. Lieferung. Straßburg, Trübner. 4 M.

Aus dem Inhalt: XI. Abschnitt: Mogk E., Mythologie. — XII. Sitte. 2. Schultz A., Deutsch-englische Verhältnisse. Anhang. Mogk E., Die Behandlung der volkstümlichen Sitte der Gegenwart.

Deutsche Litteraturgeschichte. Gansen, Deutscher Dichterhain. Biographische Uebersichten. Leipzig, Lesimple. 60 Pf.

Leimbach K. L., Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Litteratur erläutert. 11. Band: Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. 7. Band. Frankfurt a. M., Kesselring. 4.50 M.

W. Lindemanns Geschichte der deutschen Litteratur. 7. Auflage von A. Salzer. 2. Abteilung. Von der Kirchenspaltung bis zum Beginn unseres Jahrhunderts. Freiburg i. B., Herder. 3.60 M.

Pataky Sophie, Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Berlin, Carl Pataky, 1898. 2 Bände. Gebunden. 20 M.

Der Titel des Werkes giebt über den reichen Inhalt Aufschluß. Es ist der erste Versuch, die deutschen schriftstellernden Frauen — „schriftstellernd" im denkbar weitesten Sinne gebraucht — die während der letzten sechs Jahrzehnte hervortraten, mit ihren Leistungen vorzuführen. Er darf als gelungen bezeichnet werden. Was aus Nah und Fern erreichbar war, ist gebucht, und zwar, wie ich gleich sagen will, mit der größten Sorgfalt. Eine ausführliche Einleitung begründet die Absichten der Herausgeberin und bietet gleichzeitig eine Übersicht über ihre Vorgänger und Hilfsquellen. Die aus Zeitschriften und provinziellen Sammlungen übernommenen Namen sind ebenfalls recht zahlreich. Die Quellen hiefür konnten dem allgemeinen Verzeichnis füglich nicht einverleibt werden. Die Beziehung darauf findet sich dann meistens innerhalb des Textes der betreffenden Biographien. Eine systematische Durchforschung der Jugendzeitschriften, Anthologien, Lokal- und Provinzialsammlungen dürfte allerdings eine der Zahl nach noch recht ansehnliche Ausbeute ergeben. Über die Beweggründe Frau Patakys, in diesem Werk für ihr Teil auf die Frauenfrage eine Antwort zu erteilen, durch die imposante Zahl der weiblichen Namen, die auf litterarischem Gebiete hervortreten, wollen wir hinweggehen. Denn in der Absicht, Vollständigkeit zu erzielen, also alle, alle, die seit 1840 jemals etwas drucken ließen, zu nennen, lag von vornherein der Verzicht qualitative Unterschiede zu machen, sei es auch nur in der Gewährung des Raumes für die biographischen Notizen im Verhältnis zu den Leistungen Das Lexikon der Frau Pataky bietet vielmehr das Material für allerhand Untersuchungen, die den Kulturhistoriker unserer Zeit recht interessieren werden. Aus welchen Kreisen rekrutiert sich die deutsche Schriftstellerin? Was führt die Damen an den Schreibtisch? Ich will nur das eine verraten, daß es innerlichstes Bedürfnis bei den weitaus wenigsten ist. Vielfach die Not, ebenso häufig auch die Langeweile. So geradeaus gesteht das Keine mit nackten Worten in den autobiographischen Bemerkungen, aber oft ist es der geschwätzigen Rede kurzer Sinn. Die noch recht weichherzige Redakteurin hat sich des reklamenhaften Eigenlobs der Einsenderinnen vielfach, besonders in dem ersten Bande, nicht genügend zu erwehren verstanden. Ob die Angaben der freiwilligen Mitarbeiterinnen über ihre Lebensverhältnisse stets mit den Thatsachen stimmen, läßt sich natürlich schwer nachprüfen. Ich bin skeptisch geworden durch ein Beispiel

(2, 324), deſſen aufgeputzten Schein zu zerſtören ich mich während der Drucklegung vergebens bemühte Derartigen Auswüchſen und dem vielfach entgegentretenden Selbſtlob gerade der deae minorum gentium wäre durch eine ſchematiſchere Anlage und Führung des Werkes leicht abzuhelfen geweſen. Denn der Reiz, den man ſich von den autobiographiſchen Skizzen ſowohl dem abwechslungsreichen Inhalt, wie der perſönlichen Stiliſtik nach verſprechen durfte, kommt nur ſelten zum Ausdruck. Ich habe darüber, wie über andere Mängel, die an dem fertigen Werke leichter wahrzunehmen ſind, als bei der Planung einer ſo umfaſſenden Arbeit, meine Bedenken der Herausgeberin offen und ausführlich dargelegt. Mit umſo ruhigerem Gewiſſen darf ich die Fachgenoſſen auf die Vorzüge dieſes Nachſchlagebuches aufmerkſam machen. Wir beſitzen für die männlichen Autoren Deutſchlands kein Werk, das ſich dem vorliegenden an die Seite ſtellen ließe. Denn die bibliographiſch genaue Aufzählung der Schriften nebſt genauer Angabe der Preiſe iſt eine Neuerung, die gerade der Litterarhiſtoriker mit gutem Grunde begrüßen wird. Allerdings wäre der alphabetiſchen Anordnung der Titel, die dem Buchhändler und Bibliographen vielleicht gelegener kommt, die chronologiſche vorzuziehen geweſen. Selbſtverſtändlich käme dann ſtatt der letzten Ausgabe ſtets die erſte in Betracht. Für die letzte genügte ein Vermerk in Klammern. Fehler und Verſehen im einzelnen dürfen bei einem ſo groß angelegten Sammelwerk der Herausgeberin nicht mit kritiſcher Strenge vorgehalten werden. Die Benutzer werden dem Unternehmen nur zu Danke handeln, wenn ſie ihre bezüglichen Wahrnehmungen der Herausgeberin zur Verfügung ſtellen. Denn ein derartiges Werk kann der Mithilfe aller Litteraturbefliſſenen nicht ohne Schaden entraten. Erſt jene Geſtalt, die das Lexikon in einer Neuauflage gewinnen wird, ſchwebt uns als das Ziel vor, das Frau Pataky trotz aller anerkennenswerten Energie und trotz allen Fleißes auf den erſten Anlauf nicht erreichen konnte. Sie wird inzwiſchen auch mit ſich zu Rate gehen müſſen darüber, ob die Grenze nach unten, die ſie ſich im Jahre 1840, wie es ſcheint etwas willkürlich, ſetzte auch weiterhin zu rechtfertigen ſein wird. Die einmal begründete Grenzlinie darf aber entſchieden nicht überſchritten werden, wie es mitunter diesmal geſchah, um ſich gewiſſe prunkvolle Namen nicht entgehen zu laſſen. —

Ein beſonderes Verdienſt der Frau Pataky iſt die ſorgſame Behandlung der Pſeudonyme, die gerade in der Frauenlitteratur bis in die neueſte Zeit herauf, aller „Emanzipation" zum Trotz, den Familiennamen vorgezogen werden. Und in dieſem Punkte verſpricht der Titel des Werkes zu wenig. Denn das 72 Seiten umfaſſende zweiſpaltige Regiſter behandelt die letzten zwei Jahrhunderte und nimmt auch in dankenswerter Weiſe Rückſicht auf jene wenigen Schriftſteller, die ſich weiblicher Pſeudonyme bedienten. Schon um dieſes Appendix willen wird Sophie Patakys Lexikon in keiner Handbibliothek fehlen dürfen. Eine durchaus gefällige Ausſtattung der handlichen zwei Bände in Druck und Einband gehört zu den Vorzügen, die wir dem weiblichen Geſchmack mit einer Verbeugung gerne beſtätigen. **Richard Rosenbaum.**

Schubert J., Frauengeſtalten aus der Zeit der deutſchen Romantik. (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. 285. Heft.) Hamburg, Verlagsanſtalt.

Schultze Siegmar, Die Zeitſeele in der modernen Litteratur und Kunſt. Zwei Kapitel: Die Weib- und die Naturauffaſſung. Halle, Kaemmerer & Co. 1.20 M.

Landſchaften. Elſaß. Grandidier, Nouvelles oeuvres inédites Vol. II Fragments d'une Alsatia litterata ou dictionnaire biographique des littérateurs et artistes alsaciens. Colmar, Hüffel. 6 M.

Öſterreich. Nagl J. W. und J. Zeidler, Deutſch Öſterreichiſche Litteraturgeſchichte Ein Handbuch zur Geſchichte der deutſchen Dichtung in Öſterreich-Ungarn. 9.—11. Lieferung. Wien, Carl Fromme. à 1 Mark.

Inhalt: Zweiter Abschnitt. Von der Reformation bis Maria Thereſia. I. Die vorbereitenden Elemente: Humanismus und Gemeinſprache. 1. Italieniſche Renaiſſance und Mittellatein. 2. Die Epochen des deutſchen Humanismus und ſeine Bedeutung für Öſterreich. 3. Der Karoliniſche Kanzleihumanismus in Böhmen. 4. Rudolfiniſch-Albertiniſche Culturbeſtrebungen. 5. Enea Silvios Propaganda und die deutſche Litteratur. 6. Kaiſer Maximilian I. 7. Celtis und Chelidonius. 8. In den Alpenländern. 9. In den Sudetenländern. 10. Humanismus in Siebenbürgen. — II. Reformation und Gegenreformation. 1. Das proteſtantiſche Öſterreich. 2. Der geiſtliche Geſang der Reformierten. 3. Der geiſtliche Geſang der Katholiken. 4. Der Meiſtergeſang.

Beziehungen zum Ausland. England. Gjerſet K., Der Einfluß von James Thomſons „Jahreszeiten" auf die deutſche Litteratur des 18. Jahrhunderts. Diſſertation. Heidelberg. 1.20 M.

Kraeger H., Der Byroniſche Heldentypus. (Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von F. Muncker. VI.) München, Haushalter. 3 M.

Spanien. Peter A., Des Don Francisco de Rojas Tragödie „Casarse por vengarse" und ihre Bearbeitungen in den anderen Litteraturen. Programm. Dresden (Leipzig, Fock). 2 M.

Dichtungsgattungen. Lyrik. Arras P., Bismarck-Gedichte. Leipzig, Frieſe.

Radics P. v., Kaiſer Franz Joſeph I. im Liede. Zur 50jährigen Feier ſeiner Regierung. (Allgemeine Nationalbibliothek. Von H. Weichelt gegründet im Jahre 1882. Nr. 184, 185.) Wien, Daberkow. 40 Pf.

Politiſche Lieder aus vergangenen Tagen. Für die Gegenwart zuſammengeſtellt. Hermannſtadt, Seraphin. 40 Pf.

Drama. Faguet E., Drame ancien, drame moderne. Paris, Colin. 3.50 Fr.

Stiehler A., Die Verwendung der Rührmotive und die Erregung der Rührung durch den Aufbau der Handlung im Iffland iſchen Rührſtücke. Ein Beitrag zur Geſchichte der dramatiſchen Technik. Diſſertation. Heidelberg.

Äſthetik. Duboc J., Die Emanzipation der Kunſt. Drei Briefe an einen Freund. Nebſt einer Nachſchrift über „Das Moderne". Leipzig, Wigand. 1.50 M.

Raſius C. E., Rechte und Pflichten der Kritik. Philoſophiſche Laien-Predigten für das Volk der Denker. Leipzig, Engelmann. 2 M.

Inhalt: I. Die intellektuelle oder logiſche Kritik. — II. Die äſthetiſche Kritik. — III. Die ethiſche Kritik.

Schultze Siegmar, Von der Wiedergeburt deutſcher Kunſt. Grundſätze und Vorſchläge. Berlin, C. Duncker. 1.50 M.

Stern P., Einfühlung und Aſſoziation in der neueren Äſthetik. Ein Beitrag zur pſychologiſchen Analyſe der äſthetiſchen Anſchauung. (Beiträge zur Äſthetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. Band 5.) Hamburg, Voß. 2 M.

Türck H., Der geniale Menſch. 3. ſtark vermehrte Auflage. Berlin, Dümmler.

Inhalt: I. Künſtleriſches Genießen und Schaffen des genialen Menſchen. — II. Philoſophiſches Streben des genialen Menſchen. — III. Praktiſches Verhalten des genialen Menſchen. Anhang: Gott und Welt. — IV. Shakeſpeares Auffaſſung vom Weſen des Genies im Hamlet. — V. Goethes Selbſtdarſtellung im Fauſt. — VI. Byrons Schilderung des Übermenſchen im Manfred. — VII. Genialität und Seelenfreiheit nach Schopenhauers und Spinozas Lehre. — VIII. Erweckung der Seelenfreiheit durch Chriſtus und Buddha. — IX. Weltliches Uebermenſchentum Alexanders, Cäſars, Napoleons. — X. Entwicklung des höheren Menſchen nach Darwin, und Lombroſos Irrſinnshypotheſe. — XI. Der bornierte Menſch als Gegenſatz zum genialen, und die Antiſophie des Egoismus: Stirner, Nietzſche und Ibſen. — XII. Schlußbetrachtung.

[illegible] — Mar Kemchem — Mitar Dietrich von [illegible] — Ernst [illegible] Bischof der Brüdergemeinde, [illegible] Johann Christian Wolf, Philologe und Bibliothekar 1690

bis 1770 (Jacobs). — Johann Wolf, der Geschichtsschreiber des Eichsfeldes 1743—1826 (J. Jaeger). — Johann Wilhelm Wolf (Johannes Laicus), Germanist 1817—1855 (L. Fränkel). — Lorenz Wolf, katholischer Theologe 1769—1833 (Lauchert). — Peter Philipp Wolf, Historiker 1761—1808 (Riezler). — Oscar Ludwig Bernhard Wolff, Improvisator und Belletrist 1799—1851 (E. Schröder). — Christian Wolff, Philosoph und Mathematiker 1679—1754 (W. Schrader). — Jacob Gabriel Wolff, Verfasser geistlicher Lieder 1684 bis 1754 (H. A. Lier). — Johann Wolff, Siebenbürgisch-sächsischer Sprachforscher 1844—1893 (Fr. Teutsch). — Pius Alexander Wolff, Schauspieler und Dichter 1782—1828 (H. A. Lier). — Thomas Wolff der Ältere, Jurist von humanistischer Bildung circa 1450—1511 (G. Knod). — Thomas Wolff der Jüngere, elsässischer Humanist 1475—1509 (G. Knod). — Thomas Wolff, Basler Buchdrucker 1519 (R. Steiff). — Friederike Wolfhagen, Romanschriftstellerin 1813—1878 (Fr. Brümmer). — Veit Wolfrum, evangelischer Theolog und Liederdichter 1564—1626 (H. Klob). — Wilhelm Wolffohn, Schriftsteller 1820—1865 (M. Mendheim). — Christian Heinrich Wolke, philanthropischer Pädagog 1741—1825 (Sander). — Anton Eduard Wollheim da Fonseca, Schriftsteller 1810—1884 (M. Mendheim). — Johann Christof von Wöllner, preußischer Minister 1732—1800 (P. Bailleu). — Ludwig Wollrabe, Schauspieler 1808—1872 (H. A. Lier).

De Broc Vicomte, Propos littéraires. Paris, Plon, Nourrit & Cie. 3.50 Frcs.

Aus dem Inhalt: Le sentiment de la nature au XVIIe et XVIIIe siècles. — La Poésie de la mer.

Ein Wiener Stammbuch. Dem Direktor der Bibliothek und des historischen Museums der Stadt Wien Dr. Carl Glossy zum 50. Geburtstage, 7. März 1898, gewidmet von Freunden und Landsleuten. Wien, Konegen. 5 M.

Aus dem Inhalt: Prem S. M., Ein Brief von Bodenstedt über Adolf Pichler. — Werner R. M., Eine Hans-Wurstiade. — Horner E., Zur Geschichte des Volksschauspiels von Doctor Faust in Wien. — Prisching R., Die gefesselte Phantasie. Eine Studie. — Schütz Fr., Eine Erinnerung an Ferdinand Raimund. — Speidel L., Johann Nestroy (1881). — David J. J., Vom Wiener Volkssängertum. — Fürst R., Böhmens erste kritische Wochenschrift. — Arnold R. F., Die „Tablettes Autrichiennes" (Sealsfield). — Castle E., Schiffchen (Zu Lenaus Biographie). — Payer R. von, Aus dem Nachlasse Feuchtersleben's. — Schlossar A., Ungedruckte Briefe Anastasius Grüns (An Anton Laschan Ritter von Moorland). — Schmidt Erich, Ein ungedrucktes Epigramm Uhlands. — Kralik R., Die Wiener Classiker der Musik. — Batka R., Ein Brief Mosels an Castelli. — Teuber O., Zwei Sitzungen des Schauspieler-Parlaments. Eine Episode aus der Burgtheatergeschichte. — Minor J., Zu Bauernfeld und Grillparzer. 1. Der Domino (Briefwechsel Bauernfelds mit einer Dame). 2. Der Mittelpunkt. 3. Grillparzer bei Goethe. — Zeidler J., Ein Censurexemplar von Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende" (Ein Beitrag zur Wiener Theatercensur). — Pollhammer J., Aus meinem persönlichen Verkehr mit Grillparzer. — Bettelheim A., Ein Brief Grillparzers an Gräfin Louise Schönfeld-Neumann. — Sauer A., „Ein Bruderzwist in Habsburg". Bruchstücke früherer Fassungen. — Weilen A. von, Einige Mitteilungen über Grillparzer und Hebbel aus Joseph von Weilens Nachlaß. — Jenny R. Chr., Erinnerungen aus meiner Kindheit. — Kürschner J., Ungedruckte Briefe von Adalbert Stifter. (An seine Gemahlin.) — Karl Guntram (Wagner von Freinsheim), Polemische Gedichte. (Aus seinem Nachlasse.) — Thaler K. von, Ein Brief Kürnbergers.

Grotthuß J. E. Frh. von, Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. 2. Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 5.50 M.

Aus dem Inhalt: Alte und Neue Ideale. — Friedrich Nietzsche. — Gerhard Hauptmann. — Hermann Sudermann. — Richard Voß. — Das erotische Problem in der Litteratur. — Drei deutsche Hauspoeten (Dahn, Ebers, Riehl). — Moderne deutsche Lyrik. — Publikum, Litteratur und Presse.

Herzfeld Marie, Die skandinavische Litteratur und ihre Tendenzen nebst anderen Essays. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Hevesi L., Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst. Stuttgart, Bonz & Co. 3.60 M.

Kern F., Kleine Schriften. Zweiter Band: Vermischte Abhandlungen. Berlin 1898. Nicolaische Verlagsbuchhandlung R. Stricker. 1898. 3 M.

Aus dem Inhalt: I. Goethes Achilleis und der letzte Gesang der Ilias. — II. Helena und Gretchen im zweiten Teile des Faust. — III. Zu Goethes Proserpina. — IV. Über die Sprache Goethes in der Natürlichen Tochter. — V. Goethes Natürliche Tochter im deutschen Unterricht. — VI. Ein Interpunktionsfehler in Goethes Iphigenie. — VII. Zu Goethes Gedicht Königlich Gebet. — VIII. Zur Erklärung von Goethes Gedicht Grenzen der Menschheit. — XII. Ueber philosophischen Dogmatismus. — XIII. Skeptizismus und Mystik. — XIV. Die drei menschlichen Ideale. — XV. Gefahren und Wandlungen im Sprachgebrauch. — XVI. Verdeutschung von Fremdwörtern. — XVII. Der Unterricht im Deutschen. — Verzeichnis der Schriften von Franz Kern.

Über den ersten Band von Kerns Kleinen Schriften haben wir Euphorion 2, 712 f. berichtet. Der Plan der auf drei Bände angelegten Sammlung ist wesentlich eingeschränkt worden und sie gelangt schon mit dem vorliegenden Bande zum Abschluß. Sein bleibender Werth liegt für uns in den acht ersten Goethe gewidmeten Aufsätzen, die sich Kerns größeren Arbeiten über Goethe, seiner Auswahl und Erklärung von Goethes Lyrik und den Arbeiten über Tasso, ebenbürtig anreihen. Im Einzelnen Ergänzungen oder Widersprüche vorzubringen, ist diesen älteren Arbeiten gegenüber nicht mehr am Platze. A. S.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Meyer R. M., Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. 151. und 152. Heft.) Berlin, Simion. 1 M.

Geschichte der Wissenschaften. Neuere Zeit. Herausgegeben durch die historische Kommission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften. 18. Band. 3. Abteilung. 2 Halbbände. München, Oldenbourg.

Inhalt: Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. 3. Abteilung von E. Landsberg. Fortsetzung zu der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft. 1. und 2. Abteilung von R. Stintzing. 1. Halbband: Text. 2. Halbband: Noten.

Calker F. von, Politik als Wissenschaft. Gelegenheitsschrift. Straßburg.

Schmoller G., Ueber einige Grundfragen der Socialpolitik und der Volkswirtschaftslehre. 1. Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft. 1874—1875. 2. Die Volkswirtschaft, die Volkswirtschaftslehre und ihre Methode. 1893. 3. Wechselnde Theorien und feststehende Wahrheiten im Gebiete der Staats- und Socialwissenschaften und die heutige deutsche Volkswirtschaftslehre. Leipzig, Duncker und Humblot. 6.40 M.

Trog H., Jakob Burckhardt. Eine biographische Skizze. Basel, Reich. 2.40 M.

Pappenheim M., Levin Goldschmidt. (Aus: „Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht".) Stuttgart, Enke. 1.60 M.

Franz A., Der Magister Nikolaus Magni de Jawor. Ein Beitrag zur Litteratur- und Gelehrtengeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts. Freiburg i. B., Herder. 5 M.

Winter E., Dénis Papins Erlebnisse in Marburg 1688—1695. Mit Benutzung neuer Quellen bearbeitet. Marburg, Elwert. 1.50 M.

Künkler H., Zum Gedächtnis an David Friedrich Strauß. Wiesbaden, Bergmann. 2 M.

Inhalt: Zur Erinnerung an D. F. Strauß: „Poetisches Gedenkbuch". — Poetisches Gedenkbuch. 2. Auflage. — D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit. Von A. Hausrath. — Gesammelte Schriften von D. F. Strauß. — Ausgewählte Briefe von D. F. Strauß.

Hoelder E., C. G. von Wächter. Gelegenheitsschrift. Leipzig.

Politische und Kulturgeschichte.

Methodisches. Barge H., Entwicklung der geschichtswissenschaftlichen Anschauungen in Deutschland. Leipzig, Dieterich. 60 Pf.

Oncken H., Lamprechts Verteidigung. Eine Antwort auf: Zwei Streitschriften, den Herren H. Oncken, H. Delbrück, M. Lenz zugeeignet von K. Lamprecht. Berlin, Brückmann. 1.20 M.

Allgemeines. Wolf G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation. 1. Band. 1. Abteilung. Berlin, Seehagen. 8 M.

Kraemer H., Das 19. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Culturgeschichte. In Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. 1. Lieferung. Berlin, Bong & Co. 50 Pf.

Werckmeister K., Das 19. Jahrhundert in Bildnissen. Mit Beiträgen von G. Grimm, E. Marcks, J. von Verdy du Vernois. 1. Lieferung. Berlin, Photographische Gesellschaft. 1.50 M.

Biedermann K., Das erste deutsche Parlament. Zu dessen 50jährigem Jubiläum. Breslau, Schlesische Buchdruckerei. 1 M.

Landschaften. Schilling D., Die Berner-Chronik 1468—1484. Im Auftrage des historischen Vereins des Kantons Bern herausgegeben von G. Tobler. 1. Band. Bern, Wyß. 6 M.

Elsaß. Reuß R., L'Alsace au Dix-Septième Siècle au point de vue Geographique, Historique, Administratif, Economique, Social, Intellectuel et Religieux. Tome premier. Paris, Bouillon. 18 Frcs.

Reuß R., De scriptoribus rerum alsaticarum historicis inde a primordiis ad saeculi XVIII exitum. Straßburg, Bull. 6 M.

Weisgerber H., L'Alsace au commencement du XVIIIe siècle d'après un mémoire inédit de l'intendance. (Aus „Revue d'Alsace.) Neuilly-sur-Seine. Straßburg, Noiriel. 80 Pf.

Jakubowski Sophie E. v., Beziehungen zwischen Straßburg, Zürich und Bern im 17. Jahrhundert. Straßburg, Heitz. 3 M.

Grob J., Zur Kulturgeschichte des Luxemburger Landes. Zwanglose Skizzen. 2. Heft. Bildung und Unterricht um die Wende des 18. Jahrhunderts. Luxemburg. Bivingen, Selbstverlag. 40 Pf.

Schlicht J., Niederbayern in Land, Geschichte und Volk. Ein Buch für Stadt und Land. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt. 4 M.

Gaebel G., Des Thomas Kantzow Chronik von Pommern in hochdeutscher Mundart. Erste Bearbeitung. II. Band. Stettin, Riekammer. 7.50 M.

Schleswig-Holstein. Liliencron D. von, Up ewig ungedeelt. Die Erhebung Schleswig Holsteins im Jahre 1848. 1. Lieferung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei. 50 Pf.

Sammer K. F. L., Die Erhebung Schleswig-Holsteins vom 24. März 1848. Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. Wiesbaden, Bergmann. 1 M.

Erinnerungen einer alten Schleswig Holsteinerin. Lübeck, Schmersahl Nachfolger. 2.40 M.

Hochfeldt H., Psychologisches und Physiologisches aus der deutschen Schweiz. Leipzig, Wigand. 2 M.

Raab C. von, Regesten zur Orts- und Familiengeschichte des Vogtlandes. II. Band. 1485—1563. (Aus „Mitteilungen des Altertumsvereines zu Plauen, 13. Jahresschrift.) Plauen, Neupert. 8 M.

Ortschaften. Fogen M., Eitorf und Umgegend. Zusammenstellung aus den Annalen des Siegthales, sowie nach persönlichen Wahrnehmungen des Verfassers. Siegburg, Eitorf, Männer-Gesang-Verein „Sängerkreis".

Wustmann G., Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Leipzig, Grunow. 6 M.

Inhalt: Zur Geschichte unsrer Straßennamen. — Der Baudirektor. — Das Privilegium der Fischerinnung. — Die Anfänge der Nikolaischule. — Luthers erster Bibeldrucker. — Seger Bombeck der Teppichweber. — Eine Leipzigerin unter den schlesischen Dichtern (Anna Helena Volckmann, geborene Wolfermann). — Bachs Grab und Bachs Bildnisse. — Friedrich der Große und Gottsched. — Leipziger Pasquillanten des 18. Jahrhunderts. — Ein Original aus den Befreiungskriegen (Viktor von Prendel). — Die ersten Entwürfe zu einem Denkmal der Leipziger Schlacht. — Aus Clara Schumanns Brautzeit. — Die Meininger in Leipzig. — Die Gewandhauskonzerte.

Aufleger O. und Karl Trautmann, Alt München in Bild und Wort. München, Werner. 42.50 M.

Mummenhoff R, Der Reichsstadt Nürnberg geschichtlicher Entwicklungsgang. Vortrag. Leipzig, Friedrich Meyer.

Mettig C., Geschichte der Stadt Riga. Riga, Jonck & Poliewsky. 9.60 M.

Kniebe H., Bilder aus Saarbrückens Vergangenheit. II. Reihe. Saarbrücken, Schmidtle. 2.50 M.

Birkner E., Was ich von Schmiedeberg weiß und dort erlebt habe, lass' dir's erzählen von mir, dem Pfarrer daselbst. Dresden, Schmiedeberg. Selbstverlag 1 M.

Familien. Geschichtsblätter der Familien Hildebrant. Nr. 9. Stolp, Hildebrandts Verlag.

Kaufmann P., Zur Geschichte der Familien Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln. Beiträge zur rheinischen Kulturgeschichte. Bonn, Hanstein. 5 M.

Löwenstein L., Beiträge zur Geschichte der Juden in Deutschland. II. Nathanael Weil, Oberlandrabbiner in Karlsruhe und seine Familie. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 1 M.

Personen. Poschinger H. von, Bismarck Portefeuille. 2. Band. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 3 M.

Tiedemann Chr., Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. Vortrag. Leipzig, Hirzel. 1 M.

Born St., Erinnerungen eines Achtundvierzigers. Mit dem Bildnis des Verfassers. Leipzig, G. H. Meyer. 3 M.

Dieſt G. von, Meine Erlebniſſe im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsminiſters von Bodelſchwingh vor und an dem 18. März 1848. Berlin, Mittler & Sohn. 1.25 M.

Höck A. und L. Pertſch, P. W. Forchhammer. Ein Gedenkblatt. Mit einem Anhang. Briefe von und an Forchhammer. Kiel, Eckardt. 5 M.

Dreihundert ausgewählte Briefe Friedrichs des Großen. Zuſammengeſtellt, beziehungsweiſe überſetzt und erläutert von A. Kannengießer. (Univerſalbibliothek 3772—3775.) Leipzig, Reclam. 80 Pf.

Ref K., Ferdinand Fürchtegott Huber. Ein Lebensbild. Mit Porträt und einer Beilage. Herausgegeben vom hiſtoriſchen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Fehr. 2 M.

Merkel J., Heinrich Huſanus (1536—1587). Herzoglich ſächſiſcher Rat, mecklenburgiſcher Kanzler, lüneburgiſcher Syndikus. Eine Lebensſchilderung. Göttingen, Horſtmann. 12 M.

Langwerth von Simmern H. Freiherr, Aus meinem Leben. Erlebtes und und Gedachtes. 2 Teile. (1. In der Erwartung. 2. Nach dem Sturm.) Berlin, Behr. 6 M.

Liebenau A. von, Emilie Linder und ihre Zeit. Ein Charakter- und Sittenbild aus der erſten Hälfte des ſcheidenden Jahrhunderts. Feſtſchrift zu deren 100. Geburtstage und zum 100jährigen Jubiläum der Gründung der katholiſchen Gemeinde in Baſel. Luzern, Räber & Co. 3.20 M.

Mülinen W. Fr. von, Erinnerungen an die Zeit des Übergangs. Aus Familienpapieren zuſammengeſtellt. Bern, Schmid & Francke. 1.50 M.

Wichmann H., Frohes und Ernſtes aus meinem Leben. Leipzig (Rom, Loeſcher & Co.). 5 M.

Kirchengeſchichte. Theologie.

Sammelwerke. Abhandlungen, Alexander von Oettingen zum 70. Geburtstage gewidmet von Freunden und Schülern. München, Beck. 7 M.

Aus dem Inhalt: Haußleiter J., Melanchthons Loci praecipui und Theſen über die Rechtfertigung aus dem Jahre 1531.

Allgemeines. Berbig, Aus der Gefangenſchaft Johann Friedrich des Mittleren, Herzogs zu Sachſen. Ein Beitrag zur Reichs- und Kirchengeſchichte des Reformationsjahrhunderts. Gotha, Schloeßmann. 80 Pf.

Kappeler A., Die Schweizeriſche Bibelüberſetzung, neu beleuchtet. Zürich, Schultheß. 1.40 M.

Rogge B., Deutſch-evangeliſche Charakterbilder. 2. Auflage. Leipzig, Ebbecke. 2 M.

Schneider A., Die ſpaniſchen Vorlagen der deutſchen theologiſchen Litteratur des 17. Jahrhunderts. Diſſertation. Freiburg. 1897.

Sell K., Die Entwicklung der katholiſchen Kirche im 19. Jahrhundert. Vorträge. Leipzig, Mohr. 1.50 M.

Landſchaften. Schickele M., État de l'église d'Alsace avant la révolution. II. partie. Le diocèse de Bâle doyenné citrà Rhenum. Colmar, Hüffel. 80 Pf.

Warmienſis, Katholizismus und Proteſtantismus in Oſtpreußen, einſt und jetzt. Braunsberg, Huye. 1.50 M.

Ortſchaften. Erhard O., Die Reformation der Kirche in Bamberg unter Biſchof Weigand 1522—1556 auf Grund archivaliſcher Beilagen dargeſtellt. Erlangen, Junge. 1.80 M.

Hindenlang F., Ein' feſte Burg iſt unſer Gott! Geſchichte der Konſtanzer Reformation. Emmendingen, Druck- und Verlagsgeſellſchaft, vormals Dölter. 1.50 M.

Beste J., Das Kloster Riddagshausen. Ein Geschichtsbild. Wolfenbüttel, Zwißler. 75 Pf.

Personen. Schuster L., Fürstbischof Martin Brenner. Ein Charakterbild aus der steirischen Reformationsgeschichte. Graz, Moser. 14 M.

Inhalt: I. Martin Brenners Jugend- und Studienjahre (1548—1582). — II. Martin Brenner in Salzburg. — III. Martin Brenner als Bischof von Seckau und Reformator Steiermarks. 1. Die Diöcese Seckau. Der politische, sociale und religiöse Zustand Steiermarks am Ausgange des 16. Jahrhunderts. 2. Martins bischöfliche Wirksamkeit bis zur Rekatholisierung Steiermarks unter Ferdinand II. 3. Bischof Martin und die Rekatholisierung Innerösterreichs unter Ferdinand II. 4. Fürstbischof Martin und die Befestigung der wiederhergestellten Religion. 5. Bischof Martins politische und wissenschaftliche Thätigkeit. — IV. Bischof Martins Resignation und Tod.

Beati Petri Canisii S. J. epistolae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit O. Braunsberger, S. J. Vol. II. 1556—1560. Freiburg i. B., Herder.

Francke. Förster Th., August Hermann Francke. Ein Lebensbild aus der evangelischen Kirche Deutschlands. Halle, Strien. 80 Pf.

Hertzberg G. F., August Hermann Francke und sein Hallisches Waisenhaus. Mit Abbildungen und einem Plane der Franckeschen Stiftungen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1.80 M.

Funcke O., Die Fußspuren des lebendigen Gottes in meinem Lebenswege. Bremen, C. E. Müller. 4 M.

Junguitz J., Martin von Gerstmann, Bischof von Breslau. Ein Zeit- und Lebensbild aus der schlesischen Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. Breslau, Aderholz. 5.60 M.

Dalton H., Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts. 3. Auflage. Friedenau-Berlin, Buchhandlung der Goßnerschen Mission. 3 M.

Hilpisch G., Dr. Karl Nicolaus Franz Klein, Bischof von Limburg. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Limburg, Limburger Vereinsdruckerei. 10 Pf.

Luther. Dr. Martin Luthers Briefwechsel. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von E. L. Enders. (Sämtliche Werke in beiden Originalsprachen nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet. Herausgegeben von J. K. Irmischer, Chr. S. Th. Elsperger, H. Schmid, H. Schmidt und E. L. Enders.) 8. Band. Briefe vom Juni 1530 bis April 1531. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung. 4.50 M.

Paulus N., Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von L. Pastor. 1. Band. 1 Heft.) Freiburg i. B., Herder. 1.40 M.

[Mutzenbecher A.], Zur Erinnerung an den Generalsuperintendenten Esdras Heinrich Mutzenbecher in Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1 M.

Nügelgen C. W. von, Die Dogmatik Albrecht Ritschls. Apologie und Polemik. Leipzig, Deichert. 1.80 M.

Primus Trubers Briefe, mit den dazu gehörigen Schriftstücken gesammelt und erläutert von Th. Elze. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart 215.) Tübingen, Selbstverlag des litterarischen Vereins.

60 Briefe aus den Jahren 1543—1583 mit zahlreichen Beilagen.

Cuno Fr. W., Daniel Tossanus der Ältere, Professor der Theologie und Pastor (1541—1602). Amsterdam, Scheffer & Co. 7.50 fl.

Bibliographie. Bibliothekswesen. Buchhandel.

Bibliographie. K. Georgs Schlagwort Katalog. Verzeichnis der Bücher und Landkarten in sachlicher Anordnung. 2. Band. 1888—1892. Hannover, Lemmermann. 54 M.

Bibliothekskataloge. Leitschuh F., Katalog der Handschriften der königlichen Bibliothek zu Bamberg. 4. Lieferung. (I. Band. 1. Abteilung. 2. Lieferung. Liturgische Handschriften.) Bamberg, Buchner. 6 M.

Katalog der Handschriften der Universitätsbibliothek zu Leipzig. III. Leipzig, Harrassowitz. 5 M.

Gardthausen V., Katalog der griechischen Handschriften der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Katalog der Provinzial-Bibliothek für Schleswig-Holstein. Schleswig, Bergas. 4 M.

Buchhandel. Köhler W., Zur Entwicklungsgeschichte der buchgewerblichen Betriebsformen seit Erfindung der Buchdruckerkunst. Dissertation. Basel 1896.

Schürmann A., Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Canstein'schen Bibelanstalt in Halle a. S. Zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Francke'schen Stiftungen. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 3 M.

Inhalt: 1. Gründung und erste Anfänge. 2. Die Bibelanstalt. 3. Das Freylinghausensche Gesangbuch. 4. Der Waisenhausverlag in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 5. Der Francke-Elersche Geschäftsbetrieb. 6. Von Gotthilf Francke bis zum Ausleben des Pietismus. 7. Die Niemeyer-Periode.

Mühlbrecht O., Aus meinem Leben. Erinnerungen. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 80 Pf.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musik. Burkhardt M., Beiträge zum Studium des deutschen Liedes und seiner Anfänge im 16. und 17. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig 1897.

Kleefeld W., Das Orchester der ersten deutschen Oper in Hamburg 1678–1738. Dissertation. Berlin.

Schall H., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Oper mit besonderer Berücksichtigung der deutschen in neuerer Zeit. Dissertation. Bonn.

Dieterich A., Erinnerungen an Johannes Brahms in Briefen besonders aus seiner Jugendzeit. Leipzig, Wigand. 1.50 M.

Widmann J. V., Johannes Brahms in Erinnerungen. Berlin, Gebrüder Paetel. 3 M.

Neuß E., Franz Liszt. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von G. Diercks. V.) Dresden, Reißner. 3 M.

Schmidt Heinrich, Johann Mattheson, ein Förderer der deutschen Tonkunst, im Lichte seiner Werke. Musikgeschichtliche Skizze. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Schrader B., Mendelssohn. (Universalbibliothek Nr. 3794. Musiker Biographien. 21. Band.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Wagner. Chambrun de, Wagner à Munich, Francfort, Nice. Paris, Lévy. 5 Frcs.

Drews A., Der Ideengehalt von Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Leipzig, Haacke. 2.40 M.

Weißheimer W., Erlebniſſe mit Richard Wagner, Franz Liſzt und vielen anderen Zeitgenoſſen, nebſt deren Briefen. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 4.50 M.

Inhalt: Vor meinem perſönlichen Bekanntwerden mit Wagner. Jugendeindrücke und Studienjahre in Darmſtadt (1851—1856). — Studienzeit in Leipzig (1856—1858). — Beſuch bei Richard Wagner. — Muſikdirektor in Mainz. — Die erſte Tonkünſtlerverſammlung in Leipzig (1859). — Studienzeit bei Franz Liſzt (1859—1861). — Liſzts Prometheus. Beſuch in Weimar. Lohengrin in Mannheim. — Die Tonkünſtlerverſammlung in Weimar (1861). — Nochmals Muſikdirektor in Mainz. — Wagner in Biebrich (1862). — Vorbereitung zum Konzert in Leipzig. Konzert mit Richard Wagner und Hans von Bülow. — Wagner in Wien (1863). — Wagner in Stuttgart (1364). — Wagner in München. Wie Richard Wagner nach München kam. Ferdinand Laſalle. — Kapellmeiſter in Augsburg (1864—1865). Berlin. Düſſeldorf. Würzburg (1866). — Die Tonkünſtlerverſammlung und das Wartburgfeſt (1867). — Letzte Saiſon in Würzburg (1868). — Erlebniſſe in München. — Nachwort: Briefe von Liſzt. — Anhang: Verzeichnis meiner im Druck erſchienenen Werke.

Theater. Witkowski G., Die Anfänge des deutſchen Theaters. (Hochſchulvorträge für Jedermann. 4. Heft.) Leipzig, Seele & Co. 30 Pf.

Simon O., Friedrich Haaſe. Eine dramaturgiſche Studie. Mit einem bisher noch nicht veröffentlichten Jugendbildniſſe Haaſes. Berlin, A. Duncker. 2 M.

Kunſtgeſchichte.

Landſchaften. Kunſtdenkmale Bayerns. 16. Lieferung. München, J. Albert.

Beſchreibende Darſtellung der älteren Bau- und Kunſtdenkmäler des Königreichs Sachſen. 19. Heft. Dresden, Meinhold & Söhne. 7.50 M.

Gurlitt C., Amtshauptmannſchaft Grimma. (1. Hälfte.)

Ludorff A., Die Bau- und Kunſtdenkmäler von Weſtfalen. Herausgegeben vom Provinzial-Verbande der Provinz Weſtfalen. VIII. Münſter, Paderborn, Schöningh. 3 M.

Schwieters J., Kreis Beckum. Mit geſchichtlichen Einleitungen.

Städte. Ältere Denkmäler der Baukunſt und des Kunſtgewerbes in Halle a. S. Herausgegeben von dem Kunſtgewerbeverein für Halle und den Regierungsbezirk Merſeburg. 3. Heft. Halle, Niemeyer. 4 M.

Weber A., Regensburgs Kunſtgeſchichte im Grundriß. Regensburg, Habbel. 50 Pf.

Frimmel Th. von, Galerieſtudien. (3. Folge der Kleinen Galerieſtudien.) Geſchichte der Wiener Gemäldeſammlungen. 1. Band. 1. Lieferung. Leipzig, G. H. Meyer. 2.50 M.

Künſtler. Lange K., Peter Flötner. Ein Bahnbrecher der deutſchen Renaiſſance. Berlin, Grote.

Meißner F. H., Hermann Prell. (Aus „Die graphiſchen Künſte".) Wien, Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt. 6 M.

Schmid M., Rethel. (Künſtler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. XXXII.) Bielefeld, Velhagen & Klaſing. 3 M.

Haack F., M. von Schwind. (Künſtler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuß. XXXI.) Bielefeld, Velhagen & Klaſing. 3 M.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Falckenberg R., Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt. 3. Auflage. Leipzig, Veit & Co. 7.50 M.

Philosophen. Beneke. Friedrich J., Friedrich Eduard Beneke. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstage. Wiesbaden, Behrend. 1.50 M.

Schmeding Fr., Zum 100. Geburtstage Friedrich Eduard Benekes. Leipzig, Dürr. 1 M.

Drobisch M. W., Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. 2. Auflage. Hamburg, Voß. 6 M.

Es ist stets ein verdienstliches Unternehmen, Schriften, welchen in der Geschichte der Litteratur oder Wissenschaft eine hervorragende Bedeutung zugekommen war, durch Neuausgaben dem interessierten Publikum wieder zugänglich zu machen. Da nun Drobischs „Psychologie" ohne Zweifel in die Reihe dieser Schriften gehört, so darf man die Veranstaltung der zweiten Auflage wohl mit Freude begrüßen und es könnte höchstens die Frage aufgeworfen werden, ob es im Hinblick auf die Treue, Reinheit und Integrität des beabsichtigten historischen Dokumentes nicht besser gewesen wäre, selbst jene kleinen Änderungen zu unterlassen, die sich der Herausgeber bei aller sonstigen Pietät dem Buche gegenüber thatsächlich erlaubt hat. Am wenigsten ließe sich noch gegen die Ausmerzung der Druckfehler nach dem Verzeichnisse der ersten Auflage einwenden; dieselbe mag auch vom Standpunkte strengster historischer Genauigkeit aus hingehen, obschon sie vielleicht überflüssig und einem ganz unveränderten Abdruck mit dem angehängten Druckfehlerverzeichnisse kaum wesentlich vorzuziehen ist. Ähnlich verhält es sich mit der Benutzung der Korrekturen, welche in dem auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindlichen Handexemplare Drobischs angegeben erscheinen. Auch diese Änderungen waren schwerlich unbedingt notwendig und man könnte darüber streiten, ob sich nicht die Bekanntgabe der Korrekturen im Vorworte oder in einem Anhang besser empfohlen hätte. Am meisten zu mißbilligen aber scheint mir die teilweise Modernisierung der Orthographie durch Umwandlung des „ey" in „ei", weil dadurch dem Buche unzweifelhaft etwas von seinem eigenartigen Gepräge, seinem zeitgeschichtlichen Charakter genommen wird. Es ist ja richtig, daß schon die einfache Erwähnung der Abweichungen vom Original jeden in den Stand setzt, das Bild des ursprünglichen Werkes mit allen, auch den kleinsten äußeren Merkmalen sich selbst herzustellen; aber die Wiedergabe dieses Bildes nach seinem sozusagen ästhetischen Eindrucke geht dabei mehr oder weniger verloren.

Indessen ist es wohl nicht bloß das historische Interesse, welchem die neue Auflage der Drobischschen „Psychologie" entgegenkommt. Eine Darstellung der Erscheinungen und Gesetze des Seelenlebens nach dem heutigen Stande der Wissenschaft wird freilich niemand von dem Buche verlangen, das vor mehr als einem halben Jahrhundert (1842) geschrieben wurde; aber mannigfache Anregung dürfte der berühmte Herbartianer auch jetzt noch allen denjenigen bieten, welche seine Psychologie eines ernsten Studiums für wert halten, wenn sie gleich weit entfernt sind, sich auf seinen Standpunkt zu stellen oder auch nur seine obersten Grundsätze anzunehmen. Hugo Spitzer.

Wyneken G. A., Hegels Kritik Kants. Zur Einleitung in die Hegelsche Philosophie. Greifswald, Abel. 75 Pf.

Herbart. Adams J., The Herbartian psychology applied to education: essays applying the psychology of Johann Friedrich Herbart. London, Isbister. Sh. 3, 6 d.

Brunn A. H., Herbarts Metaphysik in ihrem Verhältnis zu den Thatsachen der Erfahrung. Dissertation. Basel 1897.

Schupp H., Die Grundbegriffe der Psychologie Herbarts in ihrem empirischen und metaphysischen Zusammenhang. Dissertation. Basel 1896.

Kant. Arnoldt E., Beiträge zu dem Material der Geschichte von Kants Leben und Schriftstellerthätigkeit in Bezug auf seine „Religionslehre" und seinen Konflikt mit der preußischen Regierung. (Aus „Altpreußische Monatsschrift".) Königsberg, Beyer. 4 M.

Burckhardt W., Kants objektiver Idealismus. Dissertation. Greifswald.

Daxer G., Über die Anlage und den Inhalt der transscendentalen Ästhetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Hamburg, L. Voß. 2.40 M.

Fromm E., Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalia von Keyserling. Nebst Mitteilungen über Kants Beziehungen zum gräflich Keyserlingschen Hause. (Aus „Kantstudien".) Hamburg, Voß. 1 M.

Das Dunkel, das bisher über Kants Hofmeisterlaufbahn schwebte, wird durch Fromms Nachweise in willkommener Weise aufgehellt, und verworrene Angaben älterer Biographien, die z. B. die beiden Gatten der Gräfin Amalia von Keyserling zu einer Person verschmolzen haben, werden richtig gestellt. Die feine Zeichnung, die seine künstlerisch begabte Gönnerin von ihm entwarf, stellt Kant ungefähr im Alter von dreißig Jahren dar und ist gegenwärtig das früheste Bild, das wir von dem Philosophen kennen. —r.

Lind P. von, Eine unsterbliche Entdeckung Kants oder die vermeintliche „Lücke" in Kants System. Eine historische Rechtfertigung Kants. Leipzig, Haacke. 1.50 M.

Paulsen F., Immanuel Kant. Sein Leben und seine Lehre. (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falckenberg. 7. Band.) Stuttgart, Frommann. 4 M.

Reinhardt E., Lotzes Stellung zur Offenbarung. Dissertation. Erlangen 1897.

Rubin S., Die Erkenntnistheorie Maimons in ihrem Verhältnis zu Cartesius, Leibniz, Hume und Kant. Dissertation. Bern 1897.

Kowalewski A., Die Philosophie des Bewußtseins von Friedrich Michelis und ihre Bedeutung für die Philosophie überhaupt. Berlin, Mayer & Müller. 1 M.

Nietzsche. Bernhard J., Friedrich Nietzsches Apostata. Ein Vortrag. Lübeck, Lübcke & Hartmann. 1 M.

Fuchs G. F., Friedrich Nietzsche. Sein Leben und seine Lehre mit besonderer Berücksichtigung seiner Stellung zum Christentum. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von E. Freiherrn von Ungern-Sternberg und Th. Wahl. 168. Heft.) Stuttgart, Belser. 80 Pf.

Gallwitz H., Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von G. Dierck. Band 4.) Dresden, Reißner. 2.40 M.

Lichtenberger H., La philosophie de Nietzsche. Paris, Alcan. 2.50 Frcs.

Riehl A., Friedrich Nietzsche, der Künstler und der Denker. Ein Essay. 2. Auflage. (Frommanns Klassiker der Philosophie, herausgegeben von R. Falckenberg. 6. Band.) Stuttgart, Frommann. 1.75 M.

Waldmann W., Friedrich Nietzsche. Ein Blick in seine Werke vom Standpunkte eines Laien. Leipzig, Fleischer. 80 Pf.

Schleiermacher. Aubert B., Über individuelle und soziale Erziehung nach Schleiermacher. Dissertation. Erlangen.

Eisselborn F. W., Die philosophischen Voraussetzungen von Schleiermachers Determinismus. Dissertation. Straßburg 1897.

Vottger R., Das Grundproblem der Schopenhauerschen Philosophie. Greifswald, Abel. 90 Pf.

Stirner. Mackay J. H., Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Mit drei Abbildungen, mehreren Faksimiles und einem Anhang. Berlin, Schuster & Loeffler. 6 M.

M. Stirners kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum." Aus den Jahren 1842—1847. Herausgegeben von J. H. Mackey. Berlin, Schuster & Loeffler. 3 M.

Inhalt: I. Kleinere Schriften: Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus. — Kunst und Religion. — Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz. — Einiges Vorläufige vom Liebesstaat. — Die Mysterien von Paris. Von Eugene Sue. — II. Entgegnungen auf die Kritik des „Einzigen und sein Eigentum", „Recensenten Stirners". Entgegnung an Feuerbach, Szeliga und Heß. — „Die philosophischen Reaktionäre." Entgegnung auf „Die modernen Sophisten" von Kuno Fischer.

Geschichte der Pädagogik und des Unterrichtswesens.

Allgemeines. Willmann O., Über die Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft. (Pädagogische Vorträge und Abhandlungen. Sammlung zeitgemäßer Vorträge und Abhandlungen aus dem Gebiete des katholischen Erziehungs- und Unterrichtswesens. Herausgegeben von J. Pötsch. 22. Heft.) Kempten, Kösel. 50 Pf.

Raumer K. von, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 3. und 4. Band. Neue Ausgabe. Langensalza, Schulbuchhandlung.

Regener Fr., Skizzen zur Geschichte der Pädagogik. Langensalza, Beyer & Söhne. 2.50 M.

Bünger F., Entwicklungsgeschichte des Volksschullesebuches. Leipzig, Dürr. 14 M.

Ball H., Das Schulwesen der böhmischen Brüder. Mit einer Einleitung über ihre Geschichte. Berlin, Gaertner. 5 M.

Lattmann J., Ratichius und die Ratichianer Helwig, Fürst Ludwig und Walther, Kromayer, Evenius und Herzog Ernst; auch Rhenius. (Zur Geschichte der Pädagogik.) Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 5 M.

Franckesche Stiftungen. Knuth G., A. F. Francks Mitarbeiter an seinen Stiftungen. Ein Beitrag zur Jubelfeier des 200jährigen Bestehens der Anstalten A. H. Francks. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1.80 M.

Fries W., Die Franckeschen Stiftungen in ihrem 2. Jahrhundert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 3.60 M.

Schmidt K. W., Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen. (Oktober 1841 bis März 1852.) Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1 M.

Jesuiten. Mertz G., Über Stellung und Betrieb der Rhetorik in den Schulen der Jesuiten, mit besonderer Berücksichtigung der Abhängigkeit vom Auctor ad Herennium. Heidelberg, Winter. 1.20 M.

Der Jesuiten Sacchini, Juvencius und Kröpf Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu. Uebersetzt von J. Stier, R. Schwickerath, F. Zorell. (Bibliothek der katholischen Pädagogik. Begründet unter Mitwirkung von L. Kellner, Knecht, H. Rolfus und herausgegeben von F. X. Kunz. X.) Freiburg i. B., Herder. 5 M.

Landschaften. Haag F., Beiträge zur bernischen Schul- und Kulturgeschichte. I. Band. Bern, Neukomm & Zimmermann. 4 M.

Österreich. Frank F., Die österreichische Volksschule von 1848 bis 1898. Vom historischen und systematischen Standpunkte aus dargestellt. Wien, Pichlers Witwe & Sohn. 2.40 M.

Baumgartner H., Der hohe niederösterreichische Landesschulrat. Eine Jubelfestschrift 1848—1898. Materialien. Wiener-Neustadt, Selbstverlag (Leipzig, Simmel & Co.). 2 M.

Gymnasien. Gronau A., Ältere Schulordnungen des Elbinger Gymnasiums. Programm. Elbing 1897.

Harster W., Kurze Vorgeschichte des k. humanistischen Gymnasiums Fürth. Programm. Fürth 1897.

Glatz. Prohasel P., Das Schultheater am Gymnasium zu Glatz. Programm. Glatz 1897.

Schulte W., Beiträge zur Geschichte des Schulwesens in Glatz und des Gymnasiums insbesondere. Programm. Glatz 1897.

Ulrich O., Karl Philipp Moritz in Hannover. Ein Jugendgedicht von Johann Anton Leisewitz. Zwei Beiträge zur Geschichte der Hohen Schule in Hannover. Dem Lyceum I zum 2. Februar 1898 dargebracht. Wien. Im Selbstverlage des Verfassers. Vgl. oben S. 87 ff., 290 ff., 310 ff.

Kuhl J., Geschichte der Stadt Jülich, insbesondere des früheren Gymnasiums zu Jülich. IV. (Schluß-) Theil. Mit dem Stadtbild von J. Ch. Leopold (aufgenommen um 1730). Jülich, Fischer.

Kummer K. F., Die lateinische Stadtschule in Krems. Ein Culturbild aus Österreich. (Vorträge und Abhandlungen herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. 10. Heft.) Wien, Mayer & Co. 50 Pf.

Frey J., Das Paulinische Gymnasium zu Münster. Ein geschichtlicher Überblick. Programm. Münster, Aschendorff. 75 Pf.

Beyer Th., Die ältesten Schüler des Neustettiner Gymnasiums (bis 1740). Programm. 4. Teil. Neustettin, Eckstein. 1 M.

Schulmänner. Bisle M., Leben und Wirken des Benediktiners P. Placidus Braun. Programm. Augsburg 1897.

Brause A., Johann Gottfried Stallbaum. Ein Beitrag zur Geschichte der Thomasschule in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 2. Teil. Programm. Leipzig, Hinrichs. 1.20 M.

Die deutsche Litteratur in der Schule.

Allgemeines. Seyfarth K., Beiträge zur Methodik des deutschen Unterrichts. Programm. Landsberg a. W. (Leipzig, Fock). 1 M.

Willms E., Ausgeführte Stoffverteilung in Deutsch. Programm. Tilsit.

Rein P., Lautreine Aussprache. Ein Beitrag zur Verwertung der Lautlehre im deutschen Unterricht. Gotha, Perthes. 1.20 M.

Lehmann R., Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und Litteratur. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Auflage. Berlin, Weidmann. 1.40 M.

Erläuterungen. W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern für Schule und Haus. 14. und 15. Bändchen. Leipzig, Beyer. à 40 Pf.

14. Stecher R., Erläuterungen zu Goethes Torquato Tasso.

15. Stecher R., Erläuterungen zu Goethes Iphigenie auf Tauris.

Schulausgaben. Schiller F. von, Don Karlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht. Mit Einleitung und Anmerkungen von E. Ammer. (Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke, für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Brunner. XXII.) Bamberg, Buchner. 70 Pf.

Velhagen & Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. Herausgegeben von J. Wychgram. 77. und 78. Lieferung. Bielefeld, Velhagen & Klasing. à 75 Pf.

77. Rückerts Gedichte. Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben von B. Hubert.

78. Matthias A., Die patriotiſche Lyrik der Befreiungskriege.

Schöninghs Ausgaben deutſcher Klaſſiker mit ausführlichen Erläuterungen. Ergänzungsbände. II. Paderborn, Schöningh. 1.20 M.

Dichter der Freiheitskriege. Gedichte von Arndt, Körner, Schenkendorf, Rückert, Stägemann, Uhland u. A. Mit Einleitungen und Erläuterungen von M. Schmitz.

Freytag G., Aus dem Staat Friedrichs des Großen. Die Erhebung. Schulausgabe. Leipzig, Hirzel. 1 M.

Stoff- und Sagengeſchichte.

Mallinger L., Médée. Étude de littérature comparée. Paris 1897. 6 M.

Golz B., Pfalzgräfin Genoveva in der deutſchen Dichtung. Leipzig, Teubner. 5 M.

Arnold R. F., Tadeuß Kosciußko in der deutſchen Litteratur. Berlin, Mayer & Müller.

Der Verfaſſer, der die deutſche Polenlitteratur ihrer ganzen Entwicklung und Ausdehnung nach darzuſtellen beabſichtigt, giebt in einem Vortrage eine vorläufige Ueberſicht über die Stellung, die die öffentliche Meinung in Deutſchland dem polniſchen Helden gegenüber einnahm, und über die Dichtungen, die ſich mit ihm beſchäftigen. Im Mittelpunkt ſteht Holteis „alter Feldherr“ mit den volkstümlichen Arien und Liedern; ein Anhang vereinigt mehrere weniger bekannte deutſche Gedichte auf Kosciußko.

Seeliger H., Die Lorelеysage in Dichtung und Muſik. Leipzig-Reudnitz, A. Hoffmann. 2 M.

Zurbonſen Fr., Die Sage von der Völkerſchlacht der Zukunft, „am Birkenbaum“. (Schriften der Görres-Geſellſchaft 1897, III.) Köln, Bachem. 1.80 M.

Volkskunde.

Allgemeines. Lehmann A., Aberglaube und Zauberei von den älteſten Zeiten bis in die Gegenwart. Deutſch von Peterſen. 1. Lieferung. Stuttgart, Enke. 2 M.

Hottenroth Fr., Deutſche Volkstrachten — ſtädtiſche und ländliche — vom Beginn des 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Volkstrachten aus Süd- und Südweſt-Deutſchland. Probeheft. Frankfurt a. M., Keller. 4 M.

Landſchaften und Orte. Glock J. Ph., Lieder und Sprüche aus dem Elſenzthale. Aus dem Munde des Volkes geſammelt. (Zur deutſchen Volkskunde. Nr. 7.) [Aus: „Alemannia“.] Bonn, Hanſtein. 1 M.

Bahlmann P., Münſterländiſche Märchen, Sagen, Lieder und Gebräuche. Münſter, Seiling. 3.50 M.

Dähnhardt O., Volkstümliches aus dem Königreich Sachſen, auf der Thomasſchule geſammelt. 1. Heft. Leipzig, Teubner. 1 M.

Haaß A., Volkstümliches aus Bögisheim im badiſchen Markgräflerland. (Zu deutſchen Volkskunde Nr. 6.) Bonn, Hanſtein. 50 Pf.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Andresen K. G., Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. 8. Auflage. Leipzig, Reisland. 6 M.

Arndt P., Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei. (Germanistische Abhandlungen, begründet von K. Weinhold, herausgegeben von F. Vogt. XV. Heft.) Breslau, M. & H. Marcus.

Blumschein G., Streifzüge durch unsere Muttersprache. Köln a. Rh., Neubner. 2.40 M.

Inhalt: Die sprachbildende Kraft der Bedeutungsübertragung. Über Wort-Wanderungen und Wort-Wandelungen. Unsere Personennamen im Lichte der Geschichte. Die deutschen Familiennamen. Mundartliches. Kulturgeschichtliches in unserer Muttersprache.

Brennert H., Mode-Worte. Aus dem Mitteleuropäischen. Berlin, Fontane & Co. 1 M.

Inhalt: Modedeutsch: Modeworte. Modewendungen. Modewitze. — Bierdeutsch: Das studentische Modewort. — Das gebildete Deutsch: Das musikalische, das parlamentarische, das litterarische Modewort.

Hausding A., Das Fremdwortübel. Würdigung zweier im Januarheft der Preußischen Jahrbücher erschienenen Abhandlungen von Franz Sandvoß und Dr. Paul Cauer über die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins und seiner Anhänger. Berlin, Ernst & Sohn. 50 Pf.

Horn W., Beiträge zur deutschen Lautlehre. Leipzig, Fock. 1 M.

Luther J., Die Reformationsbibliographie und die Geschichte der deutschen Sprache. Vortrag. Berlin, Reimer. 60 Pf.

Rausch G., Zur Geschichte des deutschen Genetivs seit der mittelhochdeutschen Zeit. Dissertation. Gießen 1897.

Ribert A., Die Dehnung der mittelhochdeutschen Stammsilbenvokale in den Volksmundarten des hochdeutschen Sprachgebiets auf Grund der vorhandenen Dialektlitteratur. Dissertation. Heidelberg 1897.

Wörterbücher. Fuchs P. T., Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage, mit Berücksichtigung wichtigerer Mundart und Fremdwörter, sowie vieler Eigennamen. 1. Lieferung. Stuttgart, Hobbing & Büchle. à 50 Pf.

Grimm J. und W., Deutsches Wörterbuch. Neunten Bandes zwölfte Lieferung. Schütten—Schwarz. Bearbeitet von und unter Leitung von M. Heyne. Leipzig, Hirzel.

Des IV. Bandes I. Abteilung. III. Teil. 1. Lieferung (G) und des IX. Bandes 13. Lieferung (S) befinden sich im Druck.

Martin E. und H. Lienhart. Wörterbuch der elsässischen Mundarten. Im Auftrage der Landesverwaltung von Elsaß-Lothringen. 3. Lieferung. Straßburg, Trübner. 4 M.

Mundarten. Maurmann E., Grammatik der Mundart von Mühlheim a. d. Ruhr. (Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, herausgegeben von O. Bremer. 4. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 4 M.

Sylter Lustspiele. Mit Übersetzung, Erläuterungen und Wörterbuch herausgegeben von Th. Siebs. (I. Erich Johannsens „Freier von Morsum". II. Erich Johannsens „Liebeswerbung auf Sylt".) Greifswald, Abel. 3 M

Namen. Fuchs A., Ortsnamen aus dem Kreise Zabern. (Bausteine zur Elsaß-Lothringischen Geschichts- und Landeskunde. 5. Heft.) Zabern, Fuchs. 60 Pf.

Metrik. Ehrenfeld A., Studien zur Theorie des Reims. I. Dissertation Zürich 1897

Voßler K., Das deutsche Madrigal. Geschichte seiner Entwicklung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. (Litterarhistorische Forschungen herausgegeben von J. Schick und M. Freiherrn von Waldberg, Heft 6.) Weimar, Felber. 3.50 M.

Inhalt: Einleitung. Das Madrigal in Italien. — Das Madrigal in Deutschland bis auf Caspar Ziegler (1653). — Caspar Ziegler. — Die unmittelbaren Nachfolger Zieglers. — Das Madrigal bei den galanten Dichtern.

---

16. und 17. Jahrhundert.

Hertel Th., Michael Abel aus Frankfurt a. d. O., Humanist und gekrönter Dichter des 16. Jahrhunderts. Nachtrag zum Lebensbilde. Potsdam, Jaeckel. 1.20 M.

Das Gemerkbüchlein des Hans Sachs (1555—1561) nebst einem Anhange: Die Nürnberger Meistersinger Protokolle von 1595—1605. Herausgegeben von K. Drescher. (Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 149—152.) Halle a. S., Niemeyer. 2.40 M.

Nürnberger Meistersinger-Protokolle von 1575—1689. Herausgegeben von K. Drescher. 2 Bände. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. Nr. 213 und 214.) Tübingen, Selbstverlag des litterarischen Vereins.

Spangenberg W. und J. Fröreisen, Griechische Dramen in deutschen Bearbeitungen. Nebst deutschen Argumenten herausgegeben von O. Dähnhardt. 2. Band. (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. 212.) Tübingen, Selbstverlag des litterarischen Vereins.

Inhalt: Aiax. Argumenta zum Aiax. — Nubes. Argumenta zu den Nubes. — Argumenta zum Prometheus. — Argumenta zur Medea. — Anmerkungen.

---

18. Jahrhundert.

Schneiderreit M., Mathias Claudius. Seine Weltanschauung und Lebensweisheit. (Lebensphilosophien in gemeinverständlicher Darstellung. 1. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 2.80 M.

Jacobs M., Gerstenbergs Ugolino, ein Vorläufer des Geniedramas. Mit einem Anhang: Gerstenbergs Fragment: „Der Waldjüngling", aus der Handschrift veröffentlicht. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie veröffentlicht von E. Ebering. XIV. Germanische Abteilung. Nr. 7.) Berlin, Ebering.

Inhalt: Einleitung. I. Stoffgeschichte. A. Erwähnung und Übersetzung von Inferno XXXII—XXXIII. — B. Ugolino Dichtungen. II. Gerstenbergs Drama. 1. Quellen. 2. Textgeschichte. 3. Verhältnis zu Shakespeare. Analyse des Dramas. Die Kinderscenen. 4. Motive und Stil. Verhältnis zum Sturm und Drang. 5. Aufführung. 6. Aufnahme. — Anhang.

Goethe. Bielschowsky A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. 1. Band. Zweite, durchgesehene Auflage. München, Beck.

Saitschick R., Goethes Charakter. Eine Seelenschilderung. Stuttgart, Frommann. 1.80 M.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 4.50 M.

Hoffmann A., Goethe in Breslau und Oberſchleſien und ſeine Werbung um Henriette von Lüttwitz. Neue Beiträge zu Goethes Lebensgeſchichte. Oppeln, Maske. 3 M.

Geigers Widerſpruch gegen Hoffmanns Annahme einer Werbung Goethes um Henriette von Lüttwitz im Jahre 1790 (Münchener Allgemeine Zeitung 1897, Nr. 165; vgl. oben S. 378) hat dieſen veranlaßt, Goethes ſchleſiſche Reiſe einer neuen genaueren Betrachtung zu unterziehen, wobei frühere Darſtellungen in manchen Einzelheiten zu berichtigen und zu ergänzen waren und ſich auch zur Weimariſchen Ausgabe kleine Beſſerungen ergaben z. B. S. 23 f., S. 53 f. — In der Hauptſache hat er nichts neues beizubringen und Geigers Einwände nicht zu entkräften gewußt. Was die Beziehungen Goethes zum Freiherrn von Schuckmann betrifft, ſo nimmt es mich Wunder, daß Hoffmann uns darüber im Unklaren läßt, ob Schuckmanns Briefe an Goethe ſich in Weimar erhalten haben oder nicht. A. S.

Ilwof J., Goethes Beziehungen zu Steiermärkern. Graz, „Leykam". 1 M.

Inhalt: Aloiſia Gräfin Lanthieri, geborene Gräfin Wagensperg. — Wenzel Johann Gottfried Graf von Purgſtall. — Joſeph Freiherr von Hammer-Purgſtall. — Anton Graf von Proleſch-Oſten. — Kilian Bruſtfleck, recte Johann Valentin Petzold. — Großherzog Karl Auguſt von Weimar in Graz.

Suphan B., Goethe und Bismarck. Zum 1. April 1898. (Sonderdruck des Feuilletons der Weimariſchen Zeitung.) Weimar.

Bondi J. H., Aus dem Balladenjahre 1797. Programm. Frankfurt a. M., A. Blazek jun. 1.20 M.

Witkowski G., Die Handlung des zweiten Teils von Goethes Fauſt. Akademiſche Antrittsvorleſung. Leipzig, Seele & Co.

Alt C., Studien zur Entſtehungsgeſchichte von Goethes Dichtung und Wahrheit. (Forſchungen zur neueren Litteraturgeſchichte. Herausgegeben von F. Munker. V.) München, Haushalter. 2 M.

Farinelli A., Guillaume de Humboldt et l'Espagne avec un appendice sur Goethe et l'Espagne. Extrait de la Revue Hispanique. Tome V. Paris.

Inhalt: Le caractère et l'esprit de Guillaume de Humboldt. I. Les voyages. — Alexandre de Humboldt en Espagne. II. Premier voyage de Guillaume de Humboldt en Espagne. Le séjour à Madrid. III. Le caractère et les moeurs en Espagne. IV. Les lettres. V. La peinture. VI. Le retour de Madrid à Barcelone. Sierra Morena. Les ruines de Sagonte. VII. Le Montserat. Le départ. VIII. Deuxième voyage en Espagne. Esquisses sur le pays Basque. IX. Les études linguistiques et ethnographiques sur le Basque. X. Souvenirs de l'Espagne après le voyage au pays Basque. Conclusion. — Appendice. Goethe et l'Espagne (Esquisse).

Rade M., Die Religion im modernen Geiſtesleben. Mit einem Anhang über das Märchen von den drei Ringen in Leſſings Nathan. Freiburg i. B., Mohr 1.40 M.

Schiller. Harnack O., Schiller. 2 Bände. (Geiſteshelden — Führende Geiſter. — Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von A. Bettelheim. 28. und 29. Band.) Berlin, E. Hofmann & Co. 4.80 M.

Baumeiſter A., Über Schillers Lebensanſicht Insbeſondere in ihrer Beziehung zur Kantiſchen. Programm. Tübingen 1897.

Bellermann L., Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verſtändnis. 2. Teil. 2. Auflage. Berlin, Weidmann. 9 M.

Evers M., Die Tragik in Schillers „Jungfrau von Orleans", in neuer Auffaſſung dargelegt (Aus „Zeitſchrift für den deutſchen Unterricht".) Leipzig, Teubner. 1 M.

Zipper A., Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 4. Band. Schillers Wilhelm Tell. (Universalbibliothek Nr. 3788.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Tobler G., Aus Professor Samuel Schnells Jugendzeit. Programm. Bern.

Enthält den Briefwechsel des späteren bernischen Professors Samuel Schnell (geboren 1775) mit Lavater; 47 Briefe aus den Jahren 1791—1800, wichtig für Schnells Biographie, für Lavaters Charakteristik und für die ganze Cultur der Zeit. Auch Gedichte sind eingestreut. Hervorzuheben Schnells „Vaterlandslied zum 5. Januar, als dem Todestage Karls des Kühnen" (1793) S. 27 f., gedruckt, erweitert und verändert in seinen Kleinen Schriften S. 79—82; noch 1832 von Schnells politischen Gegnern separat abgedruckt und sein „Freiheitslied" S. 31 f., Kleine Schriften S. 83—86.

Schönaich Chr. O. Freih. von, Die ganze Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch (1754), mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von A. Köster. Bogen 1—10 (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts herausgegeben von A. Sauer Nr. 70/72. Neue Folge Nr. 20/22. Leipzig, Göschen. 1.80 M.

Doell M., Die Einflüsse der Antike in Wielands Hermann. Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert. Programm. München 1897.

---

19. Jahrhundert.

Alberti Leopold und Eduard, Gedichte zweier Brüder. Garding, Lühr und Dircks.

L. Anzengrubers Gesammelte Werke in zehn Bänden. Dritte, durchgesehene Auflage. 6. Band. Stuttgart, Cotta.

Inhalt: Der Pfarrer von Kirchfeld. — Der Meineidbauer. — Die Kreuzelschreiber.

Aurbacher L., Historia von den Lalenbürgern und anderes Volkstümliches. Aus dem Nachlaß vermehrt und mit einem Vorwort herausgegeben von J. Sarreiter. (Universalbibliothek Nr. 3780.) Leipzig, Reklam. 20 Pf.

Das Judentum in Börnes Schriften. Mit einer Einleitung. (Jüdische Universalbibliothek Nr. 69.) Prag, Brandeis. 20 Pf.

Brentano. Kerr A., Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin, Bondi.

Inhalt: Vorrede. Einleitung. Gedankenwelt. Gestaltenkreis. Humor. Romantische Komposition. Poesien. Anmerkungen. Anhang (Brief Brentanos an seinen Verleger Wilmanns, Marburg, 28. Februar 1802).

Riehemann J., Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen. Zweiter Teil. Programm. Osnabrück.

Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen bedürfen eines Kommentars. Im Anschluß an Kreitens große Ausgabe und vielfach im Widerspruch zu dessen gezwungenen Auslegungen bringt Riehemann eine Reihe von Textbesserungen und Erklärungen vor, die das Verständnis erleichtern, manchmal überhaupt erst erschließen, wie bei dem Gedicht „Die Taxuswand" S. 18. Vielleicht entschließt sich der kundige Verfasser zu einer kommentierten Ausgabe.

Fercher von Steinwand, Johannisfeuer, Gedichte. (Allgemeine Nationalbibliothek. 181—183.) Wien, Daberkow.

Enthält eine autobiographische Skizze.

F. Freiligraths gesammelte Dichtungen. 6. Auflage. 1. Band. Leipzig, Göschen. 2 M.

Frey J., Gesammelte Erzählungen. 3.—5. Band. Aarau, Sauerländer & Co. à 4 M.

In Band 5: Frey A., Jakob Frey. Ein Lebensbild (auch selbständig im gleichen Verlage erschienen).

Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs. Ergänzungsband zur Volksausgabe von J. Gotthelfs Werken im Urtext. 1. Lieferung. Bern, Schmid & Francke. 80 Pf.

Bartmann H., Grabbes Verhältnis zu Shakespeare. Dissertation. Münster.

Einleitung: Shakespearekultus im 19. Jahrhundert. 1. Grabbes Kenntnis und Beurteilung Shakespeares. 2. Grabbes Übersetzungsfragmente Shakespeareſcher Dramen.

Hanstein A. von, Gerhart Hauptmann. (Biographiſche Volksbücher Nr. 21. 22.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.

Heufenſtamm Th. Graf, Geſammelte Werke. II. und III. Band. Wien und Leipzig, Braumüller. 3 M.

Inhalt: Zweiter Band: Lyriſche Dichtungen. II. Weihegedicht. — Ährenleſe. — Letzte Klänge. — Aurora Borealis. Nachleſe. — Dritter Band: Erzählende Dichtungen und Sprüche in Reimen: Heſperus Gedicht in 3 Geſängen — Ein Urwaldidyll. — Liebe. — Sprüche in Reimen: Im Abendſtrahl. Spruchreime. — Nachleſe.

Sutermeiſter P., Meta Heußer-Schweizer. Lebensbild einer chriſtlichen Dichterin. (Reben am Weinſtock. Lebensbilder aus allen Zeiten der chriſtlichen Kirche. Herausgegeben von G. Peyer, E. Mieſcher, C. Peſtalozzi, J. Schnyder. VIII.) Baſel, Reich. 1 M.

Holtei. Hoffmann Ad., K. von Holteis und E. T. A. Hoffmanns Vergreiſe. Beiträge zu ihrem Lebensbilde mit Benutzung einer bisher unbekannten Holteiſchen Handſchrift. Erinnerungsgabe zum 24. Januar 1898. Oppeln, Maske. 1 M.

C. v. Holteis Reiſe ins Rieſengebirge (1818). Zu ſeinem 100. Geburtstag, 24. I. 1898, aus einer Handſchrift der reichsgräflich Schaffgotſch'ſchen Bibliothek zu Warmbrunn herausgegeben von H. Rentwig. (Aus „Schleſiſche Volkszeitung".) Warmbrunn, Leipelt. 60 Pf.

Holtei K. v., Vierzig Jahre (Jubiläums-Ausgabe). Neu herausgegeben und durchgeſehen von M. Grube. 2 Bände. 4. Auflage. Breslau, Trewendt. 6 M.

Kleiſt. Kleiſt H. v., Meiſterwerke mit Erläuterungen von E. Wolff. I. Der zerbrochene Krug. Kritiſche Ausgabe nach der Handſchrift. Minden, Bruns. 1.20 M.

Mauerhof E., Schiller und Heinrich von Kleiſt. Zürich und Leipzig, Henckell & Co. 4 M.

Mirus A., Das Körner-Muſeum im Körner-Hauſe zu Dresden, ſowie Schloß Löbichau (Sachſen Altenburg) mit ſeinen Erinnerungen an Theodor Körner und deſſen Pathe Dorothee Herzogin von Curland. Weimar, Thelemann. 1 M.

Kuczynski P., Erlebniſſe und Gedanken. Dichtungen zu Muſikwerken. Berlin, Concordia. 3.50 M.

Baker Th. St., Lenau and Young Germany. Dissertation. Baltimore.

Oppenheimer F., Detlev von Liliencron. Äſthetiſche Studie. Berlin, Schuſter & Loeffler.

Neben reichlichen, etwas einſeitig ausgewählten Proben und einigen wenigen guten Beobachtungen eine Flut von Phraſen, Trivialitäten und Geſchmackloſigkeiten. „Wer Liliencron kennen lernen will, und jeder ſollte ihn kennen lernen, der muß ihn eben — der Deutſche verzeihe das harte Wort — leſen" S. 34 f „Und darum hat er die allerbitterſten Empfindungen, wenn ihm einmal wieder zum Bewußtſein kommt .... daß die elenden Handwerker der Feder .... im Golde ſchwimmen: während er, der Dichter ſchlechtweg, der kein Gewerbetreibender der Litteratur iſt, im chroniſchen — wahrhaftig, hier paßt nur ein akademiſches Kraftwort, alſo sit venia verbo — chroniſchen Talles ſitzen muß"

S. 59 u. ſ. w., u. ſ. w. In einem neuen „Poggfred“ hat Liliencron vielleicht auch ein paar kräftige Hiebe für dieſen ſeinen neueſten Bewunderer übrig. —e.

Ludwigs Werke. Herausgegeben von B. Schweizer. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bände. Leipzig und Wien. Bibliographiſches Inſtitut. 6 M.

Inhalt: 1. Band: Ludwigs Leben und Werke. Der Erbförſter. Das Fräulein von Scuderi. Die Makkabäer. — 2. Band: Die Heiterethei und ihr Wiederſpiel. — 3. Band: Zwiſchen Himmel und Erde. Maria. Äſthetiſches: Aus den Shakeſpeareſtudien. Aus den Romanſtudien. Zum eigenen Schaffen.

Erfreulicher Weiſe ſind Otto Ludwig in der Klaſſikerſammlung des Bibliographiſchen Inſtitutes drei Bände eingeräumt worden. Gegen die Auswahl wird kaum etwas einzuwenden zu ſein, als daß die Proben aus den äſthetiſchen Studien etwas gar zu dürftig gerathen ſind. Sie mögen aber als Vorkoſt genügen, um das Publikum an die volle Tafel der Grunowſchen Ausgabe zu locken. Das Vertrauen zu dieſer von uns hochgeſchätzten Ausgabe wird durch Schweizers Mitteilungen über ihre Textgeſtaltung leider erſchüttert. Dort wo Schweizer die Abweichungen dieſer Ausgabe von den Handſchriften mitteilt (bei der Novelle Maria und bei den Shakeſpeareſtudien) ſind überall willkürliche Abweichungen des Textes zu erkennen. Wir dürfen daher auch bei der Erzählung „Zwiſchen Himmel und Erde“, bei der die textkritiſchen Zuthaten wegen Mangels an Raum leider wegbleiben mußten, an ſeiner Behauptung nicht zweifeln, daß ſich die Textgeſtaltung in den Geſammelten Schriften dabei „willkürlicher denn je von dem Originaltext des Dichters“ entferne, deſſen Wiederherſtellung alſo ein weſentliches Verdienſt der vorliegenden Ausgabe iſt. Schweizers Biographie und Charakteriſtik, ſowie ſeine litterarhiſtoriſchen Einleitungen ſind bei aller Knappheit völlig ausreichend und treffend. Beigegeben iſt ein Kupferſtich nach einem bisher unveröffentlichten wunderſchönen Porträt Ludwigs von Theodor Langer aus dem Jahre 1850. A. S.

Moſen J., Gedichte. Herausgegeben von P. Friedrich. (Bibliothek der Geſamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1103. 1104.) Halle, Hendel. à 25 Pf.

Hatfield J. T., The earliest poems of Wilhelm Müller. Baltimore, The Modern Language Association. 1.50 M.

Neubürger L. F., Geſammelte Werke. 2 Bände. Dresden und Leipzig, Pierſon.

Buſſe C., Novalis Lyrik. Oppeln, Maske. 3 M.

Schmidt Auguſte und H. Röſch, Louiſe Otto-Peters, die Dichterin und Vorkämpferin für Frauenrecht. Ein Lebensbild. (Biographiſche Volksbücher Nr. 17—20.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.

Kayſerling M., Ludwig Philippſon. Eine Biographie. Leipzig, Mendelsſohn. 4.50 M.

Inhalt: 1. Jugend. 2. Die erſte Zeit öffentlicher Wirkſamkeit. 3. Philippſons Verwenden für ſeine Glaubensgenoſſen. 4. Innere Wiedergeburt. 5. Philippſons religionswiſſenſchaftliche Schriften. 6. Magdeburg. 7. Philippſons belletriſtiſche Schriften. 8. Anregungen und Schöpfungen. 9. Litterariſche und öffentliche Thätigkeit im Ruheſtande. 10. Die letzten zehn Jahre.

Lollis C. de, Augusto Platen-Hallermünde. Roma Forzani 1897.

Minor J., Ferdinand von Saar. Eine Studie. Wien, C. Fromme. 3 M.

Schack Graf A. Fr., Geſammelte Werke. 3. Auflage. 2.—5. Band. Stuttgart, Cotta. à 3 M.

Schott Sigmund, Gedichte und Schriften. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig. Deutſche Verlagsanſtalt. 9 M.

1. Band: Vorwort von Conrad Haußmann. Gedichte. — 2. Band: I. Sterben und Unſterblichkeit. Eine Studie (1861). II. Anſichten vom Leben. Ein Verſuch (1870). III. Nachlaß. 1. Vom freien Willen (1888). 2. Vor Thor-

schluß (1891). 3. Betrachtungen (1889—1893). — 3. Band: Von menschlichen Schwächen. Ein Versuch.

Seyffardt J. L. A. F., Die Geusen. Bilder aus dem niederländischen Befreiungskampfe. Epische Dichtung. Herausgegeben von E. Palleske (1860), aufs neue besorgt von R. Menne. (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes Nr. 1129.) Halle, Hendel. 25 Pf.

Wagner L., Talvj 1797—1870. Biographische Skizze zur Erinnerung an ihren 100. Geburtstag. Preßburg, Stampfel. 40 Pf.

Schweizer B., Rudolf Wienbarg. Beiträge zu einer jungdeutschen Ästhetik. Leipzig, Wild. 4 M.

Inhalt: I. Name und Begriff des jungen Deutschland. II. Wienbargs Werke. III. Wienbarg als Ästhetiker. IV. Wienbarg als Kunstkritiker.

Nachrichten.

Auf das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm wird von der Verlagshandlung S. Hirzel soeben eine neue Subskription eröffnet, wonach jährlich etwa 18 Lieferungen von 12—15 Bogen zu 2 M. erscheinen sollen.

Privatdozent Dr. John Meier in Halle a. S. (Mühlweg 12) versendet ein als Manuskript gedrucktes Verzeichnis von Volksliedern mit folgender Zuschrift: „Mit einer Untersuchung über die Veränderungen der Kunstlieder im Volksmunde beschäftigt, einer Aufgabe, deren Bedeutsamkeit ich in einem auf der Dresdner Philologenversammlung gehaltenen Vortrage (abgedruckt in der Beilage der Münchner Allg. Ztg. Nr. 53 und 54 vom 7. und 8. März 1898) zu erweisen bemüht gewesen bin, habe ich, um mir das nötige Material nach Möglichkeit zu beschaffen, ein Verzeichnis der als Volkslieder verbreiteten Kunstprodukte zusammengestellt. Darin habe ich die Verfasser, soweit ihre Ermittlung anderen oder mir geglückt ist, und die verschiedenen Volksversionen, die mir bekannt geworden sind, aufgeführt. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Verzeichnis, das von einem Einzelnen herrührt, unvollständig sein muß, da die gestellte Aufgabe voraussetzt, daß der betreffende Bearbeiter die gesamte deutsche Kunstlyrik und alle Volksliedersammlungen gelesen und im Kopf hat und weiter der verwandten Züge sich im entscheidenden Augenblicke erinnert. Deshalb erlaube ich mir zur Förderung der Sache an Sie ... die Bitte zu richten, das beifolgende Verzeichnis durchsehen und Ihnen aufstoßende Unrichtigkeiten und Ergänzungen mir gütigst mitteilen zu wollen.

Die Anlage des Verzeichnisses ist folgende: unter A sind die Kunstlieder aufgeführt, bei denen es gelungen ist, die Verfasser zu ermitteln, unter B die Gedichte, die wir meines Erachtens als Kunstprodukte anzusprechen haben, deren Verfasser mir jedoch unbekannt geblieben sind. In der ersten Abteilung habe ich Vollständigkeit angestrebt, in der zweiten aus leicht verständlichen Gründen nur eine Auswahl gegeben. Wo in meinen Volksliedern (Köhler Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar I, Halle a. S. 1896). Näheres über Herkunft und Verbreitung des Liedes in den Anmerkungen angeführt ist, habe ich darauf kurz verwiesen und nur etwaige Nachträge vermerkt. Die Abkürzungen der zitierten Werke sind die in meinen „Volksliedern" gebrauchten und dort S. 460 ff. aufgelösten.

Ich wäre nun äußerst dankbar für Berichtigungen jeder Art und für Nachträge, die sich besonders auf folgende Punkte beziehen:

1. Ermittlung der Verfasser, soweit sie mir unbekannt geblieben sind.

2. Nachweise von Drucken der Kunstlieder, wo mir keine solche bekannt geworden sind.

3. Mitteilungen von weiteren aus dem Volksmunde aufgezeichneten Gestalten der angeführten Kunstlieder, sei es, daß es sich um Verweise auf mir unbekannte Wiedergaben in Druckwerken, sei es, daß es sich um handschriftlich vorliegende Fassungen handelt. Ich wäre für eine Uebersendung derartiger Liederabschriften oder auch nur für leihweise Ueberlassung, zum Zwecke der Entnahme von Copien, sehr dankbar.

4. Mitteilung von Kunstliedern, die in dem Verzeichnisse nicht angeführt sind, und ihrer volksmäßigen Reflexe.

Jede, auch die kleinste Notiz verpflichtet mich lebhaft und wird seiner Zeit mit herzlichem Danke unter Angabe der Quelle verwertet werden."

In Munckers „Litterarhistorischen Forschungen" sollen demnächst erscheinen: VII. Otto P., Die deutsche Gesellschaft in Göttingen. — VIII. Schmidt-Temple A., Studien zur Hamburger Lyrik im Anfang des 18. Jahrhunderts.

Albert Leitzmann in Jena und Carl Schüddekopf in Weimar bereiten eine neue chronologisch geordnete Ausgabe von Lichtenbergs Briefen in zwei Bänden vor, von denen der erste Band Ende 1899 bei Dieterichs Nachfolger (Th. Weicher) in Leipzig erscheint.

Die Verlagshandlung Schuster & Loeffler in Berlin versendet folgenden Aufruf: „Von Götzens schlichter Lebensbeichte und Hans von Schweinichens aufrichtigen Denkwürdigkeiten bis zu Goethes kunstvoller ‚Dichtung und Wahrheit' hat das deutsche Volk noch immer gern diesen Erlebnissen seiner Helden gelauscht und sich in die Welt innerer Entwicklung versenkt, die ‚ein Menschenleben' heißt. Und wenn wir auch nicht jenem Gelehrten folgen können, der vor einigen Jahren (Biographische Blätter I[1]) eine Sammlung von ‚Biographien der Namenlosen' geistvoll anregte, so sind wir doch der Meinung, daß die Berichte, die bedeutende Männer der That und des Gedankens über ihr Leben und Schaffen ablegen, immer Interesse und Beachtung der Zeitgenossen und der Nachfahren finden werden.

Wir gedenken unter dem einheitlichen Titel: ‚Zeitgenössische Selbstbiographien' eine gleichmäßig und vornehm ausgestattete Sammlung von Selbstbiographien herauszugeben und hoffen dabei auf die freundliche Unterstützung der weitesten Kreise: wir erwarten, daß sich die Beiträger ebenso freudig einstellen werden, wie das Publikum ihnen bereitwillig lauschen wird. Die Bände sollen in zwangloser Folge erscheinen; den durchschnittlichen Umfang denken wir uns circa 15 Bogen, wobei wir aber ausdrücklich betonen, daß ein Zwang zu Gunsten einer übel angebrachten Gleichmäßigkeit und Uniformität in keiner Weise ausgeübt werden soll: der geringere oder größere Umfang, wie er durch die Eigenart der Darstellung bedingt ist, bleibt vollkommen Sache des Darstellenden. Wir beabsichtigen keine weitschichtigen Lebensbeschreibungen, die Dokumente sammeln und Material für den Historiker aufschichten; was in unseren ‚Zeitgenössischen Selbstbiographien' vertreten sein soll, ist die Selbstbiographie als abgerundetes Kunstwerk, wie es sich darstellt in dem Manne, der auf der Höhe des Lebens angelangt ist und nun zurückschaut auf sein Werden. Wir wenden uns an alle Kreise menschlicher Bethätigung: der Dichter und der Gelehrte soll ebenso willkommen sein, wie der Musiker, Maler oder Militär; jeder, der etwas erlebt hat, was zu erzählen und gehört zu werden sich verlohnt, und der es anmutig darzustellen weiß, soll geladen sein; willige Zuhörer werden sich finden, die es mit Wilhelms von Humboldt Wort halten: ‚Das Interessanteste für den Menschen ist immer der Mensch.'"

Ein vorbereitendes Comité, an dessen Spitze Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld steht, versendet einen „Aufruf zur Begründung einer Deutsch-Österreichischen Litteratur-Gesellschaft". (Adresse: Wien, I. Kohlmarkt 20).

Dem Dichter Bürger soll in seinem Geburtsort Molmerswenda ein Denkmal errichtet werden. Beiträge nimmt Herr Bankdirektor U. Schmidt, Sangerhausen, Georgenpromenade, entgegen. Exemplare des Aufrufes liefert Gymnasial-Direktor Prof. Dr. Dannehl, Sangerhausen.

Am 27. März l. J., wenige Wochen vor seinem 70. Geburtstage, starb plötzlich zu Meran unser verehrter Mitarbeiter, der k. k. Landesschulinspektor i. R. Karl Werner (geboren in Wien am 5. Mai 1828). Sein Hauptwerk lag auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiete (Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft); durch eine lange Reihe ästhetischer und litterarischer Studien hat er sich aber auch um die Geschichte der Litteratur sehr verdient gemacht und besonders als Freund Hebbels das Verständnis von dessen Dichtungen vielfach gefördert. Wir erwarten von seinem Sohne eine Darstellung seines Lebens und eine Sammlung seiner zerstreuten Schriften.

Alexander von Liezen-May(e)r,

der am 19. Februar 1898 als ordentlicher Professor der Historienmalerei an der königlichen Akademie der bildenden Künste zu München verstorben ist — er war geboren zu Raab in Ungarn am 24. Januar 1839 — hat sicher Anspruch, auch in der Nekrolog-Ecke einer Zeitschrift für Litteraturgeschichte einen Platz zu finden. Zwar beruhte sein Ruhm zunächst auf den zahlreichen Leistungen des Sonderfachs, das er bis zum Tode mit schönsten Erfolgen unterrichtete, und er galt bis zuletzt als einer der glänzendsten Vertreter der Schule und Epoche seines Lehrers Piloty. Aber er hat die Fertigkeit treffender Porträts, die ihm den Namen in der Kunstwelt geschaffen hatten, und seine gelungene Arbeitsweise in der Historienbildnerei großen Stils zu Beginn seiner Reife auf ein bedeutsames, den Interessen dieses Organs naheliegendes Feld zu übertragen angefangen. 1872 nach München, seiner abschließenden Bildungsstätte, zurückgekehrt, wandte er sich neben der Pflege jenes Hauptgebietes einem Stoffbereiche zu, auf dem er sich seine eigentliche Popularität erwerben sollte, der Illustrierung neuklassischer Dichtwerke. Dies that er teils mit Ölbildern, die einzelne hervorstechende Scenen aus dem Mittelpunkte der Handlung verbildlichten, wie „Faust und Gretchen vor der Kirche und im Garten", „Königin Elisabeth unterzeichnet das Todesurteil Maria Stuarts", „Imogen und Jachimo" aus Shakespeares „Cymbeline", teils aber durch ganze Cyklen, so die 50 Blätter zu Goethes „Faust" und die 32 Blätter zu Schillers „Glocke" (die Witwe hat für das „Goldene Buch" der Stadt München eine Illustrationsskizze ihres Gatten zur Brautscene des „Lieds von der Glocke" gespendet), auch durch Mitarbeit an ähnlichen Prachtarbeiten, z. B. der „Scheffel-Galerie". Der anonyme Kunstkritiker, der am 22. Februar 1898 in der Nummer 96 der „Münchner Neuesten Nachrichten" aus sichtlich genauer Kenntnis heraus Liezen-Mayer einen Nachruf schrieb, machte als dessen unbestrittene Vorzüge namhaft: reiches, glänzendes Kolorit im Sinne der Historienmalerei, dramatische Bewegung, die nach möglichst markantem Ausdruck für den seelischen Inhalt der dargestellten Situation strebt, und volle Sicherheit in der Verwendung aller technischen Mittel zur Erreichung

eines brillanten Gesamteffekts. Freilich prädestinierten ihn diese Eigenschaften mehr zur Wiederspiegelung Schillerscher, auch Shakespearescher Menschen und Vorgänge als solcher Goethes, bei dem weniger gehandelt, mehr innerlich erlebt wird. Wo im Reviere der Klassikerillustration vielfach, ja meistens so bös gepfuscht worden ist und der Genius der großen Dichter nur wenige Meister des Pinsels angeregt und angelockt hat, verdient der ausgezeichnete Mann und Künstler hier ehrendes Gedenken.

München. Ludwig Fränkel.

Gesellschaft für deutsche Litteratur.

Februarversammlung: Ludwig Geiger giebt reiche Ergänzungen zu dem kürzlich erschienenen Briefwechsel Justinus Kerners. — Ludwig Stettenheim setzt seine Untersuchung über Goethes Beziehungen zu Ulrike von Levetzow fort und bestimmt deren Beginn mit dem Jahre 1821. Er legt ferner die persönlichen Motive der Marienbader Elegie bloß.

Märzversammlung. Max Morris versuchte eine Einordnung zahlreicher Faustparalipomena in die verschiedenen Pläne der Dichtung und wies namentlich auf jene Motive hin, die in der endgiltigen Fassung nicht zum Ausdrucke gelangten. — Max Herrmann erstattete Bericht über die bisherige Thätigkeit der Kommission, die sich im Dezember vorigen Jahres zum Zwecke der Sammlung und Erhaltung im Buchhandel nicht erwerblicher Gegenwartslitteratur gebildet hat.

Aprilversammlung: Die Sitzung wurde ausgefüllt mit den Beratungen über die von der Gesellschaft zu begründende „Bibliothek deutscher Manuskript- und Privatdrucke", worüber Max Herrmann wiederum referierte.

Aprilversammlung: Daniel Jacoby bespricht das Verhältnis Rabeners zum Prinzen Heinrich und zu Friedrich dem Großen. Rabeners Freimut bahnte der Offenherzigkeit Gellerts die Wege für die kurz nachher erfolgte Unterredung Gellerts. — R. M. Meyer verfolgt eine Reihe dichterischer Motive auf ihren merkwürdigen Wanderungen. — Max Friedlaender führt einige nicht genug beachtete Volkslieder und ihre Weisen aus dem 16. Jahrhundert vor. — Max Rubensohn bespricht drei neue Epigramme von Martin Opitz und dessen Beziehungen zu dem Dänen Hamilton. — Erich Schmidt macht Mitteilungen aus Briefen Jahns, Wilh. Grimms, Lachmanns, Friedrich Schlegels und einem Grillparzerfund.

Berichtigungen und Nachträge.

Zu meinen Mitteilungen über Liscow in der Vorgängerin des „Euphorion", der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 6 (1888, 448 f.) trage ich nach, daß Pott, der Herausgeber einer Liscowschen posthumen Schrift (Über die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit. 1803) erwähnt: „Hätte .... Brühl ... [ihm] Gehör gegeben, so würde Churſachsen und Deutschland keinen siebenjährigen Krieg gesehen haben. Liscow erklärte Brühlen gerade und offen seine Meinung. Da dies nichts fruchtete, sagte er ihm, Stirn gegen Stirn, auf Liscowsche Weise die Wahrheit, so daß Brühl ... höchst erbittert gegen ihn wurde ..."

Blasewitz. Theodor Distel.

Zu Euphorion 5, 269. J. R. Asmus behauptet in seinem Aufsatze „Die Quellen von Wielands Musarion", ich hätte auf S. 47 meines Buches „Prior in Deutschland" als Abfassungszeit von Wielands „Sympathien" irrtümlich 1756 (statt 1754) angegeben. Ich zitiere an dem genannten Orte einige Stellen aus der von den späteren stark abweichenden ersten Ausgabe der Wielandischen Schrift und setze der Angabe des Titels die Jahreszahl ihres Erscheinens, nämlich 1756, hinzu. Für die Richtigkeit des Citats verweise ich auf Goedeke, Grundriß[2] 4, 198.

Die Datierung der „Sympathien" auf 1754 ist übrigens längst widerlegt. Vgl. Bodmer an Zellweger vom 13. November 1755 (Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli S. 95, Anmerkung 1). Am 14. Jänner 1756 sandte, wie mir B. Seuffert aus einem ungedruckten Briefe gütigst mitteilt, Bodmer an Zellweger das fertige Exemplar. Seuffert hält aber auch die Entstehung der „Sympathien" im Jahre 1754, selbst nur in einzelnen Teilen, für unwahrscheinlich.

Prag. Sp. Vukadinović.

Heines Konversion. Zu den Äußerungen, die Heine selbst über seinen Übertritt zum Christentum gethan hat,[1]) und die teils Rechtfertigung dieses Schrittes bezwecken, teils sich in bitterem Sarkasmus ergehen und ganz offen zugeben, daß rein utilitarische Rücksichten die leitenden Motive dabei waren, glaube ich ein weiteres gesellen zu können, auf das bisher meines Wissens noch niemand geachtet hat. Am Schluß der eigentlichen Harzreise (die Apostrophe an Agnes Therese als Epilog nicht mitgerechnet) heißt es bekanntlich (der Wanderer ist auf den Ilsenstein im Ilsetal gelangt): „Als ich dort stand, hörte ich plötzlich die unterirdische Musik des Zauberschlosses — —, daß es mir blau und grün vor den Augen wurde, und ich sicher, vom Schwindel erfaßt, in den Abgrund gestürzt wäre, wenn ich mich nicht in meiner Seelennot ans eiserne Kreuz festgeklammert hätte. Daß ich, in so mißlicher Stellung, dieses Letztere gethan habe, wird mir gewiß Niemand verdenken." Liest man diese Worte so obenhin, so kann man glauben, es sei eben nur eine ziemlich nichtssagende Bemerkung — aber, wie so oft bei Heine, steckt ein Doppelsinn darin, und hinter der harmlosen Miene lauert der Satyr. Denn bedenkt man, daß das in dieser Scene beschriebene Erlebnis in den August 1823 fällt, die Taufe aber kurz vor der Abreise, im Juni 1823, stattgefunden hat, so wird man kaum daran zweifeln können, daß Heine hier eben auf seinen Übertritt anspielt, was von vielen damals wohl auch richtig verstanden worden ist, daß er diejenigen, die ihm wegen des Glaubenswechsels zürnten, hier zwischen den Zeilen um Entschuldigung bittet. Besonders wahrscheinlich wird dies dadurch, daß die Worte an so bemerkenswerter Stelle stehen. Und grade darum, weil mit ihnen die Beschreibung der eigentlichen Reise abbricht, schien es mir wohl der Mühe wert, auf den versteckten Doppelsinn aufmerksam zu machen. Denn nun klingt die an Spitzen und Stacheln so reiche Harzreise nicht matt aus, sondern mit einer echt Heineschen Pointe.

Bonn. Hans Hofmann.

[1]) Vgl. z. B. in der Heimkehr „Donna Clara" und „Almansor".

In der Handschrift abgeschlossen am 15. Mai, im Satz am 5. August 1898.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien

Deutsche Litteratur in Schwaben.[1])

Von Wilhelm Lang in Stuttgart.

Das Erscheinen einer Schwäbischen Litteraturgeschichte regt einige allgemeine Bemerkungen an. Einen örtlichen oder landschaftlichen Ausschnitt aus der Geschichte unserer Litteratur zu bearbeiten, deutet zunächst auf ein lokalpatriotisches Interesse. Es erfreut, zusammengestellt zu sehen, was der eigene gegen die Nachbarn abgegrenzte Boden an mannigfaltigen Erzeugnissen des Witzes und Geschmacks hervorgebracht hat, und wenn es sich etwa um eine umfassende Landeskunde handelt, hat auch die Litteratur Anspruch darauf, berücksichtigt und gebucht zu werden. Auch kann es nicht ausbleiben, daß auf manche Erscheinung ein helleres Licht fällt und ihr Verständnis erleichtert wird, wenn sie in engeren Zusammenhang mit ihrer heimatlichen Erde, mit ihrer Umgebung, ihrer natürlichen Verwandtschaft auf- und absteigender Linie gebracht wird. Immerhin bleibt es ein willkürlicher Ausschnitt. Die litterarischen Erzeugnisse einer Landschaft gehen über in den Gesamtbesitz der Nation, hier wird ihnen erst der richtige Maßstab der Beurteilung zu Teil und ihr Wert steigt in dem Maße, als sie im Stande sind, nicht bloß den nächsten Landsleuten ein zeitweiliges Vergnügen zu bereiten, sondern befruchtend auf ein weiteres Feld zu wirken, wenn sie sich zu dem Rang erheben, ein Bestandteil der Gesamtlitteratur zu werden. Sie selbst sind nicht ohne Anstoß und Nahrung von auswärts entstanden. Was lediglich aus dem mütterlichen Boden die Kräfte gezogen hat, wird ein bescheidenes Pflänzchen bleiben. Die litterarische Freizügigkeit hat vor der bürgerlichen bestanden. Die wenigsten von den Großen sind auf der Scholle geblieben. Den Größten sind die heimatlichen Schranken

[1]) Krauß R., Schwäbische Litteraturgeschichte. Erster Band. Von den Anfängen bis in das neunzehnte Jahrhundert. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1897.

zu enge gewesen und sie haben erst außerhalb ihre Schwingen entfaltet. Dadurch schon ist jede begrenzte Darstellung genötigt, immer wieder die Grenzen zu überspringen. Das gegenseitige Nehmen und Geben, der wechselnde Anteil der Landschaften, der das dauernde Übergewicht einer einzelnen ausschließt, gehört ohne Zweifel zu den wesentlichsten Reizen, die eine Wanderung durch das Feld unserer Litteraturgeschichte darbietet. Aus ihm entspringt, der Mannigfaltigkeit deutschen Wesens überhaupt entsprechend, die Fülle von eigenwüchsigen, gegeneinander stoßenden Charakteren, die weniger als in anderen Ländern unter Regel und Herkommen sich fügen, die das eigene Recht behauptend, keine Autorität anerkennen, oft auch dem Zwang in bestimmte Fächer eingeteilt zu werden, selbstwillig widerstreben — „das ist Freude, das ist Leben, wenns von allen Zweigen schallt".

Nun sind freilich neue Impulse, neue Richtungen kaum je von Schwaben ausgegangen. Stuttgart oder Tübingen hat niemals eine solche Rolle gespielt, wie Hamburg oder Zürich, Königsberg oder Jena. Zähigkeit im Festhalten der Überlieferung, ein Beharren im Hergebrachten gehört zu den Eigenschaften der Schwaben. Das Neue als solches wird mißtrauisch angesehen, Moderichtungen ist man schon gar nicht geneigt mitzumachen, und nur langsam durchbricht eindringendes Neue die alte Gewohnheit. Dann aber kann es geschehen, daß, was die Fremden voraus haben, nicht bloß nachgeholt, sondern in raschem Zuge überholt, aus der Fülle eigenen Vermögens umgewandelt und bereichert, mit Zinsen das Empfangene vergolten wird. Der Kantischen Philosophie hat sich lange die schwäbische Gelehrtenwelt entgegengesetzt, unverdrossen die Beweissätze der Wolffschen Schule wiederholend; dann aber als bei ihnen das philosophische Denken erwachte, sind sie gleich mit Schelling und Hegel ins Feld gerückt. Nirgends hat sich, während rings die Schulen der rationalistischen Theologie blühten, so lange wie an der Tübinger Hochschule die Herrschaft des Supranaturalismus behauptet; doch während Steudel noch lehrte, wurde unsern von seinem Hörsaal das Leben Jesu geschrieben und zog Baur die Umrisse einer völlig neuen Geschichte des Urchristentums. Orthodoxie und Rationalismus waren damit gleichzeitig aus dem Felde geschlagen. Man kann Ähnliches auf dem Gebiete der schönen Litteratur bemerken. Ein volles Jahrzehnt nach den Göttingern fangen die Schwaben an genau dieselben Töne anzuschlagen, nachdem sie bis dahin Hallerisch und Hagedornisch gesungen hatten, und gleichzeitig geht aus ihrer Mitte, nachdem sie gegen die Originalgenies spöttisch ablehnend sich verhalten hatten, plötzlich das wilde Manifest in tyrannos hinaus und wiederholt den anderwärts schon vorübergebrausten Sturm und Drang mit einer natürlichen Gewalt, die einen längeren Atem und nachhaltige Wirkungen verspricht. Und so war es mit der Romantik.

Am Neſenbach ſtand man noch im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts mit einem verſtändigen, nüchternen Klaſſizismus den Offenbarungen der ſpaniſch-altdeutſchen Karfunkelpoeſie gegenüber; während aber die „Plattiſten" noch ihren Witz gegen die Sonettenwut anſtrengten, ſchrieb Uhland in ſein Taſchenbuch jene klangvollen Lieder, die aus der mondbeglänzten Zaubernacht mählig herausführen in die lichte Sonntagfrühe, da die letzte Morgenglocke verklingt, darüber der Himmel ſo klar und feierlich, ſo ganz, als wollt' er öffnen ſich. Alſo ein Zurückbleiben, aber auch zu ſeiner Zeit ein kräftiger Aufſprung; ſtarke Neigung, gegen das Neue ſich abzuſchließen, aber auch das Vermögen, nicht bloß nachzukommen, ſondern Überraſchendes und Neues, das in der Stille gereift iſt, nachzubringen.

Doch der Ausdruck: Schwäbiſche Litteraturgeſchichte knüpft an ein ethnographiſches Moment an: hat ſich auf ſchwäbiſchem Boden und innerhalb des ſchwäbiſchen Stammes eine Litteratur entwickelt, die als ein Ganzes betrachtet, von der Geſamtlitteratur mehr oder weniger abgeſondert und in einen eigenen geſchichtlichen Zuſammenhang gebracht werden kann? In einem gewiſſen Sinne wird man die Frage nicht verneinen dürfen. Mehr als ein anderer Stamm hat der ſchwäbiſche ſeine Eigenheiten ſich bewahrt, hat er auch politiſch zuſammengehalten und eine abgeſonderte Exiſtenz geführt. Der Begriff Schwäbiſch iſt allerdings ein ſchwankender, er hat im Laufe der Jahrhunderte Veränderungen erlitten. Das ſchwäbiſche Herzogthum hat ſich einſt über Baden und Elſaß und bis tief in die Schweiz hinein erſtreckt. Es hat alſo den ganzen alemanniſchen Stamm mitbegriffen. Krauß zeigt in einem einleitenden Kapitel, wie es um die neueren Anſichten über das Verhältnis von Schwaben und Alemannen ſteht, und hat jedenfalls Recht daran gethan, von den Alemannen abzuſehen. Für die älteſten Zeiten iſt wohl ein enger Kulturzuſammenhang vorhanden. Schwaben iſt im Mittelalter erhellt worden durch Klöſter, die auf alemanniſchem Boden ſtanden. Später aber verengte ſich der Begriff Schwäbiſch, und innerhalb des ſchwäbiſchen Kreiſes, wie er dann bis zur Auflöſung des Reiches beſtand, ſehen wir ihn noch weiter ſich verengen. Inmitten der hunderte von kleinen Herrſchaften, die dieſen Kreis bildeten, gelangte das Herzogthum Württemberg allmälig zu größerer Bedeutung, und was ein ſehr wichtiges Moment iſt, es wurde von der Mitte des 16. Jahrhunderts an eine Stätte des proteſtantiſchen Bekenntniſſes inmitten katholiſcher Gebiete, und auf dieſem Grunde bildete ſich eine eigene Kultur aus, die ſich gegen die Nachbarſchaft abſchloß. Schwaben und Württemberg war keineswegs gleichbedeutend, aber das letztere wurde der wichtigſte Beſtandtheil des erſteren. Und in dem Maße als Württemberg in Schwaben ſich ausdehnte, den größeren Teil des Stammes ver-

einigte und diese politische Bildung sich befestigte, kamen sich beide Begriffe immer näher, doch ohne sich ganz zu decken. Denn in den vormaligen Reichsstädten und im katholischen Oberschwaben waren Elemente, die sich nicht so leicht mit dem württembergischen Wesen verschmolzen, ganz außerhalb blieb das bayrische Schwaben, und andererseits wurden fränkische Grenzgebiete dem württembergischen Staate angegliedert, was einen wohlthätigen Zusatz leichteren Blutes ergab. So ist denn der Begriff Schwäbisch immerhin ein nicht fest begrenzter und es muß dem Geschichtschreiber, wie auch im Politischen, eine gewisse Freiheit bleiben, deren er sich mit Takt bedienen mag. Krauß hat wohl das Richtige getroffen, wenn er sich im Wesentlichen auf den Umfang des heutigen Württemberg beschränkte und dazu noch Bayrisch-Schwaben hinzunahm. Noch im vorigen Jahrhundert wenigstens gehört das Gebiet zwischen Iller und Lech, von den Städten Ulm und Augsburg beherrscht, ganz dem schwäbischen Kulturkreis an. Allerdings, je weiter wir in die Gegenwart herabgehen, um so mehr macht sich die politische Trennung fühlbar. Es ist merkwürdig, wie scharf sich die Individualitäten der drei süddeutschen Rheinbundstaaten herausgebildet haben, während die ethnographischen Unterschiede in den politischen Einheiten sich auflösen und mehr und mehr verschwinden. In seinem ersten Bande nimmt Krauß noch alles, was vom Ries bis zum Bodensee hinauf gedichtet worden ist, für Schwaben in Anspruch. Er wird aber, wenn er in die Gegenwart kommt, Melchior Meyr vom Ries oder Hermann Lingg von Lindau schwerlich mehr zu den Schwaben rechnen wollen. Die Stammesunterschiede löschen sich aus, die politischen Grenzen ziehen tiefere Furchen.

Giebt man nun die Berechtigung einer schwäbischen Litteraturgeschichte in diesem Sinne zu, so darf der erste Versuch, den Rudolf Krauß gemacht hat, als wohlgelungen bezeichnet werden. Es ist eine gründliche, aus selbständigen Studien erwachsene Arbeit. Das zum Teil entlegene Material ist mit Fleiß gesammelt, und wenn es zumal für die älteren Zeiten in der Natur der Sache liegt, daß keine neuen Gesichtspunkte aufgestellt werden, so bleibt doch das Verdienst, den Stoff wohl geordnet und durchgearbeitet zu haben.

Der Erfolg selbst rechtfertigt die gestellte Aufgabe. Man gewinnt den Eindruck, daß die schwäbische Litteratur ein Gegenstand ist, den geschichtlich darzustellen sich lohnt, einmal wegen der Fülle und des Wertes der einzelnen Erscheinungen, aber auch wegen des inneren Zusammenhangs, der sie verknüpft. Dies gilt wenigstens von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an. Denn was weiter zurückliegt, ist fragmentarisch und konnte vielleicht in einer kürzer gefaßten Einleitung untergebracht werden. Die zusammenhängende Geschichte beginnt wie gesagt mit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Schubart und

Wieland an geht es in ununterbrochenem Flusse. Die Darstellung ist gewandt, einfach, ohne Abschweifungen gleichmäßig vorwärts schreitend, das Urteil stets sorgfältig abgewogen, unangreifbar, vielleicht etwas nüchtern. Es ist, als ob der Verfasser ängstlich bemüht wäre, jeden Verdacht der Parteilichkeit, der Einseitigkeit abzuwehren. Angenehm berührt es, daß man nirgends auf gesuchte, geistreich sein sollende Behauptungen stößt. Aber auch Partien, die erwärmen oder den Leser stärker ergreifen, wird man vermissen, und es fragt sich, ob z. B. Schillers Natur völlig zu ihrem Rechte gekommen ist mit ihrer unduldsamen Bestimmtheit, ihrer schroffen Ablehnung des ihr Mißfälligen, ihrer logischen Schärfe, ihrer gebieterischen Hoheit. Es würde nichts schaden, wenn bei der Charakteristik der Großen noch hellere Glanzlichter aufgetragen wären. Schon darum, weil sie meist mitten in einer Menge mehr oder weniger gleichgiltiger Persönlichkeiten stecken. So werden unmittelbar an Schiller, in demselben Kapitel, über ein Dutzend dramatischer Dichter angereiht, die gar keinen Zusammenhang mit Schiller haben, die sich durchweg in älteren Geleisen bewegen, und dieser Übersprung von dem einen Großen zu den vielen Kleinen ist um so empfindlicher, als es auch ein plötzlicher Wechsel des Schauplatzes ist; wir sind noch eben mit dem Dichter des Demetrius in Weimar, in den höchsten Regionen gewesen, um dann gleich darauf in eine Gesellschaft eingeführt zu werden, die zwar meist aus recht ehrenwerten aber doch in recht mattem Licht erglänzenden Poeten besteht. Hier wird der Unterschied von Geschichte und von Lokalgeschichte besonders fühlbar. Jene geht den Zusammenhängen nach und läßt beiseite, was nicht auf dem Wege der Fortbewegung liegt oder nicht durch eigene Bedeutung sich geltend macht. Die letztere hat noch ein Nebeninteresse, sie will der Natur der Sache nach vollständig sein, sie wird unvermeidlich zur Chronik, zur Aufzählung, zum Inventar. Ganz wird sich dieser Übelstand bei einer Lokalgeschichte nicht beseitigen lassen; immerhin konnte die Aufzählung mancher Namen in den Anhang verwiesen werden. Es kommt noch etwas hinzu: Der Fortgang der Geschichte würde nicht eigentlich unterbrochen, wenn die Kleinen wie die Monde um ihre Planeten sich gruppieren ließen. In Schwaben verhielt es sich aber im vorigen Jahrhundert so, daß die große Masse der poetischen Produktion zurückblieb, während einzelne Große meteorartig aufstiegen, den heimatlichen Boden verließen und auswärts ihre Reife erlangten. Von den höher Begabten ist Schubart der einzige, der in der Heimat aushielt, und der dann auch mit seiner Schwinge an der Ruthe kleben blieb. Wieland und Schiller entschwanden dem Gesichtskreis der Heimat. Auch Hölderlin ist das, was er geworden ist, auswärts und durch seine Wanderjahre geworden; nur als Kranker ist er in die Heimat zurückgekehrt. Übrigens

zeigt sich gerade an Hölderlins Beispiel, daß die Methode der Provinzialgeschichte, die auch die kleineren Zwischenglieder berücksichtigt, auch wieder ihre Vorteile hat. Die allgemeinen Litteraturgeschichten wissen nicht recht, was sie mit dem Dichter des Hyperion anfangen, wo sie ihm seinen Platz anweisen sollen. Krauß ist der Meinung, daß Hölderlin nicht zu den Romantikern gestellt werden dürfe, mit denen er gar nichts gemein habe. Er weist ihm seinen Platz in dem Kapitel: Schwäbischer Klassizismus an, inmitten eines Freundeskreises von mittelmäßigen Talenten, über den dann freilich sein poetisches Vermögen sich weit hinausgeschwungen hat. Die Erzählung bewegt sich sozusagen in Zickzacklinien. Aus der Masse gleichgiltiger Produktion ein plötzliches Aufschnellen zu den Höhen künstlerischer Originalität und Meisterschaft, darauf ein ebenso jähes Zurücksinken und Verweilen in den niederen Regionen, bis aus diesen wieder eine Größe sich emporschwingt.

Kann man für die schöne Litteratur, wie sie in Schwaben hervorgequollen ist und sich entwickelt hat, gemeinsame Merkmale aufstellen? Ist eine innere Verwandtschaft, eine Familienähnlichkeit vorhanden? Daß man es einem Produkte ansehen müßte: das kommt aus schwäbischem Boden? Die Frage ist nicht leicht zu beantworten. Kann man Wieland und Schiller, Schubart, Hölderlin und Uhland, Herwegh und Mörike unter einen Hut bringen? Die Frage führt auf die andere zurück, welches überhaupt die Eigenschaften seien, durch die sich die Schwaben von andern deutschen Stämmen unterscheiden. Schwäbische Schriftsteller selbst haben wiederholt über die Besonderheit, über Schwächen und Vorzüge des eigenen Stammes gegrübelt und geschrieben. Krauß giebt gleichfalls eine Charakteristik des schwäbischen Stammes, als dessen hervorstechende Merkmale auch er bezeichnet: Liebe zur Freiheit und Ungebundenheit, Neigung zu Kritik und Tadelsucht, individuelle Eigenart und Eigensinn, Ernst und träumerisches Wesen, Phantasie und philosophischer Sinn, innere Gediegenheit bei Ungewandtheit, Schwerfälligkeit des äußeren Menschen, das vernagelte, verknopfte Wesen, wie es Vischer nannte, kühner Denkerflug und beschränkte Selbstzufriedenheit, Wandertrieb und sich Verschließen im eigenen Schneckenhaus. Das ist freilich eine Mischung sehr widerstreitender Eigenschaften, und man hat noch überdies bemerkt, daß diese Eigenschaften, die man den Schwaben als ihre Stammeszüge zuschreiben will, im Grund dieselben sind, die man den Deutschen überhaupt vor andern Völkern als ihre unterscheidenden Merkmale zuerkennt. Man hat deshalb mit einem nicht üblen Ausdruck den Schwaben einen potenzierten Deutschen genannt oder, wie E. M. Arndt sagte, den deutschesten Deutschen, sofern gute und üble Anlagen der deutschen Volksart bei ihm in

besonderer Stärke hervortreten. „Die zentrifugale Richtung, der reflektierende Ernst, der idealistische und ideologische Zug werden in der That auch in einer allgemeinen Zeichnung der Deutschen eine Stelle finden müssen." Natur und Geschichte haben zusammengewirkt, daß in diesem „reich gegliederten und abgeschlossenen Winkel das deutsche Wesen gleichsam sich selbst überlassen war und seinen Reichtum wie seine Mängel und Einseitigkeiten in freiem Spiele entfalten durfte". (Rümelin.) Als schwäbischen Typus pflegt man in allgemeinem Einverständnis Uhland hinzustellen. Gewiß mit vollem Recht, wenn es sich um die ganze Persönlichkeit des Dichters handelt. Schwieriger wäre es doch, gerade in seinen Gedichten einen spezifisch schwäbischen Charakter nachzuweisen, von denen abgesehen, die schon den Stoffen nach der Heimat angehören. Denn der sichere Geschmack, das vollendete Formgefühl, diese Kristallhelle, die bis dahin in deutscher Sprache kaum erreicht worden war, sind doch kein spezifisch schwäbisches Erbtheil. Im Übrigen wird allerdings kaum einer unter unseren namhaften Dichtern sein, in dem sich nicht Elemente finden, die man als Mitgift der Heimat bezeichnen kann. Bei Schiller ist es die Mischung von Dichter und Denker, die Vorliebe, seine Helden zu Trägern sittlicher Ideen zu machen, bei Hölderlin neben der Unfähigkeit, sich in der wirklichen Welt zurechtzufinden, die durch alle Sehnsucht nach dem Ilissus durchscheinende Liebe zur Heimat, den „holden Ufern, die ihr mich auferzogt", bei Schubart der Hang zur Ungebundenheit und die Genialität einer derben Wirtshauslaune; selbst bei Wieland hat man in der Richtung auf behaglichen, kunstsinnigen Lebensgenuß den echten Sohn einer schwäbischen Reichsstadt erkennen wollen. Indessen wäre es gesucht, solchen besonderen Merkmalen, die die Stammeszugehörigkeit bezeichnen sollen, nachzujagen. Man würde schwerlich solche finden, die sich nicht am Ende ebenso gut auf Dichter anderer Landschaften anwenden ließen. Schließlich bleibt es bei Rümelins Wort: „Schubart, Hölderlin, Kerner, Schwab, Hauff, Mörike haben wohl kaum ein anderes Merkmal als das eines namhaften Dichterrufes gemein, bezeugen aber eben hierdurch den schwäbischen Reichthum an originellen Lebensanschauungen und Geistesformen." Etwas anderes als die Frage nach Merkmalen des Stammes ist die, ob nicht Schule und Erziehung einen Einfluß geübt hat, der den Dichtern des Landes anzumerken ist. Und hier wird man allerdings sagen dürfen, daß die Einwirkung des Tübinger Stiftes oder doch der Lateinschule oft genug zu spüren ist. Die meisten der schwäbischen Dichter können es nicht verleugnen, daß sie durch diese Schulen gegangen sind. Der klassische Schulsack ist ein recht wesentliches Merkmal. Das beschränkt sich gar nicht auf die Gruppe, die Krauß unter dem Titel: Schwäbischer Klassizismus zusammengefaßt

hat, auf die um Conz und Hölderlin und auf die Satiriker, die im Morgenblatt gegen die aufkommende Romantik ankämpften. Nur macht sich dieses klassische Element in höchst mannigfaltiger Weise geltend; anders in Wieland, anders in Schiller oder in Hölderlin. Zurückgedrängt in der ersten Blüte der Romantik stellt es sich alsbald wieder ein. Schon bei Schwab wird es wieder bemerkbar: in Schutt und in Säulentempeln heimatlich wohnen oder zechen über der Grotte des Neptun, wird bei Waiblinger geradezu Lebenszweck, dionysische Mysterien und Mänadenchöre singt Gustav Pfizer und in Mörikes Dichterphysiognomie ist die bei den Griechen erlernte sinnvolle, schalkhafte Anmut ein wesentlicher Zug. Wie gerade der natürliche Schwabe mit seinen Grillen und Hirnschnaken nur im Altertum und im Einatmen der italienischen Landschaft seine Katharsis findet, das ist bei „Auch Einer" im Tagebuch nachzulesen: „Da wird der innere Mensch wie mit einem Modellierholz ausgestrichen, Knöpfe, Warzen, Buckeln, Raupen in der Seele planiert."

Auch die Geschichte, die politischen Schicksale sind eine Schule gewesen. Wenigstens haben sie der schwäbischen Litteratur starke Spuren eingedrückt. Seit den Spöttereien, womit die Schwaben von Seite des jungen Deutschlands bedacht worden sind, gilt es noch immer für ausgemacht, daß ihre Leyer vornehmlich von Lenz und Liebe erklinge, von Ritterfräulein und Gelbveigelein. Hält man aber den Blick nicht auf einzelne Erscheinungen, sondern auf das Ganze gerichtet, so springt vielmehr ein starker Zug zum öffentlichen Wesen in die Augen, lebhafte Anteilnahme an den Geschicken des engeren und weiteren Vaterlandes, ja der Menschheit, Begeisterung für Menschenrechte und bürgerliche Freiheit. Man braucht nur die Namen Schiller und Uhland auszusprechen, Wieland und Schubart. Mörike ist vielleicht der einzige, der grundsätzlich seine Fenster gegen jeden politischen Luftzug verklebte. Selbst Hölderlin, der so hilflos den Dingen der äußeren Welt gegenüber steht, nicht in der Gegenwart, sondern in der Schatten stummem Reich, bei Marathons Heroen lebt, hat doch eine starke Empfindung von der Unwürdigkeit der öffentlichen Zustände, die, wie sein Hyperion bitter klagt, die Deutschen zu Barbaren und Knechten macht und ein Gefühl für gemeinschaftliche Ehre ertötet. Zu der politischen Dichtung in Deutschland haben die Schwaben ein gutes Teil beigesteuert. Schon dies ist bezeichnend, daß die ersten Regungen dichterischer Betätigung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zusammenfallen mit Regungen des Widerstandes gegen die Willkürherrschaft des Landesfürsten. Wohlwill hat im Einzelnen den Zusammenhang der schwäbischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts mit den Impulsen nachgewiesen, die aus den politischen Zuständen des eigenen Landes wie aus den großen Welt-

begebenheiten kamen. Man darf diesen Zusammenhang freilich nicht zu eng fassen. Schwerlich läßt sich aufrecht erhalten, was Krauß behauptet, daß die in Württemberg länger als irgendwo dauernde, bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus reichende litterarische Unfruchtbarkeit und Öde durch den politischen Druck sich erkläre, der auf der Landschaft lastete. Nirgends sind die Talente zu entdecken, die durch die Despotie verkümmert oder erdrückt worden wären, und diejenigen, die später sich bemerklich machten, hatten keineswegs günstiger gewordenen äußeren Umständen irgend etwas zu danken. Es ist nicht zu leugnen, daß die Talente ebenso fehlten wie der Geschmack für die schönen Wissenschaften, und der Grund ist wohl darin zu suchen, daß so lange Zeit die theologischen und kirchlichen Interessen einseitig gepflegt wurden und das ganze Geistesleben in Beschlag nahmen. Württemberg hatte sich als protestantische Oase im katholischen Süden zu behaupten. Dadurch erklärt sich ebenso die vorwiegende Richtung auf das kirchliche Leben, wie das mißtrauische Sichabschließen gegen auswärtige Einflüsse. Noch in den Siebzigerjahren wurde in den Klosterschulen das Verbot aufrecht erhalten, wenn auch umgangen, die neueren Erzeugnisse der schönen Litteratur zu lesen, ein Verbot, in das selbst Klopstock eingeschlossen wurde. Als aber diese Absperrungsmethode nichts mehr half und auch am Neckar die Musen erwachten, da sind es auch alsbald die bürgerlichen Tugenden und die Begebenheiten des Weltlaufes, die neben den gewöhnlichen Motiven der Lyrik die Begeisterung der Dichter erwecken. Als ein rückwärts gekehrter Seher versuchte G. D. Hartmann in seinen „Jahresfeyern" (1772—1774) die Ereignisse des abgelaufenen Jahres vor seinen Richterstuhl zu ziehen. Von Schubarts Hymnus auf den Tod Friedrichs des Großen an hat alles, was irgendwie die Deutschen lebhaft bewegte, in der schwäbischen Dichtung seinen Wiederhall gefunden, die französische Revolution und die Freiheitskriege, die Burschenschaft und der Bundestagsjammer, der selbst dem ganz und gar unpolitischen Sinndichter Fr. Haug einen unwilligen Ruf an die Machthaber entlockte, der Zollverein, dessen Anfänge G. Schwab gepriesen, L. Seeger verhöhnt hat, die Julirevolution und die Polenschwärmerei, der hoffende Aufblick zum „Adler Friedrichs des Großen" und die Wacht am Rhein, das Jahr 1848 und das Jahr 1870. Aus schwäbischer Lyrik könnte man eine Blumenlese zusammenstellen, in der man einen vollständigen Wiederklang aus unseren nationalen Erlebnissen vernähme, und es wären von Uhlands „Wenn heut ein Geist herniederstiege" bis zu J. G. Fischers schmetterndem Ruf nach einem Diktator aus den fünfziger Jahren Stücke darunter, die geradezu ein klassischer Ausdruck der volksthümlichen Stimmungen geworden sind.

Die Lyrik ist diejenige Kunstgattung, die in Schwaben zur reichsten Entfaltung gelangt ist. Epische Begabung ist selten und im Drama scheint sich die ganze schöpferische Kraft des Stammes in dem einen Schiller zusammengedrängt und erschöpft zu haben. Krauß bemerkt dabei, die Lyrik sei dasjenige Gebiet, das „technisches Können verhältnismäßig am wenigsten erfordert". Das heißt, die Schwaben machen sichs bequem. Er deutet damit allerdings auf eine Schranke bei unseren Landsleuten, die nicht übersehen werden kann. Es zeigt sich in Schwaben unstreitig viel poetisches Talent, aber wenig Neigung oder geringe Fähigkeit dieses Talent zu üben, auszubilden, zu steigern, in Zucht zu nehmen. Viel natürliche Begabung, aber nicht die Kunst, damit hauszuhalten und es, wie norddeutscher Zähigkeit und Ausdauer gegeben ist, bis zum möglichsten Grade der Leistungsfähigkeit zu treiben. Darum steht auch mit dem Reichthum der Begabung die Quantität der Leistungen nicht im Verhältnis. Die Schwaben sind keine ausgiebigen Talente; was sie zu Stande bringen, geht meist auf wenige Bände zusammen. Es giebt Ausnahmen. Schiller mit seiner Anspannung aller Kräfte steht auch darin einzig unter seinen Landsleuten da. Bei Waiblinger und Hauff floß es leicht aus der Feder, aber diese haben sich auch rasch aufgezehrt. Sorglos, ja nachlässig wird hingeworfen, an Nichtigkeiten vergeudet, worin ein dichterisches Vermögen steckt, das bei sorgfältiger Aussparung zu wirklichen Kunstwerken hingereicht hätte. Es wäre hier auch ein Wort über den Humor zu sagen. Krauß stellt dem norddeutschen Witz den schwäbischen Humor entgegen. Diese Entgegenstellung ist nicht neu, sie ist deshalb nicht weniger schief. Welcher Humor steckt nicht, was Stammesanlage betrifft, allein in den niederdeutschen Sprichwörtern und volkstümlichen Redensarten? Und wenn es sich um das Vorzeigen der litterarischen Leistungen handelt — was haben wir Schwaben einem Fritz Reuter an die Seite zu stellen? Humoristische Anlage ist unstreitig vorhanden, aber sie hat in Werken der Kunst spärliche Ausprägung gefunden. Vischer sagt von den Schwaben: „Das viele Talent sichtbar in viel Humor. Aber dieser Humor öfters ins Kleine, eng Lokale verkräuselt." Vischers eigener Humor ist zu bewußt, erinnert zu sehr an die Paragraphen der Ästhetik. Auf J. Kerner, Mörike, Ed. Paulus trifft ohne Zweifel das Urteil zu. Ein volles Geschenk von oben, aber Verzettelung ins Kleine; Mangel an Energie, etwas daraus zu machen. Mit dem Talent zu wuchern ist den Schwaben nicht gegeben. Sie bewegen sich, auf große Vorhaben verzichtend, in engen Grenzen; kaum wird ein Versuch gemacht, diese zu erweitern, verwegen über das natürliche Vermögen hinauszugreifen. Man sieht, der Mangel ist zugleich die Kehrseite von Vorzügen. Es

ist auf diesem Boden mehr natürliches Wachstum, weniger Treibhauszucht.

Wenn Krauß seine Arbeit vollendet hat und eine Übersicht über das Ganze gegeben ist, bietet sich wohl Anlaß zu weiteren Bemerkungen über den Anteil, den die Schwaben an der Gesamtlitteratur haben. Der dankbarere Teil steht noch aus; denn bis auf Uhland erscheinen die Schwaben, als Gesamtheit betrachtet, in Abhängigkeit von außen, sie haben ein rückständiges Geschmäckchen. Erst mit dem Durchdringen von Goethes Kunststil wird es anders. Seit Uhlands Lyrik sind die Schwaben innerhalb der Grenzen, die ihnen gezogen sind, so zu sagen ebenbürtig und rücken mit in die vordere Linie. Da Krauß seine Spezialstudien bisher der neueren Litteratur zugewandt hat, darf man erwarten, daß er durch diesen schwierigeren und wissenschaftlich weniger angebauten Teil nicht minder sicher und sachverständig führen wird, wie durch die älteren Perioden.

Kleine Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte.

Mitgeteilt von Heinrich Borkowski in Schlobitten.

I.

Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft.

1. Als Ergänzung der Publikation von Anton Chroust „Briefe und Gedichte aus dem Kreise der fruchtbringenden Gesellschaft" (Euphorion, 3. Ergänzungsheft 1897) möge der folgende Brief Christians II. von Anhalt (des Unveränderlichen) an den Burggrafen und Grafen Christoph zu Dohna (den Heilenden) dienen. Der Zeit nach geht er den dort mitgeteilten Briefen voraus.

Wolgeborner, freundtlicher lieber Herr.[1])

Deß heylenden beyde schreiben vom 8/18 undt 17/27 Mertz, seindt unß in seinem päcklein, wol zukommen, mitt großer Danckſagunge, vor so guten bericht, vornehmlich aber vor die vberschickten reym, vndt das sehr schöne erbawliche vndt lehrreiche büchlein. Wann wir an itzo nicht voller Kriegesgeschrey, vndt Lermen wehren, wegen einlagerung, vndt stehtiger Durchzuge, vielfältigen Kriegesvolcks, baldt vffeinander,[2]) so hette ich obgedachte schöne reyme, sampt dem buchlein, nach

[1]) Original: Archiv Schlobitten 6*/4.
[2]) Vgl. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft S. 186.

Cöthen geschicket, vndt daßelbige allda von dem Nehrenden vberſehen, auch da es nöhtig, die reym verbeßern laßen. Wir müßen aber ein wenig innehalten, vndt das vngewitter fürvber rauſchen, auch zuvorn gar weggehen laßen. Wann ich eigentlich wußte, wann, wie vndt wo, der heylende den Tugendtbergk, Parnasso genandt, ſuchen wurde, wollte ich ſo lange mitt vberſendung der begehrten bucher, mich auffhalten vndt zeitt gewinnen, wie in gleichem vergebene vnkoſten ſparen.[1])

. . . . . .

Waß die erleutterung des wortts Academien betrifft, ſo bleibt es noch darbey daß eben daßelbige kein deutſches, ſondern von dem Latein entlehnetes wortt iſt. Der Nehrende, will es durchauß nicht leyden, das wir vnſere geſellſchaft in einigerley ſprache alſo nennen ſollen, mit vermelden, es ſeye keine hohe Schule (inmaßen das rechte wortt Academia nicht anderſt kan verdeutſchett werden) ſondern, wie geſagt nur eine geſellſchaft, compagnie auf frantzöſiſch, compagnia auff welſch, vndt ſo fortan in allerley frembden ſprachen. Der Herr hat ſehr wol erinnert daß an dem erſten blat in vnſerm kurzen bericht, dieſes vndeutſche wortt zu befinden. Ich hatte es ſo eigentlich zwar, nicht in acht genommen, aber nun ich es beßer vberleſen, halte ich darvor es ſeye ein fehler, wo man ihn nicht damitt beſchönen vndt endtſchuldigen mag, das alsbaldt darauff folgett, in frembden landen, hiemitt anzudeutten, daß wir billich den wörttern vndt frembden ſprachen ſo wol als der vnſerigen, ihre eigenſchaften laßen, vndt alſo das wortt Academia in lateiniſcher, wie auch anderen ſprachen, den gelehrten, vndt außländern, (welche ihre Mutterliche vndt daß latein reden) nicht benehmen oder entziehen wollen, nur das vnſer reines Deutſch ſein recht behalte. Ob aber vnſere Geſellſchaft Academia zu nennen, iſt nicht vnklar ſo wol auß dem Tittul der vberſchrifft itztgedachtes buchs,[2]) alß auß dem letzten wortt der erſten, vndt erſten wortt der andern zeyle, im anfang dieſes Berichts, vndt hin vndt wieder, da ſie offtermals eine geſellſchaft, nimmermehr aber eine Academia genennet wirdt, abzunehmen vndt zu erfahren. Sonſten iſt auch Academia ins gemein kein deutſches wortt, ſondern heißet auf rein deutſch eine hohe ſchule. Der wolgemuhte[3]) iſt meines ermeßens noch wol auff in dem lande da ſie guten Scheps vndt vngriſchen wein trincken, deßen wir neulich der wunderbahre,[4]) ſo zu Bernburg vnlengſt geweſen (vndt wir einander viel alte poſſen, die ſich vndter vnß in welſchlandt auf der rauſe, zugetragen, erzehlet, vndt daben des heylenden nicht vergeßen haben.) ein 12. aymer vndt mehr, vor Zerbſter Bier verehrett hatt. Er der wolgemuhte ſoll gantz graw werden, vndt ſich alt machen. Er ſchreibt noch mitt der vmbgewendeten feder . . . . . .

2. Im Archive zu Schlobitten haben ſich bisher noch folgende, die fruchtbringende Geſellſchaft betreffende Stücke vorgefunden:

a) Risposta di Mirtillo, ein Brief Chriſtians II. an Burggrafen Chriſtoph d. d. Ratisbonae d. 23. Decemb. 1622 im Stile

---

[1]) Mich deucht aber an itzo ſollte es ſich vielleicht beßer ſchicken, ſintemal der Getrewe, der Sehnliche, vndt andere mehr vrheber der Geſellſchaft außgeſöhnet worden. [Anmerkung des Briefſchreibers. Chriſtoph hatte ihn gebeten, für die Wiedererlangung der pfälziſchen Güter, die er 1620 verloren hatte, zu wirken. Der Getreue iſt Georg Friedrich, Graf von Hohenlohe, der Sehnliche Chriſtian I. von Anhalt.]

[2]) Wenn damit Chriſtians Verdeutſchung des „Chriſtlichen Fürſten" gemeint iſt, ſo wäre dieſes Buch ſchon 1628 und nicht, wie Krauſe: Ludwig von Anhalt-Cöthen angiebt (3, 72), 1629 vollendet worden.

[3]) Peter von Sebottendorf.

[4]) Georg Rudolf, Herzog von Liegnitz und Brieg.

der 1624 gegründeten academie des vrais amants, aber wohl mit politischem Hintergrunde.

b) Briefe Christians I. an Burggrafen Christoph.

c) Briefe des geheimen Rates und ersten Vorsitzenden der Gesellschaft Caspars von Teutleben an denselben 1602.

d) Bruchstücke mehrerer Schäferspiele, welche Christian II. übersandt worden sind, ohne Angabe der Verfasser.

e) Ein umfangreiches Gedicht des Nutzbaren (Tobias Hübner), des eigentlichen Gelegenheitsdichters jenes Kreises, an den „Hocherleuchten Nährenden" (Ludwig, Fürst zu Anhalt-Köthen), welcher damals zu Harderwyk in Geldern weilte.

Dieses poetisch wertlose Gedicht ist in mancher Beziehung sehr interessant: Es enthält einen bis dahin vergeblich gesuchten Bericht über die Feierlichkeiten bei Aufnahme eines neuen Mitgliedes[1]) und führt einige Namen von Mitgliedern der academie des vrais aimants an, von denen bisher keine bekannt waren. Die Träger derselben, welche zwischen den Zeilen vermerkt sind, liefern den Beweis, daß der Verein thatsächlich, wie Barthold[2]) vermutet, im Schoße der fruchtbringenden Gesellschaft entstanden ist.

Aus diesen Gründen schien eine vollständige Wiedergabe des Gedichtes geboten. Es ist in Alexandrinern verfaßt, deren Verbesserung sich Hübner als sein Verdienst anrechnet,[3]) und lautet folgendermaßen:

Dem Hocerleuchten Nährenden.

Dem, der der Nährend heist, thut man hiemit zu wissen
Wie die von seiner schaar, alhie seint Stets geflissen
Ihm zu erzeigen Dienst, vnd zu erweitern mehr
Der Rotten-bringe-frucht die anzahl vnd die ehr,
Wie nechten noch beschen, an des Schulmeisters tage
Bey dem der Fünfte Carll, jung zu Studiren pflage,[4])
Und den hernach er bracht auf den durchbohrten Thron
Und ließ ihm setzen auf die dreyfach guldne Krohn,
Dann, an demselben tag, als auf vorgehend bitten
So der Durchdringend[5]) that, mit ihm hinauß geritten
Der Schmackhafft[6]) in das Felt zusambt seim Vetter werth
Der in unglück vnd glück mit ihm zu gleich bewehrt,
Hatt es begeben sich, nach dem sie sich ergetzet,
Mitt rascher hasenjagt, vnd deren zehn gehetzet
Da von gefangen fünf, von hunden todt gemacht
Und lebend andre fünf rein auf die bahn gebracht,

[1]) Krause, a. a. O. 3, 19 ff.
[2]) Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft S. 144.
[3]) Ebenda S. 156.
[4]) Adrianus aus Löwen, der 4. März.
[5]) Johann Casimir von Anhalt.
[6]) Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar.

Daneben zwantzig noch vnd mehr rumblauffen sehen
Alles in gegenwart in augen vnd ansehen
Damons[1]) Madontse Schön[2]) vnd der Clarino[3]) zart
Den von zwey Jungfrawen nur damals wart aufgewart,
Die weil die Sylvia[4]) sich nicht gar wohl befunde
Die Palenice[5]) auch gleich zu derselben Stunde,
Sylvanders[6]) sehlig weib die man wolt schlagen zu
Bedacht, mit eim ade, zu legen in ihr ruh;
Das beide henen gleich, so mit im wagen sassen
Christoff Rauchheupt, den sie zu sich beruffen lassen
Befehl gegeben han, er solt Stracks reiten fort
Heimlich vnd vnvermerckt, biß an des Nutzbahrn Pfort,
Da der Bellinde[7]) sein, vertrawlich anzuzeigen:
Sie wolten balt bey ihr mit pfeifen sein vnd geigen
Vnd mit den frewlein zwey da ein tantz fangen an,
Drauf solt er vor der Stadt sich fertig halten lahn
Zwey Spillent Paul vnd Frantz, den einen mit der geigen
Den andern mit der Pfeif, die beit auf solten Steigen
Auf ihre Kutzsch, wan sie itzt führen in die Stadt,
Und wacker Streichen auf: So balt der Nutzbahr hatt
Den Anschlag nun vermerckt, hatt heimlich vnd verholen
Von der gesellschafft er sich seittwärts abgestohlen
Und nach den schloß geeilt, damit ers zeigte an
Der Sylviae, die noch nicht recht ihr ruh Kont han,
Die dan zufriden wahr han unter selbst zu fahren,
In des Nutzbahren hauß, drein schon ankommen wahren
Die Herren alzumahl zusambt den Frewlein beitt
Die sie zum theile selbst dahin zu Kutzsch geleit,
Indem der Schmackhafft forn vnd der Durchdringend hinden
Die Kutzschpfert selbst regirt, vnd weill sich hatten finden
Bei Walwitz[8]) guthe lahn, Paul vnd Frantz wartend auf
Hatten sie auf die Kutzsch sie forn gesetzet nauf.
Doch nahe vor dem thor ihr stellen vberlassen
Charl vnd Stallmeister Schart die auf die Kutzschfert sassen
Und Kutzschten vollend nein biß an des Nutzbahrn hauß
Gleich als der seiger hett vier vhr geschlagen auß.
Da that man also balt ein teutschen tantz anheben,
Da that es Kurtze Sprüng nach Pfeif vnd geigen, geben
Da wolt der eine han, ein Bretspiel, wurffel, Stein,
Im Damenspiele wolt der ander meister sein,
Der dritte fragte Stets: wird balt die Fürstin kommen?
Wie hatt man dan noch nichts von ihr ankunfft vernommen?

[1]) Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar (der Schmackhafte).
[2]) Eleonore Elisabeth von Anhalt-Dessau, Gemahlin des vorigen.
[3]) Kunigunde Juliana, später vermählt mit Hermann von Hessen-Cassel, Schwester des vorigen.
[4]) Darüber steht: „Fürsts Schwester". Es lebte damals nur noch Anna Sophia, jüngste Schwester Johann Georgs von Anhalt-Dessau, vermählt mit Carl Günther Graf von Schwarzburg.
[5]) Frau von Werder, gestorben 22. Februar 1625, Hofmeisterin.
[6]) Diederich von dem Werder.
[7]) Hübnerin.
[8]) Esche von Walwitz, der Reizende.

Inndem so komt sie an eh man es ward gewahr,
Biß sie Stelt in die mit sich der tantz fürsten schaar:
Nach dem vnd als die tisch mit Speisen nun besetzet
Und dran sie allzumahl nach Stantsgebühr gesetzet,
Lieffen die gleser rumb, ie eins dem andern nach;
Eim iederm war das sein Stracks außzutrincken jach,
Da bey dan sonderlich man dessen der da Nährет
Gesundheit nahm in acht, vnd drauf manch glaß auslehret,
Biß bey dem andern gang der Nutzbahr traf die Zeit,
Drinn ein Pahr seelen er vom heidenthumb befreit
Hofft vnd bekehrt zu sehn, die sach drumb vor thut legen
Dem elsten in der rott, sie reiflich zu erwegen;
Die nach gepflognem rath an Herzog Friderich
Von Sachsen Altenburg zusammen machten sich,
Ihm der gesellschaft zweck, brauch vnd gesetz erklehrten
Und zur gesellschaft ihn glücklich damit bekehrten,
Als er gewehlet erst Neustätter Rübelein
Die denen, die man find umb Mersburg, ähnlich sein,
zu sein gemählt vnd frucht, zum namen sein der Derbe
Und zum wort, hilfft zum trunck. Drauf that man das gewerbe
Und was dazu gehört, wan mit gepränge viehl
In der gesellschaft werth man einen henseln will,
Doch wardt geteidigt lang, weill wies lengst hergekommen
Der Schmackhaft als der elst ein Stangen glas genommen,
Da mit die henselung er dacht zu fangen an.
Dazu der Derbe doch Keinsweges kuntt verstahn,
Weill es ihm gar zu groß wolt zum bescheit anscheinen
Und er die Kräffte sein darzu zu schwach thut meinen,
Biß entlich auf ein glaß, so dem Olberger[1]) glich
An zeug, an maaß an größ, sein Farb doch nicht erwich
Weils nicht weiß sondern grün, ein mutig wart geschlossen
So doch weill nicht dabey der Nährend, schlechte Possen
Gabs, wie der Viehlgekörnt[2]) sagt, Drauf ließ er sich ein,
Das ging nun erst herumb auf die gesundheit sein,
Hernach als ieder itzt zur henselung zu schreiten
Mit eim Cristallen glaß sich hatte thun bereiten,
Hub man den Vmbgang an, Baul vnd Frantz fornen an,
Den ihr gesellen drei Stracks folgten auf den Plahn
Und den zwie Knäblein jung mit fackeln in den händen;
Den folgt der Schmackhafft erst, nach ihme that anlenden
Der Wohlbekommment[3]) her, auf den kahm gangen rein
Gleich der Durchdringend Fürst, von dem wolt weit nicht sein
Der Nutzbahr in seim trit, auf den der Sawerhafte,[4])
Der Heilsamst[5]) balt hernach, dem man gnug wein nie schaffte,
Der Reitzend war der letzt: all vmb die taffel lang
Sah man rumb drei mahl gehn, vnd iedmahl auf die banck

---

[1]) Übergeschrieben: gesellschaft trinkgeschür.
[2]) von dem Werder.
[3]) Christoph von Krosigk, Hofmarschall.
[4]) Jacob Scharle. — Vielleicht ist zu lesen: „der Dawerhafte" = Friedrich Ulrich von Braunschweig.
[5]) Nicolaus von Buschhausen.

Am fenſter hinterm tiſch hinauf vnd nider Steigen,
Wie ihnen gingen vohr die Peiffen vnd die geigen.
Zuletzt hub, als geſtelt ſich ieder an ſein ort
Der Wohlbekommend an den Vortrag vnd das wort
Mit Dancken vnd mit wunſch: So bald ſich drauf erklehret
Der Derb in höffligkeit vnd tugend wohlbewehret,
Hub man zu trincken an, Paul vnd Frantz zu der Stundt
Spielten, er ſetzt er ſetzt Das Fäßlein an den mundt,
Er trinckts biß auf den grundt, Der Derbe that annehmen
Die gleſer vnd zugleich ſich zum beſcheit bequemen,
Wie das von ihm volbracht, hub Paul vnd Frantze an
Zu Spielen auf, er hatt ſein Dingen recht gethan,
Das gläßlein ſol rumbgehn, wie den auch Strackts geſchehen,
Dan in Wolſtand der Rott ließ man ein glaß drumb gehen
Ein anders ihm zu Danck, dadurch Stracks Ditrich Schart
Der ſein Stallmeiſter iſt bewegt wart vnd bekahrt,
Der zum gemählde ſein Born Kreße wolt erwehlen
Und der geſchwind ſich nantt, zum wort thet aber wehlen:
Im Wachsthumb, welches wort dan weit weit beſſer Klingt
Als wan das Alterthum in vnſer Sprach man zwingt.
Umbgäng vnd ehre gleich, gleich die gepränge wahren,
Die anzahl wardt vermehrt, dan achte von den ſcharen
Sah man da gehen rumb, nach dem ein ieder zwar
Zuvohr getreten nein, der Derb der letzte wahr.
Sein nahmen that damahls genügen der geſchwinde,
Dan die acht gläſer er tranck redlich auß geſchwinde,
Paul vnd Frantz Spielten auf, er ſetzt das gläſlein an,
Er hatt ihm recht gethan, rumb ſoll das gläſlein gahn.
Drauf als gehoben auf, vnd Gott das lob gegeben,
Strich Paul auf, Frantze pfiff, man that ein tantz anheben;
Ein ieder tumlet ſich, nach dem des Bacchi ſafft
Ihm geben zu dem Sprung vnd Freud ein ſonder Krafft.
Zum letzten fing man ein Zenner tantz zu halten,
Ein Zenner tantz der nie bey jungen vnd bey alten
So balt hett aufgehört, Dan er wehrt lenger nicht
Als ein Mönch ſieben mahl ſein pater noster Spricht,
Jedoch der tantz drein ſich der Zenner tantz verkehrte
Noch eine gutte weill ohn vnterlaſſen wehrte.
Biß endlich als nicht weit es wahr von Mitternacht
Die herſchafft alzu mahl nach hoff und Bette dacht
Und ihren abſcheid drumb mit Danck, in gnaden nahmen
Teils luſtig, teils berauſcht, halbſchläffrig alzuſammen
Und zogen ſo aufs ſchloß, Paul vnd Frantz fuhren mit,
Der Reitvend wolte ſie dahinden laſſen nit.
Nuhn das iſt die geſchicht ſo nechten vorgegangen.
Der Nutzbahr wartet itzt mit andacht vnd verlangen,
Ob es der Nährend wird ihm ſo gefallen lahn
Und ob er was dabey werd zu erinnern han.
Jn nahmen, wort gemählde: Dan man thut vntergeben
Alles dem vrtheill ſein demſelben nachzuleben.
Man hatt dabey bedingt vnd vohrbehalten doch,
Das wan er wider kömt in dieſem Früling noch
Er an dem rechten ſein nichts ſolte drumb verlihren,
Das vor den andern ihm vohrnehmlich thut gebühren.

In des woll nehmen auf er diß gebleck, in gnadt
Das zu der Kurtzweill ihm vnd luſt geſchrieben hatt.

Der Nutzbahr.

Geben in dieſer aw, ans weiſſagers
Samuels tage, war des 5 Mertz-
monats Im iahr 1625.

f) Gedichte des Heilenden (Chriſtoph zu Dohna).[1])

Von den zahlreichen Gedichten dieſes überaus thätigen Mitgliedes der Geſellſchaft ſind im folgenden nur einige ausgewählt, die ſeine Art beſonders kennzeichnen. Formgewandter und prägnanter im Ausdruck ſind die Verſe in lateiniſcher und italieniſcher Sprache, wie ſchon die lateiniſche Faſſung von 1 zeigt.

1.

Ad Julium 2. Ligurem.	Zum Babſt Jul. 2.
Genua cui patrem, genitricem Graecia, partum,	Genua iſt dein Vatterlandt Ein griechſche Mutter vnbekandt
Pontus et unda tetit: num bonus esse potes?	Dich hatt beym Meer gebhoren. Insgemein, die Genueſer ſindt,
Fallaces Ligures: Et mendax Graecia: Ponto	Voll Liſt: Undt bei eim griechſchen Kindt,
Nulla fides: Inte singula solus habes.	Trew vndt glaub iſt verlohren. Die Meereswogen vnſtet ſein, Bei dir trifts allzuſammen ein.

2.

Vom Hofleben.[2])

Bey Hof, wie ich oft hab gehört,
Manch gutter gſell, nitt beſſer fhert,

Als ob er in der hell thet brennen
Weil ein Verdammung faſt zu nennen,
Des Hofs ſpott iſt vndt der Verdruß
Den man da in ſich freſſen muß,

Wer lang bey hof iſt kan woll ſagen,
Das er verſucht der höllen plagen,
Dan hof vndt höll voll marter iſt
Ob bey hof ettwan, man dich grüßt,

So geht es ſelten doch von hertzen
Alſo iſts mitt den helliſch ſchmertzen,
Da kein mittleid noch lieb man findt,
So wenig als beym hofgeſindt,

[1]) Vgl. Chrouſt a. a. O.
[2]) Dasſelbe viel gewandter in italieniſcher Sprache.

Einer thut nur den andern neiden,
Der fromm mitt seufftzen muß es leiden,
Doch ist darin der vnterscheidt,
Das bey hof nur gutt hertzig Leutt,

Geplagt sindt: Aber hellisch pein
Wirt der gottlosen brustlatz sein.

3.

Ach lieber Walt, ihr lieben beum zumal
Die ihr alhie stehett in diesem thal,
Wie hertzlich lieb ist mirs das ich ietzuntt
Zu euch mag wiederkommen diese stundt.
Ob es vieleicht mein gluck vndt vortheil wer
Das ich bey euch möcht lassen mein beschwer.

Viel berg vndt tahl, viel Walt vndt manches felt
Hab ich durchlauffen, weil man mir gestellt
Viel strick vndt netz, viel böser arger hund
Haben mich oft verfolget manche stund,
Oftmals hatt mich bestellt manch Jäger stoltz
Welchem ich doch entrunnen aus dem holtz.

Jetzt leider doch mus ich leiden den todt
Von einer die mich bringt in solche not
Welche mir hatt in sehr geschwinder eil
Geschossen in mein hertz ein scharpfen pfeil.
Damitt hatt sie verwundt mich armes Thier
Das ich ietzunt so kleglich lauff albier.

Ich marter mich so sehr den ganzen tag
Vndt sehe, ob ich mich noch eins rechen mag
An diesem berg lauf ich mitt schneller eil
Vndt flieh für dem der mir schickt diesen pfeil.
Sie ist sehr fern ich hab für ihr kein not
Dennoch ist sie die Vhrsach an meinem todt.

Vnmüglich lieb vergeblich hoffnung ist
Das hatt man mir gesagt zu aller frist.
Drum ists vmsonst das ich mein armes hertz
Noch lenger plag mitt diesem schmertz.
Ich hoff gewis mir werd geholfen balt
Aus dieser Aw in einen grünen Walt.

4.

Es ist nichts herrlichers auf Erden
Als Trewe lieb, gegn liebe Trew.
Kein köstlicher ding kan funden werden
Dan ein Trew hertz, ohne falsch, ohn rew.
Wehn das Gluck hierin thut geweren:
Der darf ferner nichts begeren.

5.

O Gott, durch deine güt, gibstu vns vielmehr gaben
Ach deiner mildikeit, als wir verdienet haben,
Die strafen dein, auch sindt gleichmessiger gestalt
Linder als vnsre fehl vndt sünden mannigfalt.

Unsre gebrechen schwer, deckstu mitt deinen hulden
Und wirfst ins tiefe meer, vnser grewliche schulden,
O Gott ist dein werck, du allein wirdig bist
Zu thun viel gnad vndt guts, dem der vnwirdig ist,

Doch sindt wir wirdig gnug, weil du vns wirdig achtest
Und die vnwirdikeit, der sünder nicht verachtest
Wo die sünd mechtig ist, da wirt mechtig die gnadt
Dein Ehre sich erhöht, durch vnsre missethat.

O Lieb vndt freuntlikeit, die vns thut selig machen
O herr dein grosse huldt, zurecht bringt vnsre sachen,
Das fewer deiner gunst, verleschet nimmermehr
Gib das dein Lieb in vns, sich auch also vermehr,

Gib das wir doch dem feindt die macht mögen benehmen
Dem wir zu lang gedient, deß wir vns ietzunt schemen,
Gib das wir sagen ab, aller schnöden Wollust
Aller begird vndt brunst, vndt der Welt lieb vndt lust,

Dein Lob vndt ruhm bey uns, in vnserm hertzen lebe.
Dein Geist mitt seinem Trost, vndt hulf vber vns schwebe,
Auf das am letzten Endt, wan fur dir unsern Geist
Du als Richter vndt Herr, zum Gericht kommen heist,

Wan ins verheißne Erb, das kein aug nie gesehen,
Kein sinn, kein hertz erforscht, der geist nun soll eingehen,
Er nicht ein herren scharpf an dir hab oder findt,
Sondern den Vater, der, ihn annehm als sein kindt.

g) Auff den Uhrheber[1]) der
Fruchtbringenden
Gesellschafft.

Ihr theurer Teutscher man, Der ihr bey eurem leben
Erhubet würdiglich erst die Fruchtbringe schar
Da man sechshundert schrieb undt sibenzehen ihar
Darinnen man soll woll in rein Teutsch alles geben
Im reden, reimen, schrifft darbey mit fleiß nachstreben
Der tugendt, die doch nie bleibt unbelohnet gar
Und richtet gerne auff was vor abkommen war,
Wer solt euch nit mit lob drumb wider umb erheben,
Wie euer Nahmen war, Teutsch ihr geboren wardt
Teutsch habt gelebet ihr, Teutsch Kampt zur himmelfahrt
In frembden sprachen ihr woll waret zwar geübet
Der länder habt ihr viel durchzogen hin vnd her,
Das Teutsche Vatterlandt euch giebet doch die ehr
Daß ihr vor andern weit, es habet mehr geliebet.

[1]) Ludwig zu Anhalt-Köthen, gestorben 7. Januar 1650.

Darunter von anderer Hand:

Accidit in puncto, quod non speratur in anno.
Im Augenblick wirdt manchmall wahr
Was man vermuthet nitt im Jhar.

II.

Opitiana.

1. Die erste Ausgabe von der Übersetzung der Psalmen durch Martin Opitz, deren Existenz Graesse in seinem Verzeichnis seltener und interessanter Bücher vermutet, und von der auch Goedeke in seinem Grundriß nichts Näheres anzugeben weiß, befindet sich in der Schloßbibliothek zu Schlobitten. Der vollständige Titel lautet: Die Psalmen Davids Nach den frantzösischen Weisen gesetzt. Durch Martin Opitzen. Cum gratia et privilegio S. R. M. Dantzigk. Gedruckt vnd verlegt durch Andream Hünefeldt, Buchhändler 1637. Pergamentband in klein 8.

Die Titelvignette, drei Blumen, trägt die Inschrift: Sicut Flos Agri Sic Floret Homo.

Dem eigentlichen Titelblatte voran steht ein Kupferstich von Cornelis van Daten. Er stellt König David dar, wie er, den Blick zum Himmel gewandt, die Harfe schlägt, im Hintergrunde Jerusalem. Darüber ein Titelschild und die heilige Caecilia, von musicierenden Engeln umgeben.

2. Im Jahre 1626 trat Opitz in den Dienst des Oberkammerpräsidenten von Schlesien, des Burggrafen Carl Hannibal zu Dohna, gestorben 1633,[1]) welcher im Volksmunde wegen seines strengen Verfahrens gegen die Protestanten „der Seligmacher" hieß.

Der Umstand, daß Opitz, der Protestant, eine Vertrauensstellung bei ihm einnahm, hat vielfach zu Schlüssen Veranlassung gegeben, die den Charakter des Dichters in schlechtem Lichte erscheinen lassen. Wie Opitz als Mensch auch gewesen sein mag, jedesfalls muß man in den Folgerungen aus seinem Verhältnisse zu Carl Hannibal vorsichtig sein, da die Akten darüber noch nicht geschlossen sind, allerdings vielleicht nie geschlossen werden können. Der politische und religiöse Charakter Carl Hannibals steht geschichtlich noch nicht fest. Wenn auch das offizielle Aktenmaterial des Wiener Staatsarchives und des Breslauer Archives darüber einigen Aufschluß geben könnte, so wird dieser doch immer so lange der Vollständigkeit entbehren, bis man das Privatarchiv Carl Hannibals, oder doch einen Teil seiner Privatkorrespondenz gefunden hat. Dazu ist allerdings wenig

[1]) Siehe über ihn „Die Donns". Berlin 1876. (Als Manuskript gedruckt.)

Aussicht vorhanden, da diese wahrscheinlich in den verschiedenen Bränden,[1]) welche Schloß Wartenberg heimgesucht haben, vernichtet worden ist. Daher wird in einer Verkaufsurkunde der preußischen Linie Dohna, an welche die Standesherrschaft Wartenberg 1719 gefallen war und von welcher sie 1734 an den Grafen von Biron wieder verkauft wurde, nur die Bibliothek ausdrücklich erwähnt und vom Verkäufer für sich in Anspruch genommen. Vom Wartenberger Archive befindet sich in Schlobitten nichts. Von der Korrespondenz Carl Hannibals mit den preußischen Dohnas haben sich bisher nur 17 Briefe seiner Hand feststellen lassen, welche über Opitz außer dem in der Zeitschrift für deutsche Philologie (29, 533) veröffentlichten Briefe nichts enthalten.

Nicht ohne Interesse ist vielleicht folgender Brief,[2]) der uns über die Besoldung der Sekretaire Carl Hannibals, zu denen ja auch Opitz gehörte, Aufschluß giebt:

Wolgeborner Burggraff.

Fraintlicher Vilgeliebter Herr Vetter[3]) neben Verwintschung aines gelükseligen morgens vnd offerirung mainer beraitwilligen dinste kon ich demselbten nit verholten wie dos ich in erforung kommen samb sich bei . . dem Kaiserlichen oberamt ein liflendischer von odel so der Cotholischen religion zue geton vnd der Polnischen sproche wol kundig saie aufholten solle welcher ollerhand Ursochen holber ondere gelegenhait zue suchen in willens do deme nun also als bitte ich den herrn Vettern ganz ganz fraintlichen er wolle mit demselben (doch dös solches mit ir . . Vorwust vnd gutten willen beschehe) troetiren ob er sich bei mir in Dienste ainlossen wolte, bin erbetig demselben wie mainen ondern Von odel zue Jerlichen besoldung hundert gilden, ain chrenklaid oder dorfir sechzig gilden, vnd ain raise klaid oder dorfir draissig gilden, zue geben solches verschulde ich vmb den herrn Vettern in onderwege gonz willig vnd verblaibe desselben

Dinstwilliger knecht

Bresla den 1 May
Ao 1619.

CH Burggroff
zue D. Manu propria.

III.

Ein Brief A. von Kotzebues an den Buchhändler Nicolovius in Königsberg in Preußen.

In einem Reskript an das Präsidium der königlich ostpreußischen Regierung d. d. Berlin, den 14. Januar 1814[4]) befiehlt der preußische Staatsminister Graf v. d. Goltz, sofort die von Kotzebue verfaßte

[1]) Der erste 1721.
[2]) Original: Archiv Schlobitten 15/2.
[3]) Burggraf Abraham zu Dohna, damals Chef des „Landrettungswerkes" in Schlesien, vgl. über ihn die Biographie von A. Chroust, München, Akademie der Wissenschaften 1896.
[4]) Archiv Schlobitten 14/1.

und bei Nicolovius in Königsberg gedruckte Tragikomödie „Noch Jemands Reiseabentheuer" zu verbieten. Die Begründung seines Urteils spricht sich dahin aus, daß dieses Stück, gleich dem im Oktober 1813 verbotenen „Bonapartes Heim- und Höllenfahrt, ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, mit einem Nachspiel von der Weltfreiheit und Frieden" „in die Klasse der Pasquille gehöre", daher nicht das imprimatur erlangen könne. „Wahre faktische Darstellung, gerechte edle Grundsätze befördern den Gemeingeist und die Vaterlandsliebe — Schmähungen aber sind mit der eigenen Würde einer großen, heiligen, gerechten Sache nicht vereinbar."

Ein wie schönes Zeugnis für den edlen Geist, welcher die Zeit der Freiheitskriege beseelte, diese Worte auch ablegen, alle, welche die gegen Napoleons Tyrannei und Grausamkeit gerichtete Tragikomödie Kotzebues gelesen haben, werden das Verbot der Berliner Censurbehörde übertrieben finden und dem Urteile der Königsberger Censur, die dem Stücke das imprimatur erteilt hatte, sowie den folgenden Ausführungen des Dichters beistimmen.

Sein Brief an den Buchhändler Nicolovius ist in Form und Inhalt für den Charakter des einst viel gelesenen und noch mehr (mit Recht) geschmähten Dichters sehr bezeichnend. Er lautet:

Mit schmerzlicher Verwunderung, mein wertheſter Hr. Nicolovius habe ich aus Ihrer Mittheilung ersehen, daß Sr. Exzellenz der Herr Graf v. Goltz meine Tragi-Comödia Noch Jemands Reise-Abentheuer nicht allein verboten, sondern sogar sich den harten Ausdruck erlaubt haben: sie gehöre in die Classe der Pasquille.

Wenn der Herr Graf ein Privatmann wäre, so würde ich ohne Zweifel die Ehre haben, mich näher mit ihm darüber zu verständigen; in den jezigen Verhältnissen bleibt mir nichts anders übrig, als Ihnen, zu meiner und Ihrer Rechtfertigung, folgendes mitzutheilen:

Die erwähnte Tragi-Komödia ist zuerst in Reval von dem dortigen Civil-Gouverneur censirt und sodann öffentlich aufgeführt worden; hierauf in Riga von dem dortigen General-Gouverneur censirt und sodann öffentlich aufgeführt worden; endlich auch hier in Königsberg, wie Ihnen bekannt ist, von dem hiesigen, sehr aufgeklärten Militair-Gouvernement censirt und derselben das Imprimatur ertheilt worden.

Wie konnte ich vermuthen, daß eine, von drey so respectablen Autoritäten gebilligte Schrift, die von der Liebe für Rußland und Preußen durchglüht ist, die Thaten der Russen und Preussen nach würde erhebt, und patriotische Gefühle im Volke erregt und unterhält; die nennt man in Berlin ein Pasquille! in Berlin, wo einst die Franzosen sich die niederträchtigsten Verleumdungen, deren Andenken allein hinreichend wäre, das schwärzeste Gemählde Napoleons zu rechtfertigen — — in Berlin, wo der Flußgott Niemen auf allen Marionetten-Theatern gespielt und öffentlich angekündigt wird — in Berlin, wo vor so vielen Fenstern das Volk sich in Gruppen versammeln darf, um die unzähligen Carricaturen auf Napoleon zu betrachten und zu belachen, deren Eine ihn sogar vor dem Teufel knieen und von dem Teufel an einem Stricke fortschleppen, eine andere ihn auf Schädeln von ihm gemordeter Thronen und einen Becher voll Thränen schlürfen läßt — in Berlin endlich, wo die Hofzeitung nicht selten die bittersten Anmerkungen über ihn enthält!

Wenn der Herr Graf vermeynt, daß nur ernste, edelgehaltene Angriffe, mit einem gewissen höflichen Anstand gesagte Wahrheiten gestattet werden dürfen, so räume ich allerdings solchen Schriften sehr gern ästhetische und moralische Vorzüge ein; aber da sie auf das eigentliche Volk — welches darum nicht der Pöbel ist — durchaus garnicht würken, so sind Schriften wie die meinige nicht nur nicht überflüssig. oder schädlich, sondern sehr nützlich und nothwendig; und ich bekenne, daß ich, statt einer Beleidigung, eine Auszeichnung verdient zu haben glaube. Denn daß gebildete, zartfühlende, in ihrem Geschmack eckle Männer zufrieden gestellt werden, ist gut; aber in dem jetzigen furchtbaren Kampfe um unsere Freiheit, kam es darauf an, und kommt zum Theil noch jetzt darauf an, die grossen Massen zu erschüttern, und das geschieht nicht durch eine ernste, edelgehaltene Darstellung. Wer, wenn das Haus brennt, Hülfe herbeyrufen will, muß nicht singen, sondern kreischen. Mit einem Worte: nach meiner Überzeugung ist das Ungeheuer Napoleon ein so verabscheuungswürdiger Gegenstand, daß — so lange unsere Monarchen noch im Kriege gegen ihn begriffen sind — die Feder sowohl als das Schwerdt sich Alles gegen denjenigen erlauben darf, der sich mit Schwerdt und Feder so oft Alles gegen uns erlaubt hat.

Ich muß daher das Verbot meiner Schrift, und noch mehr die unverdiente Brandmarkung derselben durch den Titel einer Pasquille — die ich zu meiner Ehre bisher nur im Moniteur zu lesen gewohnt war — bloß für einen Beweis halten, daß ich das Joch, unter welchem die Deutschen geschmachtet, lebhafter gefühlt habe. Ob diese meine Meynung die richtige sey, kann jezt nur das Publikum entscheiden, als der einzige Richter, an den in dieser Sache mich zu wenden mir verstattet seyn mögte.

Was Sie betrift, so scheint es mir, daß die dreyfache Censur, welcher diese Schrift unterlegen, Sie vor aller Verantwortlichkeit schüzt. Überhaupt halte ich für unmöglich, daß Irgend eine Aeußerung des Hasses gegen den Unmenschen Napoleon von einer Preußischen Behörde bestraft werden könne. Vielmehr scheint es mir, daß die Kränkung, welche ich so unvermuthet erfahren muß, zugleich diejenigen drey Gouvernements trift, welche kein Bedenken getragen, meiner Tragi-Comödie den Eintritt in die Welt zu erlauben, da sie doch sicher sowohl die Verhältniße als die Schicklichkeit gehörig beurtheilen konnten und ohne allen Zweifel kein Pasquille begünstigt haben würden

Ich habe die Ehre zu sein

Ihr

Königsberg
d. 27 Januar 1814.

ergebenster Diener
A. v. Kotzebue.

Friedrich der Große, Prinz Heinrich und Rabener.

Von Daniel Jacoby in Berlin.

In einem lesenswerten Aufsatz „Prinz Heinrich und die deutsche Litteratur" hat Karl Schüddekopf im Jahre 1896 (Sonntagsblatt der Vossischen Zeitung Nr. 3—5) das bisher vernachlässigte Verhältnis des Prinzen Heinrich zu einigen deutschen Dichtern behandelt,

ſo zu Gottſched, Ramler, Schubart und beſonders zu Gleim. Wie der große König hat ſein jüngerer Bruder Heinrich die franzöſiſche Sprache als eine Weltſprache geprieſen und der franzöſiſchen Litteratur vor der deutſchen den Vorzug gegeben. Aber im Gegenſatz zu Friedrich hat er nicht bloß veraltete Vertreter unſerer Dichtung gekannt, denn von Leſſing hat er vieles geleſen und hat auch von ihm mit der größten Hochachtung geſprochen, nach Gleims Bericht, an den der Prinz mehrere Briefe in deutſcher Sprache gerichtet hat. Leſſings Freund Ewald von Kleiſt hat im Jahre 1753 an des Prinzen Tafel in Potsdam oft geſpeiſt, allein der Dichter konnte, ſeinen eigenen Worten gemäß, ſich bei dem Prinzen nicht geltend machen. „Indeſſen," ſo ſchreibt er an Hirzel (Werke, herausgegeben von Sauer 2, 249), „lernt der Prinz mich nicht kennen, ſo lerne ich doch ihn kennen. Er iſt wirklich ein Herr von Verſtande und der das beſte Herz von der Welt hat." Daß Prinz Heinrich wenige Jahre darauf mit dem Satiriker Rabener in nähere Beziehung getreten iſt, hat Schüddekopf nicht erwähnt. Als ich ihn darauf aufmerkſam machte, ſchrieb er mir: „Ich habe den Brief Rabeners überſehen, und ich finde ihn auch nirgends citiert, was er doch gewiß verdient." In dem Artikel Rabener in der Allgemeinen Deutſchen Biographie hatte ich vor zehn Jahren das Verhältnis Rabeners zum Prinzen Heinrich und zu Friedrich ganz kurz angedeutet, aber es war nicht beachtet worden.

Durch Gellert wiſſen wir (Gellerts Sämtliche Schriften, Berlin. Leipzig 1867. Neue rechtmäßige Ausgabe 9, 5 und 15), daß der Marquis d'Argens und beſonders der engliſche Geſandte Mitchell den König auf die ſächſiſchen Dichter aufmerkſam machte. Und in der 1779 zu Zürich erſchienenen Biographie Sulzers wird (S. 21) beſtätigt, daß beide Männer, wie ſie bei allen Gelegenheiten dem König die Geiſteswerke der Deutſchen rühmten, in Friedrich die Begierde erweckten, neben Erneſti und Reiske auch Rabener und Gellert kennen zu lernen. Zunächſt kam nur eine Unterredung zwiſchen dem Prinzen Heinrich und Rabener zu ſtande. Rabeners Schriften waren in Deutſchland ſehr verbreitet; ſelbſt in Bayern, wo alle freieren, ſich nach Licht ſehnenden Männer einen ſchweren Kampf gegen Pfaffendumpfheit und feiſte Borniertheit zu kämpfen hatten, las man ſeine Satiren, und ein Vorkämpfer für die Aufklärung in München[1] nannte ſie „eines der wichtigſten Werke für das Reich des Witzes, für die guten Sitten". Kein Wunder, daß

[1] J. F. von Kohlbrenner in ſeinen „Materialien für die Sittenlehre, Litteratur, Landwirthſchaft, zur Kenntniß der Producte, und für die Geſchichte alt- und neuer Zeiten". Vgl. Karl von Reinhardſtöttner, Bayeriſche Forſchungen VI, 2, S. 107.

Rabener von den vornehmsten Offizieren des preußischen Heeres, die damals in Dresden waren, wie Weiße berichtet, aufgesucht, geliebt und hochgeschätzt wurde. Der Prinz Heinrich, sagt Weiße, sah ihn mehr als einmal. In einem Briefe an Gellert vom 18. Januar 1757 erzählt Rabener selbst, er sei bei dem Prinzen länger als eine halbe Stunde gewesen, und mit wahrem Vergnügen. „Ich habe, so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache und unsere Litteratur wenig schätzet; aber er schätzet Sie, mein guter Gellert, und dieses machet seinen Fehler verzeihlich.“[1] Rabener, männlicher und fester als der eingeschüchterte und kränkliche Gellert, hatte in seinen Satiren auch die Mißachtung der deutschen Sprache und des deutschen Wesens durch die Vornehmen bekämpft, und sein Verhalten wird auf den Prinzen den Eindruck nicht verfehlt haben. „Sie können wohl glauben,“ äußert er weiter zu Gellert, „daß ich als ein deutscher Patriot mit diesem liebenswürdigen Prinzen gesprochen und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu sein schienen. Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Traktaten, wer ihm mich vorstellen soll.“ Der Marquis d'Argens wollte es thun, aber Rabener sträubte sich dagegen. Nicht ohne Grund achtete Lessing den redlichen Rabener: an einem Rabener muß man sehr viel verderben, wenn er gar nicht mehr gefallen soll, sagt er bei der Ankündigung der Übersetzung von Rabeners satirischen Briefen ins englische.[2] Und man wird an den Geist einer Bemerkung in Lessings „Minna“ erinnert, wenn Rabener weiter an Gellert schreibt: „Muß es denn ein Franzose sein, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir weh!“

Rabener ließ sich, wahrscheinlich durch den Baron von Cocceji, bei dem Marquis entschuldigen: er sei nicht geübt genug, französisch mit ihm und noch weniger mit dem Könige zu sprechen. Der französisch geschriebene Brief ist in der von Weiße herausgegebenen Sammlung der Briefe Rabeners nicht ganz vollständig wiedergegeben; in der Ausgabe von 1761 ist er genauer mitgeteilt, zugleich mit einer Übersetzung. Sie lautet: „Es ist mir sehr unangenehm, mein Herr, daß ich zu deutsch bin, und der Herr Markis d'Argens zu französisch ist, und daß ich daher von der Erlaubniß diesem Gelehrten, den ich um so höher halte, weil er vielleicht der einzige von seiner Nation ist, welcher uns armen Deutschen erlaubet Witz

[1] Dritter und Vierter Brief von G. W. Rabener und C. F. Gellert. Leipzig und Dresden 1761, S. 39. Vgl. Rabeners Briefe, herausgegeben von C. F. Weiße. Leipzig 1772, S. 275, und Gellerts Sämtliche Schriften a. a. O. 8, 222.

[2] Siehe Lessings Werke. Hempel 12, 649.

zu haben, gegenwärtig aufzuwarten, nicht Gebrauch machen kann. Um was noch schlimmer ist und mich wahrhaftig in die äußerste Verlegenheit setzet, muß ich sehen, daß ich aus eben diesem Grunde nicht die Ehre haben kann, durch den Hrn. Markis dem Könige vorgestellet zu werden, und mich zu den Füßen Sr. Majestät niederzuwerfen. Ich verschwere so! Sie, mein Herr, diese Sache ist entrichten, damit der Herr Markis nicht glauben möge, daß ich ein pöbliger Barbar sey. Nur ein wahrer Freund von mir wird darüber nicht verdrießlich werden. Ich selbst bin so bescheiden, und will dem Hrn. Marquis mit dergleichen unangenehmen Gevlauder nicht beschwerlich fallen. Der ist die einzige Ursach, welche mich abhält, Ihm meine Aufwartung zu machen."

Der König ließ sich diese Weigerung Rabeners gefallen. Er wollte mit ihm deutsch sprechen. Rabener erwartete täglich seine Befehle, durch wen die Vorstellung erfolgen sollte. „Wie? Dennoch will der König reden? Wie viel gelehrte und witzige Brandenburger sind gewesen als Voltaire und Baumelle," wenigstens trauen sie Baumelle als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen. Er kennt seine Franzosen nicht kennen. Ich bin durchaus unwissend, wenn es mir einfällt, daß ich zum Besten meiner Muttersprache dem noch nicht überwundenen Könige dieser Herr, als Mann König nur unser Freund! den deutschen Witz vor

Von dem Verkehr Rabeners mit preußischen Offizieren und Gelehrten hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei in preußische Dienste Schon vor einem Jahre, also 1756, hatte der König in Gespräch beiläufig geäußert, ihn in seine Dienste zu ziehen. „Vielleicht glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen. Er irrt sich nicht, ich wünsche es auch nicht, denn je gnädiger er wäre: je verlegener würde ich sein, meinen Entschluß zu ertragen, ihn zu beleidigen." Gewiß hätte Rabener auch vor dem

2. in der Ausgabe von 1761. Bei Weiße steht: „Wie freue ich mich, [illegible] Wie viele" u. s. w.

[illegible] de la Beaumelle, der im Jahre 1751 nach Berlin kam [illegible] Stelle in seiner Schrift „mes pensées" [illegible] wurde in Paris, kam er zweimal in die Bastille; er sagt [illegible] Il y a eu de plus grands poètes que [illegible] jamais eu de si bien récompensés, parceque le goût [illegible] de donner à ses récompenses. Le roi de Prusse comble [illegible] talent, précisément par les mêmes raisons qui [illegible] Allemagne à combler de bienfaits un bouffon [illegible] Nouvelle Biographie universelle 1853. V. 15—18.

[illegible] unser Freund!" Die bei Weiße ausgelassene Partie [illegible] 1761: „Aber ich weiß es schon, ich erdrige den Brandenburger und den Franzosen eine Thorheit"

großen Könige mit Mut und Klugheit gesprochen. Gellert antwortete unter anderem dem Freunde: „Gehen sie immer zum Könige, er soll Sie sehen und bewundern; er soll bessere Gedanken von den Deutschen und unter diesen von den Sachsen in Ansehung des Witzes bekommen und Sie sollen ihm statt aller Demonstration sein."

Leider wurde aus der Unterredung des Königs mit dem deutschen Satiriker nichts, denn Friedrich, durch den Krieg genötigt, brach plötzlich von Dresden auf und kam nie oder doch nur auf kurze Zeit wieder dahin. Von Bedeutung aber ist der eben mitgeteilte Bericht Rabeners in jedem Fall auch für Gellert gewesen, denn Rabeners Verhalten gegenüber dem Prinzen und dem Könige ermutigte ihn zu dem zum mindesten nicht unwürdigen Benehmen, das er in der bekannten Unterredung mit Friedrich am 18. Dezember 1760 in Leipzig gezeigt hat. Die Briefe, die Rabener mit ihm ausgetauscht, wurden mehrfach gedruckt und gewiß viel gelesen. Von der Originalausgabe 1761 erschien im selben Jahr ein Nachdruck, auch 1763 und 1770 wurden die Briefe gedruckt (Gellerts Schriften a. a. O. 8, 221). Kein Zweifel, daß das durch Klopstocks Auftreten schon reger gewordene Selbstbewußtsein der deutschen Dichter bei der Kunde, wie ihre Berufsgenossen Rabener und Gellert durch die preußischen Helden geehrt wurden, kräftiger erstarkte und sich bald schöpferisch geltend machte.

Zur Geschichte von Mendelssohns Phädon.

Von Jacob Keller in Wettingen (Schweiz).

Noch bevor die „Helvetische Gesellschaft" in Schinznach ihre Statuten festsetzte (Mai 1762), war von dem späteren Professor der Jurisprudenz Daniel Fellenberg der Anstoß zur Gründung einer „Patriotischen Gesellschaft" (Société des citoyens) ausgegangen, „die sich die Erörterung und Ausbreitung der wichtigsten Wahrheiten zur Beförderung der Glückseligkeit des Menschen und der Vervollkommnung der bürgerlichen Gesellschaften zu ihrem Augenmerke gesetzt" hatte (Briefe, die neueste Litteratur betreffend. XIII. Teil, S. 180). Drei andere Berner, die Professoren Johannes Stapfer und Samuel Anton Wilhelmi, ferner Vinzenz Bernhard Tscharner, waren bereits dem Vereine beigetreten, als der Basler Ratschreiber Isaak Iselin

von Fellenberg zur Mitarbeit eingeladen wurde (11. März 1762). Der geriet über den Vorschlag in einen „Enthusiasmus, der ihm an Lieblichkeit alle Wollüste und an Heftigkeit alle Leidenschaften zu übertreffen schien". Seine Zustimmung bewies er durch eine entsprechende Kritik des Entwurfes und gute Räte, welche dessen Ausführung auf breiterer Basis in Aussicht nahmen. Bei ihrer nächsten Versammlung bekam die Helvetische Gesellschaft ein so allgemein gehaltenes Grundgesetz, daß man meinen konnte, die Zwecke der Berner seien darin auch inbegriffen, und Fellenberg bedauerte jetzt, daß sein Plan unter der Hand schon mehreren Schinznachern mitgeteilt und neben der Helvetischen auch die Patriotische Gesellschaft gegründet war.[1] Von Schweizern gehörten ihr unter andern an der spätere Legationsrat Schmidt von Aarau, Dr. Zimmermann in Brugg, Salomon Hirzel in Zürich, Rousseau, J. G. Sulzer in Berlin; als auswärtige Mitglieder waren in Aussicht genommen Helvétius, Hume, Hofprediger Cramer in Kopenhagen, Moses Mendelssohn und andere.

An Mendelssohn hatte Iselin für die Litteraturbriefe[2] sofort eine Ankündigung des Vereines gesandt; am 13. April 1762 lud er ihn ein zum Eintritt. Die zusagende Antwort von Berlin (d. d. 30. Mai 1762) ist in Mendelssohns Gesammelten Schriften 5, 435 ff. „nach einer alten Abschrift" veröffentlicht worden. „Das Glück, in einer dunkeln Entfernung die Aufmerksamkeit eines Weltweisen, eines Tugendfreundes, einer Gesellschaft mit ihm vereinigter Weltweiser erregt zu haben", läßt der jüdische Philosoph sich da vernehmen, „ist für mich das schmeichelhafteste, das ich mir wünschen konte, und ich weis Ihnen für Ihre menschenfreundliche Aufmunterung auf keine andere Weise zu danken, als durch die aufrichtige

---

[1] In R. Morells Monographie ist die Entstehung der Helvetischen Gesellschaft einseitig und sehr unvollständig dargestellt. Man erfährt dort von der ziemlich ernsten litterarischen Spannung zwischen der deutschen Westschweiz und Zürich so wenig, als von der vorangegangenen Gründung einer Patriotischen Gesellschaft. Morell nimmt die ersten Versammlungen überhaupt im Sinne S. Geßners viel zu idyllisch und unterschätzt ganz gewaltig die Berner und Basler, von deren Sonderstellung er an der Hand seiner Quellen gar keine Ahnung zu haben scheint. Ein Referat, welches Iselins Aufzeichnungen vertwertete, würde ein ganz anderes Bild von den Dingen ergeben.

[2] In diesen waren bereits zwei anonym erschienene Schriften Iselins (Versuch über die Gesetzgebung: 67. Brief; Philosophische und politische Versuche: 138. Brief) von Mendelssohn, und zwar im ganzen durchweg zustimmend, zur Anzeige gebracht worden; doch meinte der Rezensent zu der ersten, sie enthalte „Forderungen eines mit den Welthändeln unbekannten Weltweisen, deren Beurtheilung man dem Mann in Geschäften überlassen muß", von der zweiten aber urteilte er, der Verfasser sei „in die Fußstapfen eines edeldenkenden Iselin getreten und vielleicht noch weiter als sein Vorgänger gekommen".

Versicherung, daß ich mich bestreben werde, das Zutrauen zu verdienen, das Sie in meine Kräfte zu setzen scheinen." Er empfiehlt als würdige Mitglieder Thomas Abbt in Rinteln, Professor J. G. Sulzer in Berlin und Herrn von Moser zu Frankfurt am Main. Sulzer kam auf seiner Schweizerreise Mitte August nach Basel und ließ sich, da Mendelssohn in den Litteraturbriefen über das Geheimnis nach Vorschrift nicht allzuviel verraten, von dem Ratschreiber Plan und Geschichte genauer darlegen. Helvétius, Hume „und solche Leute" sollte man nicht beiziehen — darin stimmten beide überein. Abbt sprach im Herbst des folgenden Jahres bei Iselin vor; es handelte sich damals darum, ihn nach Basel zu berufen, woraus aber, zu Iselins Leidwesen, nichts werden konnte.

Aus der erwähnten Stelle der Litteraturbriefe erfährt man, daß die Patriotische Gesellschaft für 1763 vier Preisfragen ausgeschrieben; am 3. April las der Ratschreiber eine eingesandte Arbeit, „darinne bewiesen wird, daß die Hottentotten das glücklichste Volk seyen". Wenige Tage darauf erhielt er von Dr. Zimmermann in Brugg eine „Ode auf den Frieden", die in Zürich „mit einem fürchterlichen Veto" von der Censur zurückgewiesen worden war, mit dem Auftrage, sie „an den Juden Moses zu schicken, ihm den Verfasser Tscharner zu nennen und ihn zu ersuchen, die Ode in den Litteraturbriefen bekannt zu machen" (Ischer, J. G. Zimmermanns Leben und Werke, S. 97). Mendelssohn antwortete hierauf am 5. Juli 1763 nach Basel:

Theuerster, verehrenswerther Freund!

Ich habe zwey von ihren überaus freundschaftlichen Briefen eine geraume Zeit unbeantwortet gelassen, weil ich nicht gern mit ganz leeren Händen erschien, und wo möglich, unsrer verehrenswürdigen Gesellschaft zu gleicher Zeit mit einem Beytrag zu ihren Mémoires aufwarten wollte. Verschiedene Ideen, die sich mir darbothen, machten mir Hofnung. Allein die tägliche Brodarbeit, die seit dem hergestellten Frieden sich unmäßig gehäuft, benimt mir Muth und Kräfte. Wo sich meine Umstände nicht ändern, wozu ich vor der Hand wenig Hofnung habe, so bin ich den Musen abgestorben. Ich hatte über die Verwandtschaft des Guten und Schönen einige Gedanken aufgesetzt; allein sie sind bisher noch nicht zu der Reife eines der Gesellschaft würdigen Aufsatzes gediehen. Unter meinen Papieren finden sich einige Arbeiten, die mir aufbehalten zu werden, nicht ganz unwürdig scheinen. Sie dürften aber der Absicht der Academie nicht völlig entsprechen. Ich erkühne mich indeßen auf Einreden unseres Freundes Herrn Prof. Sulzers, sie in Vorschlag zu bringen und mir Ew. Hochedelgebohren Urtheil auszubitten.

Eine von diesen Arbeiten bestehet in einer Uebersetzung, und zwar von Platons Republik. Es ist eine Schande für die Deutschen, daß sie von den Schriften dieses Weltweisen fast noch gar nicht (sic) in ihre Sprache übersezt haben, und besonders daß dieses göttliche Werk, die Republik, das blos in Absicht auf Erfindung und Composition betrachtet, ein Meisterstück genennt zu werden verdient, noch keine Liebhaber unter uns gefunden zu haben scheint. Ich habe zur Probe 3 Bücher davon übersezt, zweifle aber, ob die Gesellschaft auch Uebersezungen annehmen dürfte.

Die zwote Arbeit besteht in einer Idee, der ich schon seit vielen Jahren liebkose. Es ist, einen Phädon, oder Gespräch von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele nach der Anlage des Plato zu schreiben, aber ausdrücklich von Plato eigentlich nichts als die Anlage zu borgen, welche in der That vortreflich ist. Seine Raisonnements hingegen überzeugen nicht, und ein jeziger Leser findet nichts als Dunkelheit und Sophisterey, wo die Freunde Sokrates Licht und Ueberzeugung fanden; Es sey, daß unsere Zeiten, wie einige glauben, schwehrer zu befriedigen sind; oder, wie ich vielmehr dafür halte, daß wir uns von ihren metaphysischen Kunstwörtern unrichtige Begriffe machen, indem die Critiker und Lexicoschreiber die Bedeutung der Wörter aus Poeten und Geschichtschreibern zusammen suchen müssen. Ich beschloß daher zum Theil die Beweisgründe Platons durch kleine Veränderungen nachdrücklicher und überzeugender zu machen, zum Theil auch solche Beweise hinzu zuthun, die uns die neuere Weltweisheit an die Hand giebt, deren Anzahl und Gewicht in dieser Materie gewiß nicht gering ist. Die erste Hälfte dieses Plans ist fertig, in welcher die Beweise für die Unverweslichkeit der Seele vorgetragen werden. Die für die Unsterblichkeit sollen in einer zweiten Abtheilung folgen. — Sollte diese Materie nicht allzuweit von der Absicht unserer Gesellschaft entfernt seyn! Ich erwarte Ihr gütiges Urtheil.

Von lezterer Messe haben wir den 1ten Theil von Mylord Home Grundsätze der Critik, in einer dem Anscheine nach sehr guten Uebersezung erhalten. Das Original ist in hiesigen Gegenden nicht zu bekommen. Das erste und 2te Capitel sind unvergleichlich, die Subtiligkeit des Logikers, der Beobachtungsgeist des Naturforschers, und die edlen Empfindungen des Tugendfreundes beschäftigen zu gleicher Zeit des Lesers Geist, Herz und Sinne, indem sie ihnen zu denken, zu empfinden und zu betrachten geben. Die übrigen Hauptstücke aber haben mir bey der ersten Durchlesung nicht von gleichem Werth zu seyn geschienen. Indeßen wäre es eine Unbesonnenheit zu urtheilen, bevor ich den zweiten Theil gelesen habe.

Die Litteraturbriefe sind seit einiger Zeit ins Stoken gerathen. Die Verf. sind theils abwesend, theils nicht mehr Willens ein Werk fortzusetzen, das ausser dem Verleger selten jemand verbindlich macht. Ich zweifle sehr, ob künftige Messe ein neuer Theil zum Vorschein kommen wird, und wenn auch dieses wäre, so dürfte dennoch die Ode, die Sie mir zu überschiken die Gütigkeit gehabt, schwehrlich einen Platz darin finden. Ich habe das Zutrauen zu Ihrem Freunde, da er Ihr Freund ist, daß ihm meine Freymüthigkeit nicht beleidigen wird. Seine Ode ist, wie Sie bemerken, gar zu sehr von allem poetischen Numerus entblößet. Es ist nicht der miltonsche Ueberschritt eines Verses in den folgenden, den kein Franzose wagen darf, der aber von einigen deutschen Dichtern glüklich nachgeahmet worden. Dieser erfordert vielleicht mehr Kunst, und ist meines Erachtens harmonischer als die einförmigen Abschnitte der Franzosen. Die Freyheiten, die sich Herr Tscharner erlaubt, sind von diesem himmelweit verschieden, und meines Erachtens der Poesie ganz fremde. — Einige große Gedanken schimmern zwar in seiner Ode hie und da herfür. Allein diese geben einen guten Vorrath zur Ausbildung eines Gedichts, machen aber selbst noch kein Gedicht aus. Die ganze Menge der Beywörter zu verschweigen, die den Fortschritt der Empfindung hemmen, und manchen Hauptgedanken so sehr schwächen, daß er allen Nachdruk verliert.

Ich bin mit aller erfinnlichen Hochachtung und wahrer Freundschaft

Ihr

gehorsamster Diener und Freund

Moses Mendelssohn.

Die Patriotische Gesellschaft, welcher Mendelssohn hier den ersten Teil seines Phädon zu überlassen verspricht, hatte für 1763 eine ziemliche Anzahl von Preisschriften erhalten, darunter auch solche

von ihren Mitgliedern, von Iselin eine unter dem Titel „Des progrès de l'humanité"; keine entsprach den Erwartungen völlig. Gleichwohl wurde der erste Preis mit 20 Dukaten dem Verfasser der „Entretiens de Phocion" zuerkannt, als welcher sich der damals berühmte französische Abbé G. B. de Mably (1709—1785) herausstellte. Diese an sich bedeutende Schrift ist 1763 in Amsterdam und in Zürich gedruckt worden und an letzterem Ort ein Jahr darauf, von Johann Conrad Vögelin ins Deutsche übersetzt (Gespräche des Phocion über die Beziehungen der Morale zu Politik), erschienen. Dr. J. G. Zimmermann knüpft eine politisch charakteristische Schnurre an das Werk: im Sommer 1766 habe ein gewesener Berner Landvogt zu Brugg auf die Bemerkung, für die Patrizier Berns wäre es sehr nützlich, jenes zu lesen, scharf geantwortet: „Es fozionlet si d'sBern nüt!" (Zimmermann an Iselin). — Für 1764 erneuerte die genannte Gesellschaft drei bereits gestellte Preisfragen und fügte vier weitere dazu (262. Litteraturbrief). Mendelssohn, von Iselin ermutigt, schickte diesem den 16. November 1763, was vom Phädon ausgearbeitet war, und folgendes Schreiben:

Theuerster Freund und Herr!

Hier ist endlich der erste Theil meines Phädons, den ich der patriotischen Gesellschaft gewidmet und hiermit Ihrem Urtheil unterwerfe. Ihr Ausspruch wird entscheiden, ob die Arbeit fortgesetzt zu werden verdient, und ich habe das Zutrauen zu Ihrer Freundschaft, daß Sie freymüthig mit mir umgehen werden. Diese Papiere hätten, die Kosten zu ersparen, mit den Leipziger Meßleuten abgehen sollen. Mein Abschreiber aber war gar zu langsam. Künftig werde ich mich darnach einzurichten wissen.

Hat sich der Verf. der Entretiens de Phocion gemeldet? Das Mehr[1]) scheint den Fehler des kleinen Cyrus begangen zu haben, der die Convenienz dem Rechte vorzog und dem grossen Knaben auch den langen Mantel zuerkannte. Die hiesige königliche Academie hat weit republicanischer auf ihre Gesetze gehalten. Sie hat geurtheilt, Bonnet würde den Preis davon getragen haben, wenn er sich dem Gesetze der Akademie unterworfen hätte. Der Verf. kan freulich (sic) nicht anders als die Ehre hochschätzen, die er in der That verdient, und das Geld nicht annehmen, das er nicht verdient. Indessen habe ich die Ankündigung, so wie sie mir geschickt worden, in die Briefe die neueste Litteratur betreffend, die jetzo sehr unordentlich herauskommen, einrücken lassen.

Die mit einem solchen Geschrei vorhergepriesenen Gedichte der Karschin[2]) sind endlich erschienen und werden wahrscheinlicherweise das Schikſal aller sehnlichst erwarteten Werke haben, d. i. sie werden weit weniger gefallen, als wenn dem Publiko, mich so niedrig auszudrüken, das Maul nicht so wässerig gemacht worden wäre. Man merkt schon, daß die Anpreiser nicht mehr so laut posaunen, und die Bezahler sind höchst unzufrieden. Man hat ihnen eine Dichterin zu zeigen versprochen, die alle alten und neuen Dichter übertrift. Quid tanto hiatu u. s. w.

Nunmehr ist auch der zweite Theil von Lord Homes Grundsätzen der Critik im Deutschen zu lesen. Der Uebersetzer scheint noch immer seine Pflichten gethan

[1]) Zu ergänzen: der Stimmen in der Patriotischen Gesellschaft.
[2]) Im 272. ff. Litteraturbriefe von Mendelssohn zur Anzeige gebracht.

zu haben. Das Werk selbst bedarf meines Lobes nicht, besonders machen die Aussichten in die Endursachen der menschlichen Empfindungen dem Herzen des Verf. so viel Ehre als seine Einsicht in die Sittenlehre und mich desto begieriger auf seine Abhandlung über die Grundsätze der Sittlichkeit.

Wenn Hr. Home nicht das schädliche Principium hätte, gar zu leicht zu einem Grundtrieb seine Zuflucht zu nehmen, der den Faden der Untersuchung plötzlich abschneidet, so würde er uns in der Seelenlehre vortrefliche Dinge entdecken. Die Wirkungen der Gewonheit z. B., von denen der Lord glaubt, daß sie nicht anders als durch einen Grundtrieb erklärt werden können, lassen sich meines Erachtens gar wohl psychologisch erklären, wie ich zum Theil schon in dem 2ten Theil meiner Schriften in der ersten Abhandlung ausgeführt habe, und so würde uns dieser Weltweise ohne Zweifel bey mehreren Gelegenheiten, von seinen vortreflichen Beobachtungen geleitet, außer den Endursachen des Schöpfers auch seine würkenden Mittelursachen, das Wesen der Seele gelehret zu haben, wenn ihn das Hutchesonische Principium nicht verführt hätte.

Der nehmliche Schriftsteller hat mir Anlaß gegeben über die sich zu widersprechen scheinende Würkung der Neuheit und Gewonheit nachzudenken. Ich schmeichle mir ihre Grenzscheidung gefunden zu haben, und werde mir zu anderer Zeit die Freyheit nehmen Ihnen meine Gedanken darüber zu eröfnen.

Sobald ein Theil von den Schriften unsrer Gesellschaft zum Vorschein kömmt, bitte ich inständigst mir sogleich ein Exemplar davon zu übermachen. Ihre philosophische Geschichte macht mich desto begieriger, je unumgränzter der Plan ist, den sie zu umfassen scheint. Die Materie ist neu, wichtig und, ich sollte denken, unerschöpflich. Wer wird also nicht ungeduldig seyn, Ihre Ausführung davon zu lesen?

Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung ꝛc.

Erweitern diese beiden Briefe Mendelssohns die Kenntnis des Litterarhistorikers über die Anfänge des Phädon und die Beziehungen seines Verfassers zu dem englischen Philosophen H. Home (1696—1782), dessen Elements of Criticism, welche 1763—1765 in Leipzig, von J. N. Meinhard und Garve übersetzt, herauskamen, so fehlen uns weiterhin Nachrichten über die Aufnahme, die der erste Teil des Phädon als Manuskript in der Schweiz gefunden hat. Iselins Tagebuch schweigt; aus den Jahren 1764—1766 findet sich in seinem Nachlaß kein Brief von Mendelssohn. Auch von den Schicksalen der Patriotischen Gesellschaft erfahren wir nichts. Zimmermann hatte bei ihren Abhandlungen sich nicht beteiligt und erklärte im Juni 1763 seinen Austritt. Von den Zürichern waren die Brüder Hirzel Mitglieder; Bodmer blieb ferne und gründete inzwischen seine lokale Helvetische Gesellschaft zur Gerwe. Fellenberg lehrte seit 1763 an der Berner Akademie Jurisprudenz und hatte wohl die Abneigung seiner Obrigkeit gegen geheime Verbindungen zu Herzen genommen. Vielleicht ging die Patriotische Gesellschaft um 1765 in der „Moralischen" auf, mit deren, von N. A. Kirchberger entworfenem Plane damals Iselin und Salomon Hirzel sich eingehend beschäftigten.

Der Verkehr Mendelssohns mit Abbt zeitigte die Vollendung des Phädon. Das Werk erschien 1767. Am 7. Mai d. J. schrieb der Verfasser an Iselin:

Ich nehme mir die Freyheit, Ihnen ein Exemplar vom Phädon, davon sie das erste Gespräch im Mſ. zu lesen, die Gütigkeit gehabt, hiermit zu überschicken. Es ist eine gewöhnliche Autorformel, daß man sich ein strenges Urtheil über seine Arbeit ausbittet, und voraussetzet, der Freund werde das Wort strenges so strenge nicht nehmen. Allein von Ihnen, mein verehrungswerther Freund! wünsche ich au pied de la lettre strenge beurtheilt zu werden. Die Warheit ist mir theurer, als der Autorruhm, und wenn ich so glücklich bin Ihren Beyfall zu erhalten:

Sublimi feriam sidera vertice.

Man verspricht uns viel gutes auf der Messe, vornehmlich aus der Schweitz. Ich bin äusserst ungeduldig, und um mich bey gutem Appetit zu erhalten, lese ich gar nichts, bis wir die Meßneuigkeiten erhalten. Ueber Ihre verbesserte Geschichte der Menschheit als denn ein mehreres wohl. Leben sie wohl ꝛc.

Auf den Basler Freund machte der Phädon einen tiefen Eindruck. Ein abschließendes Urteil nach wiederholter Lektüre schrieb Iselin in das Tagebuch: „Wie mehr ich dieses vortreffliche Werk lese, desto mehr gefällt es mir.“ Am 30. August äußerte er sich brieflich an den Verfasser. Mendelssohn antwortete am 10. September folgendermaßen:

Alles was aus Ihrer Feder fließt, hat für mich so viel Nutzen als Vergnügen, ihr letzteres Schreiben aber vorzüglich, weil mich der Inhalt so viel näher angieng. Belachenswerth sind alle zeitliche Vortheile. Der Beyfall eines Freundes allein, und noch mehr seine liebreiche Zurechtweisung ist wahre Belohnung. Haben Sie also für beides den verbindlichsten Dank, und fahren Sie fort, sich denselben zu verdienen. Nach dieser kurzen Einleitung komme ich zu Ihren Anmerk. über den Phädon.

Die Anwendung des Grundsatzes von den göttlichen Absichten hat freulich Schwierigkeiten. An welchen Merkmalen erkennen wir in jedem besonderen Falle diese Absichten? Der einzige sicherste Weg ist wohl, indem wir zur Handlung schreiten, das für die Absicht Gottes zu halten, was uns unseren besten Einsichten zu Folge gut scheint. Der Ausgang kan uns zwar eines andern belehren, allein dieser kan seiner Natur nach keinen Einfluß haben in unsere Entschließungen. Diese Beschaffenheit hat es mit den Absichten Gottes in der moralischen Welt. In der physikalischen Welt leuchten die Absichten Gottes schon deutlicher in die Augen. Die Anstalten der Natur zeigen hier offenbar, wohin sie zielen. Die Erhaltung und Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes gehört unstreitig zu den Hauptabsichten Gottes. Diese erfordert nothwendig die Erhaltung eines jeden Individui in dem ihm angewiesenen Zeitabschnitte. Es gehört zu den Absichten Gottes, daß jedes Individuum so lange diesem Leben erhalten werde, als dem Ganzen, und vielleicht seiner eigenen Vollkommenheit unbeschadet, geschehen kan. Man siehet auch, was für Anstalten die Natur vorgekehrt, diese besonderen Endzwecke, und vermittelst derselben, den allgemeinen Endzwek des Schöpfers zu erfüllen. Was können wir also sichereres thun, als unsere freywillige Handlungen mit diesen Anstalten der Natur übereinstimmen zu laßen, und uns mit aller möglichen Sorgfalt zu erhalten: so lange nicht höhere Pflichten dieser im Wege stehen?

Ich sage, so lange dieser Pflicht nicht höhere im Wege stehen, und halte also in diesem Falle den Selbstmord für so unerlaubt nicht. Wahrscheinlicherweise würden wir alle unser Leben verlängern können, wenn wir gar nicht denken und bloß vegetiren wollten. Die Verkürzung des Lebens auf eine so unmerkliche Weise wird der subtile Selbstmord genannt, und wer von uns begehet diesen nicht?

Daß alle primitiven Kräfte in der Natur unaufhörlich wirkſam, niemals in Ruhe ſeyen, kan ſchwehrlich in Zweifel gezogen werden. Denn wenn ihre Wirkungen auch gehemmt werden; ſo wirken ſie in die Hinderniſſe zurück. Sie thun Widerſtand, und dieſer Widerſtand ſelbſt iſt eine Thätigkeit. Kräfte, die ſich ohne den geringſten Widerſtand hemmen laßen, ſind Kräfte, die keine Kräfte ſind. Wenn eine Feder von einer ungeheuren Laſt zuſammengedrükt wird; ſo wirkt ſie in dieſe Laſt zurük, und vermindert ihre Schwehre. Wenn ihre Wirkung um einen Augenblik völlig aufhören ſollte; ſo würde nothwendig die Gegenwürkung zugleich aufhören, mithin die Kraft zernichtet ſeyn. — Hieraus folget ganz natürlich, daß alles Veränderliche immerdar verändert werden müße; denn es wirkt und leidet ohne Unterlaß

S. 140. Die Begriffe von der Stetigkeit dürfen nur von der Ausdehnung auf die Zeit reducirt werden. In Anſehung der Ausdehnung iſt ausgemacht, daß jeder Theil einer Linie ſelbſt eine Linie iſt, und keine Linie aus Punkten zuſammengeſetzt werden kan. Sie mögen alſo in einer Linie zwey Punkte, ſo dicht an einander annehmen, als Sie immer wollen; ſo wird dazwiſchen noch immer eine kleine Linie liegen. Man kan alſo von der mathematiſchen Linie ſagen, daß in derſelben keine zwey Punkte anzutreffen ſind, die ſich einander die nächſten wären; denn die dazwiſchen liegende Linie hat eine Länge, und kan wieder zertheilt werden. Dieſer Begriff auf die Succeſſion angewendet, wird auch ein jeder Theil der Zeit, ſelbſt wieder eine Folge aufeinander enthalten; denn man kan ebenſo wenig eine Zeit aus Augenbliken, als eine Linie aus Punkten zuſammenſetzen. Man mag die Augenblike ſo ſchnell auf einander folgen laſſen, als man will; ſo wird dazwiſchen noch immer eine Succeſſion angetroffen, die zertheilt werden kann. — In der zwoten Auflage des Phädons, die nach Mich. Meſſe veranſtaltet werden ſoll, ſollen dieſe ſubtilen Schulbegriffe etwas deutlicher auseinandergeſetzt werden.

Ich bin ſelbſt der Meinung, und ſtimme völlig mit Ihnen ein, daß die Seele ein Vehiculum haben müſſe. Ich hielt aber für rathſam, dieſe Lehre dahin geſtellt ſeyn zu laſſen, indem ſie zu meiner Abſicht eben nicht nothwendig zu ſeyn ſchien. Behält der Geiſt des Menſchen allezeit ein ſolches Senſorium, in welchem ſich ihm die Veränderungen in der Welt abbilden; deſto beſſer für die Lehre von der Unſterblichkeit. Um aber des weitläufigen und gar ſubtilen Beweiſes überhoben zu ſeyn, der auf dieſe Lehre führet, abſtrahire ich völlig von derſelben, und begnüge mich dargethan zu haben, daß die Seele entweder vernichtet werden, oder fortfahren müſſe Begriffe zu haben. — Vielleicht aber giebt es, auſſer dem Denken, ein anderes Würken und Leiden, das der Seele bleibt? — Ich halte dieſes für unmöglich, denn dieſes anderweitige Würken und Leiden iſt entweder eine Modification des Denkensvermögens, oder von demſelben weſentlich unterſchieden. In dem erſten Falle iſt mein Satz erwieſen; in dem letzteren hingegen muß man in der Seele zwo urſprüngliche Kräfte annehmen, eine für das Denken, die andere für die namenloſe Thätigkeit, davon hier die Rede iſt. Aus einer einfachen Kraft können keine weſentlich verſchiedene Thätigkeiten fließen. Wo würde alſo nach dem Tode die Kraft zu denken bleiben? — Vernichtet werden? Sie ſehen, daß wir wieder ins ordentliche Geleis einlenken, und den Beweis gar leicht ausführen können. — Die Subtilitäten der Schule haben ſich durch den Misbrauch ſo verhaßt gemacht, daß ich mir Mühe gegeben, ſo leicht als möglich darüber hinweg zu wiſchen, ohne jedoch von der Strenge zu viel zu vergeben. Ich habe daher ſo manchen Satz, der vielleicht eine weitere Ausführung verdient hatte; gleichſam nur dazwiſchen ſtreuen müſſen, um den Spitzfindigkeiten der Metaphyſik aus dem Wege zu gehen. Wiewohl die Materie an ſich ſelbſt ſo transcendental iſt, daß ich ſie unmöglich habe vermeiden können. Wo es darauf ankam, einem ſubtilen Widerſacher eine Ausflucht zu benehmen, da wagte ich es immer mit ihm ſeine dornigten Schlupfwinkel zu durchkriechen. Ich halte überhaupt nur diejenige Subtilität für tadelhaft, die keine nützliche Folgen hat. So bald ſie mich aber eine Wahrheit lehret, oder für Fehltritte warnet, ſo iſt ſie mir willkommen.

Ihr glüklicher Einfall den Beweis für die Immaterialität der Seele in einen Beweis für die Immaterialität und Einheit Gottes zu verwandeln, hat mich sehr vergnügt. Ich halte die Ausführung für möglich und auch für sehr nützlich. Nur dürfte man damit nicht völlig ausreichen, indem auch noch erwiesen werden muß, daß Gott keine Weltseele (anima mundi) sey, welches aus dieser Art zu beweisen nicht zu folgen scheint.

Den Agathon habe ich mit ungemeinem Vergnügen gelesen. Herr W. zeigt sich in demselben als ein großer Schriftsteller. Was in demselben meiner Neigung zwider war, ist der Anstrich von bitterer Laune, mit welcher Herr W. nunmehr die menschlichen Dinge zu betrachten anfängt. Es scheint ihn noch sehr zu kränken, daß es in der Welt nicht so gehet, wie er sichs in seiner jugendlichen Schwärmerey vorgestellt, und er aus Menschenliebe fast zum Misantropen (sic) zu werden. Zehn Jahre längere Erfahrung werden ihn wahrscheinlicherweise in die gleichmüthige Gemüthsverfassung setzen die über Bewunderung und Unwillen gleich weit hinweg ist, und die er bey seinem Archytas so meisterhaft beschreibt. — Im Uebrigen zeigt er in diesem Werke meines Erachtens, wahre Weisheit und Kenntnis des Herzens in vollem Maaße. — Die Schweitzerlieder [Lavaters] haben mich wenig interessirt. Ich habe die Mängel an Ihrer Geschichte der Menschheit nicht verschwiegen, sondern nicht gesehen. — Für die angezeigten Nachläßigkeiten in meiner Schreibart bin ich Ihnen unendlich verbunden. Vielleicht urtheilen Sie von derselben noch zu gelinde. Herr von Gerstenberg schreibt an einen von seinen Freunden, meine Schreibart im Phädon sey steif und uncorrekt. Auch hierin ist die Selbsterkenntnis unendlich schwer. Ich habe geglaubt, nichts weniger als steif zu seyn. — Herr Sulzer ist anjetzo beständig mit der neuerrichteten academie militaire beschäftiget. Ich habe ihn wenigstens in 9 Monaten nicht gesehen. Den größten Theil des Sommers hat er in einem nahe an der Stadt, von ihm selbst erbauten Landhause, u[gebracht], allwo es nicht so leicht ist ihn zu besuchen. Leben Sie wohl! Theuerster Freund! Und lieben Sie

Ihren

Moses Mendelssohn.

Wie Mendelssohn hier über Agathon geurteilt, hat Wieland bald erfahren (vgl. Schnorrs Archiv 7, 515), jedenfalls durch Dr. Zimmermann. Inbetreff des Mendelssohnschen Buches hatte dieser den 29. Juli nach Basel geschrieben: „Vieles, sehr vieles ist mir darin so spitzfindig vorgekommen, daß ich ganz schamroth ward, an mir einen so unwürdigen Leser dieses wichtigen Werkes zu finden;“ am 3. Oktober: „Sie haben mir mit dem Briefe des Herrn Moses eine große Freüde gemacht, ich sehe gar zu gerne große Genies im Schlafrocke. Die Ursach, warum mir der Phädon nicht ganz ohne Ausnahme eingeleüchtet hat, ist leider nicht in dem Phädon, sondern in meinem eigenen Hirn, das zu diesen transcendenten Materien nicht gestimmt ist. Dieses vermindert im geringsten nicht meine Hochschätzung gegen Herrn Moses, aber es vermehret meine Verachtung gegen mich selbst.“ Am 18. November dankt er Iselin für die Mitteilung dessen, was jener an Mendelssohns Schreiben auszusetzen habe, und bemerkt: „Sie haben in allem recht, und man erstaunt wirklich, daß einem so großen Schriftsteller solche Fleckgen in einem Buche stehen bleiben, dessen Handschrift er vier oder fünf Jahre in

Händen hat. Dies iſt aber doch nur ein Verſehen, denn allerdings ſchreibt Moſes unendlich gut."

Im Jahre 1760 fand Mendelsſohn den Stil Jſelins „etwas ſchweizeriſch und einem delicaten Ohre an vielen Stellen ziemlich anſtößig" (Litteraturbrief vom 8. Januar 1761); jetzt bezeugte er bei der Anzeige der „Geſchichte der Menſchheit" (Allgemeine deutſche Bibliothek IV. Bandes. II. Stück), Jſelins „Schreibart ſei der Sache angemeſſen und man könne die Schrift auch in dieſem Betracht unter die beſten Schriften Deutſchlands ſetzen".

Goethes Naturteleologie.

Von Paul Nikolaus Coſſmann in München.

Um zu verſtehen, wie Goethe während der letzten Jahrzehnte ſeines Lebens, in jener Zeit alſo, wo ſich ſein Intereſſe immer intenſiver und extenſiver naturwiſſenſchaftlichen Dingen zuwandte, die Teleologie der lebenden Natur betrachtete, muß man mehr als es gewöhnlich geſchieht ſein Verhältnis zu Kants Kritik der Urteilskraft beachten.

In der Regel ließ ſich Goethe ja durch unmittelbare Anſchauung und durch die Einzeluntersuchungen beſchreibender Naturforſcher bei der Bildung allgemeiner Anſichten leiten; auch hat dasjenige unter den Kantiſchen Werken, welches ohne Vergleich die tiefſten Wirkungen erzielte, die Kritik der reinen Vernunft, in dem Geiſtesleben des ſo anſchaulich denkenden Dichters nicht eigentlich Epoche gemacht; vielmehr brachte er ihr die Hochſchätzung entgegen, welche man für bedeutende Werke eines fremden Gebietes hegt; er war überzeugt, daß Schiller und die andern Kantianer mit ihrer Bewunderung Recht, daß Herder und die andern Gegner Unrecht hatten, aber er „arbeitete" nicht mit dem Kantiſchen Kritizismus. Ganz anders wirkte die Kritik der Urteilskraft auf ihn ein; er hat das ſelber in dem „Einwirkung der neuern Philoſophie" überſchriebenen Aufſatze hervorgehoben. Sie bewirkte zwar nicht eine Sinnesänderung, aber ſie brachte latente Gedanken zur Entwicklung, und wenn er in ſpäteren Jahren auf die teleologiſchen Probleme zu ſprechen kommt, ſo geſchieht es häufig unter beiſtimmendem Hinweis auf die Kritik der Urteilskraft. Es iſt daher auch kein Zufall, daß Chriſtian Gottfried Körner in ſeinem Briefe vom 6. Oktober 1790 gerade dieſes, zur Oſtermeſſe desſelben

Jahres erschienene Werk zu nennen hat: „Goethe ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir ihm bald näher zu kommen, und er war mitteilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen. — Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urteilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden."[1])

Vergegenwärtigen wir uns den Hauptinhalt der Kritik der teleologischen Urteilskraft, des zweiten Teiles der Kritik der Urteilskraft. Die Herrschaft der Kausalität im Gebiete der Erscheinungen anzuerkennen, zwingt uns die Beschaffenheit unseres Geistes; ein Gleiches ist bei den teleologischen Gesetzen nicht der Fall; „daß es in der Natur Zwecke geben müsse, kann kein Mensch a priori einsehen; dagegen er a priori ganz wohl einsehen kann, daß es darin eine Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen geben müsse," so sagt Kant schon in der Abhandlung „Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie" (Teutscher Merkur Januar 1788). Aber weit entfernt davon, die teleologische Betrachtungsweise für eine entbehrliche zu halten, von der man nach Belieben abstrahieren könnte, definiert er die Organismen als teleologische Gebilde; und zwar als solche, bei denen die einzelnen Teile sich teleologisch zu einander verhalten. „Ein organisirtes Product der Natur ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist." (Kritik der Urteilskraft, § 66.) Diese teleologische Beschaffenheit des Organismus dehnt sich auf alle Teile aus: „Nichts in ihm ist umsonst, zwecklos" (ebenda). Sich hier wohl mehr als irgendwo sonst Aristoteles nähernd, und zwar dessen Lehre von Materie und Form, schreibt Kant dem Organismus eine bildende Kraft zu. „Ein organisirtes Wesen ist . . . nicht bloß Maschine, denn die hat lediglich bewegende Kraft, sondern besitzt in sich bildende Kraft, und zwar eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisirt): also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanismus) nicht erklärt werden kann" (§ 65). Eine Leistung der bildenden Kraft ist auch das Wachstum;

---

[1]) Vorländer scheint mir in seiner Arbeit „Goethes Verhältnis zu Kant in seiner historischen Entwicklung" (Vaihingers Kantstudien, Band I und II), der ohne Vergleich reichsten Materialsammlung, die wir über diesen Gegenstand besitzen, mit Recht eine größere Übereinstimmung Goethes mit der Kritik der Urteilskraft anzunehmen, als man bisher wohl gethan hat; mit Unrecht dagegen der Kritik der reinen Vernunft, und damit der kritischen Philosophie überhaupt, einen nennenswerten Einfluß auf den Dichter zuzuschreiben. Erstere Behauptung dürfte durch die folgenden Darlegungen bewiesen werden, während ein Eingehen auf die zweite außerhalb des Bereiches gegenwärtiger Untersuchung liegt.

„dieſes iſt in ſolchem Sinne zu nehmen, daß es von jeder andern Größenzunahme nach mechaniſchen Geſetzen gänzlich unterſchieden und einer Zeugung, wiewohl unter einem andern Namen, gleich zu achten iſt“ (§ 64).

Mit einziger Ausnahme des Verhältniſſes der Geſchlechter iſt von der eben geſchilderten „innern“ Teleologie der Organismen die ſogenannte äußere oder relative Teleologie durchaus zu trennen. Haben wir erſt einmal die innere erfaßt, ſo kommen wir dazu, auch bei Dingen nach Zwecken zu fragen, ſie als Teil eines Syſtems von Zwecken zu beurteilen, wo es nicht notwendig wäre „über den Mechanismus der blind wirkenden Urſachen hinaus ein ander Princip für ihre Möglichkeit aufzuſuchen“ (§ 67).

Die innere Teleologie der Organismen kann man ſich nun nach Kant nicht anders entſtanden denken, als durch einen Verſtand verurſacht; damit ſoll nicht die Exiſtenz eines ſolchen Verſtandes poſtuliert werden; vielmehr „können wir über den Satz: ob ein nach Abſichten handelndes Weſen als Welturſache (mithin als Urheber) dem, was wir mit Recht Naturzwecke nennen, zum Grunde liege, objectiv gar nicht, weder bejahend noch verneinend, urtheilen; nur ſo viel iſt ſicher, daß, wenn wir doch wenigſtens nach dem, was uns einzuſehen durch unſere eigene Natur vergönnt iſt (nach den Bedingungen und Schranken unſerer Vernunft) urtheilen ſollen, wir ſchlechterdings nichts anders als ein verſtändiges Weſen der Möglichkeit jener Naturzwecke zum Grunde legen können, welches der Maxime unſerer reflectirenden Urtheilskraft, folglich einem ſubjectiven aber dem menſchlichen Geſchlecht unnachlaßlich anhängenden Grunde allein gemäß iſt“ (§ 75).

Es iſt die Anſicht geäußert worden,[1] Goethe habe die Teleologie als objektiv giltig betrachtet, Kant aber habe ihr nur ſubjektive Bedeutung beigemeſſen. Das Erſte iſt richtig, mochte Goethe auch zuweilen die causas finales als ſubjektive Nachhilfe bezeichnen; das Zweite nicht. Unſere Darſtellung der Kritik der teleologiſchen Urteilskraft konnte gegenüber einem weitverbreiteten Irrtum konſtatieren, daß nach Kant die Teleologie nur inſofern ſubjektiv iſt als alle Erfahrung durch die aprioriſchen Formen des Denkens zuſtande kommt; die Teleologie iſt nicht a priori ſicher wie die Kauſalität, aber nicht ſubjektiver als die andern Teile der Erfahrung; eine ſubjektive und anthropomorphe Vorſtellung hingegen iſt die von der Produktion teleologiſcher Bildungen durch ein beſeeltes Weſen, welches die Endziele vorausſieht und anſtrebt. Daß ein beſeeltes Weſen die Organismen

[1] Von G. Schneege in den Philoſophiſchen Monatsheften 27, 524.

zu beſtimmten Zwecken eingerichtet habe, iſt eine Fiktion und bloß regulatives Prinzip; daß ſie ſo beſchaffen ſind, als ob ſie von einem beſeelten Weſen zu beſtimmten Zwecken eingerichtet ſeien, mit andern Worten ihre teleologiſche Beſchaffenheit iſt keine Fiktion. Das iſt ſo gut Kants wie Goethes Meinung. Man muß, um ältere Anſichten zu verſtehen, beachten, was damals als ſelbſtverſtändlich gegolten hat: jedes beliebige biologiſche Buch des vorigen Jahrhunderts betrachtet die teleologiſche Beſchaffenheit der Organismen als eine naturgeſetzliche, und der Gedanke, daß ſie bloß ſcheinbar ſei, war jener Zeit ſo fremd, daß Kant ihn ausführlich dargelegt und begründet haben würde, hätte er ihn gefaßt. Alſo nicht aprioriſch, aber empiriſch objektiv war ſowohl für Kant als auch für Goethe die Teleologie der Organismen. Im Folgenden dürften hingegen einige Unterſchiede der Goethiſchen Teleologie gegenüber der Kantiſchen getroffen ſein.

Goethe pflegte ſich bei Betrachtung lebender Körper auf den Standpunkt des naiven Realismus zu ſtellen, während für Kant die erkenntnistheoretiſche Seite der Probleme das größere Intereſſe hatte. In Goethes erſter Epiſtel treffen wir den, auch an anderer Stelle bei ihm wiederkehrenden Gedanken

Lieſt doch nur jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſ't er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.

Daß er bei Spinozas Ethik nicht wußte, was er hinein-, was er herausgeleſen hatte, erkannte der Dichter ſelber an. Er hat eine ganz eigene Art, ſich wiſſenſchaftliche Werke zu aſſimilieren: das ihm Gemäße hebt er heraus, das Übrige läßt er liegen; ſo geſchieht es zuweilen, daß ihm das als wichtig erſcheint, was die Geſchichte der Wiſſenſchaft mit Recht kaum beachtet. Ferner iſt ſeine Wiedergabe manchmal von einer ſolchen Allgemeinheit, daß die Eigenſchaften, welche den beſonderen Charakter des Werkes ausmachen, kaum noch zu erkennen ſind. Man kann der Goethiſchen Interpretation bei ſolcher individueller Ausleſe, bei ſolcher Allgemeinheit der Auffaſſung nicht Unrichtigkeit nachſagen, ſondern nur Subjektivität. Am meiſten vielleicht tritt dieſe bei der ihm fernliegenden Kritik der reinen Vernunft hervor, ganz beſonders wenig bei der ihn lebhaft intereſſierenden Kritik der teleologiſchen Urteilskraft; aber das Erkenntnistheoretiſche ſcheidet er einfach aus.

In einem anderen Punkte noch weichen Goethes und Kants Betrachtungsweiſen voneinander ab. Man kann die Naturforſcher im großen und ganzen und mit mancherlei Übergängen in zwei Klaſſen einteilen: in anſchaulich denkende und in mathematiſch denkende. Goethe gehörte durchaus in die erſte Kategorie. Seine Abneigung gegen die Anwendung der Mathematik in den Naturwiſſenſchaften

und ſeine eng damit zuſammenhängende Abneigung gegen das Experiment ſind bekannt; ihn konnte die geringere Exaktheit teleologiſcher Unterſuchungen gegenüber den phyſikaliſchen wenig beunruhigen; ihm genügte hier wie überall das auf vergleichende Beobachtung gegründete „Apergu“ — ein Begriff, der für ſeine Naturforſchung ebenſo charakteriſtiſch iſt wie der des „Urphänomen“. Kant dagegen, der in den metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft behauptet, „daß in jeder beſonderen Naturlehre nur ſo viel eigentliche Wiſſenſchaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen iſt“, läßt die Teleologie nicht als Naturlehre gelten und ſieht keine Möglichkeit, ſie mathematiſcher Behandlung zuzuführen. Mit der Möglichkeit, die organiſchen Bildungen rein kauſal zu erklären, meint er auch die Möglichkeit einer mathematiſchen Teleologie abzulehnen; in dieſem Sinne ſpricht er den berühmten Satz aus „es iſt für Menſchen ungereimt . . . . . zu hoffen, daß noch dereinſt ein Newton aufſtehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgeſetzen, die keine Abſicht geordnet hat, begreiflich machen werde; ſondern man muß dieſe Einſicht den Menſchen ſchlechterdings abſprechen.“ Für Goethe war die Frage nach der Möglichkeit einer exakten Teleologie überhaupt keine Kardinalfrage; auch erſchien ihm die Kluft zwiſchen den Methoden der Mechanik und denen der zweckbetrachtenden Biologie offenbar nicht als ſo groß; geſchweige denn als unüberbrückbar.[1])

Zu andern Hauptpunkten ſtimmt er aber mit Kant überein, wie die folgende Zuſammenſtellung naturteleologiſcher Äußerungen zeigen wird. Alles zuſammenſtellen, was Goethe über einen Gegenſtand wie den unſrigen in Schriften, Tagebüchern, Briefen, Geſprächen äußert, verbietet ſich nicht nur wegen der unüberſichtlichen Fülle des Materials, der zahlreichen Wiederholungen ähnlicher Gedanken, ſondern es wäre oft auch geradezu irreleitend. Alle jene Äußerungen ſind doch nur Symptome der Geiſtesrichtung; Kenntnis und pſychologiſche Beurteilung des Materials ſind erforderlich, um einen Gedanken als gelegentlichen Einfall oder als dauernden Beſtandteil des geiſtigen Lebens erkennen zu laſſen. Es muß alſo verſucht werden, die typi-

[1]) Zu den Vorländerſchen „Publikationen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv und dem Goethe-National-Muſeum zu Weimar, Goethes Verhältnis zu Kant betreffend“ (Kantſtudien, Band II, Heft 2, 3) ſind zum erſten Male die Bemerkungen und Striche Goethes in ſeinem Handexemplar der Kritik der Urteilskraft zur allgemeinen Kenntnis gebracht worden; ohne jede dieſer Äußerungen des Moments für den Ausdruck einer dauernden Geiſtesrichtung zu halten, freue ich mich anführen zu können, daß durch dieſe Publikation, die mir erſt nach Abfaſſung des vorliegenden Aufſatzes bekannt wurde, im ganzen die Ausführungen des Textes über Goethes Verhältnis zur Kantiſchen Naturteleologie durchaus beſtätigt werden.

schen Gedanken Goethes über die Teleologie der lebenden Natur zusammenzustellen.

Daß er teleologische Naturgesetze anerkannt, ja für etwas Selbstverständliches gehalten hat, beweisen zahlreiche, insbesonders beiläufige Bemerkungen über die Natur des Organischen und des Lebens. Zu den wichtigsten hierher gehörigen Dokumenten zählt die Verwahrung, welche er in dem, an Geoffroy de Saint-Hilaires Philosophie Zoologique anknüpfenden Essay gegen die biologischen Termini „Matériaux", „Composition" einlegt. So sagt er über Matériaux: „Dieses Wortes bedient man sich, um die Theile eines organischen Wesens auszudrücken, die, zusammen entweder ein Ganzes, oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In diesem Sinne würde man den Zwischenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein, Materialien nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zusammengesetzt ist; ebenso den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannichfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menschen, der Vorderfuß des Thieres zusammengesetzt ist. — Im allgemeinsten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzusammenhängende, wohl auch nicht zusammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Bestimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten sind Materialien Einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und so denn ein Dach zusammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink haben mit jenen gar nichts gemein, und werden doch nach Umständen das Dach abzuschließen nötig. — Wir müssen daher dem französischen Wort matériaux einen viel höhern Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geschieht, weil wir die Folgen voraussehen." Ähnliche Äußerungen berichtet Eckermann unterm 20. Juni 1831.

Wie Kant erkennt Goethe zwar die „innere Teleologie" an, verwirft hingegen die „äußere"; ein Passus, den Eckermann vom 11. April 1827 berichtet, lautet: „. . . . ferner die Ansicht, daß jedes Geschöpf um sein selbst willen existiert und nicht etwa der Kortbaum gewachsen ist, damit wir unsere Flaschen pfropfen können: dieses hatte Kant mit mir gemein, und ich freute mich, ihm hierin zu begegnen." — Auch ihm ist das Leben etwas Einheitliches, allen Organismen Gemeinsames; am 2. Juli 1830 sagte er zum Kanzler Müller: „Das Leben kehrt ebenso gut in der kleinsten Maus wie im Elephantenkoloß ein und ist immer dasselbe; so auch im kleinsten Moos wie in der größten Palme." Gleich darauf bringt ihn eine Zwischenbemerkung des Kanzlers auf die Beschaffenheit der kleinsten organischen Teile und auch hier, wenngleich die Ausdrucksweise eine ganz andere ist, sehen wir ihn in der schönsten Übereinstimmung

mit der Lehre Kants; Müller berichtet: „Als ich sagte: das unendlich üppige Entfalten des kleinsten Samenkorns zu einem riesenhaften Baume sei wie eine Schöpfung aus Nichts, erwiderte er: ja, aus Etwas. Verstände die Natur nicht, auch das Kleinste, uns gänzlich Unmerkbare im Raume zusammen zu ziehen und zu konsolidieren, wie wollte sie es da anfangen, ihren unendlichen Zwecken zu genügen?"

Man erinnere sich dessen, was in der Kritik der Urteilskraft (§ 64) über die Zusammensetzung der Organismen gesagt ist; man könne an demselben Baume jeden Zweig oder jedes Blatt als bloß auf diesen gepfropft oder okuliert, mithin als einen für sich selbst bestehenden Baum, der sich nur an einen andern anhängt und parasitisch nährt, ansehen; Goethes Gedankengang in den einleitenden Betrachtungen seiner Morphologie ist dem Kantischen verwandt. „Daß eine Pflanze, ja ein Baum, die uns doch als Individuum erscheinen, aus lauter Einzelheiten bestehe, die sich untereinander und dem Ganzen gleich und ähnlich sind, daran ist wohl kein Zweifel. Wie viele Pflanzen werden durch Absenker fortgepflanzt. Das Auge der letzten Varietät eines Obstbaumes treibt einen Zweig, der wieder eine Anzahl gleicher Augen hervorbringt; und auf eben diesem Wege geht die Fortpflanzung durch Samen vor sich. Sie ist die Entwicklung einer unzähligen Menge gleicher Individuen aus dem Schoße der Mutterpflanze." Fernerhin wird dann gesagt, daß „das Samenkorn, das uns als eine individuelle Einheit vorzuliegen scheint, schon eine Versammlung von gleichen und ähnlichen Wesen ist".[1])

Eine Abweisung des anthropomorphen Zweckbegriffs dürfen wir folgender Äußerung entnehmen, die er am 10. Juli 1817 in sein Tagebuch eintrug:[2]) „Über Fiction und Wissenschaft gedacht. Das Unheil, das sie stiften, kommt bloß aus dem Bedürfniß der reflectirenden Urtheilskraft her, die sich irgend ein Bild zu ihrem Gebrauch erschafft, dieses aber nachher als wahr und gegenständlich constituirt, wodurch denn das, was eine Zeitlang hülfreich war, im Fortschritt schädlich und hinderlich wird."

Ablehnung des teleologischen Anthropomorphismus, sowie der äußeren Teleologie, vielleicht auch Verwerfung des Ersatzes der Kausalerklärung durch teleologische dürfen wir aus den Stellen herauslesen, wo das Schädliche und Falsche der älteren causae finales erwähnt wird. Dicht beisammen findet sich die Abweisung dieses alten Begriffes der Zweckursache mit Anerkennung einer nicht anthropomorphen, nicht äußeren und wohl auch nicht die Kausalität auf-

[1]) Weimarer Ausgabe II, 6, 11 und 12.
[2]) Weimarer Ausgabe III, 6, 59 f.

hebenden Teleologie in dem 1795 geſchriebenen Aufſatze „Erſter Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie". Da leſen wir im erſten Abſchnitt: „Man wendete, wie in andern Wiſſenſchaften ſo auch hier, nicht genug geläuterte Vorſtellungsarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und haftete bloß an der Erſcheinung, oder man ſuchte ſich durch Endurſachen zu helfen, wodurch man ſich dann nur immer weiter von der Idee eines lebendigen Weſens entfernte. Ebenſo ſehr und auf gleiche Weiſe hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor ſich in leere Spekulationen, z. B. über die Seele der Thiere u. ſ. w." [1]) Weiterhin, im vierten Abſchnitte, heißt es dann: „So iſt auch jedes Geſchöpf Zweck ſeiner ſelbſt, und weil alle ſeine Theile in der unmittelbarſten Wechſelwirkung ſtehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, ſo iſt auch jedes Thier als phyſiologiſch vollkommen anzuſehen." — Über dreißig Jahre ſpäter, am 29. Januar 1830, ſpricht Goethe in einem Briefe an Zelter inmitten teleologiſcher Betrachtungen von den „abſurden Endurſachen"; da iſt eben wie an der vorher angeführten Stelle der ältere anthropomorphe Begriff gemeint, während den causae finales im allgemeinſten Sinne, das heißt als Bezeichnung einer rein phänomenaliſtiſchen Teleologie, einmal ausdrücklich nachgerühmt wird, daß ſie der Wiſſenſchaft keinen Schaden thun (Tagebuch vom 7. April 1818).[2]) Eine Teleologie ohne Endurſachen alſo, oder, in Karl Ernſt von Baers Sprache zu reden, Zielſtrebigkeit aber nicht Zweckmäßigkeit ſpricht Goethe den Organismen zu. Das was dem modernen Forſcher an den mittelalterlichen Zweckurſachen als unwiſſenſchaftlich erſcheint, iſt dies: daß eine äußere Zweckmäßigkeit, und zwar eine Angemeſſenheit für die menſchlichen Bedürfniſſe angenommen wurde und daß die Zwecke irgendwie pſychiſch präexiſtieren ſollten; auch daß man glaubte, ſich durch Zweckurſachen der Kauſalerklärung entheben zu können, kommt vielleicht in Betracht; jedenfalls iſt eine rein innere, nicht anthropomorphe Teleologie nicht das, was man ſich unter mittelalterlichen Zweckurſachen vorſtellt; mit dieſen, ſowie mit manchen anderen aus früherer Zeit ſtammenden Irrtümern, endgiltig aufgeräumt zu haben, war nach Goethes Meinung ein Verdienſt Kants. Durchaus aber war er Anhänger eines gereinigten Teleologiebegriffes, und durchaus war er überzeugt von einer bis ins Kleinſte gehenden teleologiſchen Beſchaffenheit der Or-

[1]) Ganz ähnlich in den 1796 gehaltenen Vorträgen über die drei erſten Kapitel des genannten Entwurfs.

[2]) Weimarer Ausgabe III, 6.

ganismen; sicherlich in seinem Sinne daher ist jüngst bemerkt worden: „Goethe sucht das Wesen des Lebens durch die Betrachtung der höheren Pflanzen und Tiere zu erkennen. Er würde diese Erkenntnis ohne Zweifel in derselben Weise gesucht haben, auch wenn zu seiner Zeit die Pflanzen- und Tieranatomie schon ebenso weit vorgeschritten gewesen wäre, wie sie gegenwärtig ist. Wenn Goethe die Zellen, aus denen sich der Pflanzen- und Tierkörper aufbaut, hätte beobachten können, so würde er erklärt haben, daß sich an diesen elementaren organischen Formen dieselbe Gesetzmäßigkeit zeigt, die auch am Zusammengesetzten wahrnehmbar ist. Er hätte sich durch dieselben Ideen, durch die er sich die Lebensvorgänge der höheren Organismen erklärte, auch die Erscheinungen an diesen kleinen Wesen begreiflich gemacht." [1])

Wie er sich das Verhältnis dieser Teleologie zur Kausalität gedacht hat, hierauf eine völlig scharfe Antwort zu geben, ist mir nicht möglich; ja ich glaube, daß diese so unabsehbar wichtige Frage gerade so wie andere Kardinalfragen — Spinozismus oder Kantianismus, Realität oder Idealität der Außenwelt — ihm gar nicht in der Weise vorgelegen haben, wie neuere Interpreten anzunehmen scheinen. Man kann einem Autor schon durch die Fragestellung Gewalt anthun, und gewöhnlich hilft der Interpret, wo der Autor versagt, ihm mit eigenen Ansichten aus. Folgen wir hingegen dem Dichter auf den ihm eigentümlichen Gedankengängen, dann erhalten wir reichliche, nicht mißverständliche Auskunft.

So ist ein Lieblingsgedanke Goethes der von der Beschränkung der Organismen durch eine gewisse, nicht zu überschreitende Bilanz. Die Idee der Art, der Plan der Natur, welcher der teleologischen Differenzierung entgegensteht, ist für ihn wie auch für andere, z. B. für Lamarck, das zweite Grundgesetz der organischen Welt. Innerhalb des Typus können die Formen je nach Bedürfnis variieren; ihn zu überschreiten vermögen sie nicht. Bilden sie sich nach einer Richtung hin mehr aus, dann leiden sie in anderer notwendig Schaden: so sind der Differenzierung Grenzen gesetzt: die Art, das Individuum kann sich von einem gewissen Mittelpunkte nicht über ein bestimmtes Maß hinaus entfernen; solche Zentren wollte Goethe mit seiner Urpflanze, seinem osteologischen Typus bezeichnen.

Ich habe aus wissenschaftlichen Arbeiten, aus Gesprächen, Briefen und Tagebüchern die mir als typisch erscheinenden Äußerungen Goethes über einzelne teleologische Probleme zusammengestellt; die poetischen Werke wurden hingegen nicht berücksichtigt. Es ist vielfach üblich, mit einem „Goethe sagt" Äußerungen von Personen aus

[1]) Steiner, Goethes Weltanschauung, 1897 (S. 104).

Goethischen Dichtungen einzuleiten, wobei mit besonderer Vorliebe Aussprüche des Mephistopheles als Goethes Meinung zitiert werden; aber Anführungen aus Dichtwerken sind überhaupt nicht ohne weiteres als Belege für wissenschaftliche Anschauungen zu verwenden. Es ist in dieser Hinsicht gerade bei Goethe viel gesündigt worden: man hat seine Gedichte behandelt, als ob es versifizierte Untersuchungen wären. Schon bei Plato, in der Apologie, wird die Behauptung aufgestellt, die Dichter dichteten nicht aus Weisheit, sondern aus einer gewissen Naturgabe oder Begeisterung; und Lessing legt in seinem Aufsatze „Pope ein Metaphysiker!" dar, daß ein Dichter als Dichter kein System machen könne und wolle. Die Verse jedoch, die als „Metamorphose der Tiere" in die Gedichte aufgenommen sind, und die hier bruchstücksweise als Zusammenfassung der Goethischen Naturteleologie folgen, hat der Dichter selber als wissenschaftliche Äußerungen gekennzeichnet, indem er sie seiner Einleitung in die vergleichende Anatomie als Schlußkapitel einverleibte. In ihnen finden wir vereinigt, was er an verschiedenen Stellen über seine Auffassung der lebenden Natur gesagt hat; die Elemente dieser Auffassung, wie wir sie einzeln vorgeführt haben, wird der geneigte Leser in der folgenden Synthese leicht wiedererkennen.

Zweck sein selbst ist jegliches Thier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schooß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jeglicher Mund geschickt die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sey nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezähmt, in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmonisch zum Sinne des Tiers und seinem Bedürfniß.
So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Tieres,
Und die Weise zu leben sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeigt sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen,
Diese Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.

Goethes Vorurteilslosigkeit, das ist der Zug, der auch in teleologischen Dingen durch alle Äußerungen hindurchgeht; jene wissenschaftliche Vorurteilslosigkeit, über die er so viele goldene Worte gesprochen hat, nicht nur in den allgemeinen Betrachtungen über

Naturwiſſenſchaft, ſondern auch im Wilhelm Meiſter, der Farbenlehre, den autobiographiſchen Arbeiten; immer wieder begegnen wir den beiden Gedanken: „Das ſchädlichſte Vorurteil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könnte“[1] und „das Schlimmſte . . . . . iſt, daß man das Abgeleitete für das Urſprüngliche hält“.[2] Das Sekundäre der naturwiſſenſchaftlichen Begriffe, das Vergängliche von Lehrmeinungen, welche die Natur zu erſchöpfen wähnen, war ihm ſtets ebenſo gegenwärtig wie das Primäre der Erfahrung und die Unendlichkeit ihres Gebiets. Daß er ſelber nicht anſtand, gewohnte Vorſtellungen durch erneutes Naturſtudium berichtigen zu laſſen, zeigt ein Meinungswechſel, welchen er aus dem Jahre 1820 in den Tag- und Jahresheften anführt. In einem Lebensalter, wo andere mehr noch als ſonſt an dem einmal Behaupteten feſthalten, ſpricht er das ſchöne Wort: „Dieſe Überzeugung einem friſchen Anſchauen gemäß, koſtete mich nichts, ſelbſt gegen ein eigenes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, iſt es kein Wunder, wenn ein redlicher Forſcher in ſeiner Meinung wechſelt.“ Wir ſehen ihn auch in ſeinen Anſichten über die Teleologie der lebenden Körper auf dem Wege redlichen Forſchens: vorurteilslos und anſchaulich, von den Dingen ausgehend und nicht von den Büchern über die Dinge; aber überall begnügt er ſich mit dem Allgemeinen.

Hierin alſo, in dem Stehenbleiben beim allgemeinen Apercu dürfte Schwäche und Stärke der Goethiſchen Naturteleologie wie überhaupt ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſchauungen liegen: er vernachläſſigte einerſeits die richtige mathematiſche Methode, die Meſſung, andererſeits entging er den Gefahren der falſchen, welche den äſthetiſchen Geſichtspunkt der Einfachheit an Stelle des logiſchen der Wahrheit ſetzt.

Am meiſten muß aber dem Naturforſcher unſerer Zeit die überwiegende Beachtung morphologiſcher Verhältniſſe auffallen. Nicht nur daß die Anatomie mehr beachtet wird als die Phyſiologie: vor allem iſt es höchſt merkwürdig, daß das Problem der Entſtehung des Zweckmäßigen, jenes Problem alſo, welches jetzt als das zentrale betrachtet wird, Goethe wie es ſcheint wenig beunruhigt hat; ſeine Methode des Apercus, der unbefangenen anſchaulichen Auffaſſung, zeigt ſich auch hier in ihrer Schwäche und ihrer Stärke: er vernachläſſigte einerſeits die hauptſächliche Quelle wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes, die Erkenntnis der Schwierigkeiten, der Probleme der Zukunft; aber er entging andererſeits der großen, vielleicht größten Gefahr

[1] Weimarer Ausgabe II, 11, 116.
[2] Weimarer Ausgabe II, 1, 286.

allgemeinen Theoretiſierens, dem Vereinfachungstrieb, welcher gerade auf biologiſchem Gebiete in unſerem Jahrhundert bis zum vollſtändigen Verlaſſen empiriſcher Forſchung geführt hat, zuerſt in den metaphyſiſchen Konſtruktionen von Philoſophen, dann in den phyſiſchen von Naturforſchern.

Ich habe hier nur von der Naturteleologie, nicht auch von der Kunſtteleologie gehandelt. Es iſt bekannt, wie eng beide bei Goethe (ebenſo wie bei Kant) zuſammenhängen. Aber Goethes Auffaſſung der organiſchen Beſchaffenheit darf beanſpruchen, auch ohne Beziehung auf die Kunſtphiloſophie mehr beachtet zu werden, als es im Zeitalter Darwins der Fall ſein konnte. Ein Zeitalter, das weniger von allen Göttern, beziehungsweiſe deren Kenntnis, verlaſſen iſt, wird ſich dem Studium der Goethiſchen Teleologie wieder mehr zuwenden und ſich auch hier überzeugen, daß das, was ein großer Mann gedacht hat, immer „etwas hinter ſich“ hat; ſogar dann, wenn er das Unglück hatte, vor hundert Jahren zu leben.

Fauſtanalekten.

Von Veit Valentin zu Frankfurt am Main.

Nachdem in der Weimarer Ausgabe die Textreviſion des Goethiſchen „Fauſt“ in ſorgfältigſter Weiſe ſtattgefunden hat, bedürfen Abweichungen von ihr einer beſonderen Begründung. Daß ſolche Abweichungen doch noch möglich und vielleicht notwendig ſind, liegt in der Natur der Sache. Die Weimarer Ausgabe ſucht auf Grund der früheren Ausgaben und, wo es möglich iſt, des Handſchriftenmaterials den von Goethe herrührenden Text zu gewinnen. Es iſt aber dabei nicht ausgeſchloſſen, daß gerade durch dieſe Überlieferung Irrtümer ſich eingeſchlichen haben, die in den früheren Ausgaben unbeachtet geblieben ſind oder in dem handſchriftlichen Nachlaß ihre Begründung finden, ſei es, daß ſie bei dem Diktat entſtanden ſind, ſei es, daß bei raſcher urſprünglicher Niederſchrift auf Einzelheiten geringes Gewicht gelegt worden iſt, ſo daß manches ſchließlich Bürgerrecht gewonnen hat, was eben doch nicht dem urſprünglich Gewollten entſpricht. Einige Verſuche, dieſes letzte Ziel der Textbehandlung zu gewinnen, haben in den Teilen der Dichtung Aufnahme gefunden, die in meiner „Erläuterung zu Goethes Fauſt“ (Deutſche Schulausgaben von Schiller und Valentin N. 25/26. L. Ehlermann, Dresden 1897)

abgedruckt worden ſind: dem Zweck und Charakter dieſer Darſtellung entſprechend, konnte dort eine Begründung nicht beigegeben werden. So möge ſie hier erfolgen und ihr beſcheidenes Teil zum beſſeren Verſtändnis des der Forſchung immer neue Probleme ſtellenden großen Werkes beizutragen verſuchen: einiges dort noch nicht Behandelte möge ſich daranſchließen.

1. Die Interpunktion wahrt in der Weimarer Ausgabe, nach Erich Schmidts, des Herausgebers des „Fauſt", Mitteilung (15, II, 168) „das eigentümliche Schweben zwiſchen den Abſätzen des Sprechers und den Einſchnitten des Schreibers, wie zwiſchen Fülle, beſonders bei adverbialen Beſtimmungen, und Sparſamkeit". Für den beſonderen Zweck der „Deutſchen Schulausgaben" mußte die jetzt giltige Interpunktion geſetzt werden, die an vielen Stellen zugleich die Gelegenheit bot, den Gedankenzuſammenhang durch das äußere Hilfsmittel der Trennung und Verbindung raſcher und ſchärfer vor die Augen zu ſtellen. Wenn es z. B. Vers 399 heißt: „Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!" und Vers 1121 „zu neuem, buntem Leben", ſo zeigt das gegen die Weimarer Ausgabe eingefügte Komma ſofort klar an, daß dort das Mauerloch verflucht und dumpf, hier das Leben neu und bunt iſt, daß aber keineswegs das dumpfe Mauerloch hier als verflucht bezeichnet würde im Gegenſatz zu einem anderen dumpfen Mauerloch, das nicht verflucht wäre, und daß das Leben neu und bunt iſt, nicht aber daß das bunte Leben hier neu wäre, während ein anderes buntes Leben nicht ſo benannt werden könnte. Solche Dinge kann ſich der denkende Leſer der Weimarer Ausgabe freilich ſelbſt ſagen: für die Schule durfte dies jedoch nicht dem Leſer überlaſſen bleiben — es mußte ihm vielmehr durch das Zeichen die ihm notwendige Beihilfe, dem Ausdruck ſelbſt die volle Schärfe der Begriffsverhältniſſe gegeben werden.

Neben ſolchen häufig begegnenden Fällen finden ſich aber auch andere, bei denen das Verſtändnis des Inhaltes, je nach der Setzung der Zeichen, gehemmt oder gefördert wird. Wenn Vers 6259 Fauſt von Mephiſtopheles den Schlüſſel erhält, der ihm bei ſeinem Abenteuer mit den Müttern helfen ſoll, iſt der Ausruf: „Das kleine Ding!" nicht nur Ausruf, ſondern vielmehr verwunderte Frage: es wird alſo das richtige Verhältnis ſich ergeben, wenn mit dem Fragezeichen geſetzt wird: „Das kleine Ding?" Vers 6558 ſteht jetzt: „Ihr Mütter! Mütter! müßt's gewähren!"; es muß aber heißen: „Ihr, Mütter! Mütter! müßt's gewähren!" „Ihr Mütter!" würde heißen: Ihr, die ihr Mütter ſeid: es ſoll aber die Anrede an die ganz beſtimmten „Mütter" ſein, bei denen Fauſt eben geweſen iſt. So iſt „Mütter" nicht Attribut, ſondern Vokativ und muß daher von „Ihr" getrennt werden, eine Trennung, die ſich auch beim

Sprechen der Stelle deutlich markieren muß. Vers 9008/9 heißt es: „Doch begnügt' er sich Mit wenigen Freigeschenken, nannt' er's, nicht Tribut." Es muß hier die Unterbrechung der Konstruktion angedeutet werden. Die ursprüngliche Lesart „Mit wenigen Freigeschenken, hieß es, nicht Tribut" ließ die Einschaltung als eine die Konstruktion nicht unterbrechende Erläuterung erscheinen. Mit der Änderung von „hieß es" in „nannt' er's" trat diese Unterbrechung ein, die folgerichtigerweise die Änderung von „Freigeschenken" in „Freigeschenke" hätte nach sich ziehen müssen: trotz der Änderung der Konstruktion ist aber „Freigeschenken" stehen geblieben, wohl nur irrtümlicherweise. Liest man: „Mit wenigen — Freigeschenke nannt' er's, nicht Tribut", so kommt der zögernde, die schroffe Thatsache der Untertänigkeit zu einem auf freier Leistung beruhenden Verhältnis mildernde Ausdruck mit voller Kraft zur Geltung. In der „Erläuterung" ist die Umänderung von „Freigeschenken" zu „Freigeschenke" nicht gewagt, wohl aber der Gedankenstrich nach „weniger" eingeschaltet.

Die Zwischenbemerkung zwischen 9441 und 9442 lautet ursprünglich nur: „Signale". Im Zusammenhang mit der vorhergehenden Meldung der Phorkyas, besonders mit dem Wort „Hört nur die Trompete schmettern, Das Verderben ist nicht weit" und mit der Antwort Fausts: „Hier ist nicht Gefahr, Und selbst Gefahr erschiene nur als eitles Träun" können diese Signale nur als die Trompetenzeichen des zur Rache heranziehenden Menelas gefaßt werden. Im Gegensatz dazu versammeln sich nun die Helden Fausts, herbeigerufen durch die von den Türmen tönenden, die Beschützer der Burg zum Kampf aufrufenden Trompeten und Zinken: alsbald erscheinen unter kriegerischer Musik die Streiter Fausts in dem Durchmarsch gewaltiger Heereskraft. Diese die wortlose Handlung vervollständigenden Schilderungen sind in dem Bestreben des Dichters nach immer schärferer realistischer Verdeutlichung der unter Beihilfe von Zauberkraft sich vollziehenden Handlung später eingesetzt worden. Sie werden in ihrem Zusammenhange mit den vom Feinde herkommenden Signalen erst dann klar, wenn der Gegensatz zu diesen recht deutlich erscheint. Dies geschieht, wenn das Komma hinter „von den Türmen" getilgt und vor diesen Ausdruck gesetzt wird: von außen ertönen die feindlichen Signale, von den Türmen dagegen die das Heer Fausts aufrufenden Trompeten und Zinken. Die kriegerische Musik ertönt sodann unten bei den zum Ausmarsch herbeiziehenden Heerscharen Fausts. Nun steht aber hinter „Signale" noch „Explosionen". Nach der bisherigen Lesart kämen diese „Explosionen von den Türmen". Tritt das Komma vor den Ausdruck „von den Türmen", so wird zunächst klar, daß die Explosionen draußen bei dem heranziehenden Heere stattfinden, nicht im Schlosse Fausts oder gar auf dessen Türmen. Damit wird

aber ein Verſtändnis dieſes rätſelhaften und bisher ohne wirkliche Erklärung gebliebenen Ausdrucks ermöglicht. Menelas und ſein Heer ſind in Zuſammenhang der von mir gegebenen Auffaſſung des Homunkulus ebenſo wie Helena und ihre Mädchen die durch Verbindung mit der Lebenskraft und den Elementen künſtlich wieder belebten Schattenbilder, die aus dem Hades entlaſſen worden ſind, um die neue Handlung zu ermöglichen, deren Mittelpunkt Helena und ihre Verbindung mit Fauſt iſt. Dieſe künſtliche Exiſtenz löſt ſich leicht wieder auf, ſei es durch den eigenen Willen der Perſönlichkeiten, wie bei Helena und dem von Euphorion ergriffenen Mädchen, oder die Vereinigung wird durch den Zuſammenſtoß mit der natürlichen Wirklichkeit zerſtört. Die gewaltſame Löſung des künſtlichen Zuſammenhanges des geiſtigen Elements mit den körperlichen geſchieht, dem Charakter der plötzlich eintretenden Trennung gemäß, durch Exploſion. Als Fauſt die Ideen des Paris und der Helena zur Erſcheinung gebracht hatte und, in Verwechslung des rein geiſtigen realen Daſeins mit dem das Geiſtige verkörpernden irdiſchnatürlich entſtandenen realen Daſein, die „Geſtalten“ hatte ergreifen wollen, da löſten ſie ſich in das formloſe geiſtige Daſein auf. Dieſe plötzlich eintretende Trennung des Geiſtigen von der einem irdiſchen Körper nachgebildeten Erſcheinungsweiſe geſchah durch einen gewaltſamen Prozeß, der als „Exploſion“ ſich kund gab (Vers 6563). Hier ſind es nun nicht die Ideen ſelbſt, ſondern die von ihrer irdiſchen Verkörperung zurückgebliebenen, im Hades fortlebenden Schattenbilder, die nicht nur in irdiſcher Geſtaltung wie die Ideen von Paris und Helena, ſondern in thatſächlicher Verbindung mit den Elementen erſcheinen: die Verbindung iſt durch die Lebenskraft hergeſtellt, die zuerſt als Homunkulus ihren beſonderen Anfang genommen hatte. Soll hier eine gewaltſame Trennung eintreten, ſo kann ſie bei dieſer noch weit ſachlicheren, die Elemente wirklich in ſich ſchließenden Verbindung in noch höherem Grade nur unter Exploſion ſtattfinden. Wenn alſo hier von „Exploſionen“ die Rede iſt, ſo müſſen darunter die beim Herannahen des feindlichen Heeres im gewaltſamen Zuſammenſtoß mit den außerhalb der Burg Wache haltenden Scharen Fauſts vor ſich gehenden, plötzlich eintretenden Auflöſungen von Leuten im Gefolge des Menelas verſtanden werden. Es geben ſomit die beiden erſten Ausdrücke „Signale, Exploſionen“ das, was bei den Feinden draußen vor der Burg geſchieht: die feindlichen Zeichen, der Erfolg der erſten Kämpfe beim Herannahen an die Burg. In ſcharfem Gegenſatz kommt nun nach dem Komma: „von den Türmen Trompeten und Zinken“, die von den Wächtern auf den Türmen gegebenen Zeichen, die die Scharen Fauſts zum Kampfe rufen; der dritte Ausdruck: „kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft“ bezeichnet den Ausmarſch

der Mannen Fausts, wie sie weiterhin einzeln geschildert werden. Eine deutlichere Interpunktion würde hinter „Explosionen“ und hinter „Zinken“ je ein Semikolon setzen oder aber nach „Explosionen“ den Doppelpunkt, um den nun eintretenden Erfolg dieser von außen kommenden Zeichen anzudeuten, und nach „Zinken“ Semikolon. Diese Auffassung ist in der „Erläuterung“ noch nicht gegeben: sie folgt hier als Ergänzung.

Die Verse 9843—50 lauten in der Weimarer Ausgabe:

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verschwendrisch eignen Bluts;
Dem nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Erich Schmidt bemerkt dazu: „Eine der schwierigsten und manierertesten Anakoluthien des Goethischen Alterstils: die Überlieferung hat kein Komma nach „Muths“ und „Sinn“, aber Punkt nach Bluts und bietet „Den nicht zu dämpfenden Heiligen Sinn“. Die Überlieferung ist unverständlich, Riemers Besserung [Mit nicht zu dämpfendem, Heiligem Sinn] unzulänglich und gewaltthätig: ich wage nur — worin mich Zarncke bestärkt — 9847 „Dem“ zu schreiben, nach „Bluts“ Semikolon (Riemer Komma), nach „Muths“ und „Sinn“ Kommata zu setzen“. Mit der Änderung „Den“ in „Dem . . . Heiligen Sinn“ hat Schmidt zweifellos das Richtige getroffen: die Analogie von „Alle den Kämpfenden Bring' es Gewinn“ verlangt gebieterisch den Dativ. Allein das Semikolon hinter „Bluts“ läßt die Konstruktion und damit den Zusammenhang der Stelle nicht zum Aufschluß kommen. Der Schlüssel liegt darin, daß dem zusammenfassenden Ausdruck „Alle den Kämpfenden“ die vereinzelnden Ausdrücke vorangehen, die das Wesen der Kämpfenden schildern und schließlich die höchste Steigerung in der Zusammenfassung mit „Alle den Kämpfenden“ finden. Vor „Welche dies Land gebar“ ist „Denen“ zu ergänzen. Euphorion hat eben ausgerufen: „Krieg sei das Losungswort! Sieg! Und so klingt es fort!“ Ohne sich um die Warnung des Chores zu kümmern, fährt er nun in seinem Ausruf fort: Das Losungswort Krieg!, das weiter fortklingt, möge Gewinn bringen denen, die dies Land aus Gefahr in Gefahr geboren hat, aus der Gefahr, durch die Fremdherrschaft zu Grunde zu gehen, in die Gefahr, im Kampfe mit der Fremdherrschaft zu Grunde zu gehen, und die nun frei, unbegrenzten Mutes ihr Blut zu opfern keinen Augenblick zögern, so daß sie infolge ihres unbegrenzten Mutes mit ihrem Blut

verſchwenderiſch umgehen; das aber, was ſie zu ſolchem Auftreten bringt, iſt der heilige Sinn höchſter Begeiſterung für das Vaterland, der ſich nicht niederdrücken läßt — ihnen allen, die nun kämpfen, möge das Loſungswort Gewinn bringen. Die Kühnheit des Ausdruckes, in dem bei dieſer Auffaſſung keine Anakoluthie enthalten iſt, liegt in der Auslaſſung des „Denen“: es möchte freilich wenig dichteriſch geklungen haben, wenn es hinzugefügt worden wäre. Hat aber der Ausdruck keine Anakoluthie, geht vielmehr die Konſtruktion in drei parallelen, ſich ſteigernden Ausdrücken fort, ſo möchte auch der Vorwurf der Manieriertheit des Altersſtiles nicht Stich halten: es iſt vielmehr in der antikiſierenden Stelle eine antikiſierende Konſtruktion von einer für die deutſche Sprache großen Kühnheit. Die Interpunktion wäre ſo zu geſtalten, daß dieſes Satzverhältnis möglichſt deutlich hervorträte. Ich ſchlage vor, und ſo ſteht es in der „Erläuterung“:

Welche dies Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muts
Verſchwendriſch eignen Bluts,
Dem nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinn —
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Die ſzenariſche Bemerkung nach 10976 habe ich in der „Erläuterung“ in folgender Faſſung gebracht:

Die weltlichen Fürſten entfernen ſich,
der geiſtliche bleibt und ſpricht pathetiſch.

Dieſer von mir in der Fachabteilung des Hochſtiftes für deutſche Litteratur (damals für „Schöne Wiſſenſchaften“) im Dezember 1888 mitgeteilte Vorſchlag fand durch den im Januar 1889 ausgegebenen Band 15 der Weimarer Ausgabe in der Hauptſache erfreuliche Beſtätigung: Erich Schmidt teilt mit, daß er ſchriebe:

Die weltlichen Fürſten entfernen ſich.

Der geiſtliche bleibt und ſpricht pathetiſch.

So war auch hier richtig erkannt, daß zu „Der geiſtliche“ aus dem Ausdruck „Die weltlichen Fürſten“ einfach „Fürſt“ zu ergänzen und „geiſtliche“ folglich klein zu ſchreiben ſei. Soll aber dieſe Ergänzung ſofort ins Auge fallen und ſich als natürlich und ſelbſtverſtändlich ergeben, ſo darf hinter „entfernen ſich“ kein Punkt, ſondern Komma ſtehen. Dann iſt „Der“ vor „geiſtliche“ nicht groß, ſondern klein zu ſchreiben (vgl. Berichte des F. D. Hochſtiftes, Band 5, 1889, S. 175/6).

In dem Vers 9970 „Königinnen, freilich überall ſind ſie gern“ iſt das Komma nach „Königinnen“ falſch: der beſchränkende Begriff kann nicht zu „überall“ gehören, mit deſſen Inhalt er in Widerſpruch ſteht. In der Weimarer Ausgabe ſteht überhaupt kein Zeichen. Es muß jedoch nach „freilich“ Komma ſtehen: das zu „Königinnen“ gehörende „freilich“ ſetzt die Königinnen, die überall einen hervorragenden Platz einnehmen und ſich daher überall wohl fühlen können, in Gegenſatz zu den Sklavinnen, die in der Unterwelt ſo unbeachtet bleiben, daß ihnen an ihrer Perſönlichkeit und deren Erhaltung nichts liegen kann. Es muß alſo heißen: „Königinnen freilich, überall ſind ſie gern.“

Reim und Vers.

Es iſt keine Frage, daß der Dichter den Inhalt über die Form geſtellt hat, in dem Sinn, daß er die Strenge der äußeren Form ſofort bei Seite ſetzt, wenn ſie nur auf Koſten des Inhaltes hätte durchgeführt werden können. Er ſpricht ſelbſt ſeinen Grundſatz in den „Zahmen Xenien“ (Weimarer Ausgabe: Gedichte 3, 338) ſo aus:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt —
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelſte von allen Gaben,
Das iſt mir alle Reime wert.

Dahin gehört, daß er ſich häufig ſogar ſchon mit dem Reime des Endreimes, der Aſſonanz, begnügt hat, wie wenn er reimt: Vers 11048 : 50 barg : warf; 11424 : 5 dröhnen : vernehmen; 11841 : 43 beſchäftigt : bemächtigt; 12029 : 31 Boden : Odem. Dahin gehört auch Vers 2212 : 14 Floh : Sohn, wobei für Floh kein naſales Ausſprechen zu Hilfe zu nehmen iſt: der Frankfurter ſpricht einen Vokal mit folgendem **n** ſtark naſal, nie aber einen Vokal, dem das **n** nicht folgt. So nimmt Goethe in dem 28. Stück des Tiefurter Journals die Stelle unverändert auf: „Im Ungarland zu Groß Wardein Was neulich da geſchehen ſei.“ Man wird ſomit in den gereimten Teilen der Dichtung die Aſſonanz als eine berechtigte Erſcheinung aufzufaſſen und auch da anzuerkennen haben, wo ſie als ein weſentliches Element zur Feſtſtellung der Verseinteilung dienen kann.

Wenn bei der Umgeſtaltung eines Proſaſtückes in die gereimte Form gelegentlich ein Versſchluß ohne Reimgegenklang bleibt, ſo iſt das an und für ſich nicht erſtaunlich: gerade hier läge die Annahme nahe, daß der Inhalt den Sieg über die äußere Form davon getragen hätte. Wenn es aber unter Herbeiziehung der Aſſonanz nicht nötig iſt, dieſe Annahme zu machen, ſo iſt es ſicherlich für die harmoniſche

Geſtaltung der Form richtiger, dieſen Weg zu gehen, als die gänzliche Reimloſigkeit anzuerkennen. Vers 4579 82 heißt es:

Fauſt. Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!
Margarete. Tag! Ja, es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag' niemand, daß Du ſchon bei Gretchen warſt.

Hier ſind der erſte und der letzte Vers reimlos. Stellt man jedoch die Worte: „Tag! Ja, es wird Tag!" als zweite Hälfte zu Vers 4579, ſo aſſonieren „Tag" und „warſt", und die Harmonie des Reimklangs iſt hergeſtellt. Als beſonderer Vorteil ergäbe ſich, daß nun die Worte: „Der letzte Tag dringt herein" als beſonderer Vers erſchiene und in ſeiner metriſchen Übereinſtimmung mit dem Reimvers „Mein Hochzeittag ſollt' es ſein" um ſo wirkſamer wäre: in dem ſcharfen Klang der zwei gleich gebauten Verſe ſpricht ſich auch durch die Form, den Wegfall einer Senkung und den Zuſammenſtoß zweier Hebungen, die herbe Qual der Verzweiflung aus. Demgemäß lautet die Stelle:

Fauſt. Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!
Margarete. Tag! Ja, es wird Tag!
Der letzte Tag dringt herein:
Mein Hochzeittag ſollt' es ſein!
Sag' niemand, daß Du ſchon bei Gretchen warſt.

Mit der Aſſonanz aber hat ſich der Dichter auch an anderen Stellen dieſer Szene begnügt: 4557 : 60 : 62: ſteht — heben — rette. 4473 : 74: retten — gerettet. 4493 und 94 bilden nur einen Vers: „O weh! Deine Lippen ſind kalt, ſind ſtumm;" ebenſo Vers 4540 1: „Von hier aus ins ewige Ruhebett und weiter keinen Schritt." Dagegen bleibt Vers 4528: „Und das Kleine mir an die rechte Bruſt" wirklich reimlos.

Weit ſchwieriger wird eine reimloſe Zeile da erſcheinen, wo von einer ſolchen Überſetzung der Proſaform in die Versform keine Rede ſein kann. An einigen Stellen läßt ſich durch die Verseinteilung die Schwierigkeit leicht heben, ſo daß die dichteriſche Form zu ihrem Rechte kommt. Vers 1205—7 heißt jetzt:

Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhöhnen,
Was ſie nicht verſtehn,
Daß ſie vor dem Guten und Schönen u. ſ. w.

Verbindet man Vers 1206 und 7, ſo ergiebt ſich ohne reimloſen Schluß:

Wir ſind gewohnt, daß die Menſchen verhohnen,
Was ſie nicht verſtehn, daß ſie vor dem Guten und Schönen u. ſ. w.

11595—97 heißt es:

Chor. Es iſt vorbei!
Meph. Vorbei! Ein dummes Wort!
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nicht, vollkommnes Einerlei!

Vers 11596 iſt reimlos. Stellt man die Worte „Warum vorbei?", die jetzt einen beſonderen Vers bilden, mit der vorhergehenden Zeile zuſammen, ſo ergiebt ſich die Reimfolge unverſehrt:

Chor. Es iſt vorbei!
Meph. Vorbei! Ein dummes Wort! Warum vorbei?
Vorbei und reines Nicht, vollkommnes Einerlei!

Vers 11595 wird dadurch ſiebenhebig, jedoch auf zwei Sprecher verteilt: er tritt damit in unmittelbarſte formelle Korreſpondenz zu dem direkt vorhergehenden Vers 11593:

Meph. Die Uhr ſteht ſtill —
Chor. Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht.
Der Zeiger fällt.
Meph. Er fällt, es iſt vollbracht.

Auch hier iſt ein auf zwei Sprecher verteilter längerer Vers, der mit einem kürzeren in Reimverbindung ſteht: der ſechshebige mit dem fünfhebigen, wie entſprechend vorher der ſiebenhebige mit dem ſechshebigen Verſe, der längere Vers aber auf zwei Sprecher verteilt.

Anders ſtellt ſich die Frage, wenn es ſich um Stellen handelt, wo die übergewaltige Aufregung, der über das einfach menſchliche Fühlen hinausgehende Schwung der Seele die einfachere Form zerbricht und ſich hymnenartig ergießt oder den ſprunghaften Charakter des Denkens nachbildet. So iſt es bei den erſten Anzeichen der Annäherung des Erdgeiſtes Vers 468—74. Dann aber gewinnt Fauſt größere Ruhe und Klarheit der Lage: ſofort tritt auch die geſchloſſene Form des Reimverſes wieder ein. Freilich ſcheint dies nicht ganz ſo zu ſein, wenn man lieſt:

Ich fühl's, Du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt!
Enthülle Dich!
Ha, wie's in meinem Herzen reißt!

Trennt man aber die erſte Zeile in zwei, ſo ſtellt ſich ſofort die Versharmonie her:

Ich fühl's, Du ſchwebſt um mich,
Erflehter Geiſt!
Enthülle Dich!
Ha, wie's in meinem Herzen reißt!

Zugleich treten damit die beiden Ausdrücke „Erflehter Geiſt“ und „Enthülle Dich“ durch ihre ſtrenge metriſche Übereinſtimmung auch für das Gefühl in den unmittelbaren Zuſammenhang der Form, wie er ihrem engen inhaltlichen Zuſammenhang, der Anrufung und der Beſchwörung, entſpricht: dies aber iſt nicht der Fall, ſo lange metriſch und deklamatoriſch die Zeile: „Ich fühl's, Du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt“ eine Verseinheit bilden ſoll. Andere Stellen, wo die mächtige Erregung oder die erdrückende Wucht des Inhaltes den Reim nicht aufkommen läßt, ſind Fauſts Liebeserklärung, die Antwort Fauſts auf Gretchens Frage: Glaubſt Du an Gott?, die Worte des böſen Geiſtes im Dome. Wo aber das menſchliche Entſetzen ſchrankenlos der teufliſchen Bosheit preisgegeben waltet, da hat es der Dichter bekanntlich nicht über ſich gewinnen können, durch Umgeſtaltung der Proſa- in die Versform auch nur die leiſeſte Abſchwächung der Inhaltes eintreten zu laſſen: nur wo dieſer unverhüllt in nackter Gewalt hervorbricht, kann er das Entſetzliche ſo zum Ausdruck bringen, wie es ſich in Fauſts Jammerlauten: „Im Elend! Verzweifelt“ und in des Mephiſtopheles kaltem Hohne „Sie iſt die Erſte nicht“ hervordrängt.

Ein beſonderes Auskunftsmittel iſt die Wiederholung desſelben Wortes: es wird ſich am erſten da einſtellen, wo eine Überſetzung aus der Proſaform in die Versform ſtattfindet. So heißt es in der Kerkerſzene im Reim auf „fromm“, Vers 5536 Fauſt: Fühlſt Du, daß ich es bin, ſo komm!“ und Vers 5439 wiederholt „Lauert der Tod, ſo komm!“ Dagegen iſt in der ſofort in Versform geſchaffenen Stelle Vers 11560 „Verpeſtet alles ſchon Errungene“ im Reime mit Vers 11562: „Das Letzte wär' das Höchſterrungene“ ganz unmöglich. Weder die Änderung des erſten Reimes in „das Erzwungene“ noch die des zweiten Reimes: „das Höchſtgelungene“ iſt ſinngemäß: ich vermute im erſten Vers „alles ſchon Gelungene“. Es läßt ſich pſychologiſch ſehr wohl begreifen, daß Goethe ſelbſt „das Errungene“ diktiert hätte: wie beim Schreiben häufig das früher geſchrieben wird, was ſchon vorſchwebt, aber erſt ſpäter kommen ſollte, ſo geht es auch im Sprechen. Es hätte ſich auf dieſe Weiſe das „Errungene“ in den erſten Vers gedrängt und dann doch ſeinen Platz an der richtigen Stelle behauptet. Es iſt, wie wenn Schulſchluß geſchrieben werden ſoll und Schlußſchluß geſchrieben wird. Die Stelle würde alſo lauten (in der „Erläuterung“ iſt ſie ſo nicht aufgenommen worden):

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Gelungene:
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär' das Höchſterrungene!“

Worttrennungen. Es findet ſich mehrfach, daß irrtümlich Wörter miteinander verbunden erſcheinen, die dem Sinne nach not-

wendigerweiſe zu trennen ſind. Dahin gehört, worauf ich ſchon früher (vgl. mein Buch „Goethes Fauſtdichtung in ihrer künſtleriſchen Einheit dargeſtellt", S. 117) hingewieſen habe, Vers 4685 „Zum höchſten Daſein immer fortzuſtreben". In der Weimarer Ausgabe ſteht die überlieferte Schreibung: „Zum höchſten Daſein immerfort zu ſtreben": in der Schumanniſchen Kompoſition veranlaßt dieſe Zuſammenfaſſung die muſikaliſche Gliederung. Es kommt jedoch nicht darauf an, daß Fauſt immer ſtrebt, ſondern daß das Vorwärtsſtreben und damit das Näherrücken an das Ziel hervortritt. Fernerhin aber iſt „fort", wenn es mit „immer" verbunden wird, keine Ausdehnung der Begriffsweite des „immer": immer und immerfort haben die gleiche Bedeutung. Mit „ſtreben" verbunden giebt dagegen das „fort" eine Beſonderheit des Begriffes, auf die es gerade hier ankommt. Ähnlich iſt es in Vers 11816 mit „allzuſammen". „All" mit „zuſammen" verbunden erweitert den Begriff nicht: die beiden Begriffe ſagen dasſelbe. Mephiſtopheles möchte die Engel, von denen jetzt keiner mehr auf ihn eine bezaubernde Wirkung ausübt, nun alle in Grund und Boden verfluchen: die Verbindung des „zuſammen" mit „fluchen" giebt zudem dieſem Begriff eine ganz beſondere, hier ſehr wichtige Wendung: er will die Engel „zuſammenfluchen", ſo daß ſie zur Vernichtung gelangen müßten, wenn ſein Fluch zu der von ihm gewünſchten Wirkung käme. „Euch" iſt, von „zuſammenfluchen" abhängig, Akkuſativ, nicht Dativ, wie es bei dem einfachen „fluchen" ſein müßte. Das ſich nun dem „Euch" anſchließende „all" thut dies als Akkuſativ: es iſt daher mit Apoſtroph gleich „alle" zu ſchreiben: „Und, wie es ſich gehört, fluch' ich euch all' zuſammen!". Daß der Klang des Verſes beſſer wird, wenn „all'" mit „euch" zuſammen geſprochen wird und alſo nach „all'" ein Verseinſchnitt erſcheint, daß der Begriff des „zuſammen" mit weit kräftigerer Wirkung hervortritt, als wenn er mit dem „all" zu einem lahmen Worte ſich verbände, kommt noch von ſeiten der äſthetiſchen Beurteilung hinzu.

Vers 11854 heißt es: „Ewiger Wonnebrand!" Nun iſt aber „Wonne" kein ſpezialiſierender Begriff zu Brand, wie in den nächſten Verſen es „Liebe" in „Liebeband", „Gott" in „Gottesluſt" iſt, ſondern die Wonne im Herzen brennt ſelbſt, ſo wie der „Schmerz der Bruſt" ſiedet. Es iſt daher, dem Ausdruck „Siedender Schmerz der Bruſt" entſprechend, zu ſchreiben: „Ewiger Wonne Brand". Ebenſo heißt es am Schluſſe dieſer Worte des Pater ecstaticus: „Ewiger Liebe Kern", wo die richtige Schreibung von jeher vorhanden iſt. Die Schreibung „Ewiger Wonne Brand" iſt in der „Erläuterung" aufgenommen.

Vers 9399/400 ſteht: „Über die ſchwellenden Glieder Vollerteilen ſie gleiches Recht." Das Wort „voll" iſt aber adverbial zu

erteilen zu nehmen: ſie erteilen gleiches Recht vollſtändig. Es iſt daher zu ſchreiben: „Voll erteilen ſie gleiches Recht.“ Dieſe Steigerung des Begriffes „das gleiche Recht erteilen“ ginge durch die Verbindung von voll und erteilen verloren: „vollerteilen ſie gleiches Recht“ beſagt dasſelbe zweimal. Die Stelle iſt im Texte der „Erläuterung“ nicht aufgenommen.

Wortverbindungen. Die bei Goethe häufige Verbindung zweier Wörter mit gleicher Flexionsendung durch eine nur einmalige Setzung dieſer Endung findet ſich öfters. In dieſem Falle iſt kein Apoſtroph, ſondern das Bindezeichen zu ſetzen: die beiden Wörter ſind zu einem zuſammengewachſen und haben daher auch nur eine Flexionsform. So ſchreibt die Weimarer Ausgabe Vers 279: „Von Sonn- und Welten weiß ich nichts zu ſagen;“ Vers 3339 „Der Gott, der Bub- und Mädchen ſchuf“; Vers 9913 „Dir in klar- und trüben Tagen“. Dann muß es aber Vers 3595 auch heißen „Hinaus um ſein- und Deine Not“, nicht „ſein und Deine Not“. Der Apoſtroph gehört dahin, wo ein Laut in der Einzelſtellung des Wortes fortfällt. Wenn es Vers 7580 heißt: „Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren“, ſo iſt hier die Flexionsendung abgefallen, und es iſt daher der Apoſtroph zu ſchreiben: „Ein' Sphinx“: die Weiblichkeit der Sphinxe wird ſo energiſch betont, und zwar nicht nur durch die Lüſternheit des Mephiſtopheles, ſondern auch durch Fauſt („Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehen“), daß von einem männlichen Sphinx nach ägyptiſcher Auffaſſung nicht die Rede ſein kann. In der Verbindung Vers 8809 „Nur ſchlecht beſittigt', ſchnatterhafte Gänſe“ möchte dagegen die Schreibung: „ſchlecht beſittigt-, ſchnatterhafte Gänſe“ trotz dem fehlenden „und“ folgerichtiger ſein: ſie iſt in die „Erläuterung“ aufgenommen. Vers 235 iſt hier im Anſchluß an die Weimarer Ausgabe geſchrieben: „Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht“: die Folgerichtigkeit verlangt jedoch auch hier: „Das groß- und kleine Himmelslicht“, wie drei Zeilen weiter unten: „Tier- und Vögeln“.

Formzuſammenziehung. Eine beſondere Art der Apoſtrophierung entſteht, wenn der zwei gleiche Laute trennende Vokal fortfällt: es tritt eine leichte Schwierigkeit der Ausſprache ein, die, um den richtigen Sinn zu geben, doch die beiden Konſonanten auseinanderhalten muß. Es muß die ſchwebende Ausſprache zu Hilfe genommen werden, wie ſie der Franzoſe hat, wenn er ausnahmsweiſe den Doppelkonſonanten in dem Wortinnern nicht als einfachen, ſondern als Doppellaut ſpricht, wie in la villa: vil-la im Gegenſatz zu ville, deſſen ll nur wie ein l geſprochen wird. In dem Paralipomenon „So ruhe denn an Deiner Stätte“ heißt es Zeile 5: „Verkünd' ich oben die gewonn'ne Wette“. In der Legende vom Hufeiſen heißt es:

„Wer geringe Dinge wenig acht't". Nun ſagt Phorkyas zu Helena, um ſie zu ermutigen, ſich dem Burgherrn anzuvertrauen: „Man ſchilt das Volk Barbaren: doch ich dächte nicht, daß grauſam einer wäre .... ihm vertraut' ich mich. Und ſeine Burg! Da ſolltet ihr mit Augen ſehn!" In dieſen hypothetiſchen Sätzen iſt das Imperfekt des Konjunktivs überall einzig und allein an ſeiner Stelle, wie es denn auch in ähnlicher Lage von Mephiſtopheles wieder gebraucht wird, wenn er Fauſt zu überreden ſucht, indem er ihm vorhält, was er thun ſollte und was er dabei fühlen könnte: Vers 10148 ff.: „Da freut' ich mich an Rollekutſchen ... Und wenn ich führe, wenn ich ritte, Erſchien' ich immer ihre Mitte ... Dann baut' ich grandios ... Dann aber ließ' ich allerſchönſten Frauen ... Verbrächte da grenzenloſe Zeit ..." Nun lieſt man aber im Zuſammenhang der erſten Stelle Vers 9016: „Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich": „Ich acht'" kategoriſches Urteil, „ich vertraut'" hypothetiſches Urteil, nachdem es vorher gleichfalls hypothetiſch „ich dächte nicht" gelautet hatte, und weiterhin kommt: „Die ſolltet ihr ſehn." Ein ſolches Herausfallen aus Sinn und Konſtruktion iſt unmöglich. Es muß Vers 9016 geſchrieben werden: „Ich acht't' auf ſeine Großheit", was beim Sprechen leicht überhört werden kann. Die Form „ich acht'te für „achtete" wäre nicht ſo auffällig: hier aber fällt das Schluß-e vor dem folgenden Vokal im Worte „auf" zur Vermeidung des Hiatus fort, und es entſteht die Form „acht't'", die, aus dem Zuſammenhang herausgegriffen, auffällig erſcheinen möchte, die aber im Zuſammenhang leicht verſtändlich iſt, da man hier mit Notwendigkeit die hypothetiſche Form erwartet und darin auch durch den Wegfall des Schluß-e nicht getäuſcht werden kann.

Einzelne Erläuterungen. Daß die Szene „Wald und Höhle" ihren jetzigen Beſtand erſt allmählich erhalten hat, iſt wohlbekannt: die äſthetiſchen Gründe für die Umgeſtaltung infolge der Herſtellung des neuen Zuſammenhanges der Dichtung ſeit 1797 habe ich früher dargelegt (Goethes Fauſtdichtung S. 88—90). Es fragt ſich nun, ob für jemanden, der die Szene, wie ſie jetzt geſtaltet iſt, unbefangen, d. h. in dieſem Falle ohne Rückſicht auf ſeine litterariſche Kenntnis von ihrer allmählichen Entſtehung, ſo wie ſie der Dichter im Zuſammenhang der Geſamtdichtung ſchließlich dargeboten hat, in ſich aufnimmt, irgend ein Inkongruenz wahrnehmen müßte. Es ſoll in Vers 3303 eine Schwierigkeit liegen: „Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne". Die Antwort auf die Frage „Wo drinne?" ergiebt ſich jedoch aus dem Zuſammenhange leicht: In der Stadt. Der Unterſchied des Raumes in und vor der Stadt war im vorigen Jahrhundert weit ſtärker ausgeprägt als heutzutage, zumal in einer von Mauern umſchloſſenen Stadt, wie es das Frankfurt Goethes war. Und trotzdem

die Stadt nun bald hundert Jahre geöffnet iſt, heißt es auch heute von dem außerhalb der Wallſtraßen und der ſeit dreißig Jahren auch in ihren letzten Reſten beſeitigten Thore Wohnenden immer noch, daß er „vor dem Thore“ wohne.[1]) So bezeichnet Goethe denn auch eine ganze Szene mit dem Ausdruck „Vor dem Thor“. „Wald und Höhle“ ſind nun natürlich „vor dem Thor“. Wenn Gretchen am Fenſter ſteht und ſieht die Wolken „über die alte Stadtmauer hin“ ziehen, ſo ſteht ſie in der Stadt drin und ſehnt ſich hinaus, während ſie vom Standpunkte des Waldes aus ſich in der Stadt drinnen befindet. Der Ausdruck „dadrinne“ wird umſo leichter verſtändlich, wenn man ſich die Stadt vom Wald aus geſehen vorſtellt, oder, falls dies zu ſchwierig für die Entfernung wäre, wenn man zugiebt, daß die Lage der Stadt, vom Walde aus bezeichnet, als bekannt vorausgeſetzt werden darf. Goethe unterſcheidet auch in Weimar noch echt frankfurtiſch die Ortsbezeichnungen innerhalb und außerhalb der Stadt. Von ſeinem Garten aus ſchreibt er (Briefe, Weimarer Ausgabe) Nr. 459: „Die Ruhe hierhauſſen iſt unendlich“; Nr. 463: „Es iſt eine herrliche Empfindung dahauſen im Felde allein zu ſitzen“. Dieſem „dahauſſen“ entſpricht als Gegenſatz genau „dadrinne“. Wenn es in der Fauſtdichtung ſelbſt Vers 1259 60 heißt: „Drinnen gefangen iſt Einer! bleibet haußen!“ ſo iſt dies derſelbe Gegenſatz von innerhalb und außerhalb des abgeſchloſſenen Raumes, und wenn es heißt, daß die Geiſter dies „auf dem Gange“ ſingen, ſo zweifelt niemand, daß „drinnen“ heißt: „im Zimmer“. Hier iſt der Gegenſatz innerhalb und außerhalb der durch die Mauer umſchloſſenen Stadt — da muß das von dem im Walde, alſo draußen ſtehenden Mephiſtopheles geſprochene: „dadrinne“ notwendig bedeuten: „in der Stadt“. Ebenſo heißt es Vers 6174 „Iſt nicht da drinnen Luſt genug“: Mephiſtopheles, in die düſteren Gänge der finſteren Galerie hinausgezogen, weiſt auf den Innenraum, den Saal hin, wo das Hofgedränge Gelegenheit zu Spaß und Trug bietet. Als Phorkyas droht er den troiſchen Mädchen den Tod „am hohen Balken drinnen“ (Vers 8928) und verweiſt ſie auf deſſen baldiges Eintreten Vers 9070 „Merkt den Eurigen dadrinne“. Der Chor fragt ſpäter, erſtaunt über das, was nach der Phorkyas Erzählung ſich alles in der Höhle zugetragen haben ſoll: „Wie? dadrinnen?“ (Vers 9588) und ſagt Vers 9594: „Thuſt Du doch, als ob dadrinnen ganze Weltenräume wären“. Bei ſolchem gleichmäßigen Gebrauch möchte auch in der fraglichen Stelle als Gegenſatz zu „Wald und Höhle“ mit Rückſicht auf die Stadtmauern ſich von ſelbſt die Antwort ergeben:

[1]) Dieſe Redewendung iſt litterariſch feſtgelegt in dem weltbekannten Frankfurter Bilderbuch, dem „Struwwelpeter“ (von H. Hoffmann), wo es heißt: „Es geht ſpazieren vor dem Thor Ein kohlpechrabenſchwarzer Mohr“ (aus den vierziger Jahren).

in der Stadt. So ist es daher in der „Erläuterung" S. 56 gefaßt worden.

Goethe bezeichnet gerne prägnant mit einfachem Ausdruck das, was sonst unmittelbarer verständlich mit zusammengesetztem Ausdruck gegeben wird. Wenn es Vers 7872 heißt „Und führt doch nur geduldig Volk am Seile", so ergiebt sich von selbst, daß „Seil" hier im Sinne von „Narrenseil" steht. Wenn nun Vers 5962 der Herold berichtet: „Schon geht der Wald in Flammen auf", so wird sich aus dem Zusammenhange leicht ergeben, was für ein Wald gemeint ist. Der Mummenschanz spielt in einem „weitläufigen Saal mit Nebengemächern": von aufgestellten Walddekorationen ist nirgend die Rede — sie hätten hier bei dem vielfältig wechselnden Inhalt des Festzuges auch keinen Sinn. Dagegen läßt sich ein solcher weitläufiger Saal nicht ohne Säulen denken, besonders wenn die ihn erweiternden Seitengänge und Nebenräume dazu kommen. Man mag sie sich mit Laub und sonstigem Dekorationswerk geschmückt denken, wie es in solchen Fällen üblich ist: nach Vers 5157 putzen die Gärtnerinnen ihren Kram unter „grünen Laubgängen" auf — es sind die durch die laubumwundenen Säulen gebildeten Nebenräume (vgl. 5112/13). Dieser Säulenwald geht in Flammen auf, die zum „holzverschränkten Deckenband", der kassettierten Saaldecke, aufzüngeln, so daß in der That ein allgemeiner Brand drohen müßte, wenn es sich nicht glücklicherweise um ein „Flammengaukelspiel" handelte. Vgl. „Erläuterung" S. 76/77.

Einige Parallelen. Den Schluß dieser fragmentarischen Beobachtungen mögen einige Parallelen machen, die jedoch weit davon entfernt sind chronologische oder sonst irgend welche Feststellungen textkritischer Art zu bezwecken: sie sollen nur verwandte Klänge aus der Zeit selbst oder auch aus anderer Zeit ertönen lassen, um zu zeigen, wie bei dem Dichter selbst oder bei anderen verwandte Gedanken oder Ausdrucksweisen hervortreten: ein irgendwie kausaler Zusammenhang wird nicht vorausgesetzt und soll daher auch nicht nachgewiesen werden. So haben sie vielleicht keinen direkten praktischen Zweck: indessen mag es doch von Interesse sein, neben Wagners Worten (Vers 1130 1) „Von Norden dringt der scharfe Geisterzahn Auf Dich herbei mit pfeilgespitzten Zungen" die Worte der Frau Rat vom 10. Juli 1793 zu stellen, die gewiß zu ihrem Hausvorrat kräftig ausgedrückter Gesundheitsgrundsätze gehörten: „Nehme Dich nur zur Abendzeit vor Verkältung in acht — denn der Nordwind so erquickend er ist — macht gern Bauchgrimmen". So kann man zu den Worten Fausts Vers 4702: „Sie tritt hervor — und, leider schon geblendet, Kehr' ich mich weg, von Augenschmerz durchdrungen" die Worte aus den in Band 11 der Abteilung II der Weimarer Aus-

gabe zuerst gedruckten Aphorismen „Naturwissenschaft im allgemeinen“ (S. 140 f.) stellen: „Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer, der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, die heranwachsende Helle mit Freuden, aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden Lichtes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.“

Friedrich Hebbel und Arnold Schloenbach.

Mitteilungen von Ludwig Loeffler in Berlin.

— —

Emil Kuhs breit angelegte Hebbelbiographie weiß nichts über das Verhältnis des Dichters zu Arnold Schloenbach zu melden: auch die Tagebücher erwähnen den Namen nicht, wenn auch eine Stelle in denselben, die unten angeführt werden soll, unzweifelhaft auf Schloenbach zu beziehen ist; die beiden Bände des Briefwechsels bringen ebenfalls keine Briefe der beiden Dichter und, wie mir Herr Fritz Lemmermeyer, der verdienstvolle Herausgeber der schönen Briefe Hebbels an die Familie Rousseau (Magazin für Litteratur 1894, der einen dritten Band des Briefwechsels vorbereitet, freundlich mitteilt, liegen auch im Nachlaß des Dichters keine Dokumente eines Verkehrs zwischen beiden Männern. Die drei Briefe Hebbels an Schloenbach, die hier zuerst veröffentlicht werden, scheinen mir sehr interessant für die Erkenntnis des Menschen Hebbel. Der Dichter litt Zeit seines Lebens unter einer gewissen Vereinsamung, zu der ihn seine innerliche, keusch zurückhaltende Natur verdammte: ohne sie zu suchen, ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, wenn sie sich ihm bot, einen verständnisvollen Freund nicht so sehr seiner Schriften wie seiner Persönlichkeit zu finden; das Tragische in seinem Leben ist, daß diese Freundschaften so selten Bestand hatten und daß die Kleinlichkeiten des Lebens sich fast immer störend in Verhältnisse drängten, die ihrer ganzen Anlage nach von diesen allzu menschlichen Schwächen gerade am wenigsten hätten berührt werden sollen. Die Schuld hat zweifellos oft an Hebbel selber gelegen; daß er sich aber redlich bemühte, Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen und Entzweiung zu verhüten, beweisen die Briefe an Schloenbach. Ähn-

liche Vorkommnisse aber machten ihn immer vorsichtiger und zurückhaltender in seinem Verkehr; und wenn er am 31. Dezember 1855, als er das Facit des Jahres zieht, in sein Tagebuch schreibt (Tagebücher 2, 426): „An einem meiner jüngeren Freunde eine Erfahrung gemacht, die mich, ohne daß ich ihn schelten will, doch bestimmen wird, mehr in die Breite mit Allen zu leben, als in die Tiefe mit Einzelnen; das Letztere geht nur in den seltensten Fällen," so lesen wir diese bittere Resignation nur mit einer gewissen Wehmut. Diese Stelle ist übrigens wohl mit Sicherheit auf seine Erfahrung mit Schloenbach zu beziehen. Die Briefe, von denen I und III in meinem Besitz sind (Brief II wurde mir von Herrn Fritz Donebauer in Prag bereitwilligst zur Abschrift und Veröffentlichung überlassen, wofür ihm auch an dieser Stelle mein herzlicher Dank gesagt sei, nachdem schon eine Stelle daraus in dem nicht genug zu rühmenden Verzeichnis seiner Autographen-Sammlung[1]) gedruckt worden war), sprechen für sich selber; erwähnt sei nur noch, daß das Hebbeln gewidmete Drama Schloenbachs „Der letzte König von Thüringen", vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten, Jena 1854, ist. Die „Weltseele" erschien im Anfang des Jahres 1855, die Vorrede ist vom Herbst 1854 datiert. „Tausend Jahre thüringischer Geschichte", ebenfalls 1855 erschienen (Vorrede vom 26. April 1855), ist Gervinus gewidmet. Die in Brief I erwähnte Magellone ist die Genoveva, die sich mit Rücksicht auf die Censur diese Taufe hatte gefallen lassen müssen; die „neue Tragödie", die Hebbel in Brief III für den Herbst ankündigt, ist „Gyges und sein Ring", die aber erst Wien 1856 erschien. „Agnes Bernauer" und „Michel Angelo" waren 1855 erschienen.

Als Anhang möge noch ein Brief Hebbels an Moritz Kolbenheyer folgen; er ist in dem wohl ganz verschollenen Buche: Toldi. Poetische Erzählung in zwölf Gesängen. Aus dem Ungarischen des Johann Arany, im Versmaß des Originals übersetzt von Moritz Kolbenheyer, Pest 1855 abgedruckt und mag an dieser Stelle der Vergessenheit entrissen werden.

I.

Verzeihen Sie, mein Verehrtester, daß ich Ihren freundlichen Brief erst jetzt beantworte; ich konnte vor Arbeiten und Geschäften nicht früher dazu kommen.

Es kann mir nur zur Ehre gereichen, wenn Sie mir eins Ihrer Dramen widmen, und ich hoffe, daß Sie dieß auch ohne Weiteres vorausgesetzt haben, da das Gegentheil ja gar nicht möglich ist.

Was Ihren Wunsch, Leipzig mit Wien zu vertauschen, betrifft, so halten Sie Sich überzeugt, daß ich ihn nicht aus den Augen lassen werde. Augenblicklich

[1]) Aus der Musik- und Theaterwelt. Beschreibendes Verzeichnis der Autographensammlung Fritz Donebauer in Prag. Prag 1894.

wüßte ich nicht, wie er zu realisiren wäre, aber hier wechseln die Verhältnisse sehr oft und sehr rasch und ich werde die Gelegenheit, Ihnen gefällig zu seyn, zu ergreifen wissen. Freilich muß ich dabei bemerken, daß Niemand der hiesigen Journalistik ferner steht, wie ich, aber es finden sich wohl Mittelspersonen. Für Berichte über die Kunstausstellung in München wüßte ich Ihnen hier kein Unterkommen zu verschaffen; die größeren Blätter haben ihre beständigen Correspondenten und die kleineren drucken einfach nach.

Ich werde wahrscheinlich nächsten Sommer wieder nach Hamburg gehen und dann auch flüchtig Leipzig berühren. Meine Frau mußte Dingelstedts Einladung, sich bei seinem Unternehmen zu betheiligen, leider abschlagen, und Familien-Angelegenheiten ernstester Art rufen uns in den Norden. Vielleicht treffe ich Sie dann.

Meine Magellone ist nach sechs vollen Häusern wieder verschwunden, wenigstens einstweilen. Ich wußte Anfangs nicht, warum, aber die Salzburger Kirchen-Zeitung gab bald Auskunft: sie ist aus sogenannten kirchlichen Gründen verboten! Auf ein kleines Büchlein über mich (Fr. Hebbel, eine Characteristik von Emil Kuh) mache ich Sie aufmerksam; nicht des Gegenstands wegen, wie sich wohl von selbst versteht, sondern weil hier nach allgemeinem Urtheil selten in so eleganter Darstellung eine so gediegene Brochüre hervor getreten ist.

Mit bestem Gruß

Wien d. 19 Ap: 1854.

Ihr ganz ergebener
Fr. Hebbel

II.

Mein lieber Schloenbach!

Es sollte mir aufrichtig leid seyn, wenn wirklich, wie Sie meinen, ein „anderer Kerl" in Ihnen steckte, als ich bisher gedacht habe; ich glaube es aber nicht, und darum antworte ich Ihnen!

Worin hätte ich Sie gründlich mißverstanden? Sie ersuchten mich, Ihnen für Ihre vermischten Schriften einen Verleger in Wien zu verschaffen und ich that, was ich konnte. Sie meldeten mir, daß Sie mich in Ihren Vorlesungen für Deutschlands größten dramatischen Dichter erklärt hätten, und ich dankte Ihnen dafür, schränkte Ihren Ausspruch aber so weit ein, als meine Achtung vor zwei gleich berechtigten Vorgängern es mir zur Pflicht machte. Sie beschwerten Sich über mein Stillschweigen hinsichtlich Ihrer Weltseele, und ich zeigte Ihnen an, daß Ihr Buch, gleich vielen anderen mir auf dem Buchhändlerwege zugesandten Büchern, nicht in meine Hände gelangt sey. Haben Sie Ihren Brief vergessen, oder glauben Sie, daß ich mich des meinigen nicht mehr erinnere?

Das Alles ist einfach und natürlich und daß ich eine eben so einfache und natürliche Aufnahme bei Ihnen erwartete, bewies der Umstand, daß ich Sie um eine kleine Gefälligkeit bat. Wie kommen Sie nun dazu, mir so wunderliche Dinge zu schreiben, meine Ausdrücke in spöttischem Sinn zu wiederholen und sogar eine Adresse, die sich unter Schriftstellern schon so von selbst versteht, wie unter Beamten das Hochwohlgeboren, zu commentiren? Sie können mich doch unmöglich für den geringen Erfolg meiner Bemühungen verantwortlich machen wollen, und sich noch weniger dadurch verletzt fühlen, daß ich Kleist und Grillparzer nicht zu nah zu treten wünsche. Was bleibt aber sonst?

Lesen Sie meinen Brief mit Ruhe noch einmal, dann werden Sie finden, daß ihn ein Mann schrieb, der niemals Hoffnungen erregt, die er nicht zu erfüllen

vermag und kein Lob acceptirt, das ihm nicht gebührt. Ein solcher Mann verdient Achtung, er kann aber auch eine momentane Übereilung vergeben und vergessen, und ist deshalb nach, wie vor,

Ihr

Wien, den 6 May 1855.

aufrichtig theilnehmender
Fr. Hebbel.

Herrn Arnold Schloenbach, Wohlg:
bekannten Schriftsteller,
in
Leipzig.
Inselstraße Nr. 6.

III.

Wien den 22sten Juny 1855.

Vor drei Tagen, verehrtester Herr, erhielt ich endlich auch das zweite oder vielmehr das erste Exemplar Ihrer Weltseele, nebst einem vom 1sten Nov. v. J. datirten Brief; das Paquet war also volle acht Monate unterwegs, wie Sie des Näheren aus dem beiliegenden Couvert von Ihrer Hand ersehen wollen. Nun fragen Sie Sich noch einmal, wie ich Ihnen dafür im Decbr hätte danken sollen und erinnern Sie Sich dieses Vorgangs, der zu den ganz gewöhnlichen gehört, wenn Ihnen irgend Jemand in einem ähnlichen Fall einmal wieder die Antwort schuldig bleibt.

Sie sind jetzt überzeugt, daß ich nicht gegen die Höflichkeit gefehlt habe; eben so wenig, ich muß hierauf zurück kommen und dieß Mal sehr ernst, habe ich Sie mißverstanden. Wer mit mir verkehren will, der muß wenigstens meinen Versicherungen Glauben schenken, wenn es ihm denn auch aus ungenügender Kenntniß meines Characters, mit dem sich frivole oder aristocratische Launen oder motivlose Grillen absolut nicht vertragen, einmal begegnen sollte, mich zu mißdeuten. Wie wäre es wohl denkbar, daß sich ein Mann mit einer Adresse ein Terzianer-Späßchen erlaubte, das kein ordentlicher Student mehr repetirt? Wie mit dieser, sieht es aber mit allen den Voraussetzungen und Annahmen aus, durch die Sie Ihre Übereilung zu rechtfertigen suchen. Ist es denn so schwer, sie einzugestehen, und fühlen Sie den Widerspruch nicht, der darin liegt, mich auf der einen Seite Ihrer Achtung zu versichern und doch auf der anderen in meinem eigenen Eingeweide besser Bescheid wissen zu wollen, als ich selbst. Sie befinden Sich in einer gedrückten Lage, und das macht argwöhnisch und mißtrauisch; warum sollten und wollten Sie es nicht auch einmal gegen mich gewesen seyn!

Aus Ihrer Weltseele und Ihren „Tausend Jahren Thüringischer Geschichte" habe ich mit vieler Freude ersehen, daß Sie Sich den beiden reinsten Quellen echter Menschenbildung zugewendet haben. So ist es recht; Natur und Geschichte! Aber wie kommt Ihnen der Gedanke, daß Ihre Widmung an Gervinus mich stören könne? Ich habe mich zunächst persönlich nicht über ihn zu beklagen, denn ich bin vielleicht der einzige dramatische Dichter der Gegenwart, den er gelten läßt. Im Allgemeinen aber stimme ich mit seiner Betrachtung der modernen Literatur vollkommen überein, und kann den Rath, den er Ihnen gegeben zu haben scheint, nur wiederholen. Nein, wer Gervinus ehrt, der findet mich immer an seiner Seite, ich bin sogar weit entfernt, Julian Schmidt und seiner Kritik die Existenz-Berechtigung ganz abzusprechen, wenn ich mich auch im Einzelnen gegen Manches verwahren muß. Es ist eine Zeit, wo das größte Talent zu viel wagt, wenn es sich für seine Existenz nicht nach einer bürgerlichen Basis umsieht, und dennoch vermehren sich die deutschen Poeten, wie die Schmeißfliegen; da thut der strengste

Maaßſtab noth. Übrigens hatte ich dieſe Anſichten lange, bevor Gervinus ſchrieb, und kann es beweiſen.

Meine neue Tragödie erſcheint erſt im Herbſt; einſtweilen ſind Agnes Bernauer und Michel Angelo da, aus denen, wie ich mir ſchmeichle, einige Bildung zu ſchöpfen iſt, und die ich Ihnen empfehle, wenn Sie wiſſen wollen, was ich vom Individuum verlange. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ich im Herbſt nach Leipzig komme; einſtweilen rechnen Sie auf meine treue Theilnahme und auf meine aufrichtige Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, wo ich kann. Behalten Sie Wien im Auge; ich ſähe Sie gern hier, und wären Sie erſt einmal da, ſo würde ſich wohl auch ein Plätzchen für Sie finden. Ihren Aufſatz in Wigands Jahrbüchern habe ich nicht geſehen; mir kommt gar wenig zu Geſicht. Können Sie mir ihn nicht ſchicken? Vom Gyges erhalten Sie ein Exemplar. Wie immer

Ihr

Fr. Hebbel.

IV.

Sie haben mir, verehrteſter Herr, Ihre Überſetzung des Toldi von Arany vorgelegt und wünſchen zu wiſſen, ob dieſes Ungariſche Gedicht nach meiner Anſicht die Einbürgerung in der deutſchen Literatur verdiene.

Ich glaube, Ihre Frage unbedingt bejahen zu dürfen, denn wenn das Gedicht auch in Bezug auf die Erfindung kaum originell und tiefſinnig genannt werden kann, ſo iſt es in der Ausführung doch höchſt eigenthümlich, und macht den Leſer raſcher und lebendiger mit den Magyariſchen Grund- und Ur-Zuſtänden vertraut, als manches Geſchichtsbuch.

Dieß autochthoniſche Element, wie ich es nennen mögte, ſcheint mir aber ſo gut bei der Poeſie, wie bei'm Wein, den Ausſchlag geben zu müſſen, wo es ſich um die Verpflanzung handelt. Was der eigene Boden in reichlichem Maaße erzeugt, ſoll aus der Fremde nur dann eingeführt werden, wenn es dort neue Verbindungen eingegangen iſt, die ſeine Natur verändern oder noch tiefer erſchließen, und durch dieſe einen neuen Reiz hervorruft. Das iſt hier nun entſchieden der Fall, und darum wird man Ihre Arbeit in Deutſchland gewiß mit Liebe begrüßen. Sie empfiehlt ſich durch Energie des Ausdrucks und Wohllaut des Verſes von ſelbſt.

Indem ich Ihnen alſo für das mir bewieſene Vertrauen danke, bin ich mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebener

Wien, im November 1854.

Friedrich Hebbel.

Miscellen.

Georg Nigrinus' „Papiſtiſche Inquiſition" 1582.

Im Euphorion 5, 36 f. und 256 habe ich das Prognosticon Theologicum 1588 beſprochen und ohne beizuſtimmen, A. Links Behauptung citiert, wornach das Prognosticon ein jüngerer Abdruck der „Papiſtiſchen Inquiſition" von Nigrinus ſein ſollte. Die „Papiſtiſche Inquiſition" habe ich nun in dem Exemplar der Darmſtädter Hofbibliothek kennen gelernt. Sie hat nicht die geringſten Beziehungen zum Prognosticon. Dieſes bezieht die Weisſagungen des alten und

neuen Testamentes auf die wichtigsten Begebenheiten des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts und verkündet die weiteren Ereignisse bis zum jüngsten Gerichte; mit dem Werke des Nigrinus hingegen verhält es sich folgendermaßen.

Der Reichshofrat und bekannte Jesuitenfreund Georg Eder veröffentlichte im Jahre 1573 ein Werk unter dem Titel „Evangelische Inquisition wahrer und falscher Religion wider das gemeine unchristliche Klagegeschrei, daß schier Niemand mehr wissen könne, wie oder was er glauben solle". Er weist hier auf die zahlreichen Spaltungen unter den Protestanten hin, bekämpft die „Inzichten und öffentlichen Unwahrheiten", die sie gegen die katholische Kirche ausstreuen und stellt in einem „Ketzertanz" zusammen, in welchen Artikeln es die Evangelischen mit den Juden, Türken und Heiden halten, oder ärger als diese mit den Lehren des Teufels übereinstimmen. Im Jahre 1579 folgte als zweiter Teil dieses Werkes „Das guldene Flüß christlicher Gemain und Gesellschaft" [1]) in dem gleichen derben Tone und mit der gleichen Tendenz.

Gegen diese beiden Schriften richtete Nigrinus sein oben erwähntes Buch, das schon im Titel die Gegenschriften parodiert. Ich gebe den ganzen weitschweifigen Titel, weil er zugleich ein ziemlich genaues Bild vom Inhalt des Werkes liefert:

Papistische | Inquisition | vnd gulden Flüs | der Römischen Kirchen. | Das ist. | Historia vnd ankunft der Römischen | Kirchen vnd sonderlich vom Antichristischen wesen inn | Siben Bücher verfaßt nach anweisung der geheymen vnnd doch | außgetruckten zahl inn der Offenbarung Johannis. | Darinn aller Römischen Bischoffen, Ertzbischoffen, Patriarchen, Bäpst vnnd entlich der Antichristen Leben vnd händel kürtzlich angezogen | sampt den Decreten vnnd Decretalu, so ihn zugemessen. Vnnd wird auß ihren Hystorien offenbar | wann vnd wie der Antichrist die Römische Kirche habe eingenommen, ja wie er aufkommen, angefangen, zugenommen, gestigen, geherschet vnd entlich wider gefellet worden, was sich auch sonsten im Bapstthumb für grosse veränderung zugetragen. Item von allerhand Conciliis, Orden, Ketzereyen, | auch Wunderzeychen vnnd sonderlichen straffen vnnd mercklichen geschichten auß allerley | Hystorien, Heyligen Vättern vnnd vielen Büchern der Gelehrten, so | hernach mit Namen erzehlet, treulich zusammen | getragen von Georgio Nigrino. | Zu dienstlichem gefallen allen Clamanten vnd Heuchlern des Bapstumbs, wel|:che das Abgöttische Bapstumb nicht genugsam geloben vnd das H. Euangelium geschmehen | vnd schelten können vnd sonderlich wider Doctor Georgen Eders Euangelische Inqui- sition vnd gulden Flüß zugericht, daß sie sich wol darinn | beispiegeln, auffhörn vnd sich bessern. | Darzu vieler Bäpst eygentliche Contrafacturen oder Anbildnussen, welche vor der zeit Frater | Onuphrius Panvinius außgehn lassen, gethan worden. | Anno MDLXXXII. (Die geperrten Zeilen sind rot.) Folio. K. 8 + 728 + 16 S.

War das Werk Eders den Erzherzogen Ferdinand und Karl von Österreich gewidmet, so richtet Nigrinus seine Vorrede an die Herren, Ritter und Bürger Augsburgischer Konfession in Ober- und Niederösterreich. In der außerordentlich umfangreichen Vorrede stellt er sich die Aufgabe Eders Ausführungen im einzelnen zu widerlegen. Darauf folgt eine ausführliche Geschichte der Päbste von Apostel Petrus angefangen bis auf Gregor XIII., dem Zeitgenossen des Nigrinus mit Berücksichtigung der wichtigsten Begebenheiten in der Entwicklung der römischen Kirche überhaupt. Diese Geschichte ist mit der feindseligsten Gesinnung und mit unkritischer Benützung aller Schauermären und schmähsüchtigen Fabeln, die über das mittelalterliche Pabsttum damals im Munde der Protestanten umliefen, abgefaßt.

[1]) Vgl. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 5, 435—438.

Zu demſelben Aufſatze (Euphorion 5, 254 f.) habe ich eine Baſler Spott-Praktik erwähnt: „Neuwe zeit Prophezey . . . auff das MDLXXXI Jar.“ Herr A. Englert macht mich freundlichſt aufmerkſam, daß die Praktik, gegen die ſich dieſe Parodie augenſcheinlich richtet, an der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek vorhanden iſt und folgenden Titel führt:

Prognosticon | Die Fürnembſte | Practica vnd allerley würckung des Jars, aus Himel vnd Erden | Figur abgeſehen vnd ausgelegt, | zů gůt allen menſchen, | durch ein kunſtgelehrten rechten erkenner des Himels | geſtalt, Authoren M. Vrban Lůgislandt | Wirtenbergenſem. | Anno MDLXXV. (Astr. P. 513 28).

Die Vorrede gewidmet „dem Edlen vnd Ehrenveſten Melchior Widergrien von Stauffenburg (sic)“ iſt gezeichnet „Straßburg Decemb. 74.“

Prag. Adolf Hauffen.

Amor und Tod.

1.

Den früher (3, 354. 4, 333) von Reinhold Köhler, J. Minor und mir geſammelten Bearbeitungen der Fabel von den vertauſchten Pfeilen Amors und des Todes vermag ich noch ein paar weitere anzureihen, die mir jüngſt zufällig aufſtießen.[1])

Für Jean Lemaires Erzählungen Cupido und Atropos (oben 3, 356) führt Ph. Aug. Becker[2]) in ſeiner gründlichen Monographie über dieſen Dichter das 41. Sonett des Seraphino Aquilano (Opere 1538) als hauptſächliche Quelle an. Hier will Cupido anfangs die Todesgöttin bekämpfen, dann aber ſchließt er mit ihr Frieden und legt ſich zur Ruhe nieder, nachdem er ihr Bogen und Pfeile übergeben; und ſeitdem

Lei fa l'officio, e lui dormendo giace.

Dieſe einfache Schilderung von der Überwindung Amors durch den grimmen Tod ſcheint alſo den Keim für die ſpätere Dichtung vom Waffentauſche der beiden Götter abgegeben zu haben.

An die durch Alciato feſtgeſtellte Form ſchließt ſich ein fünfſtimmiges Lied des Eislebener Kantors Johann Lyttich aus dem Jahre 1610 an:

1. Cupido auff eine Zeit
Mit dem Tod ſpatzierte weit,

[1]) Nebenher bemerke ich, daß Ignaz Feluer (Neue allemanniſche Gedichte 1803, S. 19) Paulis Erzählung von den vier Jungfrauen (oben 3, 351) unter dem Titel „die Wahrheit“ verſüßierte, daß jüngſt Joachim von Dürow (Über Land und Meer 77, 275: „Feuer, Waſſer, Ehre; einer italieniſchen Volksſage nacherzählt“) die oben 3, 352 behandelte Fabel des Grafen Gaſparo Gozzi erneuert hat und daß bei Sam. Gerlach (Eutrapeliae 1656, 2. Buch, Nr. 163) ein verwandter Ausſpruch des Arztes Peter Francan erſcheint: „Drei Dinge ſind ſtark, Argwohn, Wind und Treue.“ — Zu 3, 354[1]: Hans Sachſens Meiſterlied „Der Tod und Cupido“ ſteht ohne ſeinen Namen in Hans Pfliegels Meiſterliederhandſchrift (Breslauer Stadtbibliothek R. 446, Bl. 226a) und iſt daraus abgedruckt von G. G. Füllborn, Kleine Schriften zur Unterhaltung 2, 58 (1798). — Zu 3, 361: Den Hexameter „Populeam virgam mater regina tenebat“ citiert ſchon Ernſt Wolgemuth, 500 friſche und vergüldete Haupt-Pillen 1669, 3. Hundert, Nr. 25.

[2]) Becker, Jean Lemaire, der erſte humaniſtiſche Dichter Frankreichs, Straßburg 1893, S. 372. — Vielleicht gehört auch Francois Haberts Combat de Cupido et de la Mort (1541) hierher.

Anzuſchawen wunder Ding,
Wie es in der Welt zugieng,
Kehrten ein in ein Wirdshauß,
Wiederumb zu ruhen auß.

2. Verwechſelten da in Eyl
Ihre Bogen vnd ihr Pfeil,
Nahmen ſo vnwiſſendt fort
Letzlich an ein ſolchen Ohrt,
Do ihr zwey beyſammen wahrn;
Eins war jung, das andr bey Jahrn.

3. Der Tod ſah ein alten Man
Ein ſchöns Jungfräulein lieb han,
Hingegen merckt Cupido,
Daß ihr Hertz nicht wahre froh,
So lang als der Alt mit Bitt
Bey ihr wolt auffhören nit.

4. Diß verdroß gar hefftiglich
Den Knaben; darumb er ſich
Länger nicht enthalten kundt,
Bad den Tod, daß er zur Stund
Nehm ſein Bogen in die Handt,
Reimt den Alten auß dem Land.

5. Hingegen dem Jungfräulein
Wolte er ſein Pfeilelein
Der Liebe auch theilen mit,
Damit ſie nach Liebes Sitt
Mit ihrs gleichen ſchertzen ſolt,
Nicht achten des Alten Golt.

6. Aber höret wunder ding,
Wie es dem Alten ergieng!
Weil er war in ſchneller Eyl
Getroffen mit Liebes Pfeil,
Wuſt er nicht, was er für Frewd
Machen ſolt zur ſelben Zeit.

7. Aber das ſchön Jungfräulein
Erlidte groß angſt vnd pein;
Weil Cupido nahm den Pfeil
Des Todes, ſtarb ſie in Eyl
Vnd muſt ſo ihr junges Lebn
Vnverſchuldter Weiß auffgebn.

8. Darauß man denn ſehen kan,
Was die Lieb offt richtet an:
Ein Alter im grawen Barth
Liebet offtmals ſo ſo hart
Als ein Knab; doch weiß ich nicht,
Wer in Liebe mehr außricht.[1])

[1]) Joh. Lyttichius, Venus Glöcklein, Oder Newe Weltliche Geſänge, mit anmuhtigen Melodien vnd luſtigen Texten, auff vier vnd fünff Stimmen. Jena,

Fast gleichzeitig veröffentlichte der junge Joost van den Vondel[1] folgende niederländische Übertragung von Alciatos Versen:

Cupido en de Dood zich leyden om te slapen
In een zacht Bloemen-dal met hun getuygh en wapen;
Maer als zy beyds te gaer ontwaken uyt den dut,
Onwetende nam d'een des anderen geschut:
Het domme Minne-wicht gingh schieten met der ylen.
De herten, die hy trof, haest storven vande pylen:
De dood, de blinde dood, waer zy de borst doorkliefl
Des grijsen Ouden mans, daer queelt hy vande liefd'.

Daerom ist dat, hoe vreemt het schijnt in onzen zinne,
Den Jongen dickwils sterft, en' d'Oude queelt van minne.
Daerom ist dat de Jeughd als eene Bloem valt af
Van heuren groenen steel, geblixemt in het graf.
En dat het Minne-vuyr des Ouden hert doorkruypet
En pynelijck hem t'mergh uyt zijn gebeenten zuypet.
Dat wegh gerucket wert den Jonghling als een dief,
En da den Ouden stock vrijt om zijns herten lief.

Ein andrer niederländischer Dichter, Jakob Cats, hat die Fabel in seine poetische Erzählung von der schönen Rhodope[2] eingeschaltet. Der Tod kommt reise müde in das Haus, wo Cupido schläft, legt sich neben ihm zur Ruhe; als er vor Tagesanbruch aufbricht, ergreift er die goldenen Pfeile des Knaben statt der seinen. Cupido zieht später mit den schwarzen Pfeilen des Todes aus, erblickt eine junge Maid, die noch nichts von Liebe weiß, und schießt auf sie. Stöhnend sinkt sie aufs Bett und verscheidet in den Armen der klagenden Mutter. Jetzt erst erkennt Cupido den Pfeil des Todes, vermutet den Hergang der Verwechslung und eilt, den Tod aufzusuchen. Dieser hat inzwischen den alten Cassander, dessen Leben er enden wollte, durch seinen Pfeil mit Liebe zu der jungen Rhodope, der Heldin der voraufgehenden Liebesgeschichte, erfüllt. Cupido schlägt ihm eine gütliche Abgrenzung ihrer Macht vor; der Tod soll nur auf die Alten zielen und Cupido nur auf die Jungen:

Hy wil beloste doen van noyt te sullen komen,
Daer eerst de bleke Doot de plaets heeft in-genomen.
Mits dat het mager spook geen huys betreden magh.
Al waer men besigh is met Venus soet bejagh.

Joh. Weidner 1610 (Cantus und Quinta Vox in Berlin; auch in Hannover). Nr. XII.

[1] Vondel, Den gulden winckel der konstlievende Nederlanders 1613, Nr. 13 = Werken ed. J. van Lennep 1, 177 (1855) mit einem Holzschnitte. Ich verdanke den Hinweis einem Aufsatze Worps über die Quellen von Catsens Trouringh (Noord en Zuid 20, 39—66).

[2] s' Werelts Begin, Midden en Eynde, besloten in den Trou-ringh. Zuerst 1637; in der Amsterdamer Folioausgabe von 1657, S. 204—208: „Tusschen-val, vervattende het krakeel tusschen de Liefde en de Doodt", mit zwei hübschen Kupferstichen nach Adrian van der Venne (1589—1662). — Von Barthold Feind verdeutscht in den Sinnreichen Werken und Gedichten des Jacob Cats 4, 689—702 (Hamburg 1712). — Über die verschiedenen Versuche des 17. Jahrhunderts, Cats in Deutschland einzubürgern, habe ich in der „Tijdschrift voor nederlandsche Taal- en Letterkunde" 16, 241—261 gehandelt.

Aber davon will der grimmige, auf seine unbeschränkte Gewalt stolze Geselle nichts hören und nennt sich den König der Welt. Diese Anmaßung weist Cupido in längerem Wortwechsel siegreich zurück; denn

't Was liefde, die van outs de werelt heeft gebout,
't Is liefde, die het werck voor eeuwich onderhout.

1676 benutzte der schwedische Dichter Samuel Columbus (1642—1679) während seines zweijährigen Aufenthaltes in Leipzig unser Motiv, dessen Ausgestaltung durch Cats ihm vorgelegen zu haben scheint, zu einem deutschen Glückwunschgedichte für die Hochzeit des schwedischen Rentmeisters Marcus Cronström mit Sigrid Ekehielm: „Pfeil-Verwechslung deß Todes und der Liebe." [1]) Nicht ungeschickt weiß er den Schluß seinem Zwecke gemäß versöhnend zu gestalten, wenn auch sonst manche Geschmacklosigkeit im Ausdruck mit unterläuft. Den schwedischen Verfasser verraten nur die bisweilen für Venus und Cupido verwendeten Bezeichnungen Fröya und Astril. Aus dem Vorworte hebe ich noch seine interessante Würdigung der deutschen Sprache hervor: „die ich so wol auß Veranlassung des Orts, wo man sie am zierlichsten und reinsten zu reden pfleget, als auß sonderlicher Beliebung zu üben angefangen habe; von der ich gestehen muß, daß sie nicht minder zum Entwurff aller anmuthigen Süßigkeit und süßen Anmuthigkeit diene, als den Befehl eines gestrengen Haus Herrens, die Seinigen damit in Furcht zubringen, oder eines andern Befehl-Habers, ja auch selbst deß grausamen Martis donnernde und herein-polternden Kriegs-Ungestümigkeiten und Commendirungen vorzustellen."

1. Einsten kehrte der Cupido, als der helle Sonnenschein
Nun die Welt gesegnen wolte, in das nechste Wirthshaus ein,
Legte da die Pfeil' und Bogen, Reise-müde von sich nieder
Auff die Banck, und in das Bette seine wolgestallten Glieder.

2. Uber eine kleine Weile kam dazu der bleiche Tod,
Gleichsam müd und überdrüssig von der Angst und vielen Noth,
Die er angerichtet hatte auff dem weiten Kreiß der Erden,
Wolte nun deß kleinen Astrils Schlaff- und Ruh-geselle werden.

3. Als nun kaum das weiche Bette ihre Glieder eingefaßt,
Kam der sanffte Schlaff geschlichen und befreyte sie der Last
Der deß Tags geführten Sorge; allen Kummer, alles Kräncken
Wil die angenehme Ruhe in des Lethes Strom versencken.

4. Schlieffen so in aller Stille Wälder, Felder, Stadt und Land,
Biß die güldne Morgenröthe dieses Paar beysammen fand;
Da erhub sich erst der Kleine, der da allen Früh-Schlaff hasset
Und bey jedem neuen Morgen auch ein neues Hertze fasset.

---

[1]) Samuel Columbi Bibliske Werld sampt andre hans Poetiske Skrifftер, Stockholm 1687, Bl. Mja = Samlade Vitterhets-arbeten af svenska författare utg. af P. Hanselli 2, 195 (1856). — Auch andre schwedische Schriftsteller jener Zeit, wie Lasse Johansson, J. G. von Beyer, S. Triewald, Sophie Brenner, Ebba Maria de la Gardie, Amalia und Aurora von Königsmarck, dichteten in deutscher Sprache oder übertrugen wie Paulini, Wivallius, Arrhenius, Kolmodin, Svedberg, Rosenfeldt deutsche Lyriker. Auf den Einfluß des deutschen Gesellschaftsliedes, den ich gelegentlich in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 3, 295 betonte, weist es z. B. auch, wenn Christoph Leyoncrona (Hanselli 6, 155) sein Gedicht „Phantasie" mit der Versicherung beschließt: „Jag din, du min."

5. Aber Unglück! als der Kleine lief und tappte in der Eyl,
Da ergreifft er unvermuthet seines Schlaff-Gesellens Pfeil,
Womit er sich ohn Bedencken wieder auff die Sprünge machte
Und wie vormals Liebes-Strahlen[1]) wieder an zu werden [!] dachte.

6. Schmertzlich war es anzusehen, wie die beste Lust der Welt
Wurd so plötzlich abgekürtzet: wie die zarte Blume fäll't
Von dem Schnitter umgehauen, wie die Veilchen, Rosen, Nelcken,
Die ein Unhold abgebrochen, binnen einer Nacht verwelcken.

7. Also fällt die edle Jugend, Lust und Anmuth ihrer Zeit
In der Jahre schönster Blüte durch die Unvorsichtigkeit;
Die vorhin behenden Füße müssen nun getragen werden,
Und der Purpur-Glantz der Glieder eingescharrt der schwartzen Erden.

8. Wo zuvor ein frohes Lachen und der Säiten süßer Klang
Schalte, da erhebt sich jetzo ein betrübter Leich-Gesang;
Zimmer, die mit Pracht deß Goldes und des Silbers angefüllet,
Werden itzt mit schwartzen Tuche, Boy und Schleyer umgehüllet.

9. Eine gleichfalls fremde Wirckung seines Pfeils vernam der Tod:
Statt deß Schmertzens Schertz entstande, Liebe statt betrübter Noth;
Die Verlebten, die man eher in der Grufft gesuchet hätte,
Wurden unverhofft bey Paaren angetroffen in dem Bette.

Von der Fortsetzung gebe ich nur einen Auszug. Die Klage der Menschen über die verkehrte Ordnung der Dinge dringt nach Paphos zu Venus. Diese ruft ihren Sohn und gebietet ihm, seine Pfeile, um die ihn ein Mörder betrogen habe, wiederzuholen. Cupido ahnt die Ursache des Mißgeschicks, sucht den Tod auf, nimmt ihm nach einem Streitgespräche, das an Cats erinnert, die Pfeile ab und eilt zu seiner Mutter zurück. Auf sein Drängen bittet Venus den Jupiter, die Wunden zu heilen, die Cupido wider Willen geschlagen hat. Der höchste Gott erwidert darauf:

27. „Diese Zeitung, liebste Tochter, hat mir schmertzlich weh gethan,
Nun, weil niemand, was geschehen, auch ein Gott nicht ändern kan,
Die gestorben, sind gestorben; denen aber, so noch leben,
Völlig wieder auff zuhelffen soll dir werden Krafft gegeben.

28. „Seyd getrost, ihr Patienten, denen Amor Schaden that!
Eine Göttin wird es heylen, was ein Gott beschädigt hat.
Ihr Gesunden seyd nicht trotzig! Denn wenn Astril solches spüret,
Wird er in der That erweisen, daß er eigne Pfeile führet."

Endlich möchte ich noch auf ein lateinisches Gedicht des 16. Jahrhunderts hinweisen, das der Florentiner Professor Andreas Dactius verfaßte und dessen Entstehungszeit ich nicht genauer anzugeben vermag. Ich entnehme es aus den Delitiae CC. Italorum poetarum collectore Ranutio Ghero 1, 889 (1608):

De Amore et Morte.

Nactus idem hospitium noctu cum Morte Cupido,
Mutatis temere mane abeunt pharetris.

[1]) Dazu macht Columbus eine lateinische Anmerkung über die vergessene Urbedeutung von Strahl = Pfeil, verweist auf das italienische Wort „strale", das von den Goten übernommen sei, und deutet die Pfeile, mit denen im griechischen Mythus Apollo den Python erlegte, in gleichem Sinne.

Haec dolet invalidis dare sese vulnera, fortes
Ille mori, dubius suscitat arma dolus.
Pugnantes dirimit Nemesis: male perdita cesses,
Summa hominum fugiant haec mala, Mors et Amor.

Berlin. J. Bolte.

2.

Sautels Gedicht (oben 4, 333) ist auch von dem österreichischen Dichter Anton Schreyer (vgl. Goedekes Grundriß 6², 788) frei übersetzt worden (Poetische Versuche, Eger 1812. 2, 60 f.):

Kupido und der Tod.

(Eine Fabel frey aus dem lateinischen Gedicht des P. Sautel übersetzet.)

Kupido, und der Tod, die trafen einstens sich
Auf off'ner Straße. — Brüderlich
Lustwandelten sie fort. — Auf beider Rücken
War Köcher, Bog'n und Pfeil in Ordnung zu erblicken;
Nur mit dem Unterschiede, daß in bitt're Galle
Ein jeder Todespfeil sich eingetaucht befand,
Da man im Gegentheil Kupidos feine alle
In Honigseim getränket sah. — Es stand
Am Himmel drohend ein Gewitter,
Und müde suchten uns're Ritter
Die nächste Herberg auf. — Wie konnt' es anders seyn;
Der Sturm hob an; sie beede schliefen ein. —
Mit Krachen weckt ein Donnerstreich
Die beeden Schläfer auf. — Zugleich
Grif jeder nach den Waffen. — In der Eile
Vertauschten sie den Köcher und die Pfeile; —
Nun gieng ein jeder wohl behalten
Der Jägerey auf Menschen nach. —
Der Tod schoß eifrig auf die Alten;
Kupido auf die Jungen, wie er kann und mag.

* * *

Und daher rühret es, daß oft noch Liebe sucht
Ein alter Geck; indem manch Junger sie verflucht.

Prag. August Sauer.

3.

Zu den Bearbeitungen dieses Motivs möchte ich noch auf eine weitere nicht uninteressante Bearbeitung aufmerksam machen. Sie ist in dem von F. X. Told herausgegebenen Wiener Taschenbuch „Fortuna" auf 1825, 166 f. abgedruckt und hat J. F. Castelli zum Verfasser. Die Vertauschung der Waffen, die in den bisher bekannten Versionen durch Zufall, in der Eile nach spätem Aufstehen, in der Weinseligkeit oder durch ein alarmierendes Ereignis, einmal auch absichtlich und einmal durch eine dritte Person (die Wirtin in Ratschkys Bearbeitung) erfolgt, wird bei Castelli durch den Ruf: „Feuer! Feuer!" motiviert. Das allein ist ein neuer Zug,

vielleicht aber bereits in der Vorlage enthalten, als welche wir im Hinblick auf Caſtellis unabläſſige Beſchäftigung mit der franzöſiſchen Litteratur am liebſten eine noch unbekannte franzöſiſche annehmen möchten. Seine Bearbeitung lautet folgendermaßen:

Der Irrthum.

Einſt begegneten ſich Amor
Und der Tod auf einer Reiſe,
Schnelle machten ſie Bekanntſchaft,
Denn obſchon an Jahren ungleich,
Glichen ſie ſich doch an Bosheit
Und ſie gingen mit einander
Scherzend ihres Weges weiter.

Als die Nacht den ſchwarzen Schleyer
Senkte auf die Fluren nieder
Traten ſie in eine Herberg,
Aßen, und in einem Zimmer
Legten Beyde ſich zur Ruhe.

Plötzlich ſchallt bey Nacht Getöſe
Beyde wachten auf und „Feuer!
Feuer!“ ſchrien viele Stimmen,
Ganz erſchrocken ſprangen Beyde
Auf vom Lager, rafften, was ſie
Mitgebracht in Haſt zuſammen,
Und entfernten auf verſchiedner
Bahn ſich ohne Lebewohl.

Als der Morgen kam, bemerkten
Beyde, daß ſie in der Eile
Im Gepäcke ſich vergriffen,
Amors Pfeil' und Köcher waren
Jetzo in des Todes Händen,
Und der Gott der Liebe war
Im Beſitz der Senſe nun.

Doch der Irrthum machte ihnen
Nicht viel Kummer, Pfeil und Senſe
Waren beyde ja zu brauchen
Um die Menſchen zu verwunden;
Doch ein andres qui pro quo
War aus dieſem Tauſch entſtanden:
Denn es rafft ſeit dieſer Zeit
Oft der Tod die Jugend weg,
Und der Liebesgott verwundet
Unbarmherzig oft das Alter.

Wien. E. Horner.

Recenſionen und Referate.

Paul H., Deutſches Wörterbuch. Halle. Niemeyer 1897. 10 M.

Die Wortforſchung, die in früheren Zeiten den Höhepunkt grammatiſcher Leiſtungsfähigkeit bedeutete, die z. B. am Ende des vorigen Jahrhunderts alle Hilfsmittel der deutſchen Sprachwiſſenſchaft in ihren Dienſt geſtellt hatte, in unſerem Jahrhundert iſt ſie merklich hinter anderen Arbeitsgebieten der Philologie zurückgeblieben. Der Grund für dieſe Thatſache liegt außer in perſönlichen und zufälligen Urſachen wohl hauptſächlich in der äußeren Form, in der die Wortforſchung ihre Ergebniſſe noch heute wie vor Alters zu überliefern gewohnt iſt, in der alphabetiſchen Reihenfolge als dem Gliederungsgrunde der Darſtellung. Als Erbſtück aus alten Zeiten hat dieſe äußere Form auch auf den inneren Gang der Wortforſchung vielfach hemmend eingewirkt, vor allem hat ſie wie eine Schranke ſich erwieſen, die den Zuſammenhang mit den übrigen auf neuer Grundlage erbauten Disciplinen aufhob. So ſind wir zu einem ſeltſamen Zuſtande gekommen. Die geſamte wiſſenſchaftliche Arbeit der letzten Jahrzehnte hat auf lexikaliſchem Gebiete eigentlich nur Forderungen wachgerufen, Anſprüche großgezogen, den Wörterbuchſchreibern jedoch, z. B. denen, die am großen Werke der Brüder Grimm arbeiten, hat ſie nur vereinzelte Hilfsmittel dargeboten. Ein Hauptfehler liegt auch darin, daß man alles auf einmal haben will, ſtatt daß man auch hier ſich beſcheide und das weitgeſteckte Ziel auf Etappen erreicht. Was für ein Ziel uns vorſchwebt und wie vielgeſtaltig dieſes Ziel ſich dem heutigen Beſchauer darbietet, das hat Hermann Paul in ſeiner Abhandlung über die Aufgaben der wiſſenſchaftlichen Lexikographie (Münchener Sitzungsberichte 1894) gezeigt. Wenn uns nun derſelbe Verfaſſer in Anknüpfung daran ein deutſches Wörterbuch bietet, ſo liegt es nahe, das eine am andern zu meſſen. Das mag im erſten Augenblicke für Pauls Wörterbuch nicht günſtig ſcheinen: dort eine ungemeſſene Ausbreitung von Gedanken und Wünſchen, hier eine ſtraffe Einſchränkung auf ganz beſtimmte Aufgaben und Abſichten; die nächſte Folge einer ſolchen Vergleichung wird ſicherlich eine Enttäuſchung ſein. Aber dieſe Enttäuſchung

wird nur ſo lange dauern, bis man ſich auf den richtigen Standpunkt der Betrachtung ſtellt, einen Standpunkt freilich, den uns diejenigen erſchweren, die das Werk bisher in der Öffentlichkeit ſo geräuſchvoll geprieſen haben. Pauls Wörterbuch bedeutet einen neuen Typus in der Reihe der Wörterbücher, ſeine Aufgabe kann nicht ſein, irgend eines der alten zu erſetzen, es iſt nicht geeignet, die gangbaren neuen zu verdrängen. Seine Bedeutung liegt faſt mehr darin, daß es neue Bedürfniſſe wach ruft, als daß es die landläufigen Bedürfniſſe deckt. Als Nachſchlagewerk wird es den Kenner oft mehr befriedigen als denjenigen, der Belehrung ſucht. Kennzeichnend iſt ſchon, wie hier die alphabetiſche Reihenfolge, die der Gewohnheit wegen beibehalten wurde, in ein neues Verhältnis zur Darſtellung geſetzt wird. Überall wird man das Beſtreben des Verfaſſers gewahr, den Einengungen der gewählten Form ſich zu entwinden, Zuſammenhänge zu gewinnen, die über die Schranken der Gliederungsweiſe hinausgreifen. Denn dem Verfaſſer iſt es jeweils nicht ſo ſehr um das eine Wort und um deſſen Geſchicke zu thun, als um die Entwickelungsgeſetze der Sprache, die ſich in dieſen Geſchicken beobachten laſſen. Die Errungenſchaften der neueren Sprachforſchung werden ſomit auch in die Form des Wörterbuches übergeleitet, und es verräth die darſtelleriſche Kunſt des Verfaſſers, daß dieſe Form hierdurch wohl erweitert, aber nicht geſprengt worden iſt. Pauls Wörterbuch iſt in erſter Linie eine Bereicherung der lexikaliſchen Methode; als lexikaliſches Hilfsmittel dürfte es erſt in die zweite Linie zu ſtellen ſein. Einen beſonderen Vorzug des Werkes nach der letzterwähnten Seite bilden die knappen und treffenden Angaben über die mundartlichen Verhältniſſe unſeres Wortſchatzes. Daß hier freilich erſt die Anfänge einer mundartlichen Wortforſchung zu Tage kommen, iſt im Stande der Vorarbeiten begründet. Weniger können nach der litterarhiſtoriſch-ſtiliſtiſchen Seite die Angaben über den Wortgebrauch der einzelnen Dichter und Schriftſteller als ausreichend bezeichnet werden. Hier offenbart ſich eben zugleich eine Selbſtbeſchränkung, die der Verfaſſer in gleicher Weiſe dem kulturgeſchichtlichen Ertrage der Wortforſchung gegenüber angewendet hat. Wir müſſen ſolchen Verzicht als weiſe und dankenswert hinnehmen, denn nur durch die Preisgabe eines Teiles der lexikaliſchen Aufgaben war in ſo engem Rahmen ein Fortſchritt für das ganze Gebiet zu erzielen. Paul iſt es beſonders geglückt, mit den knappſten Mitteln das Weſentliche zum Ausdruck zu bringen, was von ſeinem Standpunkt aus über ein Wort zu ſagen war. Nach dieſer Seite flößt mir jede neue Stichprobe neue Bewunderung ein, namentlich bei Worten, die ich ſelbſt für das Deutſche Wörterbuch ausführlich zu behandeln hatte. Nicht immer glücklich war ſeine Hand bei der Auswahl der zur Darſtellung gelangenden Worte. Doch das gehört zu den kleinen Mängeln, die hier nicht mit gewogen werden dürfen.

Heidelberg. H. Wunderlich.

Neue Erſcheinungen zur Volkspoeſie.

1. Woſſidlo R., Mecklenburgiſche Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereines für mecklenburgiſche Geſchichte und Altertumskunde geſammelt und herausgegeben. 1. Band. Rätſel. Wismar 1897.

2. Köhler E., Volkslieder von der Moſel und Saar mit ihren Melodien aus dem Volksmunde geſammelt. Mit vergleichenden Anmerkungen und einer Abhandlung herausgegeben von John Meier. I. Band. Texte und Anmerkungen. Halle 1896.

3. Tetzner F. und H., Dainos. Litauiſche Volksgeſänge, mit Einleitung, Abbildungen und Melodien herausgegeben. (Univerſal-Bibliothek Nr. 3694). Leipzig o. J. 0·20 M.

1. Von den (nun ſchon zahlreichen) Unternehmen zur Sammlung der Volksüberlieferungen in den verſchiedenen deutſchen Landſchaften iſt die von Woſſidlo geleitete Sammelarbeit zuerſt eröffnet worden und am weiteſten gediehen. Im Auftrage des Vereines für mecklenburgiſche Geſchichte und Altertumskunde, gefördert von der mecklenburgiſchen Regierung, unterſtützt von der eifrigen, uneigennützigen Mitarbeit aller Kreiſe des Volkes, hat Woſſidlo bereits überaus reiche Schätze zuſammengebracht, die die ältere Sammlung von Bartſch weit zurücklaſſen. Den Berichten und Proben, die Woſſidlo ab und zu in der „Roſtocker Zeitung“ veröffentlicht, folgte ſeine erſtaunlich reichhaltige Zuſammenſtellung der verſchiedenartigſten niederdeutſchen Redensarten über Wetter, Kälte, Geſtirne, Wind, Meer u. ſ. w. in der Zeitſchrift des Vereines für Volkskunde 5, 302—325, 424—448.

Nun liegt uns der erſte Band des eigentlichen Hauptwerkes vor, der auf Grund von etwa 800 Beiträgen und den eigenen wertvollen Funden des Herausgebers die mecklenburgiſchen Volksüberlieferungen ſelbſt enthalten ſoll. Es iſt zweifellos die reichhaltigſte deutſche Rätſelſammlung. Sie enthält im Ganzen 2141 zumeiſt aus dem Munde alter Landleute gewonnener ſelbſtändiger Rätſel, von denen die meiſten in zahlreichen, einige in mehr als hundert Faſſungen dem Herausgeber vorgelegen haben. Dieſe erſtaunliche Fülle giebt einen glänzenden Beweis für die kräftige Phantaſie, die ſcharfe Naturbeobachtung, die geſunde Lebensweisheit, den unverwüſtlichen Humor des Volkes, während die zahlloſen, vielgeſtaltigen ſcherzhaften Namenbildungen, komiſchen Bezeichnungen (z. B. für die Egge S. 10 und 61 über fünfzig) und Redensarten die überquellende Kraft der Mundart bezeugen. Viele altertümliche Rätſel bringt Woſſidlo zum erſten Male, andere weichen von den allgemein verbreiteten Faſſungen eigenartig ab.

Die verwirrende Maſſe hat Woſſidlo zu großen Gruppen überſichtlich angeordnet. Das Syſtem der Anordnung war nicht leicht aufzuſtellen. Es gehen auch nicht alle Rätſel ohne Reſt darin auf, doch die innerlich ver-

wandten stehen jetzt beisammen. Wossidlo hat den bisher neuen Versuch unternommen, nicht den sachlichen Inhalt oder den Gegenstand der Lösung, sondern die äußere und innere Form des Rätsels, also den Aufbau, die Art der Anschauung und Beschreibung des zu erratenden Gegenstandes zur Grundlage der Anordnung zu machen. Darnach ergeben sich ihm folgende Gruppen: 1. Gesprächsrätsel. Die zwei zu erratenden Dinge sprechen miteinander ein bezeichnendes Gespräch. Aus ihren Worten, sowie aus der komischen Bezeichnung ergiebt sich die Lösung. Z. B. „Du krummer Hans, wo eilst Du hin?" „Du Kahlgeschoren, was geht's Dich an!" Das sind Bach und Wiese. Die zweite Gruppe bilden Rätsel, in denen von mehreren Thieren die Rede ist; die dritte Stücke mit fingierten oder wirklichen Orts- und Ländernamen. Bei diesen und einigen späteren Gruppen scheint der Einteilungsgrund zunächst ganz äußerlich gewählt, doch ergiebt es sich bei näherem Zusehen, daß auch die Rätsel dieser Gruppen untereinander nicht nur im Aufbau, sondern auch in der ganzen Auffassung nahe verwandt sind. Der vierten Gruppe mit dem Eingang: „Da oder dort steht ein Baum, eine Blume" folgen 5. Ich-Rätsel mit dem Eingang: „Ich gieng da und dorthin und fand das und das." Oder das zu erratende Ding beschreibt sich selbst, schildert seinen Lebenslauf, seinen Beruf u. s. w. In der 6. Gruppe werden verschiedenartige Dinge als Vogel oder Hund gedacht und bezeichnet. So z. B. Nr. 99 das uralte Rätsel „Es flog ein Vogel federlos (Schnee) u. s. w." Die Rätsel der 7. und 8. Gruppe beginnen mit onomatopoëtischen Benennungen, die der 9. Gruppe schildern scherzhaft die verwandtschaftlichen Verhältnisse der zu erratenden Sachen, z. B. Eine hohle Mutter, ein dürrer Vater, ein fettes Kind, das ist das Butterfaß. In der 10. Gruppe werden die Körpertheile, Gestalt, Aussehen, Farbe der betreffenden Dinge beschrieben. 11. „Kleinere Rätsel", die zumeist nur aus wenigen Worten bestehen. 12. „Verschiedene Rätsel", die anderwärts keinen Unterschlupf fanden, darunter zahlreiche Rätsellieder. 13. „Volkstümliche Räthsel", eine Bezeichnung, die Wossidlo im Gegensatze zu den übrigen, den echten Volksrätseln nach dem Vorbilde der „volkstümlichen Lieder" wählte. Es sind Kunsterzeugnisse jüngerer Zeit (hochdeutsch und gereimt), die auf litterarischem Wege, durch die Schule u. s. w. im Volke Verbreitung gefunden haben.

Alle diese zwölf Gruppen zusammen bezeichnet Wossidlo als eigentliche oder Sachenrätsel. Es handelt sich bei ihnen immer um das Erraten der gemeinten Sache. Diese Sachen sind natürlich dem Gesichtskreis des Landmannes gemäß: Tiere, Pflanzen, Naturerscheinungen, Haus und Hof mit allem Hausrat und alle Einzelheiten des landwirtschaftlichen Betriebes. Wossidlo hat ein Verzeichnis der Deutungen zusammengestellt, das uns eine wertvolle Übersicht über die Art und die Häufigkeit der gewählten Lösungen liefert. Am öftesten kehren, wie ich sehe, wieder:

Bauer, Ei, Ente, Erbse, Floh, Gans, Hühner, Hase, Hund, Katze, Kuh (Euter und Kalb), Mond, Ochs, Pastor, Pferd, Schwein, Schaf, Sonne, Spinnrad, Storch.

Diesen Sachenrätseln folgen als besondere größere Gruppen die Scherzrätsel (Fragen, komische Aufgaben, Wortspiele, Aufsitzer und Ähnliches), ferner die sogenannten Halslösungsrätsel, die Verurteilten unter dem Galgen in den Mund gelegt werden. Konnte der Richter die Aufgabe nicht lösen, so war der Verurteilte frei. Diese Verbrecherrätsel sind meist sehr schwer zu deuten und enthalten fast immer dunkle Beziehungen zu dem Anzug, zu den letzten Ereignissen, zu der ganzen Situation des Verurteilten. Den Beschluß bilden eine Reihe schöner Rätselmärchen, die obwohl uralt und weit verbreitet in Mecklenburg zum größten Teil auf „König Fritz" übertragen sind.

Inhaltsreich und wertvoll sind die Anmerkungen. Zu jedem Rätsel werden die Parallelen aus allen deutschen Landschaften, gelegentlich auch aus der Fremde herangezogen. Wichtigere Motive werden von der antiken Litteratur herauf auch in Sagen, Märchen, Redensarten, Beschwörungsformeln u. a. verfolgt. So bieten die erschöpfenden Anmerkungen zu einzelnen besonders verbreiteten und alten Rätseln (namentlich zu den Rätselmärchen) förmlich das Material zu Monographien dar. Notwendig und sicher ergebnisreich wäre es meiner Ansicht nach gewesen, — da es sich um eine allmählich germanisierte Landschaft handelt — daß auch die Volkskunde der benachbarten Wenden zum Vergleiche herangezogen worden wäre. Ein paar Einzelheiten seien zu den Anmerkungen hinzugefügt: Zu den Rätseln über die Schnelligkeit des Gedankens Nr. 106 vergleiche man den nachgelassenen Aufsatz Reinhold Köhlers (Euphorion 1, 47—51), wo auch ein bretonisches und ein litauisches Rätsel ähnlichen Inhalts mitgeteilt wird. Zu den Scherzfragen über die Gans S. 284 f. vergleiche man deren eigenartige Verwendung in Gerhart Hauptmanns „versunkener Glocke" S. 21. Zu dem Rätsel über Papier und Schrift vergleiche man die von mir angeführten Parallelen (Gottschee S. 128). Die alte Rätselaufgabe Nr. 988 „Nicht nackt und nicht bekleidet" erwähnt auch schon Fischart in der Geschichtklitterung S. 72 „nackende Mummerei mit einem vbergespantem Netz."

Groß an Zahl sind die Rätsel zweideutiger Färbung. Sie sind gewöhnlich so beschaffen, daß man bei ihren Worten unwillkürlich an etwas Obscönes denkt, die Lösung aber ist überraschender Weise ganz harmlos. Diese Art Rätsel sind uralt und echt volkstümlich. Die Weimarer Rätselhandschrift aus dem 15. Jahrhundert ist voll davon; die Scherzfragen, die die Schildbürger dem Kaiser (im 25. Kapitel des Volksbuches) vorlegen, sind alle von dieser Gattung. Zu den unanständig klingenden Rätseln Nr. 145 mit der Lösung: Schlüßel möchte ich noch eine verwandte Scherzfrage aus Fischarts Geschichtklitterung S. 232 erwähnen: Aber rhatet, was ist diß,

einer geht hinein, die andern zwen bleiben herauß hencken? Iſt kaum ein kluppen Schluſſel.“ Es iſt ſelbſtverſtändlich vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus nur zu billigen, daß Woſſidlo dieſe Rätſel nicht ausgeſchloſſen hat, zumal er die durchſichtigſten Stücke in die Anmerkungen verweiſt, die ja nicht Jedermann zu leſen braucht. Sie ſind bezeichnend für den Volksgeſchmack, ſie gewähren mit ihrem Doppelſinn einen gewiſſen prickelnden Reiz und geben ſich ſchließlich mit ihrer Löſung ſo arglos, daß ſie, wie die vorliegende Sammlung zeigt, vielfach auch von Frauen erzählt werden. Der umgekehrte Fall, daß ein Rätſel zart und anſtändig klingt, doch eine obſcöne Deutung verlangt, kommt bei Woſſidlo ein einziges Mal vor (S. 311, w.).

Die überwiegende Anzahl der Rätſel ſind niederdeutſch, in der mecklenburgiſchen Mundart und zwar in Proſa abgefaßt. Doch finden wir auch mehrere ſchriftdeutſche oder gemiſcht platt- und ſchriftdeutſche Rätſel, die zumeiſt in Verſen erſcheinen. Die Schreibung iſt nicht phonetiſch; diakritiſche und ungewohnte Zeichen wurden vermieden; die Längen, die Kürzen und die beſonderen mundartlichen Laute ſind im Anſchluß an unſere Rechtſchreibung bezeichnet. Es herrſchte das Beſtreben „nur möglichſt klare und verſtändliche Wortbilder“ zu ſchaffen. Dieſes Vorgehen iſt bei einer Ausgabe, die ſich an einen weiteren Kreis wendet und die zunächſt wegen des Inhaltes der Zeugniſſe, nicht wegen deren ſprachlicher Form veröffentlicht wurde, allein zu empfehlen. Für die Mundartenforſcher können ja ſtrengphonetiſche Texte in kleinerem Ausmaße in Fachzeitſchriften veröffentlicht werden. Wie es z. B. bei den nur für geſchulte Phonetiker lesbaren ſaterländiſchen Texten der Fall iſt, die Siebs in der Zeitſchrift des Vereines für Volkskunde 3, 257 f. 264—277, 373—410 veröffentlicht hat. Sprachliche Erläuterungen wären gelegentlich wünſchenswert geweſen. Der Herausgeber hat ſie wahrſcheinlich unterlaſſen, um den Umfang des Buches nicht zu ſehr zu erweitern.

Dem Rätſelbuche werden in den kommenden Jahren weitere Bände folgen. Zunächſt dem Vernehmen nach mecklenburgiſche Sagen. Der erſte vorliegende wertvolle Band aber giebt die Gewähr, daß wir von Woſſidlo noch eine Fülle echter und ſchöner Volksüberlieferungen zu erwarten haben.

2. Nur in aller Kürze kann ich vorläufig die von John Meier herausgegebenen, von Köhler geſammelten „Volkslieder von der Moſel und Saar“ beſprechen, weil der zweite Band (Unterſuchungen noch ausſteht. Mit einem eingehenderen Urteile über dieſe Liederſammlung würde ich ja nur der Abhandlung vorgreifen, die John Meier für den zweiten Band verſprochen hat und die ſich über das Weſen des Volksliedes und der in den Volksmund übergegangenen Kunſtlieder im allgemeinen und mit beſonderer Berückſichtigung der vorliegenden Lieder verbreiten ſoll. Doch ſoviel ſei ſchon jetzt geſagt, daß der erſte Band, der

die Texte und die Anmerkungen bringt, in mehrfacher Hinsicht einen erfreulichen Eindruck macht.

Die Sammlung wurde der Hauptmasse nach in den letzten Jahren, in den Kreisen Bernkastel, Saarbrücken, Saarlouis und Ottweiler, also in den südlichen (den Landschaften Luxemburg und Deutsch-Lothringen benachbarten) Gebieten der preußischen Rheinprovinz angelegt. Es ist sehr erstaunlich, daß in dieser einem starken Verkehr ausgesetzten, dicht bevölkerten, an Bergbau und Industrie reichen Gegend so viele (ohne die Varianten 368) Lieder und etwa 200 Melodien aufgezeichnet werden konnten. Und obwohl alle mit unbedingter Genauigkeit ohne Änderungen und Besserungen unmittelbar nach dem Volksmunde aufgezeichnet wurden, finden wir nur wenige Unebenheiten des Rhythmus, nur wenige sinnlose Entstellungen oder empfindliche Lücken, keine abstoßenden Roheiten oder Verballhornungen altbekannter Texte. Freilich bietet die Sammlung nur wenig neues, kaum einen oder den andern für die betreffende Landschaft charakteristischen Zug; neben alten Volksliedern viele neuere Kunstlieder, die häufig nur in zwei oder drei Worten von den Originalen abweichen, so daß deren vollständiger Abdruck gar nicht nötig gewesen wäre. Die überwiegende Mehrheit der zwanglos, aber geschmackvoll angeordneten, durchwegs schriftdeutschen Texte bilden (wie in allen Volksliedersammlungen) Liebeslieder. Es folgen Lieder über Ehe, Heimat, Vaterhaus, Mutterliebe, Scherzreime, Jäger-, Schiffer-, Bergmanns-, Soldatenlieder; Lieder aus den letzten deutschen Kriegen, namentlich aus den Jahren 1870/71 (darunter bisher ganz unbekannte wie Nr. 305, vom 10. Jägerbataillon bei Weißenburg und Nr. 310, ein Spottlied auf Napoleon III. nach der „Wacht am Rhein".) Neben Volksliedern des 16. Jahrhunderts (z. B. Nr. 9, 97, 117, 123 u. a.) enthält die Sammlung viele Gesellschaftslieder des 18. Jahrhunderts und (was ihren besonderen Wert ausmacht) eine große Zahl bekannter neuerer Lieder, so von Martin Miller, Weiße, Pfeffel, Voß, Maler Müller, Schiller (Nr. 222 das Mädchen aus der Fremde), Tiedge, Kotzebue, Raimund, Schenkendorf, Zedlitz, Heine, Hauff, Geibel u. A. Auch in dieser Auswahl hat das Volk einen guten Geschmack bewiesen. Es singt die Lieder vielfach mit neuen Melodien, mit meist geringen Änderungen, und in der Regel ohne störende Entstellungen. Endlich sind einige Lieder aus dem Streik der Bergleute vom Jahre 1889 (meist Parodien bekannter Texte) mitgeteilt.

Die von John Meier abgefaßten Anmerkungen bringen auf knappstem Raum außerordentlich viel. Meier hat nicht nur alle die bekannteren Volksliedersammlungen zum Nachweis der Parallelen herangezogen, sondern auch abgelegene Nachrichten, alte Liederdrucke, Handschriften in Privatbesitz und die Meusebachschen Liedersammlungen der Berliner Bibliothek. Alte Fassungen werden gelegentlich mitgeteilt, ebenso Beiträge zur Entstehung und Erläuterung der einzelnen Lieder, so daß Meiers Anmerkungen

den Erk-Böhmeſchen Liederhort und Böhmes Ausgabe der volkstümlichen Lieder in vielen Punkten berichtigen und im Allgemeinen ausgiebig ergänzen.

Aus dem zweiten Bande, dem wir mit Spannung entgegen ſehen, erwarten wir auch eine Beantwortung auf die Frage, wie ſich Meier und Köhler den Begriff „Volk“ abgrenzen. Die geſamte Nation, wie im Mittelalter, können wir ja heute in Sachen der Poeſie unter „Volk“ nicht mehr begreifen. Den unterſten ſtädtiſchen Pöbel ſcheinen ſie nicht zum Volk zu rechnen, denn es fehlen in der Sammlung durchaus die elenden Gaſſenhauer, die derben und unſittlichen Bänkellieder, die in dieſen Kreiſen thatſächlich viel geſungen werden. Nach oben hin ſcheinen ſie den Begriff zu ſehr ausgedehnt zu haben. Denn wenn in kleinbürgerlichen Kreiſen bekannte Kunſtlieder, nicht mit charakteriſtiſchen dem Volksgeſchmack entſprechenden Änderungen, ſondern nur mit wenigen belangloſen Gedächtnisfehlern geſungen werden, ſo kann man ſie noch nicht Volkslieder nennen. Solcher Lieder aber finden wir ſehr viele in der vorliegenden Sammlung.

3. Mit kurzen Worten ſei auch auf die kleine Dainos-Ausgabe von F. und H. Tetzner verwieſen, weil ja die litauiſchen Volksgeſänge uns in der klaſſiſchen Periode der deutſchen Litteraturgeſchichte wiederholt entgegentreten. Leſſing hat im 33. Litteraturbriefe 1759 auf die Dainos aufmerkſam gemacht, Herder hat acht lettiſche Lieder in ſeine Volksliederſammlung (zweiter Theil 1779) aufgenommen, Goethe einige davon in ſeinem Singſpiel „Die Fiſcherin“ 1782 verwertet und der von Rheſa im Jahre 1825 veröffentlichten deutſchen Überſetzung von Dainos eine längere Beſprechung (in der Ausgabe Witkowskis S. 293—295) gewidmet. Einer treffenden Charakteriſtik der Lieder hat Goethe hier einige allgemeine Ausſprüche angeſchloſſen, ſo den für ſeine Anſichten über Volkspoeſie überhaupt Ausſchlag gebenden Satz: „Und ſo ſind denn dieſe Lieder anzuſehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und alſo der Poeſie viel näher iſt, als die gebildete Welt.“ Nach Goethe haben eine Reihe deutſcher Dichter von Chamiſſo bis Baumbach litauiſche Volkslieder frei nachgedichtet.

Die Ausgabe von F. und H. Tetzner bringt in einer verhältnismäßig umfänglichen Einleitung alte Nachrichten und Zeugniſſe über die Bräuche, die Litteratur und die Volkspoeſie der Litauer, eine Beſprechung neuerer Sammlungen und Überſetzungen, und eine Schilderung der litauiſchen Muſikinſtrumente (mit Bildern). Die Auswahl enthält 70 Lieder, die zumeiſt von den Herausgebern ſelbſt überſetzt wurden und teils gedruckten Sammlungen, teils dem Volksmunde entſtammen. Zehn Melodien (nach Original Aufzeichnungen) ſind beigegeben.

Die Litauer ſind, wie es ſich auch aus der vorliegenden Auswahl ergiebt, arm an Balladen und hiſtoriſchen Liedern. Der einzige epiſche

Stoff, der häufiger wiederkehrt, ist die reich ausgestaltete Thiersage. Auch die lyrischen Lieder sind beschränkt im Stoff und von engem Gesichtskreis. Zart und duftig wird das Liebesleben, minder zart das eheliche Leben besungen. Das ganze äußere und seelische Leben schlichter Landleute lesen wir aus diesen Liedern heraus. Es sind „Zustandsgedichte", wie sie Goethe benannt hat, und sie zeigen deutlich an, daß das ganze Volk fast nur aus Ackerbauern besteht. Die Art und Weise, wie die Landwirtschaft den ganzen Hintergrund, den Natureingang, die Gegenstände für die Bilder und Vergleiche darbietet, erinnert sehr an die czechischen Volkslieder. Mit den deutschen Volksliedern haben sie nur jene Züge gemein, die aller Volkspoesie zukommen. Die typische Verwendung der gleichen Attribute wirkt beinahe ermüdend. Immer erscheint das Mädchen mit dem blühenden Rautenkranze, dem Sinnbilde der Jungfräulichkeit, immer der Bursch gespornt und auf glänzendem Pferde.

Ein größerer Umfang der Auswahl wäre wünschenswert gewesen; ungern vermißt man erklärende Anmerkungen.

Prag. Adolf Hauffen.

Historia D. Johannis Fausti des Zauberers nach der Wolfenbütteler Handschrift nebst dem Nachweis eines Teils ihrer Quellen herausgegeben von Gustav Milchsack. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwißler 1892. [Auf dem Umschlag der Zusatz „Erster Theil" und die Jahreszahlen 1892—1897.] Auch unter dem Titel: Ueberlieferungen zur Litteratur, Geschichte und Kunst herausgegeben von Gustav Milchsack, Herzoglicher Bibliothekar in Wolfenbüttel. Zweiter Band. 10 M.

Es gehört zu den schmerzlichsten Pflichten des wissenschaftlichen Kritikers, wenn er die ernsthafte Arbeit eines Fachgenossen für verfehlt erklären muß. In dieser Lage befinde ich mich dem Buche Milchsacks gegenüber. Es zerfällt in eine sehr ausführliche Einleitung (394 Seiten) und den Abdruck einer von ihm neu entdeckten Handschrift (124 Seiten), die eine bisher unbekannte, aber mit den ältesten Faustbüchern nahe verwandte Fassung der Faustsage darstellt. Dieser zweite, bei weitem wichtigere Teil des Buches fesselt vor allem unsere Aufmerksamkeit, und es war die erste Pflicht des Herausgebers, uns über seinen Fund, die äußere und innere Beschaffenheit des Manuskripts, die Herkunft und Entstehungszeit desselben zu unterrichten, die daraus neu zu gewinnenden Thatsachen in den Kreis unsres bisherigen Wissens vom historischen und sagenhaften Faust einzuordnen und, wo möglich, das Verhältnis seiner Handschrift zu der übrigen Tradition zu bestimmen.

Keine von diesen, gewiß berechtigten Forderungen hat Milchsack zu erfüllen gesucht, wenigstens enthält der vorliegende Teil der Einleitung trotz seines Umfangs nicht ein Wort darüber, und es fehlt auch, abgesehen von dem lakonischen Zusatz „Erster Theil“ auf dem Umschlag und gelegentlichen Verweisungen auf Späteres jede Andeutung, daß noch ein Nachtrag zu erwarten sei oder was er enthalten werde, trotzdem ein solcher Hinweis dringend notwendig erscheint und sehr leicht in Form eines Vor- oder Nachwortes zu geben war. Für das technische Ungeschick und den Mangel an Rücksicht auf den Leser, die sich darin schon dokumentieren, würden noch erhebliche andere Beweise beizubringen sein. Vorläufig sei in dieser Beziehung nur noch auf die ungeheuerliche Datierung des im Frühjahr 1897 erschienenen Buches vom Jahre 1892 verwiesen, die sich dadurch erklärt, daß in der That der Druck bereits zu dieser Zeit begonnen hat.

Auch wenn der Herausgeber die Absicht haben sollte, die jetzt von uns vermißten notwendigen Bestandteile seiner Einleitung später nachzutragen, so ist doch bei seiner langsamen Arbeitsweise, die durch das eben Angeführte bewiesen wird, gar nicht abzusehen, wann er die Ergänzung an die Öffentlichkeit bringen wird. Ich halte es deshalb für geboten, schon jetzt die Bedeutung des neuen Fundes einer Untersuchung zu unterziehen, die freilich bei dem Mangel aller näheren Angaben mit höheren Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Der Kürze halber bezeichne ich ebenso wie Milchsack (der übrigens für die Abkürzungen nirgend eine Erklärung giebt) die Wolfenbütteler Handschrift, beziehungsweise ihren Abdruck bei Milchsack, der freilich offenbare Fehler enthält, mit *W* und das Spießsche Faustbuch mit *S*. Ich citiere das letztere nach Braunes Neudruck.

1. Die Zahl der Kapitel in *W* weicht nicht wesentlich von der in *S* ab. Nur drei Kapitel fehlen in *S* ganz: Nr. 31, worin Faust sehr kurz für das Leuchten der Sterne bei Nacht eine höchst konfuse Erklärung giebt, Nr. 62 „Von Erledigung einer Fürnemen Adelsperson in der Türckey, da sein weyb ain andern Mann genomen“ (breiter und in Einzelheiten abweichend erzählt bei Widmann-Pfitzer II, Kapitel 18) und Nr. 70 „Ain Propheceyen Doctor Fausti vom Pabstumb, vf begern deis Bischoffs zu Saltzburg gestelt worden.“ Die Vorrede weicht völlig ab und berührt sich nur an einer Stelle, jedenfalls zufällig, mit der von *S*. Die Widmung des Druckers, die in *S* an der Spitze steht, fehlt, ebenso die Verse *S* Kapitel 7.

2. Die Anordnung beider Fassungen deckt sich im allgemeinen; doch sind besonders im ersten Teil einige Verschiebungen vorgenommen. Der Text der Vertragsurkunde (*S* Kapitel 6) folgt in *W* erst auf das Kapitel, das dem achten in *S* entspricht, nur die Überschrift bildet den Schluß von Kapitel 5, und statt ihrer steht in *W* der Titel „Doctor Fausti Obligation“. Der Grund ist leicht zu erkennen. Einerseits ist in

W und *S*) am Schlusse von Kapitel 5 bereits die Vorbereitung zum Niederschreiben der Verpflichtung geschildert, so daß man unmittelbar darauf ihre Mitteilung erwarten muß, die in *S* sogleich erfolgt. Andrerseits aber überreicht Faust das Dokument Mephostophiles erst bei ihrer dritten Zusammenkunft, so daß eigentlich erst hier die Gelegenheit, es mitzuteilen, gegeben ist. Jedoch wird durch *S* 20, 7 f. „wie hernach folgen wirdt" bewiesen, daß die Anordnung von *W* die ursprüngliche ist.

Das lange 16. Kapitel von der Hölle ist in *W* in zwei Kapitel zerlegt. Umgestellt sind *S* Kapitel 58 und 59, so daß in *W* die Geschichte von dem Zusammenleben mit der Helena unmittelbar auf das Kapitel von den Buhlschaften folgt, was sinngemäßer erscheint. Fausts Rede an die Studenten (*S* Kapitel 68) bildet kein besonderes Kapitel, was völlig gerechtfertigt ist, da ja die Ansprache nur einen Teil des Schlußabschnittes ausmacht.

3. Die quantitativen Unterschiede beider Fassungen sind sehr beträchtlich. Im allgemeinen ist *W* im Ausdruck breiter als *S* und bringt viel thatsächlich neues, während *S* namentlich einige allgemeine Betrachtungen hinzufügt. Eine vollständige Zusammenstellung der Plus- und Minusstellen würde hier zu viel Raum beanspruchen; ich hebe weiter unten das besonders bezeichnende Neue heraus.

4. Der Titel von *W* lautet (das gesperrt Gedruckte fehlt in *S*): Historia vnd Geschicht Doctor Johannis Fausti des Zauberers, Darjnn gantz Aigentlich vnd warhafftig beschriben wirt sein gantzes Leben vnnd Endt, wie er sich [*S* gegen] dem Teuffel auff eine benante zeit verobligiert [*S* verschrieben], was sich darunder mit jme verloffen, vnd wie er auch [*S* Was er hierzwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er] endtlich darvff seinen [*S* wol] verdienten Lohn empfangen.

Es seind auch seltzame Offenbarungen darjnnen begriffen, sich zu spieglen, so zu hochnottwendiger Christlicher warnung vnd Abmanen seer nützlich vnd dienstlich ist, das sich vor dergleichen allerschedlichsten befleckhungen wol zu hüetten, die Leuth zunorderst deß verzweifelten Ableibens sich genntzlich zuenthalten vrsach haben sollen. [*S* Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schrifften, allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abscheuwlichen Exempel, vnd treuwhertzigen Warnung zusammen gezogen, vnd in den Druck verfertiget.]

Syrach 1. Die Forcht des Herren wehret der sündt, dann wer ohn Forcht fehret, der gefehlt Gott nicht, vnnd seine Freyheit wirdt jn stürtzen. Resistite Diabolo et fugiet à vobis. [*S* Jacobi IIII. Seyt Gott vnderthänig, widerstehet dem Teuffel, so fleuhet er von euch.]

Selbstverständlich fehlt der Handschrift der Druckvermerk, der in *S* den Schluß des Titels bildet, und die Widmung des Verlegers.

5. Der „Vorred an den Christlichen Leser" entspricht in *W* die, wie bereits erwähnt, fast völlig abweichende „Vorred. An den Leser". Sie beginnt mit der später zu erörternden Bemerkung, daß die Schrift auf vielfältige Bitte aus dem Latein in das Deutsch transferiert sei, und nennt als ihren Zweck die Warnung vor der Nachahmung von Fausts Thun, weil sich „vil gesellen vnderwunden, sollichs dem Fausto nachzuthon, wie dann bey den Studenten, vnnd nach bey vns jr vill seind, die mit den Coniurationibus vmbgehn," worauf das auch in der Vorrede zu *S* (S. 9, Z. 5—8) erwähnte Beispiel von dem Schlangenbeschwörer und die weitverbreitete Geschichte Papst Alexanders VI. folgt. Ferner „haben bey vnns die Studenten, so wol Magistrj mechten genennt werden, wie jch bey ettlichen gesehen hab, noch solliche Stückh vnnd Zauberey, die Sie nennen die Nottstückh". Als solche zählt die Vorrede Auguria, Chiromantia, Dardaniae Artes Magiae auf und bringt das Beispiel Zoroasters vor. Sie hält für die Heimat der Zauberei Persia und Chaldaea und warnt nochmals eindringlich davor mit Verweisung auf Leviticus 19 und 20. Die Vorrede schließt: „vnd bin das inn ganntzer zuuersicht, Doctor Fausti werckh vnnd that zu ainer kurtzweil Dir angenem sein werden, welches warhafftig geschehen ist, vnnd Dir noch lieber sein wirt, dann andere vnwarhafftige Geschicht. Nim also, guetter Freundt vnnd Brueder, [diß] zu ainer kurtzweil für ein Garten gesprech an. GOtt sey mit dir alle Zeit, Amen."

6. Die Überschrift des ersten Kapitels lautet in *W*: Originalis Anfanng Leben vnd Historj D. Fausti. Die Randbemerkungen fehlen hier wie überall im folgenden. Sonst ist noch bemerkenswert die Abweichung *S* 11, 6 „dieweil" statt „deßgleichen", *S* 11, 18 fehlt in *W* „vnd darzu qualificiert seind".

S 11, 26 ff. treffen wir auf die erste der Stellen, die für das Verhältnis von *W* und *S* untereinander sowie zu der gemeinsamen Quelle von Wichtigkeit sind. Beide Fassungen seien nebeneinander gestellt:

S	*W*
... daß diese Eltern grosse Fürsorg für jhn getragen haben, gleich wie Hiob, am 1. Capit. für seine Kinder geforget hat, damit sie sich am HERRN nicht versündigten. Es folget darneben auch offt, daß fromme Eltern Gottlose, vngerahtene Kinder haben, wie am Cain, Gen. 4. An Ruben, Genes. 49. Am Absalon 2. Reg. 15. vnd 18. zusehen ist. Das ich darumb erzehle, dieweil jr viel gewest, so ...	das disc Elttern grosse fürsorg für jn gehabt haben, gleich wie Job cap: 1. für seine Kinder getragen hatte, damit Sie sich am HErrren nicht versündigten, vnnd volgen, das frombe Eltern daneben auch Gottlose vnnd vngerathne kinder haben, die jch darumb erhole, diweil jr vil gewesen, so ...

Digitized by Google

Der Vergleich beider Fassungen ergiebt eine gemeinsame Vorlage, ferner für *S* größere Vollständigkeit und richtigere Wiedergabe der Quelle (*X*), da in *W* das sinnlose „vnnd volgen, daß“ sicher aus dem Wortlaut derselben entstellt ist und da ferner die Bibelcitate, auf die *W* auch mit „die ich darumb erhole“ hinweist, dort fehlen.

Man kann versucht sein, aus diesen Thatsachen zu schließen, daß *S* die Quelle *X* genauer wiedergiebt als *W*; aber die unmittelbare Fortsetzung des Textes (*S* 12, 2 ff.) zeigt in *S* eine Verderbnis, während *W* offenbar die bessere Fassung giebt:

S	*W*
so diesen Eltern viel Schuld vnnd Vnglimpff fürwerffen, die ich hiemit excusirt wil haben, daß solche Laruen die Eltern nicht allein als schmehehafft, sondern als hette Faustus von seinen Eltern gesogen, da sie etlich Artickel fürgeben, Nemlich, sie ...	so disen Eltern viel Schuldt vnnd vnglimpff fürwerffen, die ich hiemit excusiert will haben. Dann solche Larfen den Eltern nicht allein schmachhafft, sonndern auch als were Faustus von seinen Eltern darzue gezogen, da sie ettlich Articul fürgeben, So, Sie ...

Weiterhin fehlen in *W* die Worte *S* 12, 16 „vnnd darzu bekandt“, und *S* 12, 18 „gewarnet vnd darvon abgemahnet“, dagegen finden sich zu *S* 12, 28 („vnder die Vannckh gesteckht, das wortt GOttes nit lieb gehalten, sonnder hat Noch vnd Gottloß inn Füllerey vnnd vnzucht gelebt“) wieder Plusstellen. Interessant ist die Variante *S* 12, 35 f. Die Worte „vnnd wie solche Namen der Beschwerung vnd Zauberey mögen genennet werden“ fehlen in *W*, indessen steht dort bei der fast unmittelbar nachher folgenden Wiederholung (*S* 12, 39 f.) hinter „Namen“ der Zusatz „der beschwerung vnnd Zauberey“, was die Vermutung nahelegt, daß hier *W* die Fassung der Quelle wiedergiebt, während *S* sie auf zwei Stellen verteilt hat.

Die Neigung, den ursprünglichen Wortlaut zu verbreitern, zeigt sich in *S* auch 13, 12 durch die Hinzufügung des dritten Bibelwortes „Niemand kan zweyen Herren dienen“.

Das Bild, das man durch die Betrachtung der stärksten Abweichungen des ersten Kapitels in *S* und *W* erhält, ist durchaus unklar. Es ist hier nicht möglich, den Vergleich beider Fassungen in dieser Weise fortzusetzen; nur einzelnes nach irgend einer Richtung besonders Charakteristisches sei aus den weiteren Kapiteln hervorgehoben.

Die Überschrift des 2. Kapitels entspricht in *W* besser dem Inhalt als in *S*. Die Bemerkung *S* 14, 2—10 fehlt in *W*. Zu der verderbten Stelle *S* 14, 17—19 giebt *W* den richtigen Wortlaut „die Ritten neben deß Doctor Faustj Zirckhel daher; bald darnach erschinen sie, als wanns nichts dann Lautter Wagen weren.“ Ebenso mag neben *S* 14, 28 „condition“, 29 „hube“, wohl *W* „Intention“, „hüelte“ das ursprüngliche sein. Die Anekdote *S* 14, 39—15, 8 fehlt in *W*, statt ihrer nur die Worte

„Doctor Faustus fast darauff einen Mueth“. Die Zeitbestimmung *S* 15, 15 ist in *W* ausführlicher gegeben.

Im 3. Kapitel sind wieder die Plusstellen *S* 15, 32—34 und *S* 17, 15—19 bemerkenswert, im 4. fehlt in *W* ebenso *S* 17, 31—18, 2, dagegen enthält *W* zwei Forderungen des Geistes außer den in *S* aufgezählten, nämlich „Zum Vierdten wöll er jme ettliche Zeit vnnd Zill geben, So dann solliche verloffen, so Soll er sein sein“, und „Zum Sibenden: Da er solche Puncten halten werd, so soll er nach allem seinem Lust haben, was sein hertz fordern möcht.“ Diese Bedingungen sind als Gegenleistungen des Geistes in *S* hinter den eigentlichen Artikeln genannt.

Im 5. Kapitel fehlt in *W* unter den Ursachen von Fausts Abfall „Verzweiflung, Verwegung“ und der ganze Vergleich mit den Rieien und dem bösen Engel *S* 19, 24—29. Die Überschrift von *S* Kapitel 6 bildet den Schluß von *W* Kapitel 5, gewiß dies die ursprüngliche Fassung, ebenso wie die bereits besprochene Anordnung der folgenden Kapitel in *W*.

In der Verschreibung Fausts (*S* Kapitel 6 = *W* Kapitel 7) ist eine Plusstelle in *W* bemerkenswert. Nach *S* 20, 30 heißt es: „jch mich aber gegen jm hinwider versprich, das, wann jch des, so jch von jm beger, genuegsam gesettiget bin, vnd Viervndzwaintzig jar verlauffen, geennbt vnnd kommen sein, er alsdann . . .“ Wer denkt bei dieser neuen Bedingung nicht an das goethische „kannst du mich mit Genuß betrügen“? Das hat man immer als eigenste Zuthat des Dichters angesehen, und nun erfahren wir, daß ihm schon einer der ältesten Bearbeiter der Sage darin vorausgegangen war!

Dagegen fehlt in *W* das entscheidende Wort *S* 21, 2 „Seel“, und steht statt dessen ein „etc.“

In der Unterschrift ist, wie es scheint, eine Verderbnis in *S* vorhanden. Dort heißt es „der Geistlichen Doctor“, und ich wüßte nicht, wo sich sonst diese oder eine ähnliche Titulatur auffinden ließe. *W* aber schreibt „der erfahrne der Elementen vnd Geistlichen Doctrin“, was zu gar keinen Bedenken Anlaß giebt.

Im 9. Kapitel (= *W* Kapitel 8) hat *S* wieder einen längeren betrachtenden Zusatz (24, 6—13) und eine überflüssige Motivierung 25, 10 f., *W* aber mehrere bessere Lesarten, so 25, 11 müssen] mueſten 25, 13 vnd] vbel, 25, 14 ja] aber. Dasselbe Verhältnis herrscht auch im folgenden 10. Kapitel, wo *S* 26, 13—17 in *W* fehlt, während hier statt *S* 26, 7 „allen“ die gewiß dem Sinne entsprechendere Lesart „alles“ steht. Man beachte auch, daß für *S* 27, 14 „Brunst“ in *W* das lateinische Wort „Libidinem“ gesetzt ist und der in der nächsten Zeile von *W* stehende halblateinische Zusatz „in solcher egregia forma“ in *S* sich nicht findet.

Eine verwandte Erscheinung bietet die Überschrift des elften beziehungsweise zehnten Kapitels, wo *S* „Frag“ *W* „Question Doctoris Fausti“

lieſt. *W* ſpricht ironiſch von einer „gar ſchönen“ Ehe Fauſts mit dem Teufel, *S* nennt ſie 27, 20 f. „die ſchändtliche vnd grewliche Vnzucht“. Der Sinn iſt in *W* klarer, indem nach *S* 28, 4 „Thron Engel“ ein Punkt ſteht und der folgende, in *S* ganz konfuſe Satz, dort in Ordnung iſt. Ob *S* 28, 10 „Wart“ neben der klaren Lesart „wort“ in *W* zu halten ſei, mag man bezweifeln.

Zu Anfang von Kapitel 12 iſt „wie man zuſagen pflegt“ in *S* ſinnlos, dagegen erhält es ſeine Erklärung durch das in *W* vorausgehende „ward eben“ (ſiehe Grimms Wörterbuch 3, 7 eben 4). Der Satz *S* 28, 21—25 iſt hier wie in *W* verderbt.

Lehrreich für das Verhältnis beider Texte zu einander iſt die Stelle *S* 29, 10—12 in Verbindung mit *S* 29, 13—15. *W* ſagt ganz richtig: „Vber der Hell vnnd Welt biß vnder den Hymmel hat es Zehen Regiment vnnd Fürſtenthumb der Teuffel (neben Vier Regimenten vnd Königreichen, Welchs die Oberſten vnnder vnns vnnd die gewalttigſten vnder Zehen Regimenten)“. Dann folgt die Aufzählung der zehn Höllennamen (nur mit Umſtellung von Nr. 4 und 5 und ſtatt „Acheron“ das ſinnloſe „Aſteronata“) und der vier Königreiche. In *S* iſt die Stelle völlig in Verwirrung geraten.

Noch deutlicher ſpringt die Textverderbnis in *S* ins Auge, wenn man in der Überſchrift des vierzehnten Kapitels „die verſtorbenen Engel“ mit *W* „die verſtoſſnen Engel“ zuſammenhält. Aber auch *W* zeigt in dieſem Kapitel eine zweifellos korrumpierte Stelle, indem die Worte „Gold vnnd Edelgeſtein“ kurz hinter einander wiederholt ſind. Im übrigen iſt aber auch hier (*S* 30, 7—10) die Lesart von *W* glätter und die in *S* vermutlich aus ihr zuſammengezogen. *S* 30, 16 f. heißt es „in einen Fewrſtein, der ewig nit erliſcht, ſondern immerdar quellet“. *W* lieſt: „inn ein Fewrſtain, der Ewig nicht verliſcht, ſondern quelt jn (den Satan) immerdar.“ Ich möchte annehmen, daß die gemeinſame Vorlage von *W* und *S* die Lesart „Fewerſtraim“ hatte, womit ſich ſowohl „quellet“ wie „quelt jn“ vereinigen läßt, während auf jeden Fall die Faſſung in *W* den Vorzug verdient. *S* 31, 8 „Buß“ entſpricht *W* „poenitenz“, *S* 31, 19 „keiner“ *W* „klainer“, gewiß richtig.

Ebenſo zu Beginn des fünfzehnten Kapitels *S* 31, 26 „Rath“, *W* „Thatt“, dagegen hat *S* die richtige Lesart 30, 32 „Heimligkeit“, *W* ſinnlos „Haylichkeit“, 32, 15 „getrieben“ gegen *W* „gejebt“, 32, 21 „Dauid“, wo *W* fälſchlich die Volkszählung dem Daniel zuſchreibt, *S* 32, 30 „durchächten“ *W* (ſinnlos) „dir thatten“. Auf eine theologiſch merkwürdige Anſchauung weiſt der in *S* unterdrückte Satz nach *S* 31, 33 hin, daß der verſtoßene Engel „Erſtlich von erſchaffung deſs Menſchen jm günſtig vnnd holdt ward, bald aber ſich das blatt herumb khert.“

Das ſechzehnte Kapitel (*W* Kapitel 15 und 16) zeigt zwei Stellen, die in *S* und *W* verſchiedenartig verderbt ſind, ſo daß anzunehmen iſt,

daß ſchon die Vorlage einen unklaren Wortlaut bot. Erſtens *S* 34, 19—25:

S	*W*
dein Fragen vnd Diſputation von der Hell vnd jrer Wirckung, möchſtu wol vnterlaſſen, Lieber was machſtu auß dir ſelbs? Vnd wenn du gleich in Himmel ſteigen köndteſt, wolte ich dich doch wider in die Helle hinunter ſtürtzen, denn du biſt mein, vnnd gehöreſt auch in dieſen Stall. Darumb lieber Fauſte, laß anſtehen, viel von der Helle zu fragen, frage ein anders dafür, Dann glaube mir darumb, da ich dirs erzehle, wirdt es dich ...	belanngendt dein Fürhaben vnnd Disputation von der Hell vnnd jrer würckhung. Dir ſolliches zuercleren, mein, was machſtu auſs dir ſelbſt? vnnd wann du gleich inn Hymmel ſteygen köundteſt, So wolt ich dich inn die Hell herab ſtoſſen. Dann du biſt mein vnnd kereſt auch inn den Weg, darumb, das du vil von der Hell willſt fragen. Lieber, laſs es anſtehn, vnnd frag ein anders. Dann, traw mir, erzehl ich dirs, ſo wirt es dich ...

Noch verwirrter iſt in *S* und *W* die Erzählung von der Lage der Hölle zu dem himmliſchen Jeruſalem (*S* 34, 37—35, 5) und das in *W* unmittelbar Folgende hat wohl ſchon der Bearbeiter von *S* nicht verſtanden und es deshalb fortgelaſſen. In *W* heißt es: „So wirdt die Hell auch ein platz genannt, da der Platz deſs Thals ſo weitt iſt, das die verdampten da wonen müeſſen wie die Schelmenbain, da ſonnſt nach gelegenheit die Schelmenbain nirgends beſſer hin zu thuen ſeyen, dann inn ein Loch des Thals zu ainem ſondern platz, da man den vnflath hinfüren ſoll.“ Es ſteckt in der Stelle offenbar eine Anſpielung auf eine der zahlreichen ſprichwörtlichen Redensarten des 16. Jahrhunderts, die den Vergleich mit den Schelmenbeinen enthielten (vgl. *S* 39, 15, Wander 4, 135 und Grimm, Wörterbuch 8, 2511 f.).

S 36, 15 und 30 hat *W* fälſchlich „die Seel“ ſtatt „die Helle“, *S* 36, 20 ebenſo „vnderſcheidt“ ſtatt „vnderſte“, *S* 36, 32 „ein vergeſſung der Erdt“ ſtatt „ein Vergeſſung alles Guten, der Enden“. Dagegen bietet wieder *W* das Richtige *S* 36, 39 „batteſtu“ ſtatt „banneſt du“. Den abweichenden theologiſchen Standpunkt von *S* verrät wieder die Auslaſſung des Satzes (nach *S* 37, 24): „Wir Geyſter werden gefreyt werden, dann wir auch hoffen Selig zu werden.“ *S* 38, 18 muß es (nach *W*) heißen „können vber jhren“.

Aus dem Folgenden ſeien nur noch eine Anzahl von Stellen angeführt, wo ſich aus *W* Verbeſſerungen des Textes von *S* ergeben: *S* 43, 7 „vnd Cometen mittheilen“ ſtatt *W* „vnnd den Nachkümmlingen mitzuthaillen“ *S* 44, 2 „Seelen“ ſtatt *W* „ſeligen“. *S* 53, 1 f. „Hell vnd Verblendung“ ſtatt *W* „Hell oder verblendung“. Bei der Erwähnung der Burg in Padua (*S* 58, 31) folgt in *W* der Zuſatz „(Antenoris, Fratri Aeneae)“. *S* 59, 7 „Steigbogen“ entſpricht *W* „Schwibogen“, während die Quelle Schedel das Wort „ſigbogen“ (Triumphbogen) hat. *S* 60, 10 f. „ein gut ſegen“ (eine ſonſt nicht belegte Bedeutung des

Wortes) entspricht *W* „ein guetten Segen“. Zu *S* 60, 16 „Meylandt“ fehlt in *W* der überflüssige Zusatz „in Italiam“, dagegen steht dort die in *S* nicht vorhandene Bestimmung „doch Galliae zuestendig“, die darauf schließen läßt, daß die Plusworte in *S* auch in der Vorlage von *W* vorhanden waren. *S* 60, 18 ist „7“ nach der Quelle und *W* in „17“ zu verändern. *S* 60, 27 lesen wir fälschlich „im Schloß“, wo *W* richtig der Quelle entsprechend „im Fluß“ hat. Auch die Schilderung Würzburgs (*S* 62, 13 ff.) schließt sich in *W* weit genauer der Vorlage an als in *S*. Besonders am Schlusse (*S* 62, 21 ff.) ist der abweichende Wortlaut von *W* bemerkenswert: „Fünff Frawen Clöster, Fünff Pfarren, vnd zwey SPittal, auch ist darinnen Ein Closter oder Capell zu S. Maria, die dann am Thurn ein wunderwirdigs gebew hat“. Statt *S* 64, 26 „Gräben“ hat *W* richtig „gepewen“, statt *S* 64, 33 „von einer ebne“ *W* „von der hohe“.

Merkwürdig für das Verhältnis von *W* zu *S* und zur Quelle erscheint die Stelle *S* 67, 16 f.: „Die Statt nennen die Vngern Start, welchs auf Teutsch Ofen genannt“. *W* sagt dagegen: Die Vngern nennen disc Statt Nart, welchs auff Teutsch Ofen genannt“, und bei Schedel heißt es: „Aber buda hieß disc start [so!] nach seinem Namen budam, die wir nach vnserm teütschen gezüng ofen nennen.“ Die rätselhafte Benennung in *S* und *W* erklärt sich also durch flüchtiges Lesen und einen Druckfehler bei Schedel.

Besonders klar ist die Verschlechterung des Textes *S* 68, 5 f., wo es von Britannia heißt „darinn . . . menge der Metall seyn, auch der stein Gottes“, offenbar entstellt aus *W* „ein Menig der Methall, auch der Stein Gagates“.

Die Geschichte von der Warze der Gemahlin Alexanders des Großen (*S* 75, 38 ff.) erzählt *W* ausführlicher und derber: „Nun hab jch offt gehört, das Sie hinder dem Rückhen ein grosse wartzen gehabt; ist Sie bej dem Bildt zufinden, so wolt jch es nun besser glauben. geth also herzue, hebt jr den Rockh auf vnnd fand also die wartzen; dann Sie jm wie [ein] stockh still hielt, vnnd verschwand also.“

S 76, 13 ersetzt das alte Wort „Tirnitz“ (siehe Grimm, Wörterbuch sub Durniz) durch „Vosament“. *S* 78, 7 ist die Anrede „Bruder“ vermutlich aus *W* „Baur“ entstellt, ebenso *S* 78, 21 „lächelte“ aus *W* „behend“. *S* 81, 13 „zerrinnen“, besser *W* „entrynnen“, so ist auch *S* 89, 28 die Schilderung der Tanne, auf der der Kellermeister sitzen muß, gewiß aus der Fassung in *W* übertreibend entstellt, noch deutlicher *S* 90, 33 f., wo *W* wieder unbedingt den Vorzug verdient.

7. Suchen wir aus den angeführten Thatsachen Folgerungen für die Entstehungs- und Textgeschichte des ältesten Faustbuches zu ziehen, so ergiebt sich uns als das wahrscheinlichste Folgendes. *S* und *W* geben selbständig eine deutsche Vorlage wieder, die aber selbst kein Ori-

ginal, sondern aus dem Lateinischen *L* übersetzt ist. Die Gemeinsamkeit der deutschen Vorlage wird bewiesen durch die Übereinstimmung des Wortlauts, die nicht anders erklärt werden kann; die Abweichungen aber zeugen dafür, daß beide Bearbeiter sich ihrer Vorlage in Bezug auf Zusätze, Weglassungen, Stil im weitesten Sinne unabhängig gegenübergestellt haben. Daß diese Vorlage aus dem Lateinischen übersetzt war, behauptet der Verfasser von *W* im Inhaltsverzeichnis, in der Vorrede und in der Überschrift von Kapitel 1, und in *S* scheint es durch den Schluß der Vorrede „auch in kurtzem deß Lateinischen Exemplars von mir gewertig seyn“ bestätigt zu werden. Verstärkend treten hinzu: die an einzelnen Stellen stehen gebliebenen lateinischen Worte und der Satzbau, der häufig nur durch die Annahme einer Übersetzung aus dem Lateinischen zu erklären ist, zumal in *W*, das der ursprünglichen Fassung näher steht, während *S* eine weiter gehende, glättende Überarbeitung erfahren hat, immerhin aber auch noch häufig recht unbeholfen erscheint.

Stellen wie *S* 34, 19—25 deuten darauf hin, daß die gemeinsame Vorlage bereits eine verderbte Gestalt der Übersetzung repräsentierte. Es ergiebt sich also folgende Stammtafel:

L

X

X^1?

W *S*

Die Ursache der lateinischen Abfassung erkennen wir in der ursprünglichen Bestimmung des Buches, die noch in *W* bewahrt blieb, indem Vorrede und Schlußwort sich an die Studenten wenden. Eine Unterhaltungsschrift für gelehrte und halbgelehrte Leser, die sich bereits das Mäntelchen der guten Absicht umhing, aber ihren eigentlichen Zweck deutlich genug verriet, indem sie den Leser anredete: „Nim also, guetter freundt vnnd Brueder, [diß][1] zu ainer kurtzweil für ein Garten gesprech an.“ Damit wollte sie sich offenbar in die Reihe der Schwankbücher von der Art der Gartengesellschaft stellen, und daß sie dabei auf die Sprache der Facetien zurückgriff, hatte seinen Grund wohl in der akademischen Färbung des Stoffes und in der Gefährlichkeit des Gegenstandes, die es zunächst nicht ratsam erscheinen lassen mochte, ihn allen Lesern darzubieten. Ähnliche Erwägungen mögen auch die Drucklegung des lateinischen Originals ge-

[1] Sind solche in eckiger Klammer stehende Worte in Milchsacks Abdruck Zusätze einer andern Hand oder stammen sie vom Herausgeber? Aber warum wendet er dann die alte Schreibung an? In der Vorrede ist darüber so wenig wie über alles andere Technische der Herausgabe etwas zu finden.

hindert haben, wenn nicht die deutsche Übersetzung so schnell auf die ursprüngliche Abfassung in der fremden Sprache gefolgt ist, daß die Absicht, die doch nach dem Zeugnis von S vorhanden war, nicht zuvor verwirklicht werden konnte. Denn das wird vorläufig niemand Milchsack glauben, wenn er sagt, daß die Niederschrift des Volksbuches „schon viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte vor dem Druck liegt", eine Behauptung, für die er bis jetzt gar keinen Beweis beigebracht hat.

Daß das Original für die Veröffentlichung bestimmt war, dafür spricht die Vorrede, das Nachwort und der gesamte Habitus des Buches. Hätte der Verfasser nur die im Volksmunde umgehenden Faustgeschichten zum eigenen Ergötzen oder zur handschriftlichen Weiterverbreitung sammeln oder gar, wie Milchsack annimmt, eine künstlerisch komponierte Erzählung aus dem verstreuten Rohstoff formen wollen, so wäre nicht einzusehen, weshalb er das Buch künstlich durch Einfügung einer Menge von zusammengelesenem, naturwissenschaftlichem und geographischem Wust aufgeschwemmt haben sollte, während seine Handlungsweise sich sogleich erklärt, wenn man annimmt, daß er als Kompilator für den Druck arbeitete, und bedenkt, daß aus dem vorhandenen Stoffe über Faust nur ein Heft von sehr bescheidenem Umfang zu formen war, selbst wenn Teufelsbund und Ausgang mit erfundenem und theologischem Beiwerk ausgeschmückt wurden.

Deshalb knüpfte er an die Vorstellungen des Forschers und des Fahrenden, die sich mit dem Namen Faust verbanden, umfangreiche Exkurse, die er aus den nächstliegenden Quellen entnahm. Die Absicht, den „vielgerühmten Forschertitanismus" Fausts zu beglaubigen, hat ihm dabei, wie Milchsack mit Recht hervorhebt, ganz ferngelegen, noch weniger aber wollte er ihn als Angehörigen „der finstersten Regionen wissenschaftlichen und theologischen Aberglaubens" darstellen; er zog nur das seltsam und wunderbar Klingende dem Charakter und den Lebensumständen seines Helden gemäß vor. Ihm lag nicht daran, eine Streitschrift gegen oder für eine bestimmte Richtung des Protestantismus zu liefern; denn weshalb hätte er dann die Tendenz, der das Buch nach Milchsacks Ansicht dienen sollte, nicht klarer hervortreten lassen? Das widerspräche ja durchaus der Art seiner Zeit, die in der theologischen Polemik niemals ein Blatt vor den Mund nahm. Er war einfach Lutheraner, und die religiöse Überzeugung macht sich unwillkürlich geltend, zumal da, wo es sich, wie in diesem Buche so oft, um Gegenstände des Glaubens handelt. Ich meine, daß *jede* bewußte Tendenz in das älteste Faustbuch künstlich hineininterpretiert werden muß, daß es nicht mehr als eine Unterhaltungsschrift sein wollte. Und zwar darf man es auch auf diesem eingeschränkten Gebiet nicht auf eine zu hohe Stufe setzen. Es reiht die einzelnen Schwänke mit äußerlicher Einteilung: I. Teufelsbund und Forschung, II. Reisen und Naturwissenschaftliches, III. Streiche und Ausgang, lose auf den Faden der

Einheit der Person; Anfang und Ende treten gemäß ihrer Bedeutung für die Schicksale des Helden in stärkeres Licht als das übrige; aber auch darin erkenne ich keine bewußte künstlerische Absicht, sondern nur die Einwirkung des gegebenen Rohstoffes. Ich kann deshalb Milchsack nicht beistimmen, wenn er davon spricht, daß der Verfasser mit souverainer Freiheit und Sicherheit die überlieferten Faustgeschichten und -Sagen für den Plan seines „Romans" zuschnitt, vertiefte, durch selbst erfundene (wo denn?) und erborgte Stoffe ergänzte und, wie jeder echte Dichter, um eine höhere, ideale Zwecke verfolgende poetische Wahrheit zu erreichen, auf die historische Treue der erzählten Begebenheiten verzichtete.

Bestünde Milchsacks Ansicht zu Recht, dann hätten wir bei dem Verfasser des Faustbuchs künstlerische Intentionen vorauszusetzen, die im ganzen sechzehnten Jahrhundert nicht ihresgleichen finden und selbst denen eines Wickram und Fischart überlegen wären. Wie sollte man es sich dann erklären, daß er sich mit diesem einen Werke begnügte und darin andrerseits in Bezug auf Komposition und Ausdrucksfähigkeit so ungeschickt und schwerfällig erscheint?

Vollends der Bearbeiter der in W enthaltenen Fassung, den Milchsack mit dem Verfasser identificiert, steht auf der tiefsten Stufe schriftstellerischen Vermögens. Er ist ein Süddeutscher, seine Sprache weist ihn nach Bayern, Österreich oder Ostfranken (Nürnberg!), er vermag kaum einen richtigen Satz zu bauen und ist häufig nicht im Stande, für seine Gedanken den sinngemäßen Ausdruck zu finden.

Darin ist ihm der Bearbeiter von S entschieden überlegen, wenn er auch hie und da die stilistischen Schwierigkeiten seiner offenbar schlechten Vorlage nicht zu überwinden vermag. Sein Deutsch ist im allgemeinen das lutherische, wie er sich im Gegensatz zu seinem Genossen als eifrigerer und strengerer Lutheraner durch manche Änderungen und Zusätze erweist; auch verrät er durch die Fortlassung des unsinnigsten der naturwissenschaftlichen Kapitel, der anstößigen Geschichte W Kapitel 62 und der Prophezeiung W Kapitel 70 eine etwas höhere wissenschaftliche und moralische Anschauung.

8. Für die Entstehungszeit des ältesten Faustbuches erhielten wir durch W nur eine neue Thatsache. In Kapitel 70 ist die Prophezeiung enthalten, daß der Papst in etlichen Jahren durch eine Florentinerin die Lilien in Frankreich verführen und groß Jammer und Blutvergießen anrichten werde. Damit wird Katharina von Medici und die Bartholomäusnacht von 1572 gemeint sein, so daß wir dadurch einen neuen terminus a quo erhalten. Milchsack setzt in einer gelegentlichen Bemerkung die Entstehung von W um 1575 an, ohne Gründe dafür zu nennen.

Hoffen wir, daß er in dem Schlußteil seiner Einleitung, dem wir entgegensehen, über diesen Punkt wie über die andern, die die Handschrift betreffen, Rechenschaft geben wird. Wir verschieben die Besprechung des

Inhalts dieſer Einleitung bis zu dem Zeitpunkt, wo ſie uns vollſtändig vorliegen wird.

Leipzig. Georg Witkowski.

Beat Ludwig Muralt. Lettres sur les Anglais et les Français. Herausgegeben von O. von Greyerz. Bern, Steiger und Co. 1897. Fcs. 4.50.

Die noch immer anſteigende Flut von Neudrucken hat uns nicht viele Werke beſchert, die eine Neugeburt ſo ſehr verdienten wie die Briefe des Berner Patriciers. Die erſtaunliche Unbefangenheit des Urteils, die nur an ſo excentriſchen Erſcheinungen wie Rabelais (S. 229) völlig ſcheitert, die Sicherheit des Ausdrucks, die Anmut der Form erfreuen noch heute. Die Energie, mit der Hallers Lehrmeiſter die Engländer über die vergötterten Franzoſen erhob (beſonders S. 203 f.) ſind freilich gelegentlich von dem Trotz einer Paradoxie getragen; was er aber gegen die gerade auch in ſeiner Heimat als Sonnenſöhne angeſtaunten Franzoſen ſagt, iſt immer fein und wahr. Die Urteile über die Begier „fortune" zu machen („ſein Glück machen" iſt nicht dasſelbe; S. 117), über die Verachtung der Ideologen (S. 116; Napoleon!), über die demi-vierge (S. 142) und den bel esprit (S. 209), ſeine freilich zu herben Spottworte über die Mode (S. 165) und das je ne sais pas quoi (S. 245) klingen wie geſtern geſchrieben. Sein Urteil über die Schriftſteller würden wir freilich revidieren und ſeine Lieblinge Lafontaine, La Bruyère und Fénélon (S. 238 f.) nicht ſo unbedingt über Molière (S. 225 f.) erheben, noch weniger über Bayle (S. 236) ſo ſcharf urteilen wie der fromme Calviniſt. Dagegen iſt Daudets Wort: „en France tout le monde est un peu de Tarascon" ſchon bei Muralt (S. 180 oben) zu finden. Genommen iſt es natürlich nicht von da, ebenſo wie E. T. A. Hoffmann und Chamiſſo ihre böſe Anekdote von der „Sterbenden" (vgl. Poppenberg, Vierteljahrſchrift für Litteraturgeſchichte 5, 496) ſchwerlich direkt aus unſern Reiſebriefen haben.

Bei ſolchem Werk iſt natürlich ein ſauberer Abdruck und eine leichte Erklärung der wenigen Stellen, die Schwierigkeiten bieten, die Hauptſache. Beides hat Greyerz. Auch die Einleitung iſt hübſch geſchrieben und orientiert gut; nur betont Greyerz den „freien Kopf" ebenſo einſeitig wie Bachtold den „Pietiſten". Auch hätte er vielleicht unterſuchen mögen, wie viel die Schilderung des ſcharfen Beobachters doch mehr durch litterariſche Quellen als durch eigene Wahrnehmung bedingt iſt, z. B. betreffs der engliſchen Schuldhaft (S. 80 f.); dies Lieblingsmotiv der Romanſchriftſteller von Fielding bis Dickens hat im Leben ſicherlich nicht die gleiche Rolle geſpielt wie in der Dichtung. (Man denke z. B. an die glücklicherweiſe doch nur im neueſten Drama ſtändige Erſcheinung des

Säufers, den man auf unſeren Straßen ſelten, auf unſerer Bühne täglich trifft.) Dagegen iſt die Stellung Muralts innerhalb der Litteratur der Reiſebriefe gut, wenn auch vielleicht ein wenig übertreibend aufgezeichnet. Das Wort „Muraltforſchung“ aber (S. XX Anmerkung) hatte der verdiente „Muraltforſcher“ beſſer vermieden.

Berlin. Richard M. Meyer.

Herchner H., die Cyropädie in Wielands Werken. Wiſſenſchaftliche Beilage zum Programme des Humboldt-Gymnaſiums zu Berlin. 1. Teil: Oſtern 1892. 2. Teil: Oſtern 1896. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung. — Die Cyropädie in Wielands Werken (3. Teil): Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 42. Jahrgang 1896, S. 199—208.

Der Verfaſſer hat ſich die Aufgabe geſtellt, den Einfluß der Cyrupädie auf Wielands Werke nachzuweiſen. Er thut dies an dem Epos „Cyrus“, der dialogiſierten Geſchichte „Araſpes und Panthea“ und dem goldenen Spiegel. Der erſte Teil iſt vorwiegend dem Cyrus, der zweite dem goldenen Spiegel gewidmet. Doch wird dieſer Erziehungsroman bereits in dem erſten Teil vielfach herangezogen, wenn eine unmittelbare Brücke von Xenophons Cyrupädie über Wielands Epos zum Romane führte. Andrerſeits wird im zweiten Teil auch vielfach auf das Epos zurückgegriffen. Eine ſtrengere Sonderung der Wielandſchen Werke wäre im Intereſſe der Überſichtlichkeit wünſchenswert geweſen: dann wäre die Unterſuchung von ſelbſt in genauer geſchiedene Teile zerfallen. Innerhalb dieſer Teile hätte eine beſtimmte Anordnung der von dem Verfaſſer mit vieler Sorgfalt geſammelten Entlehnungen aus Xenophon Platz finden müſſen. Ich vermiſſe eine Darlegung, wie viel ſachlich und ſtofflich aus Xenophons Cyrupädie in das Epos übergegangen iſt, und wie weit thatſächlich der goldene Spiegel noch abhängig iſt von dem Herrſcherideal Xenophons. Freilich hat Herchner überall den Blick offen gehalten und mit Recht erörtert, daß Wieland bei der Abfaſſung des Cyrus Friedrich den Großen vor Augen hatte, aus deſſen Antimachiavell ihm manche mit der Cyrupädie übereinſtimmende Regierungsgrundſätze entgegentraten. Ebenſo werden die modernen Einflüſſe auf den goldenen Spiegel dargelegt. Es tritt aber zu wenig ſcharf hervor, daß Wielands Epos naturgemäß ſtofflich ſtark von Xenophon beeinflußt iſt, während der goldene Spiegel nur in Tiſan das Bild eines idealen Herrſchers aufſtellt, das ſich vielfach mit dem Xenophons deckt. Doch über dieſe Charakteriſtik Tiſans hinaus reicht der Einfluß Xenophons nicht und auch da laufen die Parallelen vielfach auf allgemeine Sätze hinaus, die Wieland und ſeiner Zeit überhaupt geläufig waren. Deshalb iſt manche Parallele mit

Vorsicht aufzunehmen. Bernhard Seuffert hat in der Abhandlung: „Wielands Berufung nach Weimar“ (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 1, 415) vor den Gefahren einer Quellenuntersuchung bei einem Buch, wie es der goldene Spiegel ist, gewarnt. Diesen Klippen ist Herchner nicht völlig aus dem Wege gegangen. Er hätte entweder sich begnügen müssen, festzustellen, was aus Xenophon stammen kann, oder nach anderen Quellen Ausschau halten müssen. Manche Bearbeitung, welche die Geschichte des Cyrus erfahren hatte, wird Wieland bekannt gewesen sein. Zwar aus dem dramma per musica „il Ciro riconosciuto“ des Metastasio, das mit deutscher Übersetzung Stuttgart bei Cotta 1752 erschien, konnte er für sein Epos nichts entnehmen; aber Ramsay Voyages de Cyrus (Londres et Paris 1727) spricht nicht nur von Arbaces und Belesis, sondern nennt auch einen Gegner des Astyages Merodac. Alle drei Namen finden sich im „Cyrus“ (Wielands Werke, Hempel 39, 642. 691), aber nicht in der Cyrupädie. Ich glaube eher, daß Wielands „Merodach“ aus Ramsay stammt, als aus der Bibel, die Jesaias 39. 1. 2 Könige 20. 12. von einem babylonischen Könige dieses Namens spricht. Belesis freilich kann Wieland auch aus Xenophons Anabasis bekannt gewesen sein (*Ἀνάβασις* I. 4. 10. VII. 8. 25), der er vielleicht auch Orontes und Tiribazus entnommen hat. Wieland belebt sein Epos überhaupt mit einer Reihe von Gestalten, die er nicht in der Cyrupädie fand; namentlich der Schilderung des Kampfes versucht er dadurch Lebendigkeit zu verleihen, oft begnügt er sich freilich mit bloßer Namensnennung. Nicht bei Xenophon, wohl aber bei Herodot stehen die Namen: Atys, Hidarnes, Hyperanthes, Intaphernes, Pharnaces, Phraortes, Smerdis, und in den Annalen des Tacitus: Tiridates. Gelegentlich ignoriert Wieland die Überlieferung, so, wenn die Perser Intaphernes, Peucest, Smerdis als Babylonier oder Assyrer erscheinen. Auch aus dem Reiteranführer des Cyrus Pharnuchus (*κυρ.* VI. 3. 32. VII. 1. 22) wird ein Krieger des Assyrerkönigs. Frei erfunden dürften die Namen sein: Amitres, Arasambes, Argast, Arandras, Arabates, Pandates, Sarkan, Zedar, nicht alle mit gleichem Geschick gebildet. Der assyrische König, dessen Kampf mit Cyrus Wieland nach Xenophon besingt, ist in der Cyrupädie nicht genannt, Wieland nennt ihn Neriglissor, der mit dem nur bei Josephus Flavius *κατὰ Ἀπίωνος* I. 20 und im Chronicum des Ptolemäus überlieferten *Νηριγλισσοόρος* identisch ist. Kennt ihn Wieland wirklich aus Josephus Flavius oder bot eine Zwischenquelle ihm diesen Namen? Auch um Völkernamen hat sich Wieland außerhalb seiner Quelle umgesehen; um die Buntheit der Menge, welche dem assyrischen König Heeresfolge zu leisten hat, zu charakterisieren, genügen ihm nicht die *κυρ.* I. 5. 3 genannten Völker. Es erscheinen in der Übersicht, die er nach dem Vorbilde des homerischen Schiffskataloges bietet, auch die Gandarer, Daeliker und Korasmier (Hempel 39, 682). Hier scheint mir

der Hinweis auf Herodot ſicher, der dieſe Völker gleichfalls vereint in der Heeresſchau bei Doriskos anführt (VII. 66).

Im dritten Geſang (S. 678) erſcheint Mithras dem Heere, das vor der Schlacht dem Gotte Opfer darbringt und ſeine Hilfe anruft: „ein Schauer des gegenwärtigen Gottes faßt ſie, ihr Herz, von heiliger Furcht der Gottheit durchdrungen, fürchtet ſonſt nichts, und ſchwillt von nie gefühlten Gedanken.“ Herchner verweiſt hierzu (1, 8) auf *κυρ.* IV. 2. 15: auch hier iſt von einer Lichterſcheinung die Rede, vom Schauder vor der Gottheit und der Furchtloſigkeit den Feinden gegenüber. Aber dieſe Parallele gewinnt ein anderes Licht, wenn wir bedenken, wie ſtark Wieland, von Klopſtock beeinflußt, im „Cyrus“ noch mit überirdiſchen Erſcheinungen arbeitet. Dem Cyrus nähert ſich ſein Schutzgeiſt mit leiſem ätheriſchen Tritt (S. 664), dem verbrecheriſchen Nerigliſſor ſein böſer Dämon (S. 660). In der Schlacht umſchweben ſtets Engel den Helden (S. 687). Es ergiebt ſich aus Herchners Abhandlungen, daß Wieland ſeinen Cyrus humaniſiert; freilich hat auch Xenophon, wie vom Verfaſſer gezeigt wird, die Geſtalt von Eroberungsſucht frei gehalten und menſchlichen Regungen ſehr zugänglich ſein laſſen (ſiehe Herchner 2, 14). Als „Menſchenfreund“ erſcheint Cyrus in „Araſpes und Panthea“. Der goldene Spiegel bedeutet in dieſer Hinſicht eine Steigerung und Tiſan ſteht Wielands Cyrus näher als dem Xenophons. Im Romane erſcheint es möglich, in einem Staate ohne Krieg auszukommen, der in „Araſpes und Panthea“ als notwendiges Übel verteidigt wird (Goldener Spiegel 2, 116; Araſpes und Panthea Hempel 40, 23). Wie Wieland ſeine Anſicht über ein ſtehendes Heer im Idealſtaate formuliert, hat bereits B. Seuffert (a. a. O., S. 427) erörtert und auf zeitgenöſſiſche Litteratur verwieſen. Wielands Anſichten über die Erbfolge ſind in dem Aufſatze über das göttliche Recht der Obrigkeit (1777) nicht weſentlich abweichend vom goldenen Spiegel, wie Herchner 2, 8 annimmt. Auch ſchon hier legt Wieland mehr Gewicht auf die Erbfolge als auf perſönliche Tüchtigkeit des Thronfolgers (ſiehe Seuffert S. 522). Wenn Cyrus, wie bei Xenophon, den Feinden zuvorkommend, ins Land der Aſſyrer einfällt, ſo ſcheint mir dabei unwahrſcheinlich, daß Wieland zugleich an die Offenſive gedacht hat, die Friedrich der Große gegen Sachſen ergriff (Herchner 1, 25). Aber die Reiſen Friedrichs mögen thatſächlich das Gebot beeinflußt haben, das Wieland dem künftigen Herrſcher im goldenen Spiegel auferlegt (Goldener Spiegel 2, 70 ff.; Seuffert S. 428). Herchner hält neben Kaiſer Joſephs Regierung vergleichend Wielands Ideal und weiſt die Verſchiedenheiten auf (2, 19). Blickt man vom Erſcheinen des goldenen Spiegels aus in die folgende Zeit, ſo iſt intereſſant zu ſehen, wie Karl Auguſt vielfach die Idealforderung Wielands erfüllt hat. Wieland war ſein Tſchengis und der Zögling machte dem Erzieher Ehre (Seuffert S. 433).

Im goldenen Spiegel betont Wieland nachdrücklich: nicht die Geburt macht den Herrscher, der Beste soll Herrscher sein, durch sein eigenes Beispiel muß der Fürst den Unterthanen vorangehen, treue Freunde erwirbt er sich durch seine Herzenseigenschaften und die Zuneigung der Unterthanen ist der größte Schatz, den er seinem Nachfolger hinterläßt. Das alles ist in Xenophons Sinn, aber damit sind wir auch wesentlich mit den Parallelen fertig geworden. Es gestaltet sich also das Abhängigkeitsverhältnis für den goldenen Spiegel mehr als das einer Herübernahme der Vorbedingungen für das Auftreten eines idealen Herrschers und für den Bestand seiner Herrschaft. Anders liegt die Sache bei dem Epos Cyrus, und hier hat Herchner versäumt, zu zeigen, welche Änderungen Wieland an dem ihm von Xenophon dargebotenen Stoff vornimmt, welche Erweiterungen und Zusätze eintreten. Auf die Jugendgeschichte des Cyrus spielt Wieland nur an; die Leser sollen erkennen, wie sich schon an dem Hofe des Astyages der Charakter des Knaben entwickelt (Cyrus II. Gesang S. 657). Von seinem Erzieher Amitres ist bei Xenophon nicht die Rede, Wieland gesellt ihn dem Cyrus auch im Kampfe bei (II. Gesang S. 653) — ein Ansatz zur Gestalt des Dschengis im goldenen Spiegel. Aber Wielands Cyrus ist doch bei weitem selbständiger, denn er tritt allein auf, nicht neben und unter Cyaxares, wie bei Xenophon. Den indischen Gesandten tritt er allein entgegen und erteilt ihnen den gewünschten Bescheid, während in der Cyrupädie Cyrus dies nur nach Cyaxares und nach eingeholter Erlaubnis thut (κυρ. II. 4; Cyrus I. Gesang S. 641). Der indische König wird von Wieland ausführlich charakterisiert und erscheint als ein dem Cyrus an Herrschertugenden gleichwertiger Fürst. Neriglissor, der König der Assyrer, gleicht nicht seinem unbenannten Vorbilde bei Xenophon, denn dieser zeigt sich im Gegensatz zu seinem Nachfolger als edler Mann dem Gadates gegenüber (κυρ. IV. 6, 2—6). Wieland kontrastiert die Figur mit seinem Cyrus und zeichnet den völligen Gegensatz zu seinem Ideal. Gadates gehört bei Xenophon einem Teile der Erzählung an, der nicht mehr im „Cyrus" verwertet ist. Wieland nimmt ihn herüber und macht ihn zu dem mächtigsten und gefährlichsten Gegner nach Neriglissor (III. Gesang S. 670). Die Hyrkanier erwähnt auch Xenophon als Bundesgenossen der Feinde; Wieland giebt ihnen einen Anführer, Sarkan, und weist auch diesem eine bedeutende Rolle zu (IV. Gesang S. 682). Für das enge Freundschaftsverhältnis zwischen Tigranes und Cyrus konnte die Quelle kaum einen Beleg bieten; wir erfahren aus Xenophon nur, daß Cyrus ihn hochachtet und seiner Frau einen Schmuck schenkt (κυρ. VIII. 4. 24, vgl. Cyrus III. Gesang S. 675). Wie frei Wieland mit der Überlieferung umgeht, zeigt, daß er eine Rede, die bei Xenophon der Assyrerkönig an seine Krieger hält, mit wörtlicher Anlehnung auf Cyrus überträgt (κυρ. III. 3. 44—46; Cyrus IV. Gesang S. 685).

Zu ähnlichen Beobachtungen fordert „Araſpes und Panthea“ auf. Herchner zeigt in ſeiner letzten Arbeit, daß dieſe Epiſode der Cyrupädie, welche urſprünglich dem Epos einverleibt werden ſollte, Wielands beſonderen Beifall zu einer Zeit finden mußte, da er ſich in eine ähnliche Lage verſetzt ſah, wie der von überſinnlicher Schwärmerei zu ſinnlicher Liebe übergehende Araſpes des Xenophon. Dann kommt es ihm lediglich darauf an nachzuweiſen, daß Wieland die feinen Züge der Xenophontiſchen Darſtellung verwiſcht. Nun iſt kein Zweifel, daß die Dialoge und Monologe dieſer Geſchichte überhaupt ſehr breit geraten ſind, daß ſich Wieland in der Schilderung von Pantheas Schönheit nicht genug thun kann. Vielleicht hat er das ſelbſt gefühlt, wenn er in dem Aufſatze „von ſchönen Seelen“ ſagt: „Xenophon ſagt immer mit drei Worten, was ich auf Deutſch mit dreimal ſoviel ſagen müßte“ (Hempel 32, 6. Anmerkung). Doch hat Wieland die dankbaren Motive der Darſtellung Xenophons nicht außer Acht gelaſſen. Auch bei ihm lernen wir Panthea zunächſt aus der Schilderung des Araſpes kennen: er ſucht ſie in ihrem Zelt auf und es enthüllen ſich, wie ſie in ihrem Schmerz den Schleier zerreißt, die Schönheiten ihres Körpers (*xvp.* V. 1. 6—7; Araſpes und Panthea, Hempel 40, 6).

Die Erzählung von Araſpes und Panthea hat ſchon in Kloſterbergen auf Wieland einen ſtarken Eindruck gemacht (ſiehe Gruber, Wielands Leben 1, 25) und noch 1788 erklärt er ſie in ſeiner Überſetzung von Lucians Panthea (Lucians Sämtliche Werke 3, 292) für „die ſchönſte und intereſſanteſte Epiſode der Cyrupädie Xenophons“. Von Bedeutung für Wieland war auch ganz gewiß, daß ſein verehrter Shaftesbury, deſſen Namen er ſo oft in Verbindung mit Xenophon nennt, in ſeinem „Selbſtgeſpräch oder Erinnerung an einen Schriftſteller“ 1710 die Geſchichte von Araſpes und Panthea erzählt hat, ganz an Xenophon ſich anſchließend, aber ohne Angabe der Quelle, der Zeit und Namen. Shaftesbury kam es dabei beſonders auf den Schluß der Erzählung an, die Lehre vom Vorhandenſein einer guten und einer böſen Seele im Menſchen. Araſpes leitet ſie aus ſeiner eigenen Erfahrung ab (*xvp.* VI. 1. 41). Wieland ſelbſt, deſſen Herz gegen die Anfechtungen der Sinnlichkeit zu wenig gewappnet war, fand dafür die Beſtätigung in ſeinem eigenen Leben. In den Hauptpunkten ſchließt Wieland ſeine Erzählung ganz an Xenophon an. Aber er bricht die Handlung früher ab, nämlich dort, wo Araſpes in ſich geht, von ſeinem Freunde Cyrus Zuſpruch erhält und durch Freundesdienſte die Schande ſühnen will (*xvp.* VI. 1. 42—45). Bei Xenophon vollzieht ſich thatſächlich der Übertritt des Abradates zu Cyrus (VI. 1. 47). Wieland läßt uns dies nur erraten; denn Panthea erklärt, ihren Gemahl dazu bewegen zu wollen (Araſpes und Panthea S. 16, vgl. S. 85). Den Gegenſpielern Araſpes und Panthea ſtellt Wieland Nebenperſonen zur Seite, die ihre warnende Stimme rechtzeitig erheben. Dem Araſambes

erſcheint die zunehmende krankhafte Schwärmerei ſeines Freundes, der Mandane die nichts argwöhnende Offenheit ihrer Gebieterin gefährlich. Bei Xenophon ſtellt Artabazus die Verbindung zwiſchen Cyrus und Araſpes her, wie bei Wieland Araſambes, aber Artabazus tritt nur einmal auf und erſt, als Panthea ſich bei Cyrus Schutz vor dem tollkühnen Jüngling erbittet (κυρ. VI. 1. 34). Araſambes iſt der Freund des Araſpes und ſteht ihm ſchon II 2 (S. 33) zur Seite. Die Amme der Panthea iſt bei Xenophon namenlos und wird nur nebenbei erwähnt (κυρ. VII. 3. 14). Wieland giebt ihr den ihm aus der Cyrupädie geläufigen Namen Mandane und macht ſie zur Vertrauten ihrer Herrin. An Stelle der Eunuchen (κυρ. VII. 3. 15; vgl. VI. 1. 33) ſetzt Wieland drei Sklavinnen, deren Geſpräche eine Pauſe der Handlung ausfüllen müſſen.

Xenophons Panthea kommt ihrem Beſchützer freundlich entgegen; wenn er krank wurde, ſorgte ſie, daß keine Pflege ihm mangle (κυρ. V. 1. 18). Auch Wielands Araſpes erkrankt und kann ſich der Teilnahme der Königin erfreuen; aber ſeine Krankheit hat ihre Urſache in dem ſeeliſchen Konflikt, in den Araſpes gerät (Araſpes und Panthea III. 5—8, S. 57—74). Wieland läßt alſo dieſes Motiv aus der Handlung ſelbſt hervorgehen und verwendet es geſchickt, um den Helden der Kataſtrophe zu nähern. Als zweites ſteigerndes Motiv fügt er die beliebte Badeſcene hinzu: Araſpes belauſcht ſeine Angebetete beim Bade und glaubt nun, „es komme ihm nicht zu, ſie anders als nach menſchlicher Weiſe zu lieben“ (IV. 3, S. 78).

Wielands Cyrus iſt ſittenſtrenger als ſein Vorbild, eine Verlockung der Frau durch Überredungskünſte iſt hier ausgeſchloſſen (vgl. κυρ. VI. 1. 34 *καὶ κελεύει αὐτῷ εἰπεῖν βιάζεσθαι μὲν μὴ τοιαύτην γυναῖκα, πείθειν δε εἰ δύναιτο, οὐκ ἔφη κωλύειν*). Auch im „Cyrus“ wird beſonders hervorgehoben: „kein weiblicher Fuß betrat die Bezirke ſeines Lagers“ (I. Geſang S. 641).

Da Herchner ſeine Aufgabe nicht auf Xenophon und Wieland beſchränkt hat, ſondern anderen Einflüſſen auf die genannten Werke nachgegangen iſt, durfte man erwarten, daß er überhaupt den Verſuch unternahm, zu zeigen, was Wieland mit den übernommenen Motiven angefangen hat. In dieſem Sinne habe ich es unternommen Herchners Arbeit, ſoweit ich konnte, zu ergänzen. In meinen Beobachtungen bin ich durch Einſichtnahme in handſchriftliche Aufzeichnungen von Wilhelm Groß gefördert worden.

Mit Recht hat Herchner ſchließlich noch Wielands Aufſatz über ſchöne Seelen herangezogen und gezeigt, daß Wieland dieſen Begriff durch drei Beiſpiele aus der Cyrupädie, darunter Panthea, erläutert.

Wielands Aufſatz hatte urſprünglich nicht den Titel: „Was iſt eine ſchöne Seele?“ ſondern „Von ſchönen Seelen“ und erſchien 1774 im Märzheft des teutſchen Merkur, nicht 1776, alſo auch nicht fünf Jahre

nach Vollendung des goldenen Spiegels (ſiehe Herchner, Jahrbücher S. 200).

Herchner wirft die Frage auf: „hat Wieland recht, die καλοκαγαθία mit der „ſchönen Seele“ zu identificieren?“ und zeigt, daß für das Beiſpiel der Panthea dieſe Gleichung ſtimmt, aber nicht für die andern. Andrerſeits hat Xenophon, indem er ein Weib als Vertreterin der καλοκαγαθία hinſtellt (κυρ. V. 1. 18), ſich mit ſeiner Zeit in Gegenſatz geſtellt, welche nicht geneigt war, in einer Frau ein ſolches Ideal zu erblicken, ſondern das Doppelepitheton καλος κάγαθός ausſchließlich einem Manne zuerkannte.

Der „litterariſche Freund“, an den Wieland ſchreibt (Herchner 2, 13), iſt Riedel, die ausgehobene Stelle einem undatierten Briefe Wielands (zwiſchen 11. Auguſt und 12. September 1772 geſchrieben) entnommen (Ludwig Wieland, Auswahl denkwürdiger Briefe 1, 299). Der Brief Wielands an den Freiherrn von Gebler (nicht Gäbler, wie Herchner ſchreibt) 2, 5, Zeile 8 von unten iſt von Erfurt, 25. Auguſt datiert (L. Wieland 2, S. 5). In den Citaten vermöchte ich dem Verfaſſer nur kleine Irrtümer nachzuweiſen. 2, 5, Zeile 4 von unten muß es heißen: „daß mit dem kommenden Herrſcher niemand anders gemeint iſt als Joſeph II.“ ſtatt „genannt iſt“.

Pola. Guſtav Wilhelm.

Schröter F. und R. Thiele, Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie. Ausgabe für Schule und Haus. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes 1895. 4 M.

Dieſe Schulausgabe, zu deren Beſprechung ich ſtark verſpätet komme, wird von den Verfaſſern als „Auszug“ ihrer großen Ausgabe (A, die 1877/78 erſchien und „für die oberſte Klaſſe höherer Lehranſtalten und den weiteren Kreis der Gebildeten“ beſtimmt war, bezeichnet. Der Auszug kam durch bedeutende Kürzungen im Vorwort und im Text zu Stande. Neu wurden die auf der Gothaer Bibliothek gefundenen Theaterzettel der Hamburger „Entrepriſe“ aufgenommenen. Bei der Kürzung des Vorwortes gingen die Verfaſſer nach beſtimmten Grundſätzen vor: ſie ſtrichen alle ſubjektiven Äußerungen, Lob, Enthuſiasmus, Antheilnahme, alle Verſuche, ihr Publikum für ihren Helden zu begeiſtern und ſtellten ſich auf den trocken referierenden Standpunkt. Sie vermieden es ferner, dieſe ihre Relationen ſo eingehend und ausführlich zu geſtalten, wie dies in ihrer erſten Ausgabe der Fall geweſen war, und beſchränkten ihre Erläuterungen aufs Nothwendigſte. Es fielen da einzelne hübſche Partien aus, wie § 7 die Darſtellung von Leſſings Arbeitsweiſe an der Dramaturgie, § 8 der Vergleich mit den Anſichten, die die „Litteraturbriefe“ übermitteln; andere Teile ſind beſonders ſtark zuſammengeſtrichen, wie namentlich das Ver-

hältnis Leſſings zu den Franzoſen, Luſtſpieldichtern wie Tragikern (§ 11), die Darlegung über das Weſen des Trauerſpieles, die auf wenige Schlagworte zuſammengeſchrumpft iſt (§ 13), desgleichen die einleitenden Bemerkungen über die Schauſpielkunſt (§ 14), ferner der „Anhang", der hier nur in Schlagworten ſkizziert iſt. Mit dieſen Kürzungen kann man wohl einverſtanden ſein, da die Beſtimmung der Ausgabe für Schulzwecke durch zu lange und zu tiefe Erläuterungen notwendig hätte leiden müſſen. Mißlich iſt die willkürliche Kürzung eines Textes wie des vorliegenden, zumal wenn ſie durch das Herausreißen einzelner Stücke aus dem lebendigen Zuſammenhang erzielt werden ſoll. Sind die Verfaſſer auch mit kundiger und zarter Hand vorgegangen, ſo fiel gleichwohl gar manches zu Boden, was auch dem Anfänger Nutzen und Förderung gebracht hätte und von dem Vorgeſchritteneren nur ungern entbehrt wird. So fehlt S. 104 die hiſtoriſch intereſſante Stelle über Namengebung, die Forderung, die Eigenſchaften der Menſchen auf dem Theater uns wirklich ſehen zu laſſen, um ſie nicht lediglich auf Treue und Glauben hinnehmen zu müſſen, S. 107 und 117 der Vergleich zwiſchen Destouches und Molière, der ein wenig Gottſchediſch beinahe dem Destouches den Vorzug zu geben ſcheint, es fehlen S. 210 die höchſt charakteriſtiſchen Darlegungen über das Verhältnis der begleitenden Muſik zum Drama, die das ganze 27. Stück ausmachen, S. 211 die ergötzlichen und wertvollen Dialektproben; S. 237 fiel die Beurteilung Marmontels aus, eines Schriftſtellers, deſſen großen Einfluß auf unſere Litteratur ganz unzulänglich erkannt wird, wobei die Gegenüberſtellung von Favarts Bearbeitung des Marmonteliſchen Stoffes durch beſtändige Lücken gefährdet wird; ebenſo wird das Verſtändnis des 52. Stückes durch die Tilgung von Mendelsſohns Kritik von Schlegels „Triumph der guten Frauen" nicht eben gefördert. Die Auslaſſung des größten Teiles des 54. Stückes, dann des 55. bis 59. ließe ſich rechtfertigen, ſoweit nur die Inhaltsangaben der Eſſer-Bearbeitungen, wie etwa die ſehr ausführliche des Banks, in Betracht kämen; daß aber die berühmte und dramaturgiſch ſo fruchtbare Erörterung der Zuläſſigkeit von Ohrfeigen im Trauerſpiel einfach geſtrichen wird, ſcheint mir nicht am Platze. Begründeter ſcheint es mir, wenn S. 434 die Beſprechung von Le Grands „L'aveugle clairvoyant" oder S. 437 die Inhaltsangabe von Diderots „Bijoux indiscrets", die freilich für den Zuſammenhang nicht unweſentlich iſt, wegfällt. Außerdem wird die Verringerung des Stoffes in der Weiſe gefördert, daß an vielen Stellen, wie S. 135. 151. 178. 215. 239 und andere, einzelne, meiſt belangloſe Zeilen weggelaſſen werden; dagegen wäre ſchließlich, ſofern man ſich mit „Textbearbeitungen" überhaupt zu befreunden vermag, noch am wenigſten einzuwenden, wäre der praktiſche Erfolg dieſer Operation, die alles in allem ein paar Seiten fortſchafft, etwas einſchneidender.

Gelegentlich des Erſcheinens der Ausgabe *A* wurden die Vorzüge dieſer Arbeit, wie ausgebreitete Litteraturkenntnis und Sammeleifer der Verfaſſer, ernſtes Streben nach Gründlichkeit und Vollſtändigkeit gebührend hervorgehoben. (Anzeiger für deutſches Altertum 5, 133 ff. Erich Schmidt.) Dieſe Eigenſchaften laſſen ſich naturgemäß auch der neuen Ausgabe nachrühmen; dagegen kann man nicht ſagen, daß den Verbeſſerungsvorſchlägen, an denen es in jener Beſprechung nicht fehlte, genügend Rechnung getragen wurde. Wenn tieferes Eingehen auf den großen Zuſammenhang, wie auf den Werdegang der Dinge verlangt wurde, ſo ergab das erwähnte Verfahren der Verkürzung und Komprimierung, das dem nächſten Zwecke der neuen Ausgabe ja gewiß entſpricht, im vorhinein nicht die Möglichkeit, ſolchen Anforderungen zu entſprechen. So kann von einer hiſtoriſchen Entwickelung der franzöſiſchen Tragödie ebenſowenig die Rede ſein, als von einer genetiſchen Darſtellung von Leſſings Kunſtanſichten und ſeinem Verhältniſſe zu Dingen und Perſonen, ja in letzterer Beziehung geſchieht noch weniger als in *A*; ſo auch in der ſubjektiven Auffaſſung und Kritik von Leſſings Urteilen. Weniger verſtändlich iſt es, warum die zahlreichen Anregungen und Ausſtellungen, die dort fürs einzelne gegeben wurden, zum überwiegenden Teil keine Berückſichtigung fanden, ſo daß S. 455 ſogar der Gymnaſiaſtenſchnitzer, „Criſides und Pacides“ ſtatt „Seneca“ ſei E. Kleiſts einziger dramatiſcher Verſuch, ſtehen geblieben iſt. Bedauerlicherweiſe wurde auch die ganze Art der Namenerklärung, die ſich auf Mitteilung des Geburts- und Todesdatums, wohl auch eines „Hauptwerkes“ beſchränkt, beibehalten. Für ein Schulbuch liegt die Schädlichkeit ſolcher Methode auf der Hand. Welche Vorſtellung gewinnt der Schüler von der Bedeutung der einzelnen Autoren, wenn ihm ein Diderot als Verfaſſer „mehrerer Romane und Luſtſpiele“ vorgeſtellt und die kaum haltbare Behauptung wiederholt wird, „Der Hausvater“ und „Der natürliche Sohn“ (von der ſo fruchtbaren Einwirkung dieſer Stücke kein Wort) bedeute einen Rückſchritt „gegen das weinerliche Luſtſpiel eines Destouches und La Chauſſée“; oder wenn Marmontel, deſſen „Contes moraux“ die Litteratur für den Reſt des Jahrhunderts beherrſchten, als „Trauerſpieldichter, Romanſchriftſteller und Litterarhiſtoriker“ gleichmäßig empfohlen wird (S. 129), wenn Addiſon, der Vater der neuen Proſa, nur als Autor des „mit ungeheuerem, doch kaum verdientem Beifpiel aufgenommenen“ Trauerſpieles Cato gilt und der „Spectator“ nicht einmal Erwähnung findet (S. 111), wenn in höchſt überflüſſiger Gewiſſenhaftigkeit an Samuel Johnſon erinnert wird, wo nur von Ben Jonſon die Rede ſein kann (S. 142), wenn Gellert, deſſen Charakteriſtik in *A* ſchon als ungenügend erkannt wurde, nun S. 184 durch den Titel eines ebenſo beſcheidenen als gemütvollen Leipziger Profeſſors ausgezeichnet wird. Ebenſo unzureichend wird Marivaux, Weiße, Crébillon, Calprenède, Horace Walpole, der Gründer des Geſpenſterromanes und Vorläufer der engliſchen Romantik, charakte-

riſiert. Statt in dürren Anmerkungen abgethan zu werden, die beſtenfalls dem Lehrer als Eſelsbrücken dienen können, hätten dieſe Männer und ihre Beſtrebungen in die Einleitung gehört, ſollte das Buch wirklich zur gründlichen Vorbereitung und zum Selbſtſtudium ausreichen. Auch einzelne ſachliche Einwendungen drängen ſich auf: die ſittliche Entrüſtung, die ſich ſo gern gegen einzelne Autoren kehrt (S. 121), auch ſo apodiktiſch ausſpricht, was „wahre Kunſt“ zu thun habe und wie ſie die Schönheit nicht der Wahrheit aufopfern dürfe (S. 280), geht ſehr fehl, wenn ſie (S. 333) in Gellerts „Schwediſcher Gräfin“ und in Wielands Romanen die wohlthätige Gegenwirkung gegen die „unſittlichen franzöſiſchen Romane“ erblicken will. Es iſt ferner unzuläſſig, Leſſing als Puriſten beloben zu wollen, wie dies S. 255, auch S. 309 verſucht wird. Man vergleiche nur E. Schmidt, Leſſing 2, 702. Damit kommen wir auf das ſprachliche Gebiet, dem die zweite Gruppe der Anmerkungen gewidmet iſt. Hier ſeien an der Spitze zwei glückliche Konjekturen genannt, deren erſte einen Fortſchritt gegen *A* bedeutet, während beide der Hempelſchen Ausgabe gegenüber als Verbeſſerung erſcheinen. S. 68 (zweites Stück) wird die von Tomanetz in der Zeitſchrift für deutſches Altertum 17, 369 begründete Konjektur „abgetäuſcht“ für „abgelauſcht“ („den Beifall, den er uns abgetäuſcht hat“) aufgenommen; ebenſo wird im zweiundvierzigſten Stück S. 278 mit Recht wie in *A* „Pfaffe“ für „Pfaffen“ emendiert, wobei gegen Hempel auf den Theologen Ch. M. Pfaff hingewieſen wird. Die Behandlung von Leſſings Sprache leidet aber im allgemeinen an einem Grundfehler. Die Verfaſſer geben ſich alle Mühe feſtzuſtellen, wo Leſſing von der Sprache ſeiner Zeit abweicht und ſie weiſen den Schüler wohl auch auf die Unterſchiede unſerer und der damaligen Sprache hin. Aber ſie werden ſich über die Geſichtspunkte nicht klar, die zur Beurteilung von Leſſings Sprache notwendig ſind und über die ſie ſich aus E. Schmidts Sprachkapitel leicht hätten Belehrung ſchaffen können. So kommen ſie zu manchem Fehlſchluſs. Wenn beiſpielsweiſe S. 68 die Form „die Erleuchteſte“ als zum Poſitiv „erleucht“ gehörig und daher als altertümlich oder aus falſcher Analogie gebildet angeſehen wird, ſo hätten ſich die Verfaſſer des Nachweiſes erinnern ſollen, wie Leſſing mitunter von dem Streben geleitet erſchien zu ſchreiben, wie man ſpricht und ſo ſeine heimiſchen Superlative „ſelteſten“, „ungeſitteſten“ u. ſ. w. auch in der Schrift gebrauchte; ebenſo und nicht durch richtige Etymologie wäre S. 484 „bejat“ zu erklären. Ferner iſt es keine richtige, ſondern eine falſche Etymologie, die Leſſing „betauern“ ſchreiben läſst, denn er leitet das Wort von „trauern“ ab. (Brief an Karl Leſſing vom 1. März 1772, Hempel Nr. 269.) S. 86 hätte Leſſings Sprache nicht ſo pathetiſch gegen den kaum irgendwo erhobenen Vorwurf der „Gemeinheit und Frivolität“ verteidigt werden müſſen, ſondern das Wort „beſaufen“ lieber aus ſeiner Vorliebe für volkstümliche, derbe, kräftige Ausdrücke, worüber ge-

nügend Material beigebracht wurde, erklärt werden ſollen. Ein moderner Gottſchedianismus verrückt den Verfaſſern nicht ſelten den Standpunkt gegen jedes etwas freier gebildete Wort der Leſſingiſchen Sprache: wählig S. 158 ſoll von Leſſing gebildet, aber in der Bedeutung wähleriſch nicht üblich geworden ſein, ja die Verfaſſer glauben den ganz ſinnloſen Hinweis auf „wählig = jugendlich übermütig“ wagen zu ſollen; ein Blick etwa in Heynes Wörterbuch hätte ſie zu Tiecks „Octavianus“ und zu Grillparzers „Traum ein Leben“ geführt und ihnen die Überzeugung von der Lebenskraft dieſer Neubildung gebracht. Ebenſo iſt es pedantiſch, S. 89 „aufgeräumt“ mit „aufgelegt, geneigt“ wiedergeben zu wollen. Es iſt deutlich genug vom „Verdruß“ die Rede, den uns der Dichter verurſacht: wir wollen den Schauſpieler dieſen Verdruß nicht entgelten laſſen, aber wir ſind nicht aufgeräumt, das heißt gut gelaunt, wohlgeſtimmt genug, alſo die gewöhnliche Bedeutung des Wortes. S. 386 „Wem . . . ſollte . . . befremden“ läßt ſich nicht einfach als „Verſehen Leſſings“ ſtreichen; noch 1772 (Hempel Nr. 294) ſchreibt er an Eva König: „. . . wird es Ihnen nicht befremden, wenn ich Ihnen ſage . . .“ Vielleicht ſtammt dieſe Verwechslung von Dativ und Akkuſativ aus der Berliner Zeit. Das Wort „bekleiben“ (S. 403), das den Verfaſſern einige Schwierigkeit macht, iſt (Kluge, Wörterbuch 206) einfach das Kauſativ zu einem mittelhochdeutſchen ſeltenen kliben, unſerem kleben. Nachweisbar iſt es außer in anderen Schriften Leſſings (Ernſt und Falk), in Goethes Satiren und Platens Liedern auch bei dem Sachſen Friedrich Rochlitz: „Der Saame fiel auf trefflich Land, bekleibte und wurzelte tief.“ (Deutſche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts neue Folge Nr. 16/19 131, 7; S. XXIX zu ergänzen.) Da es ſich um eine Schulausgabe handelt, muß ſchließlich auch ein und der andere Druckfehler feſtgehalten werden: Nicolai hätte nicht S. 96 und 331 zum Nikolai werden ſollen, der Chef der Nachdruckerei Dodsley hieß Schwickert, nicht Schweickert (517) und in Diderots „Bijoux indiscrets“ (S. 437) werden nicht die höchſten Würdenträger der dramatiſchen, ſondern der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft gegeißelt.

Prag. Rudolf Fürſt.

Schlöſſer R., Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767—1779. Dreizehn Jahre aus der Entwicklung eines deutſchen Theaterſpielplans. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß 1895. (Theatergeſchichtliche Forſchungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XIII.) 2·80 M.

Genauer als durch den Buchtitel bezeichnet der Verfaſſer Grenzen und Zweck ſeiner Arbeit, wenn er im Eingange ſagt, daſs es ſich um

den Spielplan „derer um Ekhof von 1767—1779“ handle. Wir können für diesen Zeitraum trotz des wiederholten Orts- und Personalwechsels und trotz einer zweimaligen starken Spaltung von einer einheitlichen Gesellschaft und einem einheitlichen Spielplane reden. Einesteils verbleibt, als im März 1769 die Herrlichkeit des Nationaltheaters zu Ende ist, die Mehrzahl der Schauspieler zumal die besseren, unter Seyler, beziehungsweise Ekhof beisammen, so daß wir die Truppe ihrer Zusammensetzung wegen als die unmittelbare Nachfolgerin der Hamburger ansehen müssen; diese Tradition endet erst mit der Auflösung des Gothaischen Hoftheaters 1779, als von den alten Kräften nur noch der einzige Bök zum Mannheimer Nationaltheater auf die Dauer übertritt. Andernteils — und das ist das Wichtigere — steht fast bis zum Ende dieses Zeitraumes der gewaltige Konrad Ekhof im Mittelpunkte der Truppe. Zweimal in kritischen Momenten übernimmt der dem Kritiker Lessing kongeniale Schauspieler, der Lessing „beinahe ein Laokoon der Schauspielkunst“ wurde, die Leitung der Truppe, deren geistiges Oberhaupt er unbestritten die ganze Zeit über ist. Dem sorgfältigen Sammeleifer Ekhofs, der vom Jahre 1759 an, wo er in die Kochische Truppe eintrat, bis zu seinem Tode (Juni 1778) die Zettel der Vorstellungen bewahrt oder über die Aufführungen genau Buch geführt hat, verdanken wir die Möglichkeit einer eingehenden Darstellung des Spielplanes.

Die Bedeutung dieser an Ergebnissen reichen Schrift Schlössers liegt nicht allein darin, daß die Entwicklung, die der Spielplan einer der bedeutendsten Schauspielergesellschaften des 18. Jahrhunderts durch volle dreizehn Jahre genommen hat, uns das erstemal eingehend und quellenmäßig dargestellt wird. Viel wichtiger ist, daß sich die Untersuchung über einen für die Entwicklung des deutschen Dramas und die Litteratur überhaupt so hochbedeutsamen Abschnitt erstreckt, wie ihn die Jahre 1767 und 1779 einschließen. Es sind die kritischen Übergangsjahre unserer Litteratur, welche die klassische Zeit anbahnen. Die Hauptmerkmale dieser Übergangszeit: die Befreiung des Dramas vom Drucke der klassischen Tragödie der Franzosen, das Hereinbrechen der Sturm- und Drangbewegung, deren dramatischem Ideale der große Fr. L. Schröder eben die deutsche Bühne und das deutsche Publikum erobert, das Aufkommen einer Reihe von Werken bleibenden Werthes spiegeln sich in den Spielplänen unserer Gesellschaft deutlich wieder. Dazu kommt eine Reihe von nebenherlaufenden Erscheinungen: das Aufkommen der auf Lessings „Minna“ zurückführenden Soldatenkomödie, die Einführung localisierter französischer, italienischer und englischer Lustspiele, das Anwachsen der Italiener und Engländer überhaupt, ein Aufschwung der Oper mit Wielands „Alceste“, einem Hauptwerk ihrer ernsteren Gattung, endlich das Aufblühen der Operette, des „Singspieles“. So erweitert uns Schlösser, wenn er die Entwicklung einer Truppe darstellt, „welche die

litterariſchen Ereigniſſe ruhig an ſich herantreten und ſich von ihnen ſchieben läſst", die Geſchichte „derer um Ekhof" zur Darſtellung eines der intereſſanteſten Abſchnitte aus der Geſchichte des Dramas im 18. Jahrhundert, der uns aus Leſſings Spätzeit bis faſt in Schillers Frühzeit führt. Ja wir müſſen dieſer Schrift, wie den meiſten der verdienſtlichen Litzmannſchen Sammlung, auch einen hohen kulturhiſtoriſchen Wert zuſprechen, da uns der Verfaſſer mit weitem Rundblicke an einem ſehr konkreten und vortrefflich beleuchteten Beiſpiele die Bedeutung des Theaters „als Wertmeſſers des öffentlichen Geſchmacks und ſomit als Culturmeſſers überhaupt" für eine wichtige Übergangszeit nachweiſt.

Daſs die Entwicklung in dieſen dreizehn Jahren eine außerordentliche geweſen iſt, zeigt uns Schlöſſer, indem er durch einen Vergleich zwiſchen dem Hamburger und dem Gothaer Spielplan zunächſt die Hauptſumme ſeiner Unterſuchung zieht, die ein überraſchendes Reſultat ergibt. Der Hamburger Spielplan umfaſste 118, der Gothaer 176 Stücke. Beiden Spielplänen gemeinſam ſind nur 37 Stücke. Es haben ſich alſo ein Drittel, ja faſt nur ein Viertel der Stücke des Nationaltheaters über das Jahr 1775 hinübergerettet. Nur ein Fünftel der in Gotha gegebenen Stücke ſtammen aus der Zeit vor 1769, vier Fünftel ſind neu hinzugekommen. Dieſe außerordentliche Entwicklung verfolgt Schlöſſer durch die vier Epochen, in die er ſeinen Zeitraum einteilt: das Hamburger Nationaltheater, 1767—1769; Seylers (beziehungsweiſe Ekhofs) Aufenthalt in Nordweſt-Deutſchland, 1769—1771; Seylers (beziehungsweiſe Ekhofs) Aufenthalt in Thüringen und Sachſen, 1772—1775; das Gothaiſche Hoftheater, 1775—1779. Für jede Epoche ſichtet er den Beſtand der einzelnen Gattungen — Tragödie, Schauſpiel, Luſtſpiel, Oper (Singſpiel) — und unterſucht, wie ſich im Verhältnis zum Hamburger Spielplan die folgenden Spielpläne umgeſtalten und worin die Neuerungen liegen.

Im Hamburger Spielplan iſt für alle Gattungen die Herrſchaft der franzöſiſchen Stücke und der deutſchen Stücke franzöſiſchen Stils ſowie eine erſchreckende Veraltung charakteriſtiſch. Doch machen ſich ſchon leiſe Zeichen einer beſcheidenen Weiterentwicklung bemerkbar. So die beginnende Abneigung gegen die Alexandrinertragödie, die Voltaires „Mahomet" nicht in Alexandrinern, ſondern in Lowens iambiſcher Überſetzung auf die Bühne kommen läſst und durch die allein uns der ſtarke Erfolg von Weißes langweiliger Verballhornung „Romeo und Julie" erklärlich wird; der Erfolg von H. P. Sturz' „Julie", die uns als Vorbote des Sturmes und Dranges gelten muſs; die Vorliebe für den Schöpfer des „Dramas", Denis Diderot, deſſen „Hausvater" an Zahl der Aufführungen nur von dem Hauptereigniſſe des ganzen Hamburger Unternehmens, von Leſſings „Minna", übertroffen wird, die mit 16 Aufführungen „ein Beweis iſt, wie groß der Heißhunger nach wirklich gutem Neuem war und wie

richtig der Instinkt des übrigens so geduldigen Publikums"; schließlich das nachdrückliche Auftreten der munteren und flotten Komödien Goldonis, die, wie die Italiener und Engländer überhaupt, in der Folge immer mehr an Boden gewinnen.

Für den zweiten Zeitraum, den unruhigen Wanderzug der die besten Hamburger Kräfte vereinigenden Gesellschaft durch Nordwest-Deutschland, machen sich, wenn auch die französische Tragödie an Zahl der Aufführungen gegen den Hamburger Spielplan nicht erheblich zurückgegangen ist, doch schon Zeichen des abnehmenden französischen Einflusses geltend. So ist Voltaire — wohl dank der „Hamburger Dramaturgie" — von 5 Stücken mit 22 Vorstellungen auf 2 mit 6 Vorstellungen heruntergegangen. Charakteristisch sind die gar nicht rücksichtsvollen Experimente mit französischen Tragödien, wie sie hier das erstemal Gotter, der vom Wetzlarer Aufenthalte fortan ein treuer Freund und Berater der Truppe bleibt, mit Belloys „Gabriele de Vergy" vornimmt: er macht aus der fünfaktigen französischen Verstragödie ein stark verändertes deutsches Prosastück und erzielt Erfolg. Ein weiteres Zeichen ist der schöne Erfolg, den der „Deserteur" von Mercier, dem ketzerischen Verfasser des „Essai sur l'art dramatique", auch in Deutschland erringt. In der deutschen Tragödie erleiden Schlegel, Weiße, Cronegk, Ayrenhoff starke Einbuße; dagegen halten sich die Werke neueren Stils — Weißes „Romeo", Sturz' „Julie" und vor allem Lessings „Minna" — erfreulich, ebenso Goldoni. Das Hauptmerkmal der Änderung des Spielplanes bildet die große Menge der Operettenaufführungen. Nach den unscheinbaren Anfängen des Singspieles, den Schönemannschen Aufführungen der von Borck übersetzten englischen Operette „The devil do pay, Der Teufel ist los" und den dadurch angeregten Kochschen Aufführungen der Weiße-Standfußschen Singspiele, war in Johann A. Hiller der eigentliche Begründer der Operette und der fruchtbare Componist der Weißeschen Texte erstanden. Begierig nimmt Seyler, als er in Anton Schweizer einen tüchtigen Dirigenten und Componisten erhält, die kassenfüllenden Singspiele auf, die jetzt nicht mehr vom Spielplane verschwinden.

Im behaglichen Weimarer Zeitraume, der durch den Theaterbrand von 1774 jäh abgebrochen wird, zeigt sich bereits eine durchgreifende, am krassesten in der Tragödie hervortretende Änderung des Spielplanes. Die Herrlichkeit der französischen klassischen und der deutschen Alexandrinertragödie geht unaufhaltsam zu Ende! Ersatz bieten Gotters Umarbeitungen: die „Gabriele de Vergy", Voltaires „Orest und Elektra" und besonders die „Merope", die ohne jede Pietät aus Voltaires und Maffeis Stücken in ein besseres Ganze in abgerundeten fünffüßigen Jamben zusammengeschweißt ist. Das Hauptereignis ist Lessings „Emilia", im Ganzen mit 14 Aufführungen. Als Neuheit kommt das englische Rührstück mit Cumberland zur Geltung. Im Lustspiel beschert Wien Neuheiten: in der

ernſteren Gattung die der „Minna“ und Merciers „Deſerteur“ nachgebildeten ſeichten Soldatenſtücke Stephanies des Jüngeren und die auf Diderotſche Reformen zurückgehenden Stücke T. Ph. Geblers; im eigentlichen Luſtſpiel, wo ſowohl die Franzoſen als die Deutſchen große Einbuße erleiden — Weiße ſinkt von 6 Stücken mit 44 Aufführungen auf ein einziges mit dreien! — wieder Stephanies Ausplünderungen der „Minna“ und Ayrenhoffs „Poſtzug“, von welchem Schlöſſer freilich meint, daſs „an dem Intereſſe des Publikums die Verwunderung darüber, daſs ein wirklicher Öſterreicher ſo etwas fertig bringen konnte, einigen Antheil gehabt habe“. Goldoni ſchnellt von 2 Stücken mit 14 auf 5 mit 32 Vorſtellungen in die Höhe. Ganz bedeutend entwickelt ſich die Oper, in der Wieland-Schweizers „Alceſte“ mit 25 Aufführungen das Hauptereignis iſt. Den Hiller-Weißeſchen Operetten machen jetzt Heermanns, Gotter-Schweizers und Gotter-Bendas Singſpiele, ſowie die eindringende franzöſiſche Operette und die neue muſikaliſch-dramatiſche Gattung des Monodrams Konkurrenz.

In Gotha, wo die Geſellſchaft über Empfehlung der Herzogin Anna Amalia freundlich aufgenommen worden war, kam es zur zweiten ſtarken Spaltung, als der Bibliothekar H. A. O. Reichard die Unzufriedenheit der Schauſpieler mit dem Plane Seylers, einem Dresdner Engagement zu folgen, benutzte, um den Herzog zur Gründung des „Neuen herzoglichen Hoftheaters“ zu bewegen. Dieſes vereinigte die beſten Kräfte Seylers unter Ekhof als ſchauſpieleriſchem und Reichard als litterariſchem Direktor. Ein Jahr nach Ekhofs Tode löſte ſich die Bühne auf, die meiſten und beſten Kräfte, Bök, Meyer, Iffland, Beil und Beck, wenden ſich dem neuen Mannheimer Nationaltheater zu.

Im Gothaiſchen Spielplane iſt die Herrlichkeit der franzöſiſchen Tragödie und des deutſchen Alexandrinerſtückes zu Ende! Die hereingebrochene neue Zeit kennzeichnet ſich zunächſt in drei deutſchen Stücken: der Gotterſchen „Marianne“, dem Goetheſchen „Clavigo“ und dem „Julius von Tarent“ von Leſſewitz. Alles übertrifft aber der unerhörte Erfolg von Shakeſpeares „Hamlet“ in Schröders Bearbeitung, der in $1\frac{1}{2}$ Jahren zehnmal geſpielt wird. Dieſe Erfolge von Stücken neueſten Stils auf der anerkannt konſervativen, unter einem Meiſter und Helden der alten Schule ſtehenden Hofbühne des halbfranzöſiſchen Gotha ſind ein ſchlagender Beweis für den gewaltigen Umſchwung in der Litteratur. Auch im Schauſpiel und Luſtſpiel befinden ſich die Franzoſen, namentlich die älteren, auf dem Rückzuge. Die wichtigſte Neuheit iſt Beaumarchais' Meiſterſtück „Der Barbier von Sevilla“. Im deutſchen Luſtſpiel bewahrt die „Minna“ ihre unverwüſtliche Zugkraft. Die Öſterreicher behaupten ſich, Stephanie iſt ſogar mit 7 Stücken vertreten. Unter den an Zahl ſehr gewachſenen engliſchen und italieniſchen Luſtſpielen liefert Bök, Schröders Hamburger Theaterdichter, eine Reihe glücklich lokaliſierter, nach Deutſchland verlegter

Stücke. Die vortrefflichste Erwerbung unter den Engländern ist Sheridans „Nebenbuhler“. Ganz außerordentlich ist Goldoni angewachsen, der im Aufenthalte in Nordwest-Deutschland mit 3 Stücken und 15 Aufführungen, in der Thüringer Zeit mit 5 Stücken und 32 Vorstellungen vertreten war und jetzt mit 13 Stücken in 72 Aufführungen dasteht. Gegen Ende der Gothaer Zeit erscheint auch Gozzi auf dem Spielplan. Im Singspiel bewahren die bekannten Autoren ihren Raum. In der ernsten Oper sinkt die „Alceste“, während Gotter-Bendas „Romeo und Julie“ nicht nur in Gotha freundliche Aufnahme findet. Gewaltsam dringt jetzt die französische Oper ein, das Hauptereignis sind die Stücke Gretrys. Das Monodrama geht in Gotha bedeutend zurück.

Den Beschluß der trefflichen Schrift bilden anschauliche tabellarische Übersichten über den gesammten Spielplan nach den vier Zeiträumen und ein Abdruck der Zettel zur Hamburgischen Dramaturgie.

Mährisch-Neustadt. Franz Spina.

Wolff Eugen, Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius & Tischer, 1895.

Wolffs Goethebiographie ist ein sogenanntes „populäres“ Buch. Populär im edelsten Sinne ist Justis „Winckelmann“, Hayms „Herder“ und Erich Schmidts „Lessing“; denn sie geben künstlerisch vollendete Bilder ihrer Helden, zu deren verständnisvollem Genießen es weder specifisch wissenschaftlichen Interesses noch besonderer Fachkenntnisse bedarf. Jeder, der sich im Besitze des Durchschnittsmaßes der allgemeinen Bildung befindet, wozu freilich auch ein gewisses Kunstverständnis gehört, vermag sich an ihnen zu erfreuen und zu belehren. Nur verlangen sie jene Liebe zur Sache und jenes Streben nach gründlicher Belehrung, ohne die ein wirkliches Verständnis einer großen historischen Persönlichkeit und ihres Wirkens nicht möglich ist.

Wolff glaubte bei seinen Lesern diese ernste Auffassung des Gegenstandes nicht voraussetzen zu dürfen. Seine Biographie ist im schlechten Sinne populär. Er gleitet auf der Oberfläche hin, er will nicht belehren sondern unterhalten, und zwar auf eine Art unterhalten, die nirgend eine höhere geistige Anstrengung, ein selbständiges Mitarbeiten fordert. Um seine Zuhörer festzuhalten, leitet er sie nicht in die Tiefe der goethischen Geisteswelt, fesselt er sie nicht durch glänzende, mit breitem Pinsel ausgemalte Bilder der Umgebung, aus der Goethe hervorwuchs und in der er wirkte, er sucht nicht das reizvolle Schauspiel vorzuführen, wie die Fäden einer gewaltigen Existenz durcheinanderschießen und sich zum Ganzen weben, — nein, er hat ein weit einfacheres Mittel zur Hand, die leicht ermüdende Aufmerksamkeit der Oberflächlichen und Denkfaulen von neuem

zu beleben: er ſtreut, wo es irgend angeht, ſpaßhafte und rührſame Geſchichtchen, Anekdoten ein, er ſchreckt dabei auch vor häßlichem Klatſch nicht zurück. Mit täppiſchen Fingern rührt er an den zarteſten Punkt in Goethes Leben, die Freundſchaft mit Charlotte von Stein, und verſichert, daß die Briefe „die Beziehungen beider als frei von irgend welchen thatſächlichen Übergriffen erſcheinen laſſen“. Wie widrig ſtellt Wolff (S. 168) das Verhältnis zu dem einzigen Sohne dar, als ob er mit gutem Grunde im Vater nur den Tyrannen gefürchtet hätte. Wir wollen keineswegs irgend welcher Schönfärberei Goethen gegenüber das Wort reden (das hat er wahrlich nicht nötig); aber wer ihn anklagen will, der muß beſſere Hilfsmittel zur Seite haben als unbewieſenes Gerede gehäſſiger Weimarer Klatſchbaſen.

Da regt ſich nur zu leicht, wenn auch gewiß nicht mit Recht, der Verdacht, als wolle der Verfaſſer auf die niedrige Sinnlichkeit und auf die Freude an den Flecken im Bilde eines großen Menſchen ſpekulieren, und dieſer Gefahr hätte er vorſichtiger aus dem Wege gehen ſollen, nicht nur an den genannten Stellen, auch an manchen andern. Warum verwendet er nicht, um die Liebe zu Annette vorzuführen, den wundervollen Brief vom 10. November 1767, ſtatt ſie beim Austauſch der „eigentümlichſten aller Zärtlichkeiten“ zu ſchildern, „indem die Geliebte die Füße des Verehrers als Schemel benützte und ſo phyſiſchen Schmerz mit ſeeliſcher Wonne gleichzeitig in ihm zu erregen wußte?“ Durfte er als gewiſſenhafter Biograph dieſe Züge aus dem immer noch konventionellen Gedicht „Der wahre Genuß“ ohne weiteres für ſeine Darſtellung verwerten? Und war es nötig, die derb-gemütliche Bezeichnung Chriſtianens als Goethes „Bettſchatz“ aus den Briefen der Frau Rat herauszuheben und ſie vor dem Publikum, das wir oben bezeichneten, zu wiederholen? Eines ſchickt ſich nicht für alle!

Hat doch Wolff im übrigen auf dieſe Leſer und ihren Geſchmack reichliche Rückſicht genommen. Er weiß ihnen mit Wendungen wie dem häufig wiederholten Jung Wolfgang, unſer Glückskind, unſer Pärchen (Goethe und Lilli) entgegenzukommen. Er ſtellt ihnen den Helden lebendig vor Augen, wie er ängſtlich die eheliche Verbindung mit Friederike erwägt: „Wird ſie dauernd in ſtädtiſches Weſen hineinwachſen? Wird ſie auf dem großen, ſteilen Lebenswege, den ihr Geliebter offen vor ſich liegen ſah, gleichen Schritt halten können oder verſtändnislos und unverſtanden zurückbleiben? — Wird der Vater Goethe .... oder nein, dieſen Gedanken wagte Wolfgang nicht zu vollenden.“

Dieſe Art erinnert an weibliche Federn, ebenſo allgemeine Ausſprüche von zweifelhafter Wahrheit („Frauen ſind immer die feurigſte Avantgarde der Propaganda“), nicht minder erinnert daran die Selbſtüberwindung, die es den Verfaſſer ſcheinbar koſtet, ſeinen Helden in ungünſtigem Lichte zu zeigen, wie gleich nach der eben angeführten Stelle, wenn Goethe „es übers Herz gewinnt, brieflich die berechtigten Hoffnungen der Geliebten

auf eine gemeinsame Zukunft entschieden oder — sagen wir es nur — grausam zu vernichten".

Goethe hat einmal eine Zusammenstellung von Redensarten, welche der Schriftsteller vermeidet, angelegt. Dazu gehört auch das bei Wolff sehr beliebte „natürlich". „Über alledem (das heißt außerdem) ist Goethe in Italien natürlich dichterisch thätig." Ferner: „Eine Vereinigung beider Richtungen (der tragischen Tendenz Schillers, die aufs Heroisch-Erhabene mit der Goethes, die mehr aufs Reinmenschliche ging) böte natürlich den höchsten Grad der Vollkommenheit." Ist das wirklich so „natürlich"?

Wir vermissen auch in andern Beziehungen die Prägnanz des Ausdrucks, die Richtigkeit des Wortgebrauchs. Störend wirkt es besonders, daß überall humanistisch und Humanismus gesetzt ist, wo nach der üblichen Bedeutung der Worte human und Humanität stehen müßte, daß häßliche Bildungen wie bislang, wenn schon, dilettieren, Systemisierungen, positiver Deutschcharakter, Typik, typisieren, Günstlingin nicht selten das Sprachgefühl verletzen.

Auf die Form des Werkes soll aber nicht weiter eingegangen werden, trotzdem es da manches bedenkliche zu erwähnen gäbe, manches, was wie die Arbeiten der Goethephilologen Düntzerscher Richtung nach Wolffs Ausdruck „nicht immer anmutend, überdies viel Kuriosität weckend" erscheint.

Die Darstellung des äußeren Lebensganges ist, ohne über das allgemein bekannte irgendwie hinauszugehen, zumal in den früheren Partien als gelungen zu bezeichnen; über die Zeit nach dem Tode Schillers faßt sich Wolff freilich gar zu kurz und erschwert dadurch dem Leser das richtige Verständnis des Greises Goethe.

Bei dem geringen Umfang, in dem wir einen der Vorzüge der Biographie erblicken, und bei der bereits erwähnten Belastung mit Anekdotenhaftem, ist allerdings auch in Bezug auf die äußeren Schicksale des Dichters manches nicht zur Erwähnung gekommen, was unseres Erachtens hätte angeführt werden sollen: Cornelias Tod, die Campagne in Frankreich (nur die Kanonade von Valmy wird einmal flüchtig erwähnt), die Belagerung von Mainz, die dritte Schweizerreise, die Begegnung mit Napoleon, von andern Episoden wie dem Aufenthalt in Schlesien, den Badereisen zu schweigen. Die Entwicklung der religiösen, künstlerischen, naturwissenschaftlichen Anschauungen Goethes muß sich der Leser selbst aus den spärlichen, auf diese Gebiete hinweisenden Angaben Wolffs konstruieren.

In Bezug auf die Korrektheit der angeführten Thatsachen ist nicht weniges zu verbessern. Goethes Großvater wanderte nicht erst nach dem Tode seiner ersten Frau in Frankfurt ein; die Neuen Lieder erschienen 1770, nicht 1769; der Titel der ersten geistlichen Schrift lautet „Brief des Pastors"; „Götter, Helden und Wieland" ist 1773 gedichtet, 1774 erschienen, so daß die Zahl 1772 dazu jedenfalls irreführt; Lilli trieb kein gewagtes Spiel mit dem selbstbewußten Dichter; über die „Eselei"

Lenzens ſind wir nicht ſo genau unterrichtet, wie es nach Wolffs Angabe ſcheinen könnte. Daß Goethe ſeit dem 1. Oktober 1778 das Theaterweſen geleitet haben ſoll, beruht wohl auf einer Verwechslung mit der am 20. Oktober erfolgten Einweihung des Ettersburger Theaters. „Jery und Bätely“ wurde bereits 1780, nicht erſt 1782 aufgeführt. Der Zwiſchenkieferknochen verbindet nicht Ober- und Unterkiefer. Die Idee der Urpflanze iſt Goethe nicht erſt nach der Rückkehr aus Sicilien am Strande von Neapel aufgegangen. Die Anfänge des Bundes mit Schiller treten in ein ganz falſches Licht, wenn es heißt, daß er ſeit 1788 fortgeſetzt um Goethes Freundſchaft warb. Unverſtändlich erſcheint der Satz: „Vielleicht iſt es kein Zufall, daß die Tochter der flackernden Seelen Auguſt und Ottilie ſchon im ſechzehnten Jahre einem Nervenfieber erlag,“ und als arge Übertreibung der andere: „Das Drama ſoll noch geſchrieben werden, welches die Familiengeſchichte Goethes an tragiſcher Gewalt überragt.“ In wie fern die „Lucinde“ am treffendſten als „totgeborenes Kind“ charakteriſiert werde, iſt mir unklar, ebenſo manches andere über die Romantik, wie: „Tieck und Brentano ſind trotz ihrer romantiſchen Verzerrung Gebilde Goetheſchen Blutes“ oder „Clemens und Bettina, beide im weiteren Sinne bezeichnenderweiſe Frankfurter Kinder“.

Die Behandlung der Werke nimmt im Verhältnis zum ganzen Umfang einen beträchtlichen Raum ein; trotzdem iſt manches wichtige überhaupt nicht erwähnt. Es wäre wohl wünſchenswert, daß auch bei der gebotenen Beſchränkung Dichtungen wie „An Schwager Kronos“, Müllerin-Balladen, Sonette, „Der getreue Eckart“ wenigſtens genannt würden, indeſſen mag deren Fehlen ſich noch entſchuldigen laſſen; was ſoll man aber dazu ſagen, daß „Proſerpina“, „Elpenor“, „Märchen“, „Novelle“ nicht mit einem Worte erwähnt ſind?

Fragen der höheren Kritik zu berühren, vermeidet Wolff durchaus, obwohl an manchen Orten, wie bei den Friederikenliedern, doch wenigſtens eine Andeutung, daß wir uns nicht auf ganz feſtem Boden befinden, angebracht geweſen wäre. Das Vorhandenſein verſchiedener Faſſungen der „Mitſchuldigen“ hätte wohl Erwähnung verdient, wenn auch auf die Chronologie nicht eingegangen wurde; jedenfalls verzichteten wir zu Gunſten ſolcher thatſächlicher Belehrung gern auf den Satz über dieſes Luſtſpiel: „Dauernd ſchlingt ſich der blütenreiche Kranz des Lebens durch den Wuſt des Erlernten und Ertüftelten.“

In den wenigen Zeilen über den „Clavigo“ erſcheint manches nach Ausdruck und Inhalt angreifbar: der Dichter habe es nicht verſtanden, die Luft der Krankenſtube uns poetiſch anzudeuten, ohne ſie uns materiell einathmen zu laſſen, Clavigo ſei ein echter, rechter Sturm- und Drangheld, auch der Stil des Dramas muthe kraftgenialiſch an.

Vor Wolff hat wohl noch niemand bemerkt, daß uns „Jery und Bätely“ in den tiefſten Kern von Goethes Weſen führt und daß das

kleine Singſpiel „rein litterarhiſtoriſch von großem Intereſſe wird, wenn man es mit Schillers „Tell“ zuſammenhält“, weil es hinreiche, um den diametralen Gegenſatz von Goethes und Schillers Dichtweiſe zu veranſchaulichen, obgleich jemand, der ſich nicht in Goethes Geiſt zu verſetzen wiſſe, die Handlung beim bloßen Überblick banal finden könne.

Gleich darauf heißt es von der „Fiſcherin“, ſie biete nicht mehr als ein Aneinanderraffen von Volksliedern, um die der loſe, ſimple Faden der Handlung nur zu wirkungsvollem Vortrag in künſtleriſch arrangierter Naturſcene geſchlungen werde.

Neu, aber nicht gut iſt die Behauptung, daß wir im „Sänger“ wohl das intime Bekenntnis einer bangen Stunde des Dichters zu ſuchen haben. Das Kunſtgeſetz, das im „Wilhelm Meiſter“ waltet, iſt Wolff nicht aufgegangen, ſonſt wäre es unmöglich, daß er behauptet, der Roman mache zum Schaden der künſtleriſchen Konzentration oft Seitenſprünge, unter die er die Vorbereitungen zur Hamletaufführung und die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“ rechnet. Die letzteren und die herrnhutiſchen Elemente ſollen angeblich beweiſen, „daß es der Dichter auf Umſpannung aller ſeeliſchen Richtungen abgeſehen hatte, die je in ſeinen Lebenskreis hineingeſpielt“.

Man wird aus den angeführten Proben zur Genüge erkennen, wie weit Wolffs Fähigkeit geht, Goethes Schaffen zu verſtehen und ſeine Leſer zum Genuß der Werke anzuleiten. Nur von ſeinen Äußerungen über den „Fauſt“ ſei noch einiges angeführt. Die Entſtehung dieſes Lebenswerkes bedingt es, daß ſeine Einordnung für den Goethebiographen beſondere Schwierigkeiten bietet. Wolff beſpricht den geſamten, erſt 1808 abgeſchloſſenen erſten Teil am Ende der Frankfurter Zeit, alſo beim Jahre 1775. Es iſt klar, daß dadurch die Chronologie in ein ganz falſches Licht geſtellt wird. Der kurze Überblick über die Entwicklung der Fauſtſage würde genügen, vermißte man nicht die notwendige Erwähnung Marlowes und des Puppenſpiels. Im übrigen ſind die inneren Zuſammenhänge ins rechte Licht geſetzt; nur der Satz: „Man darf geradezu ſagen, daß der Goetheſche ‚Fauſt‘ da anfängt, wo der Leſſingſche aufhören ſollte, auf dem Gipfel wiſſenſchaftlicher Forſchung“ iſt ſinnlos. Recht gut iſt die Charakteriſtik Mephiſtos gelungen.

Unerwähnt bleibt das Fragment von 1790, flüchtig wird das Erſcheinen des erſten Teils im Jahre 1808 angedeutet. In der Darſtellung des zweiten Teils (oder, wie Wolff ſich irreführend ausdrückt, des zweiten Fauſt-Dramas) begegnet im Eingang die ſchiefe Angabe, er vermittle ein typiſches Bild von dem deutſchen öffentlichen Leben der Neuzeit. Das Werk trete, heißt es dann weiter, mit Heranziehung ſozialer Aufgaben aus dem Charakter bloßer geſchichtsphiloſophiſcher Dichtung heraus und gewinne die einzigartige Bedeutung einer zur Erfüllung heranreifenden Prophetie.

Es geht nicht an, den Mephisto des zweiten Teiles als Diener des Erdgeistes zu bezeichnen, und nirgends ist ein Beweis dafür zu finden, daß er, um der materiellen Noth abzuhelfen, zum Begründer des Bergbaues werde.

In der Analyse der Dichtung wäre manches Schiefe und Halbwahre zu bekämpfen, so wenn von Faust gesagt wird, er stürze sich im vierten Akte ins politische Leben, wenn Wolff behauptet, Goethe rufe den Fluch der Geschichte auf jedes moderne Staatswesen herab, das mittelalterliche Reste nicht abzustoßen vermag. Über den Schluß geht er allzu schnell hinweg und wendet sich nach einem eiligen Blick auf Goethes Tod und die Schicksale der Nachkommen zum letzten Kapitel „Goethe in der Nachwelt".

Schon die Angabe im Titel des Buchs „Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart" scheint diese Biographie den übrigen mit beabsichtigter Eigenart gegenüberzustellen. Aber in der Darstellung selbst vermissen wir, abgesehen von dem Abschnitt S. 255 f., eine Berücksichtigung des Verhältnisses Goethes zur Gegenwart, die über gelegentliche Hindeutung auf Parallelen der neuesten Zeit hinausginge. Auch da ist wieder so manches zu bekämpfen. Wie konnte Wolff z. B. die Verkörperlichung des abstrakten Menschenbegriffs im Homunkulus als offenkundige Vorahnung der Darwinschen Theorie bezeichnen? Er hätte doch wissen sollen, daß die längst abgethane und zu Darwin in gar keiner Beziehung stehende Okensche Lehre von der Entstehung des ersten Menschen hier zu Grunde lag.

Das Schlußkapitel allein kann als eine einigermaßen befriedigende Erfüllung der Erwartungen, die der Zusatz zum Titel erregt, angesehen werden. Doch auch hier ergiebt sich Wolffs Unfähigkeit, in die Tiefe zu dringen und weite Zusammenhänge mit sicherem Blicke zu umspannen.

Die Aufgabe, die er sich in diesem letzten Abschnitte gestellt hat, ist so groß, daß auch eine stärkere Kraft als die seinige leicht an ihr scheitern würde. Daß er ihr nicht gewachsen war, bedarf keines Beweises, nachdem wir für sein Unvermögen, die nächsten Ziele einer populären Goethebiographie zu erreichen, genügende Zeugnisse beigebracht haben.

Leipzig. Georg Witkowski.

Bielschowsky A., Goethe. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Erster Band mit einer Photogravüre. München 1896. C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Über ein Buch wie Bielschowskys Goethe sollte man eigentlich erst urteilen, wenn es abgeschlossen vorliegt. Denn wie jede künstlerische Komposition strebt es auf bestimmte Endziele und Gesamtwirkungen hin, die der Leser des ersten Bandes wohl ahnen, aber noch nicht deutlich erkennen

kann, und alle Anerkennung des Vorhandenen muß unter dem bedingenden Zusatz ausgesprochen werden, daß die Fortsetzung dem Anfange gleichwertig sei. Leider haben es ungünstige Gesundheitszustände dem Verfasser nicht gestattet, den Schluß so schnell wie er hoffte folgen zu lassen, und noch hat nichts darüber verlautet, daß sein Erscheinen in bestimmter Zeit zu erwarten wäre. So bleibt uns denn nichts übrig, als vorläufig das bisher Gebotene zu betrachten und zu hoffen, daß die Folge dem Beginne entspreche.

Denn der erste Teil von Bielschowskys Goethe-Biographie ist eine der seltenen Erscheinungen, die Fachleute und Laien mit gleicher Freude begrüßen dürfen. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit sind vollauf verwertet, mit eigenem Forschen und selbständigem Urteil bereichert. Das wohlthuende Gefühl höchster Zuverlässigkeit in den Thatsachen verläßt uns beim Lesen des Werkes nie; zwei kleine Versehen (S. 42 Cander statt Jecander, das ist J. C. Crell, und S. 149 1773 statt 1772) besagen nichts dagegen. In dieser Beziehung ist Bielschowskys Goethe allen früheren Arbeiten dieser Art mit Ausnahme derjenigen Düntzers überlegen, die indessen wegen ihrer Beschränkung auf die äußeren Erlebnisse im übrigen nicht mit ihr in Vergleich zu stellen ist.

Für Bielschowsky ist die Darstellung des äußeren Lebensganges nicht die Hauptsache. Er giebt mehr Zustandsbilder als eine Kette von Ereignissen, jedes seiner Kapitel sucht er, meist mit Glück, zu einem kleinen Gemälde abzurunden, für das er Beleuchtung und Farbe gemäß dem Stoffe wählt, und mit leichtem Schwunge leitet er den Leser zu dem neuen Bilde hinüber, wenn das vorhergehende seine Wirkung gethan hat.

Gegen die Anordnung der ersten Reihe, die in 28 Abschnitten bis zur italienischen Reise, Iphigenie und Tasso führt, wird sich kaum etwas einwenden lassen, nur der Götz dürfte passender vor der Wetzlarer Zeit zu behandeln sein, da die Stimmung, der er entstammt, damals schon verrauchte, und für die Einordnung des Egmont nach der Schilderung der Weimarer Zustände und vor dem Kapitel „Harz- und Schweizerreise" ist kein plausibler Grund aufzufinden.

Das architektonische Verhältnis des Aufbaus ist sehr glücklich. Nirgends fällt eine übermäßige Breite störend auf, und nur da geht die Darstellung mehr ins einzelne, wo die Bedeutung der Vorgänge und der behandelten Werke es rechtfertigt. Die Einzelzüge sind aus der Fülle des Materials überall bezeichnend ausgewählt und es verdient nur Billigung, daß die Äußerungen Goethes und der Zeitgenossen so oft wörtlich verwertet sind, zumal Bielschowsky diese Zuthaten mit hohem schriftstellerischem Talent in seine Darstellung zu verweben weiß. Sie erhält dadurch einen Glanz und Farbenreichthum, der das Auge erfreut und der von innen ausstrahlt, nicht künstlich aufgesetzt erscheint.

Digitized by Google

bleibt gegenüber Weißenfels, dessen Gründe er aber nicht widerlegt, bei Leipzig als Vaterstadt der „Mitschuldigen" stehen. Künstlich erklärt er die von Schöll veröffentlichten romanhaften Briefe als spätere Fortsetzungen eines in Leipzig für Gellerts Praktikum angefangenen Briefromanes. Dagegen ist er gewiß im Rechte, wenn er gegen Kochendörffer die Existenz der Salzmannschen Gesellschaft der schönen Wissenschaften beweist und diese mit ihrer Fortsetzung, der Deutschen Gesellschaft Lenzens von 1775, von der französischen Société de philosophie et de belles lettres trennt. Die Genesis des „Götz" verlegt er in die Straßburger Zeit zurück, und meint, daß die Neigung zur Dramatisierung der Biographie zur Leidenschaft geworden sei, als Goethe die Idee des Weislingendramas aufblitzte. Für Adelheid sucht Bielschowsky in Henriette von Waldner ein Modell zu entdecken, ohne alle Begründung. Für den „ewigen Juden" hält er gegenüber Hoffmann mit Recht an dem Jahre 1774 fest, dagegen läßt er den größten Teil der „Briefe aus der Schweiz" 1775 entstanden sein, und man wird seiner scharfsinnigen Beweisführung in diesem Punkte nur beistimmen können, ebenso wenn er die überflüssige Änderung der Stelle an Schönborn (Weimarer Ausgabe, Briefe 2, 172) „Mein Cäsar, der euch einst (statt nicht) freuen wird" mit überzeugender Motivierung zurückweist.

Der angreifbarste Teil des Textes und der Anmerkungen ist das Schlußkapitel über den „Tasso". Hier wäre in vielen Punkten Widerspruch zu erheben, zumal in Bezug auf die ganz ungewöhnlich harte Beurteilung Antonios und die zu milde der Gräfin und auf die Deutung des Schlusses, den Bielschowsky für einen untragischen hält, trotzdem er zuvor gesagt hat: „Der tragische Ausgang ist unabwendbar". Auch daß die Handlung des „Tasso" auf zwei Rädern fortrollt (ein ganz modernes Bild!), nämlich dem Gegensatz Tassos und Antonios und der Liebe Tassos und der Prinzessin, läßt sich bestreiten, wenigstens müßte das erste Motiv neben dem zweiten als weniger bedeutungsvoll erklärt werden.

Indessen, wie sehr dieses Tasso-Kapitel zum Widerspruche herausfordert, so ist doch auch hier anzuerkennen, daß die Anschauungen Bielschowskys auf scharfsinnigen Erwägungen und völliger Beherrschung des Materials beruhen. Das kann im allgemeinen von dem gesamten Inhalt des Bandes gelten; wenn auch einzelnes mit Fragezeichen zu versehen ist, z. B. daß Klopstocks Ära in Leipzig für Goethe schon vorüber war, daß Goethes Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen weitaus der größte war, daß im Banne des „Werther" in der Zeit nach seinem Erscheinen auch der Schusterlehrling und die Dienstmagd stand, daß die neue Heloise der matte Vorläufer des goethischen Romans heißt, daß für die Cäcilie der „Stella" Züge von Friederike und ihrer Mutter entlehnt wurden, daß die Römischen Elegien aus der niederen Minne, dem Ver-

hältnis zu Fauſtina entſprungen und ſchon in Rom und auf dem Rückwege konzipiert ſeien.

In den großen Bezügen von Goethes Entwicklung fällt vor allem die geringe Berückſichtigung des religiöſen Elementes auf: die beiden theologiſchen Schriften ſind ganz übergangen. Auch hätten die litterariſchen Traditionen, zumal beim „Werther", ſtärker betont werden ſollen. Der Einfluß Italiens erſcheint doch in zu günſtigem Lichte: die einſeitige Betonung des formalen Elements, die ſtrenge Stiliſierung, die mit Unterdrückung des Charakteriſtiſchen ſeitdem in Goethes Kunſt hervortritt, müßte einſchränkend neben allen den glänzenden Seiten der neuen Kunſtanſichten erwähnt werden.

Durchaus zu billigen iſt es, daß der „Fauſt" für eine ſpätere zuſammenfaſſende Betrachtung vorläufig zurückgeſtellt wurde; auch Goethes Lyrik ſoll noch im folgenden als Ganzes behandelt werden.

Dadurch beſtätigt ſich das im Eingange dieſer Beſprechung Geſagte, daß ein endgiltiges Urteil über Bielſchowskys treffliches Werk jetzt noch nicht möglich iſt. Aber ſo viel läßt ſich doch bereits aus dem vorliegenden erſten Teile ſchließen, daß dieſe Biographie, wenn der Schlußband dem erſten entſpricht, in die geringe Anzahl derjenigen Lebensbeſchreibungen einzureihen ſein wird, die ihre Helden dem Leſer in voller Lebensgröße, mit Kraft und Anmut vorführen und ein zutreffendes Bild ſeines inneren und äußeren Daſeins geben. Indem die Ergebniſſe einer ausgebreiteten Forſchung in edler Form dem weiteſten Leſerkreiſe dargeboten werden, erſcheint hier die Wiſſenſchaft im Dienſte der großen Kulturaufgabe einer echten Volksbildung, und der Vermittler darf auf reichen Dank von beiden Seiten rechnen.

Leipzig. Georg Witkowski.

Thalmayr F., Goethe und das klaſſiſche Altertum. Leipzig, Guſtav Fock 1897. 2.50 M.

Goethes Verhältnis zum klaſſiſchen Altertum zu unterſuchen und darzulegen gehört zu den reizvollſten und lohnendſten Aufgaben, welche die moderne litterarhiſtoriſche Forſchung zu ſtellen hat. Es giebt kein Gebiet, das ſo unmittelbar und aufſchlußreich in die Grundfragen der Schönheitsgeſetze hineinführte, es giebt kein für ſich ſtehendes Problem, das ſich ſo eng mit der allgemeinen Litteraturentwicklung berührte und in der Feſtſtellung der lebendigen Wechſelwirkung beider ſo ungeahnte und intereſſante Reſultate verhieße.

In der großen Bewegung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den klaſſiſchen Geiſt in der deutſchen Litteratur zum Durchbruch brachte, iſt Goethe die beherrſchende und führende Macht. Die

Opitziſche Reformbeſtrebung hatte mit dem Gottſchediſchen Bankerott geſchloſſen. Sie hatte die Renaiſſanceidee, wie es ſchien, für immer in Mißkredit gebracht. Die Reaktion gegen die herrſchende poetiſche Verödung, die mit Klopſtock beginnt, fußt denn zunächſt auch nur zum Teil und nur äußerlich auf der Antike. Klopſtock ſelbſt bedient ſich wohl der Versmaße der Alten, aber im übrigen duldet ſeine verſchwimmende Subjektivität am wenigſten die ſtrenge Feſſel klaſſiſcher Geſtaltungsart. Leſſing kämpft theoretiſch für eine unverfälſchte Auffaſſung der antiken Kunſtgeſetze, aber in ſeinen Dichtungen ſteht er unter modernen Stileinflüſſen und ſucht vor allem nach einer neuen nationalen Dichtungsform. Wieland, der eine ſtarke Hinneigung zum Altertum hat, iſt doch kein reiner Diener der Antike. Zu einem wahren Erfaſſen ihres Weſens fehlte es ihm an Tiefe und andächtiger Verſenkung. Er las die Griechiſchen Dichter mit den Augen des Weltmanns von Geſchmack, und ſeine eigenen an das Altertum anknüpfenden Schöpfungen lehnen ſich im Stil an franzöſiſche Muſter an. Herder, der mehr als ein anderer für das hiſtoriſche Verſtändnis der klaſſiſchen, das heißt der helleniſchen Poeſie gethan hat, iſt am wenigſten ihr einſeitiger Bekenner. In ſeinen allumfaſſenden poetiſchen und litterariſchen Intereſſen ſteht gleichberechtigt Homer neben Oſſian, Äſchylus und Sophokles neben Shakeſpeare. Und der gewaltige Anſtoß, den er dem jungen Geſchlecht giebt, zielt zunächſt mehr nach der Seite des großen Briten als nach der der Griechen.

Goethe iſt es ausſchließlich und allein, der den Klaſſizismus in der deutſchen Litteratur zur entſchiedenen Herrſchaft bringt. Auch er, obwohl vom Schickſal ſelbſt zu dieſer Aufgabe beſtimmt, hat einen langen Irrweg bis zu ſeinem Ziel zu durchlaufen. Erſt Italien erſchließt ſeiner Sehnſucht die Bahn zu dem Urquell antiker Kunſt, antiken Geiſtes, und Goethes Italieniſche Reiſe iſt dadurch zugleich die Stunde der Wiedererſtehung des klaſſiſchen Altertums in der Deutſchen Dichtung. Spät, zu einer Zeit, wo die Renaiſſance bei den andern Nationen ſchon abzuſterben begann, erhob ſich wie ein unerwartet nachgeſchoſſener Trieb dieſer deutſche Klaſſizismus, aber dafür überholt er auch alle rivaliſierenden Beſtrebungen an Tiefe, Gehalt und Stilgröße unmeßbar. Erſt jetzt war der Boden durch die allgemeine Wandlung und Vertiefung der Geſchmacksbildung für eine wahre klaſſiſche Kunſtübung bereitet. Winckelmann hatte das Verſtändnis für die helleniſche Kunſt erſchloſſen und damit den Grund zu einer Reinigung des äſthetiſchen Sinnes überhaupt gelegt. Auch das Intereſſe an der alten Litteratur hatte dadurch neue Befruchtung erhalten. Man fing ſchon an das Echte vom Unechten zu unterſcheiden und ſuchte die wahre Antike wieder bei den Griechen. Ein empfänglicher, vom Joch einſchnürender Schulregeln endlich erlöſter Sinn war überall verbreitet und wartete nur des Führers, der ihn aus langer Nacht zum Licht der reinen Kunſterkenntnis emporleite.

hältnis zu Fauſtina entſprungen und ſchon in Rom und auf dem Rückwege konzipiert ſeien.

In den großen Bezügen von Goethes Entwicklung fällt vor allem die geringe Berückſichtigung des religiöſen Elementes auf: die beiden theologiſchen Schriften ſind ganz übergangen. Auch hätten die litterariſchen Traditionen, zumal beim „Werther", ſtärker betont werden ſollen. Der Einfluß Italiens erſcheint doch in zu günſtigem Lichte: die einſeitige Betonung des formalen Elements, die ſtrenge Stiliſierung, die mit Unterdrückung des Charakteriſtiſchen ſeitdem in Goethes Kunſt hervortritt, müßte einſchränkend neben allen den glänzenden Seiten der neuen Kunſtanſichten erwähnt werden.

Durchaus zu billigen iſt es, daß der „Fauſt" für eine ſpätere zuſammenfaſſende Betrachtung vorläufig zurückgeſtellt wurde; auch Goethes Lyrik ſoll noch im folgenden als Ganzes behandelt werden.

Dadurch beſtätigt ſich das im Eingange dieſer Beſprechung Geſagte, daß ein endgiltiges Urteil über Bielſchowskys treffliches Werk jetzt noch nicht möglich iſt. Aber ſo viel läßt ſich doch bereits aus dem vorliegenden erſten Teile ſchließen, daß dieſe Biographie, wenn der Schlußband dem erſten entſpricht, in die geringe Anzahl derjenigen Lebensbeſchreibungen einzureihen ſein wird, die ihre Helden dem Leſer in voller Lebensgröße mit Kraft und Anmut vorführen und ein zutreffendes Bild ſeines inneren und äußeren Daſeins geben. Indem die Ergebniſſe einer ausgebreiteten Forſchung in edler Form dem weiteſten Leſerkreiſe dargeboten werden, erſcheint hier die Wiſſenſchaft im Dienſte der großen Kulturaufgabe einer echten Volksbildung, und der Vermittler darf auf reichen Dank von beiden Seiten rechnen.

Leipzig. Georg Witkowski.

Thalmann F., Goethe und das klaſſiſche Altertum. Leipzig, Gustav Fock 1897. 2.50 M.

Goethes Verhältnis zum klaſſiſchen Altertum zu unterſuchen und darzulegen gehört zu den reizvollſten und lohnendſten Aufgaben, welche der moderne litterarhiſtoriſche Forſchung zu ſtellen hat. Es giebt kein Gebiet, das ſo unmittelbar und aufſchlußreich in die Grundfragen der Schönheitsgeſetze hineinführte, es giebt kein für ſich ſtehendes Problem, das ſich so eng mit der allgemeinen Litteraturentwicklung berührte und in der Feſtſtellung der lebendigen Wechſelwirkung beider ſo ungeahnte und unterhaltende Reſultate verhieße.

In der großen Bewegung, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den klaſſiſchen Geiſt in der deutſchen Litteratur zum Durchbruch [illegible] Goethe die beherrſchende und führende Macht. In

Deutsche Reformbestrebung hatte mit der [illegible]
schwiegen. Sie hatte die Renaissance [illegible]
Winckelmann gebracht. Die Reaktion [illegible]
dung, die mit Klopstock beginnt, [illegible]
und nur äußerlich auf der Antike. [illegible]
Versmaße der Alten, aber im üb[illegible]
stimmte am vernehmsten die streng[illegible]
Klopstock theoretisch für eine unverrü[illegible]
aber in seinen Dichtungen steht er [illegible]
wie allem nach einer neuen natio[illegible]
Goethe Hinneigung zum Altertum [illegible]
Antike. Zu einem wahren Erfasser [illegible]
mit mehrfacher Verengung. Er [illegible]
Auge des Winckelmann von Geschmack [illegible]
zum künstlerischen Schöpfungen [illegible]
in Goethe, der mehr als ein andere[illegible]
klassischen, das heißt der hellenische[illegible]
ihr einseitiger Bekenner. In seine[illegible]
realistischen Interessen steht gleichwertig
und Sophokles neben Shakespeare
jungen Germanen giebt, zielt [illegible]
Barden als nach der der Griechen.

Goethe ist es ausschließlich
deutschen Litteratur zur entschiedene
vom Schicksal selbst zu dieser Auf
bis zu seinem Ziel zu durchlaufen
die Bahn zu dem Urquell [illegible]
Italienische Reise ist dadurch
klassischen Altertums in der Deutsch
Die Renaissance bei den andern Na
sich wie ein unerwartet nachgeholte
aber dafür überholt er auch al
Gehalt und Stilgröße unmeßbar
allgemeine Wandlung und Vertiefung
wahre klassische Kunstübung bereit
Für die hellenische Kunst erschloss
gung des ästhetischen Sinnes überhaupt
alten Litteratur hatte dadurch neu
an das Echte vom Unechten zu unterscheiden
wieder bei den Griechen. Ein
Schulregeln endlich
des Führers, der ihr aus
erkenntnis emporleite

Goethe, der dieſer Führer werden ſollte, hatte ſelbſt alle die Stufen der allgemeinen Entwicklung in ſeiner eigenen Bildung zunächſt durchſchreiten müſſen. Schon in ſeinen frühen Jünglingsjahren hatte ihn Winckelmanns geläuterte Kunſtanſchauung flüchtig berührt und ihm wenn auch nicht beſtimmende Förderung, ſo doch die Ahnung einer höheren Welt der Schönheit gegeben. Dann hatte Herders orphiſche Begeiſterung ihn zu einer feurigen Hingebung an die großen Meiſter der Helleniſchen Dichtung hingeriſſen und ihn zu den erſten rhapſodiſchen Verſuchen einer naiven Nachahmung kühn gemacht. Aber dem eigentlichen inneren Kunſt- und Stilgeiſt der klaſſiſchen Dichtung ſtand er damals in ſeiner gährenden Titanenzeit noch gänzlich ratlos gegenüber. Ja, als er ſich dann bei allmählicher innerer Klärung ihr ernſter zu nähern ſuchte, erlebte er ſogar einen Rückfall in eine bereits überwundene Epoche, er geriet, ohne es zu wiſſen, wieder auf den Abweg der franzöſiſchen Renaiſſance. Das Altertum mußte erſt ein Teil ſeines Weſens, mußte erſt perſönliches Erlebnis in ihm werden, ehe er fähig werden konnte, es in ſeinen eigenſten geiſtigen und künſtleriſchen Manifeſtationen zu begreifen. Italien gewährte ihm dies.

Seine Umbildung ging aus von der alten Kunſt, mit deren Studium die Naturbetrachtung ergänzend ſich verband. Zuerſt an der Plaſtik iſt ihm der Unterſchied des modernen und antiken Stilprinzips aufgegangen und an ihr hat er auch ſpäter ſein Formgefühl fortdauernd genährt. Sie erſt, die klaſſiſchen Bildwerke, bahnten ihm den Weg zu den Griechiſchen Dichtern. Er lernt zuerſt, und ſchon in Italien, den Homer verſtehen, und dieſer tritt nun für immer in den Mittelpunkt ſeiner poetiſchen Intereſſen. Von ihm aus dringt er dann ſpäter zu den Tragikern vor. Auf dieſem ganzen Wege iſt er ſein eigener Pfadfinder und er iſt es zugleich für ſeine Nation. War er bisher nur ihr Führer in der litterariſchen Bewegung geweſen, ſo ſchritt er ihr jetzt voran auf der Bahn einer edleren, auf freier Menſchlichkeit gegründeten geiſtigen Kultur überhaupt. Schillers nie zu vergeſſendes Verdienſt iſt es, daß er ihm Luſt und Muth gemacht hat, das was er geworden, nicht ſelbſtſüchtig in ſich zu verſchließen, ſondern zum allgemeinen Beſitz ſeiner Nation und der Welt zu machen. Mit dem Beginn des unſterblichen Freundſchaftsbundes beginnt daher zugleich die eigentliche Vorherrſchaft des Klaſſizismus in Deutſchland, von da an wird er theoretiſch und praktiſch in Poeſie und Bildung zum Prinzip erhoben.

Nun endlich ſieht die deutſche Dichtung in den begünſtigten Schöpfungen der Goethiſchen Muſe zur Vollkommenheit ausgebildet, was die Renaiſſancepoeſie anderer Nationen ſo begierig erſtrebte und nirgends erreichte, die lebendige Vermählung antiker und moderner Welt, die innigſte Durchdringung klaſſiſcher Formſchonheit und perſönlichen Empfindungs- und Lebensgehaltes. Faſt alle Grade und Stufen finden wir innerhalb dieſer Kunſtſphäre in den Goethiſchen Schöpfungen durchmeſſen. Auf der einen Seite nehmen ſelbſt die Werke, die ihrer Natur nach in dem Grunde

nationaler oder doch moderner Dichtweiſe wurzelten, wie der „Fauſt“, die „Natürliche Tochter“, deutlich in Geſtalt und innerer Bildung die Züge einer klaſſiſch geſteigerten Darſtellungsform an, auf der anderen Seite ſtehen als äußerſte Markſteine einer in ſtrenger Größe nachbildenden Stilführung da das Fragment der „Achilleis“ und die in ihren Anfängen in dieſe Zeit zurückreichende „Helena“, ewige Offenbarungen des höchſten Schönheitsſinnes, aber ſchon jenſeits der Grenze einer organiſchen Stilentwicklung liegend.

Im Grunde ſind es nur die hier in Betracht kommenden Goethiſchen Schöpfungen, die die volle Eigenart des deutſchen Klaſſizismus ausdrücken. Der deutſche Klaſſizismus iſt Goethiſch. In dieſem ſeinen perſönlichen Weſen, in ſeiner Unnachahmlichkeit liegt es, daß er unmittelbare Nacheiferer nur wenig gefunden hat. Schiller, der dem Goethiſchen Beiſpiel die tiefſte Hingebung entgegenbringt, iſt der einzige, der eine wirkliche innere organiſche Einwirkung durch ihn erfahren hat. Aber ſein Geiſt iſt zu modern und unplaſtiſch geartet, als daß er die ſtrenge Linienführung und die innere Beſeelung zugleich, die dieſe Kunſtform verlangt, in völlig ausgeglichener Harmonie hätte erringen können. Um ſo mächtiger hat ſich die ausſtrahlende Kraft dieſes im Element der reinſten Schönheit ſchwimmenden Schaffens erwieſen auf dem Gebiet der geſamten äſthetiſchen und geiſtigen Kultur unſers Volkes, es hat ſie faſt ein Jahrhundert hindurch beſtimmt und ihre ſtärkſten Wirkungen ſtehen vielleicht noch erſt bevor.

Mit dem Tode Schillers, der den Freund ſo lange auf der Höhe dieſer ausſchließenden Kunſtrichtung feſtzuhalten gewußt hatte, endet zugleich die Epoche des angeſpannten Klaſſizismus. Fortan macht die Gegenwart ihre Rechte geltend. Die Romantik, die als Gegenſtrömung gegen den einſeitig auf das Altertum gerichteten Geiſt der Goethe-Schillerſchen Kunſtbeſtrebungen hochgekommen war, ſie reißt auch den eingefleiſchten Klaſſiziſten jetzt eine Strecke mit ſich, die weitausgreifende geiſtige und litterariſche Bewegung, die in ihrem Gefolge einherzieht, die Hinneigung zu altdeutſcher Kunſt und Dichtung, vor allem das Intereſſe für die neu aufgeſchloſſene orientaliſche Poeſie ergreift auch ihn und nimmt ihn in längeren oder kürzeren Abſtänden gefangen. Aber ſo eifrig er auch dieſen und anderen durch die Zeit gegebenen Anregungen folgt und aus ihnen ſich das anzueignen ſucht, was ihm gemäß iſt, ſo unerſchütterlich bleibt er doch im Grunde ſeines Herzens ſeinem alten Glauben treu, dem Glauben an die ewig vorbildliche Macht der klaſſiſchen Kunſt und Poeſie. Er iſt auf die Antike eingeſchworen und er ſorgt dafür, daß dieſe Richtung bei ſeinen Lebzeiten nicht ganz in unſerer Litteratur verlaſſen wird. Man kann daher auch dieſe ganze letzte Zeit ſeines Lebens von Schillers Tod an als eine zuſammengehörige Periode rechnen, an deren Anfang die „Pandora“, gegen deren Schluß die „Helena“ ſteht, beide vollendete Zeugen der unerſchöpften, an der Antike genährten Kunſt des Dichters und doch in

ihrer Bildung und in ihren Beziehungen den Einfluß der Gegenwart deutlich verratend.

Die Stellung Goethes innerhalb der tiefſten und bedeutſamſten Wandlung und Bewegung, die unſere moderne Litteratur erfahren, darf nicht außer Acht laſſen, wer es unternimmt, die Frage nach dem Verhältnis Goethes zum klaſſiſchen Altertum zu würdigen. Ein Problem von ſo allgemeiner grundlegender Wichtigkeit kann nicht wie eine vereinzelte, für ſich ſtehende Erſcheinung abgemacht werden, als ob es ſich um nichts mehr handelte als um eine Angelegenheit der perſönlichen Liebhaberei des Dichters, es kann nur in ſtetigem Zuſammenhang und in engſter Verbindung mit der geſamten litterariſchen und Kulturſtrömung betrachtet werden.

Zu dieſen ausholenden Bemerkungen würde mich der Inhalt des vorliegenden Buches von Thalmayr nicht veranlaßt haben, ſein Titel iſt es, der ſie mir nahegelegt hat. Wer verſpricht über Goethe und das klaſſiſche Altertum zu ſchreiben, von dem erwartet man, daß er die angeführten thatſächlichen Verhältniſſe kennt und ſie ſeiner Darſtellung zu Grunde legen wird, man erwartet, daß er ſtofflich und theoretiſch das weite Gebiet, auf dem er ſich zu bewegen hat, beherrſcht, zum mindeſten, daß ihm die poetiſchen, litterariſchen und äſthetiſchen Grundbegriffe geläufig ſind, man erwartet, daß ihm die wiſſenſchaftliche Litteratur über ſeinen Gegenſtand bekannt iſt, daß er ſie geprüft und mit ſelbſtändigem Urteil durcharbeitet hat, daß er eine, wenn nicht auf neue Ideen, ſo doch auf die Reſultate der bisherigen Forſchung gegründete Darſtellung geben wird. Von all dieſen Vorausſetzungen erfüllt Thalmayr keine. Er hat ſich an eine Aufgabe gewagt, der er nicht gewachſen iſt.

Es berührt faſt naiv, wenn der Verfaſſer im Vorwort bemerkt (S. V), „da die vorliegende Schrift die Frucht mehrjähriger Arbeit“ ſei, habe er nur jene neueſten Erſcheinungen der Goethe-Litteratur berückſichtigen können, „die vor dem Abſchluſſe der betreffenden Abſchnitte bereits vorlagen“. Ohne Zweifel wird Thalmayr ein ſo bequemes Verfahren für ſtatthaft halten, aber es iſt nun einmal in der Wiſſenſchaft nicht üblich. Dieſe Nichtbeachtung hat die ganze Litteratur der letzten vier bis fünf Jahre betroffen; und dabei handelt es ſich um ein anſpruchloſes Buch von 185 Seiten! Aber auch die älteren Vorarbeiten ſind dem Verfaſſer offenbar nur ſehr lückenhaft bekannt. Unter den benutzten Werken ſcheinen Hettner und Cholevius ſeine größten Autoritäten, deren äſthetiſche Urteile ſtets gewiſſenhaft angeführt werden. Die Möglichkeit einer Kritik, einer ſelbſtändigen Stellung gegenüber ſeinen Vorgängern und ſeinem Gegenſtande ſcheint er nicht einmal zu ahnen. Er ſchließt ſich gutgläubig dem Gewährsmann an, den er gerade vor ſich hat. In der Frage der ſprachlichen Nachbildungen und der Motiventlehnungen in den Dramen lag dem Verfaſſer die tüchtige Arbeit von Morſch vor („Goethe und die griechiſchen

Bühnendichter". Programm der Königlichen Realſchule zu Berlin, 1888), von der er einen ſchrankenloſen, meiſt ſtillſchweigenden Gebrauch gemacht hat.

Auf die eigentlich weſentlichen Punkte ſeines Gegenſtandes, die Frage nach den Wandlungen in Goethes Verhältnis zur Antike, nach den Epochen ſeiner Stilentwicklung, nach dem inneren Charakter ſeines ausgebildeten Klaſſizismus läßt ſich Thalmayr überhaupt nicht ein. Nach ſeiner Betrachtungsart ſteht der „Prometheus" ungefähr auf gleicher Stufe wie die „Helena". Damit iſt es doch nicht gethan, daß man herzählt, welche Motive etwa aus antiken Vorbildern genommen ſind, daß man die griechiſche Herkunft dieſes und jenes Ausdrucks belegt. Einzelne inhaltliche Entlehnungen machen ein Stück noch nicht zu einem klaſſiſchen, ſonſt ſtände ja wirklich der „Prometheus" über „Hermann und Dorothea". Auf die innere ſtiliſtiſche Auffaſſung, auf den eigentlichen künſtleriſchen Geiſt kommt es an. Ebenſo verbürgt die größere oder geringere Menge gräciſierender Epitheta noch nicht den antikiſierenden Charakter der Sprache. Die innere Bildung und Belebung der Rede, Art und Geiſt des metaphoriſchen und geſchmückten Ausdrucks, die Redefaſſung in Ruhe und Leidenſchaft, die äußere Struktur der Sätze und Satzglieder, die Art, die Worte und Sätze neben- und gegeneinander zu ſtellen, kurz das geſamte innere und äußere Formgepräge allein entſcheidet, in welchem Grade man es mit klaſſiſch gearteter Sprache zu thun hat. Eben in dieſen Erſcheinungen, die wieder mit der Anwendung der antiken Versformen in engſter Beziehung ſtehen, zeigt ſich von der „Iphigenie" zur „Pandora" und „Helena" ein ſtetiger ſtufenartiger Aufſchritt, den zu verfolgen gerade eine beſonders lohnende Aufgabe war. Aber all dieſe Dinge liegen außer dem Geſichtskreiſe Thalmayrs. Er fand dafür keine Vorarbeiten und darum exiſtieren ſie nicht für ihn.

Über den Stilcharakter der „Iphigenie", die verhältnismäßig noch am eindringendſten behandelt iſt, ſollte billigerweiſe heutzutage kein Zweifel mehr ſein. Thalmayr ſchwankt offenbar, ob er das Stück mehr antik oder modern nennen ſoll (S. 78, 80). Das Wahre hat Scherer in ſeiner Litteraturgeſchichte längſt geſagt und es iſt ſeitdem wiederholt ausgeſprochen. Goethes „Iphigenie" iſt nur antik in der inhaltlichen Grundlage und in gewiſſen ſprachlichen Eigenheiten, nach ihrem geſamten künſtleriſchen Charakter ſteht ſie unter dem Einfluß Racines. Goethe wollte Euripides und Sophokles folgen, aber unvermerkt geriet er in den Strom des franzöſiſchen Renaiſſancedramas (vgl. meinen Aufſatz „Goethes Gedicht: das Tagebuch", Euphorion 2, 610). Goethe hat dies ſelbſt ſpäter erkannt und in dem Vorwurf, den er dem Stück macht, dies Verhältnis angedeutet (Riemer, Mitteilungen 2, 716).

Den Gegenſatz gegen die „Iphigenie" bildet die „Pandora" und die „Helena". Es war demnach die Kunſt zu entwickeln, die der Dichter hier in

der Nachbildung des hohen Stils der Griechiſchen Tragödie, den er dort verfehlt hatte, bis zur höchſten Vollkommenheit wirklich erreicht hat. Thalmayr aber macht nicht den leiſeſten Verſuch, in den inneren Charakter dieſer Werke einzudringen. Während der „Iphigenie“ ein ganzer Abſchnitt gewidmet iſt, werden dieſe Stücke flüchtig auf einigen Seiten wie wenig bedeutende Epiſoden abgethan. Von dem Einfluß der Romantik auf die „Pandora“, die einen weſentlichen Anteil an der Geſtaltung dieſes Dramas gehabt hat, iſt überhaupt nicht die Rede.

Dieſe wenigen Bemerkungen werden genügend erkennen laſſen, daß das vorliegende Buch auf keinen Grad der Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch hat. Gern würde man nun daneben anerkennen, daß es für den, der nur eine erſte Orientierung über den äußeren ſtofflichen Zuſammenhang Goethiſcher Dichtungen und Studien mit dem Altertum ſucht, immerhin eine ganz geeignete, durch eine leichte gefällige Darſtellung ſich empfehlende Lektüre ſein mag. Aber der Verfaſſer hat auch dieſe Anerkennung unmöglich gemacht. Er hat ſein kompilierendes Verfahren, wie ich zu meinem Verdruß erſt nachträglich bemerkt habe, vielfach geradezu zum Plagiat ausgedehnt. Es ſind, ohne Angabe oder Bezeichnung der Entlehnung, ganze Partien, ſo z. B. in dem Abſchnitt über die „Helena“ S. 164 f., wörtlich oder ſo gut wie wörtlich aus der vorher erwähnten Abhandlung von Morſch abgeſchrieben (vgl. Morſch, Berliner Philologiſche Wochenſchrift 1898, Nr. 3, Sp. 81 ff.). Es würde unverzeihlich ſein, ein ſolches Werk auch nur in einem untergeordneten Punkte zu loben.

Halle a. S. Johannes Riejahr.

Biſchoff H., Ludwig Tieck als Dramaturg. (Bibliothèque de la faculté de philosophie et lettres de l'université de Liège. Fasc. II.) Bruxelles, Société Belge de librairie. 1897.

Jede Darſtellung der „Romantiſchen Schule“ in Deutſchland hat Tieck den entſprechenden Raum angewieſen. Der merkwürdige Gegenſatz, der zwiſchen dem Dichter Tieck und ſeinen theoretiſchen Anſchauungen klafft, iſt oft betont, auch ſchon zuſammenfaſſend betrachtet worden. Als wirkſamen Bühnendramatiker hat man den Dichter dagegen nie aufgefaßt, und daher kam es wohl auch, daß man ſeine dramaturgiſche Thätigkeit eine Zeit lang unterſchätzte. Tieck gebürt der vermittelnde Platz zwiſchen Leſſing und Otto Ludwig. Von dieſem Gedankengang geht auch Biſchoffs Unterſuchung aus. Der Verfaſſer hat mit ſichtbarem Fleiß alles geleſen, was Tieck Hierhergehöriges geſchrieben hat, er hat ſeinen Stoff im allgemeinen richtig gegliedert und einen Anlauf genommen, zu einem Syſtem zu gelangen. Es fehlt bei der Bearbeitung das „nonum prematur in annum“ ſehr. Mit anderen Worten: Gegen das Was der Darſtellung

richtet sich der Einwand weniger als gegen das unbefriedigende Wie der Verarbeitung.

Von der mehrfach festgestellten Thatsache ausgehend, daß zwischen dem Dichter und dem Theoretiker Tieck ein kaum überbrückbarer Unterschied besteht, analysiert Bischoff Tiecks Verhältnis zu den anerkannten Größen der deutschen Bühnenlitteratur, zu ihren einflußreichsten Hintermännern und den zeitweilig merkbaren Unterströmungen der Hauptrichtung. Seine Ergebnisse decken sich mit den von anderen Forschern in präciserer Form ausgesprochenen zum größten Teil: Shakespeare und was ihm nahe kommt, ist Tieck alles, Goethe und namentlich Schiller sowohl in der Hinneigung zum Antik-klassischen als in der Bevorzugung der spezifisch romantischen Eigenart sind die Zielpunkte seiner Angriffe. Das nimmt Bischoff ins einzelnste mit großer Gewissenhaftigkeit durch, soweit Tieck in seinen dramaturgischen Schriften darauf hinwies. Und er hält sich so streng an Tiecks Bemerkungen, daß er fast durchweg den Wortlaut der Tieckschen Kritiken citiert. Fast zwei Drittel der Schrift Bischoffs sind Citate in direkter oder indirekter Wortfolge mit knappem verbindenden Text. Ein zusammenfassender Auszug wird nirgends gegeben, dem Leser bleibt das Urteil über das Dargebotene überlassen. Denn der Verfasser vermeidet es Stellung zu nehmen zu Tiecks Anschauungen, es klingt nur allgemein durch, als ob er sie ausnahmslos billigte. Und doch bedarf es nicht erst des Hinweises, daß beispielsweise eine bedingungslose Verhimmelung Shakespeares neben einer totalen Geringschätzung Schillers, auch Goethes, gerade in den Kritiken Tiecks, die hier in Betracht kommen, zu Tage tritt, die sich nie zu allgemeiner Anerkennung durchgerungen haben. Ja, wir glauben vielmehr, daß Tiecks zusammenfassendes Urteil über die dramatische Thätigkeit unserer Klassiker als ganzes genommen, anders lautet als aus Bischoffs Darstellung erhellt, wenn man berücksichtigt, daß es ja Tieck in den zwanziger Jahren gerade auf den Kampf gegen die Schicksalstragödie ankam, den er mit allen Mitteln der ihm zu Gebote stehenden Kunst führte, wobei ein Mehr der Herabsetzung jener Elemente, auf die sich die gegnerische Richtung mit gutem Grunde berufen konnte, nicht besonders ins Gewicht fiel. Tiecks Absicht war gut, man hat sie auch nie mißdeutet. In der Gruppierung bei Bischoff aber klingt etwas von einer irrigen Auslegung mit. Und das zieht sich durch die ganze Arbeit. Bei einer strafferen Disposition des behandelten Materials hätte Bischoff die historisch-chronologische Betrachtungsweise nicht gänzlich außer Acht gelassen. Dann hätte er auch Lessing gerechter werden müssen, als dies auf den paar Seiten und so ganz beiläufig geschieht, nachdem auch schon die Iffland und Kotzebue, Clauren und Schröder abgehandelt worden sind. Auch Tiecks Verhältnis zu den Stürmern und Drängern hätte an anderer Stelle betrachtet werden müssen. Es hätte sich dann vielleicht von selbst eine Art System für die dramaturgischen

Ansichten Tiecks ergeben und gleichzeitig wäre die Schroffheit gegen den Dichter der „Braut von Messina" um ein bedeutendes gemildert worden, weil die Gründe dafür sich teilweise von selbst ergeben hätten. Wieland in seiner Rolle als Vermittler Shakespeareſcher Kunst kommt gar nicht zu seinem Rechte. Bei ihm ist das Wort vom „dunklen Jugendenthusiasmus" doch gewiß nicht zulässig. Und in demselben Maße, in dem uns eine Vertiefung der Studien nach unten hin wünschenswert scheint, für ebenso ungerecht halten wir es von dem Verfasser, wenn er die Reserve des referierenden Historikers verläßt, um mit zwei Worten unsere Dramatik von Schiller bis zur augenblicklichen Gegenwart vollständig zu verdammen (S. 64). Und wär es nicht ungerecht, so wär es zum mindesten ein Widerspruch. Denn wenige Seiten später schließt er sich all den Lobeserhebungen Tiecks auf Kleist an, vollinhaltlich, fast mit dem Unmut der Entrüstung, daß man den märkischen Dichter noch immer nicht gebührend würdige. Schließlich bleibt Kleist doch immer ein Epigone Schillers und steht also wenigstens der Zeit nach unter dem „zerstörenden" Einfluß unserer Klassiker. All diese Dinge aber und noch viele anderen Einzelnheiten brauchen den unterrichteten Leser nicht zu beunruhigen, da er sein Urteil darüber nicht aus dem vorliegenden Buche schöpfen wird. Streng genommen gehört der ganze Hauptteil der Untersuchung nur als Quelle und Korrektiv in eine Darstellung der dramaturgischen Thätigkeit Tiecks. Ihr selbst widmet Bischoff nur einen verhältnismäßig geringen Raum seiner Schrift, er betrachtet sie gewissermaßen nur anhangsweise (S. 102—124). Und auch in diesem Kapitel bespricht er nur Tiecks Verhalten zur Schauspielkunst und ihren Vertretern, und dies nur knapp und schematisch. Er beschränkt sich auch hier nur auf eine Zusammenstellung von Citaten, arbeitet mit Auszügen und Hinweisen auf andere Darstellungen, lehnt es geradezu ab, die „von Tieck vorgeschlagene Bühnenreform eingehend zu schildern", verweist vielmehr kurzer Hand auf Tiecks „Jungen Tischlermeister". Auf S. 119 thut er desgleichen mit Tiecks Urteil über die bedeutendsten Schauspieler jener Zeit. — Eine zusammenfassende Schlußbetrachtung fehlt auch. Ich verweise den Leser auf Minors dahinzielende knappe Charakteristik Tiecks in der Einleitung seiner Ausgabe zu Kürschners Nationallitteratur Band 1, S. XVIII—XX, die in nuce dem Ergebnis des Bischoffschen Buches gleichgestellt werden kann. Worin sie im einzelnen abweicht, spricht mich Minors Auffassung mehr an. Minor kritisiert Tiecks Anschauungen, Bischoff führt sie einfach vor, er scheint ihnen also unbedingt zuzustimmen, da er sie nicht widerlegt, auch nicht den Versuch dazu macht.

Die sprachlichen Verfehlungen, undeutschen Wendungen und die gänzlich nach französischer Art gehandhabte Setzung der Kommata, auch in den übernommenen Citaten, stören außerordentlich. Doch in dieser Hinsicht sind wir Deutsche gewohnt, über Schriftsteller, deren Mutter-

ſprache das Deutſche nicht iſt, nur allzu nachſichtig zu urteilen. Die Mithilfe eines deutſchen Korrektors wäre diesmal umſo notwendiger geweſen, als die Schrift in einer franzöſiſchen Druckerei hergeſtellt iſt.

Prag. Richard Roſenbaum.

Uhlands Tagbuch 1810—1820. Aus des Dichters handſchriftlichem Nachlaß herausgegeben von J. Hartmann. Mit einem Bild Uhlands nach dem Gemälde von Moiſſ aus dem Jahr 1818. Stuttgart, Cotta 1897. 3 M.

Das Jahr 1897 brachte zwei größere Publikationen zur ſchwäbiſchen Litteraturgeſchichte: zuerſt „Juſtinus Kerners Briefwechſel mit ſeinen Freunden", ſodann „Uhlands Tagbuch". Aus letzterem hatte Uhlands Witwe zwar ſchon manche Stelle im Leben ihres Gatten im Jahr 1874 mitgeteilt; die Handſchrift ſelbſt blieb aber der Forſchung unzugänglich, bis im Jahr 1897 der ganze Nachlaß Uhlands vom Schwäbiſchen Schillerverein (um 25000 Mark) erworben wurde. Das Tagbuch reicht von Neujahr 1810 bis 31. Dezember 1820. Es iſt lückenlos erhalten, bis auf wenige Wochen. Der Herausgeber hat nur da gekürzt, wo im gewohnten Tageslauf längere Zeit ganz dasſelbe, oft wörtlich, wiederkehrt. Zur bequemeren Überſicht hat er den ganzen Stoff in fünf Abſchnitte geteilt, denen er ganz kurze Inhaltsangaben vorausſchickt. Seine Hauptarbeit bildeten die zahlreichen erläuternden Anmerkungen unter dem Text. Das Tagbuch iſt im Vergleich zu Schillers Kalender viel reichhaltiger und für die Litteraturgeſchichte von hohem Wert. Es iſt in dieſer Beziehung eine wahre Fundgrube und bietet auch für die Erklärung von Uhlands Gedichten einen guten Anhalt, da der Dichter gewöhnlich auch ſeine Lektüre notiert. Wir erhalten überhaupt einen tieferen Einblick in die Werkſtatt des Dichters und Gelehrten und in ſeine erſte politiſche Thätigkeit. Beſonders wichtig iſt auch der dargebotene Aufſchluß über den Verkehr mit ſeiner Familie und ſeinen Freunden.

Über ſeine Anmerkungen ſagt Hartmann zwar, ſie laſſen dem Kundigen noch manches zu ergänzen und wohl auch zu berichtigen übrig; aber man muß ſtaunen über ſeine ungewöhnliche Beleſenheit, die überall hervortritt. Die ſchwerſte Arbeit hat er zweifellos gethan und andern Forſchern nur wenig übrig gelaſſen. Nur das eigentlich litterarhiſtoriſche Material hat er zum Teil weniger berückſichtigt. Hier läßt ſich noch eingreifen. Ein paar Bemerkungen dazu mögen angefügt werden. Unter dem 12. Januar 1810 iſt notiert: „Das Trauerſpiel: Benno ins Reine geſchrieben." Hartmann verweiſt dazu auf den Druck in „Uhland als Dramatiker" von A. von Keller. Dieſem Druck liegt aber nur Uhlands Konzept zu Grunde. Die eigentliche „Reinſchrift" im Beſitz von Theobald Kerner in Weinsberg iſt bis jetzt ungedruckt. Sie wird aber in kurzem im Epho-

rion veröffentlicht werden. Der S. 303 erwähnte Oberst Pfyffer ist wohl identisch mit dem in Kerners Briefwechsel 2, 140 erwähnten Oberst Pfyffer. Unter dem 16. Juni 1811 ist zu lesen: . . . „Weib mit Volksschriften, Schwarzes Band ꝛc.“ Vielleicht gab diese Volksschrift den Anlaß zu Kerners Gedicht in den Reiseschatten vom Jahre 1811 Schwarzes Band ꝛc.? Der Einfluß Uhlands auf Kerner war überhaupt sehr stark. Kerner folgte ihm in ästhetischen Fragen unbedingt. Das zeigt sich auch im Tagbuch so deutlich wie im Briefwechsel; man sehe z. B. nur die Notizen vom 24. Juni und 3. Dezember 1812. Auch sonst ist es interessant, die wechselseitigen Beziehungen beider Dichter zu verfolgen z. B. besonders in den Einträgen vom 8. Juni 1811 und 9. Januar 1814 (Bärenhäuter). Gar häufig ergänzen sich hier Tagbuch und Briefwechsel gegenseitig. Über das Verhältnis Uhlands zu seinem großen Landsmann Schiller erfahren wir direkt leider nur wenig. Nur einmal verzeichnet das Tagbuch eine Anregung durch Schiller am 5. Juli 1816. Ferner ist zu lesen, daß Uhland Schillers ästhetische Schriften ꝛc. studiert und dessen sämtliche Dramen im Theater gesehen hat.

Tübingen. Ernst Müller.

Betz L. P., H. Heine und Alfred de Musset. Ein biographisch litterarische Parallele. Zürich. Albert Müllers Verlag 1897.

Das Thema Heine und Musset darf billig zu den undankbarsten Problemen neuerer Litteraturgeschichte gerechnet werden. Beide Dichter sind früh in einem Atem genannt worden; schon Borne stellt ihre Verwandtschaft an einer Stelle fest, die dem jüngsten Bearbeiter des Themas entgangen ist (Briefe aus Paris, 10. November 1830). Daß auch von anderer Seite eine eingehende Vergleichung jener zwei versucht worden ist, berichtet Betz selbst S. VI f.). Wie wenig trotz solcher oft bemerkter und gern verwerteter Übereinstimmung mit der Sache anzufangen sei, beweist Betz' Büchlein. Als intimer Kenner der Beziehungen Heines zur französischen Litteratur hat Betz sich in seinem Buche „Heine in Frankreich“ (Zürich 1895) bewährt; ich habe auf die guten Seiten der umfänglichen Monographie an anderer Stelle hingedeutet (vgl. „Die Zeit“ Wien 1895, Nr. 17). Schon damals versprach er, eine besondere Behandlung des Verhältnisses von Heine zu Musset nachzutragen. Diese jetzt vorliegende Untersuchung hält sich nicht auf der Höhe der älteren weiter ausgreifenden Studie. Der Verfasser gedenkt am Eingange seiner Arbeit ungünstiger Urteile, die über den Wert litterarischer Parallelen gefällt worden sind. Ich kann nicht finden, daß er diese Urteile durch die That widerlegt hat.

Der Stoff wird, nicht ohne Wiederholungen, in sieben Abschnitten behandelt: erst werden die Lebensumstände beider verglichen, dann deren

wir von ihrem Weltschmerz, ferner von ihrem Witz, von der Form und künstlerischen Gestaltung ihrer Schöpfungen, weiter „plaudert" Betz von den fremden Einflüssen auf das Dichten Heines und Mussets, es fallen ein paar Worte über ihre analoge Stellung innerhalb der Litteratur ihrer Heimat. Betrachtungen über Bedeutung, Erfolg und Einfluß beider und über das Verhalten der Kritik der Mit- und Nachwelt schließen ab. Ein einheitlicher Gedanke ist in dieser Aneinanderreihung aperçureicher Erörterungen nicht durchgeführt. Ja, das historisch Wichtige, der Kernpunkt der Problems wird nicht erfaßt, kaum beiläufig gestreift.

Wenn zwei Dichterindividualitäten dem Beschauer verwandte Züge weisen, wenn beide gelegentlich dieselbe Note anschlagen, dann denkt der Litterarhistoriker zunächst an gegenseitige Beeinflußung. Wenn der junge Musset in seinen ersten Dichtungen Töne erklingen läßt, die an Heines „Buch der Lieder" gemahnen, so kann — wie Betz S. 19 erhärtet — von einem Einflusse Heines die Rede nicht sein. Musset verstand deutsch nicht. Und französische Bearbeitungen Heinescher Schriften erschienen erst seit 1840. Im selben Jahre begann Mussets geistige Agonie; mithin kann auch von einem späteren Einflusse Heines die Rede nicht sein.

Ist einmal diese Thatsache festgestellt, dann gewinnt das Problem eine scharfumrissene Formulirung, von der Betz hätte ausgehen müssen: in Deutschland und in Frankreich erstehen kurz hintereinander zwei Dichter, die in Form und Inhalt, ferner in ihrer Stellung innerhalb der Litteratur ihres Vaterlandes auffallende Übereinstimmungen verraten. Gegenseitige Beeinflußung ist ausgeschlossen. Folglich kann nur ein gemeinsames Vorbild, ein ähnliches Milieu, eine analoge Geistes- und Seelenbildung die Ursache sein. Daß die beiden letzten Momente gar nicht oder doch wenig in Betracht kommen, giebt Betz selbst zu, wenn er sagt (S. 28): „Diametral entgegengesetzt waren bei Heine und Musset Lebenslauf und -Inhalt." Freilich werden gleich darauf einige „merkwürdig übereinstimmende Charakterzüge" (S. 30 ff.) angeführt: Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung, frühreife Liebessehnsucht, Neigung zum Dandysme zusammenhängend mit mengeverachtendem Selbstbewußtsein, beständige pecuniäre Drangsal bei stets hilfsbereiter Freigebigkeit, innige Liebe zur Mutter. Neben solchen Übereinstimmungen werden die starken Unterschiede in den skeptisch witzelnden Ausfällen, die beide gegen menschliche Ideale richten, wird das völlig verschiedene Ende der beiden Dichter ausdrücklich hervorgehoben. Ebenso leitet Betz (S. 5 ff.) aus den persönlichen Beziehungen und dem männlichen Bekanntenkreise Heines und Mussets ab, daß beide grundverschiedene Naturen waren. Hier und an anderen Stellen der Parallele kommen die Differenzen stärker heraus als die Berührungen. Ich glaube kaum zu weit zu gehen, wenn ich meinerseits behaupte, jene Übereinstimmungen allein hätten nie und nimmer die beiden Dichter einander nahe gebracht; sie reichen nicht aus, die Verwandtschaft zu erklären. Denn frühreife Liebessehnsucht

und innige Liebe zur Mutter und pecuniäre Drangsal theilt Heine nicht nur mit Musset; und philisterfeindlicher Dandysme eignet den französischen Romantikern überhaupt. Diese Übereinstimmungen kommen bestenfalls in zweiter Linie in Betracht; sie haben mitgeholfen, zwei Dichter, die früh von Byron starke Impulse empfangen haben, einander zu nähern. Das gemeinsame Vorbild hat Geistes- und Seelenbildung beider in ähnliche Bahnen gelenkt, hat die Verschiedenheiten des Milieus, in dem beide aufwuchsen, überwunden.

Von diesem gemeinsamen Vorbilde, von Byron, spricht Betz erst in der zweiten Hälfte seines Büchleins (S. 77 ff.). Er versucht in wenigen Strichen, das Verhältnis beider zu Byron festzulegen und rückt Musset in größere Ferne von dem englischen Vorbilde, als Heine. Nicht an dieser Stelle sei dargelegt, wieweit Heine mit Byron geht. Hier genüge die Erklärung, daß auch Betz in den Fehler verfällt, was von Jugendschöpfungen Heines gilt, auf das gesamte Werk des Dichters auszudehnen. Allein dieser Fehler fällt nicht ins Gewicht. Denn das Entscheidende ist und bleibt: Musset und Heine gefallen sich zuweilen in der Byronpose und, wenn sie diese Maske vornehmen, sehen sie sich ähnlich. Heine und Musset spielen gerne die Rolle des interessanten Blasierten, der doch tiefer und echter empfindet, als die Correcten, der sündigt, um der kahlen Philistermoral ins Gesicht zu schlagen, der sich in einen Lumpenkerl maskiert, damit Halunken, die prächtig in Charaktermasken prunken, nicht wähnen, er sei einer von den Ihren. Dieses Hauptmoment der Übereinstimmung hat bei Betz keine Verwertung gefunden. Und doch ließe es sich leicht an einem Vergleiche der beiden dramatischen Gedichte „La coupe et les lèvres" und „William Ratcliff" darlegen.

Über die Verschiedenheit des „Weltschmerzes" beider Dichter erzählt Betz uns Manches (S. 48 ff.). Da er aber wieder den ganzen Dichter Heine gegen Musset stellt und auch hier die gelegentliche Übereinstimmung der Byronpose übersieht, gelangt der Leser schließlich zu dem Resultate, daß beide überhaupt nichts miteinander gemein haben. An dieser Thatsache wird auch durch das lange vierte Kapitelchen, das Form und künstlerische Gestaltung beider in Betracht zieht (S. 70—73), nichts geändert. Der einzige schlagende Nachweis ist an anderer Stelle zu suchen (S. 65). Der Stimmungsbrechung Heines wird ein Mussetisches Pendant an die Seite gestellt. Heine schließt eine stark überspannte Versreihe mit den konventionellen Worten „Madame, ich liebe Sie!". Musset verwertet in ähnlicher Weise das Englische „My dear child, I love you".

Eine andere auffallende Übereinstimmung möchte ich an dieser Stelle aufzeigen. Beidemal dasselbe formale Problem! Zwei der gewagtesten Strophen der ersten Fassung des „Lyrischen Intermezzo", mit richtigem Tacte von Heine aus diesem Cyklus später entfernt, lauten (Elster 2, 9):

Du sollst mich liebend umschließen,
Geliebtes, schönes Weib!
Umschling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geschmeidigen Leib.

* * *

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umschlungen schon
Die allerschönste der Schlangen
Den glücklichsten Laokoon.

Das Eigenthümliche dieser Verse, die man mit anderen höchst unnötigerweise gern als Lieder „niederer Minne" bei Seite zu schieben trachtet, liegt in der Verwertung antiker Mythologie zu erotischer Schilderung. Das Ganze soll als Witz empfunden werden; es gewinnt einen frivolen Anstrich. Dieser Kunstgriff ist so selten nicht. Auch Goethe hat ihn in jenem erst durch die Lesarten der Weimarischen Ausgabe uns vermittelten Fragmente einer römischen Elegie nicht verschmäht.

Genau indes in der Technik Heines gedichtet sind die folgenden Verse des jungen Musset:

Allons, Julie, il faut t'attendre
A me voir quelque jour en cendre,
Comme Hercule sur son rocher.
Puisque c'est par toi que j'expire,
Ouvre ta robe, ma Déjanire,
Que je monte sur mon bucher.

Die Übereinstimmung ist frappant. Dort Laokoon, hier Herkules, beide mit gleicher Kühnheit zu frechwitzigster Erotik herbeibemüht. Man empfindet das beinahe wie Entheiligung. Ein ähnlicher, aber weit raffinierterer Effekt, wie der einer Scarron-Blumauerschen Travestie oder komischer Romanzen von der Art der „Europa" Bürgers .... Auch in dieser frappanten Übereinstimmung beider Dichter erblicke ich nur eine letzte Folge der Byronpose, die Dinge zu sagen und von sich zu berichten gestattete, denen die Ich-Lyrik der Zeitgenossen sich nicht zu nahen wagte. Solche Berührungen lassen mich doch das von Legras („Henri Heine poète". Paris 1897, S. 380) jüngst gefällte Verdict anzweifeln: „Faut-il dire aux Français que le grand poète du Buch der Lieder n'a rien de commun qu'une vie fort dissipée avec l'admirable poète-rhéteur Alfred de Musset?" Auf der anderen Seite jedoch scheint mir, daß Betz mehr gethan habe, diese Behauptung zu erhärten, als sie zu widerlegen.

Betz' Buch über Heine in Frankreich bezeugte eine rühmenswert billige und gerechte Würdigung des Dichters. In seiner neueren Brochüre schlägt er einen verbitterten Ton an, der Heine um jeden Preis retten will, und in den besonnene Kritik wohl kaum einstimmen dürfte. Nur einige Beispiele: sollte bestes Verständnis für Heine wirklich in den Kreisen

zu ſuchen ſein, die „den Enthuſiasmus, den idealen Geiſtesſchwung und die Schwärmerei ihrer Studentenjahre friſch, frank und edel bewahrt haben“ (S. VI)? Ich denke, Heine ſelbſt hätte über ein ſo ſtudentenhaft-teutoniſches Glaubensbekenntnis bitter geſpottet. Hat Heine wirklich „ſeine Poetenfreiheit gegen die Hamburger Millionen ſeines Oheims eingetauſcht“ (S. 33)? Es iſt mir nicht bekannt, daß Salomon Heine oder ſeine Nachkommen dem Dichter jemals „Millionen“ unter irgend einer Bedingung angetragen hätten. Glaubt Betz wirklich, daß Heines Patriotismus dem zukünftigen deutſchen Reiche gegolten habe, das er dieſes, mit dem Prophetenblick des „Vates“ ſamt dem wiedergewonnenen Elſaß vorausgeſehen habe (S. 39)? Ich meine, auch das „zukünftige deutſche Reich“ hatte ſeiner Spötterzunge manchen Anlaß zu witziger Rede gegeben. Übertrieben iſt wohl auch Betz' Wendung: „In Heines ſchönſten Liedern iſt die Thräne keuſch; ſie quillt aus blauem deutſchen Auge . . . .“ (S. 61). Und ob man überhaupt von „Griſettenliedern“ Heines reden kann (S. 94)? Heine hat Mathilden nie als Griſette empfunden, ſo wenig, wie Goethe ſeine Chriſtiane; die „Verſchiedenen“ aber ſind wohl nicht den Pariſer Griſettendichtungen anzureihen, wenigſtens nicht denen Murgers und Merimées oder gar Bérangers.

Der polemiſche Ton hat dem Stile des Büchleins nicht genützt. Emporung ſchrieb auch hier keinen ſchönen Vers. Sichtlich möchte Betz die leichtbeſchwingte Rede franzöſiſcher Eſſaniſten nachbilden. Ich glaube, dieſes Ziel iſt nicht mit Sätzen zu erreichen von der Art des folgenden: „Als litterariſcher Monſterklatſch der unerquicklichſten Art iſt heute noch die vielfach dunkle Liebesgeſchichte Sand Muſſet weltbekannt, die neuerdings teils durch die faden und platten Bekenntniſſe des italieniſchen Arztes Pagello, der als junger „bellâtre“ an Muſſets Krankenbett in Venedig mit der Sand techtelmechtelte und nun, nach ſechzig Jahren, ob dieſer Heldenthat ein ſenil geckenhaftes Rad ſchlagt, teils durch die Herausgabe ſeltſam leidenſchaftlicher Briefe der George Sand wieder aufgefriſcht worden“ (S. 8). Ein geiſt- und kenntnisreicher Schriftſteller ſollte ſorgfältiger Toilette machen, ehe er vor das Publikum tritt. Sonſt darf er ſich nicht wundern, wenn man ſeinen Geſchmack anzweifelt.

Neuhaus a. d. Trieſting, 1. Auguſt 1897. Oskar F. Walzel.

Stenzel K. G. W., Guſtav Adolf Harald Stenzels Leben. Gotha, F. A. Perthes 1897.

Daß der Sohn, der hier liebevoll das Leben und Wirken ſeines Vaters ſchildert, dabei manchmal zu weit — viel zu weit — ausgegriffen hat, daß er gerne alles, was den Vater nur irgendwie berührte auch der Allgemeinheit durch dieſes Buch erhalten wiſſen wollte, daß er den Gelehrten, der ja unzweifelhaft Treffliches geleiſtet hat und in der kritiſchen Bear-

beitung der Quellen des Mittelalters bis zu einem gewiſſen Grade bahnbrechend geweſen iſt, immerhin überſchätzt und in eine Reihe ſtellt mit Niebuhr und Ranke — das alles wird man recht begreiflich finden und ungerne erfüllt Referent ſeine Pflicht auf die Fehler des Buches hinzuweiſen.

Es ſcheint, als ob der Verfaſſer anfänglich dem überreichen Materiale hilflos gegenüber geſtanden habe. Nachdem er ziemlich trocken die erſten Lebensſchickſale des Vaters bis 1827 begleitet hat, widmet er den wiſſenſchaftlichen Arbeiten desſelben einen langen Abſchnitt, in dem es manchmal recht bunt hergeht. So beiſpielsweiſe bei der „Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer". (S. 114—175.) Zuerſt leſen wir da die übrigens ſehr anmutende Schilderung einer Reiſe Stenzels nach Öſterreich, Süd- und Weſtdeutſchland im Jahre 1823, die mit den fränkiſchen Kaiſern in nur loſem Zuſammenhange ſteht; mitten hinein führt eine Erinnerung an die Krakauer Reiſe von 1839; dann folgt ein Zwiſchenſpiel über den Verkehr — auch den ſpäteren — mit Schloſſer in Heidelberg, im Anſchluſſe woran die Stellung Stenzels zu Pertz bis 1846 erörtert wird. Erſt dann kommt der Verfaſſer auf die Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer, deren erſter Band 1827 erſchien, zurück.

Spät (S. 224) erfahren wir, daß Stenzel bereits 1822 eine Stellung am Breslauer Provinzialarchive angenommen hatte, die für ſein Leben von großer Bedeutung werden ſollte; dabei müſſen wir wieder ſehr ausführliche, zum Teile nicht unintereſſante, zum Teile aber doch recht überflüſſige Ausführungen, ſo die über Dr. Jarick (S. 221) mit in den Kauf nehmen. Mit großer Breite wird ſpäter die Vorleſethätigkeit Stenzels geſchildert, ſogar mit Angabe der Höreranzahl für einzelne Semeſter; freilich leſen wir da einmal mit Erſtaunen, wie er in einem College über Geſchichte des 17. Jahrhunderts 400 Zuhörer gehabt habe, während die ganze Univerſität damals 600 Hörer gezählt hat! Zu viel Raum iſt auch der Schilderung des Verkehrs mit Freunden und Bekannten gewidmet, beſonders da ſich unter ihnen doch viele die Allgemeinheit weniger intereſſirende Menſchen befanden (ſo z. B. die lange Epiſode mit Karoline und Traugott Märcker S. 338—59).

Referent wiederholt: er findet dieſe Fehler begreiflich, aber doch recht bedauerlich, da ſie dem Geſammteindrucke ſchaden und der weiteren Verbreitung des Buches, das das Leben eines edlen und tüchtigen Mannes ſchildert, im Wege ſtehen. Letzteres iſt um ſo bedauerlicher, als ohnehin das Bild Stenzels ſtark zu verblaſſen beginnt und eine geſchickte Auffriſchung ſehr wünſchenswert geweſen wäre. Aber hier gehen intereſſante Notizen und feſſelnde Züge unter Unweſentlichem verloren.

Der Verfaſſer wächſt mit ſeinem Buche. Der dritte Abſchnitt, die politiſche Thätigkeit des Vaters ſchildernd, erhebt ſich weit über die früheren; das letzte Kapitel über die letzte Lebenszeit iſt die Perle des ganzen Werkes, inhaltlich und formell äußerſt anziehend ausgeſtaltet.

Guſtav Adolf Harald Stenzel wurde 1792 in Zerbſt geboren; 1810 bezog er die Univerſität Leipzig; ſeine Studien wurden durch die Freiheitskriege unterbrochen, in denen er tapfer mitkämpfte: bei Seheſtedt wurde er leicht verwundet. Nach Leipzig zurückgekehrt, promovierte er 1815 und habilitierte ſich daſelbſt. Bald aber ſiedelte er nach Berlin über, wo ſeine Lehrthätigkeit im Hauſe Mendelsſohn, die innige Verehrung, die ihm zeitlebens Felix Mendelsſohn geweiht hat, beſonders hervorzuheben ſind. 1820 wurde er zum außerordentlichen Profeſſor in Breslau ernannt, hier wurde er 1827 Ordinarius. Obwohl er urſprünglich auf baldige Verſetzung von da gerechnet hatte, auch die Verhältniſſe keineswegs erquickliche waren, ſo iſt er doch Zeit ſeines Lebens hier geblieben und hat ſogar ſpäter einen Ruf nach Heidelberg abgelehnt. 1848 war er Mitglied der Frankfurter Nationalverſammlung, 1849 des Erfurter Parlaments, 1851 52 der zweiten Kammer in Berlin. Stets gehörte er den gemäßigten Parteien an. In Frankfurt iſt er ſpeziell als Referent des Ausſchuſſes für Völkerrecht in der polniſchen Debatte hervorgetreten. Sehr richtig beurteilte er den Charakter König Friedrich Wilhelms: er kann nicht Kaiſer werden und wird's nicht werden! rief er einmal aus und immer kehrte ihm der Wunſch wieder, es möchte an ſeine Stelle Prinz Wilhelm treten. (S. 429.) Rechtzeitig hat er dann mit Gagern, Arndt und andern die ausſichtsloſe Verſammlung verlaſſen.

Von ſeinen Werken ſind zunächſt zwei zu nennen: die Geſchichte der fränkiſchen Kaiſer, die, wie Verfaſſer recht bitter, ſogar mit Ausfällen gegen Rankes preußiſche Geſchichte (S. 146) hervorhebt, zuerſt herben Tadel, ſpäter aber doch größere Schätzung von dieſem erfuhr, ja endlich demſelben — allerdings nur in einem kleinen Teile, dem ausgezeichneten Itinerar der Kaiſer — zum Vorbild wurde; dann die weniger auf ſelbſtändigen Forſchungen fußende Geſchichte des preußiſchen Staates bis 1763. Stenzels Hauptthätigkeit liegt in dem, was er in und für Schleſien geleiſtet hat, zur Erweckung und Förderung des hiſtoriſchen Lebens in dieſer Provinz. Dieſe ſeine Thätigkeit iſt wohl eine unſchätzbare: als Leiter des Provinzialarchivs, als Mitglied der wiſſenſchaftlichen Prüfungskommiſſion, als Mitglied der vaterländiſchen Geſellſchaft, als Begründer des hiſtoriſchen Seminars (1844), als Gründer und Mitveranſtalter von volkstümlichen Vorträgen (ähnlich der heutigen University Extension), beſonders endlich als Herausgeber und Bearbeiter von ſchleſiſchen Geſchichtsquellen. Es war ein Mann, der die univerſelle Bedeutung eines Niebuhr und Ranke nie erreicht hat, der aber in beſcheidenem Kreiſe Außerordentliches gewirkt hat.

Das Buch wird ergänzt durch ein überaus ſorgfältiges Verzeichnis der Schriften Stenzels nach dem Inhalte geordnet, dann durch ein kleineres Verzeichnis über ſeine wichtigſten Arbeiten in chronologiſcher Reihenfolge. Den Schluß machen Briefe (einer von Raumer, ſechs von Schloſſer) an Stenzel.

Prag. O. Weber.

Bibliographie.[1])

1. Zeitſchriften.

Philologiſche und litterarhiſtoriſche Zeitſchriften.

The American Journal of Philology. Vol. XIX. 1.

Dorothy Wilberforce Lyon, „Christe qui lux es et dies" and its German, Dutch, and English Translations.

Jahresbericht über die Erſcheinungen auf dem Gebiete der **germaniſchen Philologie.** 19. Jahrgang 1897. Erſte Abteilung.

I. Boetticher G., Allgemeine Lexikographie. — II. Weſſely R., Namenkunde. — III. Bethge R., Allgemeine und vergleichende Sprachwiſſenſchaft. Nr. 79 ff. Deutſche Grammatik. Nr. 97 ff. Metrik. — IV. Boetticher G., Neuhochdeutſch. — V. Bleich C., Deutſche Mundarten-Forſchung. (Außer Niederdeutſch.) — VI. Boetticher und Bolte, Litteraturgeſchichte. — VII. Bohm H., Altertumskunde. Nr. 64 ff. Deutſche Geſchichte. — VIII. Mann P., Kulturgeſchichte. — IX. Bohm H., Recht. — X. Mythologie und Volkskunde. Nr. 32 ff. Sagenkunde.

Jahresberichte für **neuere deutſche Litteraturgeſchichte.** 6. Band. (Jahr 1895.) 3. Abteilung.

I, 12. Gurlitt C., Kunſtgeſchichte. — I, 13. Schmidt Leopold, Muſikgeſchichte. — IV. Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. — IV, 1. Allgemeines. a) Stern A., Litteraturgeſchichte. b) Winter G., Politiſche Geſchichte. c) Michels V., Memoiren, Tagebücher und Briefwechſel. d) Stern A., Die deutſche Litteratur und das Ausland. — IV, 8. Goethe. b) Witkowski G., Leben. d) Witkowski G., Epos. e) Witkowski G., Drama. — IV, 9. Müller Ernſt, Schiller. — IV, 10. Walzel O. F., Romantik. — IV, 11. Elſter E., Das junge Deutſchland.

Zeitſchrift für **deutſches Altertum** und **deutſche Litteratur.** Band XX. Heft 3.

Schmidt Ludwig, Ein unbekanntes Gedicht Seb. Brants. Lateiniſche Diſtichen für das Grabmal des am 26. Auguſt 1486 geſtorbenen Kurfürſten Ernſt von Sachſen.

Anzeiger für **deutſches Altertum** und **deutſche Litteratur.** XXIV. Juli.

[1]) Wo die Jahreszahl fehlt, iſt 1898 zu ergänzen.

Roethe, Wilhelm Scherer: Kleine Schriften.

Singer S., Arfert: Das Motiv von der untergeschobenen Braut in der internationalen Erzählungslitteratur.

Seemüller J., Schorbach: Seltene Drucke in Nachbildungen. II; Heiy, Dietrich von Bern. Ein Blatt eines unbekannten Sigenotdruckes wird abgedruckt.

Herrmann M., Joachimsohn: Gregor Heimburg; Hermann Schedels Briefwechsel; Die humanistische Geschichtsschreibung in Deutschland.

Alt C., Morris Goethe Studien.

Schüddekopf C., Grisebach: Bürgers Werke. Druckt eine bisher übersehene Anzeige Bürgers aus dem Teutschen Merkur 1778 Juli S. 95 ab.

Köster A., Kern: Beiträge zur Charakteristik des Dichters Tiedge. Vermutet in Schillers Philosophischen Briefen Goedeke 4, 55 $_{20}$ einen Druckfehler „wolkigten" für „molligten".

Heinrich G., Ein Brief Jacob Grimms an Ludwig Schedins.

Zeitschrift für **vergleichende Litteraturgeschichte.** Band 12. Heft 3—4.

Stiefel A. L., Zur Schwankdichtung im 16. und 17. Jahrhundert. I. Quellen und Stoffgeschichtliches zu Jakob Freys „Gartengesellschaft". II. Zu den Quellen der Schwanksammlung T. Mahrolds.

Golther W., Über die Sage von Siegfried und den Nibelungen.

Geiger L., Achim von Arnims Beiträge zum „Litteraturblatt" nebst ungedruckten Briefen Müllners und Arnims. (Anmerkung zu der „Elegie auf den Tod eines Geistlichen" S. 209; Beziehungen Arnims zu Müllner S. 210; Arnims Recension der „Aktensammlung über die Entlassung des Prof. D. de Wette" abgedruckt S. 211: „obgleich es schwer zu begreifen, wie ein bis dahin für verständig gehaltener Mensch den alten Spaßmacher Kotzebue für eine Art Antichrist ansehen konnte" S. 212; „Ehe eine wohlbegründete allgemeine Verfassung uns gleiche Sicherheit gewährt, ist die Sicherstellung der Beamten der einzige Schutz des Bestehenden, der Gesetze, Gewohnheitsrechte ..... S. 213; Korrespondenz zwischen Arnim und Müllner S. 214 f.: über Konversationslexika S. 216; über Freimaurer S. 220; heftig über Voß und die „hämische Gleißnerei dieses schändlichen alten Sündenbocks" S. 221; über Jena und „Adelseinrichtungen" S. 222; über das Wort „liberal" S. 225; andere Arnims als Autoren S. 226; Besprechungen von Goethes Campagne in Frankreich, W. Scotts Übersetzungen, Fink Aus dem Volksleben S. 227 f.)

Kern H., Ein politischer Vergilcento aus dem 17. Jahrhundert. („Christlich schwedischer Virgilius" von 1632; protestantisch.)

Stiefel A. L., Köppel: Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons.

Wurzbach W. von, Die Gesamtausgabe der Werke Lope de Vegas.

Betz L. P., Rossel: Histoire des Relations littéraires entre la France et L'Allemagne. (Vermißt S. 267 Hinweis auf Wortentlehnungen und die vermittelnde Stellung des Elsaß. Raisonnierende Analyse 267 f. — Berichtigungen S. 278. — Was lehrt das Buch? S. 278 f.)

Bischoff H., Minde-Pouet: Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. (Am besten der Abschnitt über den dramatischen Stil, übersichtlicher der über den epischen Stil S. 281 Berichtigungen. Sprache und Stil nicht genügend geschieden S. 282. Zum Wortgebrauch S. 283 f.)

Menne K., K. H. de Raaf: Den spyeghel der salicheyt von Elekerlijk

Tistel Th., Zu Lessings Ahnen. (Clemens Leising 1562—1595 Pfarrer in Einsiedel.)

Richard M. Meyer

Monatsschrift für **neue Litteratur** und **Kunst.** 2. Jahrgang. 9. Heft.

Manne H., Conrad Ferdinand Meyer als Lyriker.

Lublinski S., Grillparzers „Esther" und „Rahel von Toledo". 1.

Zeitschrift für **deutschen Unterricht.** Jahrgang 12.

Heft 7. Pawel J., Ungedruckte Briefe Knebels an Gleim 1769—1772.

Voll H., Die Texte unserer Volkslieder.

Lang C., Zur Lehre von dem Zusammenhang der Wortfolge mit dem Tonfall.

Glöde O., Zur niederdeutschen Litteratur. III.

Heft 8. Morsch H., Eine neue deutsche Odyssee (H. von Schellings Übersetzung).

Schaufler Th., Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch. Luther. — Schillers Tell. — Scheffels Frau Aventiure.

Unbescheid H., Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1897—1898.

Biese R., Zu Schillers Gedicht: „Die Kraniche des Ibykus".

Schultz F., Ein Brief Gustav Freytags. Wiesbaden, 1. Dezember 1894.

Zeitschrift des Allgemeinen **Deutschen** Sprachvereins. Jahrgang 13.

Nr. 7. Brunner A., Felix Stieve †

Nachel M., Die deutsche Philologie und unsere Bestrebungen.

Nr. 8/9. Dunger H., Ein neuer Vorschlag zur Beseitigung der Fremdwörternot.

Schumann C., Das Fremdwort Interesse und seine Verdeutschungen.

Mitteilungen aus dem **Litteraturarchive** in **Berlin.**

Aus dem Briefwechsel Helmina Chezys und Graf Loebens 1814. 17 Briefe. Am wertvollsten wohl die vergleichende Charakteristik der Frau von Staël und Frau von Fouqué durch Loeben S. 60 f. — Loeben über Werners Luther und und 24. Februar S. 63. — Eine längere Äußerung Goethes nach Bertrams Mitteilung S. 69. — Loeben über die Legenden S. 75 f. — Helmina: „Lope de Vega ... ekelt mich an, ich kenne vieles von ihm. Calderon ist auch nicht unbedingt schön" S. 82; über Chamisso ebenda; „Auf die Bonapartes zu kommen, so ist's eigen, wie der eine Joseph, ein schlechter gewöhnlicher Mensch (denn auch die müssen es recht seyn), der Louis ein schlechter Romanschreiber, der Jerome ein schlechter Wüstling (denn zum Wüstling gehört Kraft), der Lucien ein schlechter Dichter, und der Napoleon sogar ein schlechter Held geworden ist" ebenda.

Goethe-Jahrbuch. Band 19.

I. Neue Mitteilungen. 1. Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller Archiv. 1. Drei Aufzeichnungen Goethes über griechische Skulptur. Herausgegeben von O. Harnack. Elgin Marbles. — Eginische Marmore. — [Phigalisches Relief.] — 2. Die Freitagsgesellschaft. Eine Erläuterung zum Briefwechsel mit Schiller. Herausgegeben von C. Schüddekopf. — 3. Ein Gutachten Goethes über Abschaffung der Duelle an der Universität Jena 1792. Herausgegeben von C. Schüddekopf. — 4. Goethe an die Großfürstin Maria Paulowna (3. Januar 1817) über Kants Philosophie. Herausgegeben von B. Suphan unter Anschluß eines Briefes von R. Haym. — 5. Drei Briefe Goethes an die Familie Mendelssohn-Bartholdy. Herausgegeben von J. Wahle. 1. An Abraham Mendelssohn 5. Dezember 1821. 2. An Lea Mendelssohn, April 1825. 3. An Felix Mendelssohn 9. September 1831. — 6. Dreizehn Briefe Goethes an Adele Schopenhauer Nebst Antworten der Adele und einem Billet Börnes an Goethe. Herausgegeben von L. Geiger. — II. Verschiedenes. Zwei Briefe Goethes. Mitgeteilt von C. Brandes. An Ridel, Juni 1789. Ein offenes Billet an die Freunde aus der italienischen Zeit mit seiner Adresse.

II. Abhandlungen. 1. Harnack O., Zu Goethes Maximen und Reflexionen über Kunst. — 2. Seuffert B., Goethes „Novelle". — 3. Vorländer K., Goethe und Kant. „Nachstehender Aufsatz giebt die wesentlichsten Resultate der Untersuchungen wieder, die ich in drei längeren Abhandlungen in den ‚Kantstudien' 1897 veröffentlichte." — 4. Kekule von Stradonitz R., Goethe und Welcker. Mit

Briefen Welckers an Goethe und einer Beilage: Welcker an Frau von Humboldt (1809) über die Wahlverwandtschaften. — 5. Klaar A., Schiller und Goethe. — 6. Pniower O., Zu Goethes Wortgebrauch. — 7. Weizsäcker P., Leonardo da Vincis Abendmahl. — 8. Pollak B., Zur Belagerung von Mainz. „Die nachstehende Untersuchung stellt sich die Aufgabe, Goethes „Belagerung von Mainz" auf ihren historischen Wert zu prüfen .... Es war mir ermöglicht, die Akten des k. und k. Kriegsarchivs in Wien einzusehen, von denen insbesondere die Berichte des kaiserlichen Bevollmächtigten im Hauptquartier des Alliirten, Feldmarschall-Lieutenants Grafen Wartensleben, an den Präsidenten des Hofkriegsrats, Reichsgrafen Wallis, nicht ohne Interesse sind."

III. Miscellen und Chronik. I. Miscellen. A. Einzelnes zu Goethes Leben und Wirken. 1. Hoffmann P., Der Schlußchor von Goethes „Fischerin". — 2. Kilian E., Götz von Berlichingen in Wien. — 3. Funck H., Zum ersten Stück des Journals von Tiefurt. — 4. Biedermann W. Freiherr von, Berichtigung zum 9. Bande von Goethes Tagebüchern. — 5. Schüddekopf C., Zu den „Svänen" (Werke 38, 494). — 6. Martin E., Das Märchen vom Erdkühlein in Goethes Briefen (an Frau von Stein, 19. Mai 1776). Abdruck des Märchens aus des Montanus Gartengesellschaft. — 7. Bolte J., Goethische Stoffe in der Volkssage. 1. Der böse Geist im Sacke. 2. Zum Erlkönig. 3. Die Legende vom Hufeisen. — 8. Borinski K., Goethe nach Falconet und über Falconet. — II. Chronik. Lichtenheld A., Ludwig Blume. — Meyer Richard M., Julius Hoffory. — Jacoby D., Ludwig Hirzel.

Wilamowitz-Möllendorff U. von, Goethes Pandora. Festvortrag.

Dreizehnter Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Band 12.

Heft 7. Minor J., Goethes Anteil an Lavaters „Abraham"? „So führen uns äußere und innere Gründe darauf hin, daß Goethe an Lavaters ‚Abraham und Isaak' gar keinen Anteil hat."

Prem S. M., Aus dem Lavaterkreise: Bäbe Geßner-Schultheß. Reproduktion ihres Bildes mit charakterisierenden Zeilen Lavaters.

Die Verleihung des österreichisch-kaiserlichen Leopold Ordens an Goethe. Mit einem ungedruckten Briefe Goethes an Voigt (8. August 1815) erläutert von August Fresenius.

Payer), Ein ungedruckter Brief J. P. Eckermanns an Auguste Kladzig (26. Juni 1829).

Nr. 8. Wertheimer E., Karl August von Sachsen Weimar - König von Ungarn. Aus dem Feuilleton der Nr. 99 des „Pester Lloyd" vom 24. April 1898 abgedruckt.

Minor J., Zu Schillers Urteil über „Elpenor" (an Goethe, 25. Juni 1798). In der Weimarischen Ausgabe (11, 368 f.) ist bei der Beschreibung der Handschrift des „Elpenor" auf die Schillersche Briefstelle keine Rücksicht genommen. In der Anmerkung Berichtigungen und Ergänzungen zu den Lesarten.

Grillparzer bei Goethe. Mit einem Faksimile aus Grillparzers Handschrift seiner Selbstbiographie, die Unterredung mit Goethe betreffend. — v. Müllers Gedicht „An Goethe zum 2. Oktober 1826" und L. Roberts Gedicht „An Kanzler von Müller. Erwiderung seines Gedichtes: an Goethe" werden abgedruckt.

Tursky A., Der Fünfundvierziger. Diese bisher unerklärte Anspielung in den Mitschuldigen bezieht sich auf den in England sehr populären John Wilkes, der wegen seines Angriffes auf den englischen König in Nr. 45 der Zeitschrift North Briton zu einer fast zweijährigen Gefängnisstrafe verurteilt und aus dem Parlament gestoßen wurde.

Beilage zu Nr. 8. Burkhardt C. A. H., Zur Kenntnis der Goethe-Handschriften. VIII. 23. J. M. V. Franke. — 24. E. A. Baum. — 25. F. Th. T.

Kräuter. — 26. J. C. G. Mack. — 27. Caroline Wilhelmine Johanna Riemer, geborene Ulrich. — 28. E. C. Chr. John. — 30. Nikodemus Zeidler. — 31. J. August Goethe (der Sohn).

Dresdener Goetheverein. Bericht über das 2. Vereinsjahr.

Biedermann W. von, Goethes angebliche Faustpläne.

Stern Ad., Goethe als Kriegsminister.

Schwäbischer Schiller-Verein Marbach-Stuttgart. Die zweite ordentliche Generalversammlung am 23. April 1898 und der **Rechenschaftsbericht** pro 1. April 1897/98.

Anhang: Uhland-Urkunden aus dem handschriftlichen Nachlaß des Dichters im Besitz des Schwäbischen Schillervereins. Die Sammlung enthält unter anderm die Tübinger Matrikel, die Prüfungszeugnisse, Doktordiplome, Urkundliches über Universitätsvorlesungen, die Wahlurkunden zum Frankfurter Parlament, Diplome und Adressen gelehrter Gesellschaften.

Neuphilologisches Centralblatt. Band 12. Nr. 5—8.

Ahrend, Einiges über Destouches in Deutschland. (Fortsetzung.)

Die neueren Sprachen. Band 6. Heft 2 und 3.

Meyer E. A., Beiträge zur deutschen Metrik II.

Taal en Letteren. VIII, 5.

Dr. B., Inleiding tot dichterstudie.

Zeitschriften für Pädagogik und Schulgeschichte.

Neue Jahrbücher für das **klassische Altertum, Geschichte** und **deutsche Litteratur** und für **Pädagogik.** 1. Jahrgang. 1. und 2. Band. Heft 5.

Hausrath A., Das Problem der äsopischen Fabel.

Fries K., Schiller und Plutarch.

Witkowski G., Zu Goethes „Götter, Helden und Wieland". Verweist auf Kürschners Deutsche Nationallitteratur. Goethe 26, S. 137 Anmerkung.

Vogel P., Aus der Litteratur zum deutschen Unterricht

Gymnasium. 16. Jahrgang. Nr. 11.

Koch, Zum psychologischen Verständnis des Gespräches zwischen Mutter und Sohn in „Hermann und Dorothea".

Zeitschrift für das **Realschulwesen.** 23. Jahrgang. 7. Heft.

Widmann H., Der Pinzgau und seine Bewohner.

Blätter für das **Gymnasial-Schulwesen.** 34. Band. Heft 5/6.

Köberlin K., Zur Geschichte des St. Annagymnasiums in Augsburg.

Katholische Schulzeitung für **Norddeutschland.** XV, 3.

Bauch, K. von Holtei.

Rheinisch-westfälische Schulzeitung. Jahrgang 21. Nr. 24.

Scherer, Fr. E. Beneke.

Westdeutsche Lehrerzeitung. VI, 3. 5.

Cathrein, Die Philosophie Herbarts und das Christentum.

Neues Korrespondenzblatt für die **Gelehrten-** und **Realschulen Württembergs.** 5. Jahrgang. 6. Heft.

Mebler, Nachruf für Erwin Rohde.

Jahrbuch des Vereins für **wissenschaftliche Pädagogik.** 30. Jahrgang.

Hartstein, Inedita Herbartiana.

Der praktische Schulmann. 47. Band. 4. Heft.
Berndt J. und O. Schulze, A. H. Francke.
Glaser E., Das Gregoriusfest, ein altes Schulfest (13. März).
Möckel R., Die Winkelschulen. Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens in der ehemaligen Diöcese Zwickau.

Praxis der **katholischen Volksschule.** Band 7.
Nr. 2 3. Hovve, Platens „Grab im Busento". — Seidls „Glöcklein des Glücks".
Nr. 5. Neugebauer, „Die kleine Wohlthäterin" von Krummacher.
Nr. 6. Schaefer, „Der Vögel Gesang" von Hoffmann von Fallersleben.
Nr. 7. Neugebauer, „Die Schwalben" von Chamisso.
Nr. 8. Schaefer, „Triumph, der Tod ist überwunden".

Christlich-pädagogische Blätter. XXI, 1.
Stellung unserer Klassiker zu Christentum und Moral

Reform. 22. Jahrgang.
Nr. 5. Der Vaterlandsgedanke in Sage und Dichtung.
Nr. 7. Amerikanische Darstellung des deutschen Schriftwesens.

Philosophische Zeitschriften.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.** 112. Band. 1. Heft.
Volkelt J., Die tragische Entladung der Affekte.
Lutoslawski W., Stylometrisches.
Sommerlad F., Aus dem Leben Ph. Mainländers.

Jahrbuch für **Philosophie** und **spekulative Theologie.** XII, 1
Gloßner, Ein kritischer Anhänger Hegels in England.

Berner Studien zur **Philosophie** und **ihrer Geschichte.**
Band 9. Berdyczewski M. J., Ueber den Zusammenhang zwischen Ethik und Ästhetik.
Band 12. Bensow C., Zu Fichtes Lehre vom Nicht-Ich.

Theologische Zeitschriften.

Theologischer Jahresbericht. 17. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1897. 2. Abteilung
Pfleiderer, Krüger, Futer, Loesche, Hegler, Kohlschmidt und Tiele, Historische Theologie

Quellenschriften zur **elsässischen Kirchengeschichte.** V. Band. Archivalische Beilage des Straßburger Diocesanblattes für das Jahr 1897.
Hanauer C. A., Cartulaire de l'église S. George de Haguenau. Recueil de documents publiés.

Theologische Zeitschrift aus der **Schweiz.** 15. Jahrgang
2. Vierteljahrsheft. Pfister O., Die Genesis der Religionspsychologie A. E. Biedermanns nach Seiten ihres psychologischen Ausbaues.
Stachelin H., Die Entstehung des Jesuitenordens.
Christ P., Ueber Fr. Nietzsche.
3. Vierteljahrsheft. Rud P., Zwingli und Franz II. Sforza (1531)
Ganz Fr., Der älteste St. Galler Katechismus (1527)

Straßburger theologische Studien. Band 5. Heft 1. Straßburg und Freiburg, Herder. 2.80 M.

Paulus N., Kaspar Schatzgeyer, ein Vorkämpfer der katholischen Kirche gegen Luther in Süddeutschland.

Von Schatzgeyer schreibt ein protestantischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts: „Er ist nicht der geringste Widersacher unsers seligen Lutheri gewesen." Es scheint mir nun freilich, daß man Schatzgeyers Bedeutung seiner Zeit etwas zu hoch eingeschätzt hat und Luthers scharfe Worte gegen seine Schriften nicht ganz unbegründet waren, aber es ist immerhin als ein Verdienst anzusehen, daß der Verfasser diesem jedesfalls interessanten Gegner Luthers eine von warmer Liebe zur Sache zeugende Studie gewidmet hat, die, über die rein persönlichen Verhältnisse Schatzgeyers hinausgehend, interessante Streiflichter auf die kirchlichen und speziell auf die litterarisch polemischen Zustände der ersten Jahre der Reformation wirft. In sachgemäßer Gliederung des Stoffes schildert der Verfasser Schatzgeyers Jugendjahre, seine Thätigkeit in München und Ingolstadt, dort vornehmlich als Guardian, hier als Prediger und Lektor an der Hochschule, dann sein Wirken als Ordensprovinzial 1514—1517 und die Anfänge der Lutherischen Neuerung — eines der besten Kapitel des Buches —, geht dann auf Schatzgeyers Verteidigung des Ordenslebens gegen Luther ein, auf seinen Streit gegen Osiander und Johann von Schwarzenberg, auf die katholische Glaubensregel, die Lehre von der Rechtfertigung, von der christlichen Freiheit und Heiligenverehrung und auf die Stellung, die Schatzgeyer zu allen diesen Lehren Luther gegenüber einnimmt und schließt die Studie mit einer Darstellung des Lebensabends Schatzgeyers und einem Verzeichnis seiner gedruckten und ungedruckten Schriften ab. Der Verfasser steht in allen Fragen auf streng katholischem Boden, aber seine Darstellung ist auch, was gegnerische Ansichten betrifft, eine maßvolle, wie sie sich auch Schatzgeyer gegenüber von Überschwänglichkeiten fernhält. J. Loserth.

Cistercienser-Chronik. X, 110.

Beiträge zur Geschichte des Generalkapitels vom Jahre 1771.

Theologische Studien und Kritiken.

Register für die Jahrgänge 1888—1897.

Neue kirchliche Zeitschrift. 9. Jahrgang.

Heft 5. Freybe A., Die Bedeutung der Sitte und ihre Behandlung bei R. von Ihering in seinem Werke „Der Zweck im Recht".

Heft 6. Schubart F. W., Johann Arndt.

Heft 7. Staehlin L., Die Dogmatik A. Ritschls.

Stimmen aus Maria-Laach. Jahrgang 1898.

Heft 5. Baumgartner A., Der Cid in Geschichte und Poesie.

72. Ergänzungsheft. Müller Ad., N. Copernicus, der Altmeister der neuern Astronomie. Ein Lebens- und Kulturbild.

Der Katholik. 3. Folge. 17. Band. Mai.

Spahn M., Cochläus und die Anfänge der katholischen Verlagsbuchdruckerei in Deutschland.

Beweis des Glaubens. Neue Folge. XVIII, 11, 1897, XXXIV, 2. 3.

Claassen, Die Poesie im Lichte der christlichen Wahrheit.

Die Stadt Gottes. 1898.

Nr. 1. Arnold, Das „Himmelbrotschutzen" zu Laufen.

Pastor bonus. Band 10.

Nr. 1. Ehses, Untergang des Bistums Halberstadt und des Trierer Erzbischofs Joh. von Schönenberg.

Nr. 4. Samson, Die volkstümlichen Namen des Charfreitags.

Protestantische Monatshefte. 2. Jahrgang. 6. Heft

Ehlers R., Zu Goethes Christentum.

Aus Geschichte und Kunst des Christentums. 2. Reihe.

Reformation und Kunst. — Der Kirchenbau des Protestantismus. — Die Darstellung des Religiösen in der Malerei.

Der Kirchenschmuck. XXIX, 3.

Schmerich, Ueber Donners Martin-Altar zu Preßburg und Stammels Hochaltar in St. Martin bei Graz.

Akademieschriften und Verwandtes.

Sitzungsberichte der königlich **preußischen** Akademie der Wissenschaften zu **Berlin.** Philosophisch-historische Klasse.

Harnack, Beiträge zur Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1806 und 1807.

Gerhardt C. J., Über die vier Briefe von Leibniz, die Samuel König in dem Appel au public, Leide MDCCLIII, veröffentlicht hat.

Göttinger Gelehrte Anzeigen. 1898. Nr. 5.

Meyer W.: Nürnberger Faustgeschichten (Selbstanzeige)

Berichte des **Freien Deutschen Hochstiftes** zu **Frankfurt am Main.** Neue Folge. 13. Band. Jahrgang 1898. Heft 2.

Ziehen J., Die Standbilder Schillers.

Koch M., Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XV. S. 167 werden „anschauliche Biographien oder Charakteristiken der mit Goethe zusammenwirkenden Männer wie Voigt, Ziegesar, Kirms, Bertuch, Vulpius, Kanzler Müller, Riemer, Zelter, Soret, Eberwein und anderer mehr"; S. 172 eine Neuausgabe der Zeitschrift „Chaos" verlangt. S. 173 wird aus Holteis als Handschrift gedruckter Sammlung „An Grabes Rande" (Breslau 1870) ein Gedicht von August von Goethe abgedruckt

Zeitschriften für Volkskunde:

Zeitschrift für **Ethnologie.** Jahrgang 30. Heft 2.

Schulenburg W. von, Volkskundliche Mitteilungen (S. 76): Strick um den Hals tragen (Fritz Reuter Stromtid 3, S. 11. 30.); Bollweck (eine Art Gebäck); Pestlöcher. — Treichel, Volkskundliche Mitteilungen (S. 80): volkstümliche Bruchrechnung (Scheu vor den „Brüchen"; vgl. das bekannte Faust Paralipomenon); Schlüssel Anhänger; Schieß Scheibenbilder. — Schulenburg W. von, Das Verbrennen des Niklaus (S. 101). — Treichel, über Gebäck, Knöpfe (S. 102

R. M. Meyer.

Zeitschrift des **Vereins** für **Volkskunde.** Band 8 Heft .

Rehsener Marie, Gossenjasser Jugend (alte Verschen S. 260; Brief eines Knechts S. 262; ein Volkslied S. 262).

Feilberg H. F., Der Kobold in nordischer Überlieferung

Stiefel A. L., Zur Schwankdichtung des Hans Sachs 5. Das Spruchgedicht „Ein Rat zwischen einem Alten Manne vnnd Jungen Gesellen dreyer heirat

halben". 6. Die Quelle der Historia: Zwo unverschämte Lügen aus dem machometischen Alcoran.

Lehmann-Filhés M., Volkskundliches aus Island (mit Sprüchen und Versen).

Bünker J. R., Heanzische Schwänke, Sagen und Märchen.

Beck H., Niederdeutsche Spruchweisheit aus Nordsteimke (Braunschweig).

Haase R. E., Volksmedizin in der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Kaindl R. F., Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiele, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt. In der Bukowina und in Galizien gesammelt.

Ille E., Büschelzuig aus Tirol (Sagen, Anekdoten, Spitznamen, Gebräuche).

Kleine Mitteilungen: Weinhold K., Hirtensprüche. — Eysn M., Das Antlaß-Ei im Salzburgischen. — Drexler W., Noch einmal Sancta Kakukakilla-Cutubilla. — Schell O., Die Gezelinquelle bei Schlebusch unweit Köln. — Menčik F., Ein erprobter Feuersegen. — K. W., Ein Diebsegen. — Heerwagen H., Totenbretter im oberfränkischen Amte Forchheim. — K. W., Zur Hillebille.

Aus den Sitzungsprotokollen des Vereins: Almgebräuche und Sprüche S. 360. R. M. Meyer.

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. 2. Jahrgang 1897.

Pfaff F., Das Bauernhaus.

Pferd und Esel. Eine Legende aus dem Volksmunde.

Scherzfragen. (Aus dem Mecklenburger Volksmunde.)

Kaz H., Wie die Kinder in einem Dorfe des oberbergischen Landes Ostern feiern. Mit Liedern und Sprüchen.

Reichhardt, Pfeifenreime.

Reichhardt, Wassersagen aus der Grafschaft Hohenstein.

Gillhoff J., Mecklenburgische Mädchenspiele. Mit Versen.

Das Land. Jahrgang 6.

Nr. 13/14. Beyl J., Wie das Volk den Frühling begrüßt.

Nr. 17/18. Freybe, Zur Beurteilung des Haberfeldtreibens.

Nr. 17. Gros E., Wie unser Landvolk singt.

Archivio per lo Studio delle tradizioni popolari XVII, 1.

Lumbroso A., Una definizione della Leggenda.

Zeitschriften für Geschichte und Kulturgeschichte.

Zeitschrift für Kulturgeschichte.

Band 5. Heft 6. Lamprecht K., Über die Entwicklungsstufen der deutschen Geschichtswissenschaft. (I. Einleitung: mittelalterliche Geschichtsphilosophie und Geschichtsauffassung. Luther und die Emancipation der Persönlichkeit. Philosophische Methode. Das Unhistorische des 16.—18. Jahrhunderts. Die kulturhistorische Auffassung. Niebuhr. — II. Die Geschichtsschreibung seit Anfang des 16. Jahrhunderts. Pufendorf. Leibniz. Die Göttinger. Die Pragmatiker: Schlosser, Giesebrecht, Droysen. — III. Die Geschichtswissenschaft neuen Stils: wieder Leibniz. Montesquieu und Voltaire. Winckelmann und Herder. Statistiker. J. Müller. Die historische Schule. Wachsmuth.)

Bechtl H., Joseph II. und die Staatsbeamten seiner Zeit (mit charakteristischen Stilproben. — Die deutsche Amtssprache S. 424).

Steinhausen G., Über den Plan einer zusammenfassenden Quellenpublikation für die deutsche Kulturgeschichte (Ergänzung der Monumenta Germaniae Historica durch „Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte: Privatbriefe, „Ordnungen", Haus- und Tagebücher, Reiseberichte, Inventare u. s. w. — Zeitgrenze).

Besprechungen: Steinhausen G., Günther: Allgemeine Kulturgeschichte (wertlos). — Gothein E., Canisii epistula et acta (mit Berichtigungen).

Koehne C., Kampers: Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage (Hinweis auf Grimmelshausen).

Steinhausen G., Tetzner: Geschichte der deutschen Bildung und Jugenderziehung (empfohlen).

Zweites Ergänzungsheft: Beiträge zur Kulturgeschichte: 2. Quellen und Studien zur Geschichte der Hexenprozesse aus dem Kurfürstentum Trier, aus Pommern und Steiermark. — Zu den pommerschen erinnert M. von Stojentin S. 15. 30 an den Prozeß der Sidonia von Borcke, den W. Meinhold in Romanform behandelt hat. Charakteristische Zaubersprüche S. 23. Herzog Johann Friedrich und die Frau seines Jägermeisters S. 30 f.). R. M. Meyer.

Historische Zeitschrift. Neue Folge. 45. Band. Der ganzen Reihe 81. Band.

Heft 2. Below G. von, Die neue historische Methode. Gegen Lamprecht.

Barrentrapp C., Stüven über Friedrich den Großen. Ein Abschnitt aus seinen Vorlesungen wird abgedruckt.

Heft 3. Fournier A., Lang: Graf Reinhard. Regt die Nachforschung nach Goethes Brief an Napoleon, den Reinhard besessen zu haben scheint, an.

Historisches Jahrbuch. Band 19.

Heft 1 und 3. Rohr J., Die Prophetie im letzten Jahrhundert vor der Reformation als Geschichtsquelle und Geschichtsfaktor. Ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung. S. 40. Johannes Liechtenberger. S. 43. Wolfgang Aytinger. S. 46. Die Reform „des Königs von Schwarzwald". S. 47. Joseph Grünpeck. S. 49. Pamphilus Gengenbach. S. 50. Jakob Pflaum.

Heft 1. Paulus N., Über Wigand Wirts Leben und Streitigkeiten.

Heft 2. Schroeder F., Aus der Zeit des klevischen Erfolgestreites.

Schlecht J., Zur Geschichte des erwachenden deutschen Bewußtseins. Conrad von Leonberg (Leontorius) an Jodocus Gallus Rubeacensis, Maulbronn 11. September 1498 über Campanos Schmähungen auf Deutschland.

Weiß J., Ein Brief von Anastasius Grün an Joseph Freiherr von Hormayr vom 25. April 1848.

Heft 3. Bauch A., Der Nürnberger Medailleur M. G. Identisch mit dem Bildhauer Mathes Gebel, gestorben 1574.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der deutschen **Geschichts- und Altertumsvereine.** 46. Jahrgang. Nr. 6.

Meinecke Fr., Theodor Menkes Kollektaneen zur historischen Geographie Deutschlands.

Jahrbücher für die deutsche **Armee** und **Marine.** Band 106. Heft 2.

Börner G., Aus dem Kriegstagebuch des anhaltischen Stabsarztes Kretschmar 1809 in Tirol und 1810 in Spanien.

Jahrbücher für **Nationalökonomie** und **Statistik.** 1897. 3. Folge. Band 13 und 14.

Eulenburg F., Über die Frequenz der deutschen Universitäten in früherer Zeit.

Rachfahl F., Über die Theorie einer „kollektivistischen" Geschichtswissenschaft. Gegen Lamprecht.

Lamprecht K., Individualität, Idee und sozialpsychische Kraft in der Geschichte. Replik mit Duplik von Rachfahl.

Lamprecht K., Herder und Kant als Theoretiker der Geschichtswissenschaft.

Historische Provinzial- und Lokalzeitschriften.

Alemannia. Jahrgang 26. Heft 1.

Holder A., Der schwäbische Nachtwächter. Ein kulturgeschichtlicher Nachtrag zu J. Wichners Stundenrufen und Liedern.

Pfaff F., Märchen aus Lobenfeld. 10—14.

Zeitschrift des **Bergischen** Geschichtsvereins. 33. Band. Jahrgang 1897.

Pauls E., Zur Geschichte der Krankheit des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg (gestorben 1609).

Pauls E., Kulturgeschichtliches. 9. Gutachten und Erklärungen abergläubischer Art des Pfarrers zu Lank bei Krefeld über die Art der Krankheit und die ärztliche Behandlung des geisteskranken Jülicher Jungherzogs Johann Wilhelm 1590. — 10. Ein im Bergischen Lande herausgegebener Katechismus vom Jahre 1537.

Harleß W., Ein Jülichsches Erfindungspatent für Jean Taisnier von 1562.

Harleß W., Relation über die Hochzeit des Pfalzgrafen Johann Kasimir mit Elisabeth Herzogin zu Sachsen in Heidelberg (4. Juni 1570).

Harleß W., Bericht über die Bestattung der Herzogin Maria von Jülich-Cleve-Berg (1582).

Harleß W. und Fr. Küch, Bericht über die Heimführung der Herzogin Magdalena von Bayern, der ersten Gemahlin des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg 1613.

Bredt J. V., Der Hof „Bockmühl" bei Barmen. — S. 137 ein Gedicht „Bockmühl" von dem Barmer Lehrer Stöcker (Pseudonym: Robert) aus den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Zwei Nekrologe: Max Lossen; Karl Krafft.

IX. Jahrbuch des Vereins für **Chemnitzer** Geschichte (1895 97). Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Vereins für Chemnitzer Geschichte 1897.

Kirchner C., Rektor Mag. Daniel Müller (1669—1741) und das Chemnitzer Lyceum seiner Zeit.

Lauckner, Zur Geschichte der Kantorei in Chemnitz.

Francke G., Aus dem Leben eines Chemnitzer Pfarrers. Gottlieb Herrmann 1668—1733.

Uhle P., Die Chemnitzer Kleiderordnungen.

Uhle P., Der Dramatiker und Meistersänger Valentin Voith aus Chemnitz. Mit Proben aus seinen ungedruckten Meistergesängen.

Nekrologe. Reiß H., Theodor Gampe, Dichter, geboren 1842.

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von **Freiburg**, dem **Breisgau** und den angrenzenden Landschaften. Band 13. 1897.

Meyer Hermann, Mitteilungen aus den Matrikelbüchern der Universität Freiburg i. Br. (15. und 16. Jahrhundert). Art der Inskriptionen. Zahl der Immatrikulierten. Frequenz. Herkunft der Studierenden. Standeszugehörigkeit. Lebensalter. Inskriptionsgebühren. Fakultätszugehörigkeit. Ausschließung von der Universität. Namensformen. Biographisches.

Mitteilungen des Vereins für **Hamburgische** Geschichte. 18. Jahrgang. 1896/97. Band 6. Heft 3.

Ehrenberg R., Gorries Peers, Verfasser eines Gedichts über Island stammte aus dem Dorf Helm im Kirchspiel Wedel.

Sillern W., Nachträge zu Max Heraeus' Verzeichnis Hamburger Studenten (Zeitschrift 9, 557 ff.)

Schrader Th., E. H. Wichmann † und Dr. W. H. Mielck †.

V., Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg Altona. (Über eine Festschrift zum siebenzigjährigen Stiftungsfest des Hamburgischen Buchdrucker-Prinzipal-Vereins.)

Rüdiger O., In welchem Gartenhause von Hamm wohnte Karoline Rudolphi?

Bittschrift von Bewohnern der Gegend vor dem Dammthore wegen Errichtung einer Schule, 1797.

Hr., Hamburgisches Kinderspiel und Straßenbelustigung. Mit Gedichten.

Zeitschrift des Vereins für **Hamburgische** Geschichte. Band 10. Heft 2.

Feilchenfeld A., Anfang und Blütezeit der Portugiesengemeinde in Hamburg.

Kowalewski G., Hamburgs periodische Litteratur und die Herausgabe eines Verzeichnisses über dieselbe.

Rathansen W., Eine Beschreibung der Ratstracht.

Neue Heidelberger Jahrbücher.

Jahrgang 7. Heft 2. 1897. Duhn F. von, Karl Humann.

Kleinschmidt A., Karl Theodor, Friedrich zu Salm und F. X. von Zwackh.

Waldberg M. Freiherr von, Briefe von Jacob und Wilhelm Grimm, Karl Lachmann, Creuzer und J. von Laßberg an F. J. Mone. II.

Jahrgang 8. Heft 1. Hausrath A., Luther als Dichter.

Mitteilungen des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde zu **Kahla** und **Roda.** Band 5.

Heft 2. 1896. Bergner H., Zur Glockenkunde Thüringens.

Heft 3. 1898. Bergner H., Die Dorfgewohnung zu Gumperda von 1525.

Löbe E., Über eine Kirchenvisitation im Westkreise im Jahre 1582.

Archiv des Vereins für die Geschichte des Herzogtums **Lauenburg.** Band 5 Heft 3.

Schmidt M., Kuddewörde.

Dührsen W., Unterschiedliche Schriften vndt Handelungen So imm Fürstentuhm Sachsen Lauwenburg zwischen dem Durchlüchtigen Hochgebohrenen Fürsten vndt Herren Herren Franzen Hertzogen zu Sachsen Engehr, vndt Westfahlen, vndt deren Fürstlichen Herren Brüdern, Wie auch getreuwe Ridter vnd Lantschaft, deßelben Fürstentuhmes Vorgesahlen Aufs Fleissichste zu sahmen colligiret. Hartwich von Perckentin. — Briefe aus den Jahren 1582 und 1583.

Schmidt Max, Lauenburgische Geschichtsforscher: Duve, Kobbe, Zander, Burmester, Masch.

Inhaltsverzeichnis der ersten 5 Bände des Archivs.

Neues Lausitzisches Magazin. Band 74. Heft 1.

Brückner, Ortsgeschichte von Gersdorf bei Reichenbach O. L.

Boettticher W. von, Stammbuchblätter Oberlausitzischer Gelehrter vorzugsweise des 17 Jahrhunderts. Meist lateinische Eintragungen, wenige deutsch, zwei in deutschen Versen. Biographische Notizen.

Schulze E., Johann Emerichs Diarium consulare vom Jahre 1617 18

Jahrbuch der Gesellschaft für **lothringische** Geschichte und Altertumskunde 9 Jahrgang 1897.

Grimme Fr., Metz und Lothringen in den historischen Volksliedern der Deutschen.

Sanson Th, Notice sur Philin (Villingen).

Schiber A., Die Ortsnamen des Metzer Landes und ihre geschichtliche und ethnographische Bedeutung. Nach einem Vortrag.

Richard J., Das Metzer Schulwesen der letzten Jahrhunderte. Nach einem Vortrage

Winckelmann O., Der Anteil der deutschen Protestanten an den kirchlichen Reformbestrebungen in Metz bis 1543.

Forschungen zur Geschichte Mannheims und der **Pfalz.** Band 1.

Walter F., Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe.

Annalen des historischen Vereins für den **Niederrhein,** insbesondere die alte Erzdiözese **Köln.**

Heft 64. 1897. Inventare der Stadtarchive zu Kempen, Goch, Kalkar, Rees, Neuß und Düren.

Heft 65 und 66. Sautter, Die französische Post am Niederrhein bis zu ihrer Unterordnung unter die General-Postdirektion in Paris 1794—99.

Keußen H., Beiträge zur Geschichte Crefelds und des Niederrheins. 8. Der ehemalige Rittersitz Glinde. — 9. Zur Geschichte der Crefelder Zeitungspresse. „Politische und litterarische Iris am Niederrhein" vom 1. Januar 1799 wahrscheinlich bis 1. April 1801. Begründer: Peter Schüller aus Düsseldorf (gestorben 8. Oktober 1803). S. 105: Abdruck des versificierten Prologs. S. 113: Abdruck einer Elegie zur großen Nationalfeier zum Andenken der ermordeten Gesandten Bonnier und Roberjot am 8. Juni 1799. — „Intelligenzblatt für den Bezirk von Crefeld und die umliegende Gegend" vom 2. Oktober 1800 bis 21. März 1805. — „Crefelder Wochenblatt" vom 1. Januar 1807 bei Schüllers Witwe; Anfang 1810 unterdrückt; vom 26. Februar ab durfte es wieder erscheinen, am 7. Dezember 1811 wurde es verdrängt durch das zweisprachige: Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Créveld bis 6. Februar 1814 und verwandelte sich dann wieder in das alte „Wochenblatt". Seit Anfang 1809 erschien die Gazette du Bas-Rhin, wurde aber noch in demselben Jahre unterdrückt. — 10. Aus Crefelds Theatergeschichte. — 11. Ein Rückblick auf die Sanitätsverhältnisse der früheren Zeit. — 12. Zur Geschichte des Wiedemhofes. — 13. Die Crefelder Kirchhöfe. — 14. Zur Geschichte unserer alten Verkehrsverhältnisse. — 16. Crefeld vor 200 Jahren. — 17. Crefeld vor 100 Jahren

Bettgenhaeuser R., Drei Jahresrechnungen des kölnischen Offizialsgerichts in in Werl 1495—1516.

Keller Kaspar, Die historische Litteratur des Niederrheins für das Jahr 1895 und 1896.

Berichte und Notizen. S. 275: Bericht über einen Vortrag Hüffers: Über die Beziehungen Sulpiz Boisserées zu Goethe. Die Goetheschen Autographen der Briefe an Boisserée liegen auf der Bonner Universitätsbibliothek. Zwei Briefe Goethes sind bisher ungedruckt.

Görres Fr., Neue Forschungen zur Genovefa-Sage. Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Rheinlandes. 1. Über den ursprünglichen Kern der Genovefa-Legende und spätere Erfindungen und Zuthaten, etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. 2. Die Entstehungsgeschichte der Genovefa-Legende (1325 bis etwa 1425). 3. Die echten und falschen Stätten der Genovefa-Sage. — Nachträge. Über das Buch von Golz und anderes.

Loersch H., Die Urkunden der Bonner Kreisbibliothek.

Renz G. A., Das Archiv des rheinischen Grafengeschlechtes von Schaesberg in Thannheim.

Mitteilungen des **Oberhessischen** Geschichtsvereins. Neue Folge. Band 7.

F. G. Welckers Einleitung zu Vorträgen über die deutsche Geschichte (1815) neu herausgegeben und erläutert von R. Fritzsche.

Ebel Karl, Mitteilungen aus dem Archiv der Stadt Gießen. I. Urkunden bis 1559.

Dieterich J. R., Der hessische Reimchronist.

Fr. Thom. Chastels Tagebuch über die kriegerischen Ereignisse in und um Gießen vom 6. Juli bis 18. September 1795. Herausgegeben von E. Heuser. (Schluß.)

Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des **Osterlandes.** Band 11. Heft 1.

Meißner, Aus Briefen des stud. jur. H. A. Weise in Jena (1778—1782). Heinrich Adolf Weise, geboren am 26. April 1761 in Windischleuba als Sohn eines Lindenauischen Hausverwalters, starb am 20. Oktober 1824 als Bürgermeister und Hofadvokat zu Altenburg. Die Briefe sind an seine Mutter gerichtet, die sich nach dem Tode ihres Gatten in Altenburg wieder verheiratet hatte.

Geyer, Der Altenburger Hauskalender.

Geyer, Verzeichnis der Abhandlungen in Band 1—10 der „Mitteilungen"

Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz **Posen.** Jahrgang 13. Heft 1.

Warschauer A., Reklameblätter zur Heranziehung deutscher Kolonisten im 17. und 18. Jahrhundert.

Kleinwächter H., Zum Lebensgang und zur Charakteristik Erasmus Gliczners.

Altpreußische Monatsschrift. Band 35.

Heft 1 und 2. Januar-März. Arnold E., Beiträge zu dem Material der Geschichte von Kants Leben und Schriftstellerthätigkeit in Bezug auf seine „Religionslehre" und seinen Konflikt mit der preußischen Regierung. Vierter Beitrag. Das von Wöllner gegen Kant erlassene Anklage Reskript und Kants Verantwortung — Fünfter Beitrag. Kants Verzichtleistung auf öffentliche Äußerungen über die Religion und sein ganzes Verhalten in seinem Konflikt mit der preußischen Regierung.

Bartolomäus R., Justus Ludwig Decius. Ein deutscher Kaufmann und polnischer Staatsmann (1485—1545).

Erler G., Nachträge zu M. Perlbachs Prussia scholastica aus den Leipziger Matrikeln.

Treichel A., Von der Pielchen- oder Belltafel. (Schluß.)

Bolte J., Eine Märchendichtung von Cornelius Roose. Märlein vom Burschen, der die gute Stunde sucht.

Froelich G., Xaver Froelich. Nekrolog.

Ein bisher unbekanntes Kant-Bildnis. (Vgl. G. Diestel, Leipziger Illustrierte Zeitung, 27. Januar 1898, Nr. 2848.)

3. und 4. Heft. April Juni. Armstedt R., Die jülichsche Reise der Herzogin Marie Eleonore von Preußen im Jahre 1591/92. 1. Kulturhistorischer Teil.

Thuran G., Die Musik zu Max von Schenkendorfs Gedichten.

Conrad G., Regesten ausgewählter Urkunden des reichsburggräflich und gräflich Dohnaschen Majoratsarchivs in Schlodien (Ostpreußen).

Lohmeyer K., Voigt Bibliographie. Verzeichnis aller von Johannes Voigt veröffentlichten Schriften.

Borkowski H., Die ehemalige Bibliothek der Reichsburggrafen und Grafen zu Dohna in Mohrungen.

Treichel A., Nachtrag zur Pielchen- oder Belltafel. Auch ein Verzeichnis ähnlicher Spiele

Conrad G., Der Hermsdorfer Kirchenvisitationsrezeß des pomesanischen Bischofs Venediger vom 26. Juni 1568. Beitrag zur Geschichte des Kreises Pr Holland

Borkowski H., Albrecht Wagenmann, Bernsteinmeister in Germau, an den Reichsburggrafen und Grafen Abraham zu Dohna-Schlobitten 1630. — Ein Brief Eichendorffs an Fahrenheid. Berlin, 24. Juni 1842 über eine Medaille zu Ehren Th. Schöns

Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum **Schlesiens.** Band 32.

Bauch G., Beiträge zur Litteraturgeschichte des schlesischen Humanismus. IV. 1. Dr. Hans Metzler, geboren wahrscheinlich in Neusohl, städtischer Schulvorsteher und Ratmann, 1534 Ratsältester in Breslau, gestorben am 2. Oktober 1538. — 2. Georg Werner, geboren vermutlich im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in der bischöflichen Stadt Patschkau in Schlesien, wirkte in Oberungarn, am längsten in Eperies, dürfte bald nach dem März 1556 gestorben sein.

Wutke K., Die Bewerbung der Brieger Herzöge um die Domprobstei und den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg. II. 1563—1585.

Grünhagen C., K. F. Werner 1743—1796, ein Breslauer Stadthaupt.

Grünhagen C., Wattenbach in Breslau 1855—1862.

Nekrologe. Wutke, Heinrich Adamy; Grünhagen, Theodor Eisenmänger; Wutke, Paul Pfotenhauer; Jungnitz, August Weltzel.

Bauch, Antonius Niger; Laurentius Corvinus; Ritter Georg Sauermann; Beiträge zur Litteraturgeschichte des schlesischen Humanismus (Nachträge).

Zeitschrift der Gesellschaft für **Schleswig-Holstein-Lauenburgische** Geschichte. Band 27. 1897.

Witt F., Geschichte des Schulwesens in Preetz. 1. Die Zeit von 1745. — 2. Die Schulordnung von 1745. — 3. Die Schulordnung von 1794 und die Reorganisation der Freischule. — 4. Die Entwicklung seit dem Regulativ von 1817. S. 61 Anmerkung: zwei „Reime" des Lehrers Sierck.

Claussen J., Gerhard Rantzaus Wittenberger Stammbuch 1570—1572. Eintragungen der damaligen Wittenberger Professoren.

Boor Ade, Zur Geschichte der Archive der Großfürstlichen Ämter in Holstein.

Hansen R., Zur Topographie und Geschichte Dithmarschens. 5. Sittliche Zustände nach der Eroberung. 6. Dithmarsische Personennamen. S. 265. Faksimile des von dem Geschichtsforscher Johan Russe aus Lunden (gestorben zwischen 1556 und 1559) angelegten ältesten Verzeichnisses Dithmarsischer Personennamen.

Hille G., Aus Herzoglich Glücksburgischen Konsistorialakten. S. 325 ff.: Geschichte des Propstes Peter Fabricius aus Tondern, gestorben am 4. Juli 1655 in seinem neunzigsten Lebensjahre. — S. 341 ff.: Bericht des Pastor Christian Steffensen über die Einbußen der Axbüller Pfarre 1653.

Jensen Christian, Aus dem Tagebuche eines Inselfriesen. Zur Erinnerung an das Jahr 1850.

Blätter aus der **Walliser** Geschichte. 2. Jahrgang 1897.

Schmid F., Geschichtliches über das Unterrichtswesen im Kanton Wallis.

Zeitschrift des **westpreußischen** Geschichtsvereins. Heft 38.

Freytag H., Die Beziehungen Danzigs zu Wittenberg in der Zeit der Reformation. 1. Die Zeit der Vorbereitung reformatorischer Gedanken (1502—1517). 2. Die Zeit stürmischer Bewegung (1518—1526). 3. Die Zeit stillen Wachstums evangelischer Saat bis zur Erlangung des Toleranzprivilegiums (1527—1557). 4. Die Zeit des innern Ausbaues bis zur rechtlichen Anerkennung der evangelischen Kirche in Danzig (1558—1577). Beilage I. Verzeichnis der in Wittenberg studierenden Danziger. Beilage II. Verzeichnis derjenigen Wittenberger Studenten, die in Danzig gewirkt haben, ohne hier geboren zu sein.

Günther O., Zwei Miscellen zur Danziger Buchdrucker- und Litteraturgeschichte im 17. Jahrhundert. 1. Zu den Danziger Comenius-Drucken. Briefe von Hünefeld an den Rat von Danzig; von Comenius an Hünefeld und Mochinger. 2. Das „Preußische Haanen-Geschrei" von 1656. Politische Flugschrift von Elias Schröder (1625—1680).

Alt-Wien. Jahrgang 7.

Nr. 6. 7. Wien vor 50 Jahren. Originalbericht aus den Tagebüchern eines alten Wieners (Fortsetzung).

Nr. 6. Wurzbach W. von, Alte Wiener Volkslieder. Nr. 22—43.

Mareta H., Proben eines Wörterbuches der österreichischen Volkssprache.

Nr. 7. B., Grillparzer als Beamter.

Nagl J. W., Ein vergessener Votivstein des Schotten-Organisten und Schriftstellers Johann Nasch (1605).

Allgemeines.

Deutsche Rundschau. Jahrgang 24.

Juni-August. Hausrath A., Baden im alten Bund und neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly.

Juni. Grimm H., Die Zukunft des Weimarischen Goethe-Schiller-Archivs.

Juli-August. Boguslawski A. von, Aus der preußischen Hofgesellschaft 1822—1826. In zeitgenössischen Briefen herausgegeben.

August. Paulsen F., Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie (O. Wilmann).

Bunsen G. von, Friedrich Felix von Behr-Schmoldow. Ein Lebensbild.

Nord und Süd. Band 85.

Heft 254. 255. April-Mai. Gottschall R. von, Aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen.

Münz S., Bernhard von Bülow.

Heft 256. Juli. Gebhardt Br., Aus dem Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit Prinzessin Luise Radziwill. 17 Briefe 1810—1814.

Heft 257. August. Benzmann H., Arthur Schnitzler.

Deutsche Revue. Band 23.

Juli. Petzold B., Edouard Schuré über Richard Wagner und anderes. Gespräche.

Ilias (Ilka Horovitz Barnay), Im Hause Franz Liszts. Erlebnisse und Gespräche mit dem Meister.

Beta O., Gespräche mit Adolf Menzel. II.

August Auspitz, Die Insultierung des französischen Botschafters Bernadotte 1798 in Wien. (Nach Originalquellen.)

Meisner H., Hoffmann von Fallersleben und Leocadia von Nimptsch auf Jäschkowitz. Mit ungedruckten Briefen.

Preußische Jahrbücher.

Band 92. Heft 3. Brand F., Unter den Geistern der sieben Embryonen Zarathustras Angebliche Gedichte und Sprüche F. Nietzsches aus dem Jahre 1868. (Ein litterarischer Scherz von A. Bonus.)

Eggert E. A., Die Verbreitung der deutschen Sprache

Band 93. Heft 1. Hüffer H., Zerboni und Held.

Bonus A., Die Geister der sieben Embryonen Zarathustras

Tumarkin Anna, Zur Charakteristik Justinus Kerners.

Sandvoß F. (Xanthippus), Zur Würdigung der Romantik (Kerr: Godwi; Busse: Novalis' Lyrik)

Is. (Xanthippus), Jean Paul in Italien (G. B. Guarini, Tre versione di Gian Paolo Richter in der Rassegna Nazionale. 1. April 1898).

Heft 2. August. Sandvoß Fr. (Xanthippus), Neue Schiller-Litteratur. (Bellermanns Ausgabe. Harnacks Biographie.)

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Jahrgang 42.

Heft 502. Hoffmann-Fallersleben Fr., Zur Erinnerung an Hoffmann von Fallersleben.

Heft 503. Meyer R. M., Die beiden Frauenideale der Germanen

Velhagen & Klasings Monatshefte. Band 12.

Heft 9/10. Pantenius Th. H., Aus meinen Kinderjahren.

Heft 10/11. Schmid M., Alfred Rethels letzte Jahre.

Heft 11. Walden B., Goswina von Berlepsch. Eine litterarische Studie.

Distel Th., Aus Albrecht Dürers Goldschmiedzeit.

Heimgarten. Jahrgang 22.

Heft 9. Rosegger P., Ein Steirerherz. Nekrolog auf Ferdinand Krauß.

Schwarz A., Leben und Glauben im Erzgebirge.

Vernaleken Th., Der Bärenhäuter, der Ursprung der böhmischen Sprache und der große Bär.

Heft 10. Katzenberger K., Mein Schulmeister. Erinnerungen aus dem Leben eines Schulgehilfen.

Rocha, Die Bedeutung der Satire.

Cosmopolis. Band 10.

Nr. 29. Fontane Th., Bernhard von Lepel.

Nr. 30. Meyer R. M., Zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuches.

Deutsche Bühnenkunst. Monatsschrift für dramatische Kunst und Litteratur. 1. Jahrgang.

Heft 1 und 2. Schreyer H., Das Verhältnis zwischen Realismus und Idealismus in der Kunst.

Bartels A., Die Herrschaft des Dramatikers.

Wolff E., Was hat der Dramaturg am Theater zu schaffen.

Fritsch A., Die deutsche Bühne, eine berufene Pflegestätte der richtigen Aussprache des Hochdeutschen.

Heft 3. Weitbrecht K., Dramaturgische Vorlesungen an Hochschulen.

Schreyer H., Gerhart Hauptmanns Dramen im Lichte der Kritik.

Danckelmann E. Freih. von, Die dramatische Kunst und ihre Bedeutung für das Volk. Nachwort des Herausgebers.

Wolff E., Die Universität Leipzig gegen die Neuberin.

Die Gartenlaube. Nr. 29.

Recker M., Marie von Ebner-Eschenbach.

Das Leben. 2. Jahrgang. 3. Heft. Juli.

Ehrenfels Chr. Freih. von, Die Wahrheit in der Kunst.

Westöstliche Rundschau. Jahrgang 3. Heft 9.

Siedentopf H., Phantasie, Denken und Gedächtnis. Eine psychologische Studie.

Stümcke H., Kritische Beiträge zur modernen Lexikographie und Bibliographie. (Maack, Pataky.)

Österreich-ungarische Revue. Band 23.

Heft 1/3. Münz, P. S. Rettenbacher.

Heft 2/4. Hauser, Weihnachten in Langesthei.

Heft 4/6. Ganser A., Kant und seine österreichischen Verehrer.

Heft 5/6. Werner Karl, Die Gymnasialreform und Karl Enk von der Burg

Deutsche Litteraturzeitung. Jahrgang 19.

Nr. 29. Spitzer H., R. Hering: Spinoza im jungen Goethe.

Nr. 31. Wunſch R., F. Ramorino: Cornelio Tacito nella storia della coltura.

Meyer R. M., G. Meredith: An Essay on Comedy and the uses of the Comic spirit.

Das Magazin für Litteratur. Jahrgang 67.

Nr. 24. Held F., Heines Geheimnis.

Häffler H., Stil und Wahrheit.

Nr. 25. Steiner R., Willibald Alexis.

Heckel K., Bildung.

Nr. 26. Steiner R., Max Stirner.

Nr. 27. Steiner R., Voilà un homme (Stirner).

Nr. 30. Elliſſen H., Kleine Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben.

Dramaturgiſche Blätter. Jahrgang 1.

Nr. 20—31. Fred W., Das Wiener Theater. Hiſtoriſches und Modernes.

Nr. 20. Steiner R., Publikum, Kritiker und Theater.

Nr. 22. Moczau M., Kunſt und Zenſur.

Nr. 29. R. St., Wiſſenſchaft und Kritik.

Blätter für litterariſche Unterhaltung.

Nr. 19. Heinemann K., Neue Goetheſchriften.

Nr. 20. Elſter E., Nach dem Heine-Jubiläum.

Nr. 23. Necker M., Moritz von Schwind.

Valentin V., Die Tragik in Schillers „Jungfrau von Orleans".

Nr. 25/6. Buſſe K., Willibald Alexis. (Zum 29. Juni 1898.)

Deutſches Wochenblatt. Nr. 32.

Buſſe C., Bismarck und die deutſche Dichtung.

Roſenhagen H., Bismarck und die Kunſt.

Die Grenzboten. Jahrgang 57.

Nr. 21. Stern A., Goethe als Kriegsminiſter. II.

Nr. 22. 23. 31. Jentſch C., Friedrich Nietzſche. 3. 4.

Nr. 24. Kretzſchmar H., Das deutſche Lied ſeit dem Tode R. Wagners. Abgedruckt aus dem „Jahrbuch der Muſikbibliothek Peters".

Nr. 28. 30. 32. Janſen F. G., Ungedruckte Briefe von Robert Schumann Nach den Originalen mitgeteilt.

Nr. 31. Wilibald Alexis. Ein Gedenkblatt zu ſeinem 100. Geburtstage

Die Nation. Jahrgang 15. Nr. 38/39.

Meyer R. M., Wolfgang Menzel.

Die Gegenwart. Jahrgang 27.

Nr. 20. Teplaff A., Richard Wagner in München.

Nr. 22. Schultes C., Erinnerungen an Theodor Döring.

Nr. 26. Heine H., Erinnerungen an Schwind und Kaulbach.

Nr. 30 31. Weſendonck H., Vom erſten deutſchen Parlament. Erinnerungen.

Nr. 31. Ein unbekannter Brief an Schiller. Aus W. von Maltzahns Nachlaß Von L. F. Huber. Leipzig, 11. Mai 1786. Antwort auf Schillers Brief vom 1. Mai. Über den pay-an parvenu. Über Otways Gerettetes Venedig. Über die conjuration contre Venise des Abbé F. Réal. Über die Korrektur der Thalia.

Die Zukunft. Jahrgang 6.

Nr. 35. Müller H. von, Nietzſches Vorfahren.

Nr. 39. Buſſe K., Litteraturgeſchichte.

Förſter Nietzſche E., Nietzſches Ahnen.

Nr. 41. Werner R. M., Hebbel als Prophet Bismarcks. Gespräche mit R. Werner 1849/50.

Die Zeit. Band 14.

Nr. 201/2. Frankl-Hochwart B., Aus Bechers letzten Tagen. Mit ungedruckten Aufzeichnungen seiner Braut.

Nr. 201. Servaes F., Bismarck und die deutsche Dichtung.

Die Wage. Jahrgang 1.

Nr. 23. Servaes F., Der Dialekt in der Litteratur.

Sadger J., Ferdinand Raimund.

Nr. 26. Witkowski G., Der Plagiatswahnsinn.

Nr. 29. Schreiber Clara, Vom alten Bauernfeld. Ungedruckter Nachlaß. Randglossen zu Shakespeare, Schiller und Goethe. — Epigramm.

Nr. 31/32. Jodl Fr., Goethes Stellung zum religiösen Problem.

Die Umschau. 2. Jahrgang. Nr. 19/20.

Werner R. M., Epik und Lyrik der jüngsten Generation im vergangenen Jahre.

Wiener Rundschau. Jahrgang 4. Heft 13.

Behrend W., Ein Besuch bei Johannes Brahms.

Großmann St., Das Todesproblem und die moderne Litteratur.

Sonntagsbeilage zur **Vossischen Zeitung (Berlin).** 1897.

Nr. 49/51. Schleuther P., Libussa, die Gründerin Prags.

Nr. 51. Rubensohn R., Martin Opitz.

Beilage zur **Allgemeinen Zeitung (München).**

Nr. 102. Zu Goethes Elpenor-Fragment.

Keyserling E. von, Dürers kleine Holzschnittpassion.

Nr. 107. Müller Ernst, Schillers Jungfrau von Orleans in neuester Beleuchtung.

Nr. 108. Kohlrausch R., Stil und Zukunft der Schauspielkunst.

Nr. 109. Stölzel A., Zur Erinnerung an Suarez.

Nr. 112. Guglia E., Deutsche Romantiker in Rom (1804—1824). Ohne Rücksicht auf die Ausführungen im 7. Band des Jahrbuchs der Grillparzer-Gesellschaft.

Nr. 113/114. Winternitz M., Georg Bühler und die Indologie.

Nr. 114/115. Biedermann K., Skizzen aus dem Parlament von 1848.

Nr. 119. Lenz M., Deutschlands Entwicklung und das Frankfurter Parlament.

Nr. 120. Schott S., Sigmund Schotts Gedichte und Schriften.

Hüffer H., Heine auf dem Lyceum und Gymnasium zu Düsseldorf. Ein Zeugnis für sein Geburtsjahr (1797).

Nr. 130. Schott S., Edouard Rods Goethe-Buch.

Nr. 131. Funck H., Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater in Briefen von Lavater an Goethe. 16 Briefe Lavaters an Goethe aus den Jahren 1773 und 1774 haben sich in Abschrift erhalten und werden hier mitgeteilt. Unsere Kenntnis des jungen Goethe erfährt eine namhafte Bereicherung.

Nr. 132. Hesse R., G. H. Theodor Eimer.

Streiter R., Alt-Augsburg.

Nr. 134. Nagele A., Wort-Wanderungen und -Wandlungen.

Nr. 136/137. Bruinier J. W., Der ursprüngliche Plan von Goethes „Faust" und seine Geschichte.

Nr. 144. Willibald Alexis in seiner frühesten Entwicklung.

Nr. 145. Wukadinović S., Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist? Schreibt die von E. Wolff neu herausgegebenen Lustspiele dem jungen Wieland zu.

Nr. 148. Ratzel Fr., Zur Erinnerung an Heinrich Noé.
Nr. 150. Koetschau K., Goethe und Maria Paulowna.
Nr. 152. Wolff E., Nochmals Zwei Jugendlustspiele von Heinrich von Kleist.
Nr. 153. Rietsch H., Kunstausdrücke und die Sprachreinigung.
Nr. 162. Hüffer H., Noch ein Wort über H. Heines Geburtsjahr.
Nr. 173. Geiger L., Lenau als Korrektor Kerners.

Unterhaltungs-Blatt des **Schwarzwälder Boten (Oberndorf a. N.).** 1897. Nr. 340/41. 344/46.
Hofacker A., Marie von Ebner-Eschenbach.

Politik (Prag). Nr. 144. 26. Mai 1898.
Jacubec J., Zwei deutsche Gedichte Palackys.

Schwäbische Kronik.
Wilhelm G., Aus Wilhelm Hauffs Nachlaß. Mitteilungen aus dem als Handschrift gedruckten Buche von Karl Riecke „Meine Eltern, ihre Geschwister und ihre Freunde". (Stuttgart 1897.)

---

2. Bücher.

Allgemeines. Litteraturgeschichte. Poetik. Sammelwerke.

Allgemeine Litteraturgeschichte. P. Lacombe, Introduction à l'histoire littéraire. (De l'histoire considerée comme science II.) Paris, Hachette et Cie. Frcs. 7.50.

Raschér E., Handbuch der Geschichte der Weltlitteratur, nach den besten Quellen bearbeitet. 1. Lieferung. Berlin, Fischer & Franke. 50 Pf.

Deutsche Litteraturgeschichte. Goedeke K., Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen. Zweite, ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von E. Goetze. 18. Heft. [VI. Band, Bogen 41—52.] Dresden, Ehlermann. 4.20 M.
Enthält die Fortsetzung des § 298; vgl. oben S. 374 ff.

Rassen J., Die deutsche Flotte und die deutsche Dichtung. (Aus: „Marine-Rundschau".) Berlin, Mittler & Sohn. 60 Pf.

Scherer W., Geschichte der deutschen Litteratur. 8. Auflage. 1. Lieferung. Berlin, Weidmann. 1 M.

Schmidt Agricola M., Litterarische Charakterbilder. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. 4 M.
Aus dem Inhalt: Graf von Platen. — Frühling, Sommer und Herbst eines deutschen Dichters (Redwitz). — Bodenstedt und Shakespeare. — Den Manen G. Freytags. — Die Königin der deutschen Dichterinnen (Droste).

Landschaften. Herb H., Mein Vaterland, mein Österreich. Sammlung österreichisch-patriotischer Citate und Dichtungen. Wien, L. Weiß. 1 M.

Koepper G., Litteraturgeschichte des rheinisch westfälischen Landes. Elberfeld, Lucas. 3 M.

Mirow E., Wandsbeck und das litterarische Leben Deutschlands im 18. Jahrhundert. Festschrift. Wandsbeck.

Beziehungen zu fremden Litteraturen. Ramorino F., Cornelio Tacito nella storia coltura. Inaugurazione degli Studi nel R. Istituto Superiore a Firenze. 2. edizione corr. Mailand, Hoepli.

Litterarhistorische Forschungen herausgegeben von J. Schick und M. von Waldberg. Weimar, E. Felber

Heft 7. Ullrich H., Robinson und Robinsonaden. Bibliographie, Geschichte, Kritik. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte, im besonderen zur Geschichte des Romans und zur Geschichte der Jugendlitteratur. 1. Teil. Bibliographie. 9 M.

Heft 8. Menne K., Der Einfluß der deutschen Litteratur auf die niederländische um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. 1. Teil. Periode der Übersetzungen; Fabel- und Idyllendichtung; Klopstocks „Messias"; Übersicht über das Drama. 2.40 M.

Schneider A., Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts. Straßburg, Schlesier & Schweikhardt. 9 M.

Die vorliegende Arbeit stellt nach Art eines bibliographischen Nachschlagewerkes alle jene litterarischen Erzeugnisse Deutschlands im 16. und 17. Jahrhundert zusammen, welche direkt oder indirekt (durch) Vermittlung französischer, italienischer oder holländischer Übersetzungen und Bearbeitungen) auf spanischer Grundlage beruhen. Die Zahl deutscher Autoren, welche sich den Spaniern auf solche Weise geistig verpflichteten, ist eine sehr große, und der Einfluß der spanischen Litteratur ist gleich stark auf den verschiedensten Feldern geistiger Produktion. Der Verfasser, der über eine bedeutende Belesenheit und Sachkenntnis verfügt, weiß bei circa 150 Werken deutscher Autoren jener Zeit die spanischen Originale zu nennen, auf welchen sie beruhen. Das Buch ist nach dem stofflichen Gesichtspunkte in Abschnitte geteilt, innerhalb welcher der Verfasser jedem einzelnen in Betracht kommenden Werke eine eingehende Besprechung widmet. Wir verdanken ihm besonders in bibliographischer Hinsicht manche wichtige Ergänzung zu den Angaben Salvás, Brunets und anderer.

Der I. und II. Abschnitt des Buches beschäftigen sich mit den theologischen Erbauungsschriften und den Lebensbeschreibungen der Heiligen, auf welchem Gebiete Spanien für das ganze damalige Europa tonangebend war. Unter den deutschen Autoren, welche solche Litteratur pflegten, nimmt der bekannte Agidius Albertinus die erste Stelle ein. Er hielt sich in nicht weniger als 13 meist umfangreicheren Werken — an spanische Muster. Verhältnismäßig am schwächsten äußert sich der spanische Einfluß auf wissenschaftlichem Gebiete (III); dagegen nimmt er in der Unterhaltungslitteratur große Dimensionen an. Der IV. Abschnitt zeigt, welche Verbreitung die berühmten spanischen Romane Don Quijote, Lazarillo de Tormes, Guzman de Alfarache ꝛc. schon bald nach ihrem Erscheinen in Deutschland erlangten. Reiche Ausbeute bietet auch das Drama (V). Ein Anhang beschäftigt sich mit den Schauspielen der deutschen Wanderbühne, von denen der Verfasser 29 auf spanische Vorbilder, meist auf Lope de Vega, zurückführt. Der letzte (VII.) Abschnitt ist den spanischen Quellen von Harsdörfers Gesprächspielen gewidmet.

Im Vergleich mit den großen Vorzügen des Werkes sind seine Mängel unbedeutend. Der Verfasser führt z. B. bei den deutschen Werken des 16. und 17. Jahrhunderts meist jene Ausgabe an erster Stelle an, welche ihm vorliegt, ohne Rücksicht darauf, ob sie auch chronologisch die erste sei — ein Umstand, welcher der Übersichtlichkeit bisweilen Eintrag thut. Die Genauigkeit, mit welcher Schneider bei seinen Untersuchungen und Darlegungen zu Werke geht, ist in hohem Grade anzuerkennen; mitunter aber ist die Menge des Gebotenen so groß, und die angeführten Details sind so reichhaltig, daß einige Einschränkung am Platze gewesen wäre. Es wäre z. B. nicht notwendig, bei jedem ins deutsche übertragenen spanischen Werke alle spanischen Ausgaben desselben anzuführen, welche bis zum Zeitpunkte der Übersetzung erschienen. Diese Maßregel erleichtert zwar das Studium, erschwert jedoch die Benutzung des Werkes als Nachschlagebuch, wenn diese Ausgaben Legion werden, wie dies beim Amadis, bei der Celestina und anderen der Fall ist.

Überflüssig und belastend ist es ferner, wenn der Verfasser nicht bloß jene fremdsprachliche Übersetzung des spanischen Werkes namhaft macht, welche im gegebenen Falle als Vermittlerin diente, sondern stets alle ihm bekannten Übertragungen in andere Litteraturen anführt, die doch niemand in dem Buche suchen wird, wenn der deutsche Bearbeiter nicht gerade aus einer solchen schöpfte. Auch die modernen Übersetzungen der alten spanischen Werke, die der Verfasser häufig beifügt, gehören nicht in den Kreis der Materie. Ermüdend sind auch die zahllosen, oft sehr umfangreichen Übersetzungsproben, die zu dem lexikographischen Charakter des Werkes durchaus nicht passen. Vielfach hintereinander, und nicht nebeneinander gedruckt, verlieren sie vollkommen ihre Bedeutung, und erhöhen nur den Umfang, nicht den Wert der Arbeit. Dagegen sind die beigefügten Daten und bibliographischen Notizen über Verfasser und Bearbeiter, die mit Sorgfalt gesammelt sind, sehr willkommen zu heißen. Wolfgang von Wurzbach.

Dichtungsgattungen. Lyrik. Wertheim H, Entstehung und Verlauf des deutschen Meistergesanges. Programm. Cilli 1897.

Alisiewicz A., Die Motive in der Liedersammlung „Des Knaben Wunderhorn. Brody, West. 1 M.

Drama. Haubold, Geschichte der deutschen Schulkomödie. 2. Teil. Programm. Zschopau.

Eloesser A., Das Bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19 Jahrhundert. Berlin, Herz. 3 M.

I. Aufklärung und Drama. — II. Lillos Kaufmann von London. Lessings Miß Sara Sampson. Moores Spieler. Brawe. Weiße. — III. F. L. Schröder als Dramatiker. — IV. Frankreich. Die Comédie larmoyante. Diderot. Mercier. Sedaine. — V. Der deutsche Patriotismus und die Minna von Barnhelm. Die Soldatenstücke und der Absolutismus. Stephanie d. J. H. F. Möller. J. J. Engel — VI. Emilia Galotti. Sturm und Drang. H. L. Wagner. C. H. von Gemmingen. F. W. Großmann. Neuer Opportunismus. — VII. Der junge Schiller Nachwirkung der litterarischen Revolution. Iffland und Kotzebue. — VIII. Ausgang des Bürgerlichen Dramas im 19. Jahrhundert. Ausbreitung des Theaterwesens. Die Bühnenschriftstellerinnen. Prinzessin Amalia von Sachsen. Charlotte Birch Pfeiffer. Bauernfeld. Benedix. Das Junge Deutschland. Gutzkow. L. Roberts Macht der Verhältnisse. M. Beers Herz und Hand. Hebbels Maria Magdalena

Sittenberger H., Studien zur Dramaturgie der Gegenwart. 1. Reihe Das dramatische Schaffen in Österreich. München, C. H. Beck. 7 M.

Inhalt: Einleitung. Die dramatische Tradition in Österreich. Erster Abschnitt. Epigonen. I. Franz Nissel. II. Mosenthal, Brechtler, Weilen. III. Hamerling, Saar. IV. Andere Autoren der älteren Richtung (L. Doczy. W. von Wartenegg. F. Keim. Marie Baronin Ebner Eschenbach. F. Marx. M. Graf Bombelles. F. Pichler. K. Domanig. A. Müller Guttenbrunn). — Zweiter Abschnitt. Die moderne Richtung. I. Die moderne Wiener Schule. R. Specht. Th. Morren L. Ebermann. II. Bahr, Lothar. III. Schnitzler, Törmann, David. — Dritter Abschnitt. Anzengruber und das neuere Volksstück. I. L. Anzengruber. II. Das österreichische Volksstück nach Anzengruber. P. K. Rosegger. K. Morré. K. Costa Margarete Langkammer. C. Karlweis. M. Burckhard. Ph. Langmann

Steiger E., Das Werden des neuen Dramas. Erster Teil. Henrik Ibsen und die dramatische Gesellschaftskritik. Zweiter Teil. Von Hauptmann bis Maeterlinck. Berlin, Fontane & Co. 10 M.

Ästhetik (Poetik). Rei W., Die Ästhetik als Wissenschaft des anschaulichen Erkenntnis. Ein Vorschlag über den Gegenstand, die Methoden und Ziele einer exakt-wissenschaftlichen Ästhetik. Leipzig, Haacke.

Unruh F., Studien zu der Entwicklung, welche der Begriff des Erhabenen seit Kant genommen hat. Programm Königsberg

Meredith G., An Essay on Comedy and the uses of the Comic spirit. 2ª ed. Westminster, Constable and Comp. Sh. 6.

Babuda C. G., L'eroicomica e generi affini di poesia giocoso-satirica. Parte II. Capodistria. Cobol e Priora.

Bruchmann K., Poetik. Naturlehre der Dichtung. Berlin, Besser. 6 M.

Föstemann A., Ueber populäre Metonymien. Programm. Magdeburg.

Sammelwerke. Allgemeine Deutsche Biographie. 217. und 218. Lieferung. (Band 44. Lieferung 2 und 3.) Wolny-Wyttenbach. Leipzig, Duncker & Humblot.

Aus dem Inhalt: G. W. Wolny, Geschichtschreiber 1793—1871 (V. Kratochvil). — Charlotte Wolter, Schauspielerin 1831—1897 (A. von Weilen). — Christoph Woltereck, Dichter 1686—1735 (P. Zimmermann). — E. G. Woltersdorf, Liederdichter, Prediger, Pädagog 1725—1761 (Erdmann). — Johann Wolther (Walther), protestantischer Schuldramatiker zu Ende des 16. Jahrhunderts (J. Bolte). — A. Woltmann, Kunsthistoriker 1841—1880 (A. Stern). — K. L. von Woltmann, Historiker und Dichter (1770—1817) und Karoline von Woltmann 1782—1847 (M. Mendheim). — K. A. A. Freiherr von Wolzogen, Schriftsteller und Theaterintendant 1823—1883 (M. Mendheim). — Karoline von Wolzogen, Schillers Schwägerin 1763—1847 (Ernst Müller mit Benutzung ungedruckter Papiere im Marbacher Schillerarchiv). — L. Wolzogen, reformierter Theolog aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (J. C. van Slee). — Joseph Wonsiedler, Maler und Schriftsteller 1791—1858 (H. A. Lier). — J. G. Worbs, Geistlicher und Geschichtsforscher 1760—1833 (W. Lippert). — A. Th. Wossidlo, Theolog und Dichter 1794—1859 (Häckermann). — Wilhelm Wsselinx, niederländischer Publicist des 17. Jahrhunderts (P. L. Müller). — W. Wulfer, katholischer Geistlicher im Anfang des 16. Jahrhunderts und litterarischer Gegner Luthers (Georg Müller). — P. Wunderlich (Thaumasius), schlesischer Schulmann und Schriftsteller 1604—1658 (M. Hippe). — Chr. Fr. Wurm, Historiker und Publicist 1803—1859 (A. Wohlwill). — Chr. Wurstisen, Geschichtschreiber 1544—1588 (A. Bernoulli). — J. Wurz, katholischer Theologe 1731—1784 (Lauchert). — Zerline Würzburg, vermählte Gabillon, Schauspielerin 1834—1892 (A. von Weilen). — E. F. Wüstemann, Schulmann 1799—1856 (Koldewey). — K. F. A. Wuttke, protestantischer Theologe 1819—1870 (Tschackert). — W. Ritter von Wymetal, Publicist unter dem Namen W. Wyl 1838—1896 (L. Fränkel). — G. von Wyß, schweizerischer Historiker 1816—1893 (Meyer von Knonau). — J. R. Wyß der Jüngere, Dichter 1782—1830 (Blösch). — D. Wyttenbach, reformierter Theologe und Wolffianer 1706—1779 (Cuno). — D. Wyttenbach, Humanist, Philolog und Philosoph 1796—1820 (M. Heinze). — J. H. Wyttenbach, trierischer Historiker und Pädagoge 1767—1848 (F. X. Kraus). — Th. Wyttenbach, schweizerischer Reformator 1472—1526 (Blösch). — Nachtrag: E. Ch. Wilhelm Wattenbach, Historiker 1819—1897 (E. Rodenberg). — F. X. von Wegele, Historiker 1823—1897 (R. Graf Du Moulin Eckart). — F. von Wehl, Dramaturg, Dramatiker und Belletrist 1821—1890 (L. Fränkel). — F. K. Weidmann, Schriftsteller 1787—1867 (L. Fränkel). — J. Weidmann, Komiker 1742—1810 (L. Fränkel). — P. Weidmann, Dramatiker 1746—1810 (L. Fränkel). — J. L. Weidner, Humanist 1588—1655 (L. Fränkel). — J. G. Weller, sächsischer evangelischer Geistlicher und Geschichtsforscher des 18. Jahrhunderts 1712—1780 (G. Müller). — H. Weller von Molsdorf, sächsischer Theolog der Reformationszeit (G. Müller). — J. Weller von Molsdorf, sächsischer Oberhofprediger und streitbarer Vertreter der lutherischen Orthodoxie 1602—1664 (G. Müller). — K. F. Ch. Wenck, Rechtslehrer 1784—1828 (von Eisenhart).

Festschrift zum VIII. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898. Verfaßt von Mitgliedern der österreichischen Universitäten und des Wiener neuphilologischen Vereins. Herausgegeben von J. Schipper. Wien, Braumüller. 5 M.

Aus dem Inhalt: Zur deutschen Philologie. Minor J., Die Lesarten zu Goethes Bearbeitung von „Romeo und Julia". — Unbekanntes aus J. Hebbels Frühzeit. Mitgeteilt und mit Bemerkungen versehen von R. M. Werner. I. Der Vatermord. Ein dramatisches Nachtgemälde. (Ditmarser und Eiderstedter Bote. 17. Mai 1832). Hebbels erstes uns erhaltenes Drama. — II. „Gemälde von München" (Telegraph Mai-Juli 1839). Abdruck des fünften Abschnittes S. 804—807. — Korrespondenzartikel aus München im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser" 16. November 1837; 24. und 25. April 1838). — III. „Masaniello". Recension über A. Fischers Tragödie (Telegraph März 1840, Nr. 39). — Wackernell J. E., Ein Lied Bürgers im Volksmunde. „Ein Spinnerlied" nach einer in der Stamser Klosterbibliothek (Tirol) befindlichen Handschrift des 18. Jahrhunderts wird als volkstümliche Umdichtung von Bürgers Spinnlied erkannt. — Wolkan R., Zu den Türkenliedern des 16. Jahrhunderts. — Zur englischen Philologie: Fischer R., Thomas Middleton. Eine litterarhistorische Skizze. — Creizenach W., Greene über Shakespeare. — Brotanek R., „Philotus". Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas in Schottland. — Brandeis A., Das englische Heer und sein Dichter (Rudyard Kipling). — Zur romanischen Philologie: Kawczynski M., Über das Verhältnis des Lustspiels „Les Contents" von Odet de Turnèbe zu „Les Ebahis" von Jacques Grévin und beider zu den Italienern.

Festgaben zu Ehren Max Büdingers von seinen Freunden und Schülern. Innsbruck, Wagner. 12 M.

Aus dem Inhalt: Hunziker O., Pestalozzi, französischer Bürger. — Oechsli W., Lebzeltern und Capo d'Istria in Zürich. — Riegl A., Kunstgeschichte und Universalgeschichte. — Wickhoff F., Über die historische Einheitlichkeit der gesamten Kunstentwicklung.

Silesiaca. Festschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens zum 70. Geburtstage seines Präses Colmar Grünhagen. Breslau, Wohlfarth. 6 M.

Aus dem Inhalt: Markgraf H., Zur Erinnerung an S. B. Klose 1730—1798. S. 11 Anmerkung wird eine bei Braun übersehene Anzeige Kloses von Lessings Erstem Beitrage zur Geschichte und Litteratur (Neue Litterarische Unterhaltungen I. 2) herangezogen. — Friedensburg F., Schlesische Geschichtsmünzen. — Bauch G., Bibliographie der schlesischen Renaissance (1475 bis 1521). — Jungnitz J., Geschichte der Dombibliothek in Breslau. — Konrad, Das evangelische Kirchenregiment des Breslauer Rats in seiner geschichtlichen Entwicklung. — Eberlein, Die evangelischen Kirchenordnungen Schlesiens im 16. Jahrhundert. — Krebs J., Die politische und wirtschaftliche Lage Schlesiens am Ende des Jahres 1627. — Hippe M., Christian Cunrad, ein vergessener schlesischer Dichter (1608—1671). S. 269: Verzeichnis der lateinischen und deutschen Gedichte Cunrads 1621—1654. — S. 277—288: Anhang. „Dafnis. Ecloga." — „Lustier Lied." — Koffmanne G., Mundartliches aus Schlesien. — Neumann E., Ueber die Lehrthätigkeit R. Köpells in den ersten vier Jahren seines Breslauer Aufenthalts. — Jacnicke R., Zur Erinnerung an Karl von Holtei 1798—1880. Festrede zur hundertjährigen Geburtsfeier Holteis.

Karpeles G., Litterarisches Wanderbuch. 2. Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. 5 M.

Aus dem Inhalt: Zur Geschichte des Naturgefühls. — Die Wanderungen eines Märchens (Novelle von der treulosen Witwe). — Die Frau in der Weltlitteratur. — Bei Eulenspiegel. — Schillertage. — Zur Litteraturgeschichte der böhmischen Bäder. — Berliner Spaziergänge.

Völderndorff O. Freiherr von, Harmlose Plaudereien eines Alten Münchners. Neue Folge. München, Beck. 5.50 M.

Aus dem Inhalt: VI. Erinnerungen an Matthy (1892). — XIX. Staberl und Wagner (1894). — XXI. Natur und Kunst (1884). — XXIII. Erinnerungen an den Fürsten Hohenlohe (1895). — XXV. Aus Liebigs Haus (1895). — XXX. Erinnerungen an Oskar von Redwitz (1896). Mit Briefen von Redwitz.

Wegele F. X. von, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von R. Graf Du Moulin Eckart. Leipzig, Duncker & Humblot. 8.40 M.

Für die Litterarhistoriker wichtig sind besonders: Graf Otto von Hennenberg-Botenlauben und sein Geschlecht S. 52—69; Die heilige Elisabeth von Thüringen S. 70—101; Die Sage von der Wiederkunft Kaiser Friedrichs II. (die Kyffhäuserlegende) S. 102—115; Götz von Berlichingen und seine Denkwürdigkeiten S. 141—172; Die deutsche Memoirenlitteratur (eine Übersicht vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert) S. 192—218; Frau Baron von Oberkirch (geborene Waldner, mit Goethe, Lenz, Wieland befreundet) S. 219—232; Eulogius Schneider S. 242—270; Ein Frauenkrieg an der Universität Würzburg (Karoline Schlegel-Schelling) S. 291—309. — Wer das glänzend geschriebene Buch, durch dessen Sammlung sich der Herausgeber um das Andenken des Verfassers verdient gemacht hat, einmal zur Hand nahm, wird auch an den übrigen Stücken nicht vorbeiblättern: Kaiser Friedrich I.; Würzburg im 12. Jahrhundert; Kanzler Konrad; Fürstbischof Gerhard und der Städtekrieg im Hochstift Würzburg; Wilhelm von Grumbach; Franz O. Oberthür; Die Reformation der Universität Würzburg; Alexis von Tocqueville; Die Töchter des Hauses Wittelsbach; König Max II. von Bayern und Leopold von Ranke; Zur Kritik der neuesten Litteratur über den Rastadter Gesandtenmord. — Die Sammlung schließt mit dem für ihren Geist bezeichnenden Worte: „Die Wahrheit über Alles!" — In dem chronologischen Verzeichnis der von Wegele veröffentlichten Schriften vermisse ich den vortrefflichen Artikel über Justus Möser in Bluntschlis Deutschem Staatswörterbuch 1862, Band 7, S. 23 ff. B. S.

Geschichte der Wissenschaften. Gelehrtengeschichte.

Kaibel G., Wissenschaft und Unterricht. Rede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 40 Pf.

Hettner A., Die Entwicklung der Geographie im 19. Jahrhundert. Rede. (Aus „Geographische Zeitschrift".) Leipzig, Teubner. 50 Pf.

Cantor M., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. 3. (Schluß-)Band Vom Jahre 1668 bis zum Jahre 1758. 3. Abteilung. Die Zeit von 1727—1758. Leipzig, Teubner. 12 M.

Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslaven. Herausgegeben von V. Jagić. Berlin, Weidmann. 12 M.

Dient auch die vorliegende reichhaltige Briefsammlung vor allem der Geschichte der Slawistik, so hat das Buch dennoch eine viel allgemeinere Bedeutung, einerseits weil die Zustände fast aller österreichischen Provinzen während des letzten Jahrhunderts darin beleuchtet werden, andererseits weil die älteren slawischen Gelehrten meist deutsch gebildet waren und in nahen Beziehungen zu deutschen Gelehrten und Dichtern standen. Dobrowsky und Kopitar stehen im Mittelpunkt, um sie gruppieren sich die Čechen Hanka und Šafařík, der Serbe Raić, die Croaten Stratimirović und Musicki, die Slovenen Supvan, Primic, Jarnigg, Metelko, der Slovake Ribbay und viele andere. Sie schreiben entweder in ihrer

Mutterſprache oder lateiniſch oder vielfach deutſch; alle ſlaviſchen Idiome ſind vertreten. Zahlreiche Briefe ſind aber in einem wunderlichen Miſch-Jargon geſchrieben, von dem ich ein Beiſpiel gebe: „Bodo mogli brati? sej vedo koko krazlám, ino sdej se mi she mudi, prosim sa saméro: noli se qui exemplum malum meum, sed plura scribe et saepius. Nihil mihi gratius potest accidere litteris tuis: non sunt ostensibiles, sed eben deswegen mihi noch einmahl ſo werth" (Kopitar an Suppan S. 192). Primitz geſteht auch einmal (S. 283): „Iſolirt bin ich hier, abgeſchnitten von aller Gelegenheit, mich in der wahren, reinen Slowenſchen Redeart zu üben — Germanismen ſind bey dem beſten Willen, ſie wie die Peſt zu fliehen, unvermeidlich." — Ich weiſe auf einiges hin, was ſich auf deutſche Litteratur und Kulturgeſchichte bezieht. S. 4. Kopitar an Hanka (ohne Datum): „Ein berühmter Dichter arbeitet an einem Drama, Libuſſe, und wollte dazu Dobrowskys Slawin und Meiners [Meinerts] Journal: Libuſſa (was wohl Herr Doležálek haben wird) eher durchleſen. Können Sie ihm beide auf 1 paar Tage verſchaffen? ich habe zufällig nicht einmahl einen Slawin." Brentanos Name fehlt im Regiſter. — S. 56. Kopitar an Hanka (Wien, 7. Mai 1824): „Zimmermann wird doch dem Poſſelt ſuccediren? Ihr ſolltet doch einen beſſern Ottokar machen, als das Wiener Bürſchlein, das ſich einen Schiller glaubt, aber ſich zu ihm ſo verhält, wie etwa in Göthes Fauſt der talkete Famulus Werner [ſo!] zu Fauſt." — S. 128. Über Goethes Begegnung mit Chrapala. — S. 231. Kopitar an Suppan (Wien, 20. Dezember 1811): „Aus meinem Leben' von Göthe, iſt der 1te Theil heraus. Aber warum bereite ich euch nur den Schmerz, dieſe herrliche Lectüre entbehren zu müſſen! Etiam de judaeorum historia tuorum interessantia occurrunt: didicit nempe hebraice um Judendeutſch comme il faut einzuſtudieren: et magister erat theologus lucianista! hinc antichristianismus Göthii (??) geht nur bis zur erſten formlichen Amour des Helden, und mit dem erſten Kuß nimmt ihm's der Magiſtrat weg, das Wirthsmädel! Achilles-Göthe aber wälzt ſich im Staube und beißt den Boden! (aber nicht, weil er das Mädel verliert, ſondern weil er als Enkel des Oberſchöffen impune durchkommt, während ſie vielleicht ausgeſtäupt wird etc.)." — S. 252. Kopitar an Suppan (17. Februar 1813): „Das deutſche Muſeum gibt Schlegel in Wien heraus. Wien iſt nun das Centrum Deutſchlands in ſo mancher Rückſicht". — S. 268. Kopitar an Suppan (1820): „Daß wir durch eines von uns beiden Schuld nicht wieder in's alte Übel fallen, empfehle ich Ihnen Horazens Satiren und Briefe von Wieland, und Wieland ſelbſt zu ſtudieren; dieſer ihre Umgangsphiloſophie iſt beiläufig auch die meinige" — S. 275 ff. Primitz an Suppan (Grätz, 14. Juni 1811): „Ich bin jetzt ſchon das 4te Jahr im Auslande und habe Muße und Gelegenheiten in mancherley Art die vielfältige Beobachtung zu machen, daß es den Krainern bey allen ihren trefflichen Geiſtesanlagen doch noch ſehr häufig an jener höhern, beſſern Bildung gebricht, die eine Mutter der Duldſamkeit, Nachſicht mit Irrenden und wahrer Menſchenliebe iſt, und die alſo den Menſchen zu dem macht, was er ſeinen Anlagen nach ſeyn kann, und vermög ſeiner Beſtimmung werden ſoll .... Und der Grund davon ſcheint mir meiſtens darin zu liegen, daß die ſtudierende Jugend bisher eine nichtsweniger als zweckmäßige Bildung in den Schulen erhielt. Hier erhielt man wohl Unterricht in Verſtandesſachen, aber in der Aeſthetik, wovon die Bildung des Herzens und die Befeſtigung des moraliſchen Gefühls hauptſächlich abhängt, was konnte man auf den Laibacher Schulen bisher für einen Unterricht erhalten? .... Die Bildung des Geſchmacks, Dichtkunſt, Rhetorik, verbunden mit den ernſten Wiſſenſchaften, allein vermögen den Grund zu einer wahren Aufklärung zu legen. Allein in der deutſchen Sprache konnte bis jetzt dieſer Zweck unmöglich erreicht werden, und wird es auch nie können: ein deutſch gebildeter Slawe bleibt immer ein Mittelding zwiſchen einem Gebildeten und Ungebildeten, mithin ein Zwitter, ein monstre. Die Bildung des Slawen muß

ſlawiſch ſeyn, wenn er das werden ſoll, was er werden könnte vermög ſeiner herrlichen Gaben der Natur .... O könnte ich mit der Stimme eines Demoſthenes und Cicero allen Männern in Krain, in deren Händen die Aufklärung der Slowenen liegt, zudonnern, daß ſie alle Mittel ergreifen, alle Maſchinen in Bewegung ſetzen möchten, um die vaterländiſche Literatur immer mehr und mehr empor zu bringen, beſonders jetzt, da ihnen auch von Seite der Regierung hülfreiche Hand gebothen wird. In kurzer Zeit würde die helle Mittagsſonne unſere herrlichen Gegenden mit den wohlthätigen Strahlen warmer Aufklärung erwärmen: alles würde ſich beſtreben, einander an Geiſtesproducten zu übertreffen. Allein Anfangs können wir unmöglich was Vollkommenes erwarten, gute Dinge wollen Weile haben. Aber gleich das Beſte von Anfängern fordern iſt Unſinn, succesive sit motus auch hierin. Wären andere gebildete Nationen, die Alten und Neuern, auch ſo lichtſcheu und unduldſam geweſen, wie es gewiſſe Leute ſind, ſie wären nie ſo weit uns armen Slawen zuvorgekommen. Unſer einziges Beſtreben ſoll nur dahin abzielen, daß wir die Leute, beſonders die Prieſter, zum fleißigen Schreiben bewegen. Omne initium arduum; multi (wie ſich's von ſelbſt verſteht) peritura tractabunt. Allein unter der Menge werden doch Sachen, der Unſterblichkeit würdig, zum Vorſcheine kommen: das Schlechte wird vergehen, das Gute wird bleiben. Nehmen wir z. B. nur die Deutſchen und ihren ungeheuern Wuſt von Schriften, bis ein Leſſing, Wieland, Göthe, Schiller, Jean Paul u. a. die gebildete Welt mit ihren genialiſchen Geiſtesſchöpfungen erfreuten" — S. 297 eine Äußerung des Dichters Kalchberg über die Notwendigkeit einer Lehrkanzel für ſloveniſche Sprache. — S. 444 f. Schaffarik an Koeppen (Prag, 23. Mai 1836): „Jacob Grimms Deutſche Mythologie .... kennen und haben Sie gewiß. Grimm iſt ein Rieſe, ein Adler, bei deſſen Studium man den Muth verliert und von Gram verzehrt wird, ihm nicht nacheifern, nicht nachfliegen zu können." — S. 717—746. Briefwechſel Heynes und Schlözers mit Stratimirović. — S. 754—761. J. Chr. Engel an denſelben. — S. 766. Brief von W. von Humboldt an denſelben. — S. 782 f. Kopitar über Humboldts ſlawiſche Sprachſtudien. — S. 787. Kopitar über Goethes „Klaggeſang der Frauen des Aſan Aga".

Freſenius H., Zur Erinnerung an R. Freſenius. Seinem verſtorbenen Vater in der Zeitſchrift für analytiſche Chemie gewidmeter Nachruf. Wiesbaden, Kreidel. 1.20 M.

Gedan P., Johann Chriſtian Hüttner. Ein Beitrag zur Geſchichte der Geographie. Diſſertation. Leipzig.

Meyer E. von, Juſtus von Liebig als Reformator der Chemie. Dresden.

Groß Th., Robert Mayer und Hermann von Helmholtz. Eine kritiſche Studie. Berlin, Fiſchers technologiſcher Verlag. 4.50 M.

Smend R., Johann David Michaelis. Feſtrede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 40 Pf.

Dilthey K., Otfried Müller. Rede. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 40 Pf.

Památník na oslavu stých narozenin Františka Palackého. V Praze.

Aus dem Inhalt: Červinková-Riegrová Marie, Karel Egon Ebert o Fr. Palackém. — Helfert J. A., Meine perſönlichen Berührungen mit Palacký. — Hoſtinský O., Fr. Palackého esthetické studie 1816—1821. — Köpl K., Palacký und die Cenſur. — Zimmermann R. von, Palacký.

Feſt-Schrift zur 48. Vollverſammlung des Centralvereines deutſcher Ärzte in Bilin und der Enthüllung des Reuß-Denkmales in Bilin-Sauerbrunn. Herausgegeben von J. Dreſcher. Bilin.

Laube G. C., Feſtrede gehalten bei der Enthüllung des Reuß-Denkmales am Sauerbrunn bei Bilin am 29. Mai 1898. (Sonder-Abdruck aus der „Prager Mediciniſchen Wochenſchrift".) Prag.

Achelis Th., Heymann Steinthal. (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. Heft 296.) Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei. 75 Pf.

Mellien Marie, Wilhelm Stolze. Ein Lebensbild zu Ehren ſeines 100jährigen Geburtstages. Berlin, Mittler & Sohn. 1 M.

Eckerlin H, Heinrich von Treitſchke. (Biographiſche Volksbücher. Nr. 11—16.) Leipzig, Voigtländer. à 25 Pf.

Hartmann J., Der erſte bayeriſche Geſchichtſchreiber Johannes Turmair, genannt Aventinus, in ſeinen Beziehungen zur Geographie. Diſſertation. Ingolſtadt, Krüll. 1.20 M.

Fritzſche R., F. G. Welckers Einleitung zu Vorträgen über die deutſche Geſchichte (1815) neu herausgegeben und erläutert. (Aus „Mitteilungen des oberheſſiſchen Geſchichtvereins".) Gießen, Ricker.

Politiſche und Kulturgeſchichte.

Hiſtoriographie. Pieper H., Der märkiſche Chroniſt Zacharias Garcaeus (Garz). II Nachträgliches zu Garcaeus' Leben. Seine litterariſche Thätigkeit als Hiſtoriker. Handſchriften ſeiner hiſtoriſchen Schriften. Programm. Berlin.

Ziegler H., Chronicon Carionis. Ein Beitrag zur Geſchichtsſchreibung des 16 Jahrhunderts. Diſſertation. Halle.

Allgemeines. Philippſon M., Kulturgeſchichte Europas ſeit dem Ausgange des Mittelalters bis zur Gegenwart. (Separat-Abdruck aus F. von Hellwald, Kulturgeſchichte. 4. Auflage. Band 4. S. 218 bis 578.) Leipzig, Planken. 3 M.

Bibliothek deutſcher Geſchichte .... herausgegeben von H. von Zwiedineck Südenhorſt. Stuttgart, Cotta.

Lieferung 127. Zwiedineck-Südenhorſt H. von, Deutſche Geſchichte von der Auflöſung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiſerreiches. IX.

Lieferung 128. Koſer R., König Friedrich der Große. X.

Kaemmel O., Der Werdegang des deutſchen Volkes. Hiſtoriſche Richtlinien für gebildete Leſer. 2. Teil. Die Neuzeit. Leipzig, Grunow. 3 M.

Heidemann J., Die deutſche Kaiſeridee und Kaiſerſage im Mittelalter und die falſchen Friedriche. Programm. Berlin.

Burdach K., Vom Mittelalter zur Reformation. Forſchungen zur Geſchichte der deutſchen Bildung. Ankündigung der zweiten Auflage. Brünn, Winiker & Schickardt.

Inhalt: Plan der zweiten Auflage: I. Band. Die Kultur des deutſchen Oſtens im Zeitalter Karls IV. — II. Band. Quellen und Forſchungen zur Vorgeſchichte des deutſchen Humanismus. — III. Band. Die deutſche Proſalitteratur des Zeitalters. — IV. Band. Texte und Unterſuchungen zur Geſchichte der oſtmitteldeutſchen Schriftſprache von 1300 bis 1450. — Erſter Reiſebericht. — Aus der Vorrede zur erſten Auflage. — Aus dem Inhaltsverzeichniſſe der erſten Auflage.

Rudlich H., Die deutſche Revolution des Jahres 1848. (Gemeinverſtändliche Vorträge, herausgegeben vom deutſchen geſellig-wiſſenſchaftlichen Verein von New York Nr. 21.) New-York, Steiger & Co. 1 M.

Mehring F., Geſchichte der deutſchen Sozialdemokratie. 2. Teil. Von Laſſalles Offenem Antwortſchreiben bis zum Erfurter Programm 1863 bis 1891. (Die Geſchichte des Sozialismus in Einzeldarſtellungen von E. Bernſtein, C. Hugo, K. Kautsky, P. Lafargue, F. Mehring, P. Plechanow. 3. Band. 2. Teil.) Stuttgart, Dietz. 5 M.

Landschaften. Langer E., Aus dem Adlergebirge. Erinnerungen und Bilder aus dem östlichen Deutschböhmen. 3. Band. Aus meiner Liedermappe. Ein Kaiser Josefsfest. Prag, Dominicus.

Knepper J., Nationaler Gedanke und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschtums und der politischen Ideen im Reichslande. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Herausgegeben von L. Pastor. 1. Band. Heft 2 und 3.) Freiburg i. B., Herder. 2.60 M.

Inhalt: I. Jakob Wimpheling als Patriot. — Thomas Wolf. II. Wimphelings Kampf mit Thomas Murner. — Hieronymus Gebwiler. III. Der nationale Gehalt in den Schriften Sebastian Brants. IV. Der patriotische Gedanke bei Beatus Rhenanus und Jakob Spiegel. V. Die Kaiseridee: Allgemeines

Heer G., Geschichte des Landes Glarus. 1. Band (bis 1700). Glarus, Baeschlin. 2.60 M.

Meier E. von, Hannoversche Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte 1680—1866. 1. Band. Die Verfassungsgeschichte. Leipzig, Duncker & Humblot. 11.60 M.

Rausch O., Vom Sudetenzuge zum Oderstrom. Geschichts- und verkehrswissenschaftliche Schilderung des nördlichen Niederschlesiens Mailand. (Dresden, Selbstverlag.)

Österreich. Loserth J., Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. 12 M.

Luckwaldt F., Österreich und die Anfänge des Befreiungskrieges von 1813. Vom Abschluß der Allianz mit Frankreich bis zum Eintritt in die Koalition. (Historische Studien. Heft 10.) Berlin, Ebering.

Helfert Freih. von, Sammlung Helfert. Die österreichische Revolution im Zusammenhang mit der mitteleuropäischen Bewegung der Jahre 1848 und 1849 in Wort und Ton, in Bild und Erz. Wien, Braumüller. 1.80 M.

Aktenstücke des Provinzial-Archivs in Königsberg aus den Jahren 1786—1820 betreffend die Verwaltung und Verfassung Ostpreußens. Herausgegeben im Auftrage der Provinz-Verwaltung der Provinz Ostpreußen von A. Bezzenberger. Königsberg, Gräfe & Unzer. 5 M.

Widmann J., Zwei Beiträge zur Salzburgischen Geschichte. Programm. Salzburg 1897.

Ortschaften. Keussen H., Beiträge zur Geschichte Crefelds und des Niederrheins. Köln, Boisserée. 3 M.

Richter O., Atlas zur Geschichte Dresdens. Pläne und Ansichten der Stadt aus den Jahren 1521 bis 1898 auf 40 Lichtdrucktafeln. Nebst einem Abriß der geschichtlichen Ortskunde von Dresden. Dresden, Stengel & Co. 30 M.

Ellissen O. A., Chronologischer Abriß der Geschichte Einbecks. Einbeck, Ehlers. 1 M.

Müller A., Frankenstein im dreißigjährigen Kriege. I. Vom Dresdener Akkord bis zum Prager Frieden. 1621—1635. Programm. Frankenstein.

Trinius A., Aus der Chronik der Gemeinde Gabelbach. Berlin, Fischer & Franke. 4 M.

Dietler S. O. S. D., Gebweiler Chronik, zum 1. Male vollständig herausgegeben von J. von Schlumberger. Gebweiler, Boltze. 8 M.

Probst J., Geschichte der Stadt und Festung Germersheim. Speyer (Jäger). 6 M.

Wetzold, Beiträge zur Geschichte der Stadt Görlitz im 1. und 2. Schlesischen Kriege. Programm. Görlitz.

Schaffner S., Aus Gumperdas Vergangenheit. Programm. Gumperda.

Kalt H., Hamburgs Kampf um die Reformation 1517—1561. II. 1530—1561. Programm. Hamburg.

Dreesen J., Köln im tollen Jahr 1848. Köln, Schmitz. 1 M.

Danneil F., Beitrag zur Geschichte des magdeburgischen Bauernstandes 2. (allgemeiner) Teil: Geschichte des magdeburgischen Bauernstandes in seinen Beziehungen zu den anderen Ständen bis zum Ende des Erzstifts im Jahre 1680. Zur niedersächsischen Kultur- und Kirchengeschichte. Halle, Kaemmerer & Co. 9 M.

Doeppen R., Des Bürgermeisters Samuel Wilhelmi Marienburgische Chronik 1696—1726. II. Programm. Marienburg.

Hellinghaus C., Die letzte Pestepidemie in Münster (1666—1667) und ihre Bekämpfung durch Bischof Christoph Bernard von Galen. Programm. Münster.

Herrmann M., Die Reception des Humanismus in Nürnberg. Berlin, Weidmann. 2.80 M.

Winckler A., Poetische Erinnerungen an Bad Steben aus drei Jahrhunderten. Hof, Thelemann. 50 Pf.

Hermes C. W., Wismar, ein Standbild von der Ostsee. Wismar, Hinstorff. 1 M.

Familien. Petersen A., Chronik der Familie Petersen. II. Teil. München, Lehmann. 6 M.

Geschichte des Schleinitzschen Geschlechts von einem Mitgliede des Geschlechts. Berlin, Eisenschmidt. 20 M.

Archiv der Familie von Stackelberg. I. Band. Quellen aus dem Majoratsarchiv zu Ifenhof, nebst einem Anhang. St. Petersburg (Reval, Kluge). 3.50 M.

Personen. Poschinger H. von, Fürst Bismarck und der Bundesrat. 4. Band: Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1878—1881). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M.

Falk J., Geheimes Tagebuch oder Mein Leben vor Gott. 1. Teil 1818—1820. Herausgegeben von S. Schultze. Halle, Kaemmerer & Co. 1.50 M.

Philippson M., Max von Forckenbeck. Ein Lebensbild. (Männer der Zeit. Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. Herausgegeben von G. Diercks. VI.) Dresden, Reißner. 4 M.

Pigge H., Die Toleranzanschauungen Friedrichs des Großen. Nebst Anhang: Friedrichs des Großen Stellung zu den gemischten Ehen. Dissertation. München 1897.

Rhull F., Des Ritters Hans von Hirnheim Reisetagebuch aus dem Jahre 1569. (Schluß.) Programm. Graz 1897.

Parisius L., Leopold Freiherr von Hoverbeck (geboren 1822, gestorben 1875). Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. 2. Teil. 1. Abteilung: Verfassungskampf und budgetloses Regiment. Von 1862 bis zum dänischen Kriege. Berlin, Guttentag. 3.50 M.

Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Österreich und Anton Graf von Prokesch-Osten. Nebst Auszügen aus den Tagebuchblättern des Erzherzogs Johann über seinen Aufenthalt in Athen im November 1837. Mit Anmerkungen, Erläuterungen, Aktenstücken herausgegeben von A. Schlossar. Stuttgart, Bonz & Co. 6 M.

Dieser wertvolle Briefwechsel zerfällt seinem wesentlichen Inhalt nach in zwei Teile. Die größere Hälfte dreht sich um die Zustände Griechenlands in den Jahren 1837—1847, an denen Erzherzog Johann seit seiner griechischen Reise (1837) leidenschaftlichen Anteil nahm und über die ihm Prokesch als österreichischer Gesandter in Athen regelmäßige eingehende Berichte zukommen ließ. Zur Ergänzung dieses Teiles der Briefe dienen die im Anhang mitgeteilten Tagebuchaufzeichnungen des Erzherzogs über seinen Aufenthalt in Athen mit einer scharfsinnigen Charakteristik des Königs Otto. — Der zweite für uns wichtigere Teil des Briefwechsels umfaßt die Briefe des Erzherzogs aus der Zeit seines Frankfurter Aufenthalts in den Jahren 1848 und 1849 und die gleichzeitigen Berichte

Prokeschs über seine Mission in Berlin. Schritt für Schritt verfolgen wir in diesen verzweifelten Briefen den Leidensweg, den der machtlose, auf verlorenen Posten gestellte Reichsverweser gehen mußte, und jede Charakteristik des Prinzen wird in Zukunft darauf aufgebaut werden müssen. Er ist von der Größe und Schwierigkeit seiner Aufgabe überzeugt: „Mit siebenundsechzig Jahren war es meine Absicht, mich auf meine Besitzungen zurückzuziehen und in der Steiermark und Tirol abzuleben, und jetzt soll ich etwas ausführen, was einzig in der Geschichte ist. Wir werden sehen, fest ist mein Vorsatz, ehrlich meine Wille, aber Schwierigkeiten in Menge, denn es muß manches Alte vergessen und ein neues, einfaches Gebäude aufgebaut werden; das passende und feste Band zu ziehen, um alle Teile zu binden, da liegt die Schwierigkeit. Opfer müssen dem Vaterland gebracht werden. Deutschland ist im Besitze eines großen Teiles der Alpen, in diesen entspringen seine Flüsse, und was auf deutschem Boden entspringt, soll auch an seinen Mündungen frei sein, deutsch oder deutsch verwandt. Klar liegt vor meinen Augen die Aufgabe, sie ist so groß, daß ich dieselbe nicht aussprechen will; gelingt es, dieselbe zu lösen, so dürfte eine konservative Macht entstehen im Mittelpunkt Europas, trennend den Westen vom Osten, voll Kraft und Selbstständigkeit, deren Wort entscheidend ist“ (S. 221). Ohne persönlichen Ehrgeiz führt er diese Aufgaben durch: „Ich habe nie an der Krankheit des Ehrgeizes gelitten, ich werde nie eine Krone annehmen, sondern will in und für das Volk leben, wie bisher für die Menschheit wirken; daher — ist hier meine Aufgabe einmal gelöset, dann kehre ich in mein Vaterland zurück und lebe dort zurückgezogen .... Was ich werde gebauet haben, dies soll dann ein Jüngerer und Kräftigerer fortführen. Welcher? Dies wird sich zeigen. Ich wünschte einen Österreicher, wenn nicht, den besten unter den Lebenden hohen Geschlechtes in Deutschland“ (S. 223). Um so tiefer kränkt es ihn, daß er von den Regierungen im Stiche gelassen und förmlich aufgeopfert wird. Dieser Teil der Briefe wird in den Anmerkungen durch den Abdruck der von Stüve und Wangenheim unterzeichneten Protestation gegen den preußischen Verfassungsentwurf (Berlin, 1. Juni 1849, S. 400) und des hannoverschen Entwurfs S. 419 f. ergänzt. – Der ganze Briefwechsel zeigt den wirklich aufgeklärten freisinnigen Fürsten in glänzendem Licht. Seine Äußerungen über das Verhältnis zwischen Fürst und Volk (z. B. S. 125), über den Einfluß der Umgebung auf den Fürsten (S. 157), über die „knechtliche“ Arbeit des Cercleshaltens (S. 257); die wiederholten Darlegungen, wie er sich als König von Griechenland unter gleichen Umständen benommen hätte, die stete Versicherung seiner unveränderlichen Gesinnung gegen den befreundeten König (z. B. S. 181: „ich habe mich nicht geändert, meine Berge, die auch unverändert stehen, lassen so etwas nicht zu“); seine verständige Auffassung der neuen Zeit (z. B. S. 205 über die Eisenbahnen), alles das gereicht ihm zur höchsten Ehre. Selbstverständlich legen diese Blätter auch wieder Zeugnis ab für seine unermüdliche Sorge um das geistige und materielle Wohl seiner vielgeliebten Alpenländer. Dagegen sind litterarische Interessen darin fast gar nicht berührt (S. 147 eine Äußerung über den Stil der Walhalla-Inschriften; S. 159 eine Beschreibung der Feier zur Erinnerung an die Verleihung des Maria Theresien-Ordens an Erzherzog Karl, die von Grillparzer und Lenau besungen worden ist). A. S.

Brandenburg E., Moritz von Sachsen. 1. Band: Bis zur Wittenberger Kapitulation (1547). Leipzig, Teubner. 12 M.

Feilchenfeld L., Rabbi Josel von Rosheim. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Deutschland im Reformationszeitalter. Straßburg, Heitz. 4 M.

[Freiherr Juncker von Ober-Conreut], Im Polenaufruhr 1846/48. Aus den Papieren eines Landrats. Gotha, Perthes. 4 M.

Diepenbrock M. von, Zum Andenken an Alfred Stolberg, des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn (Frankfurter zeitgemäße Broschüren,

herausgegeben von J. M. Raich. 18. Band. 10. Heft.) Frankfurt a. M., Kreuter 50 Pf.

Vormeng K., Lehr und Wanderjahre eines jungen Arztes. Berlin, Borngeß & Reimarus. 4 M.

Briefwechsel zwischen Carl von Winterfeld und Eduard Krüger. Nach den Originalen mitgeteilt und mit einer Einleitung versehen von A. Prüfer. Leipzig, Seemann. 4 M.

Kirchengeschichte. Theologie.

Allgemeines. Hardeland A., Geschichte der speciellen Seelsorge in der vorreformatorischen Kirche und der Kirche der Reformation. II. Hälfte. Berlin, Reuther & Reichard. 7 M.

Gennerich P., Der Kampf um die Schrift in der deutsch-evangelischen Kirche des 19. Jahrhunderts. Berlin, Reuther & Reichard. 2.60 M.

Landschaften und Orte. Nater J., Geschichte von Aadorf und Umgebung, umfassend die evangelischen Kirchengemeinden Aadorf und Wängi Stettfurt als Filialen, Matzingen und Aawangen, die katholischen Kirchengemeinden Aadorf und Tänikon, sowie das Kloster Tänikon und die umliegenden Burgen. Herausgegeben von der Bürgergemeinde Aadorf. Frauenfeld, Huber. 6.70 M.

Gebauer J., Zur Geschichte der Reformation im Bistum Brandenburg. Programm. Brandenburg.

Janetschek Clem. d'Elvidio O. S. A., Das Augustiner Eremitenstift St. Thomas in Brünn mit steter Bezugnahme auf die Klöster desselben Ordens in Mähren. 1. Band. Brünn, Winiker. 8 M.

Hartung O., Geschichte der reformierten Stadt und Kathedralkirche zu St. Jacob in Cöthen. Cöthen, O. Schulze. 2.25 M.

Pyl Th., Geschichte der Greifswalder Kirchen. Nachträge. 1. Heft, nach den Kirchenrechnungen herausgegeben. Greifswald, Abel. 1.20 M.

Deißmann A., Briefe eines Herborner Classicus aus den Jahren 1605 und 1606. (Denkschrift des königlich preußischen evangelisch theologischen Seminars zu Herborn für die Jahre 1893–1897.) Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolportagevereins.

Buchwald G., Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Kitzingen. Aus den Urkunden erzählt. Leipzig, B. Richter. 1.50 M.

Klemm A., Die Stadtkirche zu Sulz am Neckar. Geschichte und Beschreibung derselben. Nebst Beiträgen zu einer Geschichte der Stadt. (Aus „Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde".) Stuttgart, Kohlhammer.

Familien. Kell H. R., Das Haus Kell. Vier Jahrhunderte einer fränkisch-sächsischen Pfarrerfamilie. Als Handschrift gedruckt. 1. Heft. Plauen, Kell. 2 M.

Personen. Kröß A. S. J., Der sel. Petrus Canisius in Österreich. Wien, Mayer & Co. 3.80 M.

Spahn M., Johannes Cochläus. Ein Lebensbild aus der Zeit der Kirchenspaltung. Berlin, Dames. 1.60 M.

Kropatschek F., Johannes Dölsch aus Feldkirch, Professor in Wittenberg. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte in ihren Anfängen. Dissertation. Greifswald, Abel. 1.50 M.

Wächtler A., A. H. Francke als Pastor zu St. Ulrich 1715—1727. Festschrift der St. Ulrichsgemeinde in Halle zu der 200jährigen Jubelfeier der Francke'schen Stiftungen. Halle, Niemeyer. 1.20 M.

Otto E., Die Schriften des ersten kursächsischen Oberhofpredigers Höe von Höenegg, kritisch gesammelt und geordnet. Dissertation. Leipzig.

Zur Erinnerung an den k. Dekan und Hauptprediger Karl Klein in Nördlingen, Verfasser der „Fröschweiler Chronik", geboren am 31. Mai 1838 zu Hirschland in Lothringen, gestorben am 29. April 1898 zu Kaufbeuren. Nördlingen, Beck. 60 Pf.

Fricke Friederike, Luthers kleiner Katechismus in seiner Einwirkung auf die katechetische Litteratur des Reformationsjahrhunderts. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 5 M.

Seitz O., Die theologische Entwicklung des Urbanus Rhegius, speziell sein Verhältnis zu Luther und zu Zwingli, in den Jahren 1521—1523. Dissertation. Halle.

Bleek H., Die Grundlagen der Christologie Schleiermachers. Die Entwicklung der Anschauungsweise Schleiermachers bis zur Glaubenslehre, mit besonderer Rücksicht auf seine Christologie dargestellt. Freiburg i. B., Mohr. 3.60 M.

Buchdruck. Buchhandel. Publicistik.

Heitz P., Die Kölner Büchermarken bis Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit Nachrichten über die Drucker von O. Zarotsky. (Die Büchermarken oder Buchdrucker- und Verlegerzeichen. 6. Band.) Straßburg, Heitz. 35 M.

Kalemkiar Gr., Eine Skizze der litterarisch typographischen Thätigkeit der Mechitharisten-Kongregation in Wien aus Anlaß des 50jährigen Regierungs-Jubiläums Sr. k. u. k. Apostolischen Majestät Kaiser Franz Joseph I. Wien, H. Kirsch. 3.60 M.

Brandis W., Rechtsschutz der Zeitungs- und Büchertitel. Ein Beitrag zur ungenügenden Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs durch die Gerichte Berlin, Lipperheide. 1 M.

Fuchs E., 1848 in der Karikatur. München, Ernst. 2.50 M.

Der Kladderadatsch und seine Leute 1848—1898. Ein Kulturbild. Berlin, A. Hofmann & Co. 5 M.

Inhalt: I. Die litterarisch-politische Bewegung in Deutschland, vornehmlich in Berlin, während der 40er Jahre. — II. Schwartz A., Die Geschichte des Kladderadatsch 1848—1898. — III. Die „Gelehrten" des Kladderadatsch 1848—1898 (D. Kalisch, W. Scholz, E. Dohm, R. Löwenstein, J. Trojan, W. Polstorff, P. Roland, G. Brandt, L. Stutz). — IV. Die „Gelehrten" im Verkehr untereinander und im Leben. Nach den Mitteilungen vertrauter Freunde.

„Im tollen Jahr" Erster Jahrgang des Kladderadatsch 1848. Nach 50 Jahren neu herausgegeben mit Anmerkungen und Erläuterungen. Berlin, A. Hofmann & Comp.

Bibliothekswesen.

Verzeichnis von Privat Bibliotheken. III. Deutschland. Leipzig, Hedeler. 10 M.

Leimbach G., Katalog der Bibliothek der fürstlichen Realschule zu Arnstadt. Programm.

Heusler A., Geschichte der öffentlichen Bibliothek der Universität Basel. Programm. Basel.

Wenck A., Das Ratsarchiv zu Borna bis 1600. II. Urkunden. Festschrift. Borna

Gurnik A., Die Urkunden des Stadt-Archivs zu Frankfurt a. O. IV. (1602—1722). Programm. Frankfurt.

Katalog der Bibliothek des Baron Brukenthalschen Museums in Hermannstadt. Herausgegeben im Auftrage des Kuratoriums. 2. Heft. Hermannstadt, Krafft. 2 M.

Kunzer O., Katalog der Leopold-Sophien-Bibliothek der ehemaligen freien Reichsstadt Ueberlingen a. B. Ueberlingen, Feyel. 2 M.

Buttmann R., Geschichte der Gymnasialbibliothek zu Zweibrücken. Programm Zweibrücken, F. Lehmann. 80 Pf.

Geschichte der Musik und des Theaters.

Musik. Graf M., Deutsche Musik im 19. Jahrhundert (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Band 5.) Berlin, Cronbach. 1.50 M.

Denkert L., Der Einfluß des Volksliedes auf den evangelischen Choralgesang zur Zeit der Reformation. Programm. Kiel.

Oberhey Ch., Die Lieder des braunschweigischen Gesangbuches hinsichtlich ihrer Entstehung und Gestaltung der Reihe nach beschrieben. Zweiter Beitrag zur Geschichte der Gesangbuchsreform im vorigen Jahrhundert. Braunschweig, J. H. Meyer. 1.50 M.

Zelle F., Geschichte des Chorals: Komm, heiliger Geist, Herre Gott. Programm. Berlin.

Jenkner F., Zur Jahrhundertfeier der österreichischen Volkshymne. Programm. Teschen 1897.

Gesammelte Aufsätze über Hugo Wolf. Mit einem Vorwort von H. Bahr. Herausgeber: Hugo Wolf-Verein in Wien. Berlin, S. Fischer. 1 M.

Theater. Ferenczy Z., Geschichte des Theaters in Klausenburg. (In ungarischer Sprache.) Klausenburg, Aitai 1897.

Weilen A. von, Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater. (Die Theater Wiens. Erster Band.) 3. Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Inhalt: III. Das Theater am Kaiserhofe. 1. Die Entwicklung der Musikkapelle von Maximilian I. bis zu Ferdinand III. Ausländische und deutsche Wandertruppen am österreichischen Hofe. (Schluß.) 2. Die italienische Oper und ihre Zeit.

Kunstgeschichte.

Allgemeines. Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Enzyklopädie des deutschen Geisteslebens in biographischen Skizzen. 1. Band. Die bildenden Künstler. (Deutsches Künstler-Lexikon der Gegenwart in biographischen Skizzen. Auf Grund persönlicher Einsendungen bearbeitet.) Leipzig, Röder. 11 M.

Rosner K., Die dekorative Kunst im 19. Jahrhundert. Ein Stück Kunstgeschichte. (Am Ende des Jahrhunderts. Rückschau auf 100 Jahre geistiger Entwicklung. Band 6.) Berlin, Cronbach. 1.50 M.

Lessing J., Das Moderne in der Kunst. Vortrag. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Vorträge und Abhandlungen, herausgegeben von der volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. 157. Heft.) Berlin, Simion. 1 M.

Landschaften. Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Beschreibende Statistik, herausgegeben von F. X. Kraus. 4. Band. Kreis Mosbach. 1. Abteilung. Freiburg i. B., Mohr. 10.50 M.

Inhalt: Oechelhäuser A. von, Die Kunstdenkmäler des Amtbezirks Tauberbischofsheim (Kreis Mosbach).

Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, im Auftrage des Prov.-Verbandes herausgegeben von P. Clemen. 4. Band. 2. Abteilung Düsseldorf, Schwann. 5 M.

Polaczek E., Die Kunstdenkmäler des Kreises Rheinbach.

Boetticher A., Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. 8. Heft. Aus der Kulturgeschichte Ostpreußens. Nachträge Königsberg, Teichert. 3 M.

Heise J., Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen. 11. Heft Kreis Marienwerder östlich der Weichsel. Danzig, Bertling. 6 M.

Städte. (Daelen E.), Aus der Geschichte des Künstlervereins „Malkasten". Zur Jubelfeier seines 50jährigen Bestehens. Düsseldorf, Schmitz & Olbertz. 8.50 M.

Frimmel Th. von, Galeriestudien. (3. Folge der kleinen Galeriestudien.) Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen. 1. Band. 2. Lieferung. Die kaiserliche Gemäldesammlung. Leipzig, G. H. Meyer. 7.50 M.

Künstler. Hahn E., Kupferstecher Carl Arnold Gonzenbach (Lebensabriß — Briefe — Werke). Jahresberichte des Präsidenten und des Konservators über die Thätigkeit des Kunstvereins St. Gallen in den Jahren 1896 und 1897. St. Gallen, Fehr. 2.40 M.

Brandt G., Hans Gudewerdt. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte Schleswig-Holsteins. Leipzig, Seemann. 16 M.

Pietschker C., Carl Gussow und der Naturalismus in Deutschland. Kunstgeschichtliche Streitschrift. Berlin, Mitscher & Röstell. 4 M.

Gerland O., Werner Henschel. Ein Bildhauer aus der Zeit der Romantik. Leipzig, Seemann & Co. 5 M.

Adelmann K., Über Riemenschneider. Eine vorläufige Mitteilung. Würzburg, Bauer. 80 Pf.

Geschichte der Philosophie.

Allgemeines. Dräseke J., Zum Streit über die Mitteldinge im 17. und 18. Jahrhundert. Festschrift. Wandsbeck.

Philosophen. Wernicke A., Meister Jacob Böhme. Ein Beitrag zur Frage des nationalen Humanismus. Programm. Braunschweig.

Fischer Kuno, Geschichte der neuern Philosophie. Jubiläumsausgabe. 8. Band. 1. Lieferung Hegels Leben, Werke und Lehre. 1. Lieferung. Heidelberg, Winter. 3.60 M.

Kant. Brockdorff Baron C. von, Kants Teleologie. Dissertation. Kiel, Gnevkow & von Gellhorn. 1.20 M.

Hacks J., Über Kants synthetische Urteile a priori. III. Programm. Kattowitz.

Nolte F., Über das Verhältnis von Sinnlichkeit und Denken in Kants Terminologie Programm. Northeim

Schade R., Kants Raumtheorie und die Physiologie. Dissertation. Königsberg.

Schneider E., Begriff und Arten des Apriori in der theoretischen Philosophie Kants. Dissertation. Halle.

Schulze Johann, Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Im Gewande der Gegenwart herausgegeben von R. C. Hasserburg. Jena, Maßmann. 2.50 M.

Nietzsche. Friedrich R., Nietzsche-Kultus. Konferenz-Vortrag. (Aus: „Neues sächsisches Kirchenblatt".) Leipzig, Wigand. 40 Pf.

Knory K., Friedrich Nietzsche und sein Übermensch. Zürich, Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz.

Hartmann F., Grundriß der Lehren des Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Von religionswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Leipzig, Friedrich. 3 M.

Rothenberger Ch., Pestalozzi als Philosoph. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von L. Stein. 11. Band.) Bern, Steiger & Co. 1.75 M.

Scherer K. Ch., Das Tier in der Philosophie des Herman Samuel Reimarus. Ein Beitrag zur Geschichte der vergleichenden Psychologie. Würzburg, Göbel. 2.50 M.

Geschichte der Pädagogik und des Unterrichtswesens.

Allgemeines. Schmid K. A., Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern. Fortgeführt von Georg Schmid IV. Band. 2. Abteilung. 2. (Schluß-)Lieferung. Stuttgart, Cotta. 18 M.

Mery G., Die Pädagogik der Jesuiten, nach den Quellen von der ältesten bis in die neueste Zeit dargestellt. Heidelberg, Winter. 4 M.

Donsbach K., Zur Geschichte der Erziehung des Adels im 17. Jahrhundert. Programm. Prüm.

Czilchert K., Zum Religionsunterricht im Zeitalter der Aufklärung. Dissertation. Leipzig.

Kaufmann G., Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19 Jahrhundert. Leipzig, Hirzel.

S. 37 ff. Beilagen: Rede König Georgs V. bei der Einweihung des neuen Auditoriengebäudes der Universität Göttingen am 27. April 1865. — Schreiben des Senates der Universität Breslau an Professor Fr. Haase 1844. — Schreiben des außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten an den Senat der Universität Breslau am 7. Januar 1834 in Bezug auf die Ehrenpromotionen.

Wohlrabe, Der Lehrer in der Litteratur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes. 1. und 2. Auflage. Freiburg i. B., P. Waetzel. 6 M.

Landschaften und Orte. Detleffsen T., Geschichte des königlichen Gymnasiums zu Glückstadt. Programm. Glückstadt.

Zernecke A., Die Hadersleb ener Gelehrtenschule vor 100 Jahren. Programm. Hadersleben.

Ballenholl J., Fortsetzung der Geschichte des Kollegium und Gymnasium Josephinum vom Jahre 1643—1773, im Anschlusse an das Programm der Anstalt vom Jahre 1867/68. Programm. Hildesheim.

Königsberg. Zippel G., Geschichte des königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg Pr. 1698—1898. Königsberg, Koch. 3 M.

Ellendt G., Lehrer und Abiturienten des königlichen Friedrichs-Kollegiums zu Königsberg Pr. 1698—1898. Königsberg, Koch. 1 M.

Zesch M., Die geschichtliche Entwicklung des Leisniger Stadtschulwesens bis zur Wende des 16. Jahrhunderts. Beitrag zu einer sächsischen Schulgeschichte nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Dissertation. Leipzig.

Diebow P., Zur Geschichte des Schulwesens Oschersle bens. Programm. Oschersleben.

Detten G. von, Die Domschule der alten Bischofsstadt Münster in Westfalen. (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. 18 Band. Heft 9.) Frankfurt a. M., Kreuer. 50 Pf.

Müller J., Zur Geschichte der Provinzialschule in Saalfeld, Ostpreußen. Programm. Osterode.

Sachsen. Nebel P., Der evangelische Religionsunterricht auf den höheren Schulen des jetzigen Königreich Sachsen im 16. Jahrhundert. Dissertation. Leipzig, Fock. 2 M.

Starke R., Die Geschichte des mathematischen Unterrichts in den höheren Lehranstalten Sachsens von 1700 bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Programm. Chemnitz

Heymach F., Geschichte des Weilburger Gymnasiums 1540—1817. Programm. Weilburg.

Reiper Ph., Neue urkundliche Beiträge zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im früheren Herzogtum Zweibrücken, insbesondere des Zweibrücker Gymnasiums. Programm. Zweibrücken.

Universitäten. Denkschrift der aus dem Verbande der Universität Freiburg in der Schweiz ausscheidenden reichsdeutschen Professoren. München, Akademischer Verlag. 90 Pf.

Schneider G. H., Die Burschenschaft Germania zu Jena. Jena, Costenoble. 20 M.

Friedberg E., Die Universität Leipzig in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, Veit & Co. 3.50 M.

Dilich W., Urbs et academia Marpurgensis succincte descripta et typis efformata. Supplementum editionis Caesarianeae: Professorum Marpurgensium icones a W. Dilichio delineatas ed. F. Justi. Marburg, Elwert 2.50 M.

Klette Th., Johannes Herrgot und Johannes Marius Philelphus in Turin 1454. 1455. Ein Beitrag zur Geschichte der Universität Turin im 15. Jahrhundert. (Mit 10 bisher unedierten Dokumenten.) Bonn, Röhrscheid & Ebbecke. 2 M.

Hartl und K. Schrauf, Jos. Ritter von Aschbachs Geschichte der Wiener Universität Nachträge zum 3. Bande. Die Wiener Universität und ihre Gelehrten 1520—1565. Herausgegeben von der k. k. Universität in Wien. 1. Band. 1. Hälfte. Wien, Hölder. 6 M.

Haupt H., Die alte Würzburger Burschenschaft 1817—1833. Ein Beitrag zur Universitätsgeschichte in der Reaktionszeit. Würzburg, Stahel. 2 M.

Personen. Abraham F., Franz Theodor Bach. Gedächtnisrede. Berlin, Gaertner. 1 M.

Zitkovsky, Nachruf an Professor Ludwig Blume. Programm. Akademisches Gymnasium. Wien.

Haage R., Briefe und Reden des Direktors des Johanneums Dr. Karl Haage aus den Jahren 1823—1842 nebst einem Abriß seines Lebens. Programm. Lüneburg.

Muzik H., J. J. S. Ritter von Hauers Symbola heroica, moralia critica nobili iuventuti consecrata. Programm. Wien.

Schubert R., Herbarts didaktische Anschauungen und die Interpretationen der Konzentrationsidee. Dissertation. Leipzig.

Splett F., Josephus von Hohenzollern, der letzte Abt von Oliva. Eine pädagogisch-historische Studie. Danzig, Barth. 1.25 M.

Kleinschmid A., Karl Kehr (Große Erzieher. Eine Darstellung der neueren Pädagogik in Biographien. 3. Band). Leipzig, Voigtländer. 1.25 M.

Scheid R., S. J., Der Jesuit Jakob Masen, ein Schulmann und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts. (Schriften der Görres Gesellschaft 1898, I.) Köln, Bachem. 1.50 M.

Stoy. Karl Volkmar Stoys kleinere Schriften und Aufsätze. Mit einer Einleitung von K. Andrea herausgegeben von H. Stoy. 1. Band. Leipzig, Engelmann. 6 M.

Mollberg A., Bilder aus dem Leben einer Volksschule. Zur Erinnerung an Karl Volkmar Stoy und seine Johann Friedrich-Schule. Jena, Fromman. 1.20 M.
Stier R., Das pädagogische Seminar und die Johann-Friedrich-Schule in Jena unter Professor Volkmar Stoy. Festgabe zu der Feier der Enthüllung des Stoy-Denkmals. Berlin, Oehmigke. 40 Pf.

Die deutsche Litteratur in der Schule.

Klee G., Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. 3. Auflage. Berlin, Bondi. 1.50 M.
Zipper A, Geschichte der deutschen Litteratur als Abriß und Repetitorium für Schüler österreichisch-ungarischer Lehranstalten. 2. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zloczów. Wien, Schworella & Heid. 2 M.
Kory F., Deutsche Nationallitteratur auf der Unterstufe des Gymnasiums. Programm. Neunkirchen.
Franz R, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen. Hilfsbuch zur dramatischen Lektüre. 2. Auflage. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 4.50 M
Schilling G, Dramaturgische Propädeutik im Anschlusse an Lessings „Hamburgische Dramaturgie" für den Unterricht in Gymnasialprima bearbeitet. III. Programm. Züllichau.
Steuding H., Die Behandlung der deutschen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnasiums, an den Hauptwerken Goethes erläutert. Leipzig, Seemann. 80 Pf.
Scheich R., Über Grillparzers Dramen als Schullektüre. Programm. Mähr.-Weißkirchen.

Stoffgeschichte.

Botermans A. J., Die hystorie van die seven wijse mannen van romen. Mit einer Textausgabe. Haarlem, Bohns Erben.
Schwartz R., Esther im deutschen und neulateinischen Drama des Reformationszeitalters Eine litterarhistorische Untersuchung. 2. Auflage. Oldenburg, Schulze. 4 M.
Tille A., Die Faustsplitter in der Litteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts, nach den ältesten Quellen herausgegeben. 1. Heft. (Faustbücherei. Neudrucke zur Geschichte der Faustsage herausgegeben von A. Tille. I. Band. 1. Heft.) Weimar, Felber. 5 M.
Meyer Erich, Benjamin Constants „Wallenstein". Programm. Weimar

---

Volkskunde.

Allgemeines. Hottenroth F., Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom 16. Jahrhundert an bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Volkstrachten aus Süd- und Südwest-Deutschland. Schluß-Abteilung. Frankfurt a. M., Keller. 20 M.
Hüser, Beiträge zur Volkskunde II. Programm. Warburg.
Müllenhoff K., Die Natur im Volksmunde. Berlin, Weidmann. 1.60 M

Landschaften. Badisches Sagenbuch. I. Abteilung. Sagen des Bodensees, des oberen Rheinthals und der Waldstätte. (Neue Ausgabe.) 1. Lieferung. Freiburg i. B., Waibel. 50 Pf.

Tschernich Fr., Deutsche Volksnamen der Pflanzen aus dem nördlichen Böhmen. Programm. Wien, Akademisches Gymnasium.

Freytag E. R, Sachsens geschichtlich-geographische Sprichwörter und geflügelte Worte. Leipzig, E. Wunderlich. 1.60 M.

Bechstein L., Thüringer Sagenbuch. 3. Auflage von M. Berbig. Dresden, C. A. Koch. 3.50 M

Marterl, Votivtafeln, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Hausspräche, Armeseelenbilder in Tirol, Vorarlberg, Bayr. Wald, Vorgebirge und Altbayrischen. Gesammelt von mehreren Touristen. Regensburg, Stahl. 30 Pf.

Neuhochdeutsche Schriftsprache. Mundarten. Metrik.

Paul H., Prinzipien der Sprachgeschichte. 3. Auflage. Halle, Niemeyer. 9 M.

Contze H., Über den Gebrauch des Pronomens „derselbe" mit besonderer Rücksicht auf die von Wustmann „Allerhand Sprachdummheiten" erhobenen Bedenken. Programm. Herford.

Erdmann O., Grundzüge der deutschen Syntax, nach ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt 2. Abteilung. Die Formationen des Nomens (Genus, Numerus, Casus) von O. Mensing. Stuttgart, Cotta. 6.50 M.

Grimm J., Deutsche Grammatik. 4. Teil. Neuer Abdruck. 2. Hälfte. Besorgt durch G. Roethe und E. Schroeder. Gütersloh, Bertelsmann. 12 M.

Liebich B., Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes deutschem Wörterbuch bearbeitet. 1. Teil. Breslau, Preuß & Jünger. 2 M.

Thudichum F., Die Rechtssprache in Grimms Wörterbuch Anhang: Beschirmung gegen Übelwollende. Stuttgart, Frommann. 1.20 M.

Trapet A., Deutsche Sprache, deutsches Leben. Gießen, Münchow. 50 Pf.

Tümpel H., Niederdeutsche Studien. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 3 M.

Göpfert, Clauberstudien. I. Claubers Verdienste um die Förderung der deutschen Sprache und seine Ansicht über die philosophischen Vorzüge derselben. Programm. Meiningen.

Wörterbücher. Fuchs P. J., Deutsches Wörterbuch auf etymologischer Grundlage, mit Berücksichtigung wichtigerer Mundart- und Fremdwörter, sowie vieler Eigennamen. Stuttgart, Hobbing und Büchle. 3.75 M.

Deutsches Wörterbuch von J. Grimm und W. Grimm. Leipzig, Hirzel.

Vierten Bandes erste Abteilung. III. Teil. Erste Lieferung. Getreide — Gevatter. Bearbeitet von H. Wunderlich.

Neunten Bandes dreizehnte Lieferung. Schwarz — Schwellen. Bearbeitet unter Leitung von M. Heyne.

Gutzeit W. von, Wörterschatz der deutschen Sprache Livlands. Schildbar — Schwartbrett. geschwillen — Getreibe. verpfälen — verschänken. Nachträge zu A—B. Riga, Kymmel. 3 M.

Kluge F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. Auflage. 1. Lieferung Straßburg, Trübner. 1 M.

Mundarten. Flex R., Beiträge zur Erforschung der Eisenacher Mundart. II. Zur Flexion. Programm. Eisenach.

Mentz R., Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. II. Programm. Delitzsch.

Schmidt F. G. G., Die Rieser Mundart. München, Lindauer. 1 M.

Namen. Burckas, Die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung. III. Programm. Ohrdruf.

Metrik. Meyer E. A., Beiträge zur deutschen Metrik. Dissertation. Marburg.
Lewis Ch. M., The foreign sources of modern English versification. With especial reference to the socalled iambic lines of 8 and 10 syllabes. Dissertation der Yall University. Berlin, Mayer & Müller. 2.50 M.

16. und 17. Jahrhundert.

Rouſtan L., De N. Frischlini comoediis latine scriptis quid sit proprium, quid germanicum, thesim proponebat L. R. Versailles, Paris, Cerf.
Gerhardt Paulus, Gedichte. Herausgegeben von A. Ebeling. Hannover, Hahn. 2 M.
Murner, An den Adel. Herausgegeben von E. Voß, Halle, Niemeyer. 60 Pf.
Ebner Th, Friedrich von Spee und die Hexenprozeſſe ſeiner Zeit. (Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge. 291. Heft.) Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei 1 M

---

18. Jahrhundert.

Hindrichſon G., Brockes und das Amt Ritzebüttel 1735—1741. II. Programm Cuxhaven (Hamburg, Herold).
Türk M., Friedrichs des Großen Dichtungen im Urteile des 18. Jahrhunderts. 2. Teil. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.
Coym J., Gellerts Luſtſpiele. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Luſtſpiels. Diſſertation. Berlin.
Goethe. Becker H., Goethe als Geograph (Fortſetzung). Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.
Bréal M., Deux études sur Goethe. Un officier de l'ancienne France. Les personnages originaux de la „Fille naturelle". Paris, Hachette. 3 Frcs.
Carel G., Voltaire und Goethe als Dramatiker II. Ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte. Programm. Berlin, Gaertner. 1 M.
Möbius P. J., Ueber das Pathologiſche bei Goethe. Leipzig, Barth. 2.40 M.
Morris M., Goethe-Studien. 2. Band. Berlin, Skopnik. 3 M.

1. Herzogin Luiſe von Weimar in Goethes Dichtung. 2. Chriſtiane Vulpius in Goethes Dichtung. 3 Die Fauſt-Paralipomena. 4. Weiteres zu den Weisſagungen des Bakis. 5. Miscellen.

Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna. Urkunden herausgegeben im Auftrage des Erbgroßherzogs Wilhelm Ernſt von Sachſen. Weimar, H Böhlaus Nachfolger.

Die Herausgeber ſind die Beamten des Goethe- und Schiller-Archivs: Auguſt Freienius, Carl Schüddekopf, Bernhard Suphan, Julius Wahle. Das Buch wurde vom Archiv und den Verlegern dem regierenden Großherzog zum 80. Geburtstage dargebracht, es iſt als Manuſkript in 100 Exemplaren gedruckt und nicht für den Handel beſtimmt. Inhalt: I. Goethes Dichtungen, die auf die Großfürſtin Bezug haben. II. Goethes Briefe an ſie, und Briefe der Maria Paulowna an ihn und Schillers Gattin. III Zeugniſſe gemeinſamer Thätigkeit: die freie Gewerkſchule, das Leſemuſeum. IV. Die Weimariſchen Kunſtfreunde (die

Widmungen Meyers und Goethes). V. Maria Paulowna in Äußerungen von Goethe, Schiller und Zeitgenossen. VI. Nachwirken (Auszüge aus Briefen von und über die Großfürstin nach Goethes Tod). VII. Erläuternde Beigaben. Schlußwort. Personen-Register.

Goethes Briefe an Frau Charlotte von Stein. Auswahl in 5 Büchern. Eingeleitet, erläutert und herausgegeben von H. C. Kellner. (Universal-Bibliothek Nr. 3801—3806.) Leipzig, Reklam. à 20 Pf.

Publications of the Glasgow Goethe Society. Nr. II. Goethe's Satyros and Prometheus Translated by John Gray and edited for the Society with a Literary Introduction by Alexander Tille. Glasgow, Bauermeister.

Hehn V., Über Goethes Hermann und Dorothea. Aus dessen Nachlaß herausgegeben von A. Leitzmann und Th. Schiemann. 2 Auflage. Stuttgart, Cotta. 3 M.

Düntzer E., Erläuterungen zu deutschen Klassikern. 1., 12. und 73. Bändchen. Leipzig, Wartig. à 1 M.

1. Goethes Hermann und Dorothea. 7. Auflage.
12. Goethes Egmont. 5. Auflage.
73. Goethes Lyrische Gedichte. 13. Bändchen. 3. Auflage.

Wollmann F., Zur Quellenfrage von Gotters „Erbschleichern". Programm der Staatsrealschule im I. Bezirk. Wien.

Hölderlins gesammelte Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in 2 Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von B. Litzmann. Stuttgart, Cotta. 2 M.

Hassencamp, Der Düsseldorfer Philosoph F. H. Jacobi und sein Heim in Pempelfort. Düsseldorf, Voß & Cie. 1 M.

Jacobis Besitztum zu Pempelfort ist gegenwärtig Eigentum der Düsseldorfer Künstlergesellschaft „Malkasten", der das vorliegende Schriftchen zu ihrem fünfzigjährigen Stiftungsfest gewidmet ist. Auf Grund gedruckter und ungedruckter (S. 21. 26) Briefe entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild von Jacobis Leben in Pempelfort, von seinem Familien- und Freundeskreis und verzeichnet annalistisch die zahlreichen Besuche der bedeutenderen deutschen Schriftsteller. Über Goethes erste persönliche Begegnung mit Jacobi handelt ausführlich die Anmerkung 15, S. 30.

Wittekindt W., J. Chr. Krüger als Lustspieldichter. Dissertation. Marburg.

Lessing. Dauber A., Lessings Freiheitsbegriff. Programm. Helmstedt.

Hoffmann, Erläuterungen zu Lessings Emilia Galotti. (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern für Schule und Haus. 16. Bändchen.) Leipzig, H. Beyer. 40 Pf.

Kettner G., Über den religiösen Gehalt von Lessings Nathan den Weisen. Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Franckischen Stiftungen zu Halle gewidmet von der königlichen Landesschule Pforta. Naumburg, Domrich. 60 Pf.

Mollenhauer K., Jean Paul Friedrich Richter. (Sonderabzug aus dem Encyklopädischen Handbuch der Pädagogik herausgegeben von W. Rein.) Langensalza, Beyer & Söhne.

Schiller. Borkowski H., Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele in Schillers Leben, Philosophie und Dichtung. Königsberg, Teichert. 2 M.

Zipper A., Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 5. Band. Schillers Braut von Messina. (Universalbibliothek Nr. 3812.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Planer O. und C. Reißmann, J. G. Seume. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. Leipzig, Göschen. 12 M.

Bauer Fr., Über den Einfluß Laurence Sternes auf Chr. M. Wieland. Programm des Real- und Obergymnasiums in Karlsbad (Böhmen).

Nachdem A. Mayer „Wielands Nachlaß des Diogenes von Sinope und das englische Vorbild", nämlich Sterne betrachtet hat (Programm der k. k. Staatsoberrealschule Marburg i. St. 1890), erörtert Bauer verständig das Gesamtverhältnis Wielands zu Sterne; besonders dessen Einfluß auf die Beiträge zur Geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens und wieder auf die Dialoge des Diogenes inhaltlich und formal. Die Erkenntnis der Einwirkung ist wesentlich gefördert. B. S.

Justi C., Winckelmann und seine Zeitgenossen. 2. Auflage. 1. Band. Winckelmann in Deutschland. Leipzig, Vogel. 12 M.

---

19. Jahrhundert.

Brandes G., L. Börne und H. Heine. 2. Auflage. Leipzig, Barsdorf. 2.50 M.

Annette Freiin von Droste-Hülshoffs gesammelte Schriften in 3 Bänden. Mit Einleitung von Levin Schücking. 1. Band. (Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur 296.) Stuttgart, Cotta. 1 M.

Heller S., Eichendorffs Einfluß auf Heines Lyrik. Programm. Lemberg. 1897.

Fontane Th., Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Berlin, Fontane & Co. 8 M.

Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne. Leipzig, G. H. Meyer. 1 M.

Einer der begabteren österreichischen Lyriker des Vormärz, der seine Gedichte unter dem Pseudonym Justus Frey veröffentlichte, wird hier durch die Pietät seines Sohnes (Adalbert Jeitteles in Graz) zu neuem Leben auferweckt. Andreas Ludwig Jeitteles, geboren am 21. November 1799 in Prag, siedelte 1825 als praktischer Arzt nach Wien über, ließ sich 1828 taufen, wurde 1829 Prosektor bei der anatomischen Lehrkanzel der Wiener Universität, 1831 supplierender, 1836 ordentlicher Professor der theoretischen Medizin daselbst, trat 1869 in den Ruhestand; als Vierundsiebzigjähriger sammelte er 1874 seine bis dahin in Zeitschriften zerstreut erschienenen Gedichte in zwei Bänden (Graz, Cieslar), die später aus dem Buchhandel wieder zurückgezogen wurden. Der Sohn konnte daneben auch aus dem reichhaltigen poetischen Nachlaß schöpfen. — Frey ist ein Gedankenlyriker in der Art Feuchterslebens und wie dieser stark von Goethe abhängig, den er auf einer Reise nach Deutschland 1826 auch persönlich kennen lernte. In Herders Spuren wandelnd, pflegt er die Parabel und Parammythie. Die Vorliebe für die bildende Poesie rückt ihn in die Nähe Anastasius Grüns, die Pflege romantischer Versformen, wie des Ghasells zeigt den Schüler Platens und Rückerts; der Monolog: Tasso im Kerker erinnert an Zedlitz u. s. w. Eine gewisse Vielseitigkeit zeichnet ihn ebenso aus wie ein anerkennenswertes Streben nach Sprachreinheit und Glätte der Form. Der Charakteristik, die der Sohn von ihm entwirft, wird man daher im allgemeinen zustimmen können: er findet seine Eigenart in der glücklichen Mischung von Nachdenklichkeit und Frohsinn, Gedankentiefe und warmer Gemütsbeschaffenheit bei bedeutendem Formtalent (S. V), hebt den Gedankenreichtum, den sittlichen Gehalt und das technische Geschick seiner Didaktik hervor (S. 35) und feiert ihn S. 98 f. in einer ausführlicheren Gegenüberstellung als einen Geistesverwandten Rückerts. Es giebt aber doch zu denken, daß gerade ein leichteres sangbares (in die vorliegende Auswahl leider nicht aufgenommenes) Lied, das die Lebens- und Daseinsfreudigkeit verherrlicht „Jedem das Seine" in Preyers Komposition volkstümlich geworden ist und manchem Leser werden die anspruchsloseren frischen und heiteren Lieder moderner anmuten als die von dem Sohne bevorzugten ernsten und getragenen Gedichte. Ob sich diese beiden verschiedenen Richtungen seiner Lyrik vielleicht als zwei aufeinander folgende Ent

wicklungsſtadien erklären laſſen, iſt weder aus der vorliegenden Auswahl, noch aus den gedruckten Gedichtſammlungen ſelbſt erſichtlich. Es wird ſich daher, um zu einem abſchließenden Urteil über Frey zu gelangen, empfehlen, die Chronologie ſeiner Gedichte feſtzuſtellen und in der geplanten Geſamtausgabe, die wir mit Freuden begrüßen werden, die Anordnung danach zu treffen. In einer Anmerkung auf S. 4 wird Grillparzers Grabſchrift für Ignaz Jeitteles (einem Verwandten von Juſtus Frey) mitgeteilt, von der bisher nur zwei Entwürfe, in Grillparzers Werken 3, 74 f., bekannt waren. A. S.

Mayer Gottlob, E. Frommel als chriſtlicher Volksſchriftſteller. Bremen, C. E. Müller. 3 M.

Girl C. Ritter von, Nachlaß metriſcher Überſetzungen. I. und II. Augsburg (Lampart & Co.) 3 M.

Hauptmann. Schlenther P., Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und ſeine Dichtungen. 3. Auflage. Berlin, Fiſcher. 3.50 M.

Lorentz H., Der Ideengehalt der Verſunkenen Glocke. Leipzig, Seele & Co. 30 Pf.

Fr. Hebbels ſämtliche Werke in 12 Bänden. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von E. Kuh, neu herausgegeben von H. Krumm. Mit einer biographiſchen Einleitung von A. Stern. Leipzig, Fock.

Heuſſenſtamm Th. Graf, Geſammelte Werke. II. und III. Band. Wien, W. Braumüller. — II. Lyriſche Dichtungen II. — III. Erzählende Dichtungen und Sprüche in Reimen. à 3 M.

Barine A., Névrosés. Hoffmann — Quincey — Edgar Poe — G. de Nerval. Paris, Hachette & Cie.

Kleiſt H. von, Zwei Jugend-Luſtſpiele. Herausgegeben von E. Wolff. Oldenburg, Schulze. 2 M.

Peſchel W. E. und E. Wildenow, Th. Körner und die Seinen. Mit vielen Abbildungen, Fakſimiles und Karten. 2 Bände. Leipzig, Seemann. 12 M.

Krauſch F. Th., Gedichte und humoriſtiſche Erzählungen in erzgebirgiſcher Mundart. Chemnitz 1897. A. Seyffert 75 M.

Lenau. Roustan L., Lenau et son temps (thèse). Verſailles, Paris. Cerf.

Faggi A., Lenau und Leopardi. Palermo, Reber. 2 L.

Novalis (F. von Hardenberg), Gedichte. Mit einer Einleitung von F. Blei. (Univerſalbibliothek Nr. 3831.) Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Koehler F., Über die unter dem Titel: „Mein Vermächtnis“ in dem unten angegebenen Verlage erſchienenen Gedichte des Oberlehrers am Real-Gymnaſium in Neiſſe „Auguſt Pohl“. Vortrag. Neiſſe, Graveur. 50 Pf.

Otto A., Bilder aus der neueren Litteratur für die deutſche Lehrerwelt. 1. Heft: Peter Roſegger. Minden, Marowsky. 80 Pf.

Hausmann G., Luiſe Rückert, die am meiſten beſungene Frau. Programm. Dresden.

Sachs O., Von zwei Geſchwiſtern. Mit einem Vorwort von J. J. David und dem Porträt des Verfaſſers. Berlin, Schuſter & Loeffler. 3 M.

Shakeſpeare: Hamlet. Nach der Überſetzung von A. W. von Schlegel und L. Tieck herausgegeben von E. Coßmann Paris, Didot. 4 M.

Eidam C., Bemerkungen zu einigen Stellen Shakeſpeareſcher Dramen, ſowie zur Schlegelſchen Überſetzung. Programm. Nürnberg.

Hoffmann Rich. Ad, Was hat Sudermann im „Johannes“ gewollt, was erreicht? Vortrag. Königsberg, Beyer. 60 Pf.

Wagner Richard, Geſammelte Schriften und Dichtungen. 3. Auflage. 6.—10. (Schluß-)Band. Leipzig, Fritſch. à 1.80 M.

Landmann C., Richard Wagner und die litterarhiſtoriſche Kritik. Ein Wort an die „Grenzboten“. (Aus „Redende Künſte“.) Leipzig, Wild. 30 Pf.

Nachrichten.

A. L. Jellinek in Wien (II. Czerningasse 19) ist mit der Ausarbeitung eines umfassenden Lexikons der deutschen Stoffgeschichte beschäftigt und bittet um Überlassung einschlägiger Aufsätze aus der Zeitungs- und Zeitschriftenlitteratur. — H. Weimer in Wiesbaden hat eine Arbeit über Entstehungszeit und Entstehungsweise von Laurembergs Scherzgedichten fertig gestellt und gedenkt auch die handschriftliche auf der Kopenhagener Bibliothek aufbewahrte ältere Fassung vollständig zum Drucke zu bringen, von der wir seither nur eine Kollation von Bolte besitzen. — Dem Dichter Willibald Alexis soll in Arnstadt ein Denkmal errichtet werden. Geldsendungen sind zu richten an die Herren: A. Meyer-Cohn, Berlin, Unter den Linden 11; Elwin Paetel, Berlin W., Lützowstraße 7; Banquier von Külmer, Arnstadt. — M. Ewert in Arnstadt beabsichtigt eine Biographie von Alexis zu veröffentlichen und ersucht alle, die im Besitz von Briefen an oder von W. Alexis sind, sie ihm wenigstens auf kurze Zeit zugänglich zu machen. — An dem Sterbehause des tirolischen Dichters H. von Gilm in Linz wurde am 11. Juni eine Gedenktafel enthüllt, wobei E. Samhaber die Festrede hielt. — Victor von Scheffels handschriftlicher Nachlaß ist von dem Sohne des Dichters in das Goethe-Schiller-Archiv gestiftet worden.

Jakob Bächtold.

Auf einem Ausflug, der die Genossen der Karlsruher Philologenversammlung im Spätsommer 1882 nach Baden-Baden führte, bin ich zuerst mit Bächtold persönlich bekannt geworden. Abseits von den gelehrten Scharen saßen wir beim Wein und besiegelten unter regen Gesprächen, die ernst und heiter Zürichs großen Dichter zum Mittelpunkte nahmen, eine dauerhafte Freundschaft. Ich habe dann die erquickende Gastlichkeit seines Hauses genossen, als Natters eherner Zwingli an der alten Wasserkirche enthüllt wurde, mit ihm den Walthertag in Bozen, endlich auch die Innsbrucker Hofer- und Totenfeier des lieben tirolischen Meisters begangen und in Natters Villa am Traunsee Rast gehalten; wir haben wochenlang im Goethe-Archiv nebeneinander gearbeitet und die feuchtfröhliche Abenderholung geteilt, nachdem der regelmäßige Spaziergang mit Reinhold Köhler zurückgelegt war; Bächtold hat mir in manchen Briefen sein Herz ausgeschüttet, um mich alles Behagen und alle Sorgen, alles Gelingen und alles Trachten, zuletzt die Aufregung durch den Leipziger Ruf und die Angriffe der Krankheit mitempfinden zu lassen — so bin ich denn wohl berechtigt und verpflichtet, an dem Gedenktage bündiges Zeugnis abzulegen für den Menschen und den Gelehrten, der jählings geschieden ist. Außerhalb des innigsten Heiligtums der Trauer, des weiteren Freundeskreises und der eines ihrer wirksamsten Lehrer beraubten Hochschule mag der Verlust durch das Bewußtsein gelindert werden, daß Bächtold die ihm vorgezeichneten Hauptaufgaben völlig gelöst hat. Seine zerstreuten kleineren Aufsätze, deren Vereinigung schon Gottfried Keller wünschte, wird ein treuer Kamerad, Dr. von Arx, sammeln und ihnen eine Vita voraus-

ſchicken; einſtweilen blicke ich dankbar auf die von Th. Vetter gleich nach dem Abſchied warm und kundig entworfene Lebensſkizze (Sonderabdruck aus der Neuen Zürcher Zeitung). Den Briefwechſel mit G. Keller ſoll in Auszügen, die zu nehmen mir das Vertrauen der Hinterbliebenen geſtattet hat, das Oktoberheft der Deutſchen Rundſchau bringen.

Jakob Bächtold wurde am 27. Januar 1848 zu Schleitheim im Kanton Schaffhauſen geboren und wechſelte, des Vaters, eines Arztes, bald beraubt, als Knabe mit der Mutter und ihrem unruhigen zweiten Mann oftmals den Wohnort, gewann aber auf dem Frauenfelder und beſonders auf dem Schaffhauſer Gymnaſium, wo Frauer und Rümelin ſeine Neigung zu deutſcher Sprache und Litteratur nährten, tüchtige Kenntniſſe. Frühe ſchriftſtelleriſche Gewandtheit trat auch in Zeitungsberichten hervor, ja eine gar nicht üble Humoreske unſers bartloſen Primaners „Die Hoſen des Vicars oder: Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen“ fand in den „Alpenroſen“, einem illuſtrierten Berner Journal, ihren Unterſchlupf. Er bezog im Herbſt 1867 die Univerſität Heidelberg und ſaß eifrig zu A. Holtzmanns Füßen, um dann ſeine Studien in München fortzuſetzen, den Gewinn von C. Hofmanns unordentlicher Genialität durch ſtrenge Arbeit befeſtigend und ergänzend. Daß ihn niemand in die Schulen Müllenhoffs und Scherers gewieſen habe, hat er ſpäter auch gegen mich oft bedauert, aber gern der gütigen und förderlichen Aufnahme bei W. Hertz gedacht. Er war ein munterer Kumpan unter den Landsleuten im Café Mozart, wo ihm zur mitternächtigen Stunde Heinrich Leuthold, des Veltliner Weins und dichteriſcher Recitationsluſt voll, zuerſt entgegenkam, und er that die Augen weit auf vor allen neuen Offenbarungen der Kunſtſtadt. Nachdem ihn die Tübinger Fakultät 1870 auf Grund ſeiner Diſſertation über Ulrichs Lanzelet promoviert hatte, wollte er in Paris die das altfranzöſiſche Gebiet berührenden Studien zur mittelalterlichen Epik vertiefen, aber der Krieg wandelte dieſe wiſſenſchaftliche Reiſe zunächſt in eine längere eindrucksvolle Fahrt, die den unkriegeriſchen Germaniſten als lebhaften Berichterſtatter nach Straßburg und weiter über Danzig hinaus ſtreifen ließ. Er holte den vereitelten Pariſer Aufenthalt 1871 nach, beſuchte Vorleſungen, arbeitete auf der Bibliothek und genoß nicht nur den Verkehr mit G. Paris, ſondern auch das bunte Treiben im Quartier latin, das er gern an Murgers flotten Schilderungen der ehemaligen Bohème maß. Dann hielt er während des Frühlings 1872 raſche Ernten in London: „Deutſche Manuſkripte aus dem Britiſchen Muſeum“, Quellen und Forſchungen.

Im Herbſt wurde Bächtold nach kurzer Hauslehrerthätigkeit an die Kantonsſchule zu Solothurn berufen, wo er ſechs geſegnete Jahre verbracht und 1873 die beglückende, auch ſeine ganze litterariſche Bemühung treu begleitende Hausfrau heimgeführt hat. Er war ein freundlicher, allzeit mitteilſamer Wirt, der jedem Geträtſch fremd den Trunk mit luſtigen

Geſchichten und Einfällen oder ſeiner Muſikfreude zu würzen verſtand und friſche Studien ohne lehrhafte Pedanterie ausbreitete, manchmal hartnäckig, nie rechthaberiſch. Den Eindruck eines durchaus wahrhaften und zuverläſſigen Ehrenmannes hat jeder Unbefangene von ihm erhalten. Er ließ gern ſeinen ſchalkhaften Humor ſpielen und wies den Sprecher oder Schreiber einer etwas verſtiegenen Wendung mit einem bloßen „Geh zue!“ zurecht, konnte aber auch im Zorn ein vollgerüttelt Maß alemanniſcher Kraftworte ſchwenken. Unſicher nicht im notgedrungenen wiſſenſchaftlichen Streite, doch auf der Menſur gegen gewandte Tagesſchriftſteller, behauptete ſich ſeine gerade Art mit Ehren auch auf einem ihm fremden Boden; ſo, wenn er in Weimar ſeinen erſten Frack zu Hofe trug oder die Excellenz Loeper, die ihm herzlich wohlwollte, und mich mit einem gemütlichen „Ihr“ anſprach. Der beleibte, etwas ſchwerfällige Mann, aus deſſen rotem Geſicht die dunklen Augen ſo ſchelmiſch und ſo treuherzig blickten und von deſſen Lippen die Rede langſam in mundartlicher Färbung erklang, würde ſich auch an der Leipziger Univerſität ſchnell einen reſpektierten Platz geſchaffen haben. In Solothurn bedachte Bächtold ſchon ein Werk über G. Keller, mit dem er in brieflichen Austauſch trat, aber der allgemach zum dichteriſchen Schaffen heimkehrende Staatsſchreiber winkte kräftig ab, indem er zugleich halb ſcherzend, halb ernſt den jungen Freund zum einſtigen Verwalter ſeines Nachlaſſes ernannte. So blieb vorderhand die hiſtoriſche und poetiſche Vergangenheit der Schweiz Bächtolds unermüdlich beſtelltes Arbeitsfeld. Mitthätig am „Urkundio“ und andern Zeitſchriften, in der Kunſtgeſchichte ſeiner Heimat wohl beſchlagen, nicht minder gerüſtet, altpopulären Rechtsglauben wie die Bahrprobe zu erörtern, ſaß er Abends gern bei dem gelehrten Hiſtoriker Fiala in der ſchlichten Propſtei und bewahrte dieſer „Johanniſeele“ ein warmes Andenken. 1874 verband ſein Schulprogramm „Georg König von Solothurn“ Auszüge aus den Reiſebeſchreibungen des Minoriten, die uns auch in das Wien der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts führen, mit einer trefflichen Skizze aller litterariſchen Regungen und Leiſtungen Solothurns; 1876 vergegenwärtigte er den dreiſten Luzerner Chroniſten und Dichter Hans Salat (die Ausgabe des „verlorenen Sohnes“ trat 1881 ergänzend neben die Monographie). Wie feſt ihm ſein Ziel vor Augen ſtand, beſagen die damals öffentlich geſprochenen Worte: „Wo bleibt unſere überaus reiche deutſche Litteratur? Hoffentlich mag der Leſer bald einen Gang durch die erſchloſſenen Hallen unſeres vaterländiſchen Schriftenthums mit mir wagen.“ Man kann ſich denken, daß Bächtold in eben dieſem Sommer 1876, als er auf dem nahen Weißenſtein Scherer kennen und lieben lernte und ihn den ſchon zu einzelnen Ausführungen vorgeſchrittenen Plan der deutſchen Litteraturgeſchichte entwickeln hörte, ſeinen eigenen ſchweizeriſchen entwarf. Es galt eine Menge handſchriftlicher und gedruckter Schätze zu heben. So begründete er gleichfalls 1876 mit F. Vetter die „Bibliothek älterer

Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", die sich von dem Minnesang, den Sagen, der Schachdichtung des Mittelalters bis auf Haller erstreckte und 1890—1893 durch die von Bächtolds Schülern besorgten sehr willkommenen „Schweizerischen Schauspiele des 16. Jahrhunderts" ergänzt wurde, außer vielen kleineren Publikationen. Bächtold selbst lieferte 1877 die „Stretlinger Chronik" samt der Schrift „Vom Herkommen der Schwyzer", Kiburgers Verfasserschaft und naive Fälschungen so gelehrt wie kritisch darlegend, und 1878 auf ganz neuen breiten Grundlagen bibliographischer und biographischer Forschung den „Niclas Manuel".

Daß ein so rüstiger Mann in eine Universitätsstadt gehöre, empfand nicht er allein, aber gut Ding wollte Weile haben, und die Züricher Professur Ettmüllers wurde dem so verdienten, vielgeprüften L. Tobler zuteil. Keller bemühte sich, Bächtold zum Nachfolger des „alten Mistelfressers" zu machen; aus seinen der Deutschen Rundschau vorbehaltenen Briefen will ich nur den kräftigen Satz mitteilen: „daß es Pflicht sei, einen Germanisten" (das heißt keinen mit Verfolgung und speichelleckerischer Demokratie kokettirenden Litteraten) „anzustellen, wenn ein solcher von gutem Ruf und helvetischem Herkommen zu haben sei, und dem man Raum und Mittel nicht von der Meute der hohlen Phrase, der lediglich neulitterarischen Schuster und Schaumschläger soll wegfressen lassen." Ohne solche Anwartschaft auf einen akademischen Lehrstuhl siedelte Bächtold zu Ostern 1878, nachdem er eben eine Stelle in Schaffhausen ausgeschlagen, nach Zürich über, wo die Familie in der Flunterer Plattenstraße ihre dauernde anmutige Heimstätte fand. Wenn unter uns Professoren, auch von solchen, die das Schicksal leicht gewiegt und rasch zu Amt und Muße befördert hat, so oft über die Semesterlasten gegreint wird, sollte man doch der Männer gedenken, die mit ganz anderen Bürden bepackt gleichwohl ihre Kraft auf dem Katheder ausgeprägt und eine reiche Schriftstellerei entfaltet haben. Bächtold mußte an der höheren Töchterschule und ihrer Selekta bis 1887, in leichterem Maße bis 1888, wöchentlich einige zwanzig Stunden geben, denen sich öffentliche Vorträge anschlossen, und er nahm nichts auf die leichte Schulter, sondern beschenkte die Schülerinnen, deren Neigung zu jugendlicher Blümelei an seinem milden Humor zerging, überdies mit gedruckten Spenden, z. B. einer Analyse des „Demetrius". Er redigierte von 1879 bis 1884 sehr umsichtig das Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung und stattete es mit einer Fülle eigener Gaben, scherzhaften Reiseskizzen aus Tirol oder dem Wallis, vor allem den lehrreichsten und ansprechendsten Bildern des geistigen Lebens der Schweiz aus. Wer etwa den Aufsatz über Josua Maler oder die quellenmäßig gearbeitete große Abhandlung über Ulrich Bräcker, den Armen Mann im Toggenburg gelesen hat, weiß, daß dieser Journalismus viel mehr hervorbrachte als flüchtige Geburten des Tages. Recensionen blieben manchmal auf der Oberfläche eines bloß wieder-

gebenden Berichtes, bildeten aber auch einen Damm gegen „Litteratenſauereien", mit Keller zu reden, und gegen Schleuderwaare, wie Düntzers verpfuſchten Neudruck der Platterſchen Autobiographie. Manche ſelbſtändige Publikation wurde den überreichen öffentlichen und privaten Archiven abgewonnen und niemals der Fund nach Art der fingerfertigen Nachlaßſchnüffler bequem heruntergedruckt, ſondern gründlich durchgearbeitet und eingeleitet. Einem engeren Kreis brachte er 1880 neue Urkunden über „Das glückhaft Schiff" dar, einem weiteren 1881 das Tagebuch des Theologen Müller „Aus dem Herderſchen Hauſe" und 1884 David Heß' höchſt intereſſantes Lebensbild „Johann Caſpar Schweizer" ſamt einem großen ſorgſamen und anheimelnden Vorwort über den Verfaſſer. Wie er ſpäter die Auswahl und Verbreitung geſunder Volksſchriften mit wohlbelohntem Eifer betrieb und dabei auch eine beſtaubte Novelle der Roſa Maria Varnhagen-Aſſing auf neue Fahrt ſchickte, ſo dankt die Schweiz dieſem treuen Lehrer aller Stände und Lebensalter das reichhaltigſte „Deutſche Leſebuch" in zwei ſtattlichen Teilen (Obere Stufe 1880, Untere und mittlere Stufe 1881), das ohne falſchen Kantönlipatriotismus die Schätze der Heimat bis hin zu Keller und Meyer in den beſten Probſtücken ausbreitet, auch für die nichtſchweizeriſchen Autoren die üblichen Zeitgrenzen beherzt überſpringt und ungemein geeignet iſt, den Sinn für poetiſche, hiſtoriſche, geographiſche, naturwiſſenſchaftliche Lektüre allzeit wach zu halten. G. Keller verſagte, wie die Korreſpondenz zeigt, ſeinen Rat im großen und kleinen nicht. Beide haben auch ihre Kräfte werkthätig vereint, als es galt den unſeligen Leuthold von München her in der Irrenanſtalt Burghölzli unterzubringen, zu erhalten und ſeine formſchönen Gedichte geſammelt vorzulegen. Bächtold beſorgte die Herausgabe; erſt ohne eigene Zuthat, dann (1884, 3. Auflage) mit einem wahrheitsgetreuen Vorwort über den Lebensgang und die Bedeutung des Dichters, obwohl Keller, ſachlich einverſtanden, ihn dringend gemahnt hatte, ſolche Kritik im Hauſe zu unterlaſſen.

Am 19. Januar 1880 hielt Bächtold ſeine Antrittsvorleſung an der Univerſität und ſchilderte die Verdienſte der Züricher um deutſche Sprache und Litteratur von K. Gesner bis zu Bodmer und Myller, ohne irgend ein Wort über ſeine eigenen Leiſtungen, ſeine eigenen Abſichten einfließen zu laſſen, denn er war ein Gelehrter von der prunkloſeſten Beſcheidenheit. Erſt 1887 wurde er zum Extraordinarius, 1888 nach Ablehnung der Baſeler Profeſſur zum Ordinarius befördert. Von den Kollegen ſehr geachtet und mit manchen intim befreundet, erwarb ſich ſchon der Privatdocent in ſeltenem Maß die Liebe einer großen Schülerſchar durch die lehrreiche und feinſinnige Sauberkeit ſeiner ausgearbeiteten Vorleſungen, und indem er hier wie im Seminar, nicht zuletzt im freien Verkehr außer dem klaren Wiſſen auch die zarte lyriſche Empfindung, den warmen Herzſchlag ſpüren ließ. Er behandelte ſelten Reingrammatiſches, aber die geſamte Litteraturgeſchichte, interpretirte Walther und Nibelungen,

Goethes Götz und Iphigenie (daher die etwas zu äußerlichen, nunmehr auch durch neue Funde überholten Paralleldrucke von 1882 und 1883) und widmete besondere Kollegia dem modernen Drama, Goethe, Schiller, Shakespeare, Hebel, Keller, diesem natürlich nicht bei seinen Lebzeiten. 1888 beendete er in Weimar die Revision von „Dichtung und Wahrheit" für die Ausgabe der Großherzogin.

Bächtolds Hauptwerk, die „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz", ist in Lieferungen von 1887 bis 1892 erschienen, eine Frucht der beharrlichsten Gelehrsamkeit und der kräftigsten Vaterlandsliebe. Überspannte Vorstellungen von einer helvetischen Nationallitteratur hat er nie gehegt, Laßbergs naiven Glauben an den Thurgau als Herd aller altdeutschen Poesie und ihres ganzen Verständnisses natürlich nie geteilt, aber, der Sicherung einer Persönlichkeit oder eines Werkes für die Heimat froh, die kühnen Eroberungsgelüste seiner Erstlingsschrift über Ulrich von Zatzikhoven rasch bezähmt. Von den ersten abgerissenen Spuren althochdeutscher Dichtung, verweilender von dem Ruhme St. Gallens bis zu dem breiten und zähen Fluß der Schriftstellerei Bodmers führt das Buch, das auf 687 Seiten Text und 244 Seiten Anmerkungen eine ungeheure Masse gedruckter und handschriftlicher Denkmäler inventarisiert, bisher ganz Unbekanntes in Fülle hervorzieht, die Lebensumstände vieler Verfasser ins rechte Licht stellt. Es sollte auch den unzünftigen Eidgenossen zugänglich sein und bringt deshalb ausführliche Inhaltsangaben, die nach W. Schlegels Rat, man möge der Charakteristik immer etwas vom Stil des jeweiligen Gegenstandes leihen, derb und zart, lehrhaft, erbaulich, leis parodistisch gehalten sind. Bächtold will beschreiben. Er gebietet über die sicherste Stoffkenntnis und ist in der politischen und geistigen Geschichte aller Kantone zu Hause. Er hält zwar einen Wertmesser für das Durchschlagende und das Richtige, das Selbständige und das Triviale in Händen, gönnt aber als beschreibender Litterarhistoriker dem an sich Unbedeutenden einen ziemlich breiten Raum und strebt bei reichem schriftstellerischem Talent ganz bewußt nicht nach freier Rundung der Kapitel, deren viel mehr sein sollten, und durchsichtiger Gliederung. Könnte, ja müßte nicht Zwingli hundert Seiten früher in die Erscheinung treten? Wäre nicht gar manches leicht in einen weiteren historischen Zusammenhang zu rücken? Scherer beherrschte die Dramatik des 16. Jahrhunderts sehr genau, und wie kurz wird sie in seinem Werke abgethan, während Bächtolds Riesenfleiß schwerwandelnd von Stück zu Stück geht! Die Frage, ob es denn erlaubt sei, das lateinische Schuldrama fast ganz aus dem Texte zu verbannen und die in der deutschen Schweiz französisch geschriebene Litteratur bloß zu streifen, habe ich mehr als einmal ebenso offen mit Bächtold erörtert, wie sein ermüdendes Register der Bodmerschen Vielschreiberei, in das sich Geßner oder ein Stückchen Lavater gleichsam verloren hat, und die einer ehernen Mühe entsprungenen Anmerkungen

zu dieſem Teil ... Aber man lege V. Roſſels Histoire littéraire de la Suisse romande, Ph. Godets Histoire littéraire de la Suisse française, Mörikofers nur von Haller bis zu Salis führenden Ausſchnitt und ein Schock einzelner Monographien dazu in die eine, Bächtolds Buch in die andere Wagſchale; man meſſe einmal Wellers „Volkstheater“ mit Bächtolds neuſchöpferiſcher, im Vollen ſchwelgender und durch viele kleine Züge belebter, auch gar oft ſceniſch anſchaulicher Behandlung des Dramas! Außer im altdeutſchen Bereich und bei Haller, deſſen Nachfolger aber erſt durch ihn wie die Poeten des 17. Jahrhunderts für uns entdeckt worden ſind, war er überall ſelbſt ſein beſter Vorarbeiter, und auch wer abweichende Forderungen ſtellt, wird in dieſem Werke ſtets eine der gediegenſten Leiſtungen unſerer Litteraturgeſchichte bewundern. Sie iſt mehr abgebrochen als abgeſchloſſen, und Bächtold wußte das gar wohl, wenn er auch mein und anderer Freunde Drängen, er müſſe vom noachidiſchen Züribieter mit verkürzter Marſchroute zu Lavater u. ſ. w., zu Ulſteri, Hegner, Heß, Gotthelf, endlich auf die Höhe C. F. Meyers, den Gipfel Kellers fortſchreiten, kurz abfertigte oder mit dem Erweis, wie viele Einzeluntersuchungen auch ungefüger handſchriftlicher Materialien noch nötig ſeien, widerlegen wollte. Endlich hat er doch eine Fortführung bedacht. Daß ihn 1892 nach der erſtaunlichen Arbeit anderes reizte als der ſummariſche Abſchluß ſeiner Litteraturgeſchichte, kann niemand wundernehmen.

Gottfried Keller war im Sommer 1890 geſtorben und ſein Nachlaß dem Pfleger anvertraut worden, dem er verdientermaßen längſt zugedacht war und blieb, trotz einer teils durch jene Vorrede zum Leuthold, teils durch haltloſe Eckermanns-Gerüchte entſtandenen Verſtimmung. Bächtold ging mit der größten Luſt an das Sichten all der Entwürfe, Tagebücher, Korreſpondenzen, die Meiſter Gottfrieds eigentümlicher, ſelbſt der Periode des „Grünen Heinrich“ treuer Ordnungsſinn aufbewahrt hatte. Binnen vier Jahren war die Arbeit gethan, der wir die „Nachgelaſſenen Schriften“ (1892), darin verſchollene Studien über Jeremias Gotthelf und einen wunderſchönen mir ſchon aus Bächtolds Leſebuch bekannten Aufſatz über die Schillerfeier am Mythenſtein, verdanken und in raſcher Folge das „Leben“ in drei Bänden (1894—1896). Das Beſte, was Bächtold ſelbſt zur Faſſung dieſer unſchätzbaren Bekenntniſſe gethan hat und was nur ein Schweizer leiſten konnte, ſteht im erſten Teil, dieſem vollen Kommentar zu dem Lebensroman. Hier mehr darauf aus, den Dichter ſelbſt unmittelbar ſprechen zu laſſen als die Urkundenmaſſe zu verarbeiten, wollte Bächtold längere Zeit ein auch durch künſtleriſche Form anmutendes Buch über ſeinen andern Liebling, Eduard Mörike, ſchreiben: er hatte die ſeither teils in Stuttgart, teils in Weimar verwahrten Papiere durchſtudiert und durchgenoſſen, einzelnes in der Deutſchen Rundſchau niedergelegt, den Artikel der Allgemeinen deutſchen Biographie verfaßt und bis 1891 die Korreſpondenzen mit Kurz, Schwind, Storm herausgegeben, aber ſo viel ich

weiß den Plan ganz fallen lassen, nicht bloß weil Keller sein Vorrecht forderte. Den dritten Band des „Lebens“ stellte er als ein gebrochener Mann zusammen.

Ende Juni 1895 empfing Bächtold eine ganz unerwartete, sehr günstige Berufung nach Leipzig auf den Lehrstuhl Rudolf Hildebrands. Er meldete mir dies „in Freude, Verwirrung, Bestürzung“: „... Das Glück hat mich Ahnungslosen in unheimlicher Weise heimgesucht, und mir graut jetzt bloß noch vor dem Neide der Götter und Menschen. Das Entwurzeln hier wird allerdings schwer halten, aber umkommen wird man dabei nicht ... Wozu würdest du rathen? So viel mir überhaupt zu rathen ist, denn das muß ich mit mir allein ausmachen. Aber ein freundlicher Zuruf von draußen würde den in der Ferne stehenden ermuntern; und einige Ermuthigung hab' ich nöthig: heute lieg' ich in der Asche, morgen erhebe ich mich wieder und so weiter. Und jetzt setz' dich hin und sprich!“ Freundschaftliches Abwägen der Vorteile und Bedenken konnte hier wenig helfen. Bächtold vermochte lang keinen Entschluß zu fassen, ein bisher nur leis aufgetretenes Herzleiden wuchs durch die Erregung drohend an, körperlich krank und seelisch gedrückt suchte Bächtold auf dem Rigi Ruhe, und dieser bängliche Verlauf ließ uns am Ende aufathmen, als der Freund erklärte: man habe ihn nun auch beim Patriotismus gepackt, da müsse er denn bleiben. Sein Gemüt hatte von vornherein für die Heimat entschieden. Hier bechenno ih mih, hier bin ih heime, hinnan bin ih purtig, hier sol ih kestaton, so lautet ja das Motto der Litteraturgeschichte. Langsam rückte die Krankheit vor. Frühlingsreisen nach Nervi und weiter südwärts brachten Labung und neue Arbeitskraft. 1897 ließ er noch die „Gottfried-Keller-Bibliographie“ ausgehen und erfüllte im Verein mit Th. Vetter die Pflicht, Ludwig Tobler's Kleine Schriften pietätvoll einzuleiten. Im Sommersemester mußte er zweimal die Vorlesungen unterbrechen und sie endlich bekümmert ganz einstellen, doch hob sich die Hoffnung wieder, er freute sich der Natur, dehnte Fahrten und Gänge etwas weiter aus, musterte ohne Abschiedsgedanken seine Briefmappen und setzte schon die Feder zur Umarbeitung der Litteraturgeschichte an. Ihm und seinen Lieben wurde der Ringkampf mit dem Tode erspart, der ihn am 8. August 1897 plötzlich hinwegnahm. Have, cara anima!

8. August 1898. Erich Schmidt.

Gesellschaft für deutsche Litteratur in Berlin.

Juniversammlung: W. Münch kennzeichnete die Aufgaben, die Erziehung und Unterricht der poetischen Litteratur gegenüber zu erfüllen haben.

Berichtigung.

Band 3, S. 215, Zeile 22 und 24 ist statt Halszky zu lesen: Halizky.

In der Handschrift abgeschlossen am 15. August, im Satz am 3. December 1898.

Regiſter.[1])

Von Franz Spina in Mähriſch-Neuſtadt.

Abbt Th. 687. 691. 687. 691.
Abel Michael 649.
Abraham a. S. Clara 130. 414.
Ackermann K. E. 295 f.
Adamberger Antonie 531.
Adelung J. Chr. 172.
Admet und Alkeſtis (Mythos) 181.
Aeneas Sylvius 386.
Adolph Joh. B. 401.
Agricola J. 173.
Akenſide M. 139.
Alberti Eduard 651.
Alberti Leopold 651.
Alberus Erasmus 169.
Alciatus Andr. 168. 414.
Aleris Wil. 812. 813. 838.
Alxinger Joh. B. 179. 630.
Amerika (Deutſche Litteratur) 356—360.
Amor und Tod 726 ff.
Analreontiſche Dichtung 380.
Anderſen H. Ch. 193.
Angelus Sileſius (Scheffler) 629.
Anhalt. Chriſtian I. von 671.
Chriſtian II. 669 f.
Anhalt Cöthen. Ludwig von 677 f.
Anzengruber L. 368 422. 608. 651.
Appel J. W. 177.
Aquilano Seraphino 726.
Arany Joſef 721. 724.
Archenholz J. W. von 185.
Arioſt L. 556.
Ariſtoteles 225. 380.
Arndt E. M. 15. 197. 334. 378. 408. 422. 476 (Brief an Sophie La Roche). 182. 595. 606. 647. 661.
Arneth Alfr. von 178. 613.
Arneth Joſ. von 531.
Arnim Achim von 19. 198. 372. 593. 796.
Arnim Bettina von 393. 394. 430.
Arnpeck Veith 170.
Auerbach B. 169. 393. 608. 623.
Auguſtenburg. Chriſtian von 584.
Aurbacher L. 651.
Avancinus Nic. 401.
Ayrenhoff K. von 552 ff. 559. 593. 767 ff.
Ayrer J. 126. 128.

Bachmayr J. N. 422.
Bacon F. 354.
Bächtold J. 368. 838—845.
Baggeſen J. 362. 579. 581 ff. 584. 586.
Balde Jak. 320.
Ballhorn L. W. 290 f.
Balticus Martinus 52.
Bandello M. 124. 126.
Baſedow J. B. 578.
Batteux Ch. 305.
Baudelaire Charles 341.
Bauernfeld E. v. 371. 388. 529. 593. 605. 626. 635. 813.
Baumann Johanna R. (Käſtners Braut) 64.
Baur F. Chr. 660.
Beaumarchais P. A. Caron de 296. 298.
Beaumelle L. A. de la 684.
Bebel H. 42. 14.
Becker (Schauſpieler) 596.
Beethoven L. van 354. 400. 623.
Behaim Mich. 38.

[1]) Recenſionen und Bibliographie ſind in das Regiſter einbezogen.

Behrisch E. W. 342.
Bekker Im. 622.
Belgiojoso, Prinzessin 158.
Benecke Fr. E. 600. 643. 799.
Benkowitz K. F. 555. 558.
Benoît de Sainte-More 464.
Beowulf 356. 450.
Béranger P. J. de 15. 22. 181. 340.
Bernays M. 177. 180. 191. 368. 371. 592. 624. 625.
Bernhardi Sophie (geborene Tieck) 562.
Bernhardi Th. von 392.
Bernstorff, Familie 575 ff.
Bernstorff Andr. P. 581.
Bertram Chr. A. von 559.
Bertuch F. J. 109. 268. 362.
Berzewiczy Greg. von 391 f.
Beseler G. 166.
Bibelübersetzung, Schweizer 639.
Bibliographie: Bücher.
Allgemeines, Litteraturgeschichte, Poetik, Sammelwerke 373. 631. 814.
Geschichte der Wissenschaft 385. 636. 819.
Politische Geschichte 386. 637. 822.
Theologie 394. 639. 826.
Bibliographie, Bibliotheken, Publicistik 398. 641. 827.
Musik, Theater 400. 641. 828.
Kunst 402. 641. 828.
Philosophie 403. 643. 829.
Pädagogik 406. 409. 645. 830.
Volkskunde, Stoff-, Sagengeschichte 410. 647. 832. Vgl. 365. 735 f.
Neuhochdeutsche Schriftsprache, Mundarten, Metrik 412. 648. 833.
16. und 17. Jahrhundert 414. 649. 834.
18. Jahrhundert 415. 649. 834.
19. Jahrhundert 422. 651. 836.
Siehe weiter „Zeitschriften".
„Biebricher Steine" 318.
Bienner, Kanzler 392.
Birken S. von 319 f.
Bismarck O. von 200. 345. 352. 363. 392. 574. 614. 623. 638. 650. 812. 813. 824.
Bitzius, siehe Gotthelf.
Blondus Flavius 171.
Blum Rob. 345.
Blumauer J. A. 388. 626. 628.
Blume Ludwig 798. 831.
Blumenbach J. F. 192.
Blumenorden, Pegnesischer 319 f.
Blyssemius H. 261.
Boccaccio G. 172. 605.
Bock J. Chr. 296. 298.
Bodelschwingh-Velmede E. von 361.
Bodenstedt F. 533. 592. 635. 814.
Bodmer J. J. 80 ff. (Wieland). 85. 87. 171. 173. 269 (Prior). 275. 288. 537. 589 619. 658. 690.
Böhme Jak. 184. 403. 829.
Boie H. Chr. 584.
Boileau-Despréaux N. 120. 367.
Boisserée Sulpiz 208. 416. 807.
Bolza Giamb. 380.
Bondeli Julie von 277.
Bonstetten K. V. von 509.
Borner Casp. 585.
Börne L. 166. 180. 317 f. 342. 387. 512. 521. 528. 651. 797. 836.
Bosch Mich. 50.
Böttiger K. A. 176. 177. 212. 334. 365. 366. 384.
Brachmann Luise 594.
Brahms J. 362. 369. 373. 400. 641.
Branconi, Frau von 106.
Brant Sebast. 38. 116. 198. 795. 823.
Braun von Braunthal K. J. 552. 554. 557 f.
Braun Joh. A. 132.
Brawe J. W. von 300.
Breitinger J. J. 173.
Brentano Antonie 173.
Brentano Clemens 3 ff. 18 ff. (Refrain). 150 f. 193. 422. 573. 593. 614. 621. 651. 820.
Brentano Maximiliane 491.
Brentano Sophie 476. 482. 501.
Bretschneider H. G. von 324 f. 540.
Brion Friederike 204. 416
Brion Sophie 204.
Brockes B. H. 80. 170. 412. 834.
Brückner J. J. 562.
Brülovius Casp. 55.
Brun Friederike 509.
Bruno Giordano 617.
Brunfels O. 36.
Brunner Sebastian 530 ff.
Buchananus G. 51.
Bunsen Chr. K. Josias Freiherr von 574.
Burckhardt Jakob 365. 368. 386. 613. 623. 636.
Burgsdorf W. von 331.
Bürger G. A. 15. 24 (Refrain). 150. 172. 198. 428. 595 (Homer). 656. 796. 818.

Burns R. 22.
Bury Rich. de 605.
Büsching A. F. 191.
Byron, Lord 618. 633. 790.

Cagliostro B. (und Lavater) 362. 204.
Calaminus Georgius 55.
Calderon de la Barca 125. 222.
Calvin J. 396.
Campe J. H. 172.
Canisius P. 396. 603. 804.
Canitz F. R. von 198.
Canstein K. H. Freiherr von 135 f.
Capistor Joh. 45.
Carchesius (Faustbuch) 594.
Cardanus H. 606.
Carlyle Th. 171. 405. 588 f.
Carteſius 185. 186. 644.
Caſanova G. J. 606.
Cäſius Georg 31 f.
Caſtelli J. F. 118. 377. 635. 731 f.
Cats Jak. 598. 728.
Celtes K. 197.
Cervantes M. 361.
Chamiſſo A. von 4. 154. 197. 198. 387. 554. 555. 564. 592. 630. 797. 800.
Chaulieu G. A. de 269.
Chezy Helmine von 176. 797.
Chytraeus Dav. 257.
Cid 603. 801.
Cischini Franz von 622.
Claudius M. 581. 587. 649.
Clauren H. 176.
Cochlaeus J. 187.
Coleridge S. T. 589.
Collin Math. 630.
Collins W. 139.
Columbus Samuel 729.
Comenius A. 183. 184. 599.
Condorcet Marie L. C. 333.
Conſtant Benj. 384.
Conteſſa K. W. 112. 113.
Conz K. Ph. 176. 666.
Coornhert D. 598.
Copps Joannes 36.
Corneille P. 125.
Cornelius P. von 572.
Corvinus Laurent. 197.
Cotta J. Fr. 176. 364. 624.
Cramer Daniel 53
Cramer J. A. 140. 581. 586.
Cramer K. F. 334. 587.
Cruſius Balthaſar 50
Cruſius Paulus 48
Cunrad Chr. 818.
Curtius K. J. 165.
Cyrupädie ſiehe Wieland.
Czepko Dan. von 414.

Dactius A. 730.
Dahlmann K. F. 166.
Dainos 740.
Dalberg K. Th. von 167. 209. 593.
Dante 18. 171. 429. 613 (Dante in Deutſchland). 628.
Darwin Ch. 354.
Dedekind F. 169.
Destouches Ph. N. 597. 799.
Devrient L. 597.
Dialektlitteratur, öſterreichiſche 119.
Diderot D. 766.
Diede Luiſe von, geb. Gräfin Kallenberg 587.
Diepenbrock M. Freiherr von 572.
Dieſterweg J. W. A. 599.
Dieze J. A. 107 f.
Dingelſtedt Fr. 722.
Doblhoff A. Freiherr von (Miniſter) 394.
Dobrowsky J. 819.
Dohm Chr. W. 490.
Dohna Chriſtoph von 669 f. 675
Dohna Hannibal von 678.
Döllinger J. von 613. 625.
Donalitius Chriſt. 211.
Don Carlos 214.
Don Juan 179. 370 (Laufen).
Don Quijote 628.
Döring Frau von 596.
Döſſekel Eduard 426.
Drama, bürgerliches 816.
Drama der Gegenwart 816.
Droſte-Hülshoff Anette von 369. 422. 623. 651. 814. 836.
Duftſchmidt J. 378.
Dupaty Ch. M. 477. 483.
Duſch J. J. 678.

Eberlin von Günzburg 191.
Ebers G. 363.
Ebert J. A. 138 ff. 617. 585 f.
Ebert K. E. 605. 620. 821.
Ebner-Eſchenbach Marie von 811. 814
Eckenberg 126.
Eckermann J. P. 177. 416. 596. 699. 798.
Edda 356 f.
Eder Georg 725.
Eichendorff J. von 19. 836.
Eiveldauerbriefe 622.

Ekhof K. 295. 765—769.
Engel J. Chr. 821.
Engel Joh. Jak. 300. 415. 593. 594.
Enk von der Burg K. 811.
Epigramme (16. und 17. Jahrh.) 414.
Epikur 353.
Erasmus von Rotterdam 38. 197. 598.
Erdmann Wilh. 333.
Erneſti J. A. 682.
Eſchenburg J. J. 107 f. 617.
Eſther-Stoff 832.
Eulenſpiegel 175.
Euripides 53. 181. 422.
Evaräthſel 173.
Every-man 594.
Eyb Albr. von 28.

Fabel, äſopiſche 799.
Faller Emil 426.
Fallmerayer Ph. J. 529—534.
Faßmann (Todtengeſpräche) 129 f.
Fäſi J. C. 132.
Faſtnachtſpiele 212. 592. 629.
Fauſt.
  Dr. Joh. Fauſt 30. 199. 206. 592.
  Fauſtſage 372. 468—469. 593. 594. 601. 741—753. 832.
  Fauſtbücher 431. 605. 608.
  Volksſchauſpiele 179. 370. 593. 635 (in Wien).
  Nürnberger Fauſtgeſchichten 191 802.
  Fauſtiana in Böhmen 594.
  English Faustbook 597.
  Slovakiſches Puppenſpiel 629.
  Fauſtdichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts 594 ff.
Federman D. 414.
Fellenberg Dan. 685 f. 690.
Fénelon F. 129.
Feuchtersleben E. von 635.
Feuerbach L. 350. 367. 369. 645.
Fichte J. G. 186. 333. 579. 586. 627.
Fielding H. 278. 379.
Figueroa 125.
Fiſchart J., Praktik 25—47. 226—256. beſonders 234 ff. — 103. 414. 591. 606. 608. 726. 737. — Vgl. Joh. Nas und Praktikenlitteratur.
Fiſcher J. G. 172. 422. 600. 626. 667.
Fiſcher Kuno 180. 186. 348.
Flacius Illyrius 199.
Fleming P. 182. 550. 609.
Flir Alois 422.
Follen K. 387.
Folz H. 40.
Fontane Th. 194. 836.
Fontenelle B. de 129.
Forſter Georg 192. 198. 366. 476 f. 483—488 (an Sophie La Roche). 570. 583. 608.
Forſter J. R. 190. 477. 627.
Förſter Fr. Chr. 590.
Fouqué F. de la Motte 19. 180.
Francke A. H. 136. 180. 359. 640. 641.
Francke Gotthilf 641.
Frankl L. A. 367. 626.
Fraungruber H. 121.
Freiligrath F. 22 f. (Refrain). 159. 179. 197. 359. 623. 651.
Frennenthal Pauline 361.
Frey Jacob 651.
Frey Jacob (Gartengeſellſchaft) 796.
Frey Juſtus (Andreas Ludwig Jeitteles) 836 f.
Freytag G. 173. 198. 361. 384. 422. 574. 797. 814.
Fricken Erneſtine von 362.
Friedrich der Große 170. 203. 408. 415. 606. 623. 638. 639. 647. 657. 681—685. 754 f. 804. 822. 824. 834.
Fries J. Fr. 335.
Friſchlin N. 54. 257—266. 834.
Fröhlich Katharina 364.
Fröreiſen J. 48. 649.
Fruchtbringende Geſellſchaft 208. 669—681.
Fuchs Lori 331.
Fülleborn G. G. 360.

Gabillon L. 366.
Gall Fr. J. 384.
Gallitzin, Fürſtin 587.
Gambetta L. M. 334.
Gampe Th. 805.
Gans Ed. 338.
Ganz 324 f.
Garnier R. 223.
Garnier (franz. Agitator) 513.
Garve Chr. 177.
Gautier Th. 340.
Gebler T. Ph. Freiherr von 552. 768.
Geibel E. 365. 605. 623.
Geijer E. G. 607.
Gellert Chr. Fr. 141. 142. 335. 579. 587. 617. 657. 682. 683. 834.
Gengenbach P. 39. 592.
Genovefa 647. 807.
Gentz F. von 331. 394. 574.

Gerhard Paul 173. 594. 834.
Gerlach Leopold von 574.
Gerlach Sam. 726.
Gerning J. J. 418.
Gerstenberg H. W. von 143. 428. 586. 649.
Gervinus G. G. 160—167. 574. 723.
Geßner Georg 209.
Geßner Salomon 269. 273 (Anmerkung). 288. 300. 494. 588. 606. 619.
Geßner-Schultes Bäbe 798.
Ghasel 5.
Giesebrecht W. von 613.
Gilm H. von 422. 624. 838.
Glatz Jakob 400.
Gleim J. W. L. 70. 106. 143. 144—149 (Briefwechsel mit Heinse). 170. 176. 587. 617. 682. 796.
Gloner 471 (Anmerkung).
Gmelin Ferd. 622.
Gluck C. W. von 372.
Göckingk L. F. G. von 326. 477.
Goethe J. W. von

Leben, Persönliches, Allgemeines.

149. 171 Sturm und Drang. 177. 367 Goethes Tod und Wien. 184. 191. 193. 213. 325 Wetzlar. 335. 361 Anfang dieses Jahrhunderts. 363 Goethes Enkel. 367. 369. 370. 378. 383. 387. 292. 415 (Ehrlich). 416—418. 429. 475. 491. 568 (Heinemann). 576. 579. 585. 587 Gotha 1782. 586. 589. 593. 595. 796 (Morris). 596. 606. 619. 629. 649—650. 669. 694—705 Naturteleologie. 740 (Dainos). 769 ff. (E. Wolff). 774 ff. (Bielschowsky). 795. 797. 798. 807. 812 813. 814. 819. 820. 832. 836.
Handschriften 177 f. 597. 798.
Bilder 416. 596. 597.
Weimarische Ausgabe 417.
Jahrbuch 176 f.

Beziehungen, Äußerungen, Verkehr, Briefe.

Über Young 138. 140. Über Wielands „Musarion" 289. Über Luise Stolberg-Reventlow 584. Irische Frage 362.
Einfluß Wielands 171, der „Musarion" 290. Spinoza im jungen Goethe 417. 811.
Goethe J. W. von.
Einfluß auf Heine 152. 154—156. 160. 342.
Beziehungen zu: Heinse 145. Gérard de Nerval 177. Wolfram von Eschenbach 178. Kant 185. 186. 797. Henriette von Lüttwitz 379. 628. 650. Mounier 362. Clara Schumann 368. Luise von Diede-Kallenberg 587. Carlyle 590. Schopenhauer 593. Goldsmith 597. Euripides 597. Grillparzer 635. 798. Goethe und Bismarck 650. Ulrike von Levetzow 657. Lavater 798. 813. Chavaka 820. Maria Paulowna 834 f. F. H. Jacobi 835. A. L. Jeitteles (Justus Frey) 836.
Böhmen 178. Schlesien 378. 650. Steiermark 650. Spanien 650.
Classisches Altertum 416. 591. 599. 604. 778—784. Religiöses Problem 178. 802. 813. Pflanzenwelt 597. Dresdner Gallerie 176.
Briefe: 171. 176 (im Goethe Jahrbuch Band 18). 183. — Briefwechsel mit Antonie Brentano 176. An Cotta 172. An J. J. Gerning 418. An den Kriegsrat Gottsched 502. Briefwechsel mit dem Kurfürsten von Hessen 504. Mendelssohn-Bartholdy 797. An Mounier 180. An Napoléon 804. Briefwechsel mit Schiller 797. Mit Frau von Stein 835. Vom Freiherrn von Stein 370.
Gespräche: 372. — Schopenhauer 405. Kanzler Müller 649.
Äußerungen über Goethe von: Gervinus 166. M. Graf von Putbus 176. Therese Huber 176. John Russel 180. Bretschneider (Wetzlar) 325. David Friedrich Strauß 354. Luise Stolberg-Reventlow 584 f. J. G. Zimmermann 596. Kopitar 820.

Gedichte.

An den Mond 177.
Annette 593.
Balladen 366.
Divan 177.
Eislied 595.
Epigramme 179.
Erkanntes Glück 587.
Erlkönig (Quelle) 628.
Flieh, Täubchen, flieh! 177.

Goethe J. W. von
Grenzen der Menschheit 636.
Invektiven 177.
Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga 821.
Kleine Blumen, kleine Blätter 179.
Königlich Gebet 636.
Ossian-Uebersetzung 171.
Paria 178.
Sesenheimer Lieder 365.
Sonette 177. 430 (Bettinas Einfluß). 592. 596.
Sprüche 194.
Xenien 177. 564.
Zauberlehrling 173.
Alles in der Welt läßt sich ertragen 177. Lyrik der ersten Weimarer Jahre 592. 629. Apokryphes Gedicht 140. Kompositionen 368. — 418. 835.

Dramen.

Clavigo 297. 298. 768.
Egmont 409. 835.
Elpenor 798. 813.
Erwin und Elmire 297.
Faust: 583 Vor dem Thore. Homunculus: 170. 180. 357 f. Helena: 181. 357 f. Walpurgisnacht: 171. 177. 180. 592. Auerb. Keller 193. „Angeraucht Papier" 370. „Im Genuß verschmacht ich . . ." 369. II. Teil: 360 (Calvin Thomas). 597. 636. 650. — 173. 178. 180. 215 (Pohbauer). 367. 369 (Louvier) 409. 555 ff. 564 (erste Aufnahme, Grillparzer). 592. 599. 604 (Archäologisches). 628 (Dante). 533 (Selbstdarstellung). 705 ff. (Interpunktion, Reim, Vers). 799. 813.
Fischerin 798.
Götter, Helden und Wieland 290. 599. 798.
Götz 177. 409. 557. 798.
Iphigenie 173. 191. 361. (384). 418. 559 (Schink). 600 (Metaphorische Sprache). 636. 646.
Jahrmarktsfest zu Plundersweilern 198.
Maskenzüge 282. 287. 289.
Mitschuldige 290. 798.
Natürliche Tochter 625. 636.
Pandora 798.
Proserpina 636.
Stella 297.
Tasso 177. 418. 592. 597. 646.

Goethe J. W. von

Epen.

Hermann und Dorothea 418. 595. 598. 600. 605. 798. 835.
Achilleis 636.

Prosa.

Abhandlungen zum Divan 167.
Belagerung von Mainz 798.
Campagne in Frankreich 796.
Gespräche 372.
Italienische Reise 177. 178.
Kleinere Schriften zur Kunst und Litteratur 174.
Leonardo da Vincis Abendmahl 798.
Maurerrede auf Wieland 289.
Novelle 797.
Schweizerreise 1797 173.
Tagebücher 177.
Wahrheit und Dichtung 418. 650.
Wahlverwandtschaften 608.
Wilhelm Meister 198. — Über „Mignon" siehe 361. 364. 597.

Sprache.

220 (Metapher). 417 Sprache und Stil im Alter. 636 Natürliche Tochter. 798 Wortgebrauch.
Goethe Elisabeth 719.
Goethe, Joh. Caspar von 628.
Goldoni C. 593. 767 f.
Goldsmith O. 597.
Görres J. 572. 625.
Gotter F. W. 142. 176. 320—327. 593. 767 f. 835.
Gotthelf-Bitzius Jer. 368. 422. 596. 610. 616. 652.
Göttinger Dichter 142.
Gottsched J. Ch. 81. 170. 173. 197. 211. 304. 335. 418. 419. 421. 538. 552. 579. 638. 682.
Götz E. 377.
Götz von Berlichingen 819.
Goeze M. 81.
Gozzi Gasp. 726. 769.
Gouë A. Fr. von 325.
Grabbe Chr. D. 387. 555. 558. 652.
Grasberger H. 121.
Gray Th. 139.
Gregoire Abbé 384.
Gresset J. B. L. de 300.
Grétry A. E. M. 769.
Grill 25. 40. 247 f. 251.

Grillparzer Fr. 118. 162 (und Gervinus). 165. 171 (und Vogl). 178 (Jahrbuch). 360. 364 (K. Fröhlich). 370. 372. 388. 405. 422. 428. 561 (Faustidee). 589 f. 630. 635 und 798 (bei Goethe) 657. 722. 796. 810. 820 (Ottokar). 832. 837.
Grimm Jak. 118. 179. 199. 205. 383. 821. 385. 386. 593. 599. 613. 796. 806.
Grimm Wilh. 205. 607. 657. 806. — Wörterbuch: 174. 648. 654. 833. — Märchen 604. — 174. 622.
Grimmelshausen H. J. Chr. von 399. 414. 804.
Griseldisstoff 598.
Grob Johannes 414.
Große Jul. 623. 626. 627.
Große K. 415.
Grün Anast. 362. 363. 367. 605. 626. 635. 804.
Grüner Therese 165.
Grüner J. Seb. 194. 610.
Gryphius Andr. 169. 414.
Gryphius Chr. 594.
Guarinoni H. 39.
Guger J. 378.
Günther J. A. 176.
Günther J. Chr. 378.
Gutzkow K. 318. 605. 623.

Haase Friedr. 642.
Habert 130.
Habert Francois 726.
Hacke (Schauspieltruppe) 126.
Hagedorn F. von 140. 180. 193. 335. 579.
Hägelin Fr. K. 179.
Hahn Leop. Freih. von 378.
Hahn J. Chr. 415.
Haller A. von 140. 141. 143. 386. 537 ff. 589.
Hahn Fr. 165. 423. 531. 536. 605.
Hamann J. G. 143. 176.
Hamerling K. 215. 366. 423. 605. 627. 628.
Hammer Purgstall J. von 179. 388. 529 ff. 650.
Hamilton 561.
Hamletbearbeitung der englischen Kommödianten 589.
Hannover, Theater im 18. Jahrhundert 595 ff.
Händel G. F. 400.
Hanka W. 819 f.
Hardenberg Fr. von. (Novalis) 837.
Hardenberg Karl von (Rostorff) 549.
Hardenberg K. A. Fürst von 581.
Harms C. 579.
Harsdörffer G. Ph. 171. 319 f. 607.
Hartmann von der Aue 462.
Hartmann E. von 351.
Hartmann G. D. 667.
Haschka L. L. 376.
Hase C. B. 332. 335.
Hase K. A. 335.
Hauff W. 428. 665. 668. 814.
Haug J. Chr. Fr. 361. 667.
Haupt M. 385.
Hauptmann G. 193. 423. 625. 652. 737. 811. 837.
Hebbel Fr. 161 (Gervinus). 165. 170 (Agnes Bernauer). 363 (Holtei). 405 (Schopenhauer). 558. 605. 635. 656. 720—724 (und Schloenbach). 813. 818. 837.
Hebel J. P. 193. 223. 579. 600.
Hebenstreit Joh. 34. 227 ff.
Heckel Emil 624.
Heerbrand Jak. 261.
Hegel G. F. W. 371. 601. 643. 660.
Heim W. 426.
Heine Betty 362.
Heine H. 24. 149—160. 171. 179. 180. 194. 215. 318. 335. 342 (in Frankreich) 342—343. 361. 362. 363. 365. 366 (Biminii). 368 (England). 370. 373. 387. 399. 423. 424. 512. 528. 558. 606. 609. 624. 627. 628. 630. 658 (Harzreise). 788. 792 (Russel). 812. 813. 814. 836.
Heine Max 362.
Heinse Wilh. 143. 144—149 (Briefwechsel mit Gleim). 172. 371. 478. 488—490 (an Sophie La Roche). 619.
Heinsius Dan. 130.
Held J. 414.
Hell Th. 542.
Helle F. W. 424.
Helvetische Gesellschaft 685 f.
Helvétius Cl. A. 686.
Henrichmann J. 25. 42. 232. 241. 247. 251 f.
Henkel Luise 573. 621. 625. 627.
Hensler K. F. 114.
Henzi Sam. 81.
Herbart J. F. 408. 600. 643. 644. 799.
Herbort von Fritslar 443. 463 f.
Herder Emil 576.
Herder J. G. von 141. 142. 143 (über Young). 145. 161. 168. 172. 192.

198. 213. 274 (Einfluß auf „Musarion“). 409. 585. 595. 526. 691. 740. 779. 780. 803. 804.
Hero und Leander 194.
Herwegh G. 15. 20 f. (Refrain). 367. 369. 370. 664.
Herzlieb Minna 178.
Heſſemer F. M. 165.
Heuſenſtamm Graf Th. 424. 652. 837.
Heußer-Schweizer Meta 652.
Heyden A. von 193.
Heyne Chr. G. 72. 176. 191. 365. 569. 590. 821.
Heyne Chr. L. (Anton Wall) 415.
Hippel Th. G. 300.
Hirnheim Hans von 824.
Hirzel C. H. 420.
Hirzel Ludwig 798.
Hirzel Salomon 682. 686. Vgl. 690.
Hoffbauer Cl. M. 179.
Hoffmann E. T. A. 109—114 (Briefe). 157. 652. 837.
Hoffmann von Fallersleben F. 384. 603. 624. 626. 627. 628. 800. 810. 811. 812.
Hoffory Jul. 368. 598. 798.
Höfler C. von 429.
Holberg L. 129.
Hölderlin Fr. 142. 419. 622. 663. 664 ff. 835.
Holonius Greg. 49.
Holtei K. 181. 362. 363. 372. 373. 416. 424. 542. 5 3. 605. 624. 625. 627. 647. 652. 799. 802. 818.
Hölty L. 156. 306. 420. 586.
Home H. 690.
Homer 223.
Hopfen H. 423.
Horaz 222. 423. Deutſche Horazüberſetzungen 182. 598.
Hormayr J. von 375. 394
Hoſius Stan. 365.
Hoſpeinius Mich. 50.
Howald E. von 112. 113.
Huber F. 376. 812.
Huber Thereſe 176. 324. 365 f. 373. 387.
Hübner Tobias 671.
Humanismus 196. 215. 407. 430. 598. 809. 823.
Humboldt Alex. von 361. 386. 404. 484. 569—570 (Jugendbriefe an Wegener). 660.
Humboldt Karoline 331—332 (Briefwechſel). 585. 587. 592.
Humboldt Wilh. von 371. 373. 386. 393. 394. 478. 484. 490—491 (an Sophie La Roche). 577. 587. 616. 650. 810. 821. — Vgl. 362. 366.
Hume D. 185. 641. 686 f.
Hunger W. 414.
Hunnius Aegid. 414.
Hunold Chr. Fr. (Menantes) 419.
Hutten U. von 36. 128. 593.

Iffland A. W. 95. 101. 299. 311. 596. 633. 768.
Immermann K. 165. 169. 180. 208. 354. 368. 3>7. 424. 628.
Iſelin J. 685 ff.

Jacobi Betty 144.
Jacobi Friedrich Heinrich 144. 147 (Heinſe). 176. 478 f. 487 ff. 584 f. 586. 835.
Jacobi Joh. Georg. 142 (Young). 144. 177. 421. 475. 478. 489. — Vgl. 619.
Jacobs Fr. 176.
Jahn Fr. L. 393. 605. 606. 657.
Jarnigg Urban 819.
Jean Paul ſiehe Richter.
Jeitteles Andreas Ludwig (Juſtus Frey). 836 f.
Jeitteles Ignaz 837.
Jeruſalem (Abt) 569
Jeruſalem J. F. W. 325. 416.
Jeſuitendramen 169. 616.
Jobin Thomas 52.
Jonſon Ben 796.
Jordan W. 345.
Judith, Jüngere 444.
Junius Sam. 51.
Jung-Stilling J. H. 142. 475. 481.

Kalchberg Joh. von 821.
Kalenderlitteratur des 16. Jahrhunderts 26 ff.
Kaltenbrunner K. A. 118. 120.
Kant J. 185. 186. 211. 327. 403. 565 ff. 583. 586. 601. 643. 644. 694 f. (Goethe). 804. 808. 811. 829.
Kantzow 389.
Kapf K. G. 113. 114
Karl Auguſt ſiehe Sachſen.
Karſchin Anna Louiſe 170. 324. 539. 689.
Käſtner A. 63—79. 171. 431. 537 f. 542. 569.
Katharinenbuch 367.

Kauer Ferd. 114.
Kauffmann E. Fr. 623.
Kaufringer H. 357.
Kayſer 138
Keim Fr. 423.
Keller Gottfr. 190. 342. 371. 424. 626. 839 ff.
Kepler J. 30.
Keſtner Joh. Chr. 326.
Kerner J. 425. 624. 657. 665. 668 810. 814.
Kettenbach H. 36.
Kindleben Chr. W. 206.
Kirchberger M. A. 690.
Kirchhoff W. 193.
Kirchner Herm. 54.
Kirchhoff L. Ritter v. 177.
Kladderadatſch 827.
Kladzig Auguſte 596. 798.
Klagenfurter Chroniken 203. 205. 618.
Klamer-Schmidt 326.
Klein Karl (Fröſchweiler Chronik) 827.
Klein A. von 171.
Kleiſt Chr. E. von 494. 682.
Kleiſt Heinr. von 19. 143. 365. 369. 425. 443. 558. 570—272. 595. 628. 652. 722. 796. 813 814. 837.
Kliemſtein Joſ. 378.
Klingemann A. 554. 557. 590.
Klinger F. M. von 148. 176. 297. 552 f. 606.
Klöden von 608.
Klopſtock Fr. G. 85 f. (Wieland). 141 f. (Young). 170. (Gleim). 354. 409 (Meſſias). 428 (Mythologie). 582. 584—588 (Reventlow) 595. 667. 685. 779.
Kloſe S. W. 818.
Kloß Chr. A. 142. 147. 191.
Knebel K. L. von 348. 419. 626.
Knigge A. Freiherr von 562.
Kobell Franz von 118.
Koch J. A. 431.
Kohlbrenner J. F. 682.
Kolb Guſtav 361.
Kolbenheyer Moritz 721.
Kolowrat Graf 388.
Komarek J. Nep. 355. 357 f.
Komödianten, Engliſche 123 ff 359. 436. 536 f.
König J. M. von 419.
Konrad von Fußesbrunnen 414.
Konrad von Würzburg 454.
Kopitar B. 819—821.
Koppen P. von 821.
Koreff J. Ferd. 331.
Körner Gottfr. 268. 694.
Körner Theodor 5. 378. 421. 425. 647. 652. 837.
Kosciusko Th. (in der deutſchen Litteratur) 647.
Kotzebue A. von 322. 334. 556. 579. 590. 593. 679. 796.
Krauſe Chr. F. 362.
Krantz A. 54.
Kretſchmann K. Fr. 593.
Krug W. T. 593.
Krüger J. Chr. 835.
Krummacher 800.
Kuffner Chr. 326.
Kuntſch J. G. L. 171.
Kürnberger F. 369. 622. 635.
Kurz Franz 375.
Kurz Bernardon 59. 553.
Kurz Johann Felix 59.
Kyd Thomas 359.

Lachmann K. 118. 205. 657. 806.
Lachner Fr. 363.
Lafontaine Auguſt 334.
Lagarde P. de 425.
Lamprecht („Franziskus leben") 444.
La Roche Sophie von 475—502.
Laßberg Joſ. von 205. 208. 605.
Laſchan A. von 362
Laſſalle F. 361. 369. 612.
Laube H. 605. 622. 626.
Lauber Joſ. 376.
Lauremberg J. 175. 838
Laurimannus Corn. 51.
Lavater J. K. 106 139. 209. 362. 370. 399. 577. 584. 586. 619. 623. 651. 693. 798. 813.
Lazarusdramen 206 f.
Le Grand 593.
Lehrs Karl 579.
Leibniz G. W. von 185. 205. 404. 644. 802.
Leiſewitz J. A. 310—314. 428. 646. 768
Leitner G. von 118.
Lemaire Jean 726.
Lemnius Simon 429.
Lenau N. 118. 193. 360. 597 (Amerika). 367. 635. 652. 814. 837.
Lenorenſage 593. 609.
Lentner Fr. 530.
Lenz J. M. R. 141. 17) (Überſetzungen aus dem Engliſchen). 365. 367. 419 455.

Leopardi G. Graf 837.
Lerchheimer 469.
Leſſing G. E.
63 (Käſtner). 81. 180 (Young). 142. 145. 170. 171. 173 (Semme). 191 (Reiske). 192. 205 (Leibnitz). 274 (Wieland). 291. 310. 367 (Boileau). 307. 420 (vgl. 625). 428 (Leiſewitz). 537—540. 541. 556. 560. 561 (Schink). 579. 589. 593 (Pflanzenfabel, Le Grand). 594 (Breslau). 595 (Herder). 617 (Wolfenbüttel). 617 (Ebert). 628 (Monolog). 682. 740 (Dainos). 779. 796.
Komiſche Einfälle und Züge 190.
Emilia Galotti 107—108. 173 (Richardſon). 420. 767. 835.
Fauſt 556 f. 561.
Freigeiſt 300.
Hamburger Dramaturgie 170 (Rapin). 760—764. 832.
Minna von Barnhelm 211. 371. 409. 599. 683. 765.
Miß Sarah Sampſon 322. 538 f.
Nathan 409. 420. 599. 650. 835.
Philotas 409.
Pope ein Metaphyſiker 703.
Schatz 300.
Wie die Alten den Tod geb. 629.
Wolfenbüttler Fragmente 306.
Leuthold H. 367. 399.
Leovitzius 227 f.
Levetzow Ulrike von 431. 628. 657.
Lewis („The Monk") 590.
Lewald Aug. 593.
Lewald Fanny 366.
Libuſſa 627.
Lichnowsky Fürſt 176. 344.
Lichtenberg G. Chr. 169. 171. 175. 176. 113. 371. 655.
Lichtwer M. G. 170.
Liebig J. 354.
Liezen-Mayer A. von 656.
Liliencron Detlev von 652.
Lillo G. 629.
Linde Gottfr. 59.
Lindemayr M. 120.
Linder Emilie 572—573. 639.
Lingg H. 427. 662.
Liscow Ch. L. 657.
Liſzt Franz 393. 641. 642. 810
Liſt Friedrich 532 f.
Longfellow H. W. 360.
Lope de Vega 171. 796.
Lorelеyſage 647.
Lortzing G. A. 114.
Love H. 351. 404. 644.
Löwen Joh. Friedr. 68. 171.
Lubinus Eilhardus 168.
Lucian 126—134. 171. 277.
Ludwig Otto 405. 425. 653.
Lüttwitz Henriette von 379. 628. 650.
Luther 38. 39. 118. 187. 191. 199. 203. 207. 228 230. 254. 354. 365. 396. 397 (Sprache). 410. 591. 593. 595. 602. 603. 607. 614. 638. 640. 797. 801. 803. 806.
Lyttich Joh. 726 f.

Mably G. B. de 689.
Maccaroniſche Poeſie 191.
Machiavelli N. 166.
Machin Lewis 126.
Macropedius G. 50. 543—546.
Madrigal 413. 649.
Mähren: Raigerner Liederbuch, Deutſche Dichterinnen 207.
Mähren Joſ. 215. 622.
Mahrold D. 171. 796.
Mai und Beaflor 444.
Maier Jacob 558.
Manſo J. K. Fr. 176. 212.
Manuel Niclas 841.
Märklin Ch. 348.
Marſton John 126.
Marx K. 369.
Marwitz 331.
Maßmann H. F. 622.
Mather Cotton 180. 359.
Matheſius J. 414.
Matthiſſon F. von 141. 420. 587. 628.
Matthy K. 516.
Maupertuis P. L. M. de 623.
Mauvillon J. 142.
Mayer J. Fr. (der Jüngere) 132.
Meinert J. G. 820.
Meiſtergeſang 816.
Meiſterſinger-Protokolle, Nürnberger 649.
Meißner A. G. 415. 593.
Melanchthon Ph. 38. 173. 183. 184. 185. 186. 187. 205. 365. 370. 371. 397. 468. 639.
Memoirenlitteratur 819.
Mendelsſohn Moſes 170. 370. 404. 685—694.
Mendelsſohn-Bartholdi F. 373.
Ment J. 50.
Menzel Adolf 624.

Mercier L. S. 509.
Merck J. H. 170. 399. 479.
Merkur, Deutſcher 172.
Metapher und Subjektivität 217–226.
Metaſtaſio P. A. D. B. 755.
Metelko 819.
Metternich C. W., Fürſt 574.
Meyer C. F. 592. 796.
Meyr Melch. 662.
Michaelis J. B. 142.
Michaelis J. D. 191. 569.
Micraelius Joh. 414.
Mielck Wilh. 175.
Mignon ſiehe Goethe, W. Meiſter.
Milow St. 425.
Milton J. 84. 172. 291. 629.
Mirat Mathilde 158.
Miſſon Joſ. 120.
Mitterwurzer Fr. 366. 369. 370. 372.
Mohr Joſ. 620.
Molière J. B. P. 190. 223. 297. 591. 593. 630.
Molnár Zam. 629.
Monolog, dramatiſcher 380.
Montaigne M. E. de 139.
Montfleury A. J. 125.
Montmorency, Mad. de 510
Morhof D. G. 80.
Moritz K. Ph. 87–106. 290–309. 312. 570. 646.
Mörike E. 173. 215. 354. 622. 661 ff. 845.
Morre Karl 366.
Moſcherosch Joh. Mich. 48 f. 54 f. 129. 201. 414. 471–475. 607.
Moſel J. F. Edler von 635.
Moſen J. 653.
Moſer Carl Fr. J. von 479 f. 492–493.
Moſer M. 152.
Möſer Juſtus 143. 197. 198. 371. 410. 427. 479. 491–492. 619. 819.
Mozart W. A. 354.
Mudersbach Giovane Juliane von 376.
Mügge Th. 180.
Müllenhoff K. 367. 386. 629.
Mueller Jak. 597.
Müller Chr. H. 106.
Müller Fr., Maler 148. 552.
Müller Friedrich (Kanzler) 416. 649. 699. 798.
Müller Wenzel 114.
Müller Wilh. 154. 342. 387. 597. 653.
Müllner Ad. 593. 796.
Münchhauſen 595. 605
Münter F. 176
Muralt B. L. 753 ff.
Murger H. 225.
Murner Th. 36. 38. 180. 183. 193. 368. 823. 834.
Muſäus J. K. A. 420.
Muſenalmanach, Göttinger 305. 415
Musicki Lukian 819.
Muſſet A. de 340. 788 ff.
Mylius 561.

Naogeorg Th. 52.
Napoléon I. 628.
Napoléon III. 334.
Nas Joh. 25 f. 30. 34. 37 ff. 226–234. 238. 239 ff. 251. 468.
Necker de Sauſſure, Madame 509.
Neithart 116.
Nerval Gerard de 177.
Neſtroy J. 224. 635.
Neuberin Karoline 811.
Neubürger L. Fr. 425.
Neu Karlshans 593.
Neukirch Benj. 414.
Neumark G. 607.
Nibelungen 180. 181. 321. 436 ff. 449 f. 461. 589.
Nicolai Fr. 142. 143. 198. 213. 324. 370. 420. 540. 561 f. 612.
Nicolai Otto 365.
Niebuhr B. G. 176. 578 f. 581.
Niederſtätter Joh. 532.
Nigrinus G. 233. 256. 724 f.
Nietzſche Fr. 354. 365. 366. 369. 404 f. 602. 622. 626. 636. 644. 800. 810 812. 829.
Niſſel Franz 366.
Novalis Fr. 19. 152 155. 157. 370. 589. 653.

Oberkirch Baronin von 819.
Oeglin Erhart 189.
Oelwie 139.
Oehlenſchläger A. 587. 598.
Oelinger A. 385. 412. 592.
Oper 126 (Danzig). 594. 641 (Hamburg).
Opitz M. 414. 549 f. 595. 627. 628. 657. 678 f. 813.
Oſer Fr. 176.
Oſius Hier. 257.
Oſſenfelder H. A. 198.
Oſſian 142. 379. (587).
Oſterreich. Erzherzog Ferdinand („Speculum vitae humanae") 470–471.

Österreich. Franz Joseph I. 633.
Josef II. 76. 388. 621. 756. 760. 803.
Erzherzog Johann 362. 373. 394. 824.
Maximilian von Mexiko 366.
Kronprinz Rudolf 196.
Otfried 223.
Otto-Peters Luise 653.
Otway Thom. 360. 812.
Overbeck J. Fr. 362. 572.

Pachler F. 620.
Palacky Fr. 821.
Paoli Betty 179. 425.
Paracelsus Th. 29. 33.
Paradis Therese 204.
Passionsspiel, Maihinger 359.
„Patriotische Gesellschaft" (Schweizer) 686 f.
Paulmann J. L. 93.
Pauli Joh. 53. 726.
Paulsen 125.
Paulus Diaconus 53.
Paulus Ed 668
Percy Th. 379.
Pestalozzi J. H. 182. 184. 599. 600.
Pfeffel G. K. 204. 480. 493—500.
Pfizer P. 564. 666.
Pflanzenfabel 593.
Philhellenismus 184. 334. 387.
Philippi K. F. 593.
Philippson L. 653.
Pico de Mirandula 38.
Pichler Adf. 179. 369. 635.
Pichler Caroline 176.
Pichler P. 118.
Pistor 516.
Platen A. Graf von 24. 191. 194. 387. 572. 608. 613. 625. 629. 653. 800. 811.
Plattdeutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts 596.
Pleier 445.
Plautus 49. 51
Pope A. 139. 140. 171
Posner M. 548
Prattiken Litteratur des 16. Jahrhunderts 26 ff. 37 ff. 726. Vgl. Nas 226 ff. und Fischart.
Preußen. Prinz Heinrich von 681 ff.
Priamel 380. 591.
Primic J. 819.
Prior M. 139. 170. 167 f. (Wieland). 658.
Protesch-Osten Anton Graf von 363 373. 824.
Prosa, rhythmische des 18. Jahrhunderts 595.
Prutz Rob. 367. 370.
Publicistik, deutsche (17. Jahrhundert) 399.
Pufendorf S. 199.
Pulszky Franz 529.
Puschmann Adam 596.
Putbus M. U. von 176.
Pyrker L. 421.

Quevedo 129.
Quistorp Charlotte Maria (Arndts Frau) 476.

Rabelais J. 25. 28. 43 f. 129. 228. 237. 238 f. 251.
Rabener G. 93. 657. 681—685.
Rachel Joachim 414
Racine Jean de 224. 508. 509. 588.
Radlof J. G. 172.
Radnitzky August 120. 121.
Radowitz J 574.
Raffael 149.
Rahel siehe Varnhagen.
Raiс Joh. 819.
Raimund F. 635 813.
Rambach Fr. E. 109.
Ramler K. W. 171. 682.
Rapin R. 170.
Rapp A. M 318.
Rasch Joh. 810.
Rask R. Chr. 593.
Ratschky J. F. von 731.
Raue J. 124.
Rauner Fr. 176.
Rauscher E. 423.
Rautenstrauch Joh. 420.
Rebmann A. G. F. 415.
Recke Elise von der 586.
Redwitz O. von 425. 814 819.
Refrain 1 -24.
Regnart Joh. 470.
Rehberg Fr. 293.
Reich Phil. E. 171.
Reichardt J. Fr. 334.
Reilly F. J. von 376.
Reimarus H. S. 192. 830.
Reinhard K. F. 333.
Reinhard F. V. 580.
Reinhold K. L. 176. 584.
Reisebeschreibungen 623.

Reisle J. J. 191 f. 682.
Reither Jos. 377.
Rellach Joh. 198.
Reuchlin J. 171.
Reumont A. von 574.
Reuter Fritz 17. 316—347. 425. 428. 596. 668. 802.
Reventlow Christian T. Fr. von 576—580.
Reventlow Friedr. Carl von 488 f.
Reventlow Johann Ludw. 580—583.
Reventlow-Stolberg Luise von 577. 581. 583—588.
Rennmann Leopold 248.
Ribbay 819.
Richardson S. 173 (Emilia Galotti).
Richter Jean Paul 161. 165. 171. 193. 362. 372. 424. 579. 586 (Urteil der Luise von Reventlow). 810. 835.
Richter Christoph Gottl. 132.
Riedel F. J. 147. 760.
Riehl W. H. 362. 613. 627.
Riemer F. W. 416
Riggi Maddalena 361.
Rijndorp 126.
Ring M. 425. 623.
Ringman 171.
Ringseis J. N. von 672.
Rinmann siehe Rennmann.
Rist Joh. 550.
Rizy Marie 179.
Robert V. 152 f.
Robert-Tornow W. 370.
Roberts A. 425.
Robinson, Robinsonaden 815
Rochlitz 111. 176. 366. 415
Rogers Sam. 535.
Rohde E. 709.
Rojas F. de 125. 633
Rollenhagen Georg 207
Rollett H. 215.
Roman d' Eneas 142.
Romanzenpoesie (Gleim bis Schiller 780.
Roose C. 808.
Roquette O. 177.
Rosenkranz K. 561.
Rosenplüt 171. 179
Rosegger P. 125. 608. 837.
Roth Sim. 182.
Rousseau J. J. 186. 198. 551 (H. von Kleist) 686
Rowe Elisabeth 139. 141.
Rückert Fr. 11. 15. 16. 18. 167. 173. 425. 609. 627
Rückert Luise 837.
Rupprecht Joh. B. 376.
Russel John 180.
Rymmann siehe Rennmann.

Saar Ferd. von 362. 371. 383. 653.
Sabatier François 361. 366.
Sabatier Unger Caroline 361.
Sachs Hans 53. 128. 171. 172. 366. 414. 429. 431. 607. 608. 609. 617. 629. 649. 726. 802 f.
Sachs Michael 393.
Sachsen-Weimar. Anna Amalia 617.
Karl August 169. 392. 585. 756.
Sophie 176. 178. 180. 361. 362. 367. 368. 393.
Šafařik (Schaffarik) P. J. 819—821.
Saiffert Andr. 593.
Saint-Hilaire Geoffroy de 699.
Salat Hans 840.
Salis-Seewis J. G. von 587. 420.
Sambaber E. 423.
Sammers (Schauspielertruppe) 126.
Sand George 354. 571. 792.
Sanders Daniel 174. 368. 369. 386.
Saphir M. G. 593.
Sapidus J. 56 f.
Sarasin 204. 362.
Saur Andr. 53.
Sautel 731.
Savonarola 38.
Scarron P. 125.
Schack A. F. Graf von 426. 653.
Schadel M. 121.
Schaffarik (Šafařik) P. J. 819—821
Schall K. 112.
Schatzgeyer K. 801.
Scheffel J. V. von 189 (1921). 206. 363. 426. 597. 797. 838.
Scheffler J. (Angelus Silesius) 114. 629.
Scheffner J. G. 170. 371. 399
Schelling F. W. J. von 404. 570. 624. 660.
Schelling Karoline siehe Karoline Schlegel
Schelver Gervinus Victoria 166.
Schenkendorf G. H. 647. 808.
Scherer Wilh. 204. 796. 841.
Scherffer Wenzel 320.
Scherzer Franz 554.
Schiebeler D. 107. 300.
Schill J. H. 475 (Anmerkung).
Schiller Charlotte 596.
Schiller F. von 24. 168. 173. 186. 191. 198. 343. 366 (Hochzeitsbrief). 415

(Ehrlich). 420. 428. 579. 595. 596 (Adel). 629. 650. 663 ff. 668. 694. — 141 Young. 154. 156 Heine. 171 Wielands Einfluß 176 Ther. Huber. 268 Prior. 324 Gotter. 334 Hase. 420 Kant. 589 Carlyle. 593 Französische Revolution. 559, 560 f. Schink. 582 Charl. Schimmelmann. 585 Luise Stolberg-Reventlow. 652 H. von Kleist. — Briefe: 171 Griesebach. 177 Garve. 169 (Jonas). 410. 420. 627 Bieweg. — Gespräche: 191. 268 über „Musarion". 169 Aesthetik. 780 f. 785 (Tieck). 797. 802. 810 (Standbilder). 809 (Plutarch). 835.

Gedichte.

Culturhistorische Lyrik 182. 599.
Philosophische Gedichte 420.
Erwartung 594.
Geheimnis 594.
Glocke 268.
Glück 594
Götter Griechenlands 142. 486. 694.
Kraniche des Ibycus 796.
Resignation 594.

Dramen.

650. 371. 629.
Cabale und Liebe 595. 610.
Braut von Messina 420. 835.
Demetrius 410. 629.
Don Carlos 314—317. 592. 409. 646.
Jungfrau von Orleans 410. 420. 562. 595. 650. 812. 813.
Maria Stuart 410. 562.
Macbeth 420.
Räuber 557. 629.
Tell 173. 181. 195. 420. 595. 797.
Wallenstein 410. 593. 599.

Prosa.

Briefe über Don Carlos 317.
Geisterseher (Nachahmer) 562.
Naive und sentimentalische Dichtung 409.
Philosophische Briefe 796.
Thalia 485.
Metaphern 224 f.
Schiller G. 562.
Schilling Fr. G. 662.
Schimmelmann Charlotte Gräfin 580 f.
Schimmelmann Ernst Graf 577.
Schimmeyer J. Ch. 393.
Schink J. Fr. 539 f. 558 ff.
Schirmer Dav. 414. 547.
Schlegel A. W. von 176. 427. 505—511 (an Schleiermacher). 564. 837.
Schlegel Friedrich 109 f. 334. 383. 427. 506. 607. 657. 820.
Schlegel Joh. E. 170. 552.
Schlegel Karoline 176. 570. 819.
Schleiermacher F. D. E. 354. 404. 595 ff. 644.
Schleifer M. L. 376.
Schloenbach Arnold 720—724.
Schlosser J. Chr. 160. 166.
Schlözer K. von 821.
Schmelzkopf E. 427.
Schmid J. A. 377.
Schmid Ferd. von (Draumor) 427.
Schmidt Julian 723.
Schmolck Benj. 59. 379.
Schnaderhüpfl 117 ff. 157. 630.
Schnaase K. 166.
Schneekoppe, Komödianten auf der 58—63.
Schnell S. 651.
Schoch J. G. 414. 547.
Schonaeus C. 50. 52.
Schönaich Chr O. Freiherr von 170. 421. 538. 651.
Schönberg Frau von 365.
Schönbeck J. 378.
Schopenhauer A. 171. 353. 403. 404. 405. 601. 645.
Schosser A. 120. 121.
Schott S. 653. 813.
Schottky M. 151. 157.
Schradin J. 128.
Schreiber A. W. 360. 555. 558.
Schreyer Anton 731.
Schröder F. L. 295. 296 f. 308. 539. 765 ff.
Schubart Chr. Fr. D 139. 662 f. 665 ff. 682.
Schubart Sybille 577. 580.
Schubert Franz 178 215. 361. 401.
Schubert G. H. 157.
Schuckmann F. Freiherr von 650. 379.
Schulkomödie, Straßburger 48—58. deutsche 816.
Schwab G. 665 ff.
Schumann Clara 368.
Schumann R. 362 373. 592. 638. 812.
Schwaben, Deutsche Litteratur in 659—669.
Schwenckfeld C. 414.
Scott W. 589.

Sealsfield-Poſtel Ch. 179. 181. 359. 383. 635.
Seckendorf Freiherr von 109.
Sedaine M. 296.
Seeber J. 197.
Seeger L. 667.
Seidenſticker G. F. 179. 360.
Seidl J. G. 118. 800.
Semper Gottfr. 363.
Sénancour E. P. de. 571.
Seneca 55.
Seume G. 173. 333. 481. 501 f. 835.
Sextro H. Ph. 293. 309.
Seybold D. Ch. 132.
Seyler A. 295 ff. 765 ff.
Shaftesbury A. A. C. von 758.
Shakeſpeare W. 143. 172. 180. 222. 291. 354. 359. 556. 582. 598. 630. 633. 652. 768. 785. 818. 837.
Sherlock 139.
Siegfriedſage 356 f. 609. 796.
Soden Fr. J. H. Reichsgraf von 554. 556 f
Sonnenfels J. von 179. 388. (552). 593.
Sömmering Th. 144.
Sonnet 6.
Sophocles 50.
Spangenberg W. 48. 52 f. 54. 649.
Spanien, Antheil an der deutſchen Litteratur 815.
Speculum vitae humanae 470 f.
Spee Friedrich von 834.
Spinoza B. 697. 811.
Spitteler K. 371.
Spohr L. 626.
Sporck J. A. von 61.
Staël Anna Louiſe Germaine von 339. 384. 508. 697.
Stägemann F. A. von 647.
Stahl Fr. J. 613.
Stahr A. 366.
Stanze 6.
Staub Joh. 118
Steffens H. 176.
Steigentesch J. Fr. 167.
Stein Charlotte von 587. 596. 835
Stein Friedrich von 596.
Stein Freiherr vom 370. 613.
Steinhöwel H. 215. 591.
Steinle E. von 572 f.
Stelzhammer F. 118. 120.
Stenzel G. A. H. 792 ff.
Stephani Clem. 54.
Stephanie der Jüngere 296. 552. 768.
Steub Ludwig 530.
Stelbe Joh. Caſp. 607.
Stichauer J. von 393.
Stieler Caſp. 536. 546—551.
Stifter A. 383. 616. 635.
Stjernhjelm 319.
Stolberg Chr. Graf von 577. 581. 583. 587. Vgl. 560. 594.
Stolberg Fr. L. Graf von 142. 154. 176. 570. 577. 586. 587.
Stolberg Katharine Gräfin 578.
Stolberg Luiſe ſiehe Reventlow.
Stoppe Dan. 59.
Storm Th. 368. 427.
Stratimirović Stephan von 819. 821.
Strauß David Fr. 347—355. 637.
Strauß Wilh. 350.
Sturm- und Drang (in Fauſt-Dichtungen) 551—565. 379 (Fielding). 173.
Sturz H. P. 415. 766 ff.
Sudermann H. 225. 363. 427. 624. 686.
Sulzer J. G. 682. 686. 693.
Suppan Jacob 819—821.
Sybel H. von 203. 574.

Tabernaemontanus J. 39.
Tabula Peutingeriana 394.
Tagebuch, Entwicklungsgeſchichte 811.
Talvj (Thereſe Albertine Luiſe von Jacobs) 651.
Tandler J. 423.
Tauentzien F. B. G. Graf von 594.
Taylor William 379.
Teerſtegen G. 414 f.
Tellſage 427.
Telmann Conr. 367. 427.
Tennyſon A. 172.
Terenz 49.
Teufellitteratur des 16. Jahrhunderts 197.
Teutleben Caſp. von 671.
Textor Anna Margarethe 140.
Textor J. W. 140.
Textor (Goethes Vetter) 318.
Theater (Schauſpiel, Schauſpieler) 401—402. 642.
Aachen 200.
Breslau 401.
Crefeld 807.
Danziger Theater (16. und 17. Jahrhundert) 123—126.
Gothaer Hoftheater 764 ff.
Hamburger National Theater 764 ff.

Hannover 295—301. 767.
Klausenburg 828.
Köln 202. 401.
Kurpfalz 807.
Straßburger Schulkomödie 48—58.
Stuttgarter Hoftheater 623.
Warmbrunn 200.
Weimar 767.
Wien: Aufführung Goetheſcher Dramen 177. Theatercenſur 179. Volksbühne, Schikaneder-Theater 215. Weilen, Geſchichte 401 f. Theater: 402. 621. 626. 629. 635. 812. 828.
Faſtnachtſpiele 629.
Paſſionsſpiel 202.
Puppentheater im 18. Jahrhundert 201.
Böhmerwald-Volksſchauſpiele 411.
Steiriſche Bauernkomödien 389.
Tiroler Volksſchauſpiele 179 f. 370.
Vgl. 58 ff. 617. 625. 813.
Thierfabel 368.
Thomaſius Chr. 199. 213.
Thomſon J. 80. 494. 582.
Thümmel A. W. von 198.
Thun-Hohenſtein Leo Graf 394.
Thüring von Ringoltingen 605.
Thurneiſſer L. 254.
Tieck L. 19. 109. 142 (Young). 152 ff. 216. 427. 564. 626. 784—787. 837.
Tiedge Chr. A. 796.
Tirolerin, in der Litteratur des 18. Jahrhunderts 198.
Tobler Sal. 384.
Todtengeſpräche 127 f.
Todtentanz, Berliner, Lübecker 175.
Toland 139.
Told F. X. 731.
Tracht, deutſche 115 f. 647. 832.
Treitſchke Georg Fr. 377.
Treitſchke H. von 183. 203. 623. 625.
Trenck J. F. von 132.
Trierer Liederhandſchrift 189.
Trimmel E. 215.
Truber Pr. 264.
Tſcherning A. 414.
Türkenlieder des 16. Jahrhunderts 818.

Uhland L. 16, 18 (Refrain). 173. 181. 193. 372. 410. 427. 428. 430. 597. 606. 807 f. 622. 625. 635. 647. 661. 665 ff. 669. 787 f. (Tagebuch). 799.
Uhlich 126.
Ulmer J. C. 57.
Unzer L. A. 142.
Uſteri P. 176. 177. 365. 387.
Uz J. P. 141. 211. 335.

Vairaſſe d'Allais 80 f.
Vallet J. J. M. 360.
Varnhagen von Enſe K. A. 331 f. (Briefwechſel). 343. 386. 585. 592.
Varnhagen von Enſe Rahel 154. 331 f. 585. 592.
Veit Moriz 393.
Velten J. 125. 126.
Veltheim W. von 393.
Venedey J. 516. 522.
Verlaine P. 341. 608.
Vieweg Fr. 617.
Villers Ch. de 172. 176.
Viſcher Fr. 348 f. 353 f. 664 ff. 668.
Vitzthum von Eckſtädt Karl Friedrich Graf 574.
Vogl Carl 344. 365.
Vogl J. N. 193.
Vogt Nic. 555. 558.
Voigt C. G. von 171. 176. 384.
Voith Valentin (Meiſterſinger) 805.
Volckmann Anna Helena 638.
Volkskunde ſiehe Bibliographie.
Voltaire F. M. A. de. 127. 198. 296. 553. 684. 766 f.
Vondel Jooſt van den 728.
Vorauer Moſes 443.
Voß Joh. H. 142. 165. 176. 372 (Luiſe). 511. 578, 582. 796.
Voß Jul. 112. 133. 558 f.

Wagner F. L. 326.
Wagner H. L. 141.
Wagner Richard 171. 324. 354. 362 f. 367. 369. 371. 372. 595. 624. 625. 626. 627. 641. 642. 810. 912. 819. 837.
Wagner Sylveſter 427.
Waiblinger W. 141. 364. 387. 666. 668.
Waimer Ph. 124.
Waitz G. 613.
Waldenſer 184.
Wallenſtein (in der Dichtung) 169. 628
Warton Th. 139.
Wasmann Friedrich 371. 572.
Watt Benedict von 596.
Wattenbach Wilh. 199. 808.
Weber F. W. 172.
Weber K. J. 612.
Weber K. M. von 171.

Webster John 597.
Wedherlin G. R. 414.
Wegele Franz X. 429—430.
Wegelin Jac. 132. 274.
Wegener W. G. 569—570.
Weidmann Paul 552. 553. 554 ff.
Weiermann 26. 47. 226 ff. 239 f. 242 f.
Weill A. 361.
Weise Chr. 167.
Weiß S. A. 367.
Weiße Chr. F. 276 296 298. 300. 580. 581. 683. 766 ff.
Weizsäcker J. 613.
Welcker Fr. G. 797.
Wendt Karl 576 f.
Werner Zach. 19. 509. 542. 589. 797.
Wernicke Chr. 171.
Werthes Fr. A. Cl. 421. 630.
Wessenberg J. Frhr. von 394.
Westenrieder L. 191.
Weschel L. M. 377.
Weytenfelder Hans 622.
Widenmann A. 56.
Widersprüche in Dichtungen 433 ff. 461 ff
Widmann G. R. (Faust) 284 Anmerkung.
Wieland Chr M. 132. 145. 147 f. 170. 171 (als Dramatiker). 176. 178. 213. 335. 384. 399. 405 (Gespräche). 116. 476 (La Roche). 481. 482. 501. 582. 585. 596. 606. 617 (Briefe). 658. 663 ff. 754 ff. (Einfluß der Cyropädie). 779. 813. 819 f 835 (Sterne).
Agathon 279. 282. 286. 693.
Alceste 290.
Anti Ovid 288.
Empfindungen eines Christen 274.
Goldener Spiegel 87.
Hermann 651.
Hymnen 85 f. H. an die Sonne 80—87.
Lucian Uebersetzung 288.
Musarion (Quellen) 267—290.
Nadine 269.
Oberon 421 619.
Sympathien 274.
Uber Bodmers Noah 81.
Wienbarg L 654.
Wiesel Pauline 331.
Wildenbruch E. von 428.
Willamow J. G. 371.
Wimpheling J. 169. 209.
Winckelmann J. J. 586. 591. 780. 803. 836.
Winklern J. B. von 378.
Wißhofer F. X 378.
Wit-Dörring J. F. 333. 361.
Wolf Ferd. Jos. 377.
Wolf Hieronymus 170.
Wolff Christian 406.
Wolff Pius Alex. 176.
Wolfram von Eschenbach 178. 223. 445 463. 465 f.
Wolfrum H 512—528.
Wolter Charlotte 178. 402. 598.
Woltmann K L. 570.
Wolzogen Karoline von 586. 371.
Wordsworth W. 589.
Wörterbücher 733 f.
Wöpel K. 377.
Wurm 141.
Würtemberg. Ludwig von 258 f.
Wunderhorn 593.

Xenophon 754 f.

Young E. 137—144.

Zachariae J. F. W. 129. 141. 170. 172. 335.
Zarncke Fr. 384.
Zedlitz J. Ch. Fr. v. 179. 387. 388. 400
Zedwitz-Liebenstein Graf 140.
Zeitschriften:
Philologische und litterarhistorische 168 ff 591 ff. 795 ff.
Pädagogik 181 ff. 598 ff. 799 f
Philosophische 185 ff. 600 f. 800.
Theologische 186 ff. 601 f. 800 f
Kunst, Musik 188 f. 603 f.
Bibliothekswesen 189 f. 604 ff.
Akademieschriften 190 ff. 606 ff. 802
Volkskunde 192 ff. 608 ff. 802 f.
Geschichte 196 ff. 612 ff. 803 f.
Localhistorische 200 ff. 615 ff. 805 f.
Belletrist. u. pol. 361 ff. 623 ff. 810 ff.
Ungarische 629 f.
Zeitungswesen: Posener 210. Allgemeine Zeitung 393 f.
Zeller Ed 318 f 361.
Zellweger 658.
Zelter K. Fr. 594.
Ziegler Caspar 649.
Ziegler F W. 114.
Zimmermann J. G. 269. 273. 275 ff 288 596. 689. 690. 693.
Zinzendorf N. L. Graf von 134—137.
Zollikofer G J. 582. 587.
Zrinyidramen 421.
Zschokke H. 597

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Fünfter Band

Viertes Heft

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 15 Bogen, welche einen Band bilden.
Preis des Heftes M. 4 = fl. 2.40, des Bandes M. 16 = fl. 9.60.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1898.

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Wilhelm Lang

Paul Nikolaus Cossmann

Miscellen.

Emil Horner

Recensionen und Referate.

(H. Wunderlich)

(R. Hamann)

Herchner, Die Gymnopädie in Wielands Werken (Gustav Wilhelm in Pola) 754
Schröter und Thiele, Lessings Hamburgische Dramaturgie (Rudolf Fürst in Prag) 760
Schlösser A., Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne (Franz Spina in Mährisch-Neustadt) 764
Wolff E., Goethes Leben und Werke (Georg Witkowski) . . . 769
Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. Erster Band. (Georg Witkowski) 774
Thalmayr, Goethe und das klassische Altertum (Johannes Niejahr in Halle a. S.) 778
Bischoff, Ludwig Tieck als Dramaturg (Richard Rosenbaum in Prag) 781
Hartmann, Uhlands Tagebuch 1810–1820 (Ernst Müller in Tübingen) 787
Betz, H. Heine und Alfred de Musset (Oskar F. Walzel in Bern) 788
Stenzel K. G. W., Gustav Adolf Harald Stenzels Leben (O. Weber in Prag) 792

Bibliographie.

1. Zeitschriften 795
Darin kurz besprochen:
Paulus, Kaspar Schatzgeyer (J. Loserth in Graz) . . . 801
2. Bücher 814
Darin kurz besprochen:
Schneider, Spaniens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts (Wolfgang von Wurzbach in Wien) . 815
Wegele, Vorträge und Abhandlungen 819
Jagić, Neue Briefe von Dobrowsky, Kopitar und anderen Süd- und Westslaven 819
Schlossar, Briefwechsel zwischen Erzherzog Johann Baptist von Österreich und Anton Graf von Prokesch-Osten 824
Zum 24. Juni 1898. Goethe und Maria Paulowna 834
Hassencamp, Der Düsseldorfer Philosoph F. H. Jacobi und sein Heim in Pempelfort 835
Zeitteles A., Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter . . 836

Nachrichten 838
Jakob Bächtold. Nekrolog. Von Erich Schmidt in Berlin . . 838
Berichtigung 845
Register. Von Franz Spina in Mährisch-Neustadt 846

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Smichow bei Prag 586.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte

Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von

Dr. J. W. Nagl und **Jakob Zeidler**

Docenten für deutsche Sprache an der k. k. Universität zu Wien. — k. k. Professor am Staats-Obergymnasium im III. Bezirke

Mit 22, theilweise farbigen Beilagen u. 120 Abbildungen im Text.

In elegantem Original-Leinwand-Einband mit Farben- und Goldpressung.

Preis fl. 12.

Die **„Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte"** ist in ihrer Art ein **vollständig neues Buch**, das auf **ernster wissenschaftlicher** Arbeit gegründet ist. Sie zeigt, dass die **deutschen Ansiedler des Ostlandes** nicht nur das deutsche Stammland gegen die Anstürme des Ostens jederzeit tapfer vertheidigt, sondern auch regen Antheil an der **geistigen Entwickelung** Deutschlands genommen haben und auch auf dem Felde deutscher Dichtung herrliche Früchte hervorbrachten. Die **Existenzberechtigung dieser „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte"** wird niemand mehr bestreiten können; sie war eine **Nothwendigkeit.** Ist es doch bekannt, dass in den allgemein deutschen Literaturgeschichten die literarischen Arbeiten Österreich-Ungarns mit Unrecht sehr stiefmütterlich und geringschätzend behandelt sind.

Digitized by Google